Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX 799P E

KPH 9001

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

EDWIN CONANT

(Class of 1829)

OF WORCESTER, MASS.

A fund established in 1892, the income thereof to be applied to the benefit and increase of the College Library.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Neunundsiebzigster Band.

(Nr. 1—26.)

Künstler-Verein.
Bibliothek:
Eb 14
BREMEN

Berlin 1911.
Hermann Hillger Verlag.

Digitized by Google

KPH 9002

HARVARD COLLEGE
SEP 15 1930
LIBRARY

Digitized by Google

Register.

Neunundsiebzigster Band.

Politisches und Sozialpolitisches. Seite

*** Annus Domini 1910 † 1
*** Es wird zuviel telephoniert 17
*** Der erste Schnee 37
*** Moabit 57
*** Der Sprung ins Dunkle 77
*** Das Problem der Reichslande 97
*** Das moderne Mittelalter 117
*** Die Spreepräfektur 137
*** Die Methode des Kanzlers 157
*** Zeichen der Zeit 177
*** Antimodernismus 217
*** Der Mann für alles 237
*** Der Tragödie zweiter Teil 257
*** Kulturkonservatismus 277
*** Das Barometerparlament 297
*** Champagnermoral 313
*** Phantasie und Perspektive 329
*** Es war einmal ein Gedanke 345
*** Der parlamentaristische circulus vitiosus . . . 361
*** Das fette Lachen 377
*** Blöcke 393
*** Der Zug nach rechts und der Ruck nach links . 409
*** Kaiser, Kanzler und Konservative 425
*** Herr v. Kiderlen am Scheidewege 441
*** Die Macht des Hansabundes 457
—t×, Elsaß-Lothringen und die Süddeutschen . . 269
Alsaticus, Entwicklungsstadien der reichsländischen Verfassung und die Stellung Elsaß-Lothringens im Reiche nach dem neuesten Entwurf . . 79. 99
Corbach, Otto, Kanada und die asiatische Auswanderung 59
— Internationale Politik 138
— Rußland und China 179
— Türken und Araber 278
— Die Konkurrenz slavischer Arbeitskräfte 362
— Der französische Anarchosozialismus 459
Elwert, Dr., Von der Anti-Duell-Liga 39
Flöcher, Adolph v., Chinas Zukunft 119
Friedegg, Dr. Ernst, Kleine Erinnerungen aus großer Zeit 209
Germanicus, Die Stetigkeit der Ostmarkenpolitik . 219
— Die „jungkassubische Bewegung“ 298
Lux, Jos. Aug., Winzertragödien 378
Mackay, Dr. Frh. v., Neue Rhythmen im Balkanwirrwarr 238
— China und England, Tibet und Jünnan . . . 347
Potthoff, Dr. Heinz, M. d. R., Wiederkäuer . . 2
— Die zwei Seiten der sozialen Frage für die erwerbstätige Frau 314
Prehn-v. Dewitz, H., Österreich-Ungarns Flottenprogramm 1911 258
— Die Herren Albaniens 330
— Das verkannte Serbien 442
Schlaikjer, Erich, der wirtschaftliche Kampf der Schauspieler 284
Tersites, An das Publikum von Athen 188
Wirth, Dr. A., Mongolei und Mandschurei . . 19

Militärisches. Seite

Bleibtreu, Karl, Goeben und Faidherbe . . . 40. 61
† Zur Reserve-Offiziersfrage 426
Dietmar, Gust., Der pekuniäre Gesichtspunkt bei Wahl der Offizierslaufbahn 198

Rechtswissenschaft und -Pflege.

Elwert, Staatsanw. Dr. Paul, Der deutsche Richter 221
Ganter, Rudolf, Der Warenhausdiebstahl . . . 63
Pollaczek, Dr. M., Referendars-Prüfungen . . 369
Stammer, Georg, Rechtsbrecherische Frauen . . 353
— Jugendgefängnisse 410
Zadow, Dr. F., Der Kolonial- u. Konsulargerichtshof 394

Medizinisches.

Urstein, Dr. med. M., Über neuere biologisch-medizinische Probleme . 159. 180. 200. 223. 242. 261

Astronomie und Chemie.

Brandt, Emil. Mond und Wetter . 73. 113. 155. 235 274. 310. 326. 358. 374. 422
Bürgel, Bruno H., Die Sonne als Kraftquelle der Zukunft 140
Neuburger, Dr. Albert, Die Synthese der Edelsteine 282. 300
Rueß, Dr. Anselm, Der Prophet unsres Zeitalters. Zu Bacos von Verulam 350. Geburtstag 102. 125

Erd- und Völkerkunde.

Brandt, Emil, Die Flutwelle in Flußmündungen . 399
Carthaus, Dr. E., Goldlager in Deutschland . . 280
Rott, Edmund zu, Arabische Hochzeit 189

Zoologie und Botanik.

Carthaus, Dr. Emil, Über den sogenannten Mumienweizen 430
Guenther, Dr. Konrad, Unsre Tierwelt einst und jetzt 81. 100

Handel und Geldwesen.

Heinemann, Ernst, Die Prüfungspflicht des Aufsichtsrats 42. 65
Mercator, Ein „Attentat“ auf die Börse 158
— Aus der Finanzwelt 34. 72. 254. 438
Stendal, Friedr., Die Überschwemmung Deutschlands mit fremden Wertpapieren 382

Sprachwissenschaftliches.

Everth, Dr. Erich, Etwas von Dialogen 204
Friedegg, Dr. Ernst, Wustmann 44
Riesenfeld, Dr. Paul, Der Dritte 208

Erziehungswesen.

Guggenheim, Dr. Ernst, Ein Volksfeind . . . 123
Hoche, Rektor P., Die Bedeutung der Landerziehungsheime 121
Matzdorf, Paul, Über Jugend- und Volksbühnen . 5

Digitized by Google

Seite

Neumann, Oberstabsarzt N., Aus der sozialen Hygiene 415
Stammer, Georg, Prügelstrafe 4

Philosophisches.

Kurtz, Rudolf, Journalismus und Weltanschauung 45
Schneidewin, Prof. Dr. Max, Wieder ein Prophet neuer Religiosität 315. 332

Biographisches.

Benzmann, Hans, Martin Greif 285
Wirth, Dr. A., Carlyle 108

Kulturgeschichtliches.

Geiger, Prof. Dr. Ludw., Berlin und die Berlinerin 20
Korrodi, Dr. Eduard, Berlin und die Schweizerdichtung 350
Schaukal, Richard, Andreas v. Balthesser . 446. 463
Schur, Ernst, Theater und Kultur 432

Literaturgeschichtliches.

Bücher des Jahres 1910, Die, IV. . . 7. 25. 66. 84
Ebner, Th., Neue Schwabenbücher 366
Fränkel, Dr. L., Ludwig II. von Bayern in der Literatur und die Literatur über ihn 461
Geiger, Ludwig, Zur Technik der Novelle . . . 317
Ježower, Ignaz, Der Narr in Christo Emanuel Quint 83
Jockisch, H. R., Dickens als Gatte 104
Klemperer, Victor, Leo Sternberg 334
Lyon, Martin, Heinrich Heine 142
Regener, Dr. Edgar Alfred, Wilhelm v Scholz . 302
Rueff, Dr. Anselm, John Henry Mackay als Lyriker 415
— Neuland 448
Schlaikjer, Erich, Ein süddeutscher Träumer . . 245
Strobl, Karl Hans, Hermann Bahr, der Österreicher 165
Wien, Alfred, Nordische Volksmärchen 187
Wurzbach, Dr. Wolfg. v., Ein katalaunischer Roman 146

Musikwissenschaftliches.

Hn., Dr. A., Bachkonzert des Philharmonischen Chors 232
Schreiber, Adolf, Richard Wagner und das Ende des Musikdramas 183
— Erich Wolfg. Korngold 250
— Mahler in memoriam 397

Bildende Kunst und Kunstgeschichte.

Abeking, Herm., Schwarz-Weiß-Ausstellung der Berliner Sezession 22
— Ausstellung der Berliner Sezession 1911 . 348. 364
— Große Berliner Kunstausstellung 1911 428. 444. 460
Blümlein, Carl, Eine chinesische Kunstgeschichte . 288
Everth, Dr. Erich, Etwas vom Randstrich in der Graphik 336
Lorenz, Felix, Lionardo 142. 162
Schlaikjer, Erich, Ein Protest deutscher Künstler . 413
Wantoch, Dr. Hans, Wiener Hagenbund 150
— Die Wiener Sezession 384

Novellen, Erzählungen, Skizzen.

Altheer, Paul, Der Einsiedler 227
Bethge, Hans, Die Courtisane Jamaica . . 305. 319
Eichstaedt, Traude, ... daß auch viele Wasser sie nicht mögen auslöschen . . 419. 434. 450. 465
Fredrik, Lothar, Die Geige 248
Friedrich, Paul, Der Weg zum Ruhm 290
Hallström, Per, Carneola. Deutsch von Marie Franzos 338. 354
Heilborn, Dr. Adolf, Wandern und Reisen . . 260
Lux, Jos. Aug., Fräulein Schwabing 106
Richter, Werner, Das Fehlende 205

Seite

Scheerbart, Paul, Das Gespensterfest 12
Schmidt, Erich K., Zirkus 88
— Die unzufriedene Stimme 370. 386
Schussen, Wilh., Höschele, der Finkler II. III 10. 27
Seeliger, Ewald Gerhard, Quirinus Kuhlmann der Prophet 127. 148. 168
Stoeßl, Otto, Die heilige Kümmernis 266
Wiener, Oskar, Die Schanzenliese 49. 67

Gedichte.

Brod, Max, Drei Gedichte 106
Busch, Wilh., Zum Neujahr 9
Heller, Leo, Zwei Gedichte 27
Johnsen, Arrien, Drei Gedichte 227
Koch-Schicht, L., Zwei Gedichte 266
Knodt, Karl Ernst, An Michelangelo 247
Kunze, Wilh., Nächtliche Angst 338
Lucka, Emil, Sommernacht 205
Luntowski, Adalbert, Silvestercarmen 9
Oehler, Rich., Wahrheiten 168
— Wahrheiten 434
Paasch, Hartmut, Stimmung 354
Picard, Jakob, Zwei Gedichte 67
— Der Jüngling, noch voll Schwermut 370
Rudorff, Hanns, Drei Gedichte 168
Schaeffer, Albrecht, Drei Gedichte an die Entfernte 450
Schmidt, Erich K., Zwei Gedichte 148
Schüler, Gust., Drei Gedichte 289
Schussen, Wilh., Zwei Gedichte 127
Silbergleit, Arthur, Zwei Gedichte 319
Thummerer, Hans, Zwei Gedichte 49
— Narrenlied 418
Wagner, Christian, Zwei Gedichte 305
— Bilder aus Italien 385
Walter, Robert, Vier Gedichte 87
— Der Prophet und die Tänzer 402

Aus den Theatern.

30. 70. 89. 110. 129. 153. 171. 192. 211. 233. 251. 271. 291 307. 387

Randbemerkungen.

14. 33. 52. 71. 90. 112. 132. 154. 172. 193. 213. 234. 252 273. 292. 308. 322. 340. 357. 372. 389. 404. 421. 437 453. 466
Menippus, Lanx satura aus Bayern: 29. 51. 109. 151 210. 230. 270. 321. 356. 388. 404. 436. 466
Scheerbart, Paul, Reformation 35
— Merkwürdige Sitten bei den alten Assyrern . . 55
— Des Kaisers Fluch 73
— Die Nova 93
— Vor Sonnenaufgang am Euphrat 114
— Die Macht des Unsichtbaren 134
— Das Perpetuum mobile in der Natur 155
— Ein Ornament-Museum 175
— Der ächte Patriotismus 195
— Staats-Photographen 215
— Der Flammentod des Satirikers 255
— Die Entstehung unsres Sonnensystems 275
— Alter Schauspieler, Shakespeare und die Bierrede 311
— Die Bequemlichkeits- und die Geschäftsweisheit in der Architektur 326
— Die Religionen auf Stern Erde und der gutmütige Pastor 343
— Das Universum und die menschliche Philosophie 359
— Hebel und Schiebel 375
— Der Fortschritt im Luftmilitarismus 391
— Der neue Jupitermond 407
— Ebbe, Flut und Atmosphärendruck der Weltkörper 438
— Die Revolution in der Architektur 455

Neue Bücher.

16. 35. 55. 74. 94. 116. 135. 156. 176. 196. 236. 255. 294 312. 328. 424. 439

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 1. Berlin, den 1. Januar 1911. 40. Jahrgang Band 79.

Annus Domini 1910 †.

Wir sehen das Jahr 1910 getrost von hinnen scheiden und sagen mit Gelassenheit: Es ist nicht viel daran verloren. Im Grunde wars ein langweiliges Jahr, ereignislos und unerquicklich. Nicht daß wir undankbar wären. Sogenannte Sensationen haben wir hinreichend genossen. Passiert ist überhaupt genügend. Aber es war durchweg von negativer Art. An wirklich prominenten Ereignissen ist wenig zu registrieren. Der Stern, unter dem das Jahr uns aufging, war der Halleysche Komet und Chantecler hieß sein Hahnenschrei. Man könnte, weiß der Himmel, Astrolog werden, wenn man das bedenkt. So nichtig Chantecler mit aufgeblähtem Kamm die Welt mit seinem Krähen erfüllte, so spurlos ist der gute Halley an uns vorübergegangen. Hurra, wir leben noch, heißt die schwache Jahresrevue der Berliner. Tatsächlich, damit ist alles gesagt. Wir leben noch. Frag mich nur nicht, wie, aber wir leben eben, leben weiter, wie wir vor zwölf Monaten gelebt haben, dank dem Jahre 1910. In dieser Beziehung hat es den berechtigten Erwartungen entsprochen. Halleys Blausäure blieb uns erspart, und da innerpolitische Verödung wie Politik überhaupt für den homo sapiens kein Grund zum Sterben ist, da ferner das Dasein an sich, vergleiche Hamerlings Homunculus, den Willen zu seiner Verneinung niemals hinreichend begründet, so leben wir ebensogut und glücklich wie voriges Neujahr. Der Optimismus ist tot, es lebe der Optimismus! Wir werden uns am Silvesterabend als dieselben Menschen, die wir seit Jahrtausenden sind, mit ganz derselben, durch Wehmut verklärten Heiterkeit wie immer zurufen: Prosit Neujahr! Du sollst leben!

Einem Weltberühmten hat der Tod die Schale des Lebens aus der Hand genommen. Eduard VII. ist von der Bühne abgetreten. Aber er hatte schon vor seinem Tode seinen Frieden mit der Welt gemacht. Er hat viel erreicht und mehr gewollt. Als er sah, daß ihm die Fäden aus der Hand liefen, war er weise genug, das Ende seines Spieles selber einzuleiten. Wir haben ihm zu grollen Grund genug gehabt, aber wir verziehen ihm bereits, bevor uns sein Ausgang das de mortuis nihilnisi bene diktierte. König Eduards Tod könnte man als das bedeutungsvollste, weltpolitische Geschehnis des Jahres bezeichnen. Aus einem isolierten Inselreich hat er das England gemacht, dessen Einfluß über die Welt geht. Frankreich, Rußland, Italien, Spanien, Portugal, Norwegen, Japan, verlangt man von einem königlichen Staatsmann mehr, als diese weltverschiedensten Interessen mit seinem eigenen Lande in ein einheitlich verwobenes Netz intimer Beziehungen zu bringen? Und doch erwies sich das Netz als zu schwach, um den starken Vettern und Feind zu halten. An seiner eignen Superfeinheit zerriß es, als Deutschland und Österreich das Aehrenthalsche Annexionswagnis Schulter an Schulter durchhielten. Wir sind nicht rachsüchtig und wünschen nicht, König Eduard hätte die Tage der Potsdamer Entrevue erlebt — vielleicht waren sie auch zu seinen Lebzeiten undenkbar —, aber dort ist die positive Seite des Eduardschen Mißerfolges zuerst zutage getreten. Deutschland und Rußland, die mühsam Entzweiten, stehen wieder zusammen. Eduards Tod und die Potsdamer Entrevue, das sind zwei Seiten einer Medaille. Wir wollen sie dem Jahre 1910 dankbar aufs Grab legen.

Erwägt man, daß die freundlichen Beziehungen Deutschlands zur Türkei, die in der deutsch-türkischen Anleihe ihren Ausdruck gefunden haben, aufs engste mit diesen großen politischen Machtkämpfen zusammenhängen, so bleibt wenig Positives von der Auslandspolitik des letzten Jahres zu berichten. England stand zu Beginn in der schwersten Verfassungskrise und hat die zweite Auflage soeben erst begonnen. Das Resultat der Neuwahlen ist ziemlich dasselbe. Ein drittes Mal läßt sich selbst der Engländer nicht um ein und derselben Sache willen an die Wahlurne peitschen. Nun müssen die Regierungsparteien die Vetoresolutionen, Homerule und was sonst noch durchsetzen, sonst ist es aus mit ihnen. Aber sie stehen einem auf den Tod erbitterten Gegner gegenüber, und der große unberechenbare Faktor ist der König. Das Jahr 1910 fing mit Kampf an, das Jahr 1911 ist zu Beginn noch nicht weiter. Es wird lange dauern, bis Englands Verfassung zur Ruhe

Digitized by Google

kommt. Frankreich hat inzwischen die Krise des Eisenbahnerstreiks nur mit Mühe überwunden. In Amerika ist Teddy Roosevelt nach seiner geräuschvollen Weltreise in Zwist geraten mit seinem einstigen Schützling, und Taft hat den „Kaiser" der Vereinigten Staaten besiegt; aber der eigentliche Kampf um die Schutzzollpolitik wird erst folgen. In Portugal ist Manuel von einer „aufgeklärten" Republik zum Land hinausgejagt worden. In Spanien hat es weidlich und nachbarlich gegärt. Italien rüstet auf seine Turiner Ausstellung und sein großes Jubiläum. In Österreich-Ungarn mäht die nationale Krise Ministerien wie Heu. In Griechenland ist der Retter Venizelos mit angezweifeltem Erfolge an der Arbeit. Die Kreter kriseln obligat. Die Türkei war recht vernünftig. Die Albanesen schießen fleißig Löcher in ihre Gebirgsluft. Die Perser seufzen. In China will man modern werden, ist aber nach dem ersten Rausch bereits erheblich in der Klemme mit seinem Vorparlament. Südafrika gebiert ein kompliziertes Staatengebilde, von dem man noch nicht recht sagen kann, wie es wachsen, blühen und gedeihen wird. Dänemark sperrt seine Minister ins Zuchthaus. Finnland wird erwürgt, in Brüssel brannte die Weltausstellung und der große Tolstoj ist gestorben. Die Eskimos und die Japaner sind verhältnismäßig ruhig. Das sind die „positiven" Erträge des Jahres 1910.

Aber kehren wir die Augen nach innen, denn der Leib ist uns näher als das Hemd. Können wir etwa darüber klagen, daß wir vorwärts gekommen seien? Ich glaube nicht. Die Wahlreform war, um einen alten Ausdruck zu gebrauchen „ein totgeborenes Kind, welches sich im Sande verläuft". Bei den ihr folgenden Straßendemonstrationen sind tüchtig Sozialdemokraten gemacht worden. Der Reichstag ging öde auseinander, nachdem das preußische Abgeordnetenhaus ihm in sensationslosen Sensationen so erfolgreich Konkurrenz gemacht hatte. Dann kam der liebe Sommer und Bethmann Hollweg ergriff die Ministersäge, was man Revirement nennt. Aber die homines novi verhielten sich bisher ruhig. Erni Hohenlohe beging den Schwabenstreich eines dramatischen Verzichtes auf die zweite Vizepräsidentenwürde. Der Herbst rückte näher. Liebliche Prozesse à la Bruhn und Moabit hoben das politische Ansehen des Vaterlandes und bildeten eine erquickende Ouverture zu neuen Reichstagsorgien. Dann kam dieser Reichstag selber. Aber er hat die großen Aufgaben der Reichsversicherungsordnung, der Strafprozeßreform, der Schiffahrtsabgaben und der Elsaß-Lothringischen Verfassung dem neuen Jahre vorbehalten und begnügte sich in bescheidenster Weise zunächst mit einer Keilerei unter Kollegen, einer Keilerei, die zwar ohne Rücksicht auf den unmittelbaren Erfolg von statten ging, nicht aber nicht ohne Rücksicht auf das nächste Jahr. Die Reichstagswahlen sind die Formel des Verständnisses für unsre Situation. Wären sie es nicht, man müßte am gesunden Menschenverstand verzweifeln, an dem nicht zu zweifeln, schon an und für sich keine Kleinigkeit ist. 1910, 1910, das war kein Heldenstück von dir! Du hast die Parteimisere des deutschen Vaterlandes schlimmer gemacht statt besser. Sie griff seinerzeit vom Reichstag auf den preußischen Landtag über und hat von dort nur grimmiger noch zurückgewirkt. Hätte nicht Bethmann Hollweg am 10. Dezember die Balance über den Parteien wiedergewonnen, wir hätten außer Kiderlen Waechters Potsdamer Erfolgen gar keinen Lichtblick in unsrer deutschen Politik. Wenigstens diese beiden Dinge aber möchten wir als „positiv" registrieren, obwohl ja Bethmanns Gleichgewicht im Grunde etwas Selbstverständliches sein sollte. Außerdem muß erst 1911 es bewähren. Es beglückt uns ja schon das, wenn ein Kanzler wirklich auf beiden Beinen steht.

Um den Abend wird es licht sein. Überschaut man das sterbende Jahr, so wird man kaum die trostvolle Stimmung dieses schönen, alten Wortes empfinden. Es stirbt, wie so vieles stirbt, eben weil seine Uhr abgelaufen ist. Ob wir Neujahr 1911 von einer neuen Morgenröte sprechen werden? Wir wagen es nicht zu sagen. Aber einerlei, wenn Politik auch nicht mit Empfindung gemacht wird, das große Recht zum Optimismus lassen wir uns nicht nehmen, und wenn wir noch zehn 1910er Jahre erleben sollten. Wir kämpfen und leben und hoffen, so gut wir können und solange die Gegenwart uns gehört. Mag das Vergangene degoutant sei, die Gegenwart muß Lust zum Leben haben. Es gibt nur eine Welt, ob sie die beste oder die schlechteste aller denkbaren Welten ist. Das Dasein ist da und wir haben nun einmal in diesem Artikel nichts andres. Infolgedessen werden wir der Vergangenheit stets den Rücken kehren und immer gegenwärtig der Zukunft entgegengehen.

Wiederkäuer.

Von Dr. Heinz Potthoff, M. d. R. (Düsseldorf).

Die „Halle der Wiederholungen" hat Friedrich Naumann einmal den Reichstag sehr treffend getauft, mit einem resignierten Bedauern, daß es wohl so sein müsse. Der entgegengesetzten Meinung scheint Herr Scheidemann gewesen zu sein, als er bei der letzten Etatsberatung auf die Frage Lattmanns: „Weshalb haben die Herren in diesem Jahre das nicht wieder vorgebracht?" mit dem Zwischenrufe antwortete: „Wir sind eben keine Wiederkäuer!" Der neugewählte Vizepräsident hat

Digitized by Google

dafür einen Ordnungsruf erteilt. Mag man zugeben, daß die Form des Zwischenrufes etwas drastisch war, und daß die Absicht, den Gegner zu kränken, vorlag. Aber sachlich ist der Vorwurf des Wiederkäuens keine Beleidigung eines Abgeordneten, sondern höchstens eine Anerkennung richtiger Erfüllung der parlamentarischen Aufgabe. Denn das mehrmalige, das häufige, oder auch das unermüdliche Wiederholen einer Wahrheit gehört zum Wesen der Politik. Während der Mann der Wissenschaft nach Erkenntnis strebt und, sobald er eine Wahrheit öffentlich ausgesprochen hat, von hier aus nach neuen Ergebnissen forscht, will der Politiker eine Erkenntnis in Taten, in Gesetze und Verwaltungsmaßnahmen umsetzen. Und dazu muß er an den verschiedensten Stellen den verschiedensten Menschen denselben Gedanken immer wieder aussprechen, bis er Gemeingut einer genügend großen Gemeinde geworden ist. Er gleicht dem Prediger, der jahraus, jahrein seiner Gemeinde in immer neuer Nutzanwendung über den gleichen Grundgedanken predigt.

Die Kulturentwicklung verläuft für den Politiker gerade umgekehrt wie für den Gelehrten, Künstler oder Literaten. Diesen gibt die moderne Technik die Möglichkeit, den einmal ausgesprochenen Gedanken (sei er Wort, Bild oder Ton) Hunderttausenden zugänglich zu machen. Er darf sich nicht wiederholen. — Die Wiederholung seiner Gedanken zur Propaganda ist nicht mehr Wissenschaft sondern — Politik. Aber der Politiker muß um so mehr und um so häufiger sich wiederholen, je mehr moderne Technik und moderne Staatsverfassungen die Millionen zur Mitwirkung an den Staatsgeschäften heranziehen.

Ein Reichstagskandidat von 1911, der in jeder seiner Wahlreden etwas andres sagen wollte, ist rein technisch genau so unmöglich, wie einer, der in jeder Frage etwas andres wissen und vorbringen wollte als die andern. Dazu gibt es viel zu viele Versammlungen, zu viele Redner und vor allem zu viele Zeitungen. Das geschriebene Wort ist ja überhaupt ein schlimmer Nebenbuhler des gesprochenen. Seit die Presse so groß geworden, sind die Redner scheinbar soviel kleiner geworden; denn alles, was sie sagen, hat vorher schon ebenso oder besser in der Zeitung gestanden, und die Frage ist nur, ob der Redner selbst es hineingeschrieben hatte.

Aber ein Kandidat, der in allem seine besondere, abweichende Meinung hätte, oder der bei jedem Auftreten etwas Neues sagen wollte, würde auch unfehlbar durchfallen. Mit Recht, denn ein solcher Mann würde als Parlamentarier wirkungslos sein. Die Wähler wollen gar nicht immer etwas Neues hören, sondern das ihnen bekannte. Möglichst einfache, möglichst geläufige Wahrheiten. Wer die nicht bringt, wird vielleicht glänzende Versammlungen erzielen, aber bei der Abstimmung hinten bleiben. Wieder mit gutem Grunde. Denn die Volksmasse ist nicht nur außerstande, eine Fülle neuer Weisheiten gleichzeitig zu verdauen, sondern sie fühlt ganz richtig, daß damit nichts erreicht wird. Zur Zeit des Absolutismus war der Weg vom Gedanken zur Tat sehr kurz, und die Geschichte zeigt uns traurige Beispiele von ideenreichen Herrschern, die jeden guten Gedanken verwirklichen wollten und alles verdarben. Heute ist der Weg recht lang, weit und beschwerlich. Und manche Idee, die jedem ohne weiteres einleuchtet, findet trotzdem durch Menschenalter nicht ihre politische Gestaltung, weil sie das Träge, das Beharrende in allem Massendenken nicht zu überwinden vermag.

Der Politiker von heute darf höchstens einen neuen Gedanken haben — oder wenigstens vertreten. Und diesem muß er, jahraus, jahrein, in Wort und Schrift, in immer anderen Formen und Wendungen, bei immer neuen Gelegenheiten und Umständen, aber mit dem gleichen, auf eine möglichst einfache Formel gebrachten Inhalte Ausdruck geben. Wie einst der alte Cato in Rom sein Ceterum consea an jede Senatsrede, an jede Volksrede anschloß, bis nach tausend Wiederholungen, nach einer Reihe von Jahren Karthago vertilgt wurde.

Man braucht gar nicht weit zu denken, um sich zu überzeugen, wie langsam ein politischer Gedanke zur Tat reift. Daß der seit kaum zehn Jahren ernsthaft geforderte Plan einer staatlichen Pensionsversicherung der Privatangestellten jetzt „schon“ dicht vor der Vollendung steht, ist eine ungewöhnliche Erscheinung. Dieser „Siegeszug“ ist nur durch das Vorhandensein der Arbeiterversicherung, des österreichischen Vorbildes, durch besonders energische Agitation und durch günstige Umstände zu erklären. Und wieviel tausend und abertausendmal ist der gleiche Gedanke in diesen zehn Jahren von Hunderten von Rednern, in Hunderten von Zeitungen begründet worden. Ich persönlich habe mindestens in zweihundert Versammlungen und in fünfzig Zeitungen darüber gesprochen — und noch ebensoviele Aufforderungen ablehnen müssen. Andre soziale Pläne wachsen viel langsamer. Man denke nur an die Arbeitskammern, die vor vierzig Jahren im Reichstage beantragt, vor zwanzig Jahren in einer kaiserlichen Botschaft versprochen sind und jetzt in höchst dürftiger Form Gesetz werden — wenn der Entwurf nicht noch scheitert.

Vor mehr als einem Jahrzehnte hat Theodor Barth den nach ihm benannten taktischen Gedanken in die Debatte geworfen, daß nur durch ein Zusammengehen von Bürgertum und Arbeiterschaft oder (was praktisch auf dasselbe hinauskommt) von Liberalismus und Sozialdemokratie die konservativ-klerikale Vorherrschaft in Preußen-Deutschland überwunden werden könne. An die Vertretung dieser Taktik hat er seine an Temperament und Geistesgaben überreiche Persönlichkeit restlos gesetzt. Und in zehn Jahren hat er ein

Digitized by Google

einziges Mal auf beschränktem Gebiete die Verwirklichung erlebt: im badischen Großblock. Jetzt erst, nach dem Tode des Vorkämpfers wird seine Idee Gegenstand allgemeiner, ernsthafter politischer Erörterung. Und wer sehr optimistisch ist, kann erwarten, daß 1911 die Hälfte der liberalen Parteien den Wahlkampf im Sinne Theodor Barths führen wird.

Um noch ein persönliches Beispiel zu nennen: Ich predige seit Jahren an allen Enden eine Auffassung des „Sozialen" als des Vorrechtes des lebenden Menschen an allen Sachgütern und Einrichtungen*), die meiner Überzeugung nach nicht nur einigermaßen vom üblichen abweicht, sondern auch erhebliche praktische Bedeutung für die Sozialpolitik gewinnen müßte. Aber obgleich meine intimsten Gegner mir den Spottnamen des „Betriebsamen" anhängen, ist es mir bisher nicht gelungen, auch nur eine ernsthafte Diskussion darüber in den maßgebenden Kreisen zu erreichen.

Die Politik ist ein Wiederkäuen, und der Reichstag muß eine Halle der Wiederholungen bleiben, so lange die Abgeordneten das Reden für wichtiger halten, als das Handeln. Nicht der ist ein großer Politiker, der recht viele funkelnagelneue Wahrheiten entdeckt, sondern der eine — vielleicht von andern entlohnte, vielleicht uralte — zeitgemäße Wahrheit so oft und so eindringlich wiederholt, bis sie Gemeingut derer geworden ist, welche die Macht besitzen, sie in die notwendige Tat umzusetzen.

Prügelstrafe.

Von **Georg Stammer** (Berlin).

Wir legen selten einmal die Zeitung aus der Hand, ohne uns zu entrüsten über ein Verbrechen, das hier oder dort begangen worden ist. Sei es ein Eigentumsverbrechen, verübt von gewiegten Einbrechern oder gewissenlosen Betrügern an vielleicht hilfsbedürftigen Witwen und Waisen, sei es eine frivole Körperverletzung, durch die ein Unschuldiger zum Krüppel geschlagen oder womöglich tödlich verwundet worden ist, sei es eine Brandstiftung aus nichtigen Ursachen, die ganze Familien an den Bettelstab bringt, ein Sittlichkeitsverbrechen, das Wüstlinge an unschuldigen, hoffnungsvollen Kindern begangen haben, ein Raub, eine Erpressung, eine Ehrabschneidung oder irgend eine andre Untat — es will uns oft nicht in den Sinn, das hier eine einfache Freiheitsstrafe die genügende Sühne sein könnte. Unser Gerechtigkeitsgefühl bäumt sich dagegen auf, daß der Täter auf dem Wege der schematischen Verurteilung lediglich seine Überweisung an eine Strafanstalt zu gewärtigen hat und dort wohlverwahrt einem Leben voller Sorglosigkeit überliefert wird, während wir wünschen zu müssen vermeinen, daß das von ihm angerichtete Elend ihm viel exemplarischer zu Gemüte geführt und an seinem eigenen Körper vergolten wird. Mit einem Wort: Unser natürliches Verlangen nach Rache und Sühne hält oft genug eine durchgreifende Prügelstrafe für das einzige Vergeltungs- und Abwehrmittel, das hier am Platze sein könnte.

Nicht bloß Laien sind es, die, wo sie zusammentreffen, dieser Ansicht Ausdruck geben, auch Richter und Staatsanwälte sprechen es aus, daß namentlich bei den sogenannten Roheitsdelikten die Prügelstrafe ein nur ungern entbehrtes Strafmittel ist, das einzig und allein dem Zunehmen dieser Verbrechenstaten einen festen Riegel vorschieben könnte.

Es muß ohne weiteres zugegeben werden, daß diese Empfindung etwas für sich zu haben scheint. Die Erörterungen darüber kommen auch nicht recht zur Ruhe, in den Parlamenten aller Länder entbrennen über diese Frage alljährlich lebhafte Debatten, und daß sie nicht ohne Erfolg sind, sehen wir darin, daß vor wenigen Jahren in Dänemark die Prügelstrafe tatsächlich gesetzlich wieder eingeführt worden ist.

Vorweg sei es gesagt, daß wir Dänemark durch dieses Gesetz zu Dank verpflichtet sind, denn von ebendemselben Dänemark lernen wir, daß die Vollstreckung der Prügelstrafe, trotzdem sie gesetzlich für zulässig erklärt worden ist, nicht ausgeübt wird, weil die Praxis zeigt, daß man besser mit andern Strafmitteln auskommt. Diese Tatsache spricht Bände und zeigt uns, wie so oft, daß etwas als wertvoll Empfundenes und darum Begehrtes nichtig wird, wenn wir uns seines Besitzes erfreuen.

Was ist es nun, das gegen die Prügelstrafe als gesetzliches Strafmittel spricht, das uns bisher immer noch bewahrt hat, sie auch bei uns eingeführt zu sehen und das dem genannten Lande gebietet, von der Vollstreckung abzusehen?

Eine einfache Überlegung wird uns sagen, daß für alle Verbrechen naturgemäß nicht geprügelt werden kann. Würden nun die Roheitsverbrechen als diejenigen ausgewählt werden, für die eine Prügelstrafe am dringendsten am Platze wäre, so leuchtet ein, daß eine tüchtige Tracht Prügel im Augenblick der Roheitstat wohl gut und nützlich sein könnte, daß ihre Wirkung aber gänzlich verfehlt ist, wenn sie erst wochen- oder monatelang später verabreicht werden kann. Bedenken wir nun, welche Spanne Zeit notwendigerweise vergehen muß zwischen der Tat und dem „Schuldspruch" des Gerichtshofes, und daß alsdann die Prügelstrafe noch immer nicht vollstreckt werden könnte, weil die Rechtsmittel der Revision und Berufung noch nicht erschöpft sind, so werden

*) Vgl. Gegenwart 1910, Heft 46: Was ist sozial?

Digitized by Google

wir schon dazu neigen, auf das Strafmittel der Verprügelung zu verzichten.

Sollte dennoch eine andre Meinung vorherrschend sein, so stellt sich ihr sogleich ein neuer Mangel dieses Systems entgegen: Es wird sich sehr bald zeigen, daß z. B. der meist degenerierte, geistig minderwertige Sittlichkeitsverbrecher, der sich in einem fast willenlosen Zustande an einem Kinde vergangen hat, auf den Prügelbock geschnallt wird, während der raffinierte Veruntreuer von Mündelgeldern, der zahllose Kinder um Hab und Gut gebracht hat, bloß um sich zu bereichern und das gestohlene Geld zu verprassen, mit einfacher Freiheitsstrafe belegt wird. Oder wir würden erfahren, daß der unheilbare Trinker, der im Wutanfall jemanden körperlich mißhandelt hat, geprügelt wird, während der leichtfertige Fabrikant, der aus schnöder Gewinnsucht planmäßig verdorbene Abfälle bei den von ihm hergestellten Nahrungsmitteln verarbeitet und dadurch Leben und Gesundheit Hunderter gefährdet, womöglich mit einer Geldstrafe ausgeht.

Wer sich auch darüber hinwegzusetzen geneigt wäre, vielleicht mit dem Trost, daß gewisse Härten eben nicht zu vermeiden sind, wird wohl andren Sinnes werden, wenn er sich die Menschen, die als Prügeldelinquenten in erster Linie in Frage kommen, einmal näher betrachtet. Er wird sehr bald finden, daß diejenigen Individuen, die Roheitsdelikte vorzugsweise begehen, im Grunde genommen höchst bedauernswerte Geschöpfe sind, die fast samt und sonders die Schuld derjenigen büßen, die sie in die Welt gesetzt haben. Im Alkoholrausch erzeugt, unter elendsten Verhältnissen aufgewachsen, bar jeden guten Einflusses, vernachlässigt, bei seite geschoben und schließlich verkommen mit verwischten Begriffen von „recht“ und „schlecht“, von Elternfaust und vom Schicksal geprügelt, getreten und verwundet an Leib und Seele, kaum noch empfindlich für Schmerzen und Schläge — wollen wir die unter die Knute nehmen? — Welch törichten, unwürdigen Beginnens hätten wir uns zu zeihen!

Vor diesen Leuten gebührt der menschlichen Gesellschaft nachdrücklichste Sicherung dadurch, daß sie dauernd in Verwahr gehalten werden. Das allein wäre zweckmäßig und menschlich und gereichte den Unmenschen selbst schließlich zum Dienst und zur Wohltat.

Und dann noch eins: Wer sollte denn die Prügelstrafe, die durch Urteilsspruch zur Austeilung zu kommen hätte, vollstrecken? Wohl haben wir Leute, die sich bereit finden, das Henkeramt auszuüben, einige wenige genügen dazu und Gottlob haben sie nicht allzu oft ihres schweren Amtes zu walten. Soviele Leute, die nötig wären, um an allen Gerichtssitzen das Prügelamt tagtäglich wahrzunehmen, fänden wir kaum, und wenn wirklich, dann wäre die Roheit, die von Staatswegen dadurch gezüchtet würde, bedenklicher als die Roheitsdelikte, die zumeist der unklaren, beschränkten Ideenwelt der Minderwertigsten unter uns entspringen.

Über Jugend- und Volksbühnen.

Von Paul Matzdorf (Cöthen).

In New York besteht seit Jahr und Tag ein eigenartiges Theater, bei dem Kinder als Schauspieler auftreten und die Schuljugend das Publikum bildet. Es will nicht nur das brennende Verlangen der Kinderwelt nach der bunten Welt des Scheins befriedigen, sondern sie durch eigne darstellerische Betätigung erzieherisch beeinflussen, ihre Willenskraft stärken und ihrem Sinn die Entschlußfähigkeit zu Taten anerziehen.

Dieses „Erziehungstheater“, mit Unterstützung der Educational Alliance von Miß Alice Herts eingerichtet, besitzt ein großes eignes Heim in einem Vorort des östlichen New Yorks und erfreute sich der besonders eifrigen Förderung Mark Twains.

Es hat schon nach wenigen Monaten den Beweis einer Lebensfähigkeit gegeben, wie ihn selbst Optimisten nicht erwartet haben. Die kleinen Schauspieler spielten mit einer bewundernswerten Hingabe und Begeisterung, und der Jubel der kleinen Zuhörer war unbeschreiblich. Die Besucherzahl der letzten vier Aufführungen betrug 134 000 Kinder bei 10 Cent Eintrittsgeld pro Kopf.

Das Repertoire, das anfangs nur aus Märchenstücken bestand, konnte um eine Reihe Shakespearescher Lustspiele vermehrt werden.

Dem „Erziehungstheater“ ist eine Sprachschule angegliedert, in der die auftretenden Kinder in deutlicher Aussprache geübt und in einer ausdrucksvollen, natürlichen Mienen- und Gestensprache unterwiesen werden.

In besonderen Werkstätten dürfen sie ihre Gewänder und sonstigen Requisiten selbst herstellen, wodurch die Freude an der Darstellung noch erhöht wird.

Grundsatz ist, daß die jugendlichen Darsteller stets wechseln, um so eine einseitige Hinlenkung auf die Scheinwelt zu vermeiden und vielen Kindern Gelegenheit zum Auftreten zu geben. Die Absicht ist eine rein pädagogische. Die Befürchtung, daß die Prunkgewänder Putzsucht, Eitelkeit oder verderblichen Ehrgeiz hervorrufen könnten, haben sich nicht erfüllt. Die praktischen Erfahrungen haben das Gegenteil bewiesen. Miß Herts betont ausdrücklich den günstigen erzieherischen Einfluß dieser Rollenübertragung an Kinder: „Der im Kinde schlummernde dramatische Sinn zeigte eine erstaunliche Suggestivkraft. Viele Kinder

Digitized by Google

waren in ihren Rollen gar nicht wieder zu erkennen, wie mit Zauberkraft waren sie ihrem armseligen Dasein entrückt, die Gekrümmten richteten sich auf, die verschüchterten Elemente zeigten beim Auftreten neuen frischen Wagemut. Wohl legt das Mädchen, das die Königin gespielt, nach der Vorstellung die königlichen Gewänder nieder; aber etwas von der Anmut und Würde, die sie durch Stunden zeigte, bleibt an der kleinen Schauspielerin haften."

Das kleine Publikum folgt den Darbietungen mit größter Aufmerksamkeit. Man läßt sie in der Äußerung ihres Beifalls oder Mißfallens frei gewähren. Wie intensiv sie die Vorgänge auf der Bühne verfolgen, zeigt der Umstand, daß bei den Höhepunkten des Dramas oft helle aufgeregte Kinderstimmen den Helden auf das ihm drohende Verderben aufmerksam machen.

In letzter Zeit hat sich dem Erziehungstheater noch ein Vortragszyklus (Otory-telling-classes) angeschlossen, wo ihnen das Stück in Prosa vorgetragen wird, das sie hernach im Theater miterleben dürfen; auch über sonstiges Wissenswerte (Dichter, historische Grundlage usw.) wird ihnen hier kurzer schlichter Aufschluß erteilt.

Die überaus günstigen Erfolge des Erziehungstheaters in New York haben auch die andern Großstädte der Union angeregt, derartige Kindertheater einzurichten. In allen Bundesstaaten rüstet man sich, den fruchtbaren Gedanken zur Tat werden zu lassen.

Diese aus dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten kommende Nachricht hat auch in den alten Kulturstaaten des Kontinents berechtigtes Aufsehen erregt und lebhafte Erörterungen hervorgerufen.

Der Gedanke, die Kinder schauspielerisch sich betätigen zu lassen, ist in Deutschland nicht neu. Das spielfreudige Mittelalter kannte eine ganze Reihe von Schulkomödien, Passionen und biblischen Schauspielen, die auf öffentlichen Plätzen zu festlichen Zeiten aufgeführt wurden. Ja, das Volk hing mit solcher Liebe an diesen szenischen Spielen, daß z. B. in Berlin die Schauspiele der Lateinschule noch im ersten Jahrzehnt des entsetzlichen 30jährigen Krieges aufgeführt wurden. Es bedurfte erst strenger obrigkeitlicher Verbote, um dem in den Augen der Pietisten „sündhaften Unfug" in den folgenden Jahrhunderten die Lebensader abzugraben.

Erst die Gegenwart, die der individuellen Kindererziehung sich zugewandt hat, wendet dem lange vergessenen und mißachteten szenischen Spiel wieder größere Aufmerksamkeit zu. Man besinnt sich darauf, daß der Darstellungstrieb eigentlich jedem Kinde angeboren ist, daß es vom Fingertheater bei zunehmender Entwicklung bald zum Puppenspiel und eignen Rollendarstellen gelangt und dabei durch lebhafte Mienen- und Gestensprache den mangelnden Wortschatz wirksam zu ersetzen weiß. Es ist eine Lust zu sehen, wie Kinder das gehörte Märchen vom Rotkäppchen sofort in Handlung umsetzen und unbedenklich selbst toten Dingen Rollen zuweisen, wenn es an Personen fehlt.

Dieses darstellerische Durchleben des Stoffes, dieses sich selbst in Beziehung setzen zu dem Gehörten ist von außerordentlichem Wert für die geistige Entwicklung des Kindes.

Leider hat die in den Fesseln der „Wortherrschaft" liegende Schule diese darstellerische Gabe nicht nur nicht gefördert, sondern sie geradezu vom ersten Schultage an systematisch vernichtet. Durch die Verpönung der dem Kinde so natürlichen Mienen- und Gestensprache werden sie zu Sprechautomaten erzogen. Man braucht nur den wenig „beschulten" Mann des Volkes mit einem „Geschulten" sprechen zu sehen, um zu erkennen, auf welcher Seite das ausdrucksvollere Sprechen ist.

Unzweifelhaft wird in Zukunft das darstellende Spiel auch in den Dienst eines erziehlichen Unterrichts gestellt werden, weil Stoffe, die das Kind darstellerisch durchleben durfte, nahezu unverlierbar sind im Gegensatz zu dem Angelernten, von dem bekanntlich mindestens $^4/_5$ verloren geht.

Fast alle Unterrichtsgegenstände haben Stoffgebiete, die sich sehr wohl zur szenischen Bearbeitung eignen.

Wer wie ich seit 20 Jahren Leiter einer Jugendbühne ist, findet die aus England kommende Nachricht von den großen Erfolgen einer jungen Lehrerin, die den gesamten Unterricht szenisch gestaltet, gar nicht verwunderlich.

Man muß es erlebt haben, mit welcher Freude selbst unbegabte Kinder in kurzer Zeit den zum Spiel ihnen übergebenen Stoff bewältigen, um zu merken, daß durch diesen Freudenquell das schwerfällig und eintönig sich drehende „Schulrad" in eine ganz andere Gangart gelangen könnte, wenn nicht soviel Pedanten und Zopfträger am Wehr ständen. —

Ein munteres szenisches Spiel entlastet, belebt und kann im Wechsel mit Bewegungsspielen nicht nur die Pausen ausfüllen und bei festlichen Gelegenheiten zur wirkungsvollen Anwendung gelangen, sondern auch im Unterricht selbst verwendet werden.

Im Deutschunterricht ist z. B. vom Sprechen mit verteilten Rollen zum darstellerischen Spiel nur noch ein Schritt.

Wie wenig die kindliche Phantasie der Hilfsmittel zum szenischen Spiel bedarf, ist genugsam bekannt. Sie bedarf nur eines Bäumchens, um sich einen ganzen Wald vorzustellen.

Die Selbsttätigkeit, die Erfindungsgabe wird durch eigne Anfertigung der Kostüme, die Geschicklichkeit und der Schönheitssinn durch das selbständige Aufbauen der Szenerie ungemein angeregt. Es ist eigentümlich, daß die Kunsterziehung unsrer Tage an dieser Darstellungskunst des Kindes, die

Digitized by Google

doch alle Künste vereinigt, bisher achtlos vorübergehen konnte. Oder sollten an dieser Unterlassungssünde noch die alten Vorurteile und Verbote schuld haben? Aufmerksam gemacht ist auf diesen wichtigen kindlichen Trieb eigentlich genugsam; ich erinnere nur an Gottfried Kellers „Tonnentheater“ und Goethes Ausspruch: Kinder wissen aus allem alles zu machen, jedes Eckchen wird zur Hütte, jedes Stäbchen zur Flöte.

Nach meinen langjährigen Erfahrungen*) macht das darstellende Spiel die Kinder freier, umsichtiger, tüchtiger, sprachgewandter.

Es bietet dem Erzieher Gelegenheit zur individuellen Erziehung der Kinder, da die Kinder bekanntlich im Unterricht selten ihr wahres Gesicht zeigen.

Nur wenn das darstellende Spiel von einem erfahrenen frischfrohen Erzieher geleitet wird, können Auswüchse vermieden werden, wie sie hervortreten, wenn die Kinder sich selbst überlassen bleiben oder keine sachkundige Anleitung erhalten.

Vor allem kommt es auf eine taktvolle Stoffauswahl an. Gerade auf diesem Gebiete existiert der Schund haufenweise. In den Theaterstückfabriken haben sich Berge von seichten, süßlichen, unkindlichen Jugendstücken angesammelt, die geradezu abschreckend wirken müssen. Und doch hat gerade unser Volk einen reichen Schatz von Märchen, Sagen, Mythen, geschichtliche Erinnerungen, die in rechter szenischer Darbietung reichen Segen stiften könnten. (Jugend- und Volksbühne von Arwed Strauch, Leipzig.) Darin sind wir ja dem traditionslosen Amerika weit überlegen. Aber diese Schätze müssen noch gemünzt werden. Es wäre von höchstem Wert, wenn die Lehrer als zukünftige Jugendbühnenleiter schon auf ihren Bildungsstätten in das Technische des Dramas eingeführt würden, möglichst durch Selbstbetätigung. Dann könnte auch die Volksbühne auf eine neue Zeit der Blüte hoffen, da die Jugendbühne ihr ja den Boden ebnet.

Die bestehenden öffentlichen Theater genügen nicht entfernt dem Bedürfnis des Volkes nach darstellendem Spiel; daher die zahlreichen Dilettanten- und Vereinsbühnen. Wenn diese von warmherzigen sachkundigen Leitern ausgebildet werden, bringen sie Leistungen zutage, die durchaus den Anforderungen des Landes und der Kleinstädte genügen. Was sich bei traditioneller Pflege des dramatischen Spiels erreichen läßt, zeigen uns Oberammergau und Schliersee.

Es muß denen entgegengetreten werden, die die Schaubühne „nur“ für Berufsspieler in Anspruch nehmen wollen, die alle die, welche dem Volke in dieser volkstümlichsten aller Künste ein Betätigungsfeld einräumen wollen, für „unklare“ Köpfe halten.

Die veredelnde Wirkung einer Kunst und die Schätzung derselben stellt sich immer erst dann ein, wenn das Volk selbsttätig an sie herantreten darf. Das sehen wir in der Musik und in den bildenden Künsten, das macht sich auch in der Schaubühnenkunst geltend. Erst da, wo der vielgescholtene Dilettantismus das Interesse geweckt und die Gemüter wachgerüttelt hat, findet auch die vorbildliche „hohe Kunst“ rechte Würdigung und Anerkennung. Diese wichtige Vermittlerrolle wird meist von den Berufskünstlern übersehen und gering bewertet.

Es muß auch nach dieser Richtung der Volksintelligenz Raum geschaffen werden, die ja leider durch unser Kastenschulwesen nur ungenügend entwickelt wird. Es fragt sich, ob sich „Erziehungstheater“ nach obigem amerikanischen Muster bei uns einführen werden. Vielleicht verdient für unsere Verhältnisse die Pflege des dramatischen Spiels in den Schulen und Familien den Vorzug, zumal diese szenische Betätigung bei den seit einiger Zeit äußerst beliebt gewordenen Eltern- und Volksabenden gewöhnlich den Höhepunkt der Vorführungen bilden und sich einer außerordentlichen Beliebtheit erfreuen.

*) Wie leite ich meine Jugend- und Volksbühne? Verlag: A. Strauch, Leipzig. 25 Pf.

Die Bücher des Jahres.

Eine Rundfrage an die Gegenwart-Mitarbeiter.

IV.

Wir geben hier die Antworten in der Reihenfolge wieder, wie sie zeitlich bei uns eingegangen sind.

Über neue Bücher zu berichten, bin ich kaum tauglich. Denn ich lese nur alte. Am wenigsten aber wäre ich geeignet, von neuer Dichtung zu künden. Denn ich lese davon kaum je etwas. Selbst, was meine Freunde schreiben, zu lesen, bedeutet mir ein Opfer meiner kärglich bemessnen freien Zeit, die ich am liebsten dazu verwende, an allerlei Geschichts- und Memoirenwerken zu kosten oder verehrte Meister tropfenweise zu schlürfen, wohl auch in Wörterbüchern und Grammatiken zu blättern. Ich bin nachgerade dazu gelangt, zu glauben, daß nur das Allerallerbeste wert sei, einem die eigenen Gedanken oder, was besser ist, die schlichten Gefühle der Häuslichkeit zu verdrängen, also daß ich wahrlich freudiger meinen Kindern ein altes Märchen — die neuen sind urdumm und gnadelos — vorlese oder ein grammatisches Märchen — die Sprache ist die wahre Märchenfee — deute, als daß ich zu einem mehr minder gleichgültigen Buche greife. Ja, die großen Schöpfungen, die bringen immer unwiderstehlich Weihe über mich, und ich kann an Gemüt und Nerven vom Beruf noch so sehr abgespannt sein: eine Seite La Bruyère, ein Gedicht von Goethe, Mörike, Meyer (immer

Digitized by Google

dieselben), bringt mich über mich hinaus, hinauf ins Ewige, Unverlierbare. Was ich, ein nur zu gieriger Käufer alter, zumal französischer Bücher, aber immer wieder unter den gehäuft ins Haus gelangenden Sendungen neuer begrüße, sind schöne neue Ausgaben guter und vertrauter Sachen. Mir ist freilich die alte Cottasche Ausgabe Goethes lieber als die monumentale meines bewundernswürdig rührigen Verlegers Georg Müller, aber mich interessieren die (nachgerade nur schon zu häufigen und einander überstürzenden) Bemühungen tüchtiger Verleger, einander in kostbaren Darbietungen des köstlichen geistigen Besitzstandes zu überbieten. (Der Bücherkauf ist bei uns Sport geworden.)

Mußte ich an der Propyläen-Ausgabe Müllers mancherlei — Titelblatt und Druckanordnung, Format und Folge — aussetzen, so hat mich desselben mutig Bemühten Horen-Ausgabe der Schillerschen Werke (wenn sie auch mit jener die Unebenheit der Textgestaltung teilt) geradezu entzückt. So stelle ich mir ein gutes Buch vor. Auch Maaßen-Müllers sumptuösen Hoffmann lieb ich, und die Bibel- und die Grimm-Ausgabe haben — als Buch, nicht als Text; denn der Grimm scheint vom Herausgeber Ernst nicht sorgfältig verglichen worden zu sein — meine ganze Anerkennung. Weniger befreunden kann ich mich mit der — herrlich gedruckten — Penthesilea Bards, denn das flüchtige (oft arg verhaute) Gekritzel der Tuchschen kolorierten Zeichnungen scheint mir der Würde dieser erlauchten Dichtung kaum angemessen. Auch Cassirers Lederstrumpf behagt mir nicht: Die Vignetten von Slevogt haben dem — neu, aber nicht besser — übersetzten Wunder dieses jugendfrischen Romans nichts hinzuzufügen, und der dichte Druck der großen Seiten ermüdet. Kleists Erzählungen, d. h. die ganze Prosa (Cassirer) so haufenweise abgeklatscht, ist wohl keine glückliche Idee; eine Auswahl des Besten wäre mehr gewesen. Die drei verführerischen Bände sind übrigens im Cachet — das aufs Niedliche aus ist — verfehlt. Weniger noch hat mir die vielgerühmte Tempelausgabe zu bedeuten, die mich, ich gestehs, zuerst angezogen, bald aber abgestoßen hat — wegen der auf die Dauer unerträglichen verhutzelten Type. Tadellos dagegen, wie fast alles, was dieser im Künstlerischen trefflich beratene Verlag unternimmt, stellen sich die Heine-, die Lenau-Ausgabe des Insel-Verlags dar. Herrlich ist sein „Wunderhorn", minder der Andersen, schmackhaft sein Dickens (mit den reizenden Bildern), überaus dankenswert sind seine kleinen Wahlbände, etwa der fesselnde Wagner Chamberlains.

Ein prächtiges Buch ist der Sterne (Tristram Shandy) Georg Müllers; noch lieber ist mir der graziöse (Norick) des überhaupt höchster Anerkennung würdigen Verlages Julius Bard, dem wir schon — zumal im Hortus deliciarum — so manchen Leckerbissen danken. Bard hat auch ein delikates Nibelungenlied und eine ebenso köstliche Gudrun gebracht. Um Montaigne wetteifert Müller mit Wigand & Grieben; selbstverständlich gebe ich der klassischen Bodeschen Übertragung (Müller) sozusagen unbesehen den Vorzug; wo so Gediegenes vorliegt, bedarf es keiner Erneuerung. Alles Lob verdienen die Drugulin-Drucke, die Ernst Rowohlt um geringen Preis darbietet: Platen und Tasso sind Genußstücke (dem Texte wäre skrupulosere Aufmerksamkeit zu widmen!). Ein vornehmer Gedanke ist Tat geworden in Rowohlts (französischem) Verlaine. Minder glücklich, weil allzu üppig, fast asthmatisch prätendiert sich die groß angelegte Publikation „Goethe und seine Freunde im Briefwechsel" (Bondi). Da sind mir Bücher, wie die neue vollständige Flaubert-Edition (Paris, Louis Conard) oder englische, breit und ohne alles Beiwerk klargedruckte Bücher hundertmal lieber.

Ein merkwürdiges Werk liegt in Otto Hausers „Weltgeschichte der Literatur" (Bibliographisches Institut) vor: Urteile, wie sie dort reif und gedrungen, mit der Hauser eignen bestimmten Kühle gegeben sind, fesseln und geben der Überlegung Raum. Preiswerte Unbefangenheit sagt hier manches Grundstürzende. Stendhals Briefe hat mein lieber Freund Schurig durch eine ungeschminkte Einleitung bereichert. Das Gegenteil gilt von Weigands verwaschener, unsicher schauspielernden Einbegleitung eines unsterblichen Buches, sicherlich der bedeutendsten Gabe nicht nur dieses Jahres, der „Briefe eines Unbekannten" (Villers, im Inselverlag). Auch den sehr schönen Kleist der Insel entstellt ein überflüssiges Feuilleton von Wilh. Herzog. Gründliches und Gediegenes bieten Maaßen (Hoffmann), Kosch (Eichendorff), Sauer (Grillparzer; die neue große Wiener, die erste kritische Ausgabe) und andre. Nicht schließen kann ich, ohne auf Rudolf Huchs und Dora Hohlfelds neue Romane hingewiesen zu haben; von diesen beiden Freunden, die ich zu den wahrhaftigsten Dichtercharakteren unsrer Zeit zähle — vielleicht sind sie die einzig wahrhaftigen überhaupt — muß ich immer wieder bewundernd sagen: hier ist Reichtum. Kräuselt sich Rudolf Huchs oft galliger germanischer Humor zur Groteske (Die Rübenstädter), so steigt arpeggierend Dora Hohlfelds traumhafte Magie zum Rätselhaften des Schöpfertums erster Ordnung hinauf: Ich glaube, eine größere Dichterin hat Deutschland nie besessen (ich sage das mit dem Bewußtsein, daß eine Droste gelebt hat, die ich verehre). Der hochbegabten Handel-Mazetti kann ich bisher nur kalte Anerkennung zollen; sie hat nicht das, was emporträgt, den Feuerhauch der Ahnung. Max Brod überrascht immer wieder durch eine fast seltsame Kraft der Anschaulichkeit bei einem flüssigen Wohllaut. Er schafft aber scheinbar zu leicht. Noch mehr gilt dies von

Digitized by Google

einem zweiten, jetzt auch kritiklos bestätigten Lyriker, Max Dauthendey, dessen überquellende ungezügelte Üppigkeit mich selten noch tiefer berührt hat. Ihm gegenüber übertreibt Ernst Lissauer seine geschulte Strenge; er bringt sich immer wieder um die beherrschte Macht des Wortes, das er sozusagen überfällt und fesselt. Sie wie Böhm, Schloß, Greiner, Vesper sind ebensoviele Versuche, im Chaos der heutigen auf dem Stand gehandelten Allüren- oder Talmilyrik sich mit Ehren, oft trotzig, zu behaupten (ich kenne von allen nur Kostproben). Sie sind interessant, wie eine Bilderausstellung für den, der Bilderausstellungen besucht. Ich halte mich an die Erinnerung der unbefangenen Meister. Die bringen jetzt immer wieder mehr minder zweifelhafte Auswahlen. Eine eigenartige (freilich mit manchem Ballast beschwerte) ist Flas Kamps „Seele, die du unergründlich" (Kösel, Kempten). Die liebste ist mir die von George-Wolfs Kehl „das Jahrhundert Goethes" (Bondi), die Ergänzung zum Georgeschen Goethe.

Richard Schaukal (Wien).

Silvestercarmen.

Von **Adalbert Luntowski** (Fürstenwalde).

Lachen und Jauchzen um Mitternacht
Tönt aus der Schenke dort.
Hei! laßt mich ein, ihr Zecher.
Auch mir den vollen, den schäumenden Becher.
Klirrkling und klirrklang.

Und sonderbar ist der Trinkerkreis.
Wildwilde Gesellen vom Jüngling zum Greis.
Und wer führt das Präsidium?
Hei diridei juchheiderum!
Potz sapperlot!
Das ist der Tod.

Der bechert am tapfersten unter uns Allen.
Läßt immer wieder die Flaschen knallen.
Und er streckt mir die knöcherne Rechte her,
Als wenn ich sein alter Bekannter wär,
Nun gut, Freund Hein.
Da schlag ich ein.
Und lallend klappert er mir ins Ohr:
Du, Bruder, du.
Wir schmausen das alte Jahr zu Grabe
Und manchen auch von diesen da.

Klirrkling und klirrklang!
Dir bring ich's, Tod.
Dein Wohl und meins!

Er langt den Knöchelbecher her.
Orakelwort fürs neue Jahr? —
Fünf — vier — und eins! Der Knochenmann.
Jetzt ich! — Sechs — vier — und drei!
Da saust ein Reitersmann draußen vorbei.
Das Jahr dröhnt ab.

Nun neue Becher zur Faust!
Und laßt die Seele überschäumen.
Von Grund auf wilde Lust!

Aber die andern schlafen schon stumm.
Auch der Knochenmann wankt und sinkt um.
Heiho! und draußen braust Winterwind.
Noch dieses schäumende Glas geschwind.
Hinaus dann!
Mit Sturm im Haar
Ins Neue Jahr!

Zum Neujahr.*)

Von **Wilhelm Busch.**

Bald, so wird es Zwölfe schlagen.
Prost Neujahr! wird Mancher sagen;
Aber Mancher ohne rren,
Denn es gibt vergnügte Herren.
Auch ich selbst, auf meinen Wunsch,
Mache mir ein wenig Punsch. —
Wie ich nun allhier so sitze
Bei des Ofens milder Hitze,
Angethan den Rock der Ruhe
Und die schön verzierten Schuhe,
Und entlocke meiner Pfeife
Langgedehnte Wolkenstreife;
Da spricht Mancher wohl entschieden:
Dieser Mensch ist recht zufrieden!
Leider muß ich dem entgegen,
Schüttelnd meinen Kopf bewegen. —
Schweigend lüfte ich das Glas.
(Ach, wie schön bekömmt mir das.) —
Sonsten, wie erfreulich war es,
Wenn man so am Schluß des Jahres,
Oder in des Jahres Mitten,
Zum bewußten Schrein geschritten
Und in süßem Traum verloren,
Emsig den Coupon geschoren;
Aber itzo auf die Scheere
Sickert eine Trauerzähre,
Währenddem der Unterkiefer
Tiefer sinkt und immer tiefer. —
Traurig leere ich das Glas.
(Ach, wie schön bekömmt mir das.) —
Henriette, dieser Name
Füllt mich auch mit tiefem Grame.
Die ich einst in leichten Stoffen
Herzbeklemmend angetroffen
Nachts auf dem Casinoballe;
Sie, die später auf dem Walle

*) Das Gedicht ist 1876 zuerst in der „Gegenwart" erschienen.

Digitized by Google

Beim Ziewiet der Philomele
Meine unruhvolle Seele
Hochbeglückt und tief beseligt,
Sie ist anderweit verehlicht,
Ist im Standesamtsregister,
Aufnotieret als Frau Pfister,
Und es wird davon gesprochen,
Nächstens käme sie in Wochen. —
Grollend lüfte ich das Glas.
(Ach, wie schön bekömmt mir das.) —
Ganz besonders und vorzüglich
Macht es mich so mißvergnüglich,
Daß es mal nicht zu vermeiden,
Von hienieden abzuscheiden,
Daß die Denkungskraft entschwindet,
Daß man sich so todt befindet;
Und es sprechen dann die Braven:
Siehe da, er ist entschlafen;
Und sie ziehn gelind und lose
Aus der Weste oder Hose
Den geheimen Bund der Schlüssel,
Und man rührt sich auch kein Bissel,
Sondern ist, obschon vorhanden,
Friedlich lächelnd einverstanden. —
Schaudernd leere ich das Glas.
(Ach, wie schön bekömmt mir das.) —
Wo wird dann die Seele weilen?
Muß sie sich in Duft zertheilen?
Oder wird das alte Streben,
Hübsche Dinge zu erleben,
Sich in neue Form ergießen,
Um zu lieben, zu genießen,
Oder in Behindrungsfällen
Sehr zu knurren und zu bellen?
Kann man, frag ich angstbeklommen,
Da denn gar nicht hinter kommen? —
Kommt, o kommt herbeigezogen,
Ihr verehrten Theologen.
Die ihr längst die ewg'e Sonne
Treu verspundet in der Tonne;
Überschüttet mich mit Klarheit!
Doch vor allem hoff' ich Wahrheit
Von dem hohen Philosophen;
Denn nur er, beim warmen Ofen,
Als der Pfiffigste von Allen,
Fängt das Licht in Mäusefallen. —
Prost Neujahr! — Und noch ein Glas.
(Ei, wie schön bekömmt mir das!)
Uh! Mir wird so wohl und helle.
Himmel, Sterne, Meereswelle,
Weiße Möven, goldne Schiffe;
Selig schwanken die Be—jiffe,
Und ich tauche in mein Bette
Mit dem Seufzer: Hen—i—jette!

Höschele, der Finkler.

Von **Wilhelm Schussen** (Schwäb.-Gmünd).

II.

Es war schon spät im Jahr und der Oberwind blies schon recht rauh vom Ried herauf, und an manchen Tagen regnete es schon weiß und wollig vom dunkeln Himmel herunter, als er einmal an einer einsamen Halde, wo ein kleiner Wald abgeholzt worden war und noch die mächtigen Buchenstümpfe im Boden hafteten, und viele hohe Disteln wucherten, eine große Schar prachtvoller Stieglitze entdeckte. Das Herz flog einem davon, wenn man die wunderschönen goldgelben und glührotten Vögel mit den Blicken verfolgte! Wie wenn der leibhaftige Frühling ausschwirrte, so war es, wenn sich die Scharen in die Lüfte erhoben!

Die Tiere da lebten wohl ausschließlich von den Kernen dieser Distelköpfe. Er pflückte sich so einen Kopf ab und rupfte die Wolle aus und prüfte einen der winzigen Kerne. Die Frucht schmeckte nicht einmal übel.

Nun kam er öfters an dieser Halde vorbei. Die Distelfinken waren immer am Platze. Das war nun so gut wie ausgemacht. — — —

Sollte er nicht mal eine Klebrute mitnehmen? — — —

Da war doch schließlich nichts dabei. Fünf Mark kostete der Spaß, wenn man erwischt würde. Der Sonnenwirt hatte zwar behauptet, es koste zwanzig und im Wiederholungsfalle Gefängnis! Aber mußte man sich denn erwischen lassen? Nun war er gern zwanzigmal an der Halde gewesen und hatte nie eine Seele angetroffen. Wer sollte es denn merken, wenn er ein paar Klebruten anlegte? Und wer kümmerte sich überhaupt darum? Auch vor sich selber könnte man diesen Spaß verantworten. Die Vögel da gehörten niemand. Oder einem jeden. Wie man es auslegen wollte. Und wenn er nun auch von den vierhundert einen oder zwei wegfing, so blieben immer noch dreihundertachtundneunzig übrig. Und die Füchse und Falken fragten ja auch nicht lange, ob's erlaubt wäre oder nicht; die holten sich tagaus tagein soviel sie nur wollten. Und der Winter kümmerte sich ebenfalls nicht darum, sondern tötete sie, wie es ihm in den Sinn kam. — — —

Er legte also immerhin seine paar Klebruten.

An einem Abend, da der Wind dunkle, zerrissene Wolken eilig am Himmel hinschob, tat er es. Und am andern Morgen wollte er dann danach schauen. — — —

Er schlief herzlich schlecht diese Nacht und warf sich aufgeregt und ruhlos in seinem Bette umher. Bald reute es ihn, daß er die Ruten gelegt hatte, bald freute er sich auf den zu erhoffenden Fang und schalt sich einen Angstmeier und einen Hasenfuß.

Digitized by Google

Seiner Frau aber sagte er noch nichts. Er wollte sie mal ordentlich überraschen und die eingefangenen Vögel heimlich in den frischlackierten Käfig setzen und seine Rosine dann raten lassen, was die wunderschönen Stubensänger wohl gekostet hätten und bei welchem Vogelhändler er dieselben wohl gekauft hätte.

Er freute sich höllisch auf diesen Spaß. Aber er schlief eigentlich doch recht schlecht. Das Herz fing, wie früher, da er noch im Dienst war, wieder einmal an, heftig zu pumpern und zu poppeln. Es war fast, als hätte er den Tag über wieder Dienst getan und hätte hundert Treppen steilster Sorte erklettert. Es hätte nicht schlimmer sein können. — — —

Und wenn er ein Viertelstündchen schlief, dann träumte ihm in dieser Viertelstunde hunderterlei. Und so schweres, wirres Zeug träumte es ihm!

Es war eine wahre Erlösung, als es endlich Morgen war. Er stand früh auf und suchte einen Korb oder so etwas. Auf der Bühne fand er endlich eine alte Pappschachtel, die er nun mit Luftlöchern versah. Er lächelte eigentümlich vor sich hin. Die Schachtel da war noch besser und handlicher als ein Korb und konnte gegebenenfalls sogar in der Manteltasche untergebracht werden.

Nicht einmal die Weste knöpfte er heute ordnungsmäßig zu.

So eilig hatte er es.

Er hastete aufgeregt durchs feuchte Tal hindurch, überstieg die Waldhöhe, wo die Quelle des Wiesenbaches liegt und die Wasser sich scheiden, und ging dann den einsamen Feldweg rechterhand, am Giengerbuckel vorbei. Zum Glück rauchten noch dichte Morgennebel über das Gelände hin. Ab und zu hörte man einen Pflüger in der Ferne sein Gespann anrufen. Und die Raben schrien aus dem dumpfen Grau.

Er schaute die Umgebung vorsichtig ab.

Im Grunde war es doch ein recht erbärmliches Gefühl, so auf verbotenen Wegen zu schleichen. Und beinahe hätte er wieder umgekehrt.

Nun hatte er die Pappschachtel doch nicht bei sich! Die hatte er nun richtig in der Eile zu Hause liegen lassen, auf dem Fenstergesimse oder auf dem Kellergeländer. Wenn der Hausbesitzer unten das Ding in die Hände bekam, würde er die Augen nicht wenig verdrücken und den Mund verziehen und seinen sauren Witz gewiß nicht sparen! Es war recht ärgerlich. — — —

Jetzt war er bereits in der Nähe der Finkenhalde.

Er schritt noch hitziger aus. Nun wollte er doch schauen, ob einer der Stieglitze auf den Leim gegangen war. Gern drei- bis vierhundert der schönen bunten Vögel stoben davon, als er den Platz betrat. Wie eine wunderschöne farbige Wolke war es vor seinen Augen! Und drei der Prachtstiere flatterten richtig um seine Nuten! —

Mit einem unterdrückten Juchzer griff er darnach, und fast hätte er nun laut hinausgeschrien, als er den ersten federleichten Finken in den Fingern hatte. Er hatte alle Mühe, seine Hand weich zu halten, um das zappelnde kleine Wesen nicht zu zerdrücken. Aber wunderhübsch waren die Vögel in der Nähe! Doch es war jetzt nicht die Zeit zu solcher Augenlust, die er dann zu Hause sättigen konnte.

Wo sollte er das Vögelchen nun gleich bergen? — — —

Er sperrte es schnell besonnen unter den Hut.

Das war ein ganz glücklicher Einfall! Und das zweite ward ebenfalls dort untergebracht. Und das dritte auch. Aber während er dieses letzte einkerkerte, entflog ihm eines der beiden andern.

Doch schließlich genügten auch die zweie. Für heute wenigstens. Und morgen war ja wieder ein Tag. Und übermorgen war auch einer.

Sein steifer schwarzer Filzhut war nun doch recht praktisch. Und Luft hatten die Finken wohl genügend. Wenigstens waren sie immer noch wohl auf. Das spürte er nur gar zu deutlich. —

Er schritt eilig dahin, am Giengerbuckel vorbei und die Waldhöhe hinab.

Da tauchte jetzt auf einmal der Herr Bölitz, der sich ja eigentlich Wachler schrieb, in der Ferne auf dem Wiesenpfad auf und schritt gegen ihn her.

Was dieser Bölitz schon am frühen Morgen auf der nassen Wiese zu suchen hatte! Vermutlich würde er wieder ein Gedicht für die Zeitung aushecken. Und drei Mark dafür einsacken. Aber das konnte er doch gerade so gut auf der Landstraße besorgen oder daheim im Garten oder im Wald, oder wo er wollte! Da brauchte er doch nicht durch die nassen Wiesen zu spazieren! Der unzeitige Mensch hatte ihn wahrhaftig schon erblickt, und nun hob er alle Augenblicke den mageren Kopf und schaute durch die Zwickergläser nach ihm aus. Wahrscheinlich wollte er ihn eine Stunde lang auf den feuchten Wasen hinstellen, um allerhand Unnötiges zu reden. Nun, da hatte er eine willkommene Ausrede. Er hatte früher einmal das Gliederweh gehabt und mußte sich seither vor jeder Feuchte hüten wie der Teufel vor dem Kreuz. Aber den Hut würde er gleichwohl lüften müssen! Daran hatte er ja nicht mal gedacht! Wie ein Schlag war das jetzt über ihn gekommen! (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Das Gespensterfest.

Eine Silvestergeschichte von P. Scheerbart (Gr.-Lichterfelde).

Der alte Baron Münchhausen kann sich von China gar nicht trennen; jetzt hat er bereits den Kaiser von China kennen gelernt -- und da schäumt nun seine Begeisterung einfach über. Diese kommt in seinen Briefen an die Gräfin Clarissa vom Rabenstein so heftig zum Ausdruck, daß es sich wohl lohnt, noch einen dieser Briefe hier zum Abdrucke zu bringen.

Die Gräfin, die jetzt vierundzwanzig Jahre ist, muß sich augenblicklich in einer Berliner Klinik einer kleinen Operation unterziehen. Die ist aber nicht im mindesten beunruhigend.

Der alte Baron schreibt ihr aus Peking in seiner bekannten Frische das Folgende:

Meine liebe Clarissa!

Während Du Dich in Berlin operieren lassen mußt, haben mirs die Chinesen jetzt ganz und gar angetan.

Der Silvester des Jahres 1910 war für mich ein großes, großes Ereignis. Urplötzlich hatte nämlich der hiesige Kaiser mir sein Automobil gesandt und mich auch sehr höflich bitten lassen, ihn doch gleich zu besuchen.

Ich wandelte gerade in einem grünseidenen Schlafrock durch meinen kleinen Park. Doch — lassen wir das Nebensächliche. Ich kam hin, und der Kaiser sagte gleich:

„Gestatten Sie, Herr Baron, daß ich Sie immer kurz nur Münch nenne, wie es die Gräfin Clarissa tut?"

„Majestät," erwiderte ich heiter, „ich gestatte!"

„Dann gestatte ich Ihnen," fuhr er jovial fort, „daß Sie mich Li-To nennen. So nannte mich immer meine selige Frau Großmama. An die erinnern Sie mich öfters."

„Ich bin," versetzte ich lächelnd, „mindestens dreimal so alt wie Ihre Großmama. Aber Majestät — ich wollte sagen: lieber Herr Li-To — es ehrt mich ungemein. . . ."

„Machen Sie keine," rief Majestät, „so furchtbar überflüssige Redensarten. Sie sind hier im aufgeklärtesten Lande der Erdrinde — beim veritablen Sohne des Himmels. Eigentlich sind wir alle Söhne des Himmels. Setzen Sie sich, lieber Münch. Sie können auch das Herr weglassen, denn ich bin zu einem alten Herrn, der nun schon sein einhundertundsechsundachtzigstes Lebensjahr erreicht hat, mächtig jovial. Na — das merken Sie wohl."

Ich will nicht weiter mit dieser kaiserlichen Fraternität paradieren. Aber Du sollst bloß sehen, daß ich hier persona gratissima bin. Das wird Dich freuen, darum sag ich das. In Europa kamen mir die alten Potentaten nicht so liebenswürdig entgegen -- wie hier der junge Potentat Li-To.

Im Volke heißt er natürlich nicht Li-To.

Aber im Volke weiß man ja von dem Leben der Potentaten so wenig. Man faßt da alles so anders auf. Und man mißversteht so viele Dinge, denkt, der Kaiser von China hat einen Harem mit tausend Frauen und muß darum ein Idiot sein. Wir haben von seinem Harem nicht eine Silbe gesprochen.

„Seine Zeit," sagte er, „mit Regierungsgeschäften anfüllen — das mag so die Gepflogenheit europäischer Potentaten sein. In China lächelt man darüber und verlangt derartiges von mir nicht. Einmal im Jahre habe ich mich dem Volke zu zeigen. Damit aber sind alle meine Regierungspflichten erfüllt. Das Übrige machen meine Mandarine. Und ich bin nicht so eitel, daß ich glauben könnte, durch persönliches Eingreifen viel besser zu machen. Im Gegenteil: Da ich die Verhältnisse im Volke doch niemals richtig überblicken kann, so glaube ich, daß jedes persönliche Eingreifen nur verwirren dürfte — ganz abgesehen davon, daß es nicht majestätisch wirkt. Majestätisch zu wirken aber — dazu bin ich verpflichtet. Indessen — von alldem spricht man nicht so viel. Lieber Münch, kommen wir auf das, was ich mit Ihnen zusammen genießen will. Heute haben wir Silvester."

„Lieber Li-To," sagte ich leise, „jetzt bin ich aber mächtig neugierig. Eine Lappalie ist es nicht. Davon bin ich überzeugt."

„Da haben Sie," versetzte er lachend, „ins Schwarze getroffen. Ich will ja mit Ihnen ein Gespensterfest mitmachen."

„Ein Gespensterfest?" rief ich entsetzt.

„Jawohl, ein Gespensterfest!" fuhr er lächelnd fort, „Sie wissen doch, daß zwischen 11 und 12 Uhr die sogenannte Geisterstunde ist. Nun gut! Am Silvester eines jeden Jahres betrinken sich die meisten Menschen — die Astronomen aber auch — und zwar alle. Das ist so auf Stern Erde. Ich also sagte: ha! ha! um die Zeit kann also wohl auf den Sternwarten was ganz Besonderes zu sehen sein — das, was geheim bleiben soll. Merken Sie was, lieber Münch?"

Ich verneinte, und er fuhr fort:

„Ich hab im vorigen Jahr was Imposantes entdeckt — auf unsrer Sternwarte. Ich bin überzeugt, daß ich in diesem Jahre etwas Ähnliches entdecken werde. Und das will ich mit Ihnen zusammen genießen. Sind Sie einverstanden, lieber Münch?"

Ich bejahte.

Und wir aßen dann unter anregendem Gespräch ein vorzügliches Abendbrot — zur Stärkung -- wir beide ganz allein. Das war auch schon himmlisch.

Aber das wahrhaft Himmlische kam dann für den Sohn des Himmels und für mich um die elfte Stunde — hoch oben auf der Sternwarte des Kaisers von China im Residenzpalaste zu

Digitized by Google

Peking, allwo wir beide auch allein waren, während alle andern Schloßbeamten, Schloßgelehrten, Schloßmandarine und Schloßdiener den Abgang des alten Jahres in schlemmerhafter Weise feierten.

Wir saßen währenddem schweigend vor unsern beiden Teleskopen und suchten das Himmelsfeld dicht über dem Horizont ab.

Und was wir erwarteten, konnten wir bald sehen.

So was hab ich nicht für möglich gehalten. Aber wahr ist es.

Die Beschreibung fällt mir etwas schwer. Es ging alles zu schnell.

Zuerst sahen wir weiße Flecke über dem Horizont. Die gingen plötzlich in Kristallformen über und sandten glühende Farbenkegel aus wie Brillanten.

Dann fielen ganz zarte Schleiergebilde über die Brillanten und nahmen ihnen das Licht.

Und bald lag das Ganze wie ein feines Wolkengebirge da — hellblau — und auch dunkelblau — und auch einfach graue Stellen dazwischen.

„Das ist nur der Anfang!" sagte der Kaiser.

Man mußte das Teleskop oftmals drehen, da man ja immer nur einen kleinen Teil des Himmels sah.

Nun gab mir der Kaiser einen großen Operngucker, der auf einem großen drehbaren Gestell ruhte.

Damit konnte man nun mehr sehen.

Es war wie in einem Theater.

Und ich hatte schon den Kaiser im Verdacht, daß er uns am Horizonte einfach etwas vormachen ließ — von seinen Leuten.

Da jedoch reckten sich gelbe Gebilde am Horizont empor und wuchsen immer höher und blieben durchsichtig wie Kometenschweife und bekamen baumartige Formen mit starken Ästen. Und diese gelblichen Bäume erhielten rote Ränder auf einer Seite.

Und aus den Ästen sprangen bläuliche Wesen hervor mit großen blauen Köpfen.

Und das Ganze verschwand mit einem feinen hörbaren Knall.

„Was ist das denn?" fragte ich ruhig.

Und der Kaiser sagte:

„Ein Gespensterfest! War schon im vorigen Jahre da. Aber damals wars ganz anders. Unsre Astronomen amüsieren sich und lassen sich das Herrlichste des ganzen Himmels entgehen. Ich habs ihnen nicht gesagt. Aber Sie, Münchhausen, können die Geschichte den Europäern erzählen. Man entdeckt hier doch mehr als in Europa! Ah! Jetzt kommt es!"

Und es wurde der ganze Himmel dunkelviolett. Und karminrote Gestalten — wie abenteuerliche Rosse — jagten auf dem dunkelvioletten Hintergrunde vorüber. Gleichzeitig kam eine grellgrüne kleine Sonne über dem Horizont zur Hälfte vor und sandte kleine Scheinwerfer — hellgrüne — nach allen Seiten. Und die Sonne bekam dunkelgrüne Augen, die leuchteten und brannten wie Smaragde.

Wieder ein kleiner feiner Knall — und alles tobte wüst durcheinander, daß wir nicht folgen konnten.

Danach gingen — an das Fabelhafte des ganzen Vorganges hatte ich mich schrecklich schnell gewöhnt — die Beine großer Gestalten vorüber. Die Köpfe konnte ich nicht sehen. Aber die Beine waren pechschwarz und hatten unzählige Kniegelenke übereinander. Die Füße hatten ganz lächerliche Formen, gingen auf und ab — wie bei einem langsamen Tanz.

Und dann wurde alles am Himmel so hell, daß wir die Augen schließen mußten. Das Licht blendete uns.

„Das soll ein Gespensterfest sein?" fragte ich langsam.

„Münch," rief da der Kaiser zornig, „Sie sind an so abenteuerliche Geschichten gewöhnt, daß Ihnen das Gespensterfest keine größere Freude bereitet. Sie sind doch maßlos blasiert. Ein Astronom würde an Ihrer Stelle halbtot vor Begeisterung sein. Sie sollten sich doch ein wenig schämen."

„Majestät!" rief ich da auch etwas aufgebracht, „wenn ich hier herumhopse vor purer Begeisterung, so bin ich doch nicht in der Lage, die seltsamen Abenteuer weiter zu verfolgen. Man muß doch neuen Erscheinungen gegenüber seine Ruhe bewahren. Jedenfalls möchte ich doch die Natur dieser Gespenster etwas näher kennen lernen. Vorläufig finde ich noch nicht den Zusammenhang."

Da bildete sich in der Mitte hinter den tanzenden schwarzen Gespensterbeinen ein großes Loch. Die Beine verschwanden und das große Loch wurde grau, spinngewebeartig und immer größer.

„Schnell wieder an die Teleskope!" schrie der Kaiser.

Wir taten's und sahen nun in dem grünen Loch eine Unmenge von geisterhaften Wesen — alle grau — und wie Schleier wirkend — mit großen und kleinen Köpfen. Die wogten da durcheinander. Und man sah, daß alles in einer gewissen festlichen Bewegung war. Und da flammten überall in dem Loch blaue, rote und grüne Lampen auf. Die wirkten ganz klein.

„Münch, hören Sie etwas?" fragte der Kaiser.

Ich horchte, aber ich hörte nichts.

Nun sahen wir wieder durch das große Opernglas und bemerkten, daß derartige Löcher auf allen Seiten des Horizontes sich aufgetan hatten.

Und diese Löcher veränderten ihre Form und wurden zu Abgründen.

Und das ging alles so rasend rasch, daß es mir unmöglich wurde, Einzelheiten festzuhalten.

Ich habe die Absicht, das ganze Traumbild

Digitized by Google

— als solches kam es mir schließlich vor — in einem langen Romane zu schildern.

„Ja," sagte ich schließlich, als alles verschwunden war, „haben wir das wirklich erlebt? Ich kann noch gar nicht an das Veritable des ganzen Spukes glauben."

„Im vorigen Jahre," erwiderte der Kaiser, „ging es mir grade so. Ich glaubte, geträumt zu haben. Deshalb bat ich Sie ja gerade, lieber Münch, in diesem Jahre dem Vorgange beizuwohnen. Wir sind auf der Erde bereits an so viele Wunder gewöhnt, daß es uns nicht wundern darf, wenn wir ein wenig abgespannt selbst dem Kolossalsten beiwohnen. Dieses war wohl das Kolossalste, das ich erlebt habe. Ich freue mich schon auf das nächste Jahr. Ich glaube, die Silvesternacht wird immer großartiger werden. Jetzt wollen wir auch die Herren der Wissenschaft darauf aufmerksam machen. Die sollen uns diese himmlischen Wunder erklären. Ich fürchte, ihre Weisheit wird dabei ebenso versagen — wie bei allen andern Wundern des Himmels. Ist denn die Sonne — und sind denn die Kometen — weniger wunderbar als das, was wir heute sahen?"

Also sprach der Kaiser von China.

Ich füge dem nichts mehr hinzu.

Ich bin wie stets

Dein alter

Münch von Münchhausen.

Randbemerkungen.

Die südafrikanischen Reklamationen,

die nun allbereits 9 Jahre laufen, ohne daß einer der im Burenkriege geschädigten Deutschen sein Geld erhalten hätte, haben in vergangener Woche das überraschende Faktum gezeitigt, daß England den deutschen Rechtsstandpunkt endlich rundweg ablehnt und daß das Auswärtige Amt diese wenig angenehme Tatsache unverzüglich und sans phrase der Öffentlichkeit bekannt gibt. Man hat daraus anfangs auf einen beabsichtigten Affront geschlossen, einen ernsthaften Zwischenfall gewittert, denn man ist solche deutliche Sprache nicht gewöhnt. Aber man kennt eben Herrn v. Kiderlen Waechter noch nicht. Das war das ganze Geheimnis. Er ist kein Freund von Verschleierungen und gezwungenen Abschwächungen. Er scheut sich nicht, selbst in einem denkbar ungünstigen Momente den Stand der Verhandlungen zu publizieren, ohne nach Entschuldigungen zu suchen. Diese prompte „Kenntnisnahme" der englischen Note wird auch drüben ihre Wirkung nicht verfehlen. Der Wind, der durch unsre Wilhelmstraße weht, hat etwas mehr Kilometer die Stunde als früher. — Übrigens ist es ja klar, daß eine Meinungsdifferenz, die neun Jahre chronisch ist, nicht eines schönen Tages zu einem „Zwischenfall" führen kann. Die Sache liegt viel tiefer. Es handelt sich um ein Prinzip, um ein völkerrechtliches Problem, nicht um die lumpigen zwei Millionen, die England noch zu zahlen hätte. Auf diese zwei Millionen käme es ihm wohl nicht an, wenn es sich nicht eben scheute, in einer prinzipiellen Sache einen Präzedenzfall von weittragendster Bedeutung zu schaffen. Ist ein Staat verpflichtet, „Entschädigungen" zu zahlen, wenn Ausländer durch seine Kriege benachteiligt werden. Das ist das Problem. Das großbrittanische Weltreich führt fast immer irgendwo auf der Erdkugel Krieg. Offenbar fürchtet es, aus Schadenersatzprozessen überhaupt nicht mehr herauszukommen, wenn es erst einmal einen diesbezüglichen Anspruch juristisch anerkannt hat. In Form von „Schmerzensgeldern" wird es sich vielleicht immer noch bereit finden lassen, die deutschen Interessenten, die im Burenkriege geschädigt worden sind, zu trösten. Aber „Entschädigungen" schließen eo ipso einen rechtlichen Anspruch in sich. Herr v. Kiderlen Waechter wird sehen, wieweit er den Leuten zu Geld verhelfen kann. Nur hat eben das Auswärtige Amt sich bisher auf den juristischen Standpunkt gestellt und Englands Kronjuristen haben ebenso „juristisch" nachgewiesen, daß sie nicht zur Zahlung verpflichtet sind. Wozu hätte man denn auch Juristen, wenn sie so etwas nicht nachweisen könnten? In Kautschuk ist leicht arbeiten. Aber eben darum hat dieser Fall die Notwendigkeit in Erinnerung gebracht, über das umstrittene Problem zu vertraglicher Klarheit zu kommen. Was nützt ein Haager Schiedsgericht, wenn man sich nicht einig ist, was überhaupt Rechtsfragen sind, was also vor sein Forum gehört? Der naheliegendste Ausweg wäre die Schaffung eines internationalen Kompetenzgerichtes, das als Vorinstanz nach formalen Kriterien zu entscheiden hätte, was im Haag verhandelt werden kann und muß. Aber leider Gottes kann der Beitritt zu solchem Kompetenzgerichte nur generell sein, nicht wieder materiell beschränkt. Die Staaten müssen sich ihm bedingungslos unterwerfen. Denn die Kompetenz des Kompetenzgerichtshofes ihrerseits wieder beengen, hieße nichts andres, als ihm seine Existenzberechtigung als formal-absolute Kompetenz a priori wieder aus der Hand nehmen. Infolgedessen sind die Chancen für eine Anregung solcher Diskussion, trotz ihrer Unverbindlichkeit, nicht allzugroß. Indessen, magnum voluine ist wenigstens etwas. Also sollte Deutschland solchen Versuch keinesfalls scheuen, auch wenn es nicht daran denkt, ihn mit der Spezialfrage der südafrikanischen Reklamationen zu beschweren. W.

* * *

Sensationsprozesse

haben wir in letzter Zeit genügend zu verzeichnen, Eulenburg, Allenstein, Bonner-Borussen, Bruhn, Moabit, Maltzahn-Becker und Mieltschin. Sie sind nicht gleichwertig an politischem Unwert, aber zur Agitation werden sie ausnahmslos benutzt. Lassen wir Allenstein und Mieltschin beiseite, so bleiben Eulenburg, Bonner-Borussen und Maltzahn-Becker auf der einen Seite, Moabit auf der andern, Bruhn schwankt in der Mitte. Denn Bruhn ist gehaßt und gefürchtet zugleich. Die Öffentlichkeit hat in diesem Falle nicht so sehr die Richter kritisiert als die Zeugen. Aber man vergleiche nur mit flüchtigem Auge den Fall Eulenburg und den Fall der Borussen mit den Fällen Moabit und Maltzahn-Becker, und man muß schon sehr klug oder sehr einfältig sein, um nicht den Kontrast wahrzunehmen. Zur letzteren Kategorie kann auch etwa das Ehrengerichtliche Verfahren gegen den Reserveoffizier Damman gezählt werden. Auf der einen Seite Ansehen, hohe Beziehungen, konservative Gesinnung und prozessuale Milde von verblüffender Mildigkeit. Auf der andern Seite Unansehnlichkeit, Konnexionslosigkeit, liberale, resp. sozialdemokratische Gesinnung und verblüffende Schärfe des gerichtlichen Vorgehens. Fällt das etwa nicht ins Auge? Und da verdenkt man es dem Volk, wenn es sich leicht zur Vorstellung einer Klassenjustiz verleiten läßt! Wie Bethmann Hollweg kürzlich den konservativen Führer hat abfahren lassen, so sollte man eher zu scharf als zu milde verfahren, wenn solcher Verdacht vermieden werden kann. Aus „volkspädagogischen" oder politischen Rücksichten wirklich „höherer Art." Aber leider ist man nicht weitblickend genug. Sonst würde man solche Rücksichten nicht immer nur nach oben und nach rechts pro, nach unten

Digitized by Google

und nach links contra nehmen, statt auch umgekehrt, oder vielmehr garnicht. W.

* * *

„Wie man erzieherisch wirkt."

In dem Artikel, der unter obiger Überschrift in Nr. 44 des vorigen Jahrgangs d. G. erschien, wird ein Vorkommnis, das sich im Leben wohl öfters ereignet, zum Ausgangspunkt für allerlei Angriffe auf den Oberlehrerstand genommen, die wohl diese Entgegnung gerechtfertigt erscheinen lassen.

Daß ein Professor bei einer „Schülervorstellung" von einem auch geladenen früheren Schüler nicht gegrüßt worden ist und sich darüber in der Prima mißbilligend äußert, dabei in der Erregung den betr. Schüler mit dem Ausdruck „Bengel" bezeichnet, ist zu verstehen. Nur hätte er diese angemessene Bezeichnung nicht aussprechen dürfen, da sie sicherlich nach dem Gesetz strafbar ist. Aber hält der Verfasser des betr. Artikels das Benehmen des betr. Schülers für vereinbar mit den Forderungen der Höflichkeit? Eine Studenten-Verbindung, in die die jungen Primaner eintreten werden, werde ihren Füchsen hoffentlich eine andre Auffassung von dem beibringen, wozu sie verpflichtet seien, meint der Verfasser, Dr. L. Z. — Wir denken anders über die Tätigkeit des Ehrenrats einer Verbindung. Auch dort wird wohl eingeprägt werden, was jedem wohlerzogenen Menschen selbstverständlich ist, daß der Begriff der Höflichkeit nicht mit dem Begriff des Gesetzmäßigen erschöpft ist. Anstand und Pflicht sind doch wohl auch für Dr. L. Z. nicht vollständig gleichzusetzen in ihren Forderungen.

Im Anschluß an das geschilderte Begebnis läßt nun Dr. L. Z. die Oberlehrer die Rute schmecken und stellt Vergleiche an zwischen Lehrern einerseits und Universitäts-Professoren sowie andern Akademikern anderseits. Alle andern Akademiker sollen nach ihm Respekt und Achtung beim Publikum genießen, Universitätslehrer sogar in hoher Achtung stehen.

Soll man der großen Jugend oder der Weltfremdheit des Dr L. Z. dieses Urteil aufs Konto setzen? Es ist doch wohl auch ihm nicht die Erfahrung erspart geblieben, daß die Beamten allgemein, Richter, Ärzte, höhere Techniker und Verwaltungsbeamte und auch Oberlehrer mit der wirtschaftlichen Entwicklung unsers Vaterlandes bedeutend im Ansehen gesunken sind; daß allen wissenschaftlich vorgebildeten Beamten besonders ein Mangel an praktischem Können zum Vorwurf gemacht wird; daß sie mit einem Worte nicht in die heutige Welt passen. Wie hart klingt nicht oft das Urteil der Zeitungen und der beteiligten Industriekreise über die Tätigkeit des Richters! Auch juristisch vorgebildete, hochangesehene Oberbürgermeister und andre klagen über die Unfähigkeit der Richter den Erscheinungen der heutigen Zeit gegenüber. Wie wird oft geringschätzend von den Patienten über Ärzte geurteilt, die nichts verständen! Wie sehr verschieden sprechen Examens-Kandidaten selbst über Universitätslehrer! Wie oft wird auf die Paragraphen-Wut der Verwaltungsbeamten von den Betroffenen gescholten! Glaubt Dr. L. Z., daß die Ausdrücke und Bezeichnungen, die den Herren zuteil werden, Kosenamen sein werden oder nicht vielmehr ähnliche, wie sie Dr. L. Z. den Oberlehrern im Geheimen geben mag?

Bei dieser Sachlage wäre es ja geradezu ein Wunder, wenn die höhere Schule leer ausginge, um so größer, wenn man bedenkt, daß alle Erwachsenen, ob Mann oder Weib, ob Familienvater und Geschäftsinhaber oder Angestellter mit der Schule in innige Berührung gekommen sind, und hier vergleichsweise ein falsches Urteil empfangen haben oder ärztlich falsch behandelt worden sind. Erst wenn alle diejenigen Erwachsenen eines Bezirkes, die mit dem Gericht zu tun gehabt haben, alle diejenigen, die von einem Arzte behandelt worden sind — in beiden Fällen auch die unterlegenen Parteien — zu einem Urteil über ihren Richter und über ihren Arzt aufgefordert werden könnten, erst dann ließe sich die Behauptung des Dr. L. Z. nachprüfen, daß „alle andern Akademiker Respekt und Sympathie" beim Publikum genössen, und die Oberlehrer nicht.

Und mit dieser Zahl der gerichtlich oder ärztlich Beteiligten wäre die gleiche Zahl von Eltern zu vergleichen, die mit einem Lehrer in jahrelanger Verbindung gestanden hätten. Erst dann könnte unzweifelhaft richtig beurteilt werden, ob ein Richter oder ein andrer Akademiker „anmaßender" wäre, ob er größeren „Dünkel, schlechtere Manieren und noch schlimmeres" besäße, als ein Oberlehrer.

Daß bei der Vergleichung im Bausch und Bogen, ohne Rücksicht auf die übergroße Zahl der Schulinteressenten und die im Laufe eines Jahres häufig gegebenen Gelegenheiten zu Reibungen zwischen Elternhaus und Schule, die Schule und ihre Vertreter öfters in der Leute Mund sein müssen, ist natürlich. Damit hat sich jeder Lehrer abzufinden, auch damit, daß er sich manche gesellschaftlichen Freuden versagen muß, die andre Akademiker, unbeschadet der gewissenhaften Erfüllung ihrer Pflicht und, wie Dr. L. Z. wohl hinzusetzen würde, ihres Ansehens, sich gestatten dürfen.

Was will nun die schwache Anerkennung, daß die Arbeit der Oberlehrer „gewiß schwer und wichtig" sei, daß nur ein „Bruchteil der Lehrer" in Betracht komme, im Munde des Dr. L. Z. bedeuten gegen die Ausfälle, die er sich gegen einen Stand erlaubt, der gewiß nicht weniger als andre akademische Stände leistet und seine Pflicht ernst nimmt?

Will man über Mängel und Fehler eines Standes schreiben, so soll man doch erst einwandfreie Unterlagen für sein Urteil finden und nicht so schwere, ungerechte Beleidigungen in die Öffentlichkeit tragen.

Prof. Dr. Kr., Oberlehrer.

* * *

Öltalg.

Nicht jedermann wird ohne weiteres wissen, was Öltalg ist. Deshalb sei der Unwissende zunächst belehrt, daß es sich hier um eine Sprachschöpfung der agrarischen „Deutschen Tageszeitung" handelt und daß das Wort die Verdeutschung des Fremdwortes Margarine bilden soll. Wer unsre Agrarier kennt — und allmählich hat das ganze deutsche Volk sie gründlich kennen und nach Gebühr schätzen gelernt — weiß, daß sie ihre und ihrer Leser Intelligenz nicht gern mit Aufgaben behelligen, deren Lösung sie sonst gern den von ihnen verachteten „Intellektuellen" überlassen. Es hat also einen Grund, daß die Gelehrten der „Deutschen Tageszeitung" sich in geistige Unkosten stürzten, und der Grund ist, daß sie die Margarine, dieses der Butter erhebliche Konkurrenz machende Produkt, den Konsumenten verekeln wollen. Öltalg, das klingt so, daß einem beim bloßen Anhören des Wortes übel werden konnte. Unsre Junker sind nämlich, das hat man lange Zeit übersehen, trotz ihrer zur Schau getragenen Verachtung des „Koofmichs" außerordentlich gewandte Geschäftsleute, die eine Konjunktur trefflich auszunutzen wissen. Als nun die durch eine einzige Marke einer einzigen Fabrik hervorgerufenen Margarinevergiftungen das Volk alarmierten, stießen sie kräftig in die Posaune und ihre ganze Presse von dem obenerwähnten Organ bis zum kleinsten Kreis-Käseblatt hallte wider von Warnungen vor dem Öltalg. Ganz gleich, ob die Margarine nun von vertrauenswürdigen Fabriken aus den besten Rohstoffen hergestellt wird und schon vierzig Jahre ihren Zweck erfüllt, den breiten Volksmassen ein gutes Surrogat für die von den Agrarien verteuerte Butter zu geben, sie hatten für dieses Produkt nur die Bezeichnung „Öltag", und wie nur ein „billiger Jakob" seine Konkurrenten heruntermachen kann, so schimpften sie auf die Kunstbutter und priesen ihre teuere, aber leider außerordentlich häufig verfälschte Naturbutter an, damit sich ihr Geldbeutel noch mehr runde. O, sie verstehen ihr Geschäft glänzend, diese Feinde des Handels. Dr. P.

Digitized by Google

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Hero Omken. Eigentlich führt das Buch den Titel „Hero Omkens Ausfahrt und Heimkehr". Geschrieben ist es von einem Niedersachsen Otto Reuter, der der Gegend Frenssens entstammt, und verlegt bei Vita, Deutsches Verlagshaus (Charlottenburg). Es ist ein großzügiger, weitschichtiger Verkehrsroman, der den ganzen Erdball in seinen Rahmen spannt. Und gleichzeitig der Werde- und Lebensgang einer jener typischen, interessanten, urdeutschen Männer, die Frenssen uns seit einer Reihe von Jahren als etwas „langstielige" Persönlichkeiten zeichnet. Otto Reuter entwirft ein andres, weit farbigeres und innerlich wahreres Bild von ihnen, und sein Hero Omken erhebt sich mahnend gegen Jörn Uhl oder die drei Getreuen und auch gegen den viel besseren Klaus Hinrich Baas. Otto Reuter besitzt Kraft genug, uns tief in das Seelenleben seines Helden hineinzuführen, den wir in der Beamtenlaufbahn, auf dem Schlachtfelde und wieder in der Heimat sehen, die er mit ganzem Herzen liebt. Es ist ein urdeutsches Buch, das da in einer sehr schönen und dichterisch wertvollen Sprache zu uns redet und das verdiente, weit mehr als Frenssens Romane Gemeingut des Volkes zu werden. Daß es auch seine Schwächen hat, die notwendig dem umfangreichen Rahmen entspringen, wird ihm keiner verargen, und wer das Buch, das wie ein gewaltiger Riesenbaum vor unsern Blicken aufwächst, gelesen hat, dem werden sicherlich neue Werte bewußt geworden sein. L. v. F.

„Sehr fatal, das habe ich vergessen". Wer hätte das nicht schon oft gesagt und noch häufiger gedacht. Das „ich hab's vergessen" fährt uns urplötzlich mit einem Ruck durch die Glieder. Es macht selten froh, und wenn es gut geht, behält es einen tragikomischen Beigeschmack. Es kann aber auch bitter ernst sein. Und bitter ernst ist es vor allem für den, der Tag für Tag auf rechtzeitige Erinnerungen angewiesen ist, denn ein Versagen des Gedächtnisses rächt sich tausendfältig. Man hat deshalb auch vielerlei erdacht, was das Gedächtnis erleichtern und rechtzeitig und mit zwingender Gewalt an wichtige Dinge erinnern soll. Nichts erfüllt diesen Zweck dankenswerter und besser als ein Notiz-Umlegkalender der bekannten Firma F. Soennecken in Bonn. Es gibt unzählige Geschäftsleute, Gelehrte und Beamte, die seit Jahrzehnten einen solchen — übrigens sehr preiswerten — Kalender benutzen und die erst beruhigt aufatmen, nachdem sie eine besonders wichtige Sache diesem treubewährten, hilfsbereiten Freund zur rechtzeitigen Mahnung anvertraut haben.

Die „Compagnie Générale Transatlantique", welche den Post- und Schnelldampferdienst zwischen Marseille, Oran, Tunis usw. im Mittelländischen Meer versieht, legt der heutigen Auflage der „Gegenwart" einen ihre Fahrtlinien veranschaulichenden Prospekt bei, auf den die Leser mit dem Bemerken empfehlend aufmerksam gemacht werden, daß Rundreisebilletts für das Mittelmeer zu ermäßigten Preisen mit 90tägiger Gültigkeit zur Verausgabung gelangen.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. — Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ·· Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Wir verkaufen auf Teilzahlung

Moderne Trauringe Mattgold, 14 Karat 0.585 gestempelt

No. 2415. Sinnspruch: „Die Liebe höret nimmer auf". M. 28.—

No. 2416. Sinnspruch: „Dein für immer". M. 25.—

No. 2417. Sinnspruch: „Gott mit uns" M. 24.—

No. 2418. Sinnspruch: „In Liebe treu" M. 23.—

No. 2419. Blumenembleme Myrthe-Rosen M. 24.—

No. 2420. Blumenembleme Myrthe M. 23.—

No. 1358. Glanzgold, 4 Brillanten, Gr. 9 (à 9/64 Kar.) 10 Brillanten, Gr. 1 (à 1/64 Kar.); zus. 14 Brillanten (46/64 Kar.), in Platin gefasst . . . M. 350.—

Hunderttausende Kunden in 30 000 Orten des Deutschen Reiches

Uhren — Unser Katalog enthält grosse Sortimente in Brillantschmuck. Feinste Uhrenmarken. — Hochzeits- u. Gelegenheitsgeschenke — Uhren

Jonass & Co., Berlin K.W. 320, Belle-Alliancestr. 3

No. 1124. Mattgold, Schiene durchbrochen, 1 Brillant, Grösse 2 (2/64 Karat), in Platin gefasst . . . . M. 31.—

Eigene Gehäusemacherei. Eigene Goldschmiede. Eigene Gravieranstalt. Eigene grosse Uhrwerkstätten.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Mießler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 2. Berlin, den 7. Januar 1911. 40. Jahrgang Band 79.

Es wird zuviel telephoniert.

Sicherlich. Es wird auch zuviel geredet, geschrieben, gefahren, gegangen, gegessen, getrunken, gelebt und geliebt. Das ganze Dasein nimmt eine ungebührliche Ausdehnung. Insofern nämlich, als noch längst nicht genug Gebühren dafür erhoben werden. Nehmen wir bloß das viele Benutzen der Straße. Die dient zwar dem Verkehr, hat der unvorsichtige Berliner maître de plaisir an den Litfaßsäulen verkündet. Aber es wird eben zuviel verkehrt. Da liegt die Kalamität. Es müßten Gebühren für Abnutzung der Straßen erhoben werden. Gestaffelt natürlich. Nur gestaffelte Gerechtigkeiten sind genießbar. Also etwa eine Grundgebühr fürs Spazierengehen, Mindestsatz für Städte mit 1 bis 5 Straßen, dann nach innerlich berechtigter Willkür in Stufen steigend, bis Berlin den Höchstsatz erreicht. Daneben eine Einzelspaziergebühr in tarifarischer Staffelform. Bis 2000 Gänge 75 Mk., bis 4000 Gänge 140 Mk. usw., oder immer 4 Pfennige pro Spaziergang. Der Berliner zahlt billigerweise einen Sechser, denn er „geht" bekanntlich nicht spazieren, er „läuft", was eine erhebliche Mehrabnutzung bedeutet. Auch die Straßen können verlangen, daß man ihre „Lasten gerecht verteilt". Etwaige Überschüsse wären am besten für Landstraßen rechts der Elbe zu verwenden, wobei zur Erwägung zu stellen wäre, ob man nicht vielleicht für ihre Benutzung gestaffelte Gratifikationen aussetzen könnte. Die technischen Schwierigkeiten? Sind heutzutage nicht vorhanden. Es sollte doch sonderbar zugehen, wenn ein Minister gegen Wandel und Verkehr nicht mit Leichtigkeit einen Spazierkontrollzählautomat erfände, den sich der Bürger ans Bein zu binden hätte. (Im „Nichtbetreffungsfalle" wären die Polizeistrafen für Hunde ohne Maulkorb in Anwendung zu bringen.) Erst mit diesem Apparat am Fuße würden wir — nach Gebühr — den herrlichen Zeiten entgegengehen, die unsrer warten. Heilge Ordnung, segensreiche Himmelstochter, endlich wird es Licht um uns.

Viele Leute gibt es — sunt, qui —, die definieren den wahren Patriotismus mit dem Grundsatze: Seine Steuern, Abgaben und Gebühren gerne bezahlen. Aber das ist Unsinn. Sie wissen nichts von Kant. Sie würden das einsehen, wofern sie sich nur die Mühe nehmen wollten, in der ihnen eingeborenen „praktischen Vernunft" nachzuschlagen und Schillers treffliche Zusammenfassung Kantscher Moral also zu variieren:

„Gerne zahl ich die Steuern, doch tu ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin.
Da ist kein anderer Rat: ich muß suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann zahlen, wie Wermuth gebeut."

Erst das ist wahrer Patriotismus. Aber wie in aller Welt kommt nun Herr Kraetke, der Postsekretär, — die Krasis „Postsekretär" statt „Staatssekretär im Reichspostamt" ist nach Analogie von „Schatzsekretär" und der Bequemlichkeit halber wohl gestattet, — wie also kommt der Postsekretär dazu, uns die Neigung für ihn und sein Telephon abgewöhnen zu wollen? Das telephonische Dasein ist doch nichts Moralisches nach Art des patriotischen oder Steuerdaseins! Wie unsinnig klingt es, wollte man wahrheitsgemäß deklamieren:

„Ungern telephonier ich, doch tu ich es leider zu häufig,
Und so wurmt es mich oft, daß ich nicht Kraetke'sch gesinnt.
Da ist kein anderer Rat: die ‚Quasselstrippe' verachten
Und als gestaffeltes Ich schüchtern sich wenden ans Amt."

Dabei gehen ja sämtliche Pointen verloren, denn man kann wahrlich nicht behaupten, daß uns das Telephon jemals eine Quelle sinnlicher Freuden oder ein Gegenstand unmoralischer Zuneigung gewesen wäre. Es steht, sollte man meinen, so sehr jenseits von Gut und Böse, daß es als notwendiges Übel höchstens die Empfindungen einer moralisch indifferenten Unlust hervorzurufen vermag, das allerdings in reichstem Maße. Erst indirekt kann der Telephonabonnent als solcher auch moralischen Schaden nehmen, wenn ihm nämlich vor Ärger über Herrn Kraetkes verbindende, aber nicht immer verbindliche Telephondamen die gentilezza in die Brüche geht. Welch ein Gesichtspunkt taucht da auf! Das Telephon als Verroher des allgemeinen Verkehrstones! Ist es vielleicht das? Ja, das ist es. Kraetke als Erzieher, seine großen, ethischen Absichten hinter die schlichte, bescheidene Formel verbergend: Es wird zuviel telephoniert! Wie hat man ihm Unrecht

Digitized by Google

getan, daß man ihn weltfremd und verkehrsfeindlich nannte, seine edlen Zwecke ganz verkennend! Aber noch ist es Zeit, das Unrecht gut zu machen. Geh in ein Kloster, Ophelia, dessen Mauern kein sündiger Draht überklettert oder untergräbt, und du, Polonius, alter Progentilezzer du, bestell ihn ab, den Apparat der Versuchung, und tritt ihm bei, dem neuen Bunde J. G. O. T., Immer Ganz Ohne Telephon!

Wenn es nur ginge, aber es geht leider nicht mehr. Wir sind dem Telephon von Geburt an mit Leib und Seele verfallen, ja, schon bevor wir da sind, ruft es den Mann, der uns zum Dasein verhelfen soll. Es ist von der Wiege bis zur Bahre unser ständiger Begleiter geworden, so sehr, daß wir schon fast geringschätzig auf diese Elektrotechniker schauen, die immer noch nicht das bißchen Telephon in der Westentasche erfunden haben, dessen wir doch so dringend bedürften. So sind wir denn vorläufig wie Sklaven gebunden ans „Amt“. Seine jungen Damen haben unser Wohl und Wehe allezeit in Händen, und sie kennen ihre Macht! Wir haben sie nie gesehen, aber aus ihren Stimmen vernehmen wir die ganze Skala weiblicher Empfindungen. Sie können uns ruinieren, wenn sie wollen. Wehe, wenn wir sie durch rauhe Töne reizen. Ich denke mir, auch sie knüpfen ihre Sympathien und Antipathien an die Stimmen der Klienten, die ihrem Bezirke unterstellt sind. Es wäre nicht menschlich, wenn es anders wäre, es wäre vor allem nicht weiblich. Ach, und wir glauben manchmal einen Abglanz davon an unsren Nerven zu verspüren. Dreimal „besetzt“, zweimal falsch verbunden und dann eine lange Weile gar nichts, das sind nicht seltene Erfahrungen im Drange des Städterlebens. Auch unsre Geduld aber hat ihre mehrfach zusammengeknoteten Stellen, denn nichts frißt grimmiger an ihr, als Ohnmacht. — Zur Verschärfung dieser Folter hat nun also Herr Kraetke den Zählautomaten ersonnen, der ein Urquell von Streit und Ärger und Mißvergnügen, von Zeitvergeudung und Nervenverschleiß zu werden verspricht. Nicht nur zwischen Publikum und Amt, — denn da ist Protest sowieso ein fragwürdiges Mittel, sowohl wegen der Unmöglichkeit des Beweises, als vor allem wegen der bekannten, chronischen Umstände. Nein, Streit und Mißgunst werden viel tiefer fressen unterm Publikum selbst, zwischen Vater und Familie, Freund und Freundin, Geschäftsmann und Kunde, Prinzipal und Personal, wegen unnötigen „Anklingelns“. Wer wird noch wagen, einen Telephoninhaber um die Gunst zu bitten, einmal bei ihm telephonieren zu dürfen? Schon die jetzigen Besitzer eines „Sechsertelephons“ sind vor solchen Bitten durch einen Wall von Unbehagen geschützt. Man wird sparsam werden, sich lieber ein Gespräch verkneifen, wenn man meint, es sei nicht unbedingt nötig, wie etwa eine Rückfrage sicherheitshalber. Man wird nachher Lust verspüren, Flagellant zu werden und sich die Haare auszuraufen: „O hättest du bloß doch telephoniert, statt die 4 Pfennige zu sparen!“ Und ungesprochene Epitheta werden erstehen in grauenhafter Fülle für den Urfächer aller dieser Leiden.

Industrie, Handel und Gewerbe wehren sich mit allen Mitteln gegen das, was der Postsekretär witzig die „Verbilligung des Telephons“ genannt hat. Aber was ihr Votum bei den erleuchteten Gesetzesfabrikanten des Zentrums und der Konservativen für Gewicht hat, weiß man leider. Der „Reformentwurf“ selber wie der „Nackenschlag“ des Kompromisses, das in echt jesuitischer Art vom Zentrum hineingeschustert worden ist, beweisen es. Danach soll das Pauschalsystem anscheinend doch beibehalten werden, aber es ist Täuschung, nämlich ein limitiertes Pauschal, also ein kompletter Widersinn. Auf Wunsch bekommt man einige Prozent Rabatt, wenn man sich gleich auf 2, 4, 6, 8 oder 10 Tausend Gespräche verpflichtet und das Glück hat, daß die wirkliche Gesprächszahl mit einer dieser Teilstrecken annähernd zusammenfällt. Das ist das ganze. Aber wehe einem, wenn man sie überschreitet. Stets schwebt über dem „Pauschalbürger“ drohend die Gefahr, seine Staffelgrenze zu überschreiten und für wenige Gespräche darüber gleich die nächst höhere, erheblich teuere Staffel bezahlen zu müssen, oder aber bei Überschreitung der Höchstgrenze um mehr als 600 Gespräche gleich noch einmal die gesamte Grundgebühr. Tatsächlich, wenn „zu viel“ telephoniert wird, besser kann man die Leute nicht abschrecken. Wenn das Landtelephon verbilligt wird, kann man sich nur freuen, aber auf Kosten einer derartigen Unterbindung und Schikanierung des städtischen Verkehrs ist diese Verbilligung zu teuer erkauft. Das wird sich rächen. Telephoninteressent ist heutzutage jeder, auch wenn er selber kein Telephon besitzt. Aber unzählige Geschäftsleute in den Städten werden ihr sog. Kundentelephon abzuschaffen gezwungen sein, wenn sie statt 180 Mk. plötzlich 400 Mk. und mehr pro Apparat bezahlen sollen. Oder sie lassen ihre Kunden jedes Gespräch bezahlen, was ebenfalls eine Erschwerung des Geschäftes bedeutet, da es um der Konkurrenz willen sehr bald Geschäfte geben wird, in denen die Kundschaft weiß, daß sie „umsonst“ telephoniert, selbst wenn der Geschäftsmann die Verteuerung sicherlich anderswie abzuwälzen weiß. Auf jeden Fall — denn gerade in solchen Dingen setzt der Mensch mit der Sparsamkeit ein — wird das bei großstädtischen Entfernungen nicht zu entbehrende Telephonieren von „unterwegs“ nach Hause oder ins Geschäft zum Schaden des privaten und geschäftlichen Lebens bedeutend nachlassen. Wie steht es ferner mit all den Leuten, die sich ein Telephon nur wegen der Verbilligung durch Nebenanschlüsse leisten können? Der Nebenanschluß „unter Kontrolle

Digitized by Google

der Post" soll ja nicht verboten werden. Aber wer kontrolliert, ob ich telephoniere oder mein Nebenanschluß? Die Zahl der Gespräche ist auf keine Weise auch nur annähernd richtig zu verteilen. Soll ich die höhere Staffel bezahlen, bloß weil mein Nebenanschluß zufällig einige Gespräche über die Grenzzahl gesprochen hat? Viele gerade unter den Leuten des Mittelstandes werden unter diesen Umständen ihr Telephon abbestellen müssen und damit um ein Erhebliches in ihrer sozialen Entwicklung zurückgeworfen werden. Kommt hinzu der vielfach erwähnte Fall falscher Verbindungen. Glaubt man wirklich, daß die den Zählautomat bedienende Dame ebenso sicher „arbeitet", wie ihr Automat? Der kennt die schweren Mängel nicht, die unserm Telephonwesen noch anhaften, der zwischen Telephonistinnen und Publikum die Reibungsflächen vermehrt, statt sie zu vermindern. Teccatur intra et extra muros der Telephonämter, wieviel gerade innerhalb davon kann jeder ein Liedlein singen, nur nicht der Postsekretär.

Es wird zuviel telephoniert. Man hat sich mit Recht lustig gemacht über diesen Kraetkeschen Ausspruch, wenngleich er ja wohl einiges Berechtigte enthält. Aber das muß eben bei einem so überragenden Verkehrsmittel mit in Kauf genommen werden. Kleinlichkeit und Verkehrspolitik schlagen sich gegenseitig ins Gesicht. In Norwegen hat das Telephon eine starke Verbreitung, trotzdem strebt man ständig, es noch zu verbilligen. Bei uns will man es gerade an den Orten seiner stärksten Frequenz am unerträglichsten verteuern. Darin ist doch keine Logik, selbst wenn die Anlage- und Betriebskosten bei größeren Netzen mehr als proportional steigen. In Schweden kann man schon für 33,60 Mk. ein Telephon haben, allerdings nur für 600 Gespräche im Jahr, aber das unbegrenzte Telephon kostet auch nur 56 Mark jährlich und ebensoviel einmalige Anlagevergütung. Was sind das für Kontraste! Dennoch leugnet niemand, daß ein Mißverhältnis darin liegt, daß wir durchweg 180 Mk. bezahlen, ganz einerlei, ob wir 20 000 mal im Jahr sprechen oder 2000 mal, ob wir 100 000 Mk. am Telephon verdienen oder nichts, ob es für uns ein Luxus ist oder eine sauer erschwungene Ausgabe, der wir uns nicht entziehen können. Aber durch den Kraetkeschen Entwurf werden diese Widersprüche sicher nicht behoben, vielmehr trifft er alle ohne Ausnahme unangenehm, den Kleinen wie den Großen, wenigstens in den Zentren des Verkehrs. Und wie stark werden die solchen Zentren näher liegenden Provinzen durch die Staffelung der Ferngebühren bevorzugt gegenüber den entfernteren! Die Analogie zum gleichen Briefporto fürs ganze Reich ist schlagend, selbst wenn die Verhältnisse etwas anders liegen. Die Mehrkosten der längeren Leitungen müssen eben alle tragen, weil sie allen zugute kommen können.

Will man einen Weg finden, das Problem annähernd — mehr darf man nicht erwarten — zu lösen, so sollte man sich das schwedische Beispiel zunutze machen. Dort wird unterschieden zwischen Geschäftstelephon und Wohnungstelephon. Diese Unterscheidung reicht zwar nicht aus, aber der Gedanke ist fruchtbar. Man müßte das Kundentelephon einfügen und etwa folgendermaßen abstufen: Reines Geschäfts-, Bureau- oder Kontortelephon, Geschäfts- und Kundentelephon (in offenen Läden), reines Kundentelephon (bei gleichzeitigem Vorhandensein eines Geschäftstelephons im selben Betriebe) und endlich Privat- oder Wohnungstelephon. Als reines Privattelephon hätte bei Verbindung von Wohnung und Bureau oder Geschäft nur ein Apparat zu gelten, wenn gleichzeitig ein Geschäftstelephon in dem mit der Wohnung verbundenen Laden, Kontor, Bureau oder Fabrikraum vorhanden ist. Telephone bei Handwerkern und Gewerbetreibenden ohne offenes Geschäft oder fabrikartige Betriebe wären nicht als Geschäftstelephon zu bezeichnen. Wenn man diese Unterscheidungen ohne Kleinlichkeit durchführte und eine angemessene Staffelung der Pauschalgebühren einführte, ließe sich eine Regelung der Telephonfrage denken, gegen die Handel, Gewerbe und Industrie nichts einzuwenden hätten und bei der Herr Kraetke doch auf seine Kosten käme. Wogegen nicht nur die Geschäftswelt, sondern gerade auch die Privaten protestieren, das ist die schikanöse Gesprächszählung, mit der wir böse Erfahrungen machen würden. Hoffentlich findet sich ein Abgeordneter, der den angedeuteten Vorschlag aufgreift. Selbst wenn Herrn Kraetkes Statistik nicht auf ihn vorbereitet ist, — lieber ein Jahr warten, als wieder ein Gesetz ins Volk werfen, aus dem nichts als Ärger, Mißtrauen, Haß und schwere wirtschafts- und verkehrshemmende Schädigungen erstehen müssen.

Mongolei und Mandschurei.

Von Dr. **A. Wirth** (München).

Die gelbe Frage steht gegenwärtig folgendermaßen. China hat 430 Millionen Einwohner — die größte Zahl unter vielen strittigen ist durch jüngste Forschungen als die richtige erkannt worden —, Japan hat 51, Korea 10—11 Mill. Demgegenüber hat Russisch-Asien, östlich vom Baikal, nicht mehr als 1,1 Mill. aufzuweisen. Ein hoffnungsloser Zustand für Rußland! Es wäre jedoch ungerecht, die Gesamtbevölkerungen Ostasiens hier heranzuziehen. Bei Nationalitätenkämpfen gibt lediglich örtliches Übergewicht den Ausschlag, wie wir es so deutlich in Preußisch-

Digitized by Google

Polen sehen. Vergleichen wir also nur das „Brackwasser der Kulturen“, wo weiße Ströme sich mit der gelben Flut mischen, betrachten wir nur Mandschurei, Mongolei und Ostsibirien, dazu noch Nordkorea. Nun wohl, auch so beschaut, ist das Verhältnis für die Leute des Zaren recht ungünstig. Jene Außenprovinzen des himmlischen Reiches haben nach der geringsten Schätzung heute 8 Mill., nach der höchsten 35 Mill. Nehmen wir die Mitte mit $21\frac{1}{2}$ Mill. Nordkorea aber, das viel dünner besiedelt ist als der Süden, dürfte mit Ausschluß von Söul und Umgegend kaum $2\frac{1}{2}$ Mill. zählen. Immerhin sind das zusammen 24 Mill. Demgegenüber hat ganz Ostsibirien, vom Jenissei anfangend, 3 Mill. Seelen aufzuweisen, also $\frac{1}{8}$. Dabei sind diese Seelen nur zu $\frac{3}{4}$ weißen Leibern angehörig.

Seit dem 30. Juli 1910 ist Rußland mit Japan verbündet. Das hat sofort die ganze politische Lage verändert, nicht nur in Ostasien, sondern auch in der Welt. Nach jüngsten mündlichen Informationen, die ich hatte, hat — entgegen dem, was gewöhnlich angenommen wird — England doch bei jenem Bündnis mitgewirkt. Das hat indessen das Zahlenverhältnis nur wenig umgestaltet. Im ganzen hausen jetzt 155 000 Japaner in Korea und kaum mehr als 16 000 in der Mandschurei.

Wenn auch nicht zahlenmäßig, so fallen die Japaner um so mehr auf politischem Gebiete ins Gewicht. Sie wollen die Mandschurei kommerziell, industriell, bergbaulich und landwirtschaftlich ausbeuten. Die Mandschurei hat jetzt einen Handel — er ist durch die Statistik sehr schwer zu erfassen — von beiläufig 200 Mill. Mark. (Deutschlands Anteil daran beträgt gerade 20 Mill.) Der Handel kann leicht noch auf das Zehnfache, auf 2 Milliarden Mark, steigen — wer weiß, ob nicht schon, zumal wenn größere Minen ausgebeutet werden, in einem Menschenalter? Dabei erwäge man, daß der Gesamtaußenhandel Japans im letzten Jahre nicht ganz 1,8 Milliarden Mark betrug.

Aber es scheint, daß die Mannen des Mikado noch weitere Entwürfe hegen. Und zwar auf die Mongolei. Schon im Jahre 1904 durchstreiften zahlreiche japanische Agenten die mongolischen Wälder und Steppen. (Im Süden und Norden der Gobi gibt es nämlich ansehnliche Wälder.) Es waren militärische und religiöse Agenten. Die militärischen, instruierten und bewaffneten Mongolenhorden, z. B. 15 000 Mann des Oberhäuptlings Adachi. Die religiösen waren Sendlinge der Chirchu- oder Mundasekte, die vom allbuddhistischen Standpunkte aus die Gemüter der Mongolen bearbeiteten. Gewöhnlich heißt die Sekte Hongondji, von einem Orte bei Kyoto, wo ihr Haupttempel steht. Fürstabt der Sekte ist Kiruno, falls ich mich recht des Namens entsinne. Er ist, was naturgemäß seinen Bestrebungen einen besonderen Ton verleiht, ein Schwager des Mikado. Die Sekte hat in den letzten Jahren eine große Rührigkeit entfaltet; sie gründete Tempel in San Francisco und in Wladiwostock; sie schickte ihre Ordensbrüder in die Mongolei und nach Lhasa. Der erste Sendling hieß Kawamachi — doch kann ich wiederum, da nur auf mündliche Mitteilungen angewiesen, den Namen nicht garantieren. Er kam ungefähr 1902 nach Lhasa.

Die Mongolen eroberten Tibet unter Kubleikan. Als die Mongolenherrschaft zerfiel, erstreckte sich das Hauptreich der großen Herrschaft von den Grenzen Shensis bis zum Balkaschsee. Tibet aber wurde unabhängig. Seit rund 1600 geboten die „Goldenen Kane“ von der Westmandschurei bis zum Issykkul. Gegen 1700 entstand auf den gleichen Linien das Kalmückenreich. Sein Beherrscher, Goldan, war in Lhasa erzogen und übte eine Art Schutzherrschaft über Tibet aus. Goldan und sein Nachfolger Arabdan lavierten geschickt zwischen China und Rußland. Nun zerschmetterte Kanghi die Macht jenes Pastorstaates und zwang 1720 Lhasa zu einem Konkordat mit Peking. Kienlong vernichtete die Reste der Ölöt-Mongolen, deren Kan Amarsana, 1756 nach Tobolsk entfloh. Wir sehen also, daß wiederholt Jahrhunderte hindurch ein eigenes Staatsgebilde vorhanden war, das die Mongolei und Tibet umspannte. Den Japanern wird jetzt der Plan zugeschrieben, dieses Gebilde wieder ins Leben zu rufen. Ich möchte nicht glauben, daß jetzt schon solche Pläne greifbare Gestalt angenommen haben, allein es wird gut sein, sie im Auge zu behalten. Vielleicht für 1914. Die Japaner raffen sich alle 8 bis 10 Jahre zu einer großen Tat auf: 1868 zur Restauration des Mikado, 1877 zum Setsuma-Aufstand, 1884 zu Eingriffen in Korea, 1894 zum Krieg gegen China, und zehn Jahre darauf ging es gegen Rußland. Demnächst reifen die Geschicke für einen weiteren Schritt.

Berlin und die Berlinerin.

Von Prof. Dr. **Ludwig Geiger** (Berlin).

Die Aufgabe, Berlin und die Berlinerin*) zu schildern, ist eine ungemein lockende, und der Verfasser hat sie in der Beziehung gewiß glänzend gelöst, daß er eine fast erdrückende Menge von Illustrationen zusammengebracht hat, die mit der größten Vollendung wiedergegeben werden. Wenn man sich aber Rechenschaft über die Darstellung des Buches gibt, so wird man einige

*) Berlin und die Berlinerin. Eine Kultur- und Sittengeschichte von Hans Ostwald. Verlag Hans Bondy (Berlin). Mit 7 handkolorierten, 17 ganzseitigen Kunstblättern, sowie 450 Abbildungen im Text und einer Gravüre.

Digitized by Google

Bedenken von vornherein nicht unterdrücken können. Diese bestehen hauptsächlich darin, daß die zahllosen Illustrationen oft an ganz falschem Platze stehen. Z. B. in einem Abschnitt über Rahel zwei Bildchen, das eine von Chodowiecki zu einer Dichtung des Berliner W. A. Schmidt, das andre eine Karikatur der Mode von 1826. Beide, die ja in dem Buche gerechtfertigt sind, haben mit dieser Stelle gar nichts zu tun. Ähnlich ist es, wenn in dem Abschnitt: Henriette Herz zwei Bilder eingefügt werden, von denen das eine die Schwärmer im Tiergarten und das andre eine Satire auf die Mode der Berliner Damen, nach Herrenart im Tiergarten zu reiten, darstellt. Das zweite große Bedenken besteht darin, daß dieses Werk, das doch eine umfassende Darstellung des Berliner Frauenwesens zu versprechen scheint, die letzten vier Jahrzehnte, die Epoche von 1870 bis 1910 nur in verhältnismäßig geringem Maße streift, im wesentlichen die Zeit von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zu den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts behandelt. Dies erkennt man schon deutlich, wenn man einen Blick auf das Bilderverzeichnis wirft. Von Chodowiecki werden 110, von Dörbeck 36, von Hosemann 63, von Franz Krüger 12 Bilder mitgeteilt, von Neueren dagegen sind Walther Leistikow mit 2, Max Liebermann mit 1 und Adolf Menzel mit 4 Bildern vertreten. Unter den Neueren und Neuesten ist es der einzige Hans Baluscheck, von dem eine größere Anzahl, nämlich 12 Zeichnungen, reproduziert sind. Gewiß wird man die sehr starke Berücksichtigung der so charakteristischen Darsteller des vergangenen Berliner Lebens nicht tadeln, aber ein Buch über die Berlinerin hätte die Aufgabe, die neueste Epoche in eben solchem Umfange zu berücksichtigen wie die vergangene; die letztere würde in ihrer Eigenart auch für den Beschauer klarer hervortreten, wenn ihr Gegenbild, eben die Neuzeit, ihm gleichfalls in vielen Zeichnungen vorgeführt würde.

Der schwere Fehler, der in dem Obigen angedeutet ist, wäre vermieden worden, wenn der Verfasser seine ganze Darstellung nicht, wie er es getan, nach Materien, sondern, wie mir dies passender scheint, nach Epochen geteilt hätte. Durch die von ihm beliebte Anordnung vermeidet er ja freilich, was bei einer historischen Darstellung kaum hätte umgangen werden können, auf dieselbe Materie bei den verschiedenen Epochen immer wieder zurückzukommen, aber er gerät in den größeren Fehler bei den einzelnen Abschnitten, stets von neuem dieselben Zeiten zu durchlaufen.

Endlich hat der Verfasser den Lesern die Lektüre dadurch erschwert, daß er ein eigentliches Inhaltsverzeichnis überhaupt nicht beigegeben hat, denn das Bilderverzeichnis, Personen- und Sachregister, die am Schlusse stehen, so dankenswert sie sind, können über diesen Mangel nicht hinweghelfen.

Das Werk hebt an mit der Charakteristik des Berliner Wesens, wobei neben dem eigentlich märkischen der französische und jüdische Einschlag hervorgehoben wird. Dann folgt als erster Abschnitt der bei weitem größte des ganzen Buches: „Die Damen", der mit Sophie Charlotte, der ersten Königin von Preußen anhebt. (S. 16 und 17 stehen sich ein Berliner Volksfest in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und Dorothea, die Gattin des Großen Kurfürst, S. 52 und 53 Satire auf die Entwaffnung 1849 und Konzert um 1760, S. 60 und 61 Liszt im Konzert und Haarfrisuren im 18. Jahrhundert gegenüber, und zwar immer so, daß das zeitlich spätere Bild dem jüngeren voransteht.) Die Frauen aus der Zeit Friedrich Wilhelm I und Friedrich des Großen, Fürstinnen, in ihren Moden, Sitten, Kostümen, Frisuren, Schönheitsmitteln werden geschildert. Manches galante Verhältnis wird gestreift, bekannte, aber auch in weiteren Kreisen unbekannte Damen (zu den Letzteren gehört Frau von Proustel, zu den Ersteren die Tänzerin Barbarini) werden in Bild und Wort geschildert, Parks und öffentliche Vergnügungen, sittliches Leben wird mit einigen Strichen gezeichnet. Doch wird nicht ausschließlich bei den Damen des Hofes verweilt, obwohl die Gräfin Lichtenau ziemlich breit behandelt wird, sondern auch das Theater, der Goethe-Kultus, die Berliner geistvollen Jüdinnen, die Juden überhaupt werden charakterisiert. Dann folgt die Königin Luise und ihr Hof, Elisabeth Stägemann und ihr Kreis und wiederum Rahel mit ihrem Salon. Dann Bettine v. Arnim, Henriette Paalzow, die Biedermeierzeit, Königin Elisabeth. Daran aber schließt sich ohne rechten Übergang und ohne irgend welchen markanten Abschnitt eine Abhandlung über Vergnügungen an, von wo aus auf die fünfziger und sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts übergegangen wird, bei denen die Weihnachtsausstellungen berührt, Fanny Lewald und andre gestreift werden. Daran schließt sich, wieder ohne rechte Verbindung, die Zeit der Königin Augusta mit den schönen Frauen des damaligen Berlin, deren wundervolle Porträts dargeboten werden, wobei freilich die unglaubliche Geschmacklosigkeit vorkommt, daß neben Magnus herrlichem Bilde der Frau Brunzlow, Dörbecks Stiefelputzer um 1830 steht (was hat dieser, der lauter Männerstulpenstiefel trägt, überhaupt mit Frauen zu tun?). Wir werden sodann über die Kronprinzessin Victoria und die modernen Vergnügungen der Eis- und Rollschuhbahnen belehrt, machen die Bekanntschaft der Frauen des modernen Theaters (auf der einen Seite steht das Bild der Rosa Bertens, gegenüber die Klosterstraße um 1830). Es kommen offene, sehr starke Wendungen gegen die modernsten Frauen, ihre Beschäftigungen, ihr Machtstreben und Ähnliches vor, Plaudereien über Aristokratie, öffentliche Feste mit Damenspenden und das neueste Lite-

Digitized by Google

rarische machen den Schluß des ersten Abschnittes aus.

Dieselbe Vielseitigkeit, aber auch dieselbe Unordnung trotz scheinbarer Ordnung nach der Zeitfolge herrscht auch in einem weiteren Abschnitte: die Dienstboten. Er beginnt mit einer etwas späteren Epoche als der erste Abschnitt begonnen hatte, etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts (während der Text darüber spricht, sind zwei Bilder gegeben, die ins Jahr 1830 geleiten), und benutzt Nicolais, Felix Eberty's und andrer Schilderungen, besonders Glasbrenners witzige Schriften, um viele Seiten zu füllen (was hat freilich eine Seiltänzerin aus dem Jahre 1850 und ein Kremser aus dem Jahre 1830, in dem nur Herrschaften fahren, mit den Dienstboten des 18. Jahrhunderts zu tun?). Gar vieles aus diesem Dienstbotenabschnitt ist recht interessant; einzelne Bemerkungen wie die, daß ein Mädchen in größeren Haushaltungen von Berlin ein Einkommen von 2—3000 Mark habe, wenn ihre sämtlichen Bezüge in Geld umgerechnet werden, möchte doch eine starke Übertreibung sein.

Ein dritter Abschnitt ist: Höker und Hausierer, ein vierter: Kleinbürgertum und Proletariat überschrieben, in dem letzteren findet sich auch ein Abschnitt über die Karschin, daneben stehen dann bunt durcheinander Abschnitte über Verbrechen, Unsittlichkeit, Vergnügungslokale. Der fünfte Abschnitt ist der Halbwelt gewidmet, wo, wie ich der Gerechtigkeit halber bemerken will, wenigstens zuerst wirklich die Illustrationen zum Text gehören; daß aber dann plötzlich mitten in den Schilderungen der Bordelle ein blattgroßes Bild von Frau Fanny Hensel geb. Mendelssohn eingefügt wird, ist — recht zart ausgedrückt — doch eine kaum glaubliche Ungehörigkeit.

Der sechste Abschnitt „von Bürgern und Kindern" (mitten in der Schilderung des 18. Jahrhunderts steht ein blattgroßes Bild der Bettine v. Arnim) plaudert über Wohnungen, Konzerte, Theater, Heiratsgärten, Geselligkeit, Bildung, Geschäftstätigkeit, Kinderspiel und manches andre.

Man sieht aus dieser ausführlichen Inhaltsangabe, die mitgeteilt werden mußte, weil der Verfasser uns gar keinen Wegweiser mitgibt, daß das Buch sehr viel Verschiedenes enthält, aber ohne rechte Ordnung und ohne logischen Zusammenhang.

Neben diesem Hauptmangel ist vornehmlich zu tadeln, daß dem Verfasser eine wirklich gründliche Kenntnis der Vergangenheit abgeht. Statt einer wahrhaften Durchdringung der Quellen, von denen einzelne fleißig benutzt sind, auch manche von mir publizierte, ist das Ganze, soweit es geschichtlich ist, im Grunde doch nur ein ziemlich leichtes Abschöpfen aus bekannten Handbüchern; so wird z. B. bei der Rahel das Buch von Berdrow benutzt, anstatt daß sich der Verfasser in den Quellen selbst umgesehen hätte. Und wie vieles andre hätte der Darsteller aus den Quellenwerken über die Familie Mendelssohn, Gabriele v. Bülow, dem Briefwechsel von Wilhelm und Karoline v. Humboldt schöpfen können; wie wenig ist von ihm die in neuerer Zeit so stark vermehrte Quellenliteratur über die höfischen und pietistischen Kreise, auch über die literarischen Zirkel, z. B. der Frau v. Helwig u. a. zu Rate gezogen worden. Berühmte Fremde, die auf das Berliner Frauenleben den außerordentlichsten Einfluß geübt haben, wie Frau v. Staël, werden gar nicht erwähnt, Charlotte Stieglitz, ein Typus, wie es deren wenige in der Berliner Frauenwelt gibt, wird auf fünf Zeilen abgefertigt. Durch eine gründlichere Kenntnis des Materials, selbständige Bearbeitung der Quellen und verständigere Anordnung hätte sich ganz andres leisten lassen, als es hier geschieht. Es ist ja von allem etwas da, einzelne Abschnitte über das moderne Leben sind ganz unterhaltend, aber eine großzügige und irgendwie erschöpfende Darstellung ist es nicht.

Während so das Urteil über den Text nicht allzu günstig ausfallen kann, muß das über den bildnerischen Schmuck höchst anerkennend, ja enthusiastisch sein. Abgesehen von der völlig verfehlten Verteilung der Bilder, für die im Laufe dieser kleinen Studie nur einzelne drastische, aber verschwindend wenige Beispiele hervorgehoben worden sind, muß man sagen: Druck und Ausstattung, der künstlerische Schmuck des Werkes verdienen den allerhöchsten Preis. Auch das ist zu loben, daß unter den 500 Abbildungen kaum ein Dutzend sich befinden, die man als überflüssig wegwünschen möchte. Alle andren aber: Porträts, Genreszenen, Toiletten, Trachten, Darstellung von Plätzen, Satiren, Karikaturen, die an uns in einer fast erdrückenden Fülle vorüberziehen, sind hochwillkommen, neben wenigem Unbedeutenden so viel schöne, zum Teil geradezu entzückende Bildchen im Text und außerhalb des Textes, daß das Buch, das bei seiner gediegenen und überaus vornehmen Ausstattung einen mäßigen Preis hat, eine ganz köstliche Augenweide und ein ebenso belehrendes, wie unterhaltendes Bilderbuch genannt werden muß.

Schwarz-Weiß-Ausstellung der Berliner Sezession.

Von Hermann Abeking (Charlottenburg).

Die diesjährige Schwarz-Weiß-Ausstellung der Berliner Sezession bringt eine interessante Sammlung älterer Franzosen, die uns, wie Liebermann mit Recht betont, als Klassiker der zeichnenden Künste gelten. Da ist zunächst Goya mit einer Zahl

Digitized by Google

kleiner schneller Bleistiftblätter vertreten, in denen der phantastische Zug des Meisters, selbst in fast alltägliche Vorgänge getragen, zur Geltung kommt. Goyas Kunst beruht weniger auf korrekter Schulung als auf äußerst prägnantem Erkennen des inneren Gehaltes seines Vorwurfs, so daß diese schnellen Notizen deutlich das Erleben des Schaffenden widerspiegeln. Stoffe wie „Vor der Hinrichtung", „Der Selbstmörder" sind schon in wenigen Strichen eindrucksvollst erschöpft. Konstantin Guys ist Elegant; er schildert die Spazierfahrten der vornehmen Welt, findet aber in der Halbwelt sein eigentliches Gebiet. Außerordentlich reizvoll weiß er hier wattig gebauschte Kleider und geraffte Röcke zu zeigen, obwohl er sich ebenfalls mit ein paar Linien und Tönchen begnügt. Das „Maison close" ist mit den Dämchen und Soldaten sehr amüsant und wird auf das liebenswürdigste künstlerischen Anforderungen gerecht. Honoré Daumier, der glänzendste Karikaturist seiner Zeit, baut auf einer staunenswerten Kenntnis der Anatomie des menschlichen Kopfes auf; souverän schaltet er mit den Gesichtsmuskeln und bringt es zu einer Ausdrucksfähigkeit, die ihresgleichen suchen mag. Die Richter und Advokaten nahm er besonders gern aufs Korn; einer von ihnen gleicht im Hintergrund einem grinsenden Totenschädel, ohne das menschlich Lebendige verloren zu haben. Degas zeigt Studien und Pastelle seiner Tänzerinnen, denen trotz ihres schwebendes Berufes eine gewisse ländliche Robustheit anhaftet. Charles Méryon schuf sehr feinsinnige, zartstrichige, detaillierte Radierungen, Straßen und Häuser, einen tiefdunklen Brückenbogen, durch den wie im Ausschnitt das Bild der Stadt erscheint. Corot liebte vornehmlich die bewegten Bäume, die er sehr tonig, weich und lebendig zu schildern verstand. Alphonse Legros radiert in sauberem Strich und gutem Verstehen, bleibt aber auch bei bewegteren Motiven, wie „die Schlacht" und „der Triumpf des Todes" kalt. Ob Delacroix in den Lithographien zum Faust wirkliche Größe erreicht, mag dem Geschmacksempfinden des Einzelnen überlassen sein. Seine figürliche, auch tonige Komposition erscheint unbeholfen, immerhin ist ihm ein gewisser Sinn für das phantastische Element zu eigen. Théodore Géricault legt mit seinen Pferd- und Reiter-Lithographien den Vergleich mit Krüger nahe; man gewinnt an solchen gutbürgerlichen Künsten in letzter Zeit wieder Geschmack, obwohl dem, der den geistigen Gehalt der Kunst über alles setzt, mit ihnen wenig gedient sein kann.

Die heutigen Franzosen sind durch Maurice Denis und Pierre Bonnard vertreten. Denis' Lithographien sind überaus weich; hell in hell verschwimmen seine Köpfe, Kleider und Umgebung in lichter Masse. Er stimmt ein ganz zartes Rosa, Blau und Gelb aneinander und läßt seinen Mädchengesichtern einen Zug gleicher durchsichtiger Zartheit zuteil werden. Pierre Bonnard ist ebenfalls weich, doch bedeutend lebhafter; schildert er doch das Treiben der Straßen, das des Lebens bedarf. Ein hellgrüner oder gelber Grundton genügt ihm. In diesen hinein setzt er ein paar rote Herbstbäume, eine sich zu Roß und zu Fuß tummelnde Flut von Gestalten. Der Schweizer Hodler, an diesem Platze ein ständiger Gast, zeigt Vorstudien zu seinen bekannteren Bildern. Die Ausdrucksfähigkeit der Bewegung, die das eigentliche Motiv seiner Gemälde bildet, ist selbstverständlich auch in den Zeichnungen überaus stark vorhanden. So sehen wir Figuren aus dem Rückzug von Marignano, dem Auszug der Jenenser Studenten. Auch von den das Wechselspiel von Mann zu Weib in keuscher Sehnsucht vergegenwärtigenden Stimmungen ist reiches Material vorhanden. Mit einer Rückenlinie, einer Neigung des Halses, einer erhobenen Hand, weiß der Künstler Außerordentliches zu sagen.

Das Ereignis der gesamten, an sich vorzüglichen Ausstellung ist das Werk von Julius Pascin. Wir fordern den Beschauer auf, hier lange, lange zu verweilen. Es ist einem jungen Künstler gelungen, sich vollständig von aller Erdenschwere zu befreien. Das Sein, das Leben wird zur zeichnerischen Potenz erhoben. Es ist nicht mehr die Rede von Studium und Tradition, es ist eine Kunst vorhanden, die so selbstverständlich erscheinen muß wie Essen und Schlafen, es ist hier kein Überzeugenwollen und Disputieren über irgend welche Probleme, es bleibt ein Schaffen und Lächeln, das sonnig ist und leicht. Wie der Vogel singt, so zeichnet der Künstler; oder er zeichnet gar nicht, er schreibt einfach etwas nieder, und dieses etwas ist so köstlich, wie es nur irgend ein Wunderding sein kann. Pascin ist sinnlich bis in die Fingerspitzen; jedes Lächeln, jede Linie, die knisternden Röcke, die Bewegung der Gruppen, alles ist so durchfühlt, so zauberhaft belebt, so durch und durch verstanden und erfaßt, daß es fast unbegreiflich erschiene, wenn es nicht neben zeichnenden und malenden Menschen auch gott- oder teufelsbegnadete Schöpfer gäbe. Pascin hat eine Serie geschaffen: „Die Memoiren des Herrn v. Schnabelowski von Heinrich Heine". In diesen Blättern, die über die dreißig zählen, jauchzt und jubiliert es und weint und schluchzt es; alles, was das Herz bewegt, das Auge erfreut, spiegeln diese Blätter wider. Die Bedeutung eines Genies läßt sich nicht in Worte kleiden — Julius Pascin ist ein Genie.

Um bei rein zeichnerischen Talenten zu bleiben, solchen, die diese Kunst um ihrer selbst willen und nicht als Vorstudie zum Gemälde pflegen, sei Lyonel Feininger genannt. Feininger hat sich aus dem maschinellen Kleinkram des Details zur Größe und Breite entwickelt, und hier erlangt er nun, gerade weil er den Blick für das Kleine nicht verliert, sondern dieses jetzt unterordnet, die köstlichste Wirkung. Feininger ist Phantast; er trägt seine Phantasie nicht über das Irdische hinaus,

Digitized by Google

sondern betätigt diese gerade im Gegenständlichen, in seinen Häusern, Maschinen. Hierdurch wird die Phantasie real, greifbar, witzig und angenehm, während sie auf dem rein ätherischen Gebiet oft zu Seichtheit und Torheit führt. Feiningers Mittel besteht darin, die Größenverhältnisse auf das Krauseste zu verschieben. Eine riesige Figur erhebt sich im Vordergrund, neben ihr steht eine winzig kleine Gestalt; oder eine Hauswand ragt gigantisch in die Höhe, während ihre Genossen der Spielschachtel zu entstammen scheinen. Die Menschen werden gedehnt und verbogen, gezerrt und gewalzt; es ist eine reine Freude, diesem frohen Spiel zu folgen. Daß außerdem Können und Geschick ein ganz bedeutendes ist, beweisen die prächtigen Überschneidungen der Gäßchen und alten Bauten. Die kleinen Radierungen reihen sich den Zeichnungen in gleichem Sinne auf das anmutigste an.

Franz Christophe ist der Meister der reinen Linie. Er ist durch und durch von der Schönheit ihres klaren Flusses erfüllt. Er löst die Figur ornamental, beherrscht dabei jedes zeichnerische Detail im genauesten Sinne. Am meisten kommt seiner Technik das Rokoko entgegen. Falten, Stoffe, Blumen, Bäume, Hunde und Pferde, einen großen Reichtum immer neuer Verschlingungen und Lösungen meistert er mit treffsicherer, graziöser Hand. Die Illustrationen zum „Satyricon" wählen den weiblichen Akt in formvollendetem Strich; exotische Blüten, ein Brunnen mit der Gestalt eines Faunes, geschnitzte Stuhlbeine ergeben die ergötzlichen Details. Paul Scheurich verlegt seine krausstrichigen Radierungen ebenfalls in das Rokoko und Empire; er überrascht diesesmal durch zwei anmutige Holz- und Bronzeplastiken, die weibliche Akte ganz in dem kapriziösen Geschmack jener Zeit darstellen.

Sehr beachtenswert sind die Radierungen von Hans Meid. Fast mühelos erscheint eine lebendige Weichheit des Fleisches, ein Pulsieren von Blut durch Mensch und Landschaft auf die Platte gebannt. Weniges genügt; und doch entsteht außerordentlich viel. Alte Gärten mit verstohlenen Liebespaaren, üppige Gemächer mit sich dehnenden Leibern, ein Liebesspiel in Sonne und im Dämmer. Draußen und in der Geschlossenheit des Raumes, tut der Künstler vor uns auf. Bewegen und Leben braust durch diese Blätter. Als Gegenstück hängt eine Radierung von Otto Greiner „Die Hexenschule" an gleicher Stelle. Jeder einzelnen Figur liegt eine größere, gewissenhaft gezeichnete, aber kalte Studie zugrunde. So bleibt auch der Effekt kalt. Greiner löst sich nicht von seinen Modellen, er klebt an ihnen und verliert so den Blick für die Gesamtheit. Seine Arbeiten können nicht mitreißen wie etwa ein Blättchen von Hans Meid, das am Ende gar noch ohne direkte Naturanlehnung aus einer Impression entstanden ist.

Der Volkszeichner Heinrich Zille tritt mit seinen Alt-Berliner Typen, Gassen und Budiken auf den Plan. Was Zille schildert, ist echt, ist dem direkten Sehen und Empfinden entsprossen. Zilles Zeichnungen werden als Dokumente bestehen, wenn die Welt, in der er sich bewegt, längst verschwunden sein wird. Köstlich ist es, wie Zilles scharfem Auge kein noch so kleiner Umstand entgeht, der das Milieu zu bestimmen dienlich ist. Da sind die Plakate mit ihren Aufschriften und der sonstige papierne und plastische Schmuck seiner Schenken und Stuben, der Bretterzaun, an den eine fleißige Hand die Aufforderung „Wählt Zubeil!" schrieb. Auch rein malerisch entwickelt sich Zille gut. „Alt-Berlin", „Weihnachten", und die Budike mit den gegen das Licht stehenden Figuren sind in dieser Hinsicht restlos gelöst. Die große Tragik sucht Käthe Kollwitz auf gleichem Gebiet. Ihre Proletarier-Frauen und -Kinder in der wunderbar breiten und sicheren Zeichnung ihrer Radierungen sind wahrhaft ergreifend. Technisch außerordentlich gut ist ebenfalls die Allegorie „Tod und Frau". Das Knochengerüst zwingt fesselnd ein nacktes Weib zu gewaltiger, in den Rücken geneigter Bewegung, während das Kind ängstlich zum Busen der Mutter strebt. Trotz dieser eminenten Leistung bleibe es dahingestellt, ob wir Käthe Kollwitz nicht doch lieber auf ganz realem Boden sehen.

Max Liebermann zeigt einen Karton zu dem Gemälde „Judengasse in Amsterdam" und einige Pastelle. Lovis Corinth bringt ebenfalls Studien zu Gemälden. Der Kopf des Matthaeus beweist, wie akademisch korrekt das Studium war, von dem der Künstler ausging. Martin Brandenburg betätigte sich weiter in seinen phantastischen Neigungen. „Die Leidenschaften" weisen auf einem schwebenden Kreuz stehende und kauernde Gestalten, das Pastell „Der Mummelsee" ein im Wasser hüpfendes Nixenkind. Außerordentlich kraftvolles Können verraten die Aktkompositionen von Adolf Herstein, die an anatomischer Sicherheit der Leiber, an satter Farbe und höchstgespannter Bewegung eine erste Stelle erheischen. Heinrich Hübner zeichnet sauber und großzügig ein „Altes tiroler Schloß", „Schloßgarten" und „Durchblick auf einen Hof", Ulrich Hübner schildert in seinen Radierungen Travemünde bei feiner Stimmung; unter seinen Aquarellen hebt sich ein Interieur mit einer alten gelben Kommode satt und duftig hervor. Theo v. Brockhusen nennt einen sehr großen, schönen Stil in der Landschaft sein eigen, den er auch hier in seinen märkischen Zeichnungen betätigt. Paul Baum überträgt das Pointilistische seiner Bilder auch auf seinen Federstrich, der ihm eine sehr luftige Wirkung ermöglicht. Hans Baluschecks Stahlwalzmaschinen sind tonig und erfreuen im Gegensatz zu seinen sonst oft etwas einzelnen und harten Figurenbildern. Emil Pottner hat fabelhaft geschickte rasche Beobachtungen auf dem Geflügelhof gemacht. Sein breiter Bleistift folgt meisterlich der Betrieb-

Digitized by Google

samkeit des Federviehs, er fixiert trefflich das Flattern und Plustern des Gefieders. Dora Hitz pastelliert groß und farbenfroh, vielleicht etwas leer, ihre Mädchen- und Bäuerinnenköpfe, Julie Wolfthorn skizziert geschickt ein Bildnis auf Grau mit wenigem Grün, Eva Stort leicht getönt einen Feldweg und ein Motiv „Im Dorf".

Hermann Struck zeigt neben einigen Exlibris eine Folge von Radierungen aus Venedig, die in ihrer zarten Dunstigkeit fast zum Vergleiche mit Wisthler drängen. Markus Behmer vertieft seinen bizarren Sinn in einer Gottesanbeterin und in einer Heuschreckenlarve; Behmer findet in dem Studium der Insekten mit ihren vielgestaltenen Gliedern die Anregung zu seinem phantastischen Schaffen. Ebenfalls als Phantast radiert Erik Werenskiold einen laufenden und einen sterbenden Troll, welch letzterer sein dreifaches Angesicht auf dem kurzen, haarigen Körper recht spaßhaft in die Lüfte reckt. Karl Walser erweist sich ferner als feinsinniger Zeichner und duftiger Aquarellist, der heute sowohl dem Inneren einer Mansarde, eines Schlosses, wie auch den blühenden Kirsch- und Apfelbäumen seine Liebe entgegenbringt. Hans v. Volkmann pflegt die Landschaft auch in der Radierung, Konrad v. Kardorff im Pastell. Hedwig Weiß aquarelliert Eindrücke einer Reise, Bischoff-Culm lithauische Motive. Otto Beyer zeichnet Fischmärkte in Brüssel, Fritz Rhein Straßen und Hafen in Wismar. Paul Kayser radiert einen brillanten Neubau neben einem hübschen Selbstporträt mit Kind; Philipp Frank badende Jungen und Mädchen in Luft und Sonne, Ernst Gabler Fischmärkte und Ausschnitte in Brügge, sauber und stark. Amandus Faure führt mit seinem „Der Mann auf dem Seil" in das Gauklerleben, von dem auch Rudolf Großmann ebenso wie von Volksfesten, Rummelplätzen und der Rennbahn zu sagen weiß. Wilhelm Giese, Bernhard Hosler sind des weiteren als Radierer, Leo Klein-Diepold als Lithograph, Karl Hänny und Walter Klemm, der die Fläche des Eises so reizvoll mit Schlittschuhläufern zu beleben versteht, als Holzschneider hervorzuheben.

Der Wiener Gustav Klimmt meistert mit seinem Strich und seelisch durchfühlt seine Akt- und Bildnisstudien; der Schwede Karl Larsson erzielt angenehm heitere Bilder durch seine leicht konturierten und aquarellierten Tuschzeichnungen aus seinem Heim. Unser Emil Orlik steht beiden nahe. Besonders ansprechend ist das zarte Bildchen „Das Haus ‚Chinese' in Karlsbad".

Die Sammlung Ernst Barlach bringt nicht viel Neues. Die etwas flachen Plastiken, die durch ein weites Gewand nur eine große, fast ornamentale Form anstreben, sind bekannt. Die Zeichnungen mögen als Studien zu solchen Arbeiten berechtigt sein. Einen besonderen eigenen Wert kann man ihnen kaum zusprechen.

Die Bücher des Jahres 1910.

Eine Rundfrage an die Gegenwart-Mitarbeiter.

V.

Wir geben hier die Antworten in der Reihenfolge wieder, wie sie zeitlich bei uns eingegangen sind.

Von denen, die ich gelesen habe. Das ist die wichtige Einschränkung. Eine Erweiterung Ihrer Frage, daß ich auch Bücher, die bloß polemisch bedeutende Anregung schenken, nennen möchte. Auch das bereichert. Unter allen Umständen setze ich aber an erste Stelle das dreibändige Verhaerenwerk Stefan Zweigs, denn hier ist der monumentale Lebensinhalt unsrer Zeit zu einem monumentalen Kunstwerk gestaltet. Ein durch und durch neuzeitliches Buch ist auch Bahrs Roman „O Mensch", ein Buch der Menschenverkündung, mehr noch: der Menschengüte. „Der Mensch ist halt wie er ist", sagt es. Und das ist schön. Andre Bücher aus Österreich: Schönherrs „Glaube und Heimat", Kranewitters „Wieland der Schmied", Saltens „Olga Frohgemut", die ersten beiden (Dramen sind es), weil sie mit starker Künstlerkraft das tief menschliche Gefühl zum Heimatsboden ausdrücken, die Saltensche Novelle, weil sie ganz neue Perspektiven in die Tragödie Künstlerschaft erschließt. Damit im Zusammenhang sei gleich die theatralische Essaysammlung Hermann Bangs „Menschen und Masken" genannt. Andre Essaybücher (mit Einschränkung und Vorbehalt): Lamprechts Porträtgalerie (bei Reclam) und Hardens „Köpfe" (bei Reiß). Ein ungemein anregendes Buch (oft auch zum Widerspruch): Muthers „Geschichte der Malerei". Sehr interessant war mir auch noch der erste Roman aus dem Katalanischen: Raimon Casellas „Lazarus Tod". Zum Schlusse dann noch zwei Essaybücher, die gerade jetzt erschienen sind: Oscar Bies „Reise um die Kunst" und Curt Hermanns „Kampf um den Stil". Man wird darin viel Wissenswertes über die Entwicklungsprobleme der Malerei und Musik finden. Hans Wantoch (Wien).

* * *

Unter den Büchern dieses Jahres sind mir die folgenden lieb geblieben:

Von Gedichten: die von Hans Carossa (das Buch heißt nur „Gedichte" und ist im Inselverlag erschienen), das „Tagebuch in Versen" von Max Brod (Axel Juncker), die „Vase" von Camill Hoffmann und „Herbstfrühling" von Anton Wildgans (im selben Verlag), beide ganz hervorragende Lyrik, ferner Dauthendeys neuester Band: „Weltspuk" (Langen), sicherlich sein schönstes, reichstes Werk, Ernst Lissauers „Acker" (eben in zweiter Auflage bei Diederichs herausgekommen), Hans Kysers „Einkehr" (Paul Cassirer), Ludwig Levin Schückings „Balladen und Lieder" (mir lieb um einige Stücke von tiefer Traumkraft) und endlich der viel zu wenig gewürdigte, ganz wun-

Digitized by Google

derbare „Einsame Weg“ von Ernst Kamnitzer (Haupt und Hammon). — Für die beste lyrische Anthologie halte ich die von Will Vesper besorgte „Ernte“ (Bücher der Rose, zwei Bände. Langewiesche-Brandt).

Ich bewundere drei Romane: Heinrich Manns „Kleine Stadt“ (Inselverlag), Ricarda Huchs strahlendes „Leben des Grafen Federigo Confalioneri“, d'Annunzios „Vielleicht — vielleicht auch nicht“ (beide Inselverlag). Gerhart Hauptmanns „Emanuel Quint“ besitzt — bis auf eines — alle Zeichen der Größe und diese selbst. Billigte man Rilkes „Malte Laurids Brigge“ (Insel) die Bezeichnung Roman zu, so müßte er an erster Stelle genannt werden. So ist es nur das schönste, jedenfalls das tiefste Lebensbuch, das wir seit dem „Zarathustra“ haben. — Entzückend finde ich „Carlos und Nicolas auf dem Meere“ von Rudolf Johannes Schmied (Reiß); eines der ergreifendsten Erzählungsbücher ist Emil Luckas „Adrian und Erika“ (Fleischel), vielleicht das schönste Gedicht in Prosa, das wir besitzen; immer im Gedächtnis bleiben mir die Menschen aus Franz Servaes Roman „Michael de Ruyters Witwerjahre“ (Fleischel), die Landschaft und die Menschen aus Otto Alschers Zigeunerroman: „Ich bin ein Flüchtling“ (Fleischel).

Für den bedeutendsten Novellenband dieses Jahres sehe ich Max Mells wundervolle „Jägerhaussage“ an (Pactel); lieb ist mir auch das letzte Buch der Ebner-Eschenbach „Genrebilder“ (ebendort).

In der dramatischen Literatur erscheint mir Schönherrs „Glaube und Heimat“ (Staackmann) als das Höchste, das seit Hebbel erreicht worden ist. Von außerordentlicher Schönheit und gewaltiger Kraft ist Stuckens neues Drama „Astrid“ (Reiß).

Die schönsten deutschen Essays sind Herbert Eulenbergs „Schattenbilder“ (Bruno Cassirer). — Das adligste deutsche Künstlerbuch, Anselm Feuerbachs „Vermächtnis“, ist durch den Verlag Meyer und Jessen in neuer Gestalt herausgekommen. Es ist vielleicht das allerschönste Buch dieses Jahres. — Zum Schluß sei noch als eine Leistung von literaturgeschichtlicher Bedeutung Stefan Zweigs großes Verhaerenwerk (Insel) genannt.

Felix Braun (Berlin).

* * *

Da mein Beruf mich des Tags schier zehn Stunden in Anspruch nimmt, bleibt mir zum Lesen und Schreiben wenig Zeit. Doch reicht es immerhin zu Einigem. Und da ergeht es mir zumeist recht merkwürdig: die wenigen Bücher, die ich lesen kann im Laufe des Jahres, „befriedigen“ mich fast alle. Kein Rätsel, beileibe nicht: ich lasse mir von einigen guten Freunden, die über den Arbeitsjahren draußen sind und einen geläuterten Geschmack haben, wohl raten. Das ist recht bequem, allein vorläufig muß ich es so machen, um überhaupt zu etwas zu kommen. Später, wenn ich einmal viel, viel Zeit habe, werde ich „alles“ lesen.

Doch von den Büchern, die ich im vergangenen Jahr mit stiller Freude und Andacht, oder mit großem Interesse gelesen:

Friedrich Naumann: Form und Farbe.

Friedrich Naumann: Die politischen Parteien.

Nationalverein: Vorkämpfer deutscher Freiheit; zumal die Rede von Siebenpfeifer auf dem Hambacher Fest 1832.

Albrecht Wirth: Imperialismus.

Eduard Bernstein: Die Arbeiterbewegung.

Wilhelm Schäfer: Der Schriftsteller.

Karl Scheffler: Berlin.

Emil Gött: Gesammelte Werke.

Carl Spitteler: Olympischer Frühling (Neubearbeitung).

Josef Ettlinger: Benjamin Constant.

Ludwig Finkh: Rapunzel.

Hermann Hesse: Gertrud. (Der Lindenbaum, Hesse, Strauß, Lang).

Jakob Schaffner: Konrad Pilater.

Robert Walser: Der Gehülfe.

Bernhard Kellermann: Das Meer.

Wilhelm Schäfer: Halsbandgeschichte.

Willi Speyer: Wie wir einst so glücklich waren!

Rudolf Hans Bartsch: Bittersüße Liebesgeschichten.

Adolf Köster: Die zehn Schornsteine.

Hamsun: Unter den Herbststernen.

Anatole France: Die Insel der Pinguine.

Schertlin von Burtenbach. Neu von Engelbert Hegaur.

Ernst Lissauer: Der Acker.

Dr. Arlglaß: Gottes Blasebalg.

R. Amundsen: Die Nordwest-Passage.

Robert Hessen: Die Prostitution in Deutschland.

Otto Ernst Sutter (Frankfurt a./M.)

* * *

Da ich die Neuerscheinungen des Jahres nur zu einem kleinen Teil überblicke, so kann mein Urteil über die wertvollsten davon aus diesem Grunde von vornherein bloß bedingt und persönlich sein.

Den stärksten Eindruck machte auf mich Heinrich v. Schullerns „Jungösterreich“ (München bei Georg Müller), und zwar ebenso wegen der Größe des darin behandelten Problems (die letzten fünfundzwanzig Jahre deutschösterreichischer Geschichte), als wegen der Sachlichkeit und ungemeinen Ehrlichkeit der Durchführung. Hier ist einmal ein sowohl durch Handlungsreichtum, als auch durch die Weite des Gesichtsfeldes ausgezeichneter Roman, der von der müh-

Digitized by Google

sam erklügelten Darstellung kleinlicher, engherziger und nebensächlicher Lebensverhältnisse in so vielen zeitgenössischen Werken, denen es gänzlich an jenen beiden gebricht, zur Behandlung der großen Forderungen und Fragen mahnt, die unsre Zeit bewegen, und die in erster Linie die dichterische Gestaltung erfordern und ihrer wert sein würden.

Ein großes Stoffgebiet steckte sich allerdings gleichfalls Karl Hans Strobl in dem auch äußerlich umfangreichen Roman „Eleagabal Kuperus“ (ebda.) ab, doch ist dieses von hoher dichterischer Begabung zeugende Werk kein Ausschnitt aus der Gegenwart, sondern gibt in einem oft verzerrten Zukunftsbild vielmehr eine phantastisch-kühne Satire davon.

Eine unmittelbare Enttäuschung bereitete mir aber Thomas Manns „Königliche Hoheit“ (S. Fischer, Berlin). Gegenüber den wundervoll reifen „Buddenbrooks“ ist jenes Buch kein Zeitroman von der Größe und Gestaltungskraft der letzteren, sondern ein schmerzliches Zeugnis des inneren Versagens einer reichen Dichternatur.

Otto Julius Bierbaum jedoch, von dessen dichterischer Fülle sein „Prinz Kukuk“ so beredte Kunde gab, ist leider für immer verstummt, und dies ist vielleicht der größte Verlust der deutschen Literatur in diesem Jahre.

Viktor Wall (Wien).

Zwei Gedichte.

Von **Leo Heller** (Gr.-Lichterfelde).

Weinst du . . .?

Ob du auch in der Ferne weilst,
Dein Schluchzen hört ich diese Nacht
Und bin von seinem wehen Laut,
Vor seiner Tiefe aufgewacht.

Ich lag und lauschte stundenlang,
Bis sich der Tag durchs Fenster schlich. —
Weinst du um deines Herzens Glück?
Weinst du um dich, — weinst du um mich?

Zu spät.

Was mich beherrscht und was mich erfüllt
Hat sich vermummt und tief verhüllt.
Nur ein Gedanke war mir gegeben:
Von dieser Stunde ein neues Leben! —
Doch in das „neue Leben“, o Pein!
Zittern die alten Schatten hinein.
Das Licht, das Glück in meinen Tagen
Reicht nicht mehr aus, sie ganz zu verjagen.

Höschele, der Finkler.

Von **Wilhelm Schussen** (Schwäb.-Gmünd).

III.

Ohne recht zu wissen, was er eigentlich tat, machte er plötzlich rechtsum und schritt schnurstracks auf den Bach zu. Das war nicht schön und war nicht höflich, aber es war die einzige Möglichkeit!

Er wandelte, mit halbem Rücken gegen den Herrn Bölitz hin, am Wasser entlang und schaute in das Rinnsal hinein, als müßte er etwas mit den Augen herausholen und umklammerte die Mantelschöße, wenn der Wind sie ein wenig auseinanderblies, als hätte er gegen ein paar Räuber zu kämpfen, die ihm das schöne Kleidungsstück entreißen wollten.

„Herr Höschele! Guten Morgen, Herr Höschele!“ rief der Herr Bölitz mit blecherner Stimme.

Er tat als ob er taub wäre.

„Was gibt es dort im Wasser Schönes, Herr Höschele!“

Dieser Bölitz war imstande, uneingeladen herüberzustiefeln. Nun hieß es aber, sich davonmachen! Gut, daß der Wind so stark wehte und Lärm machte. So konnte man besser entrinnen. Nach einer Weile blieb er auf einen Augenblick stehen und horchte nach der Seite hin. Man hörte jetzt nichts mehr. Nun überquerte er die nassen Wiesen wieder, um den Fußweg zu gewinnen, und bald war er vor der Stadt.

Welchen Weg er wohl wählen sollte? Durch die Arlerstraße . . . . aber nein, da konnte er mit dem Professor zusammenstoßen. Oder durch die Breitestraße und dann durchs Blasertor — — — — — — aber das war wiederum nichts, da mußte er über die Leonhardsbrücke und am Haus des Postsekretärs Schmitt vorbei. Lieber noch würde er die lange Grabenstraße nehmen, da konnte er noch am ehesten unbehelligt durchkommen. Doch auch die Grabenstraße verwarf er jetzt.

Er biß sich auf die Zähne und ging nun durchs Blasertor; aber die Leonhardsbrücke wollte er umgehen und dafür den Amselstieg nehmen. — — —

Die Finken wurden allmählich recht unruhig. Er mußte den Filzhut fest an den Kopf drücken.

Es war eine elende Lage.

Hätte er doch die lästigen Läuse auf der Wiese draußen, als er vom Bölitz weggewesen, davonflattern lassen, so weit sie nur gewollt hätten! Eine wahre Angst wogte jetzt in ihm. Und wie ein Wicht schritt er dahin und schaute um sich wie ein Verfolgter, dem das Verhängnis schon auf den Fersen ist.

Dort auf dem Gehsteig ging das Fräulein Julie Arm in Arm mit einem jungen Herrn. Sie strahlte schon von aller Weite. Wahrscheinlich hatte sie sich verlobt oder verehelicht, und da sollte

Digitized by Google

er nun seine Glückwünsche auffagen. Er wußte es, sie würde ihn nicht unbehelligt vorbeilassen!

Was sollte er da machen?

Nun hielt aber eben die Straßenbahn ganz dicht neben ihm. Er sprang also in den Wagen und warf sich auf den einzigen noch leeren Platz, starrte vor sich hin und studierte den Wagenboden. Gott sei Dank, es war kein Bekannter im Wagen, das heißt, er sah wenigstens keinen! Auf wielange wohl? Er rieb sich die Hosen über den Knien ab, um die Fahrgäste um ihn her nicht merken zu lassen, wie ihm die Finger bebten und die Füße zitterten. Es war ein Unglückstag, wie er noch nie einen erlebt hatte! Doch er hatte ihn verdient. Warum war er so töricht gewesen. Dieser lächerlichen Stieglitze wegen, die er sich um ein Trinkgeld hätte kaufen können, solche Qualen aushalten!

Er hatte den Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, als auch schon der Musiker Dörwald auf dem Trittbrett erschien.

„Auch noch bei Leben, Herr Höschele?“ hörte er den Musiker sagen.

Aber er regte sich nicht und deutete nicht, sondern benutzte gleich die nächste Haltestelle und drückte sich durch die Vordertür, dort wo der Fahrer hantierte, flüchtlings hinaus.

„Rechts aussteigen, bitte! Nicht wahr?“ schrie ihm der Fahrer noch zu. „Das könnte man allmählich wissen, wo jedes Kind es einhält. Und wegen Ihnen allein wird man das Gesetz nicht anders machen.“

Er hörte es nur halb und verstand die derbe Weisung erst, als er den Wagen bereits nach links verlassen hatte. — Aber das Blut stieg ihm noch mehr zu Kopf und füllte ihm den Hals. Und der Schweiß rann ihm am ganzen Leib. Und es wäre eigentlich gar nicht mehr nötig gewesen, daß er jetzt im Gewirr der Leute mit einer besseren Frau zusammenstieß, die nun heftig schimpfte und, als er ihr wortlos weiterging, ihm nachschalt: „Wenn Sie was wären, hätten Sie zum mindesten den Anstand gehabt und hätten Ihren Hut gezogen und hätten sich entschuldigt, wie es Brauch ist. Aber Sie werden mir danach einer sein, Sie! Ja?“

Er hatte in seinem Leben keinem Menschen unrecht berührt, aber auf diese Frau hätte er jetzt losschlagen können! Doch das Schlimmste war, daß sie eigentlich recht hatte. — — —

Wie er in die Arlerstraße, die er um jeden Preis hatte umgehen wollen, geraten war, hätte er um sein Seelenheil nicht sagen können. Aber er war nun auf einmal mitten darin. Und er mußte also an der Keuerleberin vorbei und durch den Bahndurchgang hindurch am Sonnenwirt vorbei, und am Bölitz vorbei, und am grünen Baum vorbei, und an allen andern vorbei!

Er wäre fürwahr lieber gestorben!

Dann war die Torheit ja wohl bezahlt! — —

Es ward ihm ganz schwarz vor den Augen.

Und lief dort nicht der Postsekretär Schmitt, gerade auf ihn zu?

Er unterschied es nicht mehr. Aber es würde ja wohl der Schmitt sein! Das ging schon so weiter! — — — —

Und war da drüben nicht auch der Herr Amtsvorstand?

Und der Kollege Olbrich? Der war nie gut auf ihn zu sprechen gewesen!

Drum schnitt er jetzt so ein schadenfrohes Gesicht! Wie sie nur alle auf einmal vor ihm waren! Fast hätte er glauben mögen, sie wären allesamt aus dem Erdboden herausgekommen. Richtig, da war jetzt ja auch die Keuerleberin ganz dicht bei ihm und höhnte ihm ins Gesicht! Die hatte bloß noch gefehlt! — — —

Aber nun wurde es auf einmal stocknacht um ihn her. — — —

Und sie sahen ihn nun doch nicht mehr und konnten ihm nun doch nichts mehr anhaben. Gott sei Dank, daß es plötzlich so nacht geworden! — — — — — — — — — — —

Übrigens war da ja noch ein großer dunkler Busch, der ihn vollends decken konnte.

Er duckte sich schnell nieder und machte sich ganz klein. Gott sei Dank, nun war er geborgen. Nun war er der Schande und allem andern entronnen. — — — — — — — — — —

„He! Hilfe! Polizei!“ rief eine Dame aus dem dämmerigen Bahndurchgang heraus. Und die Leute eilten herzu, immer mehr und mehr. Ein Herr aber öffnete dem verunglückten Höschele den Rockkragen und den Hemdkragen.

Währenddessen erschien auch bereits ein Schutzmann und gleich darauf noch einer.

Der mildtätige Herr aber entzündete seine elektrische Taschenlaterne und leuchte dem Höschele ins Gesicht.

„Das war ein böser Fall“, sagte er. „Mund und Nase sind voll Blut.“

Die Leute reckten die Hälse, um das runde blasse Antlitz und das dunkle Blut um Mund und Nase zu sehen. Und die Kinder liefen angstvoll fort. Die beiden Schutzleute aber faßten den schweren Mann, und richteten ihn auf, so gut sie es konnten und lehnten ihn sorgsam an das Gemäuer.

Als aber einer derselben dem Höschele den Hut vom Kopf nahm, pfluderte plötzlich etwas auf, daß sie entsetzt zurückfuhren und den armen Höschele beinahe wieder auf die Erde hätten fallen lassen. — — —

Digitized by Google

Lanx satura aus Bayern.

Als der Abg. Müller-Hof sich über die Rückständigkeit der bayrischen Schulverwaltung beklagte, da erwiderte Minister v. Wehner ziemlich spitzig, auch in Bayern sei das Schulwesen in stetem Fortschritt begriffen, aber es sei nicht süddeutsche Art, alles an die große Glocke zu hängen. Wie sagt doch Schefers Laienbrevier?

„Alles Schönste, alles Edelste
Ist still und wirkt unausgesprochen erst
Mit Himmelskraft das Unaussprechliche."

So eine stille Kulturtat, kaum bemerkt, selten glossiert, in den Folgen von den wenigsten erfaßt, ist jüngst wiederum aus dem Schoße unsres glorreichen Kultusministeriums entbunden worden, die Umwandlung der Lyzeen in Hochschulen. Bisher, auch noch nach den revidierten Satzungen von 1891 waren sie „Spezialschulen für das philosophische und das katholisch-theologische Studium"; jetzt sind sie den Universitäten gleichgestellt, justament zu derselben Zeit, da man von ihren Dozenten den Modernisteneid abnimmt, der die theologischen Wissenschaften zu Petrefakten und Mumien verdammt, da man ihre Dozenten zwingt, ihr Vorlesungsverzeichnis und den Inhalt ihrer Vorlesungen dem zuständigen Bischof zur Einsichtnahme und Zensur vorzulegen wie unreife Schulknaben. Der Unterschied zwischen dem Betrieb der theologischen Fakultäten an den Universitäten und Lyzeen war ja bisher schon sinnenfällig: dort das Prinzip der Forschung und der Anleitung zum Forschen; hier die Überlieferung, Wiederholung, die Paraphrase der unübertrefflichen Summa des Thomas von Aquino. Von bischöflicher Seite wurde auch bisher schon den Studierenden an den Universitäten, die in „Klerikalseminarien" untergebracht sind, „verdächtige" theologische Lehrer verboten und insbesondere die Teilnahme an kirchengeschichtlichen, exegetischen und kanonistischen Seminarien, den Pflanzstätten freier Forschung, durch alle möglichen Mittel erschwert: die Hausordnung des Konviktes, aszetische Übungen, Breviergebot u. dgl. Ausreden mußten herhalten. An den Lyzeen dagegen herrscht der Geist der Kirche, der in der kirchlichen Tradition, wie sie von Thomas in ein wissenschaftliches System gebracht ist, ein festgeschlossenes Gefüge sieht, das man wohl noch hier und da verzieren, aber nicht verändern kann. „Je sklavischer tradiert wird, um so besser, um so kirchlicher." Das Wort, das P. Gonzalons a Reeth seinem Manuale Theologiae dogmaticae 1890 vorausschickt: in opere meo nihil est, quod meo ingenio prodierit, ist die Devise der Lyzeen. Und die Summe dieser Wissenschaft verrät der Satz aus der Institutio societatis Jesu (Rom 1870, II 416): „Es muß der Geist stets bereit gehalten werden, der katholischen Kirche zu gehorchen. Wenn etwas unserm Auge weiß erscheint, was die Kirche als schwarz definiert hat, so ist dies gleichfalls als schwarz zu erklären." So liest man in Freising, Regensburg &c. seit Dezennien dieselben Skripten wortwörtlich ab; so diktiert man in Passau, Dillingen usw. seit Dezennien dieselben Lehrsätze in die Feder; so vererben sich in Eichstätt, Bamberg usw. die ehrwürdigen Kollegienhefte vom ältesten Onkel auf den jüngsten Neffen. So kann es nicht wundernehmen, daß die zur Schule paarweise getriebenen „akademischen Bürger" in den Vorlesungen schlafen, Zeitung lesen, Karten spielen oder die traditionellen Witze des Dozenten schon im voraus belachen. So ist es nicht verwunderlich, daß bei den Examina, die lediglich Memorierstoff abfragen, noch kein Kandidat durchgefallen ist, während in den andern Fakultäten von 20 bis 50 % für nichtbefähigt erklärt werden müssen. So versteht man die Äußerung des Vorstandes eines bischöflichen Knabenseminars, Dreier seien ihm lieber als Einser; denn erstere fügten sich, letztere würden leicht hochmütig, oder die landläufige Ansicht, zum „Geistlichen" reiche es gerade noch aus; so ist auch nicht verwunderlich, daß von Lyzealprofessoren „wissenschaftliche" Leistungen ausgehen wie jene famose Geographie der Hölle aus Dillingen. Wie sagt doch ein kundiger Thebaner, der Professor der katholischen Theologie Schrörs-Bonn in seinen „Gedanken über zeitgemäße Erziehung und Bildung der Geistlichen (1910), über die philosophische Vorbildung in den katholischen Bildungsanstalten: „Ein Kompendium, das mit einer Anzahl von Randstrichen versehen ist, eine Reihe dem Gedächtnis rasch eingestampfter Sätze; eine flüchtige Prüfung, die den Beteiligten selbst ein Augurenlächeln auf die Lippen zwingen müßte — und dieses Kapitel ist erledigt, der Student reif für die Theologie". Weiter gesteht er unumwunden zu, die theologischen Prüfungen werden vielfach nicht mehr ernst genommen und stehen in dem Ruf, daß man in ihnen, ganz seltene und massive Fälle abgerechnet, nicht durchfällt. Mit Ingrimm wendet er sich gegen die sogenannten Repetitionen, in denen junge Geistliche, die den Überwachungsdienst im Konvikte besorgen, den Lehrstoff in gedrängter Form durchpeitschen usw. Aber Schrörs lebt nicht umsonst in dem heiligen Land des Petrespfennig sammelnden Kardinals Fischer. In richtiger Vorahnung schrieb er: „Die Propheten der öffentlichen Meinung, der gedruckten wie der ungedruckten, haben leicht eine Lästerung wider Moses entdeckt und recken schnell die Hände nach den Steinen aus, sie zu rächen, und gerne findet sich ein Saulus, der die Kleider dieser Zeugen hütet". Kaum erschienen, war die Schrift schon wieder „vergriffen" und eine Neuauflage ist nicht beabsichtigt. Die kirchliche Bastille arbeitet schnell und Commer, der bekannte Schelltöter hat ihn bereits als einen des Modernismus Verdächtigen denunziert.

Und diese wissenschaftlichen Karikaturanstalten werden als „Hochschulen" den „Universitäten" gleichgegliedert, die wissenschaftlichen Nullen der Lyzeen den Leuchten unsrer Hochschulen gleichdekretiert. Und die Folgen? Zunächst wird das Recht der Promotion folgen. Man braucht sich in Zukunft nicht mehr in Rom den mühelosen Dr. Romanus holen, der nichts mehr ist als ein — Abgangszeugnis; man darf sich fürderhin auch diese Reisespesen noch ersparen. Zu den berüchtigten Doktorenfabriken wird eine Konkurrentin großen Stils sich gesellen. Weiterhin werden die katholischen Fakultäten an den Universitäten überflüssig, zumal man jetzt „Hochschulen" hat, deren Lehrer den Modernisteneid geschworen und ihre Manuskripte der bischöflichen Zensur unterstellt haben. Will sie der „Racker Staat" weiterführen, gut. Aber man wird den Lehrern die Schüler nehmen. Folgerichtig muß der Bischof den Alumnen Vorlesungen verbieten, deren Verfasser nicht durch den neuen Eid verpflichtet sind, und was s. Z. Bischof Ketteler 1851 tat, der nach Eröffnung des Mainzer Priesterseminars verkündete, Studierende in Gießen würden nicht zum Priester geweiht, was Bischof Senestrey in Regensburg bis in die letzten Jahre verfügte, der den Diözesanen den Besuch Münchens verbot, wird hinfüro allgemein geschehen. Die hessische Regierung schloß 1853 die theologische Fakultät an der Universität Gießen. Und Bayern? Bei der Teilung der weltlichen und geistlichen Gewalten gewinnt die Kurie immer mehr die Rolle des Löwen. —

Und angesichts dieser Entwicklung, die auf kirchlicher Seite immer unverhüllter das päpstliche Staatsrecht der Bulle unam sanctam wiederaufleben läßt, hören wir neuerdings von Zwistigkeiten in liberalen Lagern. So sind in München die Jungliberalen aus der freien Vereinigung der Rathausliberalen ausgeschieden, da eine „Trennung zur unabweisbaren Notwendigkeit geworden sei". Der Erbfehler der Deutschen, die Zwietracht, die Tacitus angesichts der germanischen Invasion ihnen anwünschte, ist von jeher dem Liberalismus eigen, wie Dr. Artur Blausteins Broschüre „Von der Uneinigkeit der Liberalen bei den Reichstagswahlen 1867—1910" auch dem Blödesten klarlegt. Am unverträglichsten sind die Liberalen im Süden und Westen des Reiches, dort, wo ihre Wiege steht. In Bayern kämpften bisher die Liberalen gegeneinander in 47 von den 48 vorhandenen Wahlkreisen bei 222 Wahlen. Das Fazit dieser jahrzehnte-

Digitized by Google

langen Zwiste ist natürlich: mindestens 154 einstmals innegehabte Wahlkreise gingen den Liberalen im Reich verloren, in 33 Wahlkreisen wurden sie aus der Stichwahl hinausgeschoben! 31 bayrische Wahlkreise waren schon in liberalem Besitz, heute sind's deren 5. Ebenso steht es bei den Gemeindewahlen. Und obschon hüben und drüben Sozialdemokraten und Ultramontane lauern, um das Ei einzuschieben, worum die liberalen Brüder zanken, spalten diese Haare, drehen Worte hin und her, bis sie einen andern Sinn geben, streiten sur de queues de cerises, erkünsteln Theorien, reden die schönsten Reden. Unterdes handeln die Gegner, lassen persönliche Zwiste um des Ganzen willen verstummen, zanken sich in Fraktionssitzungen, um in der Öffentlichkeit geschlossen vorzugehen.

„Willst Du dem Feind zu Leibe gehn,
Ins Feindeslager mußt Du spähn."

Menippus.

Aus den Theatern.

Komische Oper.

Das vergessene Ich. Komische Oper in 2 Akten. Text von Richard Schott. Musik von Waldemar Wendland.

„Endlich einmal eine deutsche komische Oper!" Wie oft hat man sich nun schon gesehnt, diesen Erleichterungsseufzer ausstoßen zu können, und doch ists auch diesmal noch nicht die echte, naive, unverkünstelte Oper im Lortzing-Nicolai-Stil, eher vielleicht ist man versucht, an Cornelius und seinen „Barbier von Bagdad" zu denken. Doch auch diesem Feinkomiker gleicht Richard Schott, der Librettist, vielleicht hie und da: in der sorgfältigen Diktur, in den gut ausgefeilten Versen und vor allem in der guten Ein- und Durchführung der Handlung — und doch bleibt ein Erdenrest von Librettomache übrig, zumal in dem 2. Akt, der nach dem munter karnevalesken ersten Aufzug schleppend, aufgepfropft, gewaltsam lustig anmutet. Recht eigenartig und im guten Sinne lustspielgraziös ist die Idee: ein etwas beschränkter Hagestolz, der Bildschnitzer Rümelin, hat in seiner krankhaften Vergeßlichkeit nicht daran gedacht, daß er ein paar lustige Künstler zum Abendessen eingeladen hat. Während er in der Kneipe sitzt, schleicht sich einer der Bohémiens in Rümelins Haus und weist diesem, als er heimkehren will, entrüstet die Türe. Rümelin glaubt wirklich, nicht er selbst, sondern der Komponist Schmitz zu sein, der gerade auf Kunstreisen gegangen ist ... Auf dieser Grundidee baut sich eine echte Konversationsoper auf, zu der Wilhelm Wendland eine stark meistersingerlich abgefärbte, aber doch echt groteske Musik geschrieben hat, die sich nicht um harmlose Frische müht, sondern die diese kernige Instrumentalschlagkraft als kräftiges Ingrediens in sich birgt und von instrumentalen Scherzen übersprudelt. Nur stört den Hörer die etwas aphoristische, zerbröckelnde Motivarbeit, die sich in Imitationen nicht genug tun kann. Ludwig Mantler, den wir natürlich an Wien verlieren, schuf als Rümelin ein groteskes Männlein, das an alte biedermeierische Stiche erinnerte. Es war ein Erfolg, den man wohl literarisch-musikalisch nennen darf.

Arthur Neisser.

* * *

Vom Kölner Schauspielhaus.

W. Schmidtbonn: Der Zorn des Achilles.

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben und einem lebenskräftigen Dramatiker nicht gleich alle Fähigkeiten und allen Beruf für weitere Tätigkeit absprechen, wenn er einmal ein oder auch hintereinander mehrere Dramen geschrieben hat, die nicht als Erfolge angesehen werden können. Diese Lehre dürfte jedenfalls der denkende Kritiker annehmen, wenn er den Bühnenerfolg von Wilhelm Schmidtbonns neustem Drama „Der Zorn des Achilles"*) mit dem ziemlich glatten Durchfall vergleicht, den in Berlin letztes Mal „Hilfe! Es ist ein Kind vom Himmel gefallen" zu verzeichnen hatte. Es ist eben unmöglich, die Entwicklung einer Dichter- und Künstlerseele vorauszuahnen, und alle dahinzielende Prophezeiungen sollten füglich unterbleiben. Wiederum war es der eminent tüchtige Max Martersteig, unter dem Köln als Theaterstadt einen solchen Aufschwung genommen hat, der dies Werk an seinem städtischen Schauspielhause als Uraufführung herausbrachte; an der gleichen Stelle, wo Herbert Eulenberg, Ernst Hardt und Wilhelm v. Scholz mit ihren neuen Werken zu wiederholten Malen in Uraufführung dem Publikum und der Kritik vorgeführt wurden.

Das Wiederaufleben der Antike in der Moderne wird, mehr noch als heute, in der nächsten Zeit eines der interessantesten, literarhistorischen Probleme werden. Nicht nur die mehr oder minder gelungenen Übertragungen antiker Poesie und Prosa, weit mehr die stets zunehmenden Umdichtungen antiker Dramen oder Neudichtungen antiker Stoffe sprechen für das Heraufdämmern einer neuklassischen Renaissance. Ganz anders als der Schweizer J. V. Widmann in seinen kürzlich hier besprochenen modernen Antiken, haben ein Wilde in der „Salome", vor allem der sprachgewaltige Hofmannsthal in der „Elektra" solche Probleme in ihrer Weise zu lösen versucht. Jenen darf man nun getrost Schmidtbonn mit seinem neuen Werk an die Seite stellen, der durch starke Dramatik, wohlgeformtes Versgefüge und eigene, konsequente und bewußte Neugestaltung des bekannten, antiken Stoffes sich gleichermaßen auszeichnet und dabei den Vorzug hat, nicht wie beide vorhin genannten, bedeutendsten Werke seiner Zeitgenossen an der Sucht nach krankhaftem Erotismus zu leiden. Sein Stil ist eklektisch, unter bewußt starker Anlehnung an die den Stoff bietende Antike. In einer sehr glücklichen Mischung von Heidentum und Moderne sind die Helden uns nahgebracht; und nicht erst, wenn man ihn, wie ausdrücklich vorgeschrieben, blauäugig und blondhaarig auf der Bühne sieht, schon beim Lesen des Dramas erinnert uns sein Achilles an die Siegfriedgestalt bei Hebbel, mit seinem kindischen Trotz und jugendlichen Heldenmut.

Mit klarem Blick hat Schmidtbonn aus der epischen Ilias Homers eine von den Episoden herausgegriffen, wo das gewaltige Dichtwerk an Dramatik und Tragik überreich ist, und sie zu seinem Drama umgestaltet. Durchaus modern empfunden ist die künstlerische Formung eines soziologischen Problems: Der Wille, die Macht des Einzelnen, des Achilles, gegenüber dem Willen und der Macht der Gesamtheit, des Agamemnon und der andern griechischen Fürsten, die vielleicht doch zu stark als bloße Einheit dargestellt, zu sehr nur äußerlich charakterisiert, zu wenig individualisiert sind. Inhaltlich folgt Schmidtbonn den Spuren Homers bis zu dem Moment, wo Achilles, um des Patroklos Tod zu rächen, seinem Vorsatz zuwider in den Kampf zieht. Von da an geht der Dichter eigene Wege: sein Held achtet den von Agamemnon und den Übrigen mit den Troern geschlossenen Frieden nicht. Seine Ehre ist verletzt, seine Rache muß er haben, Hektor muß fallen — und fällt von seiner Hand. Von Agamemnon unter Zustimmung der meisten andern Führer wegen dieses Frevels zum Tode verurteilt, zieht Achilles allein gegen die Troer, den sicheren Tod im Auge; aber nicht um freiwillig seine Tat zu sühnen, sondern weil ihn das Leben ekelt und er weiterer Gemeinschaft mit einem Agamemnon überdrüssig ist und ihr einen heldenhaften Tod in der Schlacht vorzieht. Daß wie manches andre, so besonders diese psychologische Motivierung ganz modern empfunden, im griechischen Heiden- und Heldentum dagegen ganz unmöglich ist, sei als typisch für Schmidtbonns Stil und Gestaltung, für seine Modernisierung des Stoffes besonders hervorgehoben. Und damit ist auch

*) Als Buch erschienen bei Egon Fleischel & Co., Berlin. (Mk. 2,—, geb. Mk. 3,—).

Digitized by Google

an einem Beispiel die Schwierigkeit und das ganze Problem der modernen Antike aufgezeigt, das hier in großartiger, einheitlicher Weise behandelt, natürlich bis zu einem gewissen Grade doch Geschmacksache ist und ein einfach zustimmendes oder ablehnendes Votum nicht zuläßt. Jedenfalls, wenn man sich eine Modernisierung der Antike überhaupt gefallen läßt, so ist hier in vorbildlicher Weise ein solches Werk geschaffen, dessen noch vorhandene und wohl schwerlich durch Umarbeitung tilgbare Schwächen, die besonders im dritten Akt liegen, doch ganz hinter dem Gesamteindruck und dem vielen, im einzelnen Wohlgelungenen zurücktreten.

Wie alle guten Dramen gewinnt auch „Der Zorn des Achilles“ durch eine lebensvolle Darstellung ganz bedeutend. Das bewies die ausgezeichnete Wiedergabe unter Martersteigs eigner Leitung, der zugleich ebenso interessante, wie künstlerisch befriedigende Bühnenbilder geschaffen hatte. In Theodor Becker lernte man einen ganz bedeutenden Heldendarsteller kennen, wie ihn der Dichter selbst sich kaum besser wünschen konnte. Dem hochverdienten Theaterleiter der rheinischen Metropole, Max Martersteig, sei hier aus diesem Anlaß ein Willkommensgruß dargebracht zu seiner Berufung als Intendant der Leipziger Stadttheater. Ihm wird dort in einer Stadt mit ruhmreicher Theatergeschichte, an weithin sichtbarer Stelle reiche Gelegenheit geboten, seine Fähigkeiten als Regisseur und Bühnenleiter in den Dienst einer dankbaren künstlerischen Aufgabe zu stellen.

Franz E. Willmann (Leipzig).

* * *

Dresdener Hoftheater.

W. v. Scholz: Vertauschte Seelen.

Wilhelm v. Scholz ist als Dramatiker durch zwei tüchtige Arbeiten „Der Jude von Konstanz“ und „Meroe“; ferner durch seine „Gedanken zum Drama“ bekannt geworden. Man hat ein hoffnungsvolles Talent in ihm erkannt; doch sah er sich veranlaßt, sein neuestes Werk der Öffentlichkeit gegenüber pseudonym erscheinen zu lassen. Und so ging die Groteske „Vertauschte Seelen“*) oder „Die Komödie der Auferstehungen“, wie er sie erst betiteln wollte, in Köln als hinterlassenes Opus des 1648 verstorbenen Spaniers Tirso de Molina in Szene, der eigentlich Gabriel Tellez hieß und als Theaterdichter florierte, unbeschadet seiner Eigenschaft als Ordensbruder. Erst nach der mit Staunen und Beifall aufgenommenen Vorstellung wurde von Direktor Martersteig der wahre Name des Verfassers verkündet. Nun hat man auch in Dresden diesem interessanten Versuch, die Comedia dell'arte neu zu beleben, Unterstützung zuteil werden lassen und, wenn auch nicht widerspruchslos, bei allen literarisch Interessierten eine lebhafte Diskussion entfacht.

Daß, wie bei allem Neuen, auch hier zunächst Befremden den Zuschauer ergreift, ist nicht verwunderlich. Außer dem Stil ist es das ganze fremdartige Milieu, das man sogleich empfindet. Der Dichter verlegt die Handlung in ein Phantasieland, das wie immer bei uns in den Orient verlegt wird, hier ist es das asiatische Königreich Mousel, wo das Spiel vor sich geht. Lange freilich werden unsre Dichter mit dem Orient nicht mehr so umspringen dürfen; denn die Zeit ist eigentlich heute schon vorbei, wo die Türkei, Persien und Arabien für uns den Reiz des Phantastischen hatten; heute, wo die Kulturen dieser Länder durch die Forschung uns erschlossen sind, wo sogar schon Japan ernstgenommen sein will und sich so alberne Kulturgemälde verbittet, wie sie die Operette in der „Geisha“ etwa sich leistet. Den Stoff hat der Dichter einer persisch-indischen Sage entnommen, die ihm in einem englischen Blatte zufällig in die Hände kam. Aus dem Darstellungskreis der indischen Seelenwanderungslehre heraus, erzählt sie von dem König Fadlallah, an dessen Hof ein zauberkundiger, böser Derwisch erschien, der sich rühmte, durch einen Zauberspruch in jeden toten Menschen- oder Tierkörper fahren zu können und ebenso wieder in seinen eigenen Leib zurück, der so lange tot sei. Scholz hat diese Sage, in der vor allem die Verwandlungen in Tiere die Hauptrolle spielen, umgewandelt und läßt die Seelen der Menschen austauschweise in den Körper der andern fahren, so daß die Derwischseele im Körper des Königs wohnt und umgekehrt. Er schreibt selbst über die Genesis dieser Idee: „Ungeahnte und neue schauspielerische Möglichkeiten sah ich vor mir, als ich das Stück ausgestaltete. Ich konnte die Hauptpersonen so führen, daß deren Darsteller ohne Maske und Kostüm zu wechseln, zwei, selbst drei ganz verschiedene Menschen zu spielen hatten. Die Verwandlungskunst, die erste aller Schauspielbegabungen, war aufgerufen und sie erhielt die konkrete grotesk-komische Aufgabe, daß die Gegner und Partner im Stück einander direkt kopieren mußten. So schien mir der Gedanke des Stückes unmittelbar aus dem Geist der Schauspielkunst geboren.“ Damit hat Scholz nun tatsächlich Recht, aber es wird einleuchten, wenn ich behaupte, daß er enorme Anforderungen an die Zuschauer stellt, und nicht ohne Recht dürften die Dresdener Kritiker in ihren Blättern die Frage aufgeworfen haben, ob wirklich das Publikum in seiner Mehrheit sich klar war, wer nun eigentlich vor ihm agierte, der richtige oder der falsche König oder Derwisch. Bei aller Absurdität und manchen Ausstellungen im einzelnen wird man Scholz zugeben müssen, daß er ein im Stil einheitlich durchgeführtes Drama geschaffen hat und die künstlerische Grundidee durchaus gelungen zum Ausdruck gebracht ist. Der Kern des Ganzen bildet die Weisheitslehre, daß jedermann mit seinem Dasein zufrieden sein soll, weil er sich in einem andren doch nicht wohlfühlen kann. Es ist aber keine Frage, daß nicht diese Lehre, nicht der Ideengehalt den Dichter am meisten gereizt hat, sondern die Form. Und in dieser Überschätzung und übermäßigen Betonung der Form liegt vielleicht die größte Schwäche der Dichtung.

Die Dresdener Aufführung holte alles aus dem Werke heraus, was es an Darstellungsmöglichkeit bietet. Die Herren Fischer, der auch die Regie hatte, Mehnert, Felden und Wirth boten anerkennenswerte Proben ihrer Verwandlungs- und Darstellungskunst, denen sich Frl. Treßnitz in der Rolle der Königin ebenbürtig an die Seite stellen konnte. Scholz hat jedenfalls wiederum bewiesen, daß er wirklich ein Dramatiker ist, wenn auch diese schwere Kost nur wenigen zuträglich ist. Aber hoffen wir auf das nächste Mal! Vielleicht wird er da etwas volkstümlicher.

Franz E. Willmann (Leipzig).

* * *

Wiener Theater (Schönherr, Blumenthal und Lothar).

Die Kunst Karl Schönherrs ringt sich mit wuchtiger Anstrengung zur Höhe. Mit dieser Tragödie eines Volkes: „Glaube und Heimat“ hat sie das Ziel erreicht und ein Werk geschaffen, das dem größten an die Seite gestellt werden darf. Zwei Urtriebe einer naiveren Menschheit: Die Liebe zum Boden und die Liebe zu Gott, Erde und Himmel, Blut und Seele sind hier mit dramatischer Kraft gegeneinander gestellt. Ihre kämpferische Antithese ist aus dem Tiroler Volk in der österreichischen Gegenreformation geholt. Ferdinand der Katholische sondert die schwarzen protestantischen von den weißen katholischen Schafen und treibt sie von Haus und Grund, wenn sie sich nicht vor dem Marienglauben beugen. Bauern werden zu Vagabunden. Bauern werden an ihrer Wurzel, an ihrer verwundbarsten Stelle, getroffen: in ihrem Stolz, ein Stück Erde ihr eigen zu nennen. Was in dem kosmopolitisch entwurzelten Großstadtmenschen nur als leise Sehnsucht mitschwingt, ist in ihnen wirkliches und stärkstes Lebensgefühl. Wir finden in diesen Bauern unser tiefstes Verlangen ausgedrückt: die Sehnsucht nach einer Heimat, das Verlangen, einen festen, unverrückbar sichren Punkt im Fluten der Weltkräfte zu haben. Ihr Schicksal, von Grund und Boden zu müssen, trifft unser brüderliches Mitgefühl. Doch was für sie drängende Wirklichkeit ist, bedeutet uns ein distanziertes

*) Die Buchausgabe erschien bei Georg Müller in München.

Digitized by Google

Sinnbild. Die Tragödie der Entwurzelung spielt vor uns. Menschen werden aus ihrer Sicherheit geschleudert, man bricht ihnen die eine der beiden Koordinatenachsen ab, durch deren Schnittpunkt ihre Ruhelage im Himmel und auf Erden bestimmt war. Beide Linien sind von gleich wichtiger Kraft der Balance: die eine, die aus dem Erdreich kommt, und die andre, die zum Himmelreich führt. Schönherrs weit umspannender Dichterblick hat sie als Einheit erkannt, und sein verbitterter Tragödiensinn hat sie durch den Eingriff einer äußern Macht wie Speere gegeneinander gebogen, die sich den Menschen ins Fleisch wühlen. Hier gibt es keine tragische Versöhnung, sondern nur ein schmerzhaftes Sichabfinden mit dem Gesetz der Notwendigkeit: Heimat und Glaube sind gleich starke Kräfte, keinem von diesen Bauern, der nur eine von beiden erwählt, fällt freudiger Sieg zu. Die Hölle in der Heimat oder den Gottesglauben in der Hölle der Fremde, ein Drittes gibt es nicht. Der stärkste von den starkmütigen Bekennern, heißt es einmal, ist der, welcher das erste erwählt; in ihm siegt die Heimat über den Glauben, aber er bleibt als Irrer zurück, der Sandperger, dem der Soldatenhauptmann Ferdinands des Katholischen das Weib erstochen hat, weil es die Bibel nicht ließ. Der Rott Christoph zieht aus dem Land, er und sein Weib schleppen den Karren, auf dem die Leiche des Sohnes ruht; denn der Befehl des Kaisers gebot, nur die Erwachsenen auszuweisen, die Minderjährigen bleiben im Land und sollen dem reinen Glauben wiedergewonnen werden. Aber der Bub des Rottbauern will von dem Vater nicht lassen, das Blut ist anhänglicher als der Boden, der Sohn will mit dem Vater, er entwischt dem Reiter, der ihn zurückhält, er springt in den Mühlbach, und der wirft ihn als Leiche ans Land. Seine ganze Fruchtbarkeit läßt der Bauer hinter sich, die im Boden und die im Sohn, alle Wurzeln werden ihm abgeschlagen. Jetzt wird das Wandern leichter. Es gibt keine tragische Versöhnung, nur eine ironische Erleichterung; denn die Gegenkräfte Glaube und Heimat können sich nicht in ein höheres Drittes auflösen, sie sind gleichwertig und selber schon Höchstes. Diese Tragödie eines Volkes ist ein Drama der Verzweiflung. Menschen bäumen sich in gigantischer Trotzigkeit auf, das Schicksal drückt sie kümmerlich nieder, aber unterkriegen lassen sie sich nicht. Sie bleiben stählern im Dulden. Sie erscheinen uns wie ungeheure Symbole des menschlichen Wehs. Ganz in sich konzentriert, knapp; ruckartig bewegen sich ihre Körper. Ihre Gebärden sind gleichsam ohne Ansetzen und ohne Ausschwingen, und die Phantasie des Lesers muß und kann in dem Tempo der Aufnahme ein Übriges tun, das die Phantasie des Zuschauers nicht willkürlich zu besorgen vermag; an den treten die Geschehnisse zu jäh heran. Und der Eindruck der Aufführung schwächt den Eindruck der Lektüre. Unser Volkstheater war redlich bemüht; allein manchmal war es nicht Schönherr oder, ins Malerische gewendet, nicht Egger-Lienz, was man zu sehen bekam, sondern das Tirolertum Franz Defregger's. Am schönsten hat Frau Hetsey den Menschen Karl Schönherrs getroffen: ein hartes, ganz in sich zurückgezogenes Weib, das im Innern voll heimlicher Güte ist. Aber trotz mancher Einwände gegen die Darstellung — das Schlußergebnis ist: groß. Und das Publikum, diese unerklärbare Menge im Theater, jauchzte dem Dichter zu; dasselbe Publikum, das 2 Tage zuvor mit Blumental und Lothar scharmuzierte. Man spielte im Burgtheater „Die 3 Grazien". Eine Langweiligkeit in 3 Lustspielakten, die frivole Instinkte juckt. 3 unbekleidete Grazien stehen auf dem Festzugswagen zu Ehren einer flandrischen Gräfin und zugleich auf dem Theaterzettel. Sie treten auf, aber jetzt sind sie angezogen, wie der witzige Interpreneur bemerkt, der Maler Peter Jordan. Allein die Gräfin ist weniger launig, als der Künstler, und sie verbietet jede Nacktdarstellung; sie geht in übermäßigem Bekehrungseifer in das Atelier Peter Jordans und muß ihm jetzt selber Modell stehen, weil der Graf gerade auch den Künstler aufsucht. Während sie à la heilige Agathe in den verhüllenden Mantel ihrer Haare gekleidet ist, wird sie von dem lüsternen Gatten, der sie nur von der Kehrseite sieht, zum Stelldichein geladen, und dieser verhinderte Seitensprung bringt den Gatten auf den rechten Weg der ehelichen Pflicht. Niedlich. Rudolf Lothar und Oskar Blumenthal sind wahlverwandte Naturen. Kampfnaturen versteht sich, die für Freisinn, Nacktheit und gute Tantièmen eintreten aber sie führen ihren Kampf beileibe nicht mit rohen Allüren, sondern in graziöser Fechtbodenstellung. Sie sind 2 feine Lustspieldichter, die zusammen ein doppelt feines Lustspiel geschrieben haben, und es war einfach Ehrenpflicht des Burgtheaters, der Welt diese Erlesenheit vorzuführen; denn das Burgtheater ist ja bekanntlich die erste Lustspielbühne Deutschlands.

Hans Wantoch (Wien).

* * *

Vortrags-Abend.

Die „Richard Wagner-Gesellschaft" ließ an ihrem zweiten Abend, Montag, den 12. Dezember, besonders Paul Friedrich, der ja auch den Lesern dieser Zeitschrift mannigfach bekannt ist, mit einem kleinen Ausschnitt seiner Dichtung zu Worte kommen. Paul Friedrich vereint schon heute, wie ich aus allem entnehme, einen engern Kreis von gleichstrebenden, jüngeren Talenten um sich, die der deutschen Poesie neue Wege und Richtungen öffnen möchten; auf seine erst jüngst publizierte Anthologie „Neuland", die fünfzehn Lyriker umschließt, und der Julius Hart das Geleitwort gibt, wird hier noch zurückzukommen sein, — gewissermaßen programmatisch muß denn auch dieses sein Auftreten aufgefaßt werden, dem Adalbert Luntowski die erklärende Formel voranschickte. Es handelt sich darum, von einer mehr formalen, aus an sich sinnlosen, fragmentarischen Impressionen, Wort- und Silbenklängen sich zusammensetzenden Dichtung wieder zu einer Ideen- und Idealpoesie großen Stils zurückzukehren, also den wirklich von manchen schon prophezeiten und vermuteten Neoklassizismus endlich zu realisieren. Ich weiß nicht, ob wir nicht in der Tat diesen ganzen letzten zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren deutscher Literatur, die allerdings von den meisten bereits in saubere Rubriken und Unterabteilungen zusammengefaßt wird, ernstlich viel zu nahe stehen, um deutliche Abgrenzungen bereits wahrnehmen zu können; bezeichnend ist es jedenfalls, daß der ehemalige Rufer im Streit für den jungen Naturalismus heute noch dem jüngsten Idealisten die Hand reicht — ist das mehr als die Wandlung eines Dichters, was da Wandlung der Poesie sein soll? Ich möchte darum hier nicht darüber urteilen, ob das Neue, dem Paul Friedrich zum Siege verhelfen will, eine Zukunft haben kann oder nicht; ungeklärt, wie die Zeiten sind, müssen wir uns darüber freuen, daß alles, was aus Friedrichs Inspiration entspringt, von einem edlen, kultivierten, echt musischen Geiste Zeugnis ablegt — ob es auch revolutionierend wirken kann, muß sich zeigen. Seine „Welträtsel", ein lyrisches Drama in einem Akt, leiden trotz hoher poetischer Schönheiten doch an jener gefährlichen Blutleere aller symbolischen und allegorischen Dichtung — geht doch auch „idealistische" Dichtung keineswegs vorwiegend mit Ideen um, sondern gewinnt die Idee selbst erst aus Sinnlichem — während die kürzeren lyrischen Gedichte, die der Verfasser mit seiner warmen, tiefen und klangvollen Stimme prächtig vortrug, ihren größten Reiz gerade aus dieser knappen sinnlichen Frische und Fülle leiten und meist auch eine ganz besondere harmonische Reife und Rundung atmen. Aber in allem diesem zeigt Paul Friedrich eben, daß er mit den Schätzen, die ihm dieses lyrisch keineswegs arme (wie er anzunehmen scheint), sondern relativ fast noch stärkste Zeitalter dargereicht hat, besonnen hauszuhalten und höher zubauen verstanden hat, — Worte wie „die Luft ist wie Marienglas" waren ohne den psychologischen Impressionismus eben doch nicht möglich! — daß hingegen, wo gedanklich beinahe wieder an die Hölderlinsche oder Byronische Tiefe gestreift wird, eine neue Form des Elegischen ebenfalls noch der Erweckung harrt. Auch der

Digitized by Google

musikalische Teil des Abends — gesungen wurden u. a. Friedrichsche Texte in der Vertonung von Albert Ritter — fand durch Fräulein Edith Levin (Sopran) und Herrn Enzo Calaon (Klavier) eine fesselnde und interessante Ausführung. Unter allen Umständen wird man die weitere dichterische Entwicklung Paul Friedrichs im Auge behalten müssen. r—t

Randbemerkungen.

Des Deutschen mächtig

ist nach Ansicht harmloser Menschen jeder, der deutsch sprechen kann. Welch eine Naivität! Die Dänen in Nordschleswig wissen es besser. Sie bringen dem geliebten deutschen Idiom eine so heilige, ehrfurchtsvolle Scheu entgegen, daß sie uns zu beleidigen fürchten, wenn sie hinter die Frage der Zählkarte: des Deutschen mächtig? — ein Ja gesetzt hätten, denn jeder Däne, auch wenn er die deutsche Schule besucht hat, macht gelegentlich grammatikalische und Konstruktionsfehler, wie darf er dann behaupten, des Deutschen mächtig zu sein! Da ist der Redakteur von Düppelposten, Herr Svensson, ein gewesener deutscher Unteroffizier, der viele politische Prozesse vor deutschen Gerichten in deutscher Sprache selbst durchgefochten hat, aber es muß ja wohl doch mit seiner Bildung hapern, denn er schrieb auf die Zählkarte hinter die besagte Frage ein vernehmliches Nein! Da ist in Flensburg ein großer Geschäftsmann, der seit vielen Jahren von den Deutschen lebt, eine deutsche Frau hat und mit seinen Kindern stets deutsch spricht, aber auf der Zählkarte machte er in seiner Bescheidenheit hinter das Fragezeichen besagter Frage auch seinerseits ein — Fragezeichen! Da sind ferner all die Kinder dänischer Familien, die in der Schule nie anders als deutsch geredet haben, die sogar besser deutsch sprechen als die meisten plattdeutschen Kinder, aber ihre Eltern schreiben für sie auf die Zählkarte ohne Skrupel: Nein. Infolgedessen sind die Amtsvorsteher in verschiedenen Kreisen angewiesen worden, auf den Karten sämtlicher seit 1890 auf deutschen Schulen gewesener Nordschleswiger das Nein in Ja zu verbessern, denn es gibt keinen Nordschleswiger unter 30 Jahren, der nicht Deutsch könnte, wohl auch nicht unter 40. Aber ha! die Entrüstung jetzt in „Flensborg Avis“: Fälschung, Betrug und Lüge sind die sanftesten Dinge, deren es die Regierung zeiht. Wie muß ihm die Reinheit der deutschen Sprache am Herzen liegen! Und wie befremdend, daß es nicht auch von den Berlinern ein Nein hinter besagter Frage verlangt. Denn „mir“ und „mich“ können die ja auch nicht unterscheiden. Aber rührend bleibt die dänische Gewissenhaftigkeit auch so — unverschämt rührend. W.

* * *

Laudabiliter se subjecit.

Prinz Max, der Priester, hat sich dem Papste mit beweglichen Worten zu Füßen geworfen und der heilige Vater hat, solcher löblichen Demut verzeihend, den Saum seines Gewandes ihm zum Kusse überlassen. Prinz Max, der Wettiner, hat seinem Bruder, dem König von Sachsen, unverzüglich den „glücklichen“ Ausgang dieser Audienz depeschiert. Es ist doch eine schöne Sache um die Demut. Und eine noch schönere um die Macht. Der Papst lebt immer noch herrlich in dieser klugen Welt. W.

* * *

Es ist nichts so fein gesponnen . . .

Endlich weiß man doch, wann die neuen Reichstagswahlen stattfinden sollen, zwischen dem 15. Oktober und dem 15. November. Den Armeekorps und den Bezirkskommandos hat man die Offenbarung zu verdanken. Sie sollen in dieser Zeit keine Reservisten einziehen und keine Kontrollversammlungen abhalten. So kommt alles irgendwie ans Licht der Sonnen. Wie schonungslos wäre es gewesen, hätte man uns die erschütternde Tatsache nicht auf diesem Umwege, sondern geradezu mitgeteilt. Wieviel interessanter war sie so, was für Kombinationstalent erforderte sie! Es ist etwas Herrliches um ein gewaltiges Geheimnis, wenn man es so lustig unter die Leute gelangen lassen kann, denn wie undeutsch wäre es, wenn mans ihnen einfach mitteilte. Geradezu simpel wäre es. W.

* * *

Der schwarze Schellenbaumträger.

Die Nachricht, daß wieder ein neuer schwarzer Schellenbaumträger in ein Garderegiment aufgenommen werden soll, hat die Gemüter veranlaßt, sich zu entladen und sich in allerhand Abhandlungen zu ergehen, die zum Teil das Gepräge einer auf die Spitze getriebenen Pietät (allerdings in sehr modernem Sinne) zur Schau tragen. Man bemüht sich, die Tatsache möglichst grandios aufzubauschen und daraus einen schädigenden Einfluß auf das Verhältnis der weißen zur schwarzen Rasse zu konstruieren. Es soll nämlich, so glaubt man, oder versucht man wenigstens zu beweisen, die Weißen um ihre Autorität den Schwarzen gegenüber bringen, wenn man sich soweit vergesse, das Amt eines Schellenbaumträgers einem Schwarzen zu überlassen.

Man darf darüber denken, wie man will; das eine aber steht fest: daß man die erstbeste passende oder unpassende Gelegenheit benützen wird, um der ganzen Welt haarklein zu beweisen, daß alle Menschen gleichberechtigt sind und daß Unterschiede der Rasse und der Hautfarbe nichts mitzusprechen haben. Dabei wird man sich dann in edle Begeisterung hineinreden und über irgendwen herfahren, der das Unglück hatte, dieser Art das Mißfallen seiner werten Mitmenschheit auf sich zu laden.

Im übrigen läßt sich auch hier, wie in allen derartigen Fällen, ohne große Mühe das Gegenteil von dem beweisen, was, wie man zu gläuben sich anstrengt, mit der Einstellung eines schwarzen Schellenbaumträgers bewiesen werden soll. Könnte man nicht zum Beispiel mit gleichem Recht behaupten, es müsse beschämend und demütigend auf die Schwarzen wirken, wenn sie nur ganz ausnahmsweise, und auch dann nur gewissermaßen als Staffage in die Reihen des Heeres aufgenommen werden? Ich sage: Könnte man nicht mit dem gleichen Recht finden, es müsse direkt einer Herabminderung der schwarzen Rasse gleichkommen, wenn man den einzigen Schwarzen unter vielen Tausend Weißen gerade dorthin stellt, wo es weiter auf nichts ankommt, als auf zwei Arme zum Tragen und auf zwei Beine zum Gehen?

Es fällt mir im Schlaf nicht ein, dies wirklich zu behaupten und den Vorwurf umzudrehen; aber ich meine nur, man habe da wieder einmal eine nichtssagende Kleinigkeit lächerlich wichtig gemacht. Kommt es wirklich darauf an, kleine Maröttchen zu weltbewegenden Rassenfragen aufzubauschen? Paul Altheer.

* * *

Weihnachtsbescherungen.

Wenn Weihnachten vorüber ist, fangen die Bescherungen erst recht an und dauern bis in den Januar hinein. Wohltätige Institute, Vereine und Stammtischrunden nehmen sich der Armen an, und es regnet auf die Enterbten allerlei Gaben herab, warme Kleidungsstücke, Schuhe, Stollen, Äpfel und Nüsse, Anweisungen auf Kohlen und in freilich nur sehr seltenen Fällen auch Geld. Das ist nun gewiß sehr löblich und der Kegelklub „Alle Neune“, der das ganze Jahr über fleißig Zigarrenspitzen gesammelt hat und nun für den Erlös daraus ein paar Kindern gestrickte Jacken schenkt, tut recht. Wenn nur eines nicht wäre, die unausstehliche Feierlichkeit, unter der dieses Werk der Nächstenliebe vonstatten geht. Da sind in dem dazu hergerichteten Saale oder in dem Restaurationshinterzimmer alle im Bratenrock versammelt,

Digitized by Google

die Wohltäter, der Christbaum strahlt im Glanze der Kerzen und beleuchtet nicht nur sie, sondern leider auch die dürftige Schar der Empfänger. Da stehen sie, die schlechtgekleideten Männer, die armseligen, abgearbeiteten Frauen und die mangelhaft ernährten Kinder und bemühen sich, dankbar auszusehen. Dabei aber warten sie sehnsüchtig auf den Moment, in dem sie das hellerleuchtete Lokal verlassen und in ihr dürftiges, dunkles Heim zurückkehren können, wo sie allein sind, wo nicht spähende huldvolle, rührselig-menschenfreundliche Blicke auf sie gerichtet sind. Am schlimmsten ist es, wenn sie noch in wohlgesetzten Worten, womöglich von einem Geistlichen „auf die Bedeutung des Tages hingewiesen“ und zur Dankbarkeit ermahnt werden. Nur professionsmäßige Schnorrer halten so etwas aus, ohne an ihrem besten Empfinden Schaden zu nehmen und gerade in feiner organisierten Seelen wird dadurch Schaden angerichtet und das zarte Gefühl der Dankbarkeit zerstört. Mit den öffentlichen Bescherungen sollte endlich gebrochen werden. Man sollte die Gaben, die man den Armen zugedacht hat, ihnen ins Haus senden, und zwar so senden, daß sie zum heiligen Abend in ihrem Besitze sind. Nicht nur aus dem vorstehend ausführlich erörterten Grunde, sondern auch weil eine vorzeitige oder nachträgliche Bescherung viel von ihrem Zauber einbüßt. Dr. M. P.

* * *

Anglo American Boxing-Club.

Wir haben das Vergnügen, Mr. Joe Edwards, einen Bürger der großen Republik in unsrer Mitte weilen zu sehen. Mr. Joe Edwards ist Manager des A. A. B. C. des Anglo American Boxing-Club, der gegründet worden ist, um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, und dieses dringende Bedürfnis scheint darin zu bestehen, daß der Herr Manager viel Geld verdienen will. Das gelingt ihm auch dadurch, daß er „erstklassige, seriöse Boxkämpfe nach englisch-amerikanischer Art veranstaltet und Unterrichtskurse im Boxen unterhält“, wofür Zuschauer und Schüler gehörig zahlen müssen. Aber, wird man einwenden, die Polizei hat doch diese empörenden, modernen, öffentlichen Gladiatorenkämpfe, durch die auf die heimische Roheit ein neues Reis gepropst werden sollte, verboten? Als wenn so ein Verbot von einem smarten Yankee, der Dollars machen will, nicht bequem umgangen werden könnte. Mr. Edwards schickt an Gott und die Welt gedruckte Einladungen, die den Empfänger „berechtigen“, „bis 6 Platzkarten für den Bedarf seiner eigenen Person, Familienangehöriger und Bekannter zu beanspruchen“. (Das Deutsch der Einladung ist bildschön). Zwar ist eine Bedingung dabei, der Eingeladene muß, falls er soviel Karten oder mehr wünscht, Mitglied werden, aber es gibt in dem famosen Club Gottlob inaktive, aktive oder unterstützende Mitglieder, und wer diese Formalität nicht mitmachen will, erhält auf die Einladung hin wenigstens eine Karte. Es kann also einfach jeder Mensch, der Lust hat zu sehen, wie Holger Hausen und Bobby Dobbs und andre Gentlemen sich gegenseitig vertrommeln, und wir zweifeln gar nicht, daß der Besuch nichts zu wünschen übrig lassen wird. „Unsre Gönner erhalten Ehrenkarten für Sitze direkt am Ring“ — diese Splendidität könnte zuerst verblüffen, aber da Gönner jeder ist, der für eine solche Ehrenkarte 20 Mk. zahlt, so ist die Verblüffung nicht so stark. Es handelt sich also bei den Veranstaltungen des A. A. B. C. um nichts, als um eine Umgehung des Gesetzes, das öffentliche Boxkämpfe nicht will, und der ganze Club ist nur dazu gegründet, um diese Umgehung zu ermöglichen. Man schreit ungern nach der Polizei, aber wenn sie hier energisch eingriffe und die brutalen Boxerkämpfe unterdrückte, würde jeder anständige Mensch sich darüber freuen. Dr. M. P.

* * *

Die erste Kinderlesehalle

in Berlin ist von dem von Otto v. Leixner gegründeten Volksbund in der Markthalle am Arminiusplatz in Moabit eröffnet worden. Der große Andrang der Kinder zeigt, wie lebhaft das Bedürfnis nach derartigen Einrichtungen ist. Der Volksbund hat im Gegensatz zu ähnlichen Einrichtungen als den Grundgedanken der Kinderlesehalle festgehalten, den Kindern lediglich Gelegenheit zu bieten, gute Bücher zu lesen und gute Bilder zu besehen. Anfertigung von Schularbeiten und Beschäftigung durch Spiele ist ausgeschlossen. Vom Guten soll das Allerbeste dargeboten werden, und zwar in mehreren Exemplaren, so daß unter Umständen mehrere Kinder gleichzeitig dasselbe Buch bekommen können. Als eiserner Bestand sind zunächst „Onkel Toms Hütte“, „Sigismund Rüstig“, „Robinson“, Märchenbücher von Bechstein, Reinick u. a., Gustav Schwab „Sagen“ u. e. a., an Bilderbüchern solche von Oskar Pletsch, von Reinick, Fabeln von Hey-Speckter in den besten Ausgaben angeschafft worden und sind dauernd allgemein begehrt. An der Hand von Versuchsbüchern wird dieser Bestand allmählich ergänzt und erweitert werden. Eine sorgfältige Beobachtung des literarischen Geschmacks der Kinder soll von Anfang an durchgeführt werden und die weiteren Wege weisen. Die Kinderlesehalle ist vorläufig an vier Wochentagen, Dienstag, Mittwoch, Freitag und Sonnabend, von 4—7 Uhr nachmittags geöffnet.

* * *

Aus der Finanzwelt.

Das neue Jahr beginnt unter überaus verheißungsvollen Auspizien: die Bankwelt singt der Regierung ein moralisch Lied, sie verlangt mit Ungestüm die Reinigung des deutschen Bankwesens! Gegen die «bucketshops» lautet der Schlachtruf. Die Bucketshops sind sog. kleine Animierbankiers, die, wenn man das Geschrei, was neuerdings darum erhoben wird, für bare Münze nimmt, die Heiligkeit des Bankwesens in Frage stellen. In Rom können die Auguren auch nicht mehr gelacht haben, als die finanziellen Matadore unsrer Zeit, als sie den Erfolg ihrer Bemühungen wahrnahmen. Die Regierung hat zugesagt, und die Staatsanwälte sollen gegen die bucketshops-Leute mobil gemacht werden. Die Börsenpresse ist ganz entzückt und druckt das Wort Staatsanwalt mit gesperrten Lettern ab. „Seltsam, wenn ich der Bey von Tunis wäre, schlüg ich bei so zweideutgem Vorfall Lärm!“ Wir wollen niemanden in Schutz nehmen, allein wie will man besondre Maßnahmen gegen „minderwertige“ Bankgeschäfte rechtfertigen? Soll gegen sie im Wege der Verfügung eine Art Ausnahmegesetzgebung erlassen werden? Haben wir nicht ein Börsengesetz, ein Handelsgesetz, ein Strafgesetz, die ohne Unterschied der Person anzuwenden sind? Soll die Ausbeutung des Publikums nur durch „minderwertige“ — wie die Verfügung sagt — Bankgeschäfte verboten sein, durch angesehene aber zulässig? Was sind denn das für Unterschiede? Wir kennen großfinanzielle Transaktionen von solcher Gemeingefährlichkeit, daß jene Winkelbankiers im Vergleich zu den Urhebern dieser Transaktionen als die reinen Waisenknaben erscheinen. Die Sanierungen der Dortmunder Union haben dem Publikum gut und gern 150 — sage und schreibe hundertfünfzig Millionen Mark gekostet, und die Umstände, unter denen sich z. B. die Fusion zwischen der Dortmunder Union und der Zeche Hansemann vollzog, waren derart, daß ein Staatsanwalt auf alle Fälle in der Lage gewesen wäre, seine bankgeschäftlichen Kenntnisse bedeutend zu erweitern. Das geschah unter der glorreichen Regierung des hochseligen Herrn v. Hansemann! Hundertfünfzig Millionen Mark! Das ist nur ein Beispiel. Und in den fremden Emissionen? Diese bucketshops-Männer sind gewiß nicht die besten Brüder, aber man soll zwischen zweifelhaften Praktiken keinen Unterschied machen, mögen sie nun von „minderwertigen“ Firmen oder bei hohen und höchsten Herrschaften in Geltung sein. Wir halten es von vornherein für ganz unzulässig, mit dem Begriffe der „minderwertigen“ Bankfirma zu operieren, anstatt ganz einfach die Handlungen ins Auge zu fassen und danach vorzugehen.

Digitized by Google

Was aber veranlaßt nur im Augenblick die Großbanken — denn diese dürften hinter der ganzen Bewegung in erster Linie zu suchen sein —, gegen die unbequeme Konkurrenz Front zu machen. Will man den Herrschaften, die die Börse mit neuen Gesetzen beglücken wollen, zeigen, daß man von Haus aus bedacht ist, die Moral im Bankwesen aufrecht zu erhalten? Die großen Bankinstitute, die die kleinen vollkommen lahmgelegt, die kein menschlich Mittel gescheut haben, die Kundschaft an sich zu reißen, die mit jedem Tage neue Wechselstuben — im ganzen existieren an 250 — gründen, entrüsten sich. An den Wechselstuben der Banken finden sich die Worte: „Telephon zur Börse", aber — genötigt wird nicht! Gott behüte! Nichts hat den kleinen Bankiers so geschadet, wie die Großbanken, die ihnen den letzten Kunden abgejagt haben. Und wenn dann ein Kleiner in dem Existenzkampfe sich in der Wahl der Mittel vergreift, dann rufen die Großen nach dem Staatsanwalt. Was bei diesem Verfahren Bedenken erweckt, ist, daß man geflissentlich darauf ausgeht, die Personen und nicht die Handlungen als das grundsätzlich Entscheidende anzusehen. Wenn die Staatsanwälte bemüht werden, sich um das Bankgeschäft zu kümmern, so haben sie das generell zu tun, gleichviel, ob die Bankiers in Berlin N. oder in der Behrenstraße ihren Wohnsitz haben.

Auch sonst scheint der Jahreswechsel unter verhältnismäßig günstigen Umständen sich zu vollziehen. Die Wirtschaftslage ist befriedigend, wie die Ziffern des Außenhandels und der Eisenbahnen deutlich zeigen. Freilich fehlt die Kehrseite nicht, die verteuerte Lebenshaltung, die die Vorteile der Konjunktur bis zu einem gewissen Grade wieder illusorisch macht. Mercator.

Reformation!

Programm-Spaß.

Personen:

Professor Schlicht, Weltreformator.
Direktor Lemcke, Bühnenreformator.
Das veraltete Theater, komische Person.

Zeit: Gegenwart.
Ort: Berlin.

Rechts ein Stuhl, links ein Stuhl. Vorn in der Mitte auf Fußbank ein Ochsenkopf.

Man hört hinter der Szene dröhnende Prügeltöne und Klagegebrüll eines Geprügelten.

Schlicht und Lemcke führen dann das verhauene Theater vor. Die ersteren mit Calabresern und Waffen im Gürtel und Knüppeln in den Händen sehen wie Räuber aus. Theater beliebig, evtl. auch ganz einfach oder im Salonanzug.

Theater mit langen Stricken an beiden Händen gefesselt, die Reformatoren setzen sich auf die Stühle, das Theater verbeugt sich hinter dem Ochsenkopf.

Theater: Meine Damen und Herren, ich bin das veraltete Theater, das drei Jahrhunderte hindurch täglich immer älter wurde.

Schlicht: Rede nichts Selbstverständliches. Das sieht man Dir doch alles gleich an.

Lemcke: Das Publikum ist viel klüger, als Du denkst.

Schlicht: Beichte kurz Deine Sünden! Los! Also zum Ersten verbrachst Du — na? wirds bald?

Theater: Ich habe mich leider immer wieder und wieder verleiten lassen, mich immer wieder zu wiederholen — es war eine schreckliche Sünde — ich gebe das zu.

Lemcke: Was hast Du dafür verdient?

Theater: Prügel — die hab ich aber schon bekommen.

Schlicht: Rede schneller, sonst bekommst Du noch mehr. Deine zweite Sünde war — na?

Theater: Um meine langweilige Wiederholungskunst zu bemänteln, habe ich leider leider die Dramaturgen allzusehr verhätschelt (weint).

Lemcke: Darauf steht die Todesstrafe.

Theater: Oh! Oh! Kann ich nicht begnadigt werden?

Schlicht: Mit dem Knüppel werden wir Dich begnadigen (Reformatoren Knüppel schwingend).

Lemcke: Rede jetzt vom Allerfurchtbarsten, das Du verbrochen hast.

Theater: Ich habe das Neue nie geliebt, nie gefördert — aber unterdrückt (Oh!)

Schlicht: Dafür mußt Du in der Hölle zehntausend Jahre hindurch in der großen Bratpfanne gebraten werden.

Theater (fällt auf die Knie bald nach rechts und bald nach links): Gnade! Gnade! Gnade! Ich werds nie wiedertun.

Lemcke (zieht langes Messer): Erst wirst Du abgemurkst und dann beim alten Satan gebraten. Dir werden wir Deine Sünden einreiben, warte!

Theater (lamentiert furchtbar vor Schlicht, küßt ihm die Füße, betet ihn an): Ich will mich bessern — bessern — bessern.

Lemcke: Das glauben wir Dir gar nicht.

Schlicht: Da ich die Welt reformiere, bin ich natürlich sehr für Großmut. Lemcke, ich denke, wir bestrafen dieses alte Theater ganz anders, als das die einfachen Richter der Erde zu tun belieben. Wir wollen himmlisch richten.

Lemcke: Wie denn?

Schlicht: Das veraltete Theater soll gebrandmarkt werden.

Theater: Oh weh! Immer das Brennende! Mein Rücken brennt mir schon.

Schlicht: Wir wollen Deinen Kopf verwandeln, damit Du überall gleich erkannt wirst (setzt ihm den Ochsenkopf auf).

Lemcke: Himmlisch! **Paul Scheerbart.**

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Gustav Wied: Die Väter haben Herlinge gegessen. Autorisierte Übertragung von Ida Anders. 2. Auflage. Axel Juncker (Berlin).

Eines der frechsten, aber zugleich amüsantesten Bücher, die ich kenne. Man wird an die alten Italiener, an Rabelais und an die übermütigen Franzosen des 18. Jahrhunderts bei diesen freien, allzufreien Szenen erinnert. Ich brauche absichtlich das Wort: Szenen, denn Gustav Wied ist auch in seinen Romanen durchaus Dramatiker, freilich einer, der sich nicht an die abgeschlossen dramatische Form bindet, sondern übermütige Skizzen aneinander reiht und sie mit tragischen, oft geradezu entsetzlichen zu verbinden weiß. Es gibt kaum ein geschlechtliches Laster, das

Digitized by Google

hier nicht vorgeführt wird. Perversitäten der allerschlimmsten Art kommen vor: Verkehr sogenannter anständiger Mädchen untereinander, die roheste Sinnlichkeit verworfener lustglühender Dirnen und die Brunst alternder Männer, selbst Blutschande und dergl. Einen durchgehenden Inhalt kann man kaum aufzeigen, einzelnes darf man in einer Zeitung kaum erwähnen. Im Ganzen könnte man sagen: es ist der Untergang eines ehemals vornehmen und reichen Geschlechts Uldahl, dessen männliche Sprossen durch Trinken, Spielen, wüstes Leben Besitz und Gesundheit gefährden. Alle Menschen, selbst die nicht ganz verderbten, sind eigentlich Karikaturen, selbst die Pflegeeltern des Amtsrichters Isidor Lehmann, der als ein Mustermensch betrachtet wird, der Alte etwas verblödet, der seinen ganzen Tag mit der Zeitung zubringt, und die Alte, die lächerlichen Kleinlichkeiten ihr Leben widmet, sind mindestens Halbnarren. Jener Mustermensch aber ist dabei ein heimlicher Säufer und bringt es fertig, sein letztes Kind, freilich eine Mißgeburt, mit Opium zu vergiften, und da der Tod nicht schnell genug eintritt, das Balg mit Kissen zu ersticken, und dabei betrachtet er sich selbst ohne sonderliche Gewissensbisse als das Urbild eines Braven und wird wegen seiner Tugenden überall gerühmt. Ein wirklich guter Mensch ist in dem ganzen Buche nicht geschildert: die jüngste Tochter des Haupthelden Niels Uldahl, Sophie, die sich schließlich ertränkt, um all dem Ekel aus dem Wege zu gehen, ist jedenfalls furchtbar hysterisch und in ihrem fanatischen Haß gegen ihren erbärmlichen Vater äußerst grotesk. Selbst die Gattin des letztgenannten, Line, eine schöne, tüchtige Frau, die ihrem verlumpten, geradezu verlierten Gatten bis zuletzt Ergebenheit und Mitleid wahrt, hat trotz aller engelhaften Milde, trotz ihrer steten Hilfsbereitschaft für alle andern, einen Strich ins Komische, dadurch, daß sie ihr halbes Leben mit Patiencelegen verbringt und durch dieses blöde Tun die schwersten Schicksalsschläge zu besiegen meint. Auf alle mit kühler Realistik und einer unvergleichlichen Virtuosität geschilderten Figuren, auf die zahllosen wollüstigen, ergreifenden, erschütternden Szenen einzugehen, ist unmöglich. Das Ganze ist eine großzügige Darstellung der Verhältnisse in gewissen dänischen Kreisen. Darf man bei einem Kunstwerk von Tendenz sprechen, so ist es diese: die alten, stolzen, ehemals reichen Geschlechter gehen zugrunde, die niederen erheben sich: eine starke Magd mit ihren drei unehelichen Söhnen ist die Triumphatorin, sie wird Gattin und Erbin eines reichen Adligen, und ihre drei Söhne erwerben die Güter der durch innere Fäulnis und äußere Verlotterung zugrunde gegangenen alten Geschlechter.

Und zum Schluß die Satire: Niels Uldahl, der Verkommene, der seine Familie an den Bettelstab gebracht hätte, wenn seine Töchter nicht von einem reichen Verwandten ein auskömmliches Legat bekommen hätten, das dem sinnlosen Verschwender unerreichbar ist, bekommt eine Erleuchtung und hält innere Einkehr. Er wird ein gemeiner Frömmler und bringt es fertig, daß er, der gemeinste Trunkenbold, der den niedrigsten Lüsten gefröhnt hat, in der großen Stadt, wohin er vom Lande aus zieht, bemitleidet und fast wie ein Heiliger betrachtet wird.

Die Übersetzung ist geradezu vorzüglich. Man hat niemals das Gefühl, daß es sich hier um eine Übertragung aus einer fremden Sprache handelt, so seltsam uns manches in den vorgeführten Sitten anmutet: die Übersetzung ist in einem so köstlichen Deutsch geschrieben, daß man auch an ihr als an einem wirklichen Kunstwerk seine helle Freude hat. Ludwig Geiger (Berlin).

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Wir verkaufen auf Teilzahlung

Moderne Trauringe Mattgold, 14 Karat 0.585 gestempelt

No. 2415. Sinnspruch: „Die Liebe höret nimmer auf". M. 28.—

No. 2416. Sinnspruch: „Dein für immer". M. 25.—

No. 2417. Sinnspruch: „Gott mit uns" M. 24.—

No. 2418. Sinnspruch: „In Liebe treu" M. 23.—

No. 2419. Blumenembleme Myrthe-Rosen M. 24.—

No. 2420. Blumenembleme Myrthe M. 23.—

No. 1358. Glanzgold, 4 Brillanten, Gr. 9 (à 3/64 Kar.) 10 Brillanten, Gr. 1 (à 1/64 Kar.); zus. 14 Brillanten (46/64 Kar.) in Platin gefasst . . . M. 350.—

Hunderttausende Kunden in 30 000 Orten des Deutschen Reiches

Uhren — Unser Katalog enthält grosse Sortimente in Brillantschmuck. Feinste Uhrenmarken. — Hochzeits- u. Gelegenheitsgeschenke — Uhren

Jonass & Co., Berlin K.W. 320, Belle-Alliancestr. 3

No. 1124. Mattgold, Schiene durchbrochen, 1 Brillant, Grösse 2 (2/64 Karat), in Platin gefasst . . . . M. 31.—

Eigene Gehäusemacherei. Eigene Goldschmiede. Eigene Gravieranstalt. Eigene grosse Uhrwerkstätten.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Mießler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 3. Berlin, den 14. Januar 1911. 40. Jahrgang Band 79.

Der erste Schnee.

Der Januar hat uns gleich zwei angenehme Geschenke auf einmal gebracht, den ersten Schnee und die erste Probe aufs neuste, internationale Exempel. Manche mögen den ersten Schnee nicht angenehm finden, ich finde ihn lustig. Er bringt eine menschenfreundliche, vergnügliche Stimmung mit sich. Alles ist hübsch eingewickelt, sauber und appetitlich, die Hände vertiefen sich mit besonderem Behagen in die Rocktasche, die zierlichen Nasenspitzen unsrer lieben Ehefrauen sind apfelrosig auf das angenehmste angehaucht, und selbst die spärlichen Bäume, die so ein Großstädter und Politiker zu sehen bekommt, versetzen ihn mit ihren schneebedeckten Zweigen in eine höchst bedenkliche und fidele Laune. Was das nun freilich mit dem neusten, internationalen Exempel zu tun haben soll, ist nicht so ganz einfach zu ersehen, wird sich aber aufklären. Die Nacht nämlich, in der vor unsern Fenstern der erste Schnee herniedersank, schliefen wir sehr schlecht. Wir waren „enthüllt“. Da war nichts zu wollen. Die Zeit bringt alles an den Tag, und die Zeit heißt auf französisch le temps. Furchtbare Enthüllungen hatte dieser „Le Temps“ gebracht. Nackt, bloß und frierend standen wir vor Europas unangenehmen Augen und schämten uns entsetzlich. Im Traume selbstverständlich, wir reden nur vom Traum. Da träumten wir, wir wären in Potsdam und hätten Besuch von einem hohen Herrn aus dem Osten, wo es noch kälter ist. Erst waren wir sehr vergnügt mit ihm und unterhielten uns prachtvoll, aber dann, weiß der Kuckuck, wie wir dazu kamen, fielen wir plötzlich über ihn her und „vergewaltigten“ ihn. Nicht daß wir ihn erdrosselt hätten, aber wir schüttelten ihm so schrecklich „ernst“ die Hände, daß er sie gar nicht los machen konnte, und aus unsern Augen drang ein hypnotischer Zwang auf ihn ein, der uns selber fremd war. Da wurde er ganz verwirrt, der arme fremde Herr aus dem Osten, stammelte nur immer: Ja, ja, ja, und schüttelte schließlich selber seine Hände verzweifelt mit. — Plötzlich wechselte die Szene. Wir standen auf einer großen Tribüne. Zu unsern Füßen horchte die ganze Welt. Und wieder kam der Zwang über uns, und wir verkündeten der Welt, uns hätte man die Hände geschüttelt. Dabei taten wir sehr zufrieden, doch im geheimen nagte uns vielleicht das böse Gewissen. Die Welt aber murmelte: Sie haben sich vertragen, sie haben sich verstanden zur Stärkung des verd . . . . . Friedens. — Wieder ein ander Bild. Wir saßen beim Silvesterpunsch und freuten uns am Wandel der Zeiten, da brauste plötzlich von Westen ein Sturm durch die Welt, (le temps heißt auch das Wetter), und die geheime Hypnose zerstob in die Winde. Da standen wir denn nackt und bloß und frierend und hatten keinen Grund mehr, Punsch zu trinken. Wie geistesabwesend konjugierten wir nur immer: ich bin blamiert, du bist blamiert, er ist blamiert, wir sind . . . . . , — heiliger Nepomuk, es war ja nur ein Traum. Wir fuhren auf. Da legte man uns die Zeitungen auf die Bettdecke und wir lasen dort das Wort vom „phantastischen Märchen“. Munter sprangen wir auf, zogen uns an und konnten uns nicht verkneifen, bei der Toilette wie Johann der muntre Seifensieder in allen Tonarten mit heiterem Gemüte weiter zu konjugieren: Ihr seid blamiert, sie sind blamiert! Und diese Geschichte mußte ausgerechnet heute morgen passieren, wo der erste Schnee so lustig auf dem Fensterbrette lag. Ist das etwa kein Zusammenhang? Wers nicht begreift, hat eben keine Ahnung von politischer Poesie.

Indessen wollen wir nicht weiter „in einem Spiegel als in einem dunklen Wort“ reden. Das Geschenk, das uns der Januar unter Begleitung angenehmer Schneeflockenmusik bescheert hat, ist die energische Abschüttelung der französischen Hetzpresse durch die russische Regierung „Temps“, „Times“ und „Nowoje Wremja“ sitzen gleichzeitig auf der Diele. Das ist seit Bismarcks Zeiten nicht dagewesen. Herr Sasonow scheint ebensowenig von Pappe zu sein wie Herr von Kiderlen-Waechter. Es war ja allerdings ein mehr als unverschämtes Stück, was sich die Gegenspieler der deutsch-russischen Annäherung geleistet hatten, unverschämt und ungeschickt zugleich. Herr Sasonow sollte in Potsdam über-

Digitized by Google

tölpelt worden sein, eingewickelt wie ein Säugling, sollte vor lauter Verblüffung über Kiderlens und Bethmanns aufdringliche Selbstverständlichkeit zu allem immer nur ja gesagt haben, ohne es eigentlich zu meinen. Nachdem er sich dann inzwischen von seinem Schreck ein wenig erholt, sei ihm die Contenance wiedergekehrt, und nun wäre die „Enttäuschung“ und „Überraschung“ auf seiten der Berliner, so daß diese als die wahrhaft Eingewickelten erschienen. Wer von beiden eigentlich der Eingewickeltere war, wurde dabei nicht recht klar, denn die Enthüllung des „Temps“ entbehrte selbst der äußerlichen Logik. Seinem neuen Berliner Vertreter, der am Neujahrstage den Einzug ins Brandenburger Tor gehalten hat, kann man zu diesem glanzvollen Debut nicht gerade gratulieren. Klar und unzweideutig hatte der Kanzler nach ausdrücklicher Einholung der russischen Zustimmung im Reichstage vor den Ohren Europas als Zusammenfassung der Potsdamer Konferenzen erklärt, „daß von neuem festgestellt wurde, daß sich beide Regierungen in keinerlei Kombination einlassen, die eine agressive Spitze gegen den andren Teil haben könnte.“ Wohlgemerkt, er sagte nicht „eingelassen haben“, noch auch „einlassen werden“, sondern schlechthin „einlassen“. Auf diese Weise ist weder auf bestehende Kombinationen deutlich verwiesen, noch erscheinen sie ausgeschlossen. Erst dann fährt er fort: In diesem Sinne haben wir insbesondere usw., folgt der Passus über die Balkanpolitik und Persien. Durch dieses „insbesondere“ ist die allgemeine Verständigung klar und deutlich von den Spezialabmachungen unterschieden. Die Behauptung der französischen Eifersucht, Rußland ziehe wieder zurück, resp. habe lediglich die Spezialfragen im Auge gehabt, nicht aber eine grundsätzliche, allgemeine Politik der Annäherung, konnte deshalb gar nichts andres sein, als, wie Herr Sasonow mit wünschenswertester Deutlichkeit gesagt hat, ein „völlig erfundenes“, „phantastisches Märchen“, ausgeheckt im Hirne derjenigen, die den deutsch-russischen Geschäften einen Knüppel zwischen die Beine werfen möchten. Amüsant zu wissen wäre, ob Herr Iswolski vielleicht ein klein wenig mitgeheckt hat. Ganz unähnlich sähe es ihm nicht. Die französische Regierung steht diesen Kontreaktionen „selbstverständlich“ fern.

Die arme Marianne. Sie zittert für ihr dreieckiges Verhältnis. Haben sich nicht die Pariser und die Londoner Kollegen in letzter Zeit schon eine ganze Reihe mehr oder minder derber Knüffe versetzt? Das „Märchen der Tripleentente“ hat Marianne mindestens ebenso stark geärgert wie ihr selbstverfaßtes „Märchen von Potsdam“. Sehnsüchtig seufzt sie nach den Tagen, da Balfour in London die Kulissen schob. Das war noch ein Mann! Der wahrte Mariannens Interessen. Aber diese Liberalen, auf die ist kein Verlaß. Haben doch die „Daily News“ sich faktisch unterstanden, etwas vom „Herabgleiten zu einer Assoziierung mit den Ententemächten“ zu schreiben! Ist das keine Basis für eine Gardinenpredigt? Wenn der Liebhaber die Frau ärgert, fängt sie an mit ihrem Manne zu zanken. Das ist eine alte Sache. Dieser Liebhaber aber, der „teuer erkaufte“, ungeschlachte ami et alié im fernen Osten, hat sich tatsächlich nicht unter den illegitimen Pantoffel kriegen lassen, sondern läßt sich ungeniert in der Gesellschaft des unsympathischen, arroganten und dummen Prussien sehen. Ach, du armes Mariannchen, wo sind die Tage hin, da dir und „deinen beiden“ kein Hauch des Mißtrauens die Liebe vergällte? Ach, was war das für 'ne schöne, rührende Familienszene, würde Busch sagen. Aber trau einer den Männern.

Nun ist der Kelch der Leiden voll geworden, und ängstlich besieht ihn Marianne, ob sie ihn denn wirklich trinken muß. Auch das beste Mittel der Frau, die Intrige, hat nicht helfen wollen. Der grobe Russe hatte nur das eine Wort dafür: Phantasiere nicht und gib die Mühe auf, mich mit meinem alten, wiedergefundenen Freunde zu verhetzen. Es gelingt dir doch nicht! Er hat das sehr energisch gesagt, denn Energie steckt an. Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, von wem du deine Ausdrücke hast. Daher sich denn Marianne vorläufig zu trösten sucht mit dem guten Troste: Sein Freund ist ein Mann, was weine ich also, Männerfreundschaft ist keine Konkurrenz für Frauenliebe. Er ist mir ja doch noch treu. John Bull aber, der legitime, der nur froh ist, wenn Marianne mit ihrem Russen ungestörte Schäferstündchen hält, rechnet bloß kaltblütig nach: Hat der neue Freund des Freundes meiner Frau Geld, oder hat er kein Geld. Hat er keins, und weit wird es damit nicht her sein, so wird er dem Russen nicht lange die Zeche bezahlen können. Folglich kehrt der Russe zu Marianne zurück, denn Marianne hat Geld. All right! Bis sich das entscheidet, wird Marianne selber freilich kaum zu warten Geduld haben. Sie hat nicht das Phlegma ihres Gatten. Frauen sind unverbesserlich. Wollen wir wetten, daß sie es lieber mit einer neuen Intrige versucht? Wir werden darauf sicherlich nicht solange zu warten brauchen, wie John Bull auf die Bestätigung seines Rechenexempels warten dürfte.

Die wiedergefundenen Freunde sehen diesem ganzen Echauffement mit großer Ruhe zu und freuen sich an dem lustigen Schneegestöber, das erfrischend zwischen Berlin und Petersburg durch die Luft tanzt und wohl auch ein oder das andre Blättchen Papier mit sich führt. Wenn Marianne sich einbildet, daß etwas von diesem Schnee sich erkältend auf ihre zarten Bande zu legen beginne, was kann der erste Schnee dafür? Der erste Schnee ist ein ganz natürliches Ereignis.

Digitized by Google

Wir empfinden ihn außerordentlich angenehm und lustig. Marianne soll sich stärkere Nerven anschaffen.

Von der Anti-Duell-Liga.

Von Dr. Elwert.

Am 13. November v. J. hielt die Deutsche Antiduell-Liga ihre Generalversammlung in Stuttgart ab. Man will als Versammlungsorte, wie in der öffentlichen Versammlung mehrfach betont wurde, gerade solche Städte wählen, die Sitz einer Universität oder technischen Hochschule sind. Man will die akademischen Kreise für die Zweikampfgegnerschaft interessieren und gewinnen. Die Antiduellbewegung ist freilich auch, wenigstens als organisierte Bewegung bei uns in Deutschland noch verhältnismäßig schwach, und darum erscheint das „Keilen“ der Studenten begreiflich: 2250 Mitglieder und 19 Ortsgruppen zählt die Liga im ganzen Deutschen Reich nach 10jährigem Bestehen! Aber ob die auf der Stuttgarter Tagung begonnene Methode der gut gemeinten Sache nützen und die Bewegung populärer machen wird?

Im Mittelpunkt der Stuttgarter Tagung, wenigstens der öffentlichen Versammlung, stand die Studentenmensur. Sämtliche Redner waren zur Freude der, übrigens sehr spärlich vertretenen, akademischen Jugend darüber einig, daß die Studentenmensur etwas ganz harmloses sei, ein kriegerisches Spiel, ein gesunder, dem Tatendrang der Jugend entsprungener und angemessener Sport, gegen den man so wenig etwas einwenden könne, wie etwa gegen das Fußballspiel oder das Radfahren! Nur die Austragung von Ehrenhändeln durch Selbsthilfe mit der Waffe sei auch für den Studenten verwerflich. Am besten begegne man der Mensur dadurch, daß die akademische Jugend ihre körperliche Kraft und Gewandtheit durch alle möglichen Arten von andrem Sport zeigen und vervollkommnen lerne und daß die Studentenschaft sich zur praktischen Mitarbeit auf allen möglichen sozialen Gebieten, insbesondere zur Mitwirkung bei Arbeiterbildungskursen u. drgl., heranziehen lasse.

Als ob beim Radfahren und beim Fußballspiel und andrem Sport etwaige Verletzungen ebenso gewollt und beabsichtigt wären wie bei der Mensur! Als ob nicht auch die harmlose Studentenmensur schon häufig genug einen tötlichen Ausgang genommen hätte! Und als ob man überhaupt die Grenze zwischen Bestimmungsmensur und Contrahage so scharf ziehen könnte! Bekanntlich dient die erstere leider häufig genug nur zur Vorbereitung für die letztere; der gewandte Fechter fällt leicht der Versuchung anheim, sich zum allgemein gefürchteten und renommierenden Raufbold zu entwickeln. Die Hauptsache aber, ist, daß das Rechtsbewußtsein des Volks und unser Strafgesetz zwischen beiden Arten studentischer Zweikämpfe gar nicht unterscheidet. Gerade angesichts der oft sehr milden Praxis unsrer Strafgerichte gegenüber der Studentenmensur wird sogar häufig von Klassenjustiz geredet! Dem gegenüber sollte sich eine Bewegung, die volkstümlich sein will, nicht auf den Standpunkt gekünstelter Kommentbegriffe stellen. Das Wesen des Prinzips verlangt, daß es auch konsequent durchgeführt wird. Unklarheit in einem so wichtigen Punkt wird sicher die eigenen Reihen der Liga nicht stärken und ihr auch keine neuen Freunde zuführen.

Was soll es heißen: der Student soll durch andern Sport von der Mensur entwöhnt werden?! Gewiß ist der Sport auch der akademischen Jugend sehr zu empfehlen. Körperliche Übungen und Anstrengungen werden z. B. die Trinkunsitten am besten lahmlegen. Aber der Mensur wird das Fußball- und Lawntennisspielen, das Turnen und Reiten eben doch nichts anhaben können. Die Stählung der Körperkraft, die Erziehung zur Gewandtheit erzeugen gerade das Kraftgefühl und Selbstbewußtsein, das sich schließlich in der Mensur entlädt. Die Sitte des studentischen Zweikampfs ist uralt, so alt wie unsre Universitäten. Sie läßt sich nicht so rasch durch englische Sportsmanieren entwurzeln. Vielleicht ist die Studentenmensur in den kleinen Universitätsstädten, wo sich Tausende von tatendurstigen Jünglingen zusammendrängen, ein notwendiges Sicherheitsventil, damit die unausbleiblichen Reibungen nicht zu schlimmeren Gewalttätigkeiten führen. Leider hat ja vielfach gerade die Bestimmungsmensur dazu geführt, daß der Student bei Beleidigungen nicht mehr zu der harmloseren Waffe des Schlägers greift, sondern die Sache auf Säbel „überstürzt“. Die Bestimmungsmensur also hat den Wert des Schlägers als studentischer Kommentwaffe in Kurs bedeutend sinken lassen, und schon das wäre für die Liga ein Grund, sich gegen die Bestimmungsmensur zu wenden.

Was unser Studentenleben und damit auch die Mensurfrage ganz von selbst und von Grund auf reformieren wird, das sind die immer höheren Anforderungen, die das heutige Leben mit seinem erbitterten Konkurrenzkampf auf allen Gebieten an die Leistungsfähigkeit auch des akademisch gebildeten Mannes und damit an die Ausbildung und die Arbeit schon des Studenten stellt. Die Überfüllung aller Berufe eröffnet nur noch dem rastlosen Fleiß und der unermüdlichen Energie Aussicht auf Erfolg. Die poesievollen Kreaturen, die sich bloß einige Semester „Studierens halber“ auf der Hochschule aufhalten, um sich dann auf das Gut des Herrn Papa oder in der Fabrik des

Digitized by Google

Herrn Onkels zurückzuziehen und dort unter den bewundernden Blicken der Damen des Hauses die auf der Hochschule bezogenen Schmisse vernarben zu lassen, — derartige Existenzen werden bald nur noch in den Spalten der Witzblätter vegetieren. Heutzutage, im Zeitalter der Arbeit, heißt es auch für den Studenten: arbeiten! Wenn sich die akademische Jugend in richtiger Erkenntnis der Aufgaben unsrer Zeit mehr und mehr zu dieser Erkenntnis durchringt, dann wird sie auch zu der Mensurfrage ganz von selbst die richtige Lösung finden. Dann werden unnötige und sportsmäßige Übertreibungen ganz von selbst verschwinden, und man wird auch bei der Frage der studentischen Satisfaktion zu ruhigen und nüchternen Erwägungen kommen, die deswegen noch lange keine philisterhaft-moralisierenden sein müssen. Der Student soll lernen, studieren! Das erwartet heute das Volk und Vaterland von der Blüte seiner Jugend. Auf der Universität soll sie die Klinge führen lernen zu dem großen Kampf der Zeit! Das ist wichtiger als die ewige Variation des studentischen Ehrenkodex! Pflichtgefühl ist das echte Ehrgefühl!

Auch der vielgerühmten sozialen Betätigung der Studenten gegenüber muß das gelten. Gewiß ist es höchst wünschenswert, wenn die studierenden Söhne der gebildeten und besitzenden Kreise mit Angehörigen der niederen Stände, besonders mit dem mächtig emporstrebenden Arbeiterstand, rege Fühlung gewinnen. Aber daß dies nun gerade in der Form von Arbeiterbildungskursen geschehen soll, bei denen die Studenten die Dozenten sein wollen und dem einfachen Mann aus dem Volk als die Lehrer gegenübertreten sollen, das erscheint doch als gewagtes Experiment. Wieviele Studenten mag es geben, die ein Thema wirklich schon so beherrschen, daß sie darüber gemeinverständlich sprechen können? Meist wird es sich um ein halbverdautes Wissen handeln und das Beste, die Reife der Praxis und Erfahrung, wird fehlen. Für bildungsbedürftige Männer aus dem Volk ist aber nur das Beste gut genug: sonst verlieren sie erst recht alles Interesse und werden durch derlei unreife Kost nicht gesättigt, sondern angewidert.

Der Kernpunkt der Duellfrage sollte durch derartige akademische Erörterungen nicht verdunkelt werden. Diese Frage lautet: Kann man das Duell überhaupt ganz unterbinden? Es wurde auf der Stuttgarter Tagung ausgeführt, daß der im Duell zum Ausdruck kommende Gedanke der Selbsthilfe mehr und mehr im Lauf der Geschichte zurückgedrängt worden sei. Das Duell sei kulturfeindlich und müsse mit der Vertiefung und Verfeinerung unsrer Kultur von selbst verschwinden, ob man sich dabei ganz klar darüber geworden ist, daß Duell nicht immer dasselbe bedeutet. Es gibt doch Zweikämpfe, die man in ihren Motiven begreift und darum nicht bloß entschuldigt, sondern als sittlich berechtigt anerkennt. Strafbar ist ja jeder Zweikampf. Aber nicht alles, was strafbar ist, widerspricht unsrer Moral. Die Antiduell-Liga würde sich ein Verdienst erwerben, wenn sie bei allen Duellen nach den näheren Umständen, der Veranlassung, den Motiven u. s. f. nachforschen würde. In vielen Fällen wird eine Austragung mit der Waffe unter Einsetzung von zwei Menschenleben als widersinnig und darum unsittlich erscheinen. Wie aber, wenn z. B. ein vornehm denkender Mann um eines heiß geliebten Weibes willen seinen Nebenbuhler fordert und sein eigenes Leben seiner Liebe zum Opfer bringen will? Bei den meisten Zweikämpfen steht doch im Hintergrund die Frage: où est la femme? Welchen Ausweg will man da eröffnen? Glaubt man, daß der betrogene Liebhaber, der leidenschaftlich liebende Mann, sich dabei beruhigen wird, wenn ihm irgend ein Ehrengericht von unzweifelhaften Ehrenmännern bestätigt und schwarz auf weiß beurkundet, daß er im Recht und sein Gegner im Unrecht sei? Wird er sich dabei beruhigen, wenn ihm dieser Gegner ehrenwörtlich erklärt, seine Wege nie mehr zu kreuzen? Wird er bei der Dame seines Herzens viel Erfolg haben, wenn er ihr derartige Bescheinigungen unterbreitet? Nein, der Mann, der liebt und eines geliebten Weibes wegen zum Zweikampf fordert, will diesem Weib beweisen, daß er um ihren Besitz sein Leben wegzuwerfen bereit ist! Dieses rein menschliche Moment kann kein Ehrengerichtsspruch ersetzen. Und darum wird es Zweikämpfe geben, solange es liebenswerte und falsche Frauen und leidenschaftliche und eifersüchtige Männer gibt. Die menschliche Natur wird sich weder von der Antiduell-Liga noch von der fortschreitenden Kultur anders machen lassen.

Auch für die Antiduell-Liga gilt darum das Wort Bismarcks: Politik ist die Kunst des Möglichen. Sie kann das Duell seltener machen, wenn sie durch vornehme, sachliche Agitation schreiende Mißstände beseitigt und allmählich einen Druck auf die öffentliche Meinung ausübt. Ganz verschwinden wird die im Duell sich äußernde Selbsthilfe nie, so wenig wie andre Äußerungen des Hasses und der Liebe!

Goeben und Faidherbe.

(Zum 40. Gedenktag des 19. Januar 1871).

Von **Karl Bleibtreu** (Zürich).

I.

Das französische Generalstabswerk schob schon früher in die chronologisch fortlaufende Darstellung des Feldzugs einen Band über die Kämpfe der Nordarmee ein. Man hält sich dort von manchen naheliegenden Betrachtungen über die deutsche

Digitized by Google

Führung frei, hält aber nicht die übliche Lobpreisung Faidherbes aufrecht, und verweilt ganz in unserm Sinne bei der trefflichen Haltung der kleinen Milizarmee bei Amiens. Dies scharfe Treffen scheint uns besser geleitet als irgend eine Aktion des noch nicht eingetroffenen Faidherbe. Wir erfahren nun dokumentär, daß nur 15 000 Mann Fußvolk dort rund 25 000 Deutschen gegenüberstanden, da Korps Goeben allein 17 000 Gewehre zählte und fernere 6000 Ostpreußische Gewehre mitfochten, Nichtstreitbare und Offiziere ungerechnet. Angesichts solcher Übermacht konnte das Ergebnis wahrlich nicht befriedigen, wie denn der Jägeroffizier v. Vallin-Clavé in seinen „Erinnerungen“ (1902) die Abendkrise mit derjenigen bei Gravelotte vergleicht. Das endlose Auseinanderziehen der Schlachtlinie, wofür er ausschließlich Goeben die Schuld zuschiebt, lud gradewegs zu Rückschlägen ein, wie sie auch wirklich im Zentrum eintraten. Goebens Korps leistete gar nichts zur Vertreibung des Feindes infolge des zu weiten Einkreisungsbogens, und blickt man auf St. Quentin, gewahrt man das gleiche Sympton einer ungesunden Zerreißung der Kräfte als besondere Methode Goebens. Dieser schrieb über seinen Vorgesetzten Manteuffel an seine Frau, dieser sei „kein Feldherr“. O ja, das sind auch manche nicht, die es sich einbilden. „Es hat für mich etwas Rührendes, wie er sich mir so ganz unterordnet.“ Diese kameradschaftliche Herablassung berührt uns aber wenig, denn wir unterschreiben keineswegs solch gnädiges Urteil, das wir sonderbar finden. Manteuffels genialer Jurafeldzug gegen Bourbaki gibt uns ein ganz andres Bild, doch dessen vornehme Bescheidenheit verstand sich eben nicht auf Reklame — wie andre Leute. Stellte sich doch Goeben schon nach Spicheren so an, als habe er dort die Dinge geordnet, während dies Verdienst allein Alvensleben zukam!

Das 46., 47., 48. Mobilgarden-Regiment schlugen sich bei Amiens so gut wie die ältesten Linientruppen. Es hat also keinen Sinn, wenn die Legende von Faidherbes Erziehung und Organisationstalent die feste Haltung der Nordarmee abhängig macht. Die Truppen Bessols und Derrojas waren schon bei Amiens so brav, wie später im Korps Lecointe, nur daß Faidherbe so zahlreiche neue Verstärkungen erhielt. Doch zählte er an der Hallue auch nur 35 000 Mann, inkl. 100 Pioniere, 600 Reiter, 300 Eklaireurs des Major Beyle, mit 78 Geschützen. Hiervon muß man die 7500 Nationalgarden (das franz. G.-St.-W. sagt zwar 9800, doch wir folgen hier Major Kunz und andren Quellen) einfach abziehen.. Denn diese ganz traurige Division Robin mit elender Bewaffnung figurierte nur als Statist. Demnach befanden sich die Deutschen wahrlich nicht in der Minderzahl. Goebens Korps, das auf vier Brücken über die Flußlisière der Somme anrückte, zählte mit 24 Bataillonen, 14 Schwadronen, 96 Geschützen — nur fünf Kompagnien fehlten — angeblich nur 17 400 Mann inkl. Artillerie, nachdem man durch Überfall von Ham und einige andern Handstreiche 400 verlor und am 20. Dezember ein Bataillon, das die Halluestellung gewaltsam auskunden sollte, mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Fußkranke, infolge der Gewaltmärsche, minderten die Gefechtsstärke. Man bildete aus ihnen 1 — Goeben selbst sagt 2 — Garnisonbataillon in Amiens. Hiermit dürfte aber wohl der allgemeine Abgang schon gedeckt sein, da sich doch auch viele Nichtstreitbare dabei befanden, und darf man Goebens Bericht nicht wörtlich nehmen, seine Bataillone seien sonst im Durchschnitt sehr schwach gewesen. Danach die Gefechtsstärke zu berechnen, scheint nicht angängig, unmöglich kann die Gewehrzahl schon auf 14—15 000 gesunken sein. Außerdem 8 Bataillone, 5 Eskadrons, 12 Geschütze des I. Korps zur Stelle, nebst ferneren 1500 Reitern (inkl. 1 Schwadron Gardedragoner als Bedeckung des Hauptquartiers). Das macht nach deutscher Angabe 26 000 Mann inkl. Artillerie. Das französische G.-St.-W. rechnet aber gar 27 750 Gewehre und Säbel (d. h. weit über 30 000 „Mann“) und laut obiger Erwägung scheint diese Ziffer richtiger. Auch so aber spricht sie unerfreulich gegen die Oberleitung, die mit 45 000 Gewehren und Säbeln im November vorrückte, aber das Gros I. Korps nutzlos nach Rouen detachierte und dort dauernd beließ, wozu eine Brigade genügt hätte. So schlug man am Entscheidungspunkte stets mit bedeutend geschwächten Kräften. Niemand wird solche Strategie gesund nennen, und wenn Manteuffel stets Goebens Rat befolgte, bleibt letzterer dafür verantwortlich. Da nur sein Korps ernstlich an der Hallue focht, kam ihm dort die Hauptleitung zu, und wieder sehen wir ihn auf weiter Linie verzettelt, auseinandergerissen. Das Ergebnis war Null, der Angriff erwies sich undurchführbar. Die Milizartillerie hielt sich gut, fünf ihrer Batterien verloren 104 Mann. 48. Moblots zeichneten sich von neuem aus, 101. eroberte zwei verlorene Geschütze zurück, dem 91. spendete Derroja reiches Lob. Trotzdem besonders Rheinische Jäger und die 33er glänzend fochten, ward Faidherbes späterer Rückzug — der Kampf blieb ganz unentschieden — nicht durch Waffengewalt, sondern Frostbiwak und Hunger erzwungen. Hieran trug Faidherbe selbst allein die Schuld, obschon er eine Woche zu genügenden Vorkehrungen Zeit gehabt hätte.

Jedenfalls walteten doch sicher bei ihm die gleichen Verhältnisse von Mangel, Strapazen, Witterung, welche die deutsche Stärke verkleinerten. Da er Division Payen an der Hallue nicht vollzählig hatte, sie aber jetzt ergänzte, besaß er freilich bei Bapaume wirklich große Übermacht, da Goeben, jetzt Manteuffel im Oberbefehl ablösend, zuviel Kräfte vor Peronne absorbierte. Nur der

Digitized by Google

geradezu unglaubliche Heldenkampf der 28er bei Sappignies, Division Payen furchtbar lichtend, wobei wieder 48. Moblots die Hauptlast trugen, und das zu zaghafte Vorgehen Faidherbes gegen die übrigen Vorderposten machte den nachfolgenden heroischen Widerstand bei Bapaume möglich. Doch auch dies nur wegen Faidherbes kläglicher Führung, die jetzt durch trockene Dokumentierung im franz. G.-St.-W. einen doppelt peinlichen Eindruck macht. Auf seinen Befehl verbot General Bessol, unwillig und befremdet, dem siegreich eindringenden Oberst Forster, Bapaume zu betreten! Als sich Batterie Gaigneau beschwerte, daß sie von Bessol keine Ordre erhielt, bekannte Bessol, man habe ihm die Batterie gar nicht überwiesen, obschon es zu Neujahr so angeordnet! Soviel für Faidherbes gepriesenen musterhaften Dienstbetrieb! Bessol und Derroja waren außer sich über grundlose Räumung eroberter Stellungen, da die erschöpfte deutsche Minderzahl gar nicht mehr in der Lage war, die Stadt halten zu können. Da Goeben erst abends persönlich eintraf, hat er gar nicht geleitet. Seine Persönlichkeit wirkte freilich stets beruhigend und begeisternd. Denn seine Bedeutung, über deren „Feldherrntum" die irrigsten Vorstellungen sich einbürgerten, lag auf andrem Gebiete: als „Frontsoldat", schneidiger Truppenfortreißer im Gefecht. Faidherbes Betragen wird aber vollends unbegreiflich, indem er trotz so ehrenvollen bisherigen Proben die Moblots heute überhaupt nicht anwendete, weil er ihnen nicht trauen könne! So beraubte er sich der Hälfte seiner Übermacht! Daß er sich nachher „Sieger" bei Bapaume nannte, stellt seinen brennenden Ehrgeiz dem Goebens ebenbürtig zur Seite. Dieser äußerte sich in Privatbriefen gradeso geringschätzig und hochfahrend über seinen Gegner wie über den Kollegen Manteuffel, und schnelleren Blick als der so fälschlich hinaufgelobte unfähige Faidherbe besaß er sicher. Letzterer bewies etwas Talent durch plötzlichen Vorstoß über St. Quentin, verspätete sich aber durch Trägheitssünden und verdarb alles durch schlechte Ausführung. Nun kann von „strategischer" Leistung Goebens für Unbefangene überhaupt nur jetzt bei seiner raschen Schlachtkonzentration die Rede sein; die „taktische" Leitung aber gibt zu schweren Bedenken Anlaß. Die Übermacht war auf seiner Seite, fast doppelt an Geschütz, achtfach an Reiterei; denn wenn die feindliche Infanterie numerisch stärker war, so darf man 10000 Nationalgarden von schlechtester Beschaffenheit und Bewaffnung nicht als vollgültig rechnen. Freilich gewannen selbst sie durch die einzige wahre Kriegsschule, den Krieg, eine gewisse Haltung. Einige Teile Robins schlugen sich bei Fayot ganz leidlich. Die Nationalgardenbatterien der Bürgerwehr von Arras und Lille verdienen hohes Lob, Bataillone Dünkirchen und Ardennen der Brigade Isnard hielten sich wacker. Am Abend zeigte die ganz neue Brigade Pauly, noch nie bisher im Feuer, eine auch deutscherseits anerkannte Marschfähigkeit und Kampflust.*) Immerhin hielt dies starke Drittel des Fußvolks — deutsche Historien verwechseln wieder mal Effektiv- und Gefechtsstärke, wenn sie von 40—45000 Streitern Faidherbes fabeln, der sicher nicht mehr als 35000 Gewehre und Säbel (Maximum) hatte — keinen Vergleich aus mit den andern Marsch- und Moblotbataillonen, geschweige denn mit ihren sieggehärteten, veteranenhaften Gegnern.

*) Marschierte am 14./15. Januar 55 km, bei solcher Witterung und so schlechtem Boden eine erstaunliche Arbeit für Landstürmer.

Die Prüfungspflicht des Aufsichtsrats.

Von **Ernst Heinemann** (Berlin).

I.

Zu den charakteristischen Erscheinungen unsres heutigen Wirtschaftslebens gehört unstreitig die gewaltige Ausdehnung, die die Kapitalsassoziation in der Form von Aktiengesellschaften genommen hat. Obwohl diese Form gerade in der neueren Zeit eine starke Konkurrentin an den Gesellschaften mit beschränkter Haftung gefunden hat, die wie die Pilze aus der Erde schießen und die ihr Existenzrecht erst noch in einer niedergehenden Konjunkturperiode zu erweisen haben werden, und obwohl die Syndikate und Trusts sich noch als eine gewaltige Verstärkung des aktiengesellschaftlichen Prinzips darstellen, so haben sich die Aktiengesellschaften in den letzten Jahrzehnten doch unaufhörlich vermehrt und stellen in unsrer Zeit eine wirtschaftliche Macht ersten Ranges dar. Nach den Mitteilungen des Kaiserlich statistischen Amtes bestanden am 31. Dezember 1909 im Deutschen Reiche:

		Zahl	Nominalkapital Mill. Mk.
Aktiengesellschaften		5256	15 141,1
do.	in Liquid.	302	366,1
do.	in Konkurs	73	49,9

Für Preußen hatte der im Zusammenhang mit der Finanzreform vorgelegte preußische Gesetzentwurf zur Besteuerung der Aktiengesellschaften eine Tabelle veröffentlicht, die die Entwicklung der Aktiengesellschaften in Preußen veranschaulichte. Danach betrug für die preußischen Aktiengesellschaften und Kommanditgesellschaften auf Aktien:

	das Aktienkapital Mill. Mk.	die Überschüsse Mill. Mk.	der Prozentsatz der Überschüsse zum Aktienkapital
1893	3498	394	11,27
1894	3275	360	11,—
1895	3626	351	9,68

Digitized by Google

	das Aktienkapital Mill. Mk.	die Überschüsse Mill. Mk.	der Prozentsatz der Überschüsse zum Aktienkapital
1896	3932	362	9,22
1897	3973	418	10,51
1898	4423	497	11,24
1899	4910	586	11,94
1900	5783	689	11,91
1901	6342	782	12,32
1902	6600	809	12,26
1903	6392	671	10,49
1904	6248	668	10,69
1905	6500	677	10,42
1906	7175	757	10,54
1907	7881	839	10,64

In dem Zeitraume 1893 bis 1907 hat sich mithin das Kapital der preußischen Aktiengesellschaften mehr als verdoppelt und dementsprechend sind auch die Überschüsse gewachsen.

Die vorstehenden Ziffern kennzeichnen die Bedeutung der Aktiengesellschaften für das gesamte Wirtschaftsleben und sie rechtfertigen die Forderungen einer gesunden Entwicklung der Aktiengesellschaften um so mehr, als die Aktien vermöge ihrer leichten Übertragbarkeit und durch das Mittel der Börse sehr rasch in die Kreise der kleinen und kleinsten Kapitalisten gelangen können. Schon diese Sachlage erklärt zur Genüge das Aufsehen, das die in gewissen Zwischenräumen eintretenden Zusammenbrüche von Aktiengesellschaften hervorrufen, wie es vor nicht allzulanger Zeit erst bei der Niederdeutschen Bank der Fall gewesen ist. Die Umstände, unter denen diese letztgenannte Bankkatastrophe vor sich ging, entsprachen in jedem Betracht der üblichen Schablone und waren insbesondere dem Leipziger Bankkrach zu Anfang dieses Jahrhunderts mit photographischer Treue nachgebildet. Die Sache fing mit unbestimmten Gerüchten an, wonach Schwierigkeiten in dem Institute eingetreten seien, darauf erfolgte das mit dem Brusttone der Entrüstung diesen Gerüchten von der Verwaltung entgegengestellte Dementi, darauf die Untersuchung des Falles durch eine Treuhandgesellschaft, die die anfänglichen Gerüchte vollkommen bestätigte und die von diesen Vorgängen, man möchte beinahe sagen, untrennbare Erscheinung sichtbar machte, daß die Bücher der Gesellschaft nicht in Ordnung waren, und der Aufsichtsrat zum so und so vielten Male vollkommen versagt hatte. Es war daher klar, daß gerade nach dieser Richtung: in betreff einer Reorganisation des Aufsichtsrates lebhafte Wünsche geltend gemacht wurden, da man in der unzureichenden Beaufsichtigung der Aktiengesellschaften das eigentliche Übel dieser Vorkommnisse erblicken zu müssen glaubte.

Um sich darüber klar zu werden, inwieweit die Forderungen einer Veränderung der bestehenden Verhältnisse gerechtfertigt erscheinen, wird man die bestehenden Verhältnisse selbst ins Auge zu fassen haben. Die Prüfungspflichten des Aufsichtsrates regelt der § 246 des Handelsgesetzbuches. Darnach hat der Aufsichtsrat die Geschäftsführung der Gesellschaft in allen Zweigen der Verwaltung zu überwachen und sich zu dem Zwecke von dem Gange der Angelegenheiten der Gesellschaft zu unterrichten. Er kann jederzeit über diese Angelegenheiten Berichterstattung von dem Vorstande verlangen und selbst oder durch einzelne von ihm zu bestimmende Mitglieder die Bücher und Schriften einsehen, sowie den Bestand der Gesellschaftskasse und die Bestände an Waren und Wertpapieren untersuchen. Er hat die Jahresrechnungen, die Bilanzen und die Vorschläge der Gewinnverteilung zu prüfen und darüber der Generalversammlung Bericht zu erstatten. In dieser Verpflichtung enthält der erste und dritte Satz eine Verpflichtung, der mittlere Satz ein Recht des Aufsichtsrates. Er hat nach dieser Bestimmung die Verpflichtung, die Geschäfte der Gesellschaft zu überwachen und sich von dem Gange der Angelegenheiten der Gesellschaft zu unterrichten, und ebenso die Verpflichtung, die Jahresrechnungen und die Bilanzen zu prüfen, und hat das Recht, jederzeit selbst oder durch von ihm zu bestimmende Mitglieder die Bücher und Schriften der Gesellschaft einzusehen usw. Aus diesem Rechte nun ist wiederholt der Schluß gezogen worden, daß die Revision mehr oder weniger in das Ermessen des Aufsichtsrats gestellt sei. Allein dieses Recht ist dem Aufsichtsrate lediglich eingeräumt worden, um ihm die Erfüllung seiner Verpflichtungen überhaupt zu ermöglichen. Denn wie sollte der Aufsichtsrat seiner Verpflichtung, die Bilanz zu prüfen usw., überhaupt nachkommen, ohne von den Rechten, die ihm in dieser Bestimmung verliehen werden, den unbeschränktesten Gebrauch zu machen? Es lassen sich somit aus diesem Satze auf keinen Fall diskretionäre Befugnisse des Aufsichtsrates herleiten, vielmehr besteht die Verpflichtung, die Jahresrechnung und Bilanz zu prüfen, ohne jede Einschränkung. Nun ist aber eine Prüfung der Bilanz nur durch Prüfung aller Einzelheiten, die zu der Bilanz geführt haben, möglich. Eine Prüfung, die sich mit Stichproben behilft, kann unmöglich auf den Namen einer Prüfung Anspruch erheben, weil sie nur auf gewisse Teile, auf gewisse Einzelheiten der Bilanz sich erstreckt, und weil eben eine nur teilweise vorgenommene Prüfung keine Prüfung genannt werden kann. An dieser Tatsache kann auch der Einwand nichts ändern, daß eine in alle Einzelheiten eindringende Bilanz die Kräfte der Revisoren übersteige. Eine Bilanzprüfung mit Hilfe von Stichproben ist eine reine Zufallsprüfung und daher mit der gesetzlichen Bestimmung schlechterdings nicht in Einklang zu bringen. Vollkommen sinnlos wird daher bei einer solchen Prüfung die von einigen Seiten gleichzeitig gestellte Forderung, daß der Aufsichtsrat die Sorg-

Digitized by Google

falt eines ordentlichen Geschäftsmannes nach § 249 des HGB. anzuwenden habe. Es ist ein vollkommener Widersinn, von dem Aufsichtsrate die Sorgfalt eines ordentlichen Geschäftsmannes zu fordern und ihn gleichzeitig von der Verpflichtung zur Prüfung aller Details zu entbinden. „Wie sich der Aufsichtsrat", so schrieb ein größeres Blatt, das gleichfalls die Notwendigkeit detaillierter Prüfung verneinen zu können glaubte, in einer Erörterung, „mit dieser Verantwortung abfindet, ist seine Sache". Allerdings! Wenn der Aufsichtsrat den wohlgemeinten Ratschlägen der Blätter, die Prüfung aller Bilanzdetails zu unterlassen, befolgen sollte, und er fällt damit gründlich herein, so ist das in der Tat — „seine Sache", und nicht die Sache der Zeitungen, die ihm diesen Rat gegeben haben! Für jeden Einsichtigen besteht kein Zweifel, daß der Schwerpunkt dieser Frage in dem Umfange der Prüfung selbst liegt, weil hiervon allein auch die Verantwortlichkeit des Aufsichtsorgans — mögen dies nun Aufsichtsräte oder besondere Revisoren sein —, abhängig gemacht werden kann. Wer die Pflicht des Aufsichtsrats zur Prüfung aller Einzelheiten, auf denen die Jahresrechnung und die Bilanz beruht, verneint, wird demgemäß auch keine Verantwortlichkeit des Aufsichtsrats für solche Nachteile festsetzen können, die nur durch eine in alle Einzelheiten der Bilanz sich erstreckende Prüfung vermieden werden können. Wie eng oder wie weit auch die Grenzen der Prüfungspflicht gezogen werden mögen: immer wird auch die zivil- und strafrechtliche Verantwortlichkeit der Aufsichtsorgane nur innerhalb der Grenzen der ihnen seitens der Gesetzgebung auferlegten Prüfungspflichten selber gehalten werden können. Der Grund aber, warum jene Blätter, die den Aufsichtsorganen den Rat erteilten, sich die Bilanzrevisionen so bequem wie möglich zu machen, ihnen gleichwohl die Anwendung der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes nahelegten, ist klar: Sie wollen sich den Rücken decken für den Fall, daß wieder einmal „etwas passieren" sollte. Daß aber diese Art von Rückendeckung bei der Verneinung einer in alle Details eindringenden Prüfungspflicht vollkommen sinnlos ist, „das fällt den Toren niemals ein. ."

Wustmann.

Von Dr. Ernst Friedegg (Berlin).

Gustav Freytag hatte mit seinen Romanen einen so glänzenden materiellen Erfolg, daß er sich ein sehr feines Schloß als Wohnsitz zulegen konnte. Er fühlte sich dort außerordentlich wohl und meinte, die ganze Welt seinem Genie untertänig gemacht zu haben. Eines Tages lernte er die bitterste Enttäuschung dieses Glaubens kennen. Er hatte einen kleinen Spaziergang gemacht, hatte sich dabei verirrt und geriet schließlich in ein Dorf, eine Wegstunde von seinem Herrensitz entfernt. Er trat in die Gemeindewirtsstube und aß und trank, was ihm schmeckte. Der Dorfschulze, der Bürgermeister und der Lehrer waren anwesend. Als Freytag zahlen sollte, machte er die unangenehme Entdeckung, daß er kein Geld zu sich gesteckt hatte. trat aber, im Bewußtsein seines Namens, ohne Angst, für einen Zechpreller gehalten zu werden, an den Wirt heran und stellte sich als Gustav Freytag vor, den Dichter der verlorenen Handschrift, die damals in der Tat mindestens die halbe Welt gelesen hatte. Auf den Wirt machte der Name ebenso wenig Eindruck wie auf den Bürgermeister, den Dorfschulzen und den Lehrer. Aber der Wirt fühlte immerhin ein menschliches Rühren. Er sah ein, daß er einen feinen Herrn vor sich hatte, und ließ ihn ungeschoren ziehen. Freytag durfte darüber froh sein, so billigen Kaufes davon zu kommen — der Wirt hätte den Unbekannten ja auch dem Dorfschulzen oder Bürgermeister zur weitern Amtshandlung überweisen können — aber der Dichter hat erwiesenermaßen über die Szene bittere Tränen vergossen, und als er sich beruhigt hatte, merkte er, wie groß die kleine Welt und wie klein der größte Dichterruhm ist.

So ähnlich ist es Gustav Wustmann ergangen, der in diesen Tagen siebenundsechzigjährig in Leipzig gestorben ist. Er hat in den neunziger Jahren eine Kritik der deutschen Sprache von heute geschrieben, die ein für ein Sprachbuch beispielloses Aufsehn erregt hat, und nun, etwa fünfzehn Jahre nach dem Lärm, den das Buch „Allerhand Sprachdummheiten" gemacht hat, wurden dem toten Verfasser von den Zeitungen etwa zehn Zeilen übers Grab nachgerufen. „Allerhand Sprachdummheiten" sind eine Grammatik des Häßlichen, des Zweifelhaften und des Falschen, und die Titelworte sind vielleicht ein Jahrzehnt lang geflügelt gewesen.

Wustmann hatte in der Sprachkritik nur wenige tüchtige Vorgänger. Unter Schopenhauers nachgelassenen Schriften fanden sich etwa fünfzig Seiten höhnender Scheltworte über die verrotteten deutschen Sprachzustände der fünfziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts, und Ludwig Börne hat vor Schopenhauer ein paar witzige Essais über das nachklassische Deutsch geschrieben, die er selbstzufrieden mit dem Satz schloß: Man kann annehmen, daß heute jeder Schriftsteller grammatisch richtig zu schreiben weiß. Wustmann ging über Börne und Schopenhauer weit hinaus. Er war in allen Einzelheiten schärfer und kam zu einem Gesamturteil, das dem Börnes entgegengesetzt war: Man könne annehmen, daß kein deutscher Schriftsteller richtig deutsch schreiben kann. Wustmann stellte in der Einleitung zu allerhand Sprachdummheiten fest: „Ein sprachkundiger und sprach-

Digitized by Google

fühlender Mann kann heute getrost eine Wette eingehn: man nehme aus dem Schaufenster einer Buchhandlung blindlings ein neu erschienenes, in deutscher Sprache geschriebenes Buch, gleichviel welchen Inhalts, gleichviel von wem verfaßt, von einem Universitätslehrer, einem Schulmann, einem Beamten, einem Baumeister, einem Musiker, einem Techniker, einem Fabrikanten, einem unsrer „führenden" Schriftsteller, einem Blaustrumpf, man schlage es auf, wo man will, und setze den Finger hinein: in einem Umkreise von fünf Zentimetern Durchmesser um die Fingerspitze soll ein grober grammatischer Fehler zu finden sein, die Geschmacklosigkeiten ganz ungerechnet, — soweit sind wir jetzt." Wustmann hat ein paar vortreffliche Nachfolger gefunden: Schröder, der eine Sammlung seiner Feuilletons herausgab, und vor allen Wustmanns Verleger, Grunow, der die Lehren seines Autors in einem erfolgreichen alphabetisch geordneten Lexikon unterbrachte. Ich selbst habe etwa vor sechs Jahren die alten und die jungen Schriftsteller in einem nicht gerade glänzenden Bande „Deutsche Sprachsünder" bei Siegfried Cronbach (Berlin) auf ihre grammatischen Kenntnisse abgeklopft, und wenn ich mit meinem schwachen Opus in den allermeisten Stücken auch nicht mehr einverstanden bin, so halte ich doch die Schlußfolgerung aufrecht, daß auch heute, nach Wustmanns Tode, die deutschen Schriftsteller wohl hier und da schreiben, aber nicht deutsch schreiben können.

Auf die Schriftsteller hat Wustmann so wenig gewirkt wie auf die Kaufleute oder die Juristen. Im deutschen Kaufmannsleben hat sich ein Jargon gebildet, der ein unglaubliches Gemisch aus Französisch, Italienisch und — Chinesisch ist. An den neuen deutschen Gesetzbüchern mögen Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins mitgearbeitet haben — das Unglück ist nur, daß es die meisten Genossen dieser Sprachgemeinschaft über eine höchst lederne Sprachweisheit hinaus nicht bringen — aber in ihren Urteilen und ihren Schriftsätzen haben sich unsre Richter und Rechtsanwälte vom sprachreinigenden Streben Wustmanns und seiner Jünger mindestens ebenso rein zu erhalten verstanden, wie die Schriftsteller selbst.

Dennoch hat Wustmann nicht umsonst gelebt, hat nicht wirkungslos sein caveant consules hergesagt. Sein Wirken hat die unerträglichen deutschen Sprachzustände gebessert, und er ist sicher nicht im trostlosen Glauben Voltaires gestorben, der an seinem Lebensabend pessimistisch äußerte: Nous laisserons ce monde — ci aussi méchant que nous l'avons trouvé en y arrivant. Wenn Wustmann auch den Schaffenden, die ihn bequem als Schulmeister abtun, nicht geholfen hat, den Genießenden hat er genützt, und die Leser mögen sich bei den sprachlichen Genüssen, die ihnen in Büchern, Zeitschriften und Zeitungen geboten werden, nicht selten verständnisvoll die Nase zuhalten ob der entsetzlichen Düfte, die sich aus dem neuen Schrifttum erheben, als fegte man den Mist aus sechsunddreißig Gruben! Und auch die Schulmänner, Beamten, Baumeister, Techniker, vielleicht sogar die Universitätslehrer schreiben und sprechen heute besser — nach Wustmanns Ideal ist schreiben und sprechen dasselbe, und ein guter Schriftsteller schreibt so, wie er spricht, wenn er gut spricht.

Auf die zünftigen Sprachgelehrten hat Wustmann niemals Eindruck gemacht. Für ihren Geschmack hat er übertrieben, und zu übertreiben, ist nicht die Art der Wissenschaft. Die wahre Wissenschaft kritisiert nämlich nicht — Gott seis geklagt —, sie urteilt nicht, sie stellt fest. Sie ist objektiv, und Objektivität war nicht Wustmanns Art. Er tobte gegen die verrotteten Sprachzustände, weil er sie haßte, weil er in die deutsche Sprache verliebt war, und er war so ungerecht, wie nur Haß und Liebe einen machen können. Er hat — Gott seis gedankt — stark übertrieben, und in seiner Unbedingtheit, in seinem Subjektivismus, in seinen Extremen liegt das Geheimnis seines Erfolgs, der groß und nachhaltig war.

Journalismus und Weltanschauung.

Von **Rudolf Kurtz** (Nieder-Schönhausen).

Die Presse hat zu dem Bestand menschlicher Typen einen neuen hinzugebildet: den Journalisten. Durch Anpassung an sein Außerungsmittel hat sich aus dem Allgemein-Literarischen ein Temperament herausgestellt, dem ein bestimmter Inhalt und Umfang zuzumessen ist. Um uns in keine Trübungen unsres Themas einzulassen, erklären wir von vornherein, daß der Journalist deutlich geschieden ist von dem Reporter, der sich durch unpersönliche Wiedergabe des Tatsächlichen bestimmt.

Es ist vielmehr die Aufgabe des Journalisten, in dem ihm gelieferten Material sich, seine Persönlichkeit darzustellen. Er photographiert ein Ereignis nicht, sondern objektiviert in ihm seine Stellung zu den Dingen. Was ihn von andern Formen literarischer Begabung, die gleichfalls durch dieses Verhalten zum Stoff charakterisiert werden, trennt, ist die „Flüchtigkeit", die „Aktualität", das „Ephemere", das auch als Absicht seiner Leistung innezuwohnen scheint. Gewiß ist dieses ein in der Natur seines Temperamentes begründeter und entscheidender Faktor — und er ist gegeben durch die Sonderart seines Berufs, durch das Prinzip der Arbeitsteilung. Der Journalist führt das Ereignis nicht über sich hinaus bis in die letzten Wurzeln menschlichen Fühlens und Denkens — das ist Sache des Dichters oder des Philosophen —, sondern er wendet seine Erfahrungen an. Er ist bewußt der Mann der

Digitized by Google

Praxis, der Urteile, die andre aus ihrer Notwendigkeit abgeleitet haben, in Umlauf setzt.

Die Institution der Presse als Vertretung bestimmter Klasseninteressen hat es mit sich gebracht, daß seine Stellung zur Welt durch einen Interessenkomplex bestimmt wird, dem er — als einem Dogma — sich unterzuordnen hat. Wir beziehen hierin selbst diesen Fall, daß Parteiprogramm und Persönlichkeit sich vollkommen deckt: sie ist solange Dogma für ihn, als es nicht nur ein dunkles Gefühl formuliert, sondern seiner selbständigen Prüfung der Werte entspricht. Im allgemeinen sind dem Journalisten als objektive Werte Parteiprogramm oder gar ein dunkles Gefühl vom Seinsollen gegeben, das natürlich nur eine relative und bestenfalls propagandistische Bedeutung haben kann. Aber er beruhigt sich dabei und sucht seine Aufgabe in der Betätigung seiner literarischen Fähigkeiten, in der Darstellung eines Objekts, das sich zu einem Spiegelbild seiner Persönlichkeit formt. Je sicherer in ihm das Gefühl von der Überkommenheit seines Urteils ist, um so stärker wird er sich, seinen Geist in der Darstellung betonen: sein Wert wächst mit der Fähigkeit, die verworrenen Komplexe der Wirklichkeit durchsichtig, verständlich zu machen: sein Mittel ist die psychologische Analyse. Innerhalb des von uns umgrenzten Kreises bestimmt sich die Qualität des Journalisten einzig durch seine psychologische Empfindlichkeit; die Möglichkeit des vollendeten Ausdrucks immer vorausgesetzt.

Damit aber ist die Absicht des Journalismus nur zum Teil erreicht. Nur ein Teil der geistigen Welt des Menschen ist in dieser Leistung fruchtbar geworden: dumpf und bewußtlos bleibt das, was dem Kritiker das Bedeutsamste scheint: die moralische Welt. Der Journalist hat sich darzustellen: das bedeutet, er hat Urteile zu fällen, Urteile über Werte, die als ihren Rechtsgrund die sittliche Welt erfordern. Dazu bedarf es einer Einkehr in das Soll unseres Lebens, in die Bedingungen unseres Seins, die als objektiven und absoluten Wert das sittliche Ideal produzieren. Der Journalist, der sein dunkles Gefühl vom Sein-Sollen zu dieser klaren Einsicht des Ideals geläutert hat, bildet unsers Bedünkens den vollkommensten Ausdruck seines Typus. Der Kreis, innerhalb dessen er die Bewegung der Dinge sieht, ist über die tägliche Realität hinaus das Ideal der Menschheit, dessen Ausdruck im sozialen Leben Kultur genannt ist. Vorausgesetzt ist immer die Fähigkeit, seinem Denken und Fühlen absoluten Ausdruck zu geben. Der Journalist ist in gleichem Maße sittliche wie ästhetische Persönlichkeit.

Dieser Typus hat seine Geschichte. Er ist häufiger, als man zu glauben geneigt ist. Der Tendenz nach schweißt er die große Kette zusammen, die den Propheten mit dem Propagandisten der Tat verbindet. Diesen Typus der Journalisten in seiner praktischen Tätigkeit zu verfolgen, ist die Absicht des folgenden Versuchs. Und zwar an einem Beispiel, das die Entwicklung langsam in den Vordergrund getrieben hat: an Karl Kraus, dem Herausgeber der Fackel. Wir bemerken, daß uns an ihm — unter Vorbehalt geringer Abweichungen — nur das Typische beschäftigt: für das Persönliche verweisen wir auf die unten benannte Schrift.*)

Er ist ein Beispiel jener Journalisten, die durch die Stärke und den Ernst ihrer Persönlichkeit aus ihrem meist gesichtlosen Handwerk etwas Bestimmtes, Beziffertes gemacht haben. Und sein Weg ist ebenfalls beispielhaft für das Werden dieses Typus. Er begann mit der Zergliederung der Erscheinungen, der Geschehnisse, und sein sicherer von Nebenwünschen nicht abgelenkter Instinkt fand in dem Einzelnen bald die Bestätigungen für die allgemeinen Sätze, die mehr oder weniger dunkel im Bewußtsein des ethischen Menschen ruhen. So gelangte er zur Erkenntnis von Prinzipien, die fruchtbar genug waren, sein Weltbild zu regulieren.

Dem Kritiker menschlicher Handlungen mußte es vor allem darum zu tun sein, den gleichsam physiologischen Anteil der menschlichen Typen zu bestimmen. Das Entscheidende fand er hier in dem Geschlechtscharakter, und seine Psychologie der Geschlechter nimmt einen großen Teil seiner Arbeit ein. Vor allem aber mußte ihn die Stellung des Einzelnen zur Gemeinschaft interessieren: und als Brennpunkt seiner kritischen Tätigkeit ergibt sich für ihn das Verhältnis von Staat und Kultur; der Staat gedacht als die Gemeinschaft, in der dem Einzelnen seine Freiheit gleichsam garantiert wird und Kultur als das Maß, in dem jeweilig diese Garantie erfüllt wird. Die Tatsache, daß das zeitgenössische Leben in so beschämend geringem Maße der Idee der Kultur entspricht, stellt den Tonfall Karl Kraus' ein, legitimiert die Schärfe und Stärke seiner Worte als Ausdruck eines sittlichen Empfindens.

Die zeitgenössische Kultur gleicht einer Maschine, die ihre Arbeitsleistung für sich aufzehrt, um in Betrieb zu bleiben. Sie verschlingt die ihr gelieferten Kräfte, um ihre Konventionen zu erhalten. Und genau dieses ist das Objekt der Kritik Karl Kraus'. Die Konvention: als das Gesetz, unter dem Kultur sich allein auszuwirken vermag; das Schema, in dem die Welt der Erscheinungen geordnet, in dem das Leben des Einzelnen eingestellt werden muß. Und im praktischen Dasein des Staats entspricht der Konvention der Funktionär, der gleich ihr zum Leben beziehungslos ist und nur für die Existenz des Systems arbeitet, in dem er ein Glied ist. Die Konvention verwirklicht sich im Amt, im Beamten.

In dieser praktischen Form wird das Objekt sichtbarer, greifbarer. Hinter aller journalistischen

*) Robert Scheu: Karl Kraus, Wien 1909.

Digitized by Google

Tätigkeit steht dieses Gefühl: das Amt und der Inhalt, den es als bureaukratische Institution hat und den es dem Sinne des Staats gemäß haben sollte. Karl Kraus' hat den Teil seiner Arbeit, der dieses Problem am innigsten und schneidendsten berührt, in seinem Buche „Kriminalität und Sittlichkeit" gesammelt.*) An der Funktion des Richters, als der eingreifendsten und volkstümlichsten Beamtung, wird das Problem aufgezeigt. Es ist aber nie vergessen, daß das Amt als Kategorie den Diplomaten mit dem Amtsdiener verbindet. Statt daß das Amt das Menschliche vertritt, repräsentiert es die Konvention. Statt daß es das Menschliche mit Macht bekleidet, übt es in dieser depravierten Kultur das Umgekehrte aus: es drängt alles Menschliche gewaltsam aus dem Beamten heraus und erfüllt ihn ganz mit dem Bewußtsein seiner Würde. Die Folgeerscheinungen, der provinzielle Nachtwächterdünkel, sind seit zwei Jahrhunderten — bei steigender Gefährlichkeit — eine Angelegenheit der Witzblätter. Und dieser Verknöcherung und Leerheit der Funktionäre entspricht die Anwendung ihrer „Befugnisse", die Anwendung des Gesetzes. Das Gesetz ist die paragraphierte Sicherstellung der Freiheit des Einzelnen. Vor ihm steht aber nie eine Sache, sondern ein individueller, sich nie wiederholender, durchaus einmaliger Fall. Die Praxis der heutigen Kulturvertreter schaltet diesen individuellen Faktor sofort aus und läßt den Fall erstarren, wie es den Rechtsbegriff erstarren läßt: sie bemüht sich den Fall zu schematisieren und als einfache Gleichung abzutun was nur als Resultat einer schwierigen Reihe Wert erhält.

Dieses schematisierende Amtsbewußtsein schiebt sich zwischen der Ethik, als Rechtsgrund der Gesetze und dem Gesetz: es gibt von sich aus, von seiner konventionellen Haltung den entscheidenden Begriffen Inhalt. So existiert eine offizielle Sittlichkeit, die niemals menschliche Handlungen regulieren kann. Ihre ethische Berechtigung formuliert Kraus in diesem bösen Satze: „Sittlichkeit ist das, was das Schamgefühl des Kulturmenschen gröblich verletzt." Hier setzt die Kritik der ethischen Werte ein, die ihren Sinn nur von der Konvention erhalten und in dem Augenblick, wo sie frei nur auf ihre Bedeutung für die menschliche Gemeinschaft geprüft werden, sich als inhaltsleere, sinnlose Produkte der menschlichen Entwicklungsträgheit entlarven. Diese Erscheinungen schalten sich als die peinlichsten Hemmungen in unser Dasein ein: sie sind es, die ihren beschämendsten, selbstbewußtesten und aufreizendsten Ausdruck in dem Wort von den „Politisch Unreifen" gefunden haben, wo die politische Reife als Funktion der Begüterung aufgefaßt wird. Es ist die gleiche Starrheit, die die klinischen Begriffe jeder Beweglichkeit beraubt, so daß Vernunft und Irrsinn (auf ihren sozialen Wert geprüft) eigentlich von der guten Laune des Psychiaters abhängig sind. In diesen überall starr und ethisch bedeutungslosen Begriffen verkörpert sich die europäische Heuchelei, als deren Grund nicht unbedingt schlechter Wille und soziale Differenzierung angenommen werden muß, sondern jene Tendenz, die augenblicklich unser geistiges Leben beherrscht: die Tendenz zur Aufklärung, die in jeder Zeit schwacher Instinkte sofort überreif wird und, alles intellektualisierend, jene Quellen ausschaltet, die gleichsam den Stoff für das menschliche Leben liefern: die Instinkte. Sie auszuschalten, sie als das Überflüssige, dem Gemeinschaftsleben Schädliche zu dokumentieren ist die Moral der Konvention. Die Triebe sollen durch die Vernunft geordnet werden: aber der Begriff von Vernunft, der im europäischen Staatenleben kreist, ist nur darauf bedacht, auszurotten, was seiner leeren Tätigkeit hemmend gegenübertritt.

Und wie das Gesetz der Konvention das Individuum vernichtet, vernichtet es die Würde des Menschen, indem es seine Scham nicht respektiert. Der Mensch hat das Bestreben, sein Recht auf Animalität im Begriff des Privatlebens zu sichern. Das Privatleben ist das unantastbare, durch den Staat zu sichernde Eigentum des Einzelnen: jeder Eingriff bedeutet die Verletzung der Staatsprinzipien an ihrer empfindlichsten, entscheidendsten Stelle. Und wo es einer gewissen Öffentlichkeit zu überliefern ist, muß es mit dem Takt und dem Pflichtgefühl geschehen, mit dem man sich dem kostbarsten Eigentum des Einzelnen zu nähern wagt. In seinem Buch gibt Kraus eine Fülle von Tatsachen, wo der Richter in schamlosester Weise in das Privatleben eingegriffen hat: ohne ein Gefühl dafür, wie er die Menschheit damit entwürdigt. Mit grimmiger Konsequenz kreist Karl Kraus das Privatleben ein: „Das Familienleben ist ein Eingriff in das Privatleben."

Dem Menschen muß seine Würde, seine Freiheit gewährleistet werden: sonst ist der Staat illusorisch und die Maximen, nach denen er geleitet wird, revisionsbedürftig. Die Grenze zwischen dem, was unter Aufsicht des Staates steht, und dem, was Privatsache des Einzelnen bleiben muß, darf nicht verwischt werden, wenn die Menschheit nicht in ein rohes Gemisch ununterschiedener Tierheit zurückfallen soll. Die Formulierung, in der das Problem von Karl Kraus geboten wird, zeigt, wie sehr es Maxime seiner kritischen Tätigkeit geworden ist: „Je kulturvoller ein Staat ist, um so mehr werden sich seine Gesetze der Kontrolle sozialer Güter nähern, um so weiter werden sie sich aber auch von der Kontrolle individuellen Gemütslebens entfernen." Die Persönlichkeit muß im sozialen Leben bewahrt bleiben: und wiederum

*) Ein Teil seiner Aphorismen ist in „Sprüche und Widersprüche" zusammengestellt, eine Auswahl seiner gesellschaftskritischen Essays in der eben erschienenen „Chinesischen Mauer". (Beide bei Albert Langen in München.) Vorher erschien ein Band: „Sittlichkeit und Kriminalität" in Wien.

Digitized by Google

ist es die Konvention, die über sie hinwegsehen und nur sich durchsetzen will. Und Kraus parodiert ihren Standpunkt: „Alles Leben in Staat und Gesellschaft beruht auf der stillschweigenden Voraussetzung, daß der Mensch nicht denkt."

Die Persönlichkeit muß gewahrt bleiben. Sie muß gewahrt bleiben auch in jener Bestimmtheit der organischen Anlage, die zu verwischen der Grundfehler aller schematischen Gesetzanwendung ist. Die Natur selbst hat eine Zweiteilung der Menschheit vorgenommen, und es ist der nächste Gedanke, ob dieser körperlichen Inkongruenz eine geistige entspricht.

Ein großer Teil der Arbeit Karl Kraus' ist ein Beitrag zur Lösung dieser Frage. Bei jedem Ereignis, das er seiner Betrachtung unterzog, stellte er sich diese Grundfrage: ob der Tatbestand durch den Geschlechtscharakter nicht eine entscheidende Aufklärung erhält. Allmählich gelangte er zu einer Psychologie der Geschlechter, die — ohne an sich neu oder nur unerwartet zu sein, — die letzte Nuance zur Charakteristik dieses Typus beitragen mag.

Die Chiffre des Mannes ist für ihn Denkfähigkeit, die des Weibes dumpfes aktives Triebleben. „Ein Weib, dessen Sinnlichkeit nie aussetzt, und ein Mann, dem ununterbrochen Gedanken kommen: zwei Ideale, die der Menschheit krankhaft erscheinen." Jedes Geschlecht ist somit innerhalb eines bestimmten Wirkungskreises am fruchtbarsten: es muß ihm nach Maßgabe seiner Kräfte ein bestimmter Raum im Staatsleben abgegrenzt werden. Diese Erkenntnis geht in seine Kulturkritik ein, indem er dem Verhältnis von Mann und Weib eine erkenntnistheorethische Basis unterzubauen sucht. Was die Konvention an der Frau verurteilt, erweist sich dem Kritiker vielleicht als ihre bedeutsamste Arbeitsleistung. Seine Sexualpsychologie entspricht ungefähr der Anschauung, die jeder kulturbewußte Mensch von dem Geschlechtscharakter haben muß. Die Frau als Gefäß der Triebe, des Instinkts — die stets sich erneuernde Kraftquelle für den Mann; der Mann der Verarbeitende, Rationalisierende, der diese Inhalte durch die Sexualität geliefert erhält. Natürlich endet er in eine Künstlerpsychologie, die zutiefst die Teile seiner Arbeit zu einer Einheit verbindet. Der Künstler ist ganz eigentlich der Mann, den die Frau befruchtet und in dem Rhythmus der Gesichte stellt, aus dem seine Gedanklichkeit schwelgerisch sich entzaubert. Es ist klar, daß Mann-Weib nur zwei Kräfte bedeuten, die sich traditionell auf die Formen der Geschlechter verteilen. Wie das Weib nichts mehr bedeutet als der Quell der Visionen, Gäa die schöpferische Mutter, so ist der Mann nichts als ein Terminus für den Denker, der die Fülle der Gesichte seiner organisierenden Phantasie unterordnet. Die Kraft Weib ist nichts als das erregte Leben, blind, schöpferisch, gestaltlos, das seine Form erst vom Mann empfängt. Die Frau, ein Geschöpf des Mannes, der Mann ein Schöpfer von Gnaden der Frau. Wo in der praktischen Arbeit Kraus' für Mann und Weib die natürlichen Geschlechter substituiert werden, wird seine Analyse undicht und peinlich hypothetisch.

Der Journalist wächst zum Kritiker der Ereignisse, die dumpf und groß den Einzelnen verschlingen. Und dieses Gefühl gibt seiner Prosa eine Haltung, die über das Ephemere der Objekte hinwegsieht. Kraus bringt zu diesem Amt die große Befähigung mit. Seine Prosa ist von einer eminenten Beweglichkeit, untadelig treffend und witzig: ihr geringer Gehalt an Gegenständlichkeit läßt ihn sich nie in farbigen Eindrücken und ironischen Selbstkritiken verlieren. Immer bleibt er in sachlicher, etwas nüchterner Haltung, und seine phantastischen Abenteuer sind mehr graziös stilisiertes Sprachbarock als der dumpfe Ausbruch einer geängstigten Seele. Sein Geist lebt in einem Meer von Assoziationen: Meinungen verlieren in seiner Prosa ihre Banalität und sinken in einem Tonfall, der ihnen höchste Persönlichkeit verleiht. Ein Chemiker mit eisernen Nerven sublimiert die Ereignisse zu immer stärkeren, giftigeren Essenzen: es gibt Glossen, Vierzig-Zeilen-Arbeiten von Karl Kraus, die in eine unendlich verkürzte Fläche die Bewegung großer Erlebnisse konzentrieren: rapid zugespitzte Worte zerfasern das Objekt und töten es mit einer nachlässigen Geste ab. Das Tempo dieses Schaffens wird durch keine Beziehung zur Außenwelt gelähmt: und die Anschauungsarmut, die seinem ganz intellektuellen Dasein durchaus entspricht, mag ihn wohl hindern, hinter einem Meer aufgewühlter Worte, die überstürzend sich maskieren, die starke Persönlichkeit zu sehen, die raffiniert diese tosenden Wellenlinien arrangiert. Er besitzt einen ausgeprägten Sinn für die mechanische Grenze des Wortes, dem kein gleich entwickelter für die Sichtbarkeit entspricht: nur so vermag sich die Vielzahl von Entstellungen sentenziöser Wendungen zu erklären, die wir a limine abzuweisen wünschen. Aber der sachliche Charakter seiner Leistung vertieft sich durch die Besonnenheit eines Mannes, der wie wenige über seine Absichten orientiert ist. Für ihn bedeuten die Geschehnisse in Wahrheit nur den archimedischen Punkt, an dem sich ein reicher Geist kristallisiert, um das durch tägliche Verletzungen immer inniger berührte Ideal im spröden Material der Torheit und gesellschaftlichen Konventionen zu objektivieren.

Digitized by Google

Zwei Gedichte.

Von Hans Thummerer (Komotau).

Romanze der Sehnsucht.

Es sagten ihm die lebensklugen Greise,
Daß hinter allen Fernen neue stehn
Und jedes Ziel nach neuen Zielen weise;

Und daß an Vielem muß vorübergehn,
Wer fernen Zielen strebend sich verschworen:
An allen Mädchen, die auf irgendwen

An abendlicher Gärten offnen Toren
Warten und Blumen in die Haare mischen,
In ihrer zagen Sehnsucht Traum verloren;

An weißer Kirchen Steinruh hinter Büschen,
An vielbetretner Menschenwege Saum,
An stillen Ruhgelassen, kühlen Nischen . . . .

Er aber hörte ihre Worte kaum;
Am Rand des Fernen seine Blicke hingen,
Die seine Seele überflog im Traum.

Und als die Greise seltsam schweigend gingen,
Verließ er still das schwüle Schlafgemach
Und ritt den vielen fernen Zielen nach; —

Auf allen Wanderwegen lags wie Klingen.

Leben.

Wir sind in den Häusern und auf Wegen
Fast wie Krüge aufgestellt in Reihn
Und es schüttet einer fast wie Wein
Einen Schmerz und eines Glückes Segen
Und ein Traum fällt wie ein warmer Regen
Manchmal eine Stunde lang hinein.

Und wir hegen sorgsam diese Spende,
Die doch nimmer unser eigen ist
Und entfachen uns an ihr wie Brände,
Bis sie wieder sich aus uns ergießt
Und in stetem Gleiten ohne Ende
In ein andres Sein hinüberfließt.

Und wir staunen dann und weinen Tränen,
Weil wie Abendglanz ein Traum entflog,
Über Nacht verdarb ein feurig Sehnen
Und ein sonnenheller Glaube log . . . .
Und wir ruhn erst, wenn ein neues Wähnen
Wie ein Fest in unsre Seele zog. —

Erst, wenn gleich geborstenen Gefäßen
Wir nicht mehr den schwülen Lebenswein
Bergen können, kehrt das wahre Wesen
Und der Sinn des Daseins in uns ein;
Uns war nur zum Eigentum erlesen
Dieses: Harren und Geduldigsein.

Die Schanzenliese.

Eine Novelle von Oskar Wiener (Prag).

I.

Am alten Basar, gleich wenn man vom Obstmarkt in das schmale glasbedachte Gäßchen einbiegt, liegt ein Laden, dessen Türglocke von der ersten Morgenfrühe bis zum sinkenden Abend in steter Bewegung ist. Dienstvermittlungsanstalt brennt es mit roten Lettern in die Augen aller, die hier vorüber müssen, und manchmal wird das Wort zu einem Nein, über den eine Menge Menschen stolpern. Man sieht junge und alte Frauen mit einem verschämten Ausdruck im Gesicht nach dem Basar eilen. Manche kommen wie zufällig vorbei; schlendernd, denken an nichts Arges — plötzlich peitscht die rote Aufschrift die schlummernden Seelen wach. Neue Energien richten sich auf; man zögert, hält den Atem an, kämpft mit sich und seinen Instinkten. Die Augen möchte man schließen, um an den knallroten Lettern vorbeizukommen. Aber das Wort ist mächtiger; wie ein Befehlshaber ist es, der keinen Widerspruch duldet, und die zögernden Frauen beschließen unter dem Zwange der feuerfarbenen Inschrift, in den Laden zu gehen, um nachzuschauen, ob es dort nicht etwas besseres gibt, als es Betty, Mathilde oder Johanna ist.

Manche Frauen freilich haben nie gezögert, ehe sie in den Laden kamen. Sie stürzen hinein wie ein rollendes Rad, fauchen und schnaufen, haben zornige Augen und gebärden sich wie Richter, denen ein Sträfling aus der Haft vorgeführt wird. Frau Strohschneider war solch eine Dame, und sie kam sehr oft in den alten Basar.

„Ich brauche ein neues Dienstmädchen“, pflegte sie mit heller metallharter Stimme zu sagen, „haben sie nichts Passendes? Die letzte mußte ich auf der Stelle fortjagen, es war ein Luder“, und dann mustert Frau Strohschneider mit kalten Augen die Mägde, die hier in stumpfer Gleichmut warten, bis sie irgend wer mag. In Reihen sitzen die Mädchen nebeneinander, flüstern und fragen und lassen sich von erfahrenen Genossinnen Ratschläge geben und haben für die Hausfrauen böse und gehässige Blicke. Manche starren reglos auf den Boden. Hoffnungslosigkeit steht in jedem Antlitz. Tag um Tag kommen sie her und erleben Tag um Tag Enttäuschungen, weil sie alt sind oder unbeholfen. Andre wieder tragen die Verwegenheiten der Abenteuerin zur Schau; ihr freches Lachen übertönt das Geflüster der Schüchternen. Hübsche junge Mädchen sind da, aufgeputzt wie Paradepferde, und sie sitzen frisch und rosig neben den welken Tieren der Arbeit. Verdorbene Stadtpflanzen mit listigen und wissenden Gesichtern, mit grell geputzten Hüten und modischen Frisuren, hocken breit neben

Digitized by Google

den Landmädchen, die sonnverbrannte Gesichter haben und ein buntes Tuch auf dem Kopfe.

Frau Strohschneider wird von der Zubringerin durch die Bankreihen geführt. „Ich möchte es mal mit einem Dorfmädel versuchen", sagt sie und dann fällt ihre Wahl auf ein überlanges, dürftiges Geschöpf, das voll Angst umherblickt und nur zu stottern weiß, wenn es gefragt wird.

„Sie können gleich mitgehen", ordnete Frau Strohschneider an, „wo hast du deinen Koffer, Liese?" Die arme Liese besaß keinen Koffer, ihr ganzer Reichtum war in ein blaukariertes Tuch gebunden und lag hier unter der Bank. Frau Strohschneider sah es nicht gern, wenn eine Magd ohne Koffer angerückt kam, allein sie hatte nun einmal ja gesagt und die Demut und die ungeheuchelte Schüchternheit dieses Mädchens gefielen ihr. So durfte Liese Mahrenholz aus Neuern im Böhmerwalde bei Frau Rechnungsrat Strohschneider eintreten. Es war ihr erster Dienst in der Stadt.

Die lange Liese war hager und dürftig wie eine Latte. Das unschöne, aber gutmütige Gesicht blieb immer halb verhüllt von einem Kopftuch, das sie tief in die Stirne gezogen trug. Das war eine Gewohnheit vom Dorfe her, wo man auf den Feldern im Sonnenbrande steht und die Hände keine Zeit haben, die Augen vor den heißen Strahlen zu schützen. Diese Hände waren bei der Liese groß und rot, echte Bauernhände, denen man ansah, daß sie arbeiten können. Und arbeiten, das kannte Liese. Sie arbeitete mit einer unerschütterlichen Inbrunst, die fast etwas Religiöses hatte. Es war nicht die Religion der Aufgeklärten, sondern die stumpfe, gedankenlose Hingabe einer ererbten Gewohnheit. Liese wußte nichts anzufangen mit sich und ihren roten, plumpen Händen, wenn es keine Arbeit gab. Frau Strohschneider hatte viel davon übrig und ersann immer neue Beschäftigungen für die Magd. Allein Liese wurde nie müde und erkletterte ohne Murren die gehäuften Höhen.

Früh, wenn im Hofe unten in den Stallungen des Droschkenhälters ein verschlafener Hahn krähte, verließ Liese ihr Bett. In den vier Stockwerken des Hauses ruhte noch alles reglos, aber Liese begann schon die Küche zu fegen, scheuerte das Geschirr oder vertrieb sich mit ähnlichen Zerstreuungen die Zeit, bis ihre Herrschaft erwacht war. Bis dahin summte die neue Magd irgend ein Bauernlied vor sich hin, nun füllte die Stimme der Hausfrau alle Räume und Liese lief lautlos und diente. — „Du mußt flinker sein", herrschte Frau Strohschneider die Magd an, „die Arbeit klebt dir an den Fingern." Und die beiden Töchter der Gnädigen rümpften die Nasen und höhnten: „Sie ist eine Landpomeranze, man muß dieses Ding derb anfassen, sonst spürt sie es nicht. Solche Leute haben ein dickes Fell."

Allerdings, Liese mußte ein sehr dickes Fell haben, um die Mühsal und endlose Last ihres Dienstes zu ertragen: Es war ein ewiger, breithin flutender Strom, von stählerner Bläue, der keine grünen Inseln besaß, keine Oasen der Ruhe, wo friedliche Blumen Freude schenken und ein süßer Vogelgesang in den Zweigen ist. Nur Arbeit, immer nur Arbeit, und Liese wußte gar nicht, daß es etwas andres geben könnte in diesem Dasein. — Noch am Abend, wenn die Petroleumlampe rot über dem Herde qualmte, saß Liese auf der Ofenbank und stopfte die Strümpfe des gnädigen Herrn oder tat sonst einen Dienst, den ihr Frau Strohschneider aufgespart hatte. Und wenn die lange Liese als letzte im Hause in ihr Bett stieg, dann war noch irgend eine Arbeit übrig geblieben, die auf den Morgen harrte und dann im Frühdämmer des werdenden Tages bewältigt werden mußte.

Die lange Liese, mit den eckigen und ungefügen Bewegungen, mit dem ewigen Kopftuch über den Augen und dem groben Bauernkittel war keine Augenweide. Es fiel auch nie der begehrliche Blick eines Mannes auf sie; niemand griff nach ihr und zog sie in die finstere Ecke des Hausflurs. Niemand bemächtigte sich ihres mageren Leibes oder machte den Versuch, sie zu erbeuten. So blieb die stille und wortkarge Magd der Arbeit erhalten. Ein hundertarmiger Polyp ist die Arbeit und sie hält einen jeden mit Zähigkeit fest, der keine Sehnsucht kennt und kein Verlangen. Liese wußte nur ihre Hände zu regen, das Herz der armen Liese aber schlief.

Ein Jahr lebte sie als Dienstmädchen bei Frau Strohschneider; es war ein böses und hartes Jahr, allein Liese merkte nichts von seiner Härte, und die bleischweren Tage lasteten nicht allzu sehr auf ihrem Gemüt. Die Frau zankte viel, und es kam auch vor, daß sie nach dem Mädel schlug, wenn jene nicht alles nach Wunsch zu erfüllen vermochte. Kein Feierstündlein gab es für Liese, kein Verplaudern der Abende vor dem Haustor, kein Scherzen mit den Männern aus der Nachbarschaft. Auch keinen Sonntag gab es, denn für diesen König der Woche rüstete man stets kleine Festlichkeiten im Hause der Frau Strohschneider; dann gab es immer viel Gäste in der Wohnung und die Magd hatte mehr zu tun als sonst. „Du kannst in die Kirche gehen", sagte Frau Strohschneider, „nach dem Essen erlaube ich Dir gerne am Sonntag den Gang ins Gotteshaus. Wir sehen es gern, wenn der Dienstbote fromm ist." — Aber Liese war nur einmal in den Dom gegangen. Die grandiose Pracht, die Majestät der Kirche hatte sie verwirrt und geängstigt. Das Jauchzen der Sänger, das Orgelgebrause, die vielen fremden Menschen ringsum trieben ihr die Tränen in die Augen und sie fürchtete sich in der hallenden Finsternis des Domes. Sie hatte in einem hellen Kirchlein beten gelernt, in einer Kapelle, wo es

Digitized by Google

keine gewaltigen Glasfenster voll bunter Farben gab, keine Ölgemälde und Geräte aus purem Golde, die mit Edelsteinen besät sind. Nur Kränze von Papierblumen und gläserne Leuchter kannte sie als Schmuck eines Gotteshauses, und ein paar schüchterne Heiligenfiguren. So blieb die Liese lieber in der Küche und las in ihrem rotgebundenen Gebetbüchlein, das ein schönes Elfenbeinkreuz auf dem Deckel hat und eine goldene Borte als Rahmen. Ein langes und mühseliges Jahr lebte Liese schon unter den unerbittlichen Augen ihrer Herrin, ein Jahr voll häßlicher Tage, die keine Sonne hatten und keine Seligkeiten. Wie das ewiggleiche stumpf umherhallende Stampfen einer Maschine war es, und die junge Magd hatte die Melodie dieser harten Musik in den Ohren und hörte nichts anders mehr. Wie in einer Tretmühle wars, wo man ohne Gedanken und Gefühl und ohne sich vom Flecken zu rühren ins Unendliche schreitet, freudlos und gleichgültig. In stumpfer Starrheit lebt Liese dies böse Jahr, wie an einen schweren Karren geschmiedet, nicht traurig und nicht froh, bis sie die schweren Augenlider aufschlagen lernt, in Staunen und Verwunderung. Die Schläferin wird aus ihrer Dumpfheit gerüttelt durch ein Wort, durch ein kleines, flüchtiges, vielsagendes Lächeln. Das verächtliche Achselzucken eines Dienstmädchens hat sie wachgerufen, und es geschah beim Teppichklopfen, im engen grauen Hofe des Hauses, wo Liese von der fremden Magd erfährt, wie schlecht, wie elend schlecht es um sie bestellt ist. Verlacht wird sie und verhöhnt, weil es ihr noch nie eingefallen ist, Sonntags tanzen zu gehn. Ihre schüchternen Einwendungen, daß es sie nicht freue, ertrinken in den Strömen des Gelächters jener andern, und so erzwingt Liese unter Lärm und Tränen für den nächsten Sonntag einige Freistunden von ihrer Frau und geht mit der neuen Freundin in eine Vorstadtschenke.

Lanx satura aus Bayern.

Motto: „Es haben mitunter die Pfaffen
auch Böses im Sinne".
(Goethe, Reineke Fuchs, 3.)

Seit die bayrische Staatsregierung den glorreichen Priester Bettinger, den ehemaligen Kuppler des zentrum-sozialistischen Wahlbündnisses in Speyer, zum Metropolitanbischof auserkoren hat, regiert im erzbischöflichen Palais, in dessen nächster Nachbarschaft das Kultusministerium residiert, die ecclesia militans. Ein entzückendes Kulturdokument flatterte jüngst aus sämtlichen Bischofssitzen an die Pfarrämter hinaus zur Weitergabe an die getreuen Pfarrkinder, insoweit sie katholische Volksschullehrer heißen. Der oberhirtliche Erlaß, offenbar auf der Bischofskonferenz zu Freising ausgeheckt, vom 11. Dezember 1910 datiert, hat folgenden Wortlaut:

„Im Vollzuge oberhirtlichen Auftrages teile ich Ihnen nachstehenden Erlaß der oberhirtlichen Stelle zur gefl. Kenntnisnahme mit. N. N., Pfarrer.

„Wir haben seit langer Zeit die Bayerische Lehrerzeitung auf ihren kirchlichen Inhalt geprüft und haben zu unserm lebhaften Bedauern gefunden, daß seit mehreren Jahren in einer Reihe von Artikeln Anfeindungen der katholischen Glaubenslehre und der Betätigung kirchlicher Gesinnung vorkamen . . . .

Wir erinnern an jene Artikel, welche sich gegen die kirchliche Hierarchie, die Bischöfe richten . . . .

ferner an jene Artikel, welche Ausfälle gegen die Wissenschaft der religiösen Wahrheiten und den Glauben enthalten . . . .

an die Artikel, welche das Recht auf die Aufsicht des Religionsunterrichts der Kirche bestreiten . . . .

und Bücher empfehlen, die wir vom Standpunkt des Glaubens und der Sitte aus verurteilen müssen.

Nachdem hinsichtlich der Bayerischen Lehrerzeitung für die katholischen Mitglieder des Bayrischen Lehrervereins Abonnementszwang besteht, sehen wir uns veranlaßt, im Namen und Auftrag unseres Hochwürdigsten Herrn Bischofs das ebenso dringende wie ernste Ersuchen an die katholischen Lehrer unsrer Diözese zu stellen, auf die Vorstandschaft des Bayrischen Lehrervereins einwirken zu wollen, daß der Abonnementszwang beseitigt oder wenigstens die Redaktion der Bayerischen Lehrerzeitung aufgefordert werde, aller Angriffe auf Religion und kirchliche Autorität sich zu enthalten.

Wir setzen in die katholischen Lehrer das Vertrauen, daß sie auch in ihrer Fachpresse nichts dulden, was katholische Lehrer verletzen könnte."

Man denke sich, ein gleicher Erlaß würde an die katholischen Mitglieder eines Ärztevereins, eines Verbandes von Naturwissenschaftlern u. dgl. hinausgehen, in deren Verbandsblättern häufig, namentlich in Rezensionen, dogmatische Werke abgelehnt, atheistische oder monistische Werke gutgeheißen, empfohlen werden: ein zwerchfellerschütterndes Gelächter würde ein solches Ansinnen hervorrufen, man sollte den Abonnementszwang beseitigen u. dgl. Den Lehrern wagt man so zu kommen.

Und was wird beanstandet? Die Äußerungen gegen Bischöfe, in denen übrigens nur die Gedanken der Staatsschule vertreten sind, verletzen kein Dogma; die Ausfälle gegen die Theologie als Wissenschaft beziehen sich nur auf die Apologetik, die den Schuldienstexpektanten zum Studium anempfohlen wird; die Auslassungen gegen das Schulaufsichtsrecht entsprechen der Auffassung jedes modernen Lehrers und sind nicht irreligiös; Bücherrezensionen (Pfleiderers: „Christentum und Religion"; Blochs: „Sexualleben"; Förster: „Praktische Fragen des modernen Christentums"; Wahrmund: „Katholische Weltanschauung und freie Wissenschaft") sind subjektive Ansichten der unterzeichneten Besprecher. In all diesen Punkten ist die katholische Lehre nirgends angegriffen. Bleibt nur noch Punkt I: Anfeindungen der katholischen Glaubenslehre. Das eine Krimen ist ein Zitat aus „Konrads Werken", die ein Lehrer auch ohne Lehrerzeitung lesen kann und wird; ein Weihnachtsartikel spricht ferner von „der unvergleichlich schönen Weihnachtslegende" — sicherlich nicht als Angriff aufzufassen —; eine weitere Anmerkung zweifelt daran, daß der Dekalog von Moses gegeben sei, was heutzutage Allgemeinansicht führender Theologen ist, und zu dem exaltierten Ausruf des hl. Ignatius: „Nimm hin, o Herr, und empfange meine ganze Freiheit!" bemerkt die Lehrerzeitung: „Ist das nicht Wahnsinn, was man hier erfleht?" und findet damit die Zustimmung aller nicht hysterischen Männer und Frauen.

Das ist die Summe aller Verbrechen, die sämtliche 6 Bischöfe samt ihren Ordinariaten von 1907 bis Januar 1909 aus der Lehrerzeitung aufstöbern konnten. Und deswegen taut de bruit pour une omelette au lard! Ich gehe jede Wette ein, daß ich in jedem paritätischen Fachblatt die gleichen Todsünden herausfische.

Werden nun die katholischen Lehrer nicht lachen über

Digitized by Google

diese Don Quichotterie? Nein, sie knirschen mit den Zähnen. Die Stadtlehrer natürlich können ruhig das Schreiben brevi manu an das P. T. Pfarramt zurückleiten. Aber die Landlehrer, die zugleich Organisten und Meßner sind! Deren Pfarrer zugleich ihr Vorgesetzter als Lokalschulinspektor ist! Dieser darf es mit dem Ortsgeistlichen nicht verderben, will er nicht in jeder Weise drangsaliert werden. Wie es gemacht wird, davon ein Beispiel aus der Bayerischen Lehrerzeitung:

„In einem Orte des Bezirksamts Hammelburg (Unterfranken) verlangte der katholische Pfarrer von dem 2. Lehrer, daß er von der Empore heruntergehe und zur Beaufsichtigung der Schüler in unmittelbarer Nähe der Kinder Platz nehme — obwohl auch eine Beaufsichtigung von der Empore aus sehr gut möglich ist. Der Lehrer kam dieser Aufforderung selbstverständlich nicht nach. Der Pfarrer beschwerte sich beim Bezirksamt und diese Stelle entschied, daß der Lehrer der Aufforderung des Pfarrers unweigerlich nachzukommen habe, widrigenfalls mit Dienststrafen vorgegangen werden müßte. Am 13. November befand sich nun der Lehrer wieder auf der Empore. Da forderte der Priester den Lehrer bei Beginn seiner Predigt vor versammelter Gemeinde öffentlich auf: „Ich ersuche den Herrn 2. Lehrer, die Aufsicht vorne bei den Kindern zu führen."

Die „Augsburger Postzeitung", die schon am nächsten Tage die inkriminierten Stellen bei der Hand hatte, winkt bereits mit dem Dreschflegel. Falls die katholischen Lehrer sich den liebevollen Mahnungen der kirchlichen Oberbehörden nicht fügten, würde das Volk aufgeklärt werden müssen über die religionsfeindlichen Jugendbildner usw. Die Absicht ist sonnenklar. Zunächst soll der bayr. Lehrerverein, der dem Zentrum noch schwerer im Magen liegt, wie der Eisenbahnerverband, gesprengt werden. Der Lehrer gilt in ihren Kreisen als halbgebildet; eine Vollbildung versagt man ihm aber; er soll gegängelt werden, abseits jeder selbständigen Meinung, neben den geistlichen Mithelfern im politischen Weinberg des Herrn das männliche Landvolk in der Furcht des „Zentrums" aufziehen; die weibliche Jugend ist ohnehin unter den überwuchernden Klosterlehrerinnen in guter Hut. So sind dann die Massen in einem festen Ring zusammengeschweißt; dagegen vermögen die wenigen „Intelligenten" nichts.

In Elsaß-Lothringen machte der Bischof Benzler einen ähnlichen Vorstoß gegen den deutschen Lehrerverein: der Statthalter Zorn v. Bullach wies den Kirchenfürsten in seine Schranken zurück. Rückfällige Optimisten lauern bei uns auf eine ähnliche Tat. „Die Menschen werden verschmachten . . vor Warten der Dinge, die da kommen sollen (Luk. 21, 26). Der Staat kann auch tatsächlich nicht einschreiten. Die Lehrer tun am besten, den Erlaß direkt an das betr. Ordinariat zurückzusenden mit der höflichen Bemerkung, sie seien, Gott sei Lob, dank der intensiven religiösen Unterweisung in der Lage, die Wahrheit vom Irrtum zu unterscheiden und wählten ihre Lektüre nach eigenem Ermessen.

Neugierig darf man nur sein, was die hochwürdigen Herren später zu tun gedenken. Vor Montgelas war der Besuch von Predigt, Amt und Vesper Bürgern und Beamten „mit Weib und Kind" befohlen und deren fünfmalige Versäumnis mit Dienstentlassung geahndet. Versäumnis von Beichten wurde mit Geld, Haft und schließlich Landesverweisung bestraft; 1788 wurde der Hofkämmerer, Bücherzensor und Fiskalrat v. Hillesheim „wegen Religionsvergehungen" zu ewigem Arrest verurteilt; erst Maximilian Joseph befreite ihn 1799. „Seine kurfürstliche Durchlaucht", lautet ein Dekret dieses freisinnigen Herrschers (1804), „betrachte die Schulen nicht als religiöse Institute und werde sie auch nicht als solche behandeln lassen. Hiernach werden Höchstsie der Hierarchie auf dieselbe keinen Einfluß gestatten. Abgesehen von Kirchensystemen und Glaubenslehre ist der übrige Lehrstoff weder katholisch noch protestantisch, und es muß jedem Parteilosen gleichgültig sein, durch welche Konfessionsverwandte die Sprachen, Geographie, Naturwissenschaften, Mathematik usw. gelehrt werden . . ." Es war einmal . . .

Beim Hinscheiden Max I. hatte Bayern 27 Ordensniederlassungen, beim Tode Max II. 441; 1900 waren es 986 Niederlassungen mit rund 11 000 Ordensleuten; und jetzt (1910) nach der jüngsten Volkszählung? 1993 männliche und 16 870 weibliche Ordensmitglieder. Die Zunahme der beiden Kategorien beträgt seit 1905: 3 % bzw. 15 %. Was sagt Börne: „Eine Regierung, die Rückschritte macht, ist immer ohne Nachsicht zu verdammen".

Menippus.

Randbemerkungen.

Die Schmach,

daß der Bruder eines deutschen Fürsten von dem italienischen Papst gezwungen werden kann, seine innersten Überzeugungen als „verdammte Irrtümer" und „freche Entstellungen" vor aller Welt zurückzunehmen, daß er „glücklich" ist, diesem Italiener den Pantoffel küssen zu dürfen, und daß ein Könighaus diese und andre verächtliche Behandlungen, wie durch den frechen Klerikalparvenue „Baron de Matthies", alias Matthias Meyer, oder wie er heißen mag, nicht zornig ahnden kann, diese Schmach ist so groß, daß es nachgerade lächerlich wird, über sie zu diskutieren. Wenn das deutsche Volk zu schlapp ist, den Bann des Ultramontanismus von sich zu schütteln, so soll es ihn getrost noch Jahrhunderte auf dem Nacken behalten und sich von allen Nationen der Welt verlachen lassen. Rom ist verlogen bis in die Knochen. Es will eine religiöse Organisation sein, aber es ist nichts als ein System der Macht, das mit weltlicheren Mitteln arbeitet als die Welt, mit jeder Kunst der List und Gewalt, des Terrorismus und der Heuchelei. Das ist seit tausend Jahren nichts Neues, aber das gute Deutschland hats immer noch nicht begriffen. Was ist der Modernisteneid andres als eine mittelalterliche Folter: Du schwörst oder stirbst? Die Klugen schwören ihn aus Klugheit, die Dummen aus Dummheit, viele mit großen Seelenängsten, einige aus Fanatismus und wohl nur ganz wenige mit dem Herzen. Sagte mir doch kürzlich einer: Wieweit dabei eine reservatio mentalis angebracht werden kann, muß jeder mit seinem Gewissen abmachen. Der Mann war katholisch und kannte seine Kirche: auf die Überzeugung, auf die innere Unterwerfung kommt es ihr nicht an. Sie ist ihr so gleichgültig wie nur etwas, wenn nur die äußere Macht gewahrt wird. Denn darin kennt Rom keine Toleranz, nicht um Haaresbreite. Das eben ist das Geheimnis seines Systems. Goldene Brücken, bis nahe an den Atheismus, baut es den angesehenen Intellektuellen, wofern nur nach außen hin die Macht der Kirche über sie gewahrt bleibt für aller Augen. Gerade das fesselt auch die Einfältigen. Jeder persönlichen Verantwortung enthoben zu sein, war stets das Ideal der Dummheit, der Faulheit und der Gleichgültigkeit. Die Kirche besorgts dir, leg dich schlafen, Michel! Wenn dann ein Blatt wie der Reichsbote einen Tag lang den Mut findet, seinen alten Kampf gegen die ultramontane Schmach auch im blau-schwarzen Zeitalter wieder aufzunehmen, so kuscht er doch schleunigst wieder vor der religiösen und vaterländischen Erleuchtung der Deutschen Tageszeitung. Rom ist die Schmach Deutschlands gewesen seit tausend Jahren, und das Zentrum ist der Ruin unsrer Politik heute mehr denn je. Gott erhalte den Konservativen ihr Gewissen, dann wirds noch weitere tausend Jahre so bleiben.

W.

* * *

Mit Kanonen

schießt die englische Polizei in den Straßen Londons auf zwei Spitzbuben. So eine Kanone ist kein Pustrohr. Sie kann leicht einmal Schaden anrichten. Unsre Polizei hats bisher nur zu Brownings gebracht und auch die

Digitized by Google

richtet sie mit Vorliebe gegen den Mond. Lieber drischt sie schon auf gut deutsche Art flache Hiebe auf gewisse Körperteile, was ja von diesen auch nicht gerade angenehm empfunden wird. Wenn sich jetzt einer amüsieren will, dann muß er lesen, wie unsre Moabittertsten Blätter über den englischen Feldzug gegen die zwei Anarchisten schreiben. Sanft und lieblich wie Wasserplätschern, sage ich Ihnen. Es ist ein wahrer Genuß. Wenn die Sache nun in Berlin passiert wäre, wie lieblich würden sie dann erst schreiben! Himmelhergottsakrament, das möcht ich lesen. W.

* * *

Ministerkrise.

Österreichs innere Politik ist wieder einmal ins Stocken geraten. Das weiß Gott wievielte Ministerium läßt den ebenso unzählbar oft versuchten Ausgleich zwischen den Nationen Böhmens als unerledigtes Problem. Kosmopolitisch gefärbte Klugschwätzer wollen uns einreden, daß der Gegensatz nur zwischen ein paar hundert Parlamentariern, nicht aber auch zwischen den vielen Tausenden der Volksmassen bestehe. Allein man braucht nur wenige Tage in einem zweisprachigen Gebiet gelebt zu haben, in Böhmen oder im Trento: dann wird man wissen, daß diese steten Gärungen aus den Tiefen des völkischen Nationalbewußtseins kommen und nicht nur bloße Oberflächenbewegungen sind, die die beiderseitigen Führer verursachen. Das österreichische Problem wurzelt tiefer als in dem Gegensatz einiger politischer Protagonisten. Und wer es lösen will, muß sich an die Sache, darf sich nicht an die Personen halten. Die Krone traut Herrn v. Bienerth diese seltene Fähigkeit zu. Sie hat den demissionierenden Kabinettchef mit der Neubildung eines Ministeriums betraut. Zum dritten Male zieht Herr v. Bienerth in die Herrengasse. Erst an der Spitze eines reinen Beamtenministeriums, dann mit parlamentarischer oder doch halbparlamentarischer Bedeckung. Er hat die beiden Formeln erschöpft, nach denen in den letzten Jahren österreichische Ministerkrisen gebildet wurden. Und mit beiden Formeln hat sich das Nationalitätenproblem nicht lösen lassen. Man hat die Vorteile und Nachteile des politischen und beamtlichen Ministeriums sehr subtil gegeneinander gewogen. Aber es hat sich kein deutlicher Ausschlag gezeigt, und fast will es scheinen, als wäre die Doppelstellung eines Mannes als Diener der Krone und als politisches Parteimitglied nicht restlos zu vereinen. Immer hat sichs gezeigt, daß er in den entscheidenden Augenblicken entweder wie Herr v. Bilinski und Graf Stürckh Minister blieb und die parlamentarische Gefolgschaft verlor, oder wie der deutsche Landsmannminister Dr. Schreiner die Gesinnung mit dem Portefeuille bezahlte. Ja, im Falle des Herrn v. Bilinski war es geradezu die politische Vergangenheit, die seine ministerielle Gegenwart untergrub; die Polen sahen in ihm mehr ihren Vertrauensmann im Kabinett als den Finanzminister, und weil er, in umgekehrtem Gefühl von seiner Stellung, nicht eine spezifisch polnische Finanzwirtschaft trieb, beschwor er einen Zorn herauf, den ein andrer, nichtpolitischer Minister nicht beschworen hätte. Eine parlamentarische Regierung verträgt nur die Volksvertretung, die einheitlich durchbildete Mehrheiten hat, nicht aber das österreichische Abgeordnetenhaus, das nur eine musivische Majorität besitzt. Es wäre ja für jeden Konstitutionellen herzerfreulich, wenn Österreich ein parlamentarisches Kabinett haben könnte; einstweilen aber erscheint das als Traum der Zukunft, der sich nach einer großen wirtschaftlichen Umformung aller bestehenden Parteien vielleicht verwirklichen lassen wird. Vorderhand aber ist diese fundamentale Gruppierung nach den beiden wirtschaftlichen Gegensätzen: Stadt und Land noch nicht erreicht. Vorderhand ist noch das Nationalitätenproblem zu lösen. Wird das dem dritten Kabinett Bienerth gelingen, wird die Nationalitätenfrage endgültig aus dem Fluktuieren parteipolitischer Tageskämpfe ausgeschaltet und in feste Gesetzesformen gebracht, dann ist der wichtigste Schritt zur Neugruppierung der Parteien auf wirtschaftlicher Basis gegeben, dann werden sich die zwei großen Gruppen der Industrievertreter und der Agrarier gegenüberstehen. Und die Überzahl der einen oder andern wird dann auch die Farbe des parlamentarischen Kabinetts bestimmen. Dann wird auch Österreich reif sein, ein Ministerium von Politikern zu haben. Aber die Voraussetzung ist das Vorhandensein zweier großer Parteien, die — nach Erledigung der Sprachenfrage — nur auf wirtschaftlichen Grundlagen entstehen können. Janus.

* * *

Industrie und Sozialpolitik.

Die Klage, daß die deutsche Industrie nicht mehr lange eine weitere Vermehrung der ihr aufgewälzten Lasten für öffentliche Zwecke vertragen könne, ohne Gefahr zu laufen, ihre internationale Wettbewerbsfähigkeit großenteils oder ganz einzubüßen, wird nicht erst seit kurzem vernommen, obschon sich ihr erst seit kurzem die allgemeine Aufmerksamkeit zuwendet. Aus Unternehmerkreisen konnte man sie längst hören, aber nur wenige achteten darauf, weil die meisten sich daran gewöhnt hatten, hinter allem egoistische, scharfmacherische Absichten zu wittern, was von jener Seite verlautet. Nun hat ein Gelehrter, der reaktionärer Tendenzen so wenig verdächtig ist, wie Professor Dr. Bernhard, die Befürchtungen des Unternehmertums für wissenschaftlich begründet erklärt, und plötzlich horcht alle Welt auf. Die weltwirtschaftliche Entwicklung des neuen Jahrhunderts wird, so behauptet Professor Dr. Bernhard, die im ersten Aufblühen begriffenen riesenhaften Produktionskräfte des fernen Ostens und Südamerikas dem Wirtschaftsleben der alten Kulturstaaten als furchtbaren Alpdruck auf die Brust setzen. Daher wirft er die Frage auf, mit welchen Waffen die deutsche Volkswirtschaft allmählich auszurüsten wäre, damit sie im entscheidenden Ringen um die Vorherrschaft in jenen unermeßlichen Wirtschaftsgebieten von mächtigeren Konkurrenten nicht beiseite geschoben werde. In erster Linie, meint er, müsse die deutsche Industrie von allen einengenden Schranken zugunsten ungehinderter Entfaltung befreit, jedenfalls mit weiteren „sozialen Einrichtungen“ verschont werden, da sonst die Weltentwicklung aus Deutschland Menschen und Kapital heraussaugen, es aushöhlen würde.

Unsre Sozialpolitiker brauchen hierauf die Antwort nicht schuldig zu bleiben. Sie haben gute Gründe zur Verfügung, um zu bestreiten, daß die soziale Fürsorge des Staates die Produktivität der nationalen Arbeit beeinträchtige, vielmehr zu behaupten, daß sie dadurch noch gefördert werde. Der Staat, so argumentiert zum Beispiel Dr. Heinz Potthoff, wünscht nicht, daß der Arbeitsunfähige der Allgemeinheit zur Last fällt und als volkswirtschaftlich unnützer Schmarotzer vom Volksvermögen zehre. Deswegen zwinge er jeden wirtschaftlich Unselbständigen, in guten Tagen nicht den ganzen Ertrag seiner Arbeit zu verzehren, sondern einen Teil davon zurückzulegen für die Zeit der Not. In der Invaliden- oder Altersrente, auch in der Hinterbliebenenrente werde der Rest vom Arbeitsverdienste des Versicherten selbst verzehrt. Die Beitragspflicht der Unternehmer aber sei nur die Nutzanwendung eines allgemein üblichen, teilweise gesetzlich vorgeschriebenen, kaufmännischen Grundsatzes: Beim Jahresabschluß darf das Inventar usw. nur mit dem tatsächlichen Werte eingesetzt, d. h. es muß sachgemäß abgeschrieben werden, entsprechend der Wertverminderung durch Abschreibung.

Die Zuschüsse aus allgemeinen Staatsmitteln sind damit zwar noch nicht erklärt, aber man kann diese ja in gleichem Sinne als eine Amortisationsquote der Allgemeinheit für den Verbrauch an Leben und Arbeitskraft im Erwerbsleben auffassen. Da nun Lebensfreude, Arbeitslust und Leistungsfähigkeit des Arbeiters durch die soziale Versicherung tatsächlich gefördert werden, so läßt sich aus ihr ohne Zweifel ein wirtschaftlicher Nutzeffekt ableiten. Es fragt sich nur, ob dieser Nutzeffekt nicht durch die Höhe der Kosten, die der Apparat verursacht, aufgehoben oder gar überkompensiert wird.

Digitized by Google

Wenn man mit Potthoff die in einem industriellen Unternehmen tätigen Arbeiter als lebendes Inventar auffassen will, so kann man natürlich fragen, warum sich der Staat bei diesem nicht genau wie beim toten mit der gesetzlichen Vorschrift begnügt, daß Abschreibungen zu machen sind. Je nachdem man den Arbeiter unter den herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen als mehr oder weniger unfrei oder als frei, d. h. Herr seiner eigenen Arbeitskraft gelten darf, wäre die Abschreibe- oder Versicherungspflicht auf Arbeitgeber und Arbeitnehmer auch dann, wie geschehen, zu verteilen, oder der einen oder andern Seite allein aufzubürden gewesen. Was der Staat mit der Übernahme der Organisation und Verwaltung der sozialen Zwangsversicherung bezweckte, ist bekannt: er wollte Unternehmer und Arbeiter versöhnen, und vor allem die letzteren vor sozialistischer Verhetzung bewahren. Gerade das Gegenteil ist aber bewirkt worden. Die Gegensätze sind heute schärfer denn je, und die Arbeiter haben die Kräfte, die gebunden worden wären, hätte man sie selbst gezwungen, die Arbeit für ihre Versorgung bei eintretender Arbeitsunfähigkeit infolge Krankheit, Invalidität oder Alter zu leisten, die nun der Staat auf Kosten der Allgemeinheit für sie leistet, diese Kräfte haben sie dazu mitverwandt, um eben diesen Staat zu bekämpfen. Und der Staat hat es durch seine soziale Fürsorge auch noch mit dem Unternehmertum verdorben, also damit doppelt Fiasko gemacht.

Im übrigen werden die sozialpolitisch Interessierten behaupten, daß die Produktivität der nationalen Arbeit viel eher von militärischen Rüstungen und von Rohstoffe und Lebensmittel verteuernden Schutzzöllen herabgedrückt wird, als durch die Kosten der sozialen Versicherung. In der Tat ist es falsch, nur bei einer der großen nationalen Sicherheitseinrichtungen die Frage aufzuwerfen, ob der Nutzeffekt durch die Höhe der Kosten überkompensiert wird. Eine solche Möglichkeit ist natürlich beim Militarismus und Zollschutz ebensogut vorhanden, während die Wirkung auf die nationale Arbeit immer die gleiche ist.

O. C.

* * *

Wahlphilosophie.

Die Politiker sind zwar immer geneigt, von ernsten Zeiten und einer schweren Krisis zu reden, aber diesmal ist im ganzen Volke die Überzeugung verbreitet, viel mehr, als 1907, ja vielleicht sogar auch mehr, als 1887, daß die nächsten Wahlen Epoche machen werden. Mehrere Leute, die seit langem mit Wahlen vertraut sind, glauben, daß die Zahl der Sozi auf mehr als 120 anschwellen wird (ein Glaube, dem ich mich nicht anschließe), und nicht minder wird ausgesprengt, daß der Liberalismus zerrieben wird; alle aber spüren, daß die Interessenvertretung sich noch schärfer ausdrücken wird. Kurz, man vermeint, daß wir vor einer tiefgehenden Wandlung, möglicherweise einer richtigen metamorphischen Verwerfung unsrer Parteischichtungen stehen.

Parteiphilosophen haben in der Regel wenig Einfluß. Vielleicht hatte ihn aber Paulsen, der Berliner Professor, und hat ihn Naumann deshalb nicht, weil sie lediglich vorhandene Zustände durch ihre — nicht allzu tiefen — Betrachtungen zu erläutern suchten: Wer wirken will auf diesem Gebiete, muß in die Zukunft blicken. Daher schätze ich Alexander Tille und Unold höher ein. Sie konstruieren Gebäude, die dem Geschlecht der Zukunft, aber nicht einer fernen Zukunft, sondern schon der nächsten Jahre, zur Wohnung dienen sollen. Unold, den man Unrecht tun würde, wenn man ihn lediglich als Haupt der Monisten betrachtete, hat über Parteientwicklung und Parteimöglichkeiten sehr tüchtige und aktuelle Ansichten. Die Quintessenz seiner Bestrebungen, die er schon in mehreren Schriften niedergelegt hat, ist eine ständische.

Einst sagten die Feudalherren: Der Staat sind wir. Hierauf kam der aufgeklärte Despot, und sagte: Der Staat bin ich. Dann tat sich die Bourgoisie auf: Wir sind der Staat!

Also nacheinander der zweite, der erste, der dritte Stand. Jetzt schwingt sich der vierte Stand zur **Macht** empor und erhebt seinerseits den Anspruch, den **Staat** darzustellen. Wie kann man solcher Aberhebung **entgegentreten**? In Deutschland werden die Industriearbeiter bereits nicht mehr viel unter 40% der Gesamtbevölkerung ausmachen. In England sind es schon über die **Hälfte**. Wenn man nun genau nach der Mehrheit ginge, so müßte England heute schon von den Arbeitern **regiert** werden. In der Tat macht es gewaltige Zuckungen **durch**, deren Anlaß die Begehrlichkeit der unteren Stände **ist**. Es ist jedoch ein lebensfeindliches Prinzip, Kraft **und** Wirksamkeit nach äußerer Ausdehnung zu bemessen. **Eine** einzige Oase bringt mehr hervor, als die sie umgebende tausendfach größere Wüste. Das kleine Athen hat **mehr** für die Kultur der Menschheit geleistet, als das **riesige** Persien. Das winzige Belgien hat einen größeren **Außenhandel**, als das an Flächenraum ihm vierhundertfach überlegene Rußland. Es ist eine grobmechanische **Weltanschauung**, die Wahlen lediglich nach den Zahlen **einzurichten**. Es ist eine Art Atomistik. Ohne jeden **inneren** Zusammenhang werden die einzelnen Individuen **wie** Atome; Wahlen aber geschehen durch das zufällige **Zusammenballen** von Atomhaufen. Das Richtige **wäre doch**, organische, lebensfähige Gebilde zu schaffen, **die nach** den Gesetzen ihrer Eigenart wirkten, und sich so **auch für** einen lebendigen Staat fruchtbar erwiesen. Gewiß **Interessenvertretung**! Es ist das Natürliche, das Organische. Aber die Vertretung muß auch da sein und darf **nicht** durch Abwesenheit glänzen. Wo ist denn die **Vertretung** unsrer Bildhauer, Maler und Dichter? **Wo ein wirksamer** und verständnisvoller Schutz unsrer **Ärzte, ein** Schutz, den wahrhaftig die letzten Jahre **peinlich vermissen** ließen? **Wo** ist eine hinreichende **Vertretung** unsrer großen Reeder? Ja, wo auch eine **entsprechende** der Kaufleute, Industriellen und Bankiers? **Wo endlich** — woran allerdings schüchtern die letzte preußische **Wahlvorlage** gedacht hat — eine förmliche anerkannte **Vertretung** der Geistesarbeiter und der Beamten? **Man kann** es schon verstehen, daß der Hansabund notwendig **wurde**. Interessen der Grundbesitzer: Bund der **Landwirte**, Interessen der agrarischen Kleinbetriebe: **Bauernbund**, Interessen der Arbeiter: Sozialdemokratie. **Und nunmehr** Interessen der Gewerbetreibenden: Hansabund. **So** gestalten sich tatsächlich die einzelnen Parteien allmählich zu regelrechter ständischer Vertretung aus. **Nur muß der** Rahmen noch erweitert werden und darf nicht die **eine** Gruppe der andern alles Licht und alle Luft nehmen **wollen**. Wird eine solche Entwicklung, wie sie namentlich der gedachte Unold verficht, einmal durchgeführt, dann wird der Spruch gelten: Nicht Zahl, sondern Wissen ist Macht!

Dr. A. Wirth (München).

* * *

Verein der Lebensretter.

Carnegie hat fünf Millionen gestiftet, um die stillen Helden des Friedens zu belohnen, was wieder einmal beweist, daß er einer der wenigen Leute ist, die reich geworden und zugleich bei gesunder Vernunft geblieben sind. Bei dieser Gelegenheit vernahm man von einem Verein wieder einmal etwas, den nicht viele vorher werden gekannt haben. Das ist der „Verein der Lebensretter", der sich schleunigst um eine Unterstützung aus dieser Stiftung beworben haben soll. Vorerst einmal wollen wir festistellen, mit wem wir es zu tun haben: Verein der Lebensretter. Daß es einen Verein der Handlanger, der Friseurgehilfen, Schreinermeister, Schneider und Fuhrleute gibt, war längst bekannt. Diese Vereine verfolgen durchwegs Berufsinteressen oder sollen die Geselligkeit unter den Berufsgenossen fördern. Na ja, Lebensretter sein ist ein sehr gefährlicher Beruf; man kann dabei leicht um die eigene Gesundheit kommen. Vorausgesetzt, daß man nicht vorzieht, Lebensretter nur im Nebenamte zu sein, wodurch aber die Gefährlichkeit in jedem Falle durchaus nicht geringer wird. Aber es handelt sich ja überhaupt nicht um Beruf oder nicht Beruf, sondern um folgendes: Die Ziele des Vereins sind unter anderm

Digitized by Google

„Jedem, welcher eine mit eigener Lebensgefahr verbundene mutige Rettung vollbrachte, zur Erlangung der hierfür ausgesetzten Belohnung zu verhelfen usw.“

Was noch folgt, interessiert uns hier nicht mehr.

Man ist Lebensretter nicht aus Beruf und nicht aus Berechnung, sondern aus Menschenliebe — wird allgemein angenommen. Wenn man einen Menschen in Gefahr sieht, springt man ihm bei und hilft ihm, wenn man kann. So etwas versteht sich schließlich von selber. Man tut es, weil man in solchen Augenblicken, wie kaum sonst, sich bewußt wird, daß Mensch Mensch ist und daß wir uns einig fühlen müssen im Kampf des Lebens gegen den gemeinsamen Feind, den Tod. Man rettet den in Not um Hilfe rufenden Mitmenschen, weil man ein Mitleiden hat mit seinem Elend und auch, ein kleines bißchen vielleicht, weil man sich unwillkürlich in des Bedrängten Lage versetzt und selber unter seiner Hilflosigkeit leidet.

Wenn man sich nun aber vorstellt, wie ein Lebensretter, der eben noch mutig sein eigenes Leben für das eines andern zu opfern bereit war, hingeht und um die ausgeschriebene Belohnung Schacher treibt, wohl gar zu diesem Zwecke in eine Art Schutzverband eintritt und mit seinem Advokaten um die Medaille und ein paar hundert Märker streitet, dann kann einem kein Mensch verübeln, wenn man sich unbehaglich fühlt und ein gelindes Kopfschütteln nicht unterdrücken kann.

Es sind zwei so große Gegensätze, der Begriff des Lebensretters und der des um seinen Sold streitenden Poseurs, daß man sich hüten sollte, so etwas zu vermengen und so der Sache schon äußerlich zu schaden.

Paul Altheer (Berlin).

Merkwürdige Sitten bei den alten Assyrern.

Meine Damen und Herren!

Bei meinem letzten Ausfluge in den Orient im Sommer des vergangenen Jahres lernte ich den Deutsch-Amerikaner Mr. Effenberger kennen, der am oberen Tigris Ausgrabungen leitet. Im heutigen Nimrud — dort, wo der große Zab in den Tigris fließt, lernte ich Mr. Effenberger kennen. Während der vier Wochen, die ich in Nimrud weilte, stießen die Arbeiter wieder auf viele Tontafeln mit Keilschrifttext. Daneben aber lagen kunstgewerbliche Arbeiten, die uns durch ihr kleines Format verblüfften. Von diesen kunstgewerblichen Gegenständen möchte ich jetzt berichten, da sie ein eigentümliches Licht auf die merkwürdigen Sitten werfen, die bei den kriegerischen Assyrern herrschten.

Schon in den Jahren 1847—1850 arrangierte in jener Gegend der Engländer Layard große Ausgrabungen. Und er legte damals den großen Palast des Königs Assurnasirabal frei (884—860 ante Christum natum). Hier — in dem früheren Kalach — hat nun Mr. Effenberger die Ausgrabungen fortgesetzt — und zwar mit dem größten Erfolge.

Die Nachrichten über die neuen Entdeckungen sind bislang noch nicht in der Tagespresse erörtert worden, da diese den kulturell bedeutsamen Erscheinungen unsrer Zeit wenig Interesse entgegenbringen kann; die Unglücksfälle und die politischen Geschäftsmanöver der Großkapitalisten nehmen zu viel Raum in Anspruch.

Doch zur Sache: Die neuen Kuriositäten, die in Kalach gefunden wurden, sind Miniaturwaffen — Schwerter von 15 cm Länge, runde Schilde von 12 bis 20 cm Durchmesser, eine Lanze, die nur 40 cm lang ist, Beinschienen von 18 cm Länge — und drei kleine Helme, die gerade für Kinderköpfe groß genug sein könnten. Auch ein ganz kleiner Brustharnisch wurde gefunden; sein Durchmesser ist mir leider nicht mehr erinnerlich.

Wir wußten anfänglich nichts Rechtes mit diesem Kinderspielzeug anzufangen. Ich hielt die Arbeiten zuerst für Modelle.

Doch bald klärten uns die vielen Keilschrifttexte über die Bedeutung des Gefundenen auf.

Auf der einen Tafel steht:

„Ich, der König Assurnasirabal, der die Götter verehrt und auch von ihnen verehrt wird, lege in diesen Kasten die Gebeine und die Waffen meines Erstgeborenen, der als Tiglatpileser II. mein Land einstmals beherrschen sollte. Die Götter haben es anders bestimmt. Nach einer ruhmreichen Lebensdauer von einem Jahr und 10 Monaten (die Zahlen sind ganz deutlich eingeritzt, und es herrscht kein Zweifel darüber, ob sie echt oder nicht echt sein könnten) biß ein Hund meinem Kinde ins Antlitz . . ., aus seinen Hundeknochen habe ich einen Sarg für meinen königlichen Sohn herstellen lassen . . .“

Der Text geht sehr gesprächig noch weiter und — zeigt, daß die Neugeborenen in den Harems der assyrischen Könige sofort nach der Geburt mit Waffen bekleidet wurden. Das wird uns verweichlichte Europäer bei Säuglingen wundernehmen, bei den kriegerischen Assyrern aber muß es uns ganz selbstverständlich vorkommen; die konnten gar nicht anders.

Es wäre wünschenswert, daß diese Sitte, das Kind gleich nach der Geburt kriegerisch zu kleiden, auch bei uns Nachahmung fände, denn die Verweichlichung des modernen Menschen greift so rapide weiter um sich, daß endlich etwas Energisches dagegen getan werden muß.

Aus einer andern Keilschrifttafel geht hervor, daß die Wiegen der Söhne von assyrischen Kriegern fast stets zur Zeit des Assurnasirabal von Pfeilen und Bogen hergestellt wurden.

Paul Scheerbart.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Josef Buchhorn: Rehabilitiert. Roman. Verlag Richard Tändler, Berlin.

Der talentierte Verfasser des an dieser Stelle besprochenen Studentenromans „Die Hohenstaufen“, der Feuilletonredakteur der „Berliner Neuesten Nachrichten“ Josef Buchhorn hat in seinen Muße- und Musenstunden einen neuen Roman geschrieben: Rehabilitiert! Der Stoff ist aus der Beamtenwelt entnommen; „ein deutscher Beamtenroman“ nennt sich das Werk im Untertitel, dem es vollauf gerecht wird. Der Held der Handlung, der einer alten Beamtenfamilie entstammt, erleidet in den frohbeschwingten Studentenjahren Schiffbruch; das Staatsexamen, das ihm die höhere Schulkarriere öffnen sollte, mißlingt. Da resigniert er und wird Supernumerar. In der Stille und Abgeschlossenheit einer kleinen Stadt fließt sein Leben dahin, das in strenger Pflichterfüllung

Digitized by Google

gipfelt. Eine ernste, tiefe Liebe gibt ihm die Kraft, sich emporzuraffen. Er erzwingt das Staatsexamen und steht innerlich und äußerlich rehabilitiert da. Das ist die knappe Handlung, um die sich eine feine und detaillierte Milieuschilderung des niederrheinischen Lebens und Treibens gruppiert. Dem deutschen Beamtentum wird der flott geschriebene Roman, der seinen Kreisen entstammt und eine ernste Würdigung desselben enthält, sehr willkommen sein.

Es sei bei dieser Gelegenheit auf das jüngste Skizzenbuch von demselben Verfasser, „Aus einem stillen Winkel", Verlag Otto Hendel in Halle, hingewiesen. Skizzen vom Niederrhein, die ein buntes, tiefgreifendes Bild vom dortigen Leben geben, sind es, die nach Form und Inhalt und Wert verschieden zu diesem schlanken, empfehlenswerten Büchlein vereinigt sind. L. K. F.

„Revolutionsgeschichten" von **Artzibaschew** und ein Roman aus der russischen Tiefe, **„Die Gruft"** von **A. Kuprin.** Verlag Georg Müller (München).

Der Autor des Ssanin, dessen Prozeß um seine künstlerische Existenz vor einiger Zeit so berechtigtes Aufsehen erregte, ist auch in Deutschland bekannt genug, als daß man seinen Novellenbänden viele Worte als Herolde voraussenden müßte. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß diese Revolutionsgeschichten alle Vorzüge der Artzibaschewschen Muse besitzen. Eine stets interessante und echte Milieuschilderung, eine spannende, bisweilen ergreifende Handlung, einen schönen und psychologisch gerechtfertigten Stil und vor allem eine unglaubliche Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit allen Dingen, Lebenserscheinungen und Menschen gegenüber. Dazu kommt, daß die Übersetzung von S. Bugow und André Villard vorzüglich ist.

A. Kuprin ist unbekannter, und zumal seine **„Gruft"** ist ein Werk, das Deutschland noch gar nicht kennt. Bekannter ist sein Roman „Das Duell", den Tolstoj den einzigen Roman Rußlands nannte. Die Gruft ist eine ergreifende, wegen ihres Milieus todtraurig stimmende Erzählung, besser Schilderung wahrhaft aus der tiefsten Tiefe des russischen Lebens. Schleierlos stehen schließlich alle Scheußlichkeiten, mit denen die menschliche Gesellschaft wie ein schwärenkranker Körper behaftet ist, vor unsern Augen, und hoffnungslos starrt der Mensch zurück in den Sumpf, den er eben durchwatet hat. Es ist wie eine grauenerregende, moderduftende Gruft — diese Erzählung aus der Gruft. Aber sie ist so aufrichtig, ehrlich und edel gemeint, daß man jedem nur die Lektüre dieser Bücher empfehlen kann — um zu lernen für sich und andre und neue Wege zu wissen, wohlzutun . . . .

L. K. F.

Zur Beachtung.

Die Fortsetzung unsrer Enquête über die Bücher des Jahres 1910 findet der Leser in Nummer 4 der „Gegenwart".

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer

Wir verkaufen auf Teilzahlung

Moderne Trauringe Mattgold, 14 Karat 0.585 gestempelt

No. 2415. Sinnspruch: „Die Liebe höret nimmer auf". M. 28.—

No. 2416. Sinnspruch: „Dein für immer". M. 25.—

No. 2417. Sinnspruch: „Gott mit uns" M. 24.—

No. 2418. Sinnspruch: „In Liebe treu" M. 23.—

No. 2419. Blumenembleme Myrthe-Rosen M. 24.—

No. 2420. Blumenembleme Myrthe M. 23.—

No 1358. Glanzgold, 4 Brillanten, Gr. 9 (à 9/64 Kar.) 10 Brillanten, Gr. 1 (à 1/64 Kar.); zus. 14 Brillanten (46/64 Kar.), in Platin gefasst . . . M. 350.—

Hunderttausende Kunden in 30 000 Orten des Deutschen Reiches

Uhren — Unser Katalog enthält grosse Sortimente in Brillantschmuck. Feinste Uhrenmarken. — Hochzeits- u. Gelegenheitsgeschenke — Uhren

Jonass & Co., Berlin K.W. 320, Belle-Alliancestr. 3

No. 1124. Mattgold, Schiene durchbrochen, 1 Brillant, Grösse 2 (2/64 Karat), in Platin gefasst . . . . M. 31.—

Eigene Gehäusemacherei. Eigene Goldschmiede. Eigene Gravieranstalt. Eigene grosse Uhrwerkstätten.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Mießler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 4. Berlin, den 21. Januar 1911. 40. Jahrgang Band 79.

Moabit.

Wenn die alten Israeliten auszogen gegen die Moabiter, so taten sie es mit viel gottwohlgefälliger Kampfbegier, und wenn noch nicht genug des Blutes geflossen war, so ließen sie lieber die Sonne stillstehen zu Gideon und den Mond im Tale Ajalon, als daß sie aufgehört hätten. Die Zeiten haben sich geändert. Die Nachkommen der Helden vom Tale Josaphat haben mit den Moabitern Frieden gemacht. Mehr als das; sie lassen die Federn übers Papier laufen mit der Schnelligkeit eines gehetzten Wampitihirsches, um sich der armen Geschlagenen anzunehmen, die doch weder kulturell noch sozial, noch moralisch, ja, nicht einmal politisch ihres Stammes sind. Sie erheben ein groß Geschrei über den Hauptmann, der diese Rotte Korah zusammengesäbelt hat und fluchen dem Obersten, ders ihm aufgetragen. Dann sind sie alle zum Kadi gegangen, und der Kadi hat sechs Wochen nachgedacht. Hat dann endlich ein Urteil gesprochen. So weise, daß es ihnen allen die Red' verschlagen hätte, wenn das naturgeschichtlich überhaupt möglich wäre. Leider ists das nicht. So haben wir also das Schauspiel, daß ein kluger, gerechter und ehrlicher Richterspruch von jedem auf seine Weise ausgebeutet wird, und der Streit floriert lustig weiter. Die Sünder, die es getroffen, sind längst vergessen, noch ehe der Kadi sie abführen ließ. Was liegt den Anbetern der Masse an einigen Exemplaren armseligster Sorte! Es geht ums Prinzip, um Recht und Willkür, Ordnung und Gewalt. Und folgende sind die Gegner: ein Reichskanzler, ein Sozialdemokrat, ein Israelit, ein Junker und ein Polizist.

Der Polizist sagt: Sie haben mit Blumentöpfen, Bierseideln, Messern und Revolverkugeln um sich geworfen, da hab ich sie mit dem Säbel zusammengehauen. Manchmal vielleicht zu stark. Aber à la guerre comme à la guerre! — Der Junker sagt: Die Lumpenhunde hätten noch ganz anders verdroschen werden müssen. Auch der Kadi, unser schöner, „strenger" Kadi, hat versagt: Ausnahmegesetze! — Der Israelit spricht: Der Sozialdemokrat ist unser Bruder. An mein Herz, Moabiter. Alle andern sind „Bluthunde", wie du sagst. Ich schreibe ein feineres Deutsch, aber sonst ist es ganz dasselbe: Nieder mit Junkern und Pfaffen! — Der Sozialdemokrat sagt: Ich lache zwar über dich, aber recht hast du. Die bestehende Ordnung ist bis auf die Knochen blamiert. Das „verknutete" Volk reckt dräuend die Faust. Mißlungen! Mißlungen! — Der Kanzler sagt: Die Taten der Menschen sind eine Folge der in ihnen lebenden Ideen, die moralische Schuld trägt der Sozialdemokrat. Das wiederhole ich. — Alle aber berufen sie sich auf das Urteil des Kadi. Wer hat nun recht? Sie sollen vor ein höheres Tribunal gehen, vor das des Anstandes und der Ehrlichkeit, und, beim Barte der Propheten, die Sache wird klar werden wie die Sonne.

Eines ist von keiner Seite angefochten worden: die Darstellung der Urteilsbegründung über die Genesis der Krawalle. Davon muß ausgegangen werden. Es war der alte Kampf des Streiks mit der Arbeitswilligkeit, ein Kampf, der solange nicht aufhören wird, bis wir in irgend einer Form den Koalitionszwang bekommen. Da Streiken ein unbestreitbares Recht ist, bei Arbeitgebern wie bei Arbeitnehmern, wird jede Durchbrechung des Streikes mit Notwendigkeit als unfair empfunden, weil sie ein Rechtsmittel unwirksam macht. Erst wenn wir Schiedsgerichte haben werden, die alle Streiks bewilligen oder versagen, wie es bei den Gewerben mit Tarifverträgen bereits besteht, kann dieser Zustand beseitigt werden. Korrelat solchen Schiedsgerichts wäre eben jener Koalitionszwang und eine Arbeitslosenversicherung mit strengen Bestimmungen. Wir werden dahin noch kommen. Vorläufig muß man die bestehenden Verhältnisse berücksichtigen, d. h. mit aller Strenge nur die tätliche Belästigung der Arbeitswilligen verhüten, was ja der Reichskanzler auch ins Auge gefaßt hat. Zu solchen tätlichen Angriffen kam es bei Kupfer & Co. Die Streikenden lagen auf dem Kriegspfad wie üblich. Erst der Steinhagel von seiten organisierter Arbeiter auf die polizeiliche Eskorte eines Kohlenwagens gab das Signal zu den ungewöhnlichen Aufruhrgeschehnissen. Das ist gerichtsnotorisch festgestellt. Selbstverständlich schlug sofort der Mob Kapital aus der Gelegenheit. Die organisierten Arbeiter hielten sich jedoch

Digitized by Google

auch dann nicht fern. Die Sozialdemokratie mit ihrer vielgerühmten Herrschaft über die Massen hat schmählich Fiasko gemacht. Nicht einmal ihre eigenen Leute hat sie herausgeholt. Allmählich verlor die Polizei die Ruhe. Der alte Haß gegen die „Blauen“ der losgebrochen war, ließ auch bei ihr die Zügel reißen, und einzelne ihrer Mannschaften gaben ihrer aufgespeicherten Wut ungehemmten Lauf. Folgte der Prozeß, die ungeheure Ungeschicklichkeit des Staatsanwaltes, der die Sache politisch zu stempeln suchte, statt sie rein juristisch anzufassen, der schadenfrohe Kampf der sieben sozialdemokratischen Verteidiger, die diesen schwachen Punkt sofort zum Ziele ihrer endlosen Angriffe nahmen, dazwischen der angebliche „Eingriff“ des Kanzlers in ein schwebendes Verfahren und dann das erlösende Urteil, ein Urteil, dessen eigentlicher Wert darin besteht, daß es von allen politischen Dingen vollständig abstrahiert und einen rein objektiven Stempel trägt.

Gerade deshalb ist dies Urteil von eminenter politischer Bedeutung: Überblickt man den Wust der Meinungen und Urteile, die es veranlaßt hat, so geht der Streit eigentlich nur um zwei Punkte, um das Verhalten der Polizei und das Verhalten des Kanzlers. Bevor die oben genannten Parteien ihr Urteil erhalten können, müssen diese beiden Punkte klar sein. Über die Polizei ist vom Gerichte festgestellt, daß sie nicht vereinzelt, sondern in größerer Zahl „Mißgriffe und Überschreitungen der Amtsbefugnisse“, „Mißhandlungen und Übergriffe in einer größeren Anzahl von Fällen“, „bedauerliche Ungesetzlichkeiten“ sich hat zu schulden kommen lassen. Das ist hart. Ungesetzlichkeiten müssen gesühnt werden. Unvermeidlich. Es sind zwar vom Gericht erhebliche mildernde Umstände festgestellt worden, die auch wirklich auf der Hand liegen. Desgleichen gelten die Zeugenaussagen durchaus nicht überall als einwandsfrei. Aber einerlei: die Ordenverleihung vor Schluß des Prozesses war eine unqualifizierbare Ungeschicklichkeit, selbst wenn man annimmt, daß kein Beamter „dekoriert“ worden ist, der von dieser schweren Anklage des Gerichtes getroffen wird. Unsre Polizei, zumal in Berlin, hat einen bösen Stand. Man kann Schutzleute beobachten, die in einer wüsten, nächtlichen Menge von Rowdys eine bewundernswerte Ruhe bewahren, eine Ruhe und Überlegenheit, die Leuten ihres Standes und ihrer Bildung sonst fremd ist. Das ist eine Frucht guter Disziplin und Erziehung. Ebenso aber hat wohl jeder Staatsbürger die Erfahrung am eigenen Leibe machen müssen, daß sich unter den Polizisten gemütsrohe, unsympathische, hochnäsige und grobe Individuen befinden, die leider gerade den „Bürger“ mit weit größerer Rücksichtslosigkeit behandeln als den Rowdi und Zuhälter, vor dessen Rache sie Angst haben. Ebenso ist es eine allgemein verbreitete Ansicht, daß gegen den Amtseid eines Schutzmannes oder Nachtwächters nicht viel zu machen ist. Deswegen aber befinden sich nicht weniger liebenswürdige und honette Leute unter den „Blauen“, Leute, die gar nichts vom bekannten Subalterndünkel an sich haben. Nur ist leider der Nachwuchs kein guter. Der Firniß der Instruktion sitzt nur dünn. Bei der harmlosesten Gelegenheit kommt der geborene Grobian zutage. Der Beruf ist schwer und doch würden zweifellos unsre Polizisten ebensolches Vertrauen beim Publikum genießen, wie die englischen, wenn nicht diese Mischung von subalternem Bureaukratismus und brutaler Grobheit geradezu unerträglich wäre. Aus dieser Mischung sind die Moabiter Übergriffe zu erklären, und sie haben vom Gericht ein schweres Tadelsvotum erhalten. So unerhört die Lockspitzeltheorie des „Vorwärts“ war, derentwegen er auch angeklagt worden ist, so wenig ist an dieser bedauerlichen Tatsache zu rütteln.

Dem Kanzler einen Vorwurf daraus zu machen, daß er im Reichstage die Polizei gegen diese Lockspitzeltheorie in Schutz genommen hat, ist unmöglich; unvorsichtig dagegen war das Wort von den „vereinzelten“ Mißgriffen. Denn das Gericht hat gerade diesen Ausspruch zum Anlaß genommen, festzustellen, daß es sich nicht nur um vereinzelte Fälle gehandelt hat. Im übrigen ist unerfindlich, inwiefern der Kanzler einem schwebenden Verfahren vorgegriffen haben soll. Diese Meinung konnte nur dadurch einen Schein von Recht erhalten, daß der Staatsanwalt die Anklage politisch gewendet hatte. Denn was der Kanzler sagte, hielt sich völlig in politischen Grenzen. Es läuft hinaus auf das Wort von der „moralischen Mitschuld der Sozialdemokratie“. Nun triumphieren der „Vorwärts“ und seine bürgerlichen Filialredaktionen: Der Kanzler ist in Moabit gerichtet worden; denn diese politische Seite der Sache hat das Urteil völlig ignoriert und damit stillschweigend verurteilt. Sonderbare Logik! Hat nicht der Kanzler selber gesagt: „Über die moralische Mitschuld wird nicht vor dem Gericht geurteilt, darüber richtet die Öffentlichkeit, und sie hat es bereits getan.“ Und hat er nicht vorher betont: Es ist ganz gleichgültig, ob die Angeklagten verurteilt werden oder freigesprochen: die moralische Mitschuld der Sozialdemokratie an den Vorgängen bleibt bestehen! Deutlicher kann man nicht von der juristischen Seite der Sache abrücken. Das Urteil hat ja tatsächlich in allen Augen bestätigt, daß keine Beeinflussung stattgefunden hat, daß wir „von dem finsteren Gespenst einer Klassenjustiz befreit“ sind. Was meinte denn der Kanzler mit der moralischen Mitschuld. Er meinte nicht Anstiftung, Begünstigung oder Verschärfung der Vorgänge durch die sozialdemokratischen Führer und Organisationen. Er hat selbst gesagt, was er meinte: „Die Massen werden von Kindheit an gelehrt, in allen Organen

Digitized by Google

unsrer Staats- und Gesellschaftsordnung nichts andres zu sehen als eine Veranstaltung zur Entrechtung und Knechtung der Arbeiter. Wer soll sich wundern, wenn die Köpfe der Massen da draußen, deren Instinkt ihr souveränes Prinzip ist, heiß werden, wenn Sie sie so bearbeiten? Wer den Massen predigt, es werde ihnen erst gut gehen, wenn das Bestehende zertrümmert und zerstört sei, der trägt die Schuld, wenn die Massen die Konsequenz aus dieser Lehre ziehen. Deshalb halte ich die Sozialdemokratie für mitverantwortlich für große Exzesse, wie sie kürzlich in Moabit und andren Orten vorgekommen sind." „Wer Wind sät, wird Sturm ernten." Der Kultus der brutalen Zahl erzieht die Massen zu einem Dünkel, „der sich in ihren schlechteren und schlechtesten Elementen in eine wilde Auflehnung gegen den gesetzlichen Zustand umsetzt." Die jahrzehntelange Taktik, durch Erregung von Erbitterung „die Konflikte mit der bürgerlichen Gesellschaft immer mehr zuzuspitzen", die ist die Wurzel dieser moralischen Mitschuld. Besser als es hier gesagt ist, läßt sich nicht sagen, was darunter zu verstehen ist. Es liegt auf einem ganz andren Brett als das, was das Gericht zu entscheiden hatte. Das hat es selber bewiesen, indem es die politischen Beziehungen der Dinge als nicht vor sein Forum gehörig völlig beiseite ließ und dadurch einerseits den Fehler des Staatsanwalts korrigierte, andrerseits den Kanzler von dem Vorwurf der Beeinflussung gerade so befreite.

Danach ist doch klar, wie die Dinge liegen. Korrekt hat sich benommen das Gericht, korrekt auch der Kanzler. Der „Vorwärts" beweist sein schlechtes Gewissen bezüglich der moralischen Mitschuld am besten dadurch, daß er ausnahmsweise mit einem strengen aber gerechten Richterspruch zufrieden ist, und über der Desavouierung der staatsanwaltlichen Mißgriffe ganz vergißt, über „Bluturteile" zu schreien. Die Junker klagen aus Geschäftsinteresse über zu große Milde. Die bürgerlichen Extreme auf beiden Seiten verlieren eben den klaren Blick, oder wollen ihn nicht haben, weil sie wieder einmal allein ihrem Parteiegoismus folgen. Schlimm ist allein der Anteil der Polizei. Wenigstens darf man hoffen, daß die harte Lehre nicht vergebens gewesen ist. Im übrigen wollen wir uns weder von der Polizei noch von den Sozialdemokraten gruselig machen lassen. Wir wollen keine Ausnahmegesetze und keine Schwäche, sondern eine gesunde Realpolitik mit den Mitteln des Rechtes.

Allzu zaghaften Gemütern sei zum Moabiter Motiv das Urteil eines weiseren Kadi auf den Weg gegeben als desjenigen, von dem hier die Rede war. Der alte Schopenhauer, der trotz seines philosophischen Berufes nicht fremd war in dieser unvollkommenen Welt, hat über das Recht die kühne aber wahre Hypothese aufgestellt, es habe eine analoge Beschaffenheit „wie Fluor, Alkohol, Blausäure und andre, die sich nicht rein und isoliert, sondern nur mit einer Beimischung, die ihnen zum Träger diene oder die nötige Konsistenz verleihe, darstellen lassen". Also daß das Recht, „um seiner eigentlich nur idealen ätherischen Natur ungeachtet in dieser realen und materiellen Welt wirken und bestehen zu können, ohne sich zu evaporieren und davonzufliegen in den Himmel, wie dies bei Hesiod geschehe, eines Zusatzes von Willkür und Gewalt notwendig bedürfe." Der alte Hesiod, der am Fuße des Helikon für seine böotischen Bauern gegen die „Könige", bei denen kein Recht zu finden sei, tapfer gedichtet hat, war ein Biedermann; aber der hebe den ersten Stein auf gegen Schopenhauer und seinen Hohenfinower Kollegen, der je ein Recht gesehen hat, das in dieser sündigen Welt wirksam gewesen wäre, ohne „eines Zusatzes von Willkür und Gewalt notwendig zu bedürfen."

Kanada und die asiatische Auswanderung.

Von Otto Corbach (Charlottenburg).

Wie lange ist es her, daß die Welt überhaupt ahnt, was aus Kanada werden kann? Im Jahre 1867 war das Gebiet an der Hudsonsbay noch eine Wildnis. Fort Garry war von den östlichen Provinzen durch 600 Meilen ohne Verkehrsmittel getrennt . . . Jetzt gibt es eine Überlandbahn vom Atlantischen zum Stillen Ozean und zwei weitere nähern sich rasch der Vollendung. Kanada hat immerhin schon eine Bevölkerung von 9 Millionen, und jeder Tag bringt erstaunlichere Aufschlüsse über die natürlichen Hilfsquellen des Landes. Die landwirtschaftliche Erzeugungsfähigkeit ist unermeßlich; der Boden bringt noch tausend Meilen nördlich der Grenzen der Vereinigten Staaten Weizen erster Güte hervor. Das Land erstreckt sich vom Breitengrade Roms bis in die Nähe des Nordpols, es verfügt über gewaltige Bodenschätze, ausgedehnte Wälder, fischreiche Flüsse. Warum sollte es also nicht eines der bevölkertsten Reiche der Erde werden, wie es eines der größten ist?

Daß Kanada jahrzehntelang im Schatten des britischen Weltreiches bescheiden dahinvegetierte, lag daran, daß die Vereinigten Staaten solange die von der alten Welt herüberströmenden Menschen- und Kapitalkräfte an sich zogen und ihrer Entwicklung dienstbar machten. Erst seitdem die Union damit vorläufig gesättigt ist und selbst angefangen hat, in großem Maße Menschen und Geld zu exportieren, rauscht der Weltverkehr an Kanada nicht mehr vorüber, strömt vielmehr hinein

Digitized by Google

und hindurch. Und nun widerhallt die ganze Welt von dem Lärm, den die Interessenten um das solange verkannte neue Land der unbegrenzten Möglichkeiten machen.

Indessen begegnet jedoch die wirtschaftliche Erschließung Kanadas, die so kraftvoll einsetzte, schon jetzt einer gewaltigen Schwierigkeit. Kapital steht in Hülle und Fülle zu Gebote, aber es fehlt an Menschen für die Besiedlung neuerschlossener Gegenden und an Arbeitern für die notwendigen großen Bahnbauten. Die Einwanderung aus der alten Welt beginnt allmählich zu versiegen, und was noch ankommt, ist meist nicht gut genug für Ansiedlungszwecke und zu gut für die niederen Arbeiten, für die es am meisten an Kräften mangelt. Nur Asien kann das Land vor der Gefahr eines nahen Wirtschaftsstillstandes retten. Asien kennt noch keine Hypertrophie der Hirnkultur, die bei uns die Natur raubbaumäßig ausnützt, um auf Kosten kommender Generationen die notwendige Handarbeit noch mehr einzuschränken, als es die Maschinen schon getan haben. Asien hat noch einen ungeheuren Überfluß an billigen unverdorbenen Arbeitskräften, und Kanada braucht ihnen nur seine Häfen zu öffnen, um allem Arbeitermangel ein für allemal abzuhelfen. Da aber melden sich die Organisationen der weißen Arbeiter in Kanada und appellieren an das Solidaritätsgefühl der weißen Rasse, damit den Asiaten die Einwanderung verboten werde. Es entsteht eine elementare Massenbewegung, die schließlich alle politischen Widerstände überwindet.

Schon längst wird der Einwanderung von Chinesen in Westkanada durch eine Kopfsteuer in Höhe von 2000 Mark entgegengewirkt, die sich auch lange als ein genügend starker Damm erwies. In neuerer Zeit hat man ferner die Londoner Regierung zu veranlassen gewußt, in Indien ein Auswanderungsverbot für Kanada zu erwirken. Doch man möchte auch den Japanern noch die offene Tür verrammeln. Es sind drei Jahre her, daß es deswegen bereits in Vancouver zu blutigen Ausschreitungen der weißen Bevölkerung gegen die dort lebenden Japaner kam, zu „unwürdigen Grausamkeiten gegen Untertanen des Kaisers von Japan, des Freundes und Verbündeten des Königs". In Tokio und in London stellte man sich offiziell und offiziös so, als sei man in dem Gefühl gegenseitiger Zuneigung unempfindlich gegen derartige Nadelstiche. Der Widerwille gegen die japanische Einwanderung war in Kanada jedoch bereits in weite Kreise gedrungen. Der kanadische Minister Tempelmann hielt in einer Versammlung der Victoria Liberal Association eine Rede, worin er hervorhob, er sei immer der Ansicht gewesen, daß für die Einwanderung nach Kanada nur Elemente in Betracht kommen sollten, die fähig sind, dauernde und ganze Bürger des Landes zu werden, das heißt Angehörige von Rassen oder Nationen, die sich der vorhandenen Bevölkerung anpassen und in sie hineinheiraten, „so daß wir in Zukunft von Ozean zu Ozean ein großes homogenes Volk hätten". Es sei ihm unverständlich, meinte der Minister ferner, weshalb nicht eine Politik eingeschlagen werden sollte, die die westlichen Gebiete von einer Rasse möglichst rein erhalte, die asiatische Sitten und Laster mitbringe, ohne dem Lande neue Bürger zu liefern. Einen Monat nach den Unruhen in Vancouver tagten in Winnipeg die kanadischen Gewerkschaften. Sie verlangten einstimmig in einer Resolution, daß die zwischen Großbritannien und Japan getroffene Abmachung über gegenseitige Freizügigkeit in den Besitzungen der beiden Mächte rückgängig gemacht werde. Wenn die Einwanderung aus Japan uneingeschränkt fortdauere, würden bald alle weißen Arbeiter in Bergwerken, Fischereibetrieben und im Holzhandel in Britisch-Kolumbia durch japanische verdrängt sein. Die Erregung in Kanada legte sich erst, als sich Japan bereit erklärte, vorerst aus freien Stücken seine Auswanderer zu veranlassen, an andren als gerade kanadischen Gestaden zu landen. Im folgenden Jahre kam die große amerikanische Armada nach dem Stillen Ozean. Sie fuhr an der Westküste Nordamerikas entlang bis zum Puget Sound. An dieser Bucht, deren Mündung amerikanisches und britisches Gebiet trennt, liegen die bedeutenden amerikanischen Seehäfen Seattle und Tarana, die Vancouver und Victoria den Vorrang für den Handel der Goldfelder von Yakon und in der Ausfuhr von Holz, Fischen und andern Erzeugnissen streitig machen. Deshalb herrschte früher bittere Feindschaft zwischen den Häfen von Britisch-Kolumbia und den republikanischen Nachbarn. Die asiatenfeindliche Bewegung aber machte allen Haß vergessen, und so sehr hatte sich die dafür entfachte Freundschaft schon bemerkbar gemacht, daß sie der imperialistischen Presse in England Herzbeklemmungen zu bereiten begann. „Ein gemeinsamer Widerstand gegen die asiatische Einwanderung", klagte die „Morningpost", „hat zwischen den pazifischen Bevölkerungen des Dominions und der Republik Bande der Freundschaft geknüpft, die sich leicht stärker erweisen könnten als die föderalistischen, die sie mit ihren bezüglichen Nachbarn östlich der Rocky Mountains verbinden". Nur mühsam bezwang man damals in Vancouver durch politische Erwägungen den sehnsüchtigen Wunsch, die in dichter Nähe weilende amerikanische Flotte zu sich einzuladen. Nur die Nachgiebigkeit Japans in der kanadischen Einwanderungsfrage bewirkte dies hauptsächlich.

Nun hat sich seit einiger Zeit die Zahl der in den pazifischen Provinzen Kanadas lebenden Japaner in einer Weise vermehrt, die sich nur durch die fast völlige Unwirksamkeit der von der japanischen Regierung getroffenen freiwilligen Maßnahmen zur Unterdrückung der Auswanderung nach Kanada erklären läßt. Es wird behauptet, daß über die nördlichen Häfen fortgesetzt große

Digitized by Google

Mengen von Japanern eingeschmuggelt würden, die zur Einwanderung nicht berechtigt wären. Darum wird jetzt geradeaus eine gesetzliche Ausschließung jeder Einwanderung aus Japan gefordert. Diese Bewegung hat über Britisch-Kolumbia hinaus auch schon nach den Provinzen Alberta und Saskatschewan übergegriffen und nicht nur die weiße Arbeiterschaft, sondern alle Bevölkerungskreise, mit Ausnahme kleiner Gruppen von Interessenten erfaßt. Sir Wilfried Louivier hat zwar auf seiner Reise nach dem fernen Westen im August dieses Jahres erneut erklärt, daß mit Rücksicht auf die britisch-japanische Freundschaft gar nicht daran zu denken sei, die kanadische Regierung werde die Hand zu einer gesetzgeberischen Bekämpfung der japanischen Einwanderung bieten, aber es fragt sich doch, ob sie dauernd gegen den Strom schwimmen können wird. Vor kurzem suchte die Grand Trunk Pacific Railway Company um die Erlaubnis nach, 10 bis 20 000 asiatische Arbeiter einführen und verwenden zu dürfen. Es konnte ihr nicht bestritten werden, daß es ungeheuer schwierig sei, für die Arbeiten an dem bergigen Teil der Linie genügend weiße Arbeiter aufzutreiben. Obgleich die Gesellschaft jedoch bereit war, die Asiaten nach Ablauf der Kontraktzeit wieder in ihre Heimat zu befördern, gab die Bundesregierung doch ihre Einwilligung nicht, weil sie fürchtete, daß die Provinzialbehörden im Westen sonst unter dem Druck der öffentlichen Meinung eigenmächtig die Häfen gegen den geplanten Kuliimport sperren würden.

Es läßt sich nun gleichwohl schwer denken, daß es je gelingen wird, die asiatische Einwanderung dauernd zu unterdrücken. Schon genügt bei der chinesischen Einwanderung die hohe Kopfsteuer von 2000 Mark nicht mehr, um sie in Schranken zu halten. Für chinesische Dienstboten werden in Vancouver schon 240 Mark monatlich gezahlt und für chinesische Arbeiter Löhne von 12 bis 16 Mark täglich. Die Steuer trägt infolgedessen schon nicht mehr der Einwandernde, sondern der, der ihn beschäftigt, während eine chinesische Einwanderungsgesellschaft sie einem armen Kuli vorstreckt. Da gerade im westlichen Teile Kanadas das Angebot auf dem Arbeitsmarkte immer mehr hinter der Nachfrage zurückbleibt, wird man sich bald genug vor die Alternative gestellt sehen, auf einen ferneren raschen wirtschaftlichen Aufschwung des Landes zu verzichten, oder aber den Import asiatischer Arbeitskräfte zu gestatten.

Goeben und Faidherbe.

(Zum 40. Gedenktag des 19. Januar 1871).

Von **Karl Bleibtreu** (Zürich).

II.

Man geht aber auch fehl, wenn man, um Goebens Erfolg herauszustreichen, die besseren Bestandteile der französischen Nordarmee über die sonstigen Milizen Gambettas erhebt. Schon der Blutverlust zeigt an, daß die I. Loirearmee bei Loigny und Beaune *offensiv* sich weit hingebender opferte, *defensiv* aber die II. bei Beaugancy und Le Mans mindestens das gleiche leistete. Selbst in den Belfortschlachten und vor Paris ließ die Bravour der Moblots nichts zu wünschen übrig, Pariser Nationalgarden gingen am gleichen 19. Januar vor Paris energischer vor als diejenigen Faidherbes. Die Legende verfolgt hier den doppelten Zweck, einerseits den „herrlichen Sieg“ Goebens blendender zu gestalten, andrerseits den Besiegten einen überlegenen Wert gegenüber andren Milizaufgeboten anzudichten, weil die vielen aus Metz entwischten Offiziere und Gemeinen der regulären Armee solidere Cadres lieferten. Demnach hätten also, wie Faidherbe als Kommißmilitär es ja bei Bapaume schon so auffaßte, die Marschregimenter sich besser schlagen müssen als die Moblots. Man gewöhnte sich auch, den paar Marinebataillonen besondere Geltung zuzusprechen. Mit Unrecht. Die Moblots taten oft das Beste, was beiläufig erst recht bei Loigny-Poupry und Beaune zutraf. Bei St. Quentin finden wir sie wieder an erster Stelle. 44., 101. verloren *mehr* Tote und Verwundete, als die Marschtruppen ihrer Brigaden, und *weniger* „Vermißte“ (Gefangene). 46. du Nord, 91. Pas de Calais fochten mit größter Bravour am Bahndamm von Grugies. Den Rückzug deckten keineswegs nur die Chasseurs, meist „alte“ Soldaten, sondern geradeso 101. Mobile Somme et Marne 44. des Gard, diese hielten *am längsten* bei General Derroja aus. I/91 nahm kaltblütig vom Bahnhof alle abgelegten Tornister mit. Und so brav sich zwei alte Liniendepotbataillone des 69. Marsch schlugen, so verloren II, III/91 doch *mehr Tote und Verwundete* und *weniger „Vermißte“*. Verlustdokumente sprechen eben dem wahren Kriegsforscher, der immer Statistiker ist, eine beredte Sprache. Auf dem Westflügel am Savyholz widerstanden die Ardennenmobilen solange wie 73. Marsch, 47. Mobile unternahmen dreimal opfervolle Vorstöße. Alle drei dortigen Mobilgardenregimenter hatten *größeren Blutverlust*, als die entsprechenden Marschtruppen. Sogar 1. Nationalgarde wehrte sich recht wacker. Auch litten die Landwehrbatterien von Arras, Finistère, Seine-Inférieure nicht minder, als die Marinebatterien, sie wehrten sich bis zum Äußersten. II/47 Mobile blieb bis zur Nacht am Feind, das tapfere Regiment verlor überhaupt

Digitized by Google

keine Gefangenen. Ausdrücklich stellte der schriftstellernde Hauptmann Pattry fest: „Ich fand keinen Unterschied zwischen den Troupiers, die ich in Metz kommandierte, und meinen braven Moblots“.

Angesichts solcher Tüchtigkeit wirken Faidherbes Unsicherheit und sträflicher Leichtsinn widerwärtig. Am Abend schwadronierte er: „Haben wir keine Munition mehr, verteidigen wir uns mit dem Bajonett“. Das schickt sich für junge Leutnants, die eine Tapferkeitsmedaille ergattern wollen. Hätte er sich pflichtmäßig am Vortag bei Pouilly befunden, konnte das zeitraubende Gefecht vermieden werden. Hätte er Division Bessol am rechten Sommeufer, wo seine Rückzugsstraße bedroht, in Reserve gehalten, genügte Derroja, defensiv Schritt für Schritt die Grugishöhen am linken Ufer zu halten, bis man mit Übermacht die 15. Division bei Savy zurückwarf und sich so auch gegen Division Groeben in der Flanke Luft schaffte. Nicht angeblicher Minderwertigkeit einer Milizarmee, sondern deren schlechter Führung verdankt Goeben jeden Erfolg.

Die Schlacht zerfiel in zwei getrennte Hälften, Flügelgefechte ohne Zentrum zu beiden Ufern der Somme. Im Osten hielt sich Korps Lecointe vorzüglich. Daß dort 65 deutsche Geschütze 3200, 96 im Westen nur 3700 Granaten verschossen, F/70 im Osten allein 28 000 Patronen verschoß, zeigt die größere Heftigkeit des dortigen Ringens. Erst recht der dortige deutsche Verlust: 53 Offiziere, 1283 Mann, obschon dort nur 88 Kompagnien engagiert. (F/81 blieb bei Seraucourt rückwärts.) Drei Regimenter verloren 200—300 Mann, im Westen nur eins 200. Außerdem entfiel der Verlust auf Einzelbataillone, die 24—34 % der Gefechtsstärke einbüßten, und nur 64 Kompagnien fochten ernstlich. So kamen tatsächlich 12 % Verlust auf 9100 ernstlich eingesetzte Gewehrträger. Drüben blieben nur I/91, I/44 dem Ernstkampf fern. Es fochten 11 000 „Mann“, d. h. 10 000 Gewehre, mit 20 % Blutverlust der Gefechtsstärke. Da nun erdrückendes Übergewicht an Geschütz und Reiterei auf deutscher Seite lag, was um so mehr in Anschlag gebracht werden muß, als nur die deutsche Artillerie und eine ungestüme Attacke der Litauer Reservedragoner einen günstigen Umschwung brachte, so müssen beide Parteien sich durch den taktischen Vorgang geehrt fühlen.

Die Deutschen verloren am 18./19. Januar nach eigener Angabe 2800 Tote und Verwundete, die Franzosen angeblich nur 3000, in Wahrheit sicher 4000. Freilich soll man bedenken, daß Gefangene und Versprengte bei französischen Verlustprozenten in Anrechnung gebracht werden müssen. Hier aber übertreiben deutsche Angaben sicher. Da von den zwei abgeschnittenen Brigaden Isnard und Lagrange des Korps Ivoy notorisch noch 2800 sich retteten, darf man keinenfalls an völlige Waffenstreckung denken. Bei angeblich 9000 Gefangenen sind offenbar alle bei späterer Verfolgung aufgegriffenen Maroden sowie die zahlreichen in der Stadt liegengebliebenen Fußkranken mitgerechnet. Selbst „7000“ ist viel zu hoch angesichts der vielen nachher in Cambrai eintreffenden Versprengten. Somit dürfte der Gefangenenabgang innerhalb der Schlacht sich nur auf 5000—6000 stellen.

Goeben selbst sprach ganz naiv aus: bei der großen versammelten Stärke (33 000 Gewehre und Säbel) brauche man bloß drauflosgehen, um alles über den Haufen zu werfen. Seine Disposition bot ein Menü für Zerreißung taktischer Verbände. Da gab es zwei Avantgarden, zwei Gros, rechte und linke Seitenabteilung, Reserve. Letztere, drei Bataillone, zugleich als alleiniges Zentrum weit auseinandergespreizter Flügel, eine eigenartige Ausscheidung, die schwerlich Nacheiferung verdient! Wäre aber Faidherbe irgendwie ein Feldherr gewesen, so hätte er sich am 17./18. vereint auf die getrennte Hälfte Kummer-Groeben geworfen, ohne daß die Abteilung Barnekow-Prinz Albrecht zu Hilfe kommen konnte. Dann hätte der gepriesene konzentrische Anmarsch sich bitter bestraft und der „Sieg“ würde wohl anders aussehen, mindestens in Teilniederlage verkehrt. Wenn Goeben bei Manteuffel Entschlußkraft vermißte, so wird die seinige so rasend überschätzt, daß man hört und staunt. Eine maßlose, ans Unbegreifliche streifende Aufbauschung versteigt sich zu Hyperbeln: „Vielleicht der genialste unsrer Heerführer.“ Fragt man um Auskunft, wieso, so brütet ein bekannter Autor wie Kunz die Tollheit aus: der Konzentrationsmarsch auf St. Quentin sei jeder Tat Friedrichs und Napoleons gleichwertig!! Nun stellen wir nicht in Abrede, daß Goeben seine Anordnungen musterhaft schnell und sicher traf und trotz keineswegs weiser, zu weiter Dislozierung die Versammlung binnen 3 Tagen fertig brachte. Nur vergesse man nicht, daß er mit überlegener Marschfähigkeit seiner kriegsgeübten Truppen rechnen durfte. Getrost aber behaupten wir, daß jeder einigermaßen umsichtige Führer genau das Nämliche erzielt hätte, da einfachste Logik der Dinge es gebot. Auf solche Weise in den Ruf der „Genialität“ zu kommen, ist billig. Ein Genialer hätte vermutlich anders operiert. Denn es fragt sich sehr, ob Goeben das Richtigste traf, als er sich im Süden auf der Laonstraße Faidherbe vorlegte, wozu er sich in weitem Bogen ostwärts vereinen mußte. Denn der Feind hatte ohnehin keine Aussicht, die deutsche Zernierungslinie vor Paris zu gefährden, er wäre bald umgekehrt. Wenn sich daher Goeben im Westen vereinte und so Faidherbes Rückzugslinie bedrohte, wäre er später in dessen Marschsäulen hineingestoßen oder hätte ihm ganz den Rückzug abgeschnitten, ihn ungünstigstenfalls, falls Faidherbe fluchtartig frühzeitig ausbog, ganz nach Osten an die belgische Grenze getrieben, während

Digitized by Google

er jetzt nach Nordosten in den Festungsgürtel entkam. Goeben gehörte als Freund Moltkes zu dem inneren Ring, worin Lorbeeren „historisch“ verteilt werden, und Faidherbe war sein würdiger Gegenpart. Beide Berühmtheiten stehen auf schwachen Füßen.

Der Warenhausdiebstahl.

Von Anstaltsarzt **Rudolf Ganter** (Wormditt.)

Von Frankreich aus haben sich die Warenhäuser verbreitet, und ihnen ist, wie der Schatten dem Körper, eine neue Spielart des Vergehens oder Verbrechens gefolgt: der Warenhausdiebstahl. Es ist nun allerdings nichts Merkwürdiges dabei, wenn das Verbrechertum sein Arbeitsgebiet möglichst weit auszudehnen strebt und sozusagen mit der Zeit fortschreitet. Aber hier machte man doch manche eigenartige Entdeckung. Unter den Diebinnen — es handelt sich ja meist um Frauen — befanden sich auch solche, die es nicht nötig hatten zu stehlen und dazu oft noch für sie ganz wertlose Dinge wegnahmen. Das war etwas für die Psychiatrie, die das Rätsel lösen sollte und auch löste. Französische Psychiater stellten zuerst fest, daß sich unter den Warenhausdiebinnen eine große Anzahl befand, deren Handeln nur aus krankhaften Beweggründen heraus zu verstehen war. Auch Zola, der mit Vorliebe pathologische Vorwürfe suchte und sie mit unleugbarem Geschick darzustellen wußte, hat sich des Themas bemächtigt in seinem Roman „Au bonheur des dames“.

Wenn wir eine neue Naturerscheinung begreifen wollen, müssen wir versuchen, sie unter schon bekannten Erscheinungen einzureihen. Sehen wir uns auf dem weiten Felde der Psychiatrie um, so begegnet uns der Diebstahl nicht allzu selten in dem Kunterbunt der Krankheitszeichen. Der Kranke mit Größenwahn, der sich für Gott, den Kaiser und andre mächtige Persönlichkeiten hält, der glaubt, ihm gehöre die Welt mit allem, was drauf ist, nimmt Gegenstände weg, weil er es für ganz selbstverständlich ansieht, von seinem Eigentum Gebrauch zu machen. Im Beginne der sogenannten Manie eignen sich Kranke bisweilen fremde Sachen an, fast wie zum Scherz, wobei ihr flüchtiges, verworrenes Denken nicht die hemmende Vorstellung an die Strafbarkeit der Handlung aufkommen läßt. Andre Diebstähle wiederum kommen auf Rechnung von Schwach- und Blödsinnigen, die der Fähigkeit, Mein und Dein, Recht und Unrecht zu unterscheiden, durch die geistige Erkrankung verlustig gegangen sind. Schließlich wären noch die schweren Neurosen, die Epilepsie und Hysterie, zu nennen. Mit diesem Leiden behaftete Kranke können zu Dieben werden, indem sie im Dämmerzustand, einer Art Umnebelung des Bewußtseins, fremde Dinge zu sich stecken.

Sehen wir uns die Warenhausdiebinnen von diesem Standpunkt aus näher an, so werden wir unter ihnen zwar Fälle von ausgesprochener Geisteskrankheit antreffen, allein sie sind nicht eben häufig. Reichlicher wird die Ausbeute, wenn wir uns den Grenzzuständen zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit zuwenden.

Denken wir uns Gesundheit und Krankheit als Endpunkte einer Linie sich gegeneinander bewegend, so werden sie an einer bestimmten Stelle zusammentreffen und ineinander übergehen. Es wird dann schwer werden zu sagen, was diesseits der Grenze, was jenseits liegt, was noch als gesund, was schon als krank zu bezeichnen ist. Wir werden indessen meist zum Ziele kommen und ein bestimmtes Urteil abgeben können, wenn wir uns von den bei der ausgesprochenen Geisteskrankheit gewonnenen Erfahrungen leiten lassen. Da und dort sich findende Symptome, mögen sie auch vereinzelt sein, dienen uns als Wegweiser der Erkenntnis.

Die Mehrzahl der Fälle von Warenhausdiebstahl, soweit sie krankhaft bedingt sind, gehören in dies Grenzgebiet. Es sind da vertreten Zwangszustände, alle Arten der Degeneration, der erblichen Belastung, der Hysterie und Neurasthenie.

Was zunächst die Zwangszustände betrifft, so verstehen wir darunter Vorstellungen und Handlungen, die sich dem Kranken wider seinen Willen aufdrängen und ihn vollständig beherrschen. Der Kranke kann sich ihrer trotz aller Anstrengung gar nicht erwehren. Bekannt ist die Platzangst, wobei der Kranke es durchaus nicht über sich bringt, allein über einen freien Platz zu gehen. Andre Kranke müssen eine Handlung so und so oft wiederholen, selbst wenn sie das Törichte ganz gut erkennen, wieder andre müssen ihnen selbst höchst unangenehme Worte ausstoßen. In ähnlicher Weise kann auch ein Kranker dazu getrieben werden, sich fremde Sachen anzueignen. Selbstverständlich muß aber hier der Beweis erbracht werden, daß der Kranke auch in andern Fällen unter dem Einfluß von Zwangsvorstellungen steht; denn sonst hätte jeder Dieb eine billige Entschuldigung.

Zu den genannten Kranken gesellen sich andre, die vielfach schwer erblich belastet sind, und deren Nervensystem die mannigfachsten Störungen zeigt. Diese Kranken, besonders Frauen, klagen über leichte Ermüdbarkeit und Erschöpfbarkeit, über Kopfdruck, Blutandrang nach dem Kopf, Herzbeklemmung, sie leiden zeitweise an Verstimmung, Reizbarkeit, Zerstreutheit, Unlust zur Arbeit. Während der Menstruation, der Schwangerschaft, in den Rückbildungsjahren treten diese krankhaften Erscheinungen in verstärktem Maße hervor, ebenso

Digitized by Google

nach Überanstrengungen, bei häuslichen Mißverhältnissen, bei gemütlichen Erschütterungen aller Art, infolge Kummer und Sorgen. Unter allen diesen Umständen leidet die Widerstandsfähigkeit des Nervensystems, und die Kranken werden mehr oder weniger zum Spielball augenblicklicher Anreize. Fragen wir solche Frauen nach dem Grunde ihrer Diebereien, so erklären sie ziemlich übereinstimmend, sie hätten den Kopf verloren, es sei so über sie gekommen, immer mächtiger sei der Antrieb zu nehmen in ihnen aufgestiegen. Wir finden diese Entschuldigungen vom psychiatrischen Standpunkt aus ganz verständlich, da ein krankes und geschwächtes Nervensystem lähmend auf die Willensenergie wirkt. Dem gegenüber halte man den mächtigen Anreiz, den das Warenhaus mit dem bunten, schillernden Tausenderlei auf seine Besucher ausübt: man braucht nur die Hand auszustrecken. „Gelegenheit macht Diebe" gilt ja schon für den Gesunden.

Wenn demnach in einem gegebenen Falle der Arzt entscheiden soll, ob Krankheit oder Diebstahl vorliegt, so muß er erst einen genauen körperlichen und geistigen Befund erheben. Das Vorgehen ist dadurch allerdings umständlicher, aber um so sicherer geworden gegenüber den früheren Anschauungen. Die alte Psychiatrie hatte nämlich für Handlungen, die vom normalen Standpunkt unerklärlich schienen und wie unter einem inneren Zwang standen, die Lehre von den Suchten oder Trieben aufgestellt. Sie unterschied somit einen Wander-, Mord-, Brandstiftungs-, Stehltrieb (Kleptomanie). Zu der Kleptomanie sollte auch der Warenhausdiebstahl gehören. Die moderne Psychiatrie hat diese Lehre als falsch erkannt und verworfen. Nach ihr gibt es keine noch so auffallende, absonderliche oder auch abscheuliche Handlung, die an sich schon für Geisteskrankheit des Täters spräche, wenn nicht noch andre Zeichen geistiger Störung vorhanden sind, wohl aber kann die einzelne Tat Verdacht auf Geisteskrankheit erwecken und so als Wegweiser der Untersuchung dienen. Wenn bemittelte Frauen stehlen, und dazu für sie mehr oder weniger wertlose Sachen, und wenn sie diese zu Hause unbenutzt aufstapeln, so gibt dies Verhalten dem Arzt einen wertvollen Fingerzeig, aber nicht mehr. Die Lehre von der „Kleptomanie" ist wissenschaftlich abgetan. Das Volk freilich führt diesen Ausdruck noch immer gern, und zwar mit einer gewissen spöttisch-tadelnden Betonung, im Munde, insofern es damit sagen will: die reichen Diebe entschuldigt man mit Kleptomanie, den armen Teufel aber sperrt man ein. Dieser Vorwurf entbehrt nach unsern Darlegungen der Berechtigung.

Haben wir den Diebstahl unter gewissen Umständen als krankhaftes Symptom kennen gelernt, so bleibt uns noch die Frage nach der Erklärung dieses Symptoms zu lösen. Der Trieb zu sammeln und zu erwerben ist dem Menschen angeboren, zum Instinkt geworden und findet sich schon im Tierreich. Aber unser Kulturzustand, unsre religiösen und ethischen Vorstellungen, der ganze Gesellschaftsaufbau stellt sich dem schrankenlosen Walten dieses Triebes hindernd in den Weg, so daß wir nicht einfach nehmen dürfen, was uns gerade unter die Finger kommt. Indessen durchbrechen verschiedene Entwicklungsstufen und Rückschläge die allgemeine Regel und Ordnung. Kinder in frühem Alter, bei denen die hemmenden Vorstellungen noch nicht zur vollen Ausbildung gelangt sind, nehmen es mit dem Eigentum ja noch nicht so genau und lassen gern das Spielzeug ihres Kameraden in ihrer Tasche verschwinden. Geisteskranke, die die hemmenden Vorstellungen infolge der Krankheit verloren haben, lesen auf und sammeln, was sie finden, in den Anstalten, in Ermanglung von Besserem, allerdings nur Papierschnitzel, Läppchen, Fädchen, Steinchen. Ja auch bei gesunden, normalen Menschen trifft man manchmal eine eigenartige Sucht, allerlei zu sammeln, z. B. Spazierstöcke, Schirme, Pfeifen und dergleichen, wobei oft die instinktive Freude am Sammeln selbst eine größere Rolle spielen mag, als wissenschaftliches oder künstlerisches Interesse. Von diesem Gesichtspunkt aus wird uns also das pathologische Stehlen verständlicher.

Die bisherigen Darlegungen haben neben ihrem wissenschaftlichen auch ein hervorragend praktisches Interesse, insofern die Strafbarkeit einer Handlung in Frage kommt. Wird der Diebstahl von einem Geisteskranken begangen, so muß natürlich Freisprechung erfolgen, denn nach § 51 des Strafgesetzbuches kann derjenige nicht für seine Handlungen bestraft werden, der an einer solchen Störung seines Bewußtseins leidet, daß die freie Willensbestimmung ausgeschlossen ist. Was soll aber nun mit den Grenzfällen geschehen, mit jenen Individuen, die ein minderwertiges, geschwächtes, degeneriertes Nervensystem besitzen? Sind die nervösen Störungen sehr ausgeprägt, so kann ohne weiteres auch hier der § 51 angewendet werden. Wie aber, wenn die Störungen leichterer Natur sind? Da wird der Arzt Bedenken tragen, sich auf den § 51 zu berufen und Ausschluß der freien Willensbestimmung anzunehmen. Hinwiederum können doch derartige Personen nicht ebenso bestraft werden, wie solche mit einem ganz gesunden Nervensystem. Hier klafft eine Lücke im Gesetz, das den Fortschritten in der Psychiatrie bisher noch nicht nachgekommen ist. Das Gesetz kennt nur ein Entweder-Oder und kümmert sich nicht um den von der Psychiatrie aufgestellten Begriff der verminderten Zurechnungsfähigkeit. Es wäre aber nicht mehr wie recht und billig, wenn bei der Strafzumessung der psychische Zustand des Täters entsprechend berücksichtigt würde. Von psychiatrischer Seite ist demnach vorgeschlagen worden, im gegebenen Falle

Digitized by Google

statt der Gefängnisstrafe Geldstrafe oder Strafaufschub eintreten zu lassen. Strafe muß nun einmal sein. Denn die Aussicht, im Wiederholungsfall das ganze gerichtliche Verfahren wieder über sich ergehen lassen zu müssen und bestraft zu werden, übt auch auf minderwertige Naturen einen wohltätigen Druck aus und hilft den mangelnden Hemmungsvorstellungen mächtig nach, zugleich bringt sie der Allgemeinheit zum Bewußtsein, daß die geistige Minderwertigkeit nicht ohne weiteres als ein Freibrief für alle möglichen Vergehen und Verbrechen gelten kann.

Es ist die Forderung erhoben worden, in jedem Falle von Warenhausdiebstahl eine psychiatrische Untersuchung vornehmen zu lassen. Wenn diese Diebstähle wirklich so häufig vorkommen, wie behauptet wird, mag das seine Schwierigkeiten haben; aber als das Mindeste müssen wir verlangen, daß die Gerichte, die sich mit der Sache befassen, mit der Möglichkeit einer Krankheit rechnen und nicht lange zögern, einen psychiatrischen Sachverständigen beizuziehen.

Wir möchten zum Schlusse noch, der Wichtigkeit des Gegenstandes wegen, nicht verfehlen, auf die hin und wieder in Bibliotheken vorkommenden Bücherdiebstähle hinzuweisen, die mit dem Warenhausdiebstahl gewisse Ähnlichkeiten haben. Von ihnen gilt darum auch dasselbe, was wir über jenen gesagt haben.

Die Prüfungspflicht des Aufsichtsrats.

Von **Ernst Heinemann** (Berlin).

II.

Das Reichsgericht hat demgemäß auch die Prüfungspflichten des Vorstandes und des Aufsichtsrates aufgefaßt und sich darüber im Urteil vom 7. Nov. 1903 wie folgt ausgesprochen:

„Es ist nicht ersichtlich, wie sich die Beklagten zur Entschuldigung ihrer eigenen Nachlässigkeit bei Erfüllung ihrer Pflichten als Vorstand und Aufsichtsrat auf die gleiche Nachlässigkeit der Revisoren sollten berufen können. Das Berufungsgericht hat die Gründe eingehend dargelegt, aus welchen es die entscheidende Bedeutung nicht dem vom Sachverständigen gezogenen Schlußergebnis, sondern den von diesen festgesetzten einzelnen Tatsachen beigemessen und daraus die seiner Überzeugung gebotenen Schlüsse gezogen hat. Gegen dieses Verfahren ist rechtlich nichts einzuwenden. Auch dagegen ergibt sich kein Bedenken, und es steht insbesondere mit den von der Revision herangezogenen Äußerungen der Sachverständigen nicht im Widerspruch, wenn das Berufungsgericht auf Grund des von Sachverständigen Ermittelten annimmt, daß bei gründlicher Prüfung der Bücher und Beläge eine große Zahl von wertlosen oder minderwertigen Forderungen hätte gefunden werden müssen, die bei der Bilanzaufstellung nicht mit ihrem vollen Werte berücksichtigt werden durften. Bei den Beklagten 2 bis 6 als Aufsichtsratsmitglieder nimmt das Berufungsgericht nicht ohne weiteres und allgemein die Verpflichtung zu genauer Prüfung der Bücher und Skripturen an. Es erwägt die Besonderheiten des vorliegenden Falles und ist in Rücksicht darauf der Ansicht, daß die Beklagten bei zureichender Kenntnisnahme vom Buchinhalte jedenfalls auf Fälle gestoßen wären, die ihnen eine gründliche Prüfung der Bücher und Belege als pflichtmäßig hätte erscheinen lassen müssen. Die dieser Auffassung zugrunde liegende Annahme, daß die Mitglieder des Aufsichtsrats zum Zwecke der ihnen obliegenden Prüfung der Bilanz und der Vorschläge zur Gewinnverteilung (Art. 225 Abs. 1 A.D.H.) in gewissem Umfange von dem Buchinhalte Kenntnis zu nehmen haben, ist rechtlich ebensowenig zu bemängeln wie der Schluß, daß sie, wenn diese Kenntnisnahme auf Mängel und Bedenken führt, die zur Aufklärung erforderliche gründliche Prüfung nicht unterlassen dürfen. Die Unterstellung, daß schon jene pflichtmäßige Kenntnisnahme zur Entdeckung jener Mängel und Bedenken geführt habe, wurde aus der konkreten Sachlage heraus genügend motiviert. In der mündlichen Verhandlung hat der Vertreter der Revisionskläger noch darauf hingewiesen, daß den Beklagten 2, 3 und 5 nach Beruf und Lebensstellung nicht die Kenntnis eines in Bankgeschäften erfahrenen Kaufmannes beigelegt werden dürfte. Darauf kommt es jedoch nicht an. Die Mitglieder des Aufsichtsrats haben für die Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes einzustehen. Sind sie dazu nicht imstande, so hätten sie die Wahl nicht annehmen sollen. Ihre Unfähigkeit entschuldigt sie nicht."

Soweit das Reichsgericht. Wir möchten wohl einmal den Fall sehen, in dem dem Aufsichtsrate aus diesem Erkenntnis nicht ein Strick gedreht werden könnte, wenn er eine in alle Details eindringende Bilanzprüfung unterlassen sollte. Das Reichsgericht sagt zwar einschränkend: „Wenn die Revision auf Mängel und Bedenken stößt, ist die gründliche Prüfung unerläßlich. Aber die Mängel und Bedenken bestehen doch prinzipiell, solange überhaupt nicht gründlich geprüft worden ist! Wenn das Gericht eine, wie es sich ausdrückt, „zureichende" Prüfung verlangt, so werden sich ergebende Fehler die Prüfung, wenn sie nicht gründlich war, einfach als unzureichend erscheinen lassen. Erst auf eine totale Revision kann das Kriterium einer unzureichenden Prüfung nicht mehr anwendbar gemacht werden. Das zweite aber, das dieses Urteil des R.-G. ersichtlich macht, ist die Tatsache, daß Leute, die für einen Aufsichtsratsposten aus irgendwelchen Gründen disqualifiziert sind, auch nicht mit dieser Funktion betraut werden dürfen. „Ihre Unfähigkeit entschuldigt sie nicht", sagt das Reichsgericht. Das ist ein deutlicher Wink, den Aufsichtsrat weniger nach dekorativen als nach fachmännischen Grundsätzen zu besetzen. Das Eindringen ungeeigneter Elemente in die Verwaltung und den Aufsichtsrat von Aktiengesellschaften hat sich zu einer wahren Kalamität herausgebildet und sollte die Beteiligten je eher je besser zu einer Remedur veranlassen.

In ähnlichem Sinne hat sich auch schon die Begründung zu dem Artikel 225 des Handelsgesetzes vom Jahre 1884 ausgesprochen, aus dem der § 246 des Handelsgesetzbuches hervorgegangen

Digitized by Google

ist. In Anknüpfung an die Tatsache, daß der Artikel 225a des damaligen Gesetzes die Bilanzprüfung in das Ermessen des Aufsichtsrats stelle, sagt die Begründung:

„Dieses Vertrauen des Gesetzgebers, daß der Aufsichtsrat seine Befugnisse, wie es vom Gesetzgeber gedacht, auch als Pflichten betrachtet, ist in der Praxis, und namentlich in der Gründerzeit, oft mißbraucht worden. Die Stellung eines Aufsichtsratsmitgliedes wurde vielfach wegen des meist damit verbundenen Tantièmebezuges als Sinekure gesucht, während der Vorstand, der sich von jeder tatsächlichen Aufsicht befreit wußte, zum Nachteil der Gesellschaft ungestört schaltete und waltete."

Es dürfe daher nicht dem Ermessen des Aufsichtsrats überlassen bleiben, ob und wie er eine Revision der Geschäftstätigkeit des Vorstandes eintreten lassen will. Im übrigen müßten die Verhältnisse im Einzelfalle darüber entscheiden, inwieweit von dem Aufsichtsrate derartige Revisionen notwendig oder zweckmäßig vorzunehmen und die Folgen ihrer Unterlassung zu vertreten sind.

Nach alledem dürften wohl kaum noch irgendwelche Zweifel über den Umfang der Prüfungspflicht bestehen. Wenn die Oberrechnungskammer in Preußen durch Gesetz zur Prüfung mittels Stichproben berechtigt ist, so beweist eben der Mangel einer solchen Bestimmung im Aktienwesen, daß ein gleiches Verfahren in Aktiengesellschaften unzulässig ist. Was hätte den Gesetzgeber, wenn dies wirklich seine Absicht gewesen wäre, davon abhalten können, seine Wünsche im Gesetz zur Geltung zu bringen und in den § 249 die beiden Worte: „Durch Stichproben" einzufügen? Und nichts hindert auch heute die Beteiligten, auf eine Änderung des Gesetzes in diesem Sinne hinzuwirken. Aber wir fürchten, daß alle Hinweise auf die übermäßige Inanspruchnahme des Aufsichtsrates bei der strengeren Auslegung des Gesetzes den Gesetzgeber niemals zu einer Änderung in jenem Sinne veranlassen werden, aus dem einfachen Grunde, weil jene Einschaltung die Prüfung mehr oder weniger in das Ermessen des Aufsichtsrates, was man doch gerade verhindern wollte, stellen würde. Gleichwohl möge man den Versuch unter Hinweis auf die Unmöglichkeit einer detaillierten Prüfung nur unternehmen! Solange aber jene beiden Worte im Gesetze fehlen, werden die Aufsichtsräte nicht so töricht sein, den wohlmeinenden Rat einiger Zeitungen, die genaue Prüfung zu unterlassen, zu befolgen, weil es dann, um es nochmals zu betonen, in der Tat „ihre Sache" ist, wenn sie bei dieser Auslegung unliebsame Erfahrungen machen sollten. Für den Gesetzgeber selbst, dem es darum zu tun ist, ein wirkliches Kontrollorgan zu besitzen, liegt natürlich kein Grund zu irgendwelchen Maßnahmen vor, etwa in der Richtung, die Prüfungspflichten des Aufsichtsrates genau zu präzisieren, was eher einer Einschränkung, als einer Erweiterung seiner Pflichten gleichkommen würde. Man kann wohl sagen, daß bei der Rechtsauffassung des Reichsgerichts die Prüfungspflichten des Aufsichtsrats das Maximum einer Verpflichtung für die Aufsichtsorgane der Aktiengesellschaften darstellen. Übersteigt diese Verpflichtung das Mögliche, so muß das Gesetz selbst geändert werden. Nicht aber geht es an, durch das Gesetz selbst eine uneingeschränkte Prüfungspflicht festzustellen und diese dann durch eine sanfte Interpretation wieder aus der Welt zu schaffen.

Die Bücher des Jahres 1910.

Eine Rundfrage an die Gegenwart-Mitarbeiter.

VI.

Wir geben hier die Antworten in der Reihenfolge wieder, wie sie zeitlich bei uns eingegangen sind.

Sie fragen mich, welche Bücher im Jahre 1910 die Illusion einer deutschen Literatur in mir wach gehalten haben. Ich bin in der glücklichen Lage, Ihnen gleich drei benennen zu können: „Astrid" von Eduard Stucken, „Die Wupper" von Else Lasker-Schüler, „Joachim v. Brandt" von Moritz Heimann. Und da Sie meinen, daß eine Ansicht erst durch ihre Begründung existenzfähig wird, soll Ihnen diese keineswegs vorenthalten werden.

An Stuckens „Astrid" ergreifen mich heroische Menschen und große Schicksale, deren Format eben nicht mit einer Vergrößerung der Proportionen identisch ist. Und es freut mich nicht weniger, daß diese Inhalte ungezwungen in eine bedeutsame Form eingegangen sind, die sich einigermaßen von dem Weimarer Hebbeltrust entfernt hält. Am Joachim v. Brandt aber liebe ich nichts Geringeres als die Abenteuer einer großen Seele, die am Licht vergilbt und banal wird, wenn sie sich in die travestierten Formen unsrer Konventionen ausdrücken muß. Doch den wildesten Mythos hat Else Lasker-Schüler gestartet: ein tückischer Vernichtungskampf in diluvialen Gefilden, über denen groß und tiefblau der Sternenhimmel steht.

Wenn ich, um den dekorativen Rahmen nicht zu entbehren, bemerke, daß die Neuausgabe der Werke Kierkegaards und Thackereys zu diesem Jahr in Beziehung steht, werden auch Sie finden, daß sich das Jahr 1910 seiner Kulturverpflichtung angenehm entledigt hat. — Andre künstlerische Genüsse habe ich mehr dem geschickten Fernhalten von literarischen Kunstwerken zu verdanken.

Rudolf Kurtz (Niederschönhausen).

* * *

Die beiden Bücher des letzten Jahres, in denen mir am unbedingtesten Grundprobleme der Kunst entschieden zu sein scheinen:

1. Meier-Gräfes „Spanische Reise" (S. Fischer, Berlin). Ein moralisch aufwühlendes

Digitized by Google

Buch in einer nicht genug zu schätzenden demagogischen Form. Die Reiseerlebnisse eines unverantwortlich Genießenden (Mystifikation eines Globetrotter-Tagebuchs: die Moderne Form der „Lettres persannes") zeigen an den Bildern Grecos die Verantwortlichkeit des Künstlers gegen seine Kunst als Angelegenheit der Moral. Herrlich das Gegenspiel zwischen strengsten Forderungen künstlerischer Reinheit und unverbindlichen Eindrücken des Tages. Eine ästhetische Wahrscheinlichkeitsrechnung, die aufs Seelische geht, als positive Seite gegenüber der negativen im kühnen — und überall glänzend mißverstandenen — „Fall Böcklin".

2. Wilhelm Schäfers „Halsbandgeschichte" (Georg Müller, München). Novelle von geringem Umfang; das erste erzählende Kunstwerk der heutigen Zeit, in dem der „Stoff" wieder die Hauptbedeutung hat. Eine pragmatische Erzählung; es gibt für den Dichter nicht Gefühle, die zu zerlegen, sondern nur Begebenheiten, die zu berichten sind. Psychologie hat nicht der Erzähler, sondern der Leser auszudeuten! Der Stoff, der Inhalt im gröbsten, unübertragensten Sinne, wird endlich einmal wieder durch diese Novelle eines Modernen als das Wichtigste erwiesen, um überhaupt heute noch zu einer Form der Erzählung gelangen zu können.

Meier-Gräfe und Schäfer, in ihren Ausgangspunkten scheinbar unversöhnliche Gegner, sind gemeinsam in ihren Resultaten, durch Zurückfühlen auf die menschlichen Grundangelegenheiten der Kunst, in eine neue Zeit gegangen, hinaus über die individualisierende Ästhetik des verflossenen Jahrhunderts.

Ludwig Rubiner (Berlin).

* * *

Auch ich hatte im Laufe des Jahres 1910 eine kleine Reihe sehr hübscher, sehr braver und sehr tüchtiger Bücher zu mir genommen; als mir indessen Ende Oktober die erlesene Freude zuteil ward, Scheerbarts „Perpetuum mobile, die Geschichte einer Erfindung" kennen zu lernen, waren sämtliche andren Eindrücke in mir wie ausgelöscht, und ich schwelgte tagelang in wahren Entzückungen. Wie verwundert war ich nun, als ich einige und sogar sehr lange Listen von gekürten Büchern hier zu Gesicht bekam — denn ich mußte mein Erlebnis notwendig für ein weitverbreitetes halten, worüber eine Äußerung überflüssig — und den Namen des Scheerbartschen meines Wissens nirgends angetroffen hatte! Hier muß doch, dachte ich mir, ein ganz unbegreifliches Versehen des Verlegers oder des deutschen Buchhandels vorliegen, daß offenbar so wenige Leute dies Büchlein zur Hand bekommen haben! Dann stiegen allerdings bald auch noch ganz andre, und gar finstere und schwarze Gedanken in mir auf; sie in längerer Rede zu äußern — dazu müßte ich mir doch wohl erst die besondere Erlaubnis des verehrlichen Herrn Redakteurs einholen. Jedenfalls erkläre ich hier noch einmal zum Schluß bündig und kurz, daß ich Paul Scheerbats „Perpetuum mobile" für das weitaus stärkste und tiefsinnigste Buch des Jahres halte. Dr. Anselm Ruest (Berlin).

Zwei Gedichte.

Von **Jakob Picard** (Freiburg i. Br.).

Der Sterbenden.

Der Frühling kann nicht mehr dein Antlitz färben,
O Kind, sie flüstern nur vom Sterben.

Dein Lächeln ist nur wie das leise
Verhaltene Weinen vor der dunklen Reise.

Du möchtest gern, ich weiß, von den Spalieren
Den Hauch der Pfirsichblüten noch verspüren,

Doch denke nur, wir gingen beide
Im Sommer noch gebräunt durch das Getreide.

Und denke auch, daß ich an Deinem Grabe
Ein Leid wie dieses zu behüten habe.

Beim Abendgang.

Verstehst Du nicht das große Trauern
Erloschnen Lebens, wenn beim Abendgang
Die Schatten an den Rainen kauern
Und uns das Dunkel hoffnungslos bezwang?

Ich kenn es wohl. Von unsern Seelen,
Die einem Unbekannten harrend nahn,
Ist es das immer gleiche Quälen
Nach jenem Ziel, das sie schon näher sahn. —
Dahin bei Nacht Wegweiser fehlen.

Die Schanzenliese.

Eine Novelle von **Oskar Wiener** (Prag).

II.

Draußen, wo die leeren Bauplätze sind, und in den Reihen der Häuser tiefe Lücken klaffen, gibt es Biergärten, die einmal in der Woche aus ihrer verstaubten Öde befreit werden, zu einem kurzen Glücksrausch, zu Leidenschaft und Bewegung. Dort

Digitized by Google

sitzen dann im Feiertagsstaat Leute, die viel Bier trinken und aufgeregte Reden halten. Und zu einer barbarischen Musik drehn sich Männer und Frauen im Kreise. Da gibt es Tagelöhner, die ihren Wochenlohn vergeuden und Fabrikmädchen, die sich nach Abenteuern sehnen. Und Soldaten gibt es da, sehr viel Soldaten, die stolz ihre Schützenzeichen tragen und weiße Handschuhe anhaben, wenn sie tanzen. Aus allen Kasernen sind sie in die Vorstadt gezogen um ihren Sonntag zu feiern, aber ein jedes Regiment und jede Waffengattung strebt einem andern Wirtshaus zu; es wird eifersüchtig darüber gewacht, daß in der Marienschenke kein Trainsoldat seine roten Hosen zeigt, dort tanzen die Landwehrjäger. Dorthin wird Liese von der neuen Freundin geführt; denn die neue Freundin hat einen elfer Landwehrmann zum Schatz, und Liese soll sich auch solch einen küren. Liese aber steht und staunt und weiß nicht, wie mans anstellen muß, um lustig zu sein, gleich den andern rings. Im Saal steht Liese, an ein Fenster gelehnt, durch das die Spätsonne wie ein schwerer goldener Gegenstand auf den Boden fällt, blickt um sich in das fremdartige Schieben und Drängen, horcht auf die harten Takte des Walzers, der heiser vom Klavier herkommt, und ist sehr verlegen. Sie weiß nicht, was sie mit den Händen anfangen soll, die rote Sprünge haben und nicht versteckt sind hinter Handschuhen, wie bei den andern Mädchen. Sie schämt sich auch ihres Kopftuchs. Und weil sich keiner von den Männern um die Dürftige kümmert, und weil sie so allein ist unter den vielen Leuten, und vergessen selbst von der Freundin, geht sie langsam aus dem Saale hinaus, langsam und wie in Gedanken, obwohl sie an nichts denkt und nur den Trieb hat, sich fortzuschleichen. Und draußen in der Hausflur, die dämmrig ist und fast dunkel, hätte sie beinahe einen kleinen Soldaten aus dem Gleichgewicht gebracht, so derb stieß sie gegen ihn an. Er lächelte verlegen und stand just so verlassen da wie sie. Um Haupteslänge überragte ihn die lange Magd, so daß sie sich zu dem kleinen Soldaten herabbeugen mußte, als sie sagte: „Es ist nicht gern geschehen; gelt Du bist mir nicht bös."

„Jwo, ich halt schon was aus", nicht ohne Schüchternheit kam es, dieses „Jwo" und der Nachsatz wurde noch zögernder gesprochen, als ob er eine grenzenlose Kühnheit wäre.

Liese mußte lachen, trotz ihres Befangenseins. Und dann stehen sich die beiden schüchternen Leute still gegenüber, äugeln einander an, und ein jeder von ihnen sucht nach irgend einem Gespräch, das er mit dem andern führen könnte, nach einem Gespräch, das gleichgültig sein könnte in den Worten, aber ein Band, das zwei bindet zu einem Paar fürs Leben oder für ein flüchtiges Erlebnis.

„Kann tanzen," sagt der kleine Soldat und die Beiden gehn in den Saal zurück, Hand in Hand, mit eckigen, aber zärtlichen Gebärden, und lassen sich von der flammenden Flut ergreifen, die um das Klavier kreist, wie ein Wirbel.

Die lange Liese fragt nicht nach dem Namen des Soldaten, und er hat von ihr nur erfahren, daß sie Liese heißt und eine Magd ist. Und nun tanzen sie, wortlos und innig verschlungen, mit starren Augen und festgeschlossenen Lippen; atmen schwer und tanzen. Die ungefüge Musik hat sich ihrer bemächtigt, warf ihnen eine Schlinge um den Hals und zieht sie nun im Kreis umher, gleich Marionetten, die keinen Willen haben und in den Gliedern nur die Wollust einer fremden und erborgten Rhythmik. Lange tanzt Liese mit dem kleinen Soldaten, und er gibt ihr Bier zu trinken, wenn sie Durst hat. Sie sitzen dann beide an einem der langen Tische, die draußen unter den Kastanienbäumen stehen. Wenn aber im Saale drin der Mann vor dem Klavier die breiten Hände auf die Tasten wirft, daß es aufkreischt mit der Stimme eines Tieres, dann erheben sich beide, um über die Schwelle zu stolpern. Sie haben ernste Gesichter und kommen wie aus weiter Ferne. In ihre Dörfer fühlen sie sich versetzt, und sie tanzen nicht so wie die andern. Zwei tagmüde Seelen haben einander gefunden, Menschen, die von der großen Stadt gequält werden, weil sie gewöhnt sind, auf dem Lande zu leben, und sich nach den Ebnen ihrer Heimat sehnen. — — —

Von da ab trifft Liese oft den kleinen Soldaten in der Marienschenke und auch sonst manchmal des abends, wenn sie für ihre Herrschaft Bier holt. Frau Strohschneider ist längst nicht mehr zufrieden mit der Magd und spricht davon, sie aus dem Dienst zu jagen. Die lange Liese geht wie im Traum durch die Woche; nur die Abende haben für sie Bedeutung, und die Sonntagnachmittage beim Tanz werden ihr zu großen Festlichkeiten. Wie ein Erntefest im Dorfe dünken sie diese Sonntagsstunden, und wenn sie müde von der Musik und müde von der lauten Heiterkeit, die sie und ihren stillen Tänzer umkreist, dann läßt sich Liese von dem kleinen Soldaten auf die Felder führen, die der Vorstadt benachbart sind. Wo das Sandtor wie eine vergessene Ballade steht, aus den Tagen, da die Menschen ihre Wohnorte befestigten, und ein paar alte Schanzen noch ihren grünen Rücken als Spielplatz für die Kinder wölben — wo zwischen Stadt und Flachland die letzten Reste der Festung einen breiten Wall gelegt haben, mit Basteien und Gräben, geht Liese mit dem kleinen Soldaten Hand in Hand. Sie erwarten den Abend und blicken wortlos in die blinkende Sonne. Und einmal, in einer Stunde der Sehnsucht, während ein Hagelregen niederprasselt und der Donner in den Wolken brüllt, — einmal in einer Stunde, da die Natur aufgeregt ist und aufgewühlt wie die Herzen dieses schweigenden Paares, gibt sich Liese unter dem Astwerk einer breiten Linde ihrem Soldaten ganz zu eigen.

Seitdem ist die Magd noch stiller geworden

Digitized by Google

und in sich gekehrter. Sie arbeitet wieder zur Zufriedenheit ihrer Herrin; Frau Strohschneider hat es nicht nötig mehr so viel zu zanken. Ihre Magd trägt geduldig und ohne zu murren, die überschwere Bürde des Tages; aber man hört sie noch seltener sprechen denn früher. Dafür liegt manchmal ein Lächeln auf ihrem unschönen Gesicht, das sie fast hübsch erscheinen läßt in diesen seltenen Augenblicken. Dann kann es geschehen, daß Frau Strohschneider aus der Küche ein Singen hört; das kommt mit ungelenken Flügeln bis ins Zimmer geflattert:

Die Brunnen die da fließen
Die Brunnen soll man trinken —
Wer einen lieben Buben hat,
Der soll ihm herzlich winken
Ja winken mit den Augen
Und treten auf ein Fuß . . .
Es ist ein harter Boden,
Der Liebe meiden muß.

So singt Liese, und es ist eine feierliche Freude in ihr und ein Staunen. Sie empfindet: Gnadengaben des Himmels sind meine Sonntage, und ich will sie genießen, restlos, und ohne an die Zukunft zu denken. Und Liese denkt auch nicht an die Zukunft. Immer begegnet sie ihrem kleinen Soldaten in der Marienschenke; aber einmal fehlt er und die Leute sagen ihr, daß er gestorben ist. Das Pferd seines Hauptmanns sollte er am Zügel halten, doch das Pferd war scheu und schlug dem kleinen Soldaten mit dem Huf gegen die Stirn.

Liese erfuhr das Schreckliche in einer Zeit, da sie sich bereits Mutter fühlte. Vor den scharfen und suchenden Augen der Frau Strohschneider vermochte sie ihren Zustand nicht lange zu verbergen, und so jagte die empörte Herrin mit Gebärden des Abscheus die unkeusche Magd aus dem Hause. In der großen Stadt stand Liese einsam auf der Gasse und wußte nicht, wohin mit ihrer Angst. Mühsam schleppte sie die Last ihres Leibes in den wachsenden Abend. Ein mageres Bündel im Arm, das ihre Sonntagskleider barg, und das Kopftuch tief in die Stirn gezogen, so taumelte die Heimatlose durch die Straßen, ohne Tränen und ohne Gedanken. Wie von einer geheimen Macht getrieben, schritt Liese der Vorstadt zu. Die Marienschenke, die ihr armes, dürftiges Glück gesehen, ließ sie ein Weilchen still halten. Auf die steinernen Stufen, die zum Tanzsaal führen, setzte sich Liese, legte das Bündel neben sich in den Sand, und begann, überwältigt von den Erinnerungen, lautlos zu schluchzen. Aber der Wirt, zornig über die Störerin seines Hausfriedens, hieß sie mit groben Worten sein Anwesen verlassen, und da Liese nicht gleich verstand, was der dicke Mann von ihr wollte, fühlte sie sich roh beim Arm gefaßt, und mit Gewalt aus dem Garten geschoben. Das Kleiderbündel flog ihr von Flüchen begleitet nach, und sie bückte sich gedankenlos, um es aufzuraffen. Noch spürte sie die Umklammerungen der derben Wirtsfäuste, aber jählings mußte sie lächeln, und in ihren Augen glomm es auf, als ob sich die Lichter ihres Dorfes darin spiegelten. Nun wußte sie auch wohin mit ihrem schweren Leibe. Unter dem mächtigen Lindengeäst auf der Schanze in einer schrecklichen Nacht brachte Liese ein totes Kind zur Welt. Ihr Schatz hatte bei den Elfern gedient, und die Landwehrjäger vom elften Regiment fanden Liese am Morgen, als sie durch das Sandtor zogen unter dem Lindenbaum liegen mit einem toten Kind im Schoß und den erloschenen Augen einer Gemarterten. Der Feldscher nahm sich der Magd an, und man brachte sie auf einem Fuhrwerk in die Stadt zurück.

Von nun ab fühlte sich Liese als ein Eigentum der Landwehrmänner; das Regiment konnte sie nicht mehr los werden. Allen Soldaten schenkte Liese ihre Liebe; treu wie ein Hund hielt sie zu ihnen, half den Leuten beim Kochen, nähte Knöpfe an die Waffenröcke und wusch allen die Wäsche. Die Jäger lachten zu den Zärtlichkeiten der langen, unschönen Person, und duldeten gutmütig ihre Annäherungen. Die Vorgesetzten brummten und bekamen rote Köpfe vor Zorn, wenn sie sahen, wie Liese in vorsichtiger Entfernung, aber mit unerschütterlicher Selbstverständlichkeit hinter den Leuten herzog, wenn man Übungsmärsche unternahm. Wurde dann Rast gehalten, dann tauchte Liese mitten unter den Männern auf, brachte Wasser zum Trinken und suchte mit heiligem Eifer Nutzen zu stiften, wenn auch Spott und Verachtung der Lohn ihrer Mühe war. Im Feldlager wollte man sie nicht dulden, und die Offiziere ließen sie aus der Kaserne jagen, doch immer wieder kehrte sie zu den Landwehrjägern zurück. Wer einen grünen Waffenrock trug und eine silberne Elf auf den Achselklappen, war vor Liese nicht sicher; mit einer zähen Liebe klammerte sie sich an all diese jungen Männer und trug demütig die Folgen ihres uferlosen Lebens. Oft wurde sie geschlagen und man warf mit Steinen nach ihr. Aber sie schüttelte sich ab wie ein Tier, das gewöhnt ist, Prügel zu erhalten, und lachte ihr gutmütiges Lachen dazu.

Von den Brotrinden, die ihr die Soldaten vor die Füße warfen, lebte die obdachlose Magd, und zum Dank dafür küßte sie alle, die sich küssen ließen. Die Schanzenliese nannten sie die Landwehrleute, und sie trieb sich auf den Basteien umher und schlief in den verödeten Kasematten, wenn es ihr nicht geglückt war, an der Kasernenwache vorbeizuschlüpfen. Und am Sonntag stand sie in ihrem fadenscheinigen Fähnchen vor der Soldatenschenke und wartete geduldig, bis einer sie aus Mitleid oder des Spaßes wegen zum Tanze holte. Auch jetzt kann man sie noch vor der Marienschenke stehen sehen, die baumlange, hagere Person, mit einem freundlichen Lächeln für alle, die eine Elf auf den Messingknöpfen, auf der Uniform haben. Sie drängt sich nicht vor und sucht es den andern Mädeln gleich zu tun an Putz und auffälligen Gebärden. Es ist eine große Ruhe in ihren

Digitized by Google

Bewegungen und eine selbstverständliche Bescheidenheit. Und wenn einer der jungen Jäger verschmäht wird von einem hochnasigen Frauenzimmer, dann tröstet sie ihn und ist sehr entrüstet über die Verwegene. Und wenn einer von den Elfern ein Leid hat oder einen Schmerz, so ist die Schanzenliese wie eine schüchterne Mutter zu ihm und hört seine Klagen an und hilft, wenn es geht, oder weint wenigstens mit ihm. Am besten haben es die kleinen ängstlichen Rekruten bei ihr. All die Liebe, die sie für ihren Ersten besaß, wacht dann auf und wird groß und herrlich, und fast wie eine Gnade. — So lebt die berüchtigte Schanzenliese.

Aus den Theatern.

Der neue Hauptmann.

Lessing-Theater: Die Ratten. Tragikomödie in 5 Akten.

Es schien, als ob der Dichter einen Verzweiflungskampf durchfocht. Seit einer Reihe von Jahren waren seine Stücke so schwach, daß Kritik und Publikum trotz der außerordentlichen Sympathie, die sie Gerhart Hauptmann entgegenbringen, sich von ihm abwenden mußten. Endlich, endlich wollte er wieder einmal einen Erfolg sehen. Da ihm nicht mehr wie in der Epoche seines besten Schaffens die Kraft innewohnt, ein tiefgreifendes, seelisches Motiv in den Hauptfiguren mit voller Wucht zu gestalten, in dem übrigen Stück zu orchestrieren und variieren; so warf er Ernstes und Heiteres, was er fand und wie es ihm zu Händen kam, nur in die Wagschale, damit sie sänke. Als Tragikomödie bezeichnet er sein Stück. In Wahrheit findet sich kaum ein vereinzelter tragikomischer Zug, die doch der „Kollege Crampton“ so reich besaß. Dafür sind mit einzig dastehender Stillosigkeit, wie sie nur der Realismus zeitigen konnte, Ernstes, Trauriges und Possenhaftes zu einer Folge verknüpft, die geradezu Schmerzen bereitet. Damit hat Hauptmann, so heiß man das Gegenteil gewünscht hätte, diese letzte Schlacht wiederum verloren, woran auch der Beifall nichts ändern kann, der am Tage der Premiere mehr diesem Dichter selbst galt, dem die moderne Literatur so viel verdankt, als seinem neuesten Werk.

Zum erstenmale hat Gerhart Hauptmann den Boden von Berlin betreten; und wie zu erwarten, führt er uns nach dem Osten, also in den Stadtteil der Armut, zu Menschen, die auf den Boden und in den Kellerwohnungen, wie „die Ratten“ leben. Von hier gehen die dünnen Ranken zweier Handlungen aus, die von Nebenwerk völlig überwuchert werden und sich nur oberflächlich berühren. Dem entspricht das ganze dramatische Ungeschick, das Hauptmann hier verrät, und die hilflose Art, mit der er seine Menschen zusammenführt und abtreten läßt.

Die Hauptfigur der wichtigeren, ersten Handlung ist die Frau des Maurerpoliers John, deren Mann durch seine Arbeit vielfach längere Zeit von Hause fortgerufen wird. Vor fünf Jahren ist ihr Söhnchen gestorben; endlich glaubte sie, sich wieder Mutter zu fühlen, wovon sie ihren Mann in dem Jubel ihres Herzens sogleich benachrichtigte. Aber die Hoffnung erwies sich trügerisch, und schmerzend trägt sie die Enttäuschung, ohne dem Gatten den gleichen Schmerz durch ihre Mitteilung bereiten zu wollen. Da klagt ihr ein verführtes Dienstmädchen ihre Not. Sogleich beschließt Frau John das Kind als das ihre anzunehmen, den Tag seiner Geburt mit fieberischer Aufregung ersehnend. Ja, sie schiebt es, da ihr Gatte um diese Zeit wiederum fern von Berlin ist, als das ihrige unter. Als sich aber auch in der wahren Mutter die Liebe zu dem Kinde regt, kämpft Frau John um das Kleine wie die bekannte Löwenmutter. Dennoch besteht das Dienstmädchen auf ihrer Forderung. Als sie so in die Wohnung dringt, hebt sie ein falsches Kind aus den Kissen, um das sie mit dessen wahrer Mutter einen neuen Kampf zu bestehen hat. Schließlich gibt Frau John ihrem verbrecherischen Bruder den Auftrag, das Dienstmädchen, koste es, was es wolle, zum Verzicht zu bringen, wobei die Mörderinstinkte in der Seele dieses Mannes erwachen, so daß er die Arme erwürgt. Frau John aber stürzt sich schließlich, als die Polizei bei ihr eindringt, zum Fenster hinaus.

Das wäre eine Moritat schlimmster Art, für die auch die tiefere Motivierung fehlte, ließe Gerhart Hauptmann nicht als Grundakkord die Urmacht der Mutterliebe anklingen. Auch das ist für ihn, wie ausdrücklich betont sei, kein neues Motiv, sondern nur eine Variation der in „Rose Bernd“ durchgeführten Gedanken.

Zur Beurteilung eines realistischen Stückes muß man notgedrungen die realen Verhältnisse heranziehen, nach denen die Handlung zunächst einen recht unwahrscheinlichen Eindruck macht. Von vornherein sei zugegeben, daß eine wahre Mutter mit solcher Erbitterung, wie sie der Dichter zeichnet, für ihr Kind kämpfen kann. Ist es doch aus ihrem Leibe entstanden, von ihr lange Monate getragen und stets der Mittelpunkt ihres Denkens gewesen, auf den sie das Dehnen und Regen ihres Körpers immer wieder hinwies. Soll dagegen eine Frau ein angenommenes Kind fortgeben, das sie erst kurze Zeit bei sich hat, so wird sie das wohl sehr bedauern, aber kaum zu den letzten Mitteln schreiten. Könnte Frau John doch täglich ein neues Kind annehmen, indem sie es diesmal geschickter macht. In kinderreichen Arbeiterfamilien würde manche, keineswegs üble Frau ihr ein Neugeborenes gern abgeben, wenn es diesem gut ergehen soll. Den Mut, ihrem Manne schließlich ihr Geheimnis zu verraten, würde Frau John als normaler Mensch sicherlich auch finden. Aber Hauptmann schildert eben keine gesunde, sondern eine pathologische Natur mit mystischen Vorstellungen des Fortlebens des ersten Kindes und seiner Auferstehung in dem angenommenen, das z. B. genau die gleiche Haarfarbe zeigt. Nicht ohne Absicht hat er Frau John mit leiser Anlehnung an Zola den verbrecherischen Bruder zur Seite gestellt, zum Zeichen, daß sich das Pathologische hier so, dort so äußert. Einen solchen Einzelfall zum Drama zu wählen, heißt aber Winkelpoesie treiben. Wie tief steht diese Gestalt (und damit die Dichtung) unter Rose Bernd, die als normaler Mensch durch das Leben, wie es das Drama entrollt, zum Pathologischen, zum Verbrechen und Kindermorde getrieben wird, während bei Frau Jette John das Pathologische Grundlage ist, ohne die das Drama zusammenstürzt. Freilich, wenn Gerhart Hauptmann gezeigt hätte, wie sich in der kinderlosen Frau die Gedanken und Säfte gegen sie selbst regen, bis sie pathologisch wird! Das wäre etwas ganz andres gewesen. Dann hätte er in Frau John eine kraftstrotzende Schwester zu der gebrechlichen, kränklichen Gattin des Gutsbesitzers in „Rose Bernd“ geschaffen, vielleicht noch besser aber eine Frau gewählt, die überhaupt nicht geboren hat. Von einem solchen Wollen summt höchstens hier und dort einmal ein ferner, verlorener Klang an, um sogleich wieder zu verstummen.

Neben diesem mageren Bächlein einer Handlung, die sich aus Hauptmanns früherem Schaffen speist, fließt ein noch dünneres, das possenhafte Elemente verbindet. Hier ist der ehemalige Theaterdirektor Hassenreuter, ein pathetisch-hohler Anhänger der Schauspielkunst, die von Weimar ihren Ausgang nahm, eine Art Hauptperson. Wenn dieser Flachkopf mit sonorem Organ den Fundus seiner früheren Bühne mit all den blechernen Rüstungen und sonstigen Kostümfetzen beibehielt, auf einem Boden unterbrachte, hier am liebsten weilt und seinen Schülern dramatischen Unterricht erteilt, so wird er damit nicht übel

Digitized by Google

charakterisiert. Freilich, mehr noch dient dieser Bodenraum dazu, allerhand Auftritte und Menschen in unwahrscheinlicher Weise zu vereinigen. Frau John hat als Aufwartefrau jederzeit zu diesem Boden Zutritt, der abwechselnd mit ihrer eigenen Wohnung das Bühnenbild abgibt. Als eine Art Gegenspieler zu Hassenreuter stellt Gerhart Hauptmann einen der Schüler hin, einen früheren Theologiestudenten, der sich gegen das bombastische Pathos auflehnt und zu einem schlichten Realismus hinneigt. Es ist zweifellos, daß der Dichter, der selbst in seiner Jugend vorübergehend dramatischen Unterricht genommen und sich an der hohlen Rhetorik seines Lehrers gestoßen hatte, hier Erinnerungen aus seinem eigenen Leben verwandte. Dasselbe gilt von der frühen Verlobung dieses Studenten, die zugleich an die Hauptmannschen „Jungfern vom Bischofsberg“ unseligen Gedenkens mahnt. Aber selbst dieser possenartigen Handlung fehlt die stilistische Einheit, da Hauptmann immer wieder die Theorie des Mitleids mit allen Menschen, auch den gefallenen, hineinwebt. Ja, leise und verschämt wirft er sogar auf den Messerstecher und Mörder einen verschönenden Abglanz, wenn er ihn nach vollbrachter Tat mit Fliederblüten und einem gefundenen Hufeisen erscheinen läßt, das er seiner Schwester, Frau John, schenkt, da er kein Glück mehr brauche.

Und trotz alledem! Trotzdem das Ganze vollkommen verfehlt ist! In den Dunkelheiten und Wirrnissen dieses dramatisierten Romans, der öfters so peinlich an Kolportagestoffe erinnert, blitzt hin und wieder ein starkes Licht wie aus andren Welten auf. Dann erkennt man aufs neue, daß Gerhart Hauptmann unter den lebenden Deutschen derjenige Dichter bleibt, der am tiefsten, am unmittelbarsten, am genialsten in Menschenseelen hineinblickt. Ein Dichter ohne Handwerk! Dann versinkt umher der ganze Wust, und auf einem Gipfel stehend, genießt man Ausblicke, wie sie kein andrer zu bieten vermag, — Ausblicke, die Gerhart Hauptmann in wenigen Sprüngen erreicht hat. Hierher gehören die Szenen des Kampfes der Frau John mit der wahren Mutter des Kindes, der Abschied von dem Bruder nach geschehenem Morde und die Katastrophe; hier ist vor allem auch das Auftreten der Morphinistin zu nennen, die als frühere Aristokratin in die Hefe des Volkes versank. Nach seinen Irrgängen im fremden Lande hat der Dichter sich in dankenswerter Weise zu dem Mutterboden seiner Poesie zurückgefunden; er wird aber auch noch die Einfachheit anstreben müssen, die er damals besaß. Man denke sich, daß während der Katastrophe im „Fuhrmann Henschel“ oder in „Rose Bernd“ komische Figuren teils als störende Beobachter zur Seite ständen, teils lästige Bemerkungen einstreuten, — so hat man die Stillosigkeit, wie sie der Schluß von „Rose Bernd“ bietet. War wirklich die Nachricht, daß Gerhart Hauptmann sich über den Ausgang seiner „Tragikomödie“ so lange unklar blieb und das tragische Ende erst im letzten Augenblick anfügte, völlig unrichtig??

Die Aufführung zeigte das Lessingtheater auf der ganzen Höhe seiner zurückhaltenden, dennoch erschöpfenden, vornehmen Menschendarstellung, die dem Dichter fast restlos das Seine zurückerstattet und vorbildlich bleibt. Besonders Else Lehmann war als Frau Jette John geradezu unübertrefflich. Aber eine ganze Reihe von Kräften standen auf beträchtlicher hoher Stufe, ein Beweis, wie klug und liebevoll das Werk einstudiert war. Den Mann von Frau Jette gab Hans Marr, ihren verbrecherischen Bruder Heinz Monnard, den Theaterdirektor Emanuel Reicher, seine asthmatische Gattin Frau Eberty, den Kandidaten Kurt Stieler und die Morphinistin Fräulein Sussin, — alles sehr gute Leistungen. Freilich, das lästige Herumstehen der komischen Figuren in den tragischen Momenten konnte auch die Regie nicht beseitigen.

Dr. O. A.

Randbemerkungen.

Pech

hat er. Daran ist nicht mehr zu zweifeln. Er wollte die Agitation aushungern, austrocknen, ausdörren, verbluten, verpuffen, verdampfen lassen, oder wie man will, kurzum er wollte ihr jede Existenzbedingung entziehen, und statt dessen häuft sich ihr Stoff in erschrecklicher Fülle. Kaum waren die Wahlrechtsspaziergänge beendet und die Sommerkampagne begann zu erlahmen, da erregte das Ministersterben aufs neue die Gemüter, Erni Hohenlohes Schwabenstreich folgte, der Reichstag kam mit frischen Lungen aus der Sommerfrische. Das schauderhafte Moabit hetzt einen Monstreprozeß hinter den andern, von rechts und links ward er angekeilt, hier wegen zu großer Schlappheit, dort wegen Scharfmacherei, in Preußen blüht ihm ein neuer Wahlrechtstanz bester Sorte. Der Reichstag verschandelt ihm die schönsten Gesetze aus purer Bosheit. Arbeitskammern, Telefonreform, Elsaß-Lothringen, Schiffahrtsabgaben, Wertzuwachssteuer, alles kitzliche Themata! Dazwischen platzt immer mal eine Interpellation à la Fleischnot, Kaiserreden, Zündholzsteuer. Im Landtag soll wegen der bösen Landräte interpelliert werden. Das einzige, was dem äußeren Anscheine nach zum Ausdörren langweilig sein könnte, nämlich eine Detaildebatte über die 1800 Reichsversicherungsparagraphen, wird wegen der knappen oder gar nicht vorhandenen Zeit, in der es erledigt sein soll, die Nervosität höchstens steigern; denn niemand mag so kurz vor den Wahlen sein Konto belasten. Und dann die Quinquennatsdebatten! Ach, du liebe Zeit, man mags anfangen, wie man will, einem Wahljahr ist nichts recht zu machen. Wo soll er bloß die Trockenheit hernehmen, um all das auszutrocknen? Nein, Pech hat er.

W.

* * *

Schächten

nennt man bekanntlich die fromme Art, wie jüdisch Rindvieh in koscheren Rinderbraten verwandelt wird. Ob es ein Genuß sei, ob das Rind eine unsterbliche Seele habe wie vielleicht der Neger, — genau weiß man das nicht — und über ähnliche bedeutende Fragen, die etwa beim Schächten anzuschneiden wären, haben sich die deutschen Reichsboten einen geschlagenen Nachmittag unterhalten, und das in der letzten Saison des notorischen Zeitmangels. Für sie scheint die Zeit wirklich nicht, wie Kant sagte, „eine bloße Anschauungsform“ zu sein, sondern höchstens eine Form, in der man „bloße Anschauungen“ vorbringt, aber weiter nichts. Da möcht sich einer lieber schächten lassen!

W.

* * *

„Märtyrer.“

Märtyrer zu werden, ist von jeher immer etwas Dankbares gewesen. Im Anfange des Christentums haben Tausende für die neue Lehre den Tod erlitten. Dafür werden sie aber noch heute von der katholischen Welt verehrt, und man betet zu ihnen als Fürsprecher.

Auch die neue Zeit hat ihre Märtyrer. Die Presse sorgt ja reichlich dafür, daß die um ihrer Ideen nnd Überzeugung willen leiden müssen, die Bewunderung und das Mitleid ihrer Mitmenschen erfahren. Sie haben dadurch die billigste und wirksamste Reklame, was in der heutigen Zeit doch so viel wert ist.

In der allerjüngsten Zeit gab es wieder eine Gelegenheit, Märtyrer zu werden, nämlich durch Verweigerung des Antimodernisteneides. Man las in den Zeitungen viel von einer tiefgehenden Erregung im katholischen Klerus und andre schöne Redensarten. Nun ist der Eid wohl fast überall geleistet worden, aber es langen die Finger einer Hand, um die aufzuzählen, die ihn verweigert haben.

Man verehrt wohl noch die Märtyrer, die für ihre Überzeugung starben, aber ihnen auch nachzueifern und selbst die Märtyrerkrone zu erwerben für seine Überzeugungstreue und Menschenwürde, dazu hat der heutige katholische Klerus nicht das Zeug. Allerdings hätten in

Digitized by Google

dem Falle der Verweigerung des Eides ja nur materielle Nachteile gewinkt, wie Amtsentsetzung usw., und man hätte dafür ja nur die Hochachtung aller derer, für die Überzeugungstreue noch kein leerer Begriff ist, eingetauscht.

Dr. E. M. (Köln).

* * *

„Schandgelder."

Als Schandgelder wird in einer Notiz des „Kölner Tageblattes" das Vermächtnis von 50 000 M. bezeichnet, das eine Frau Heim der Stadt Mainz zur Unterstützung verschämter Armer hinterlassen hat. Die Erblasserin hat ihr Vermögen durch den Betrieb eines öffentlichen Hauses erworben. Wegen der Herkunft des Geldes ist die Stadt im Zweifel, ob sie dieses Vermächtnis annehmen soll. Der Schreiber dieser Notiz hat wohl nicht darüber nachgedacht, wie viele Stiftungen aus Mitteln anrüchiger Herkunft stammen. Pharisäerhaft ist der Ausdruck „Schandgeld", wenn man an den Zweck des Vermächtnisses denkt. „Schandgeld" ist doch wohl nie Geld, das zu wohltätigen Zwecken bestimmt ist. Die Stadtverwaltung von Mainz wird hoffentlich weniger engherzig sein als der Schreiber der genannten Notiz und an das Wort denken „non olet".

Dr. E. M. (Köln).

* * *

Reisetracht.

Alljährlich ertönt bewegliche Klage darüber, daß die Touristen sich in München und in den Alpen zu sehr salopp gehen lassen. Es ist schon manchmal arg, das ist wahr. Und die meisten Lodenweiber sind ein Auswurf der bleichen Hel. Am schlimmsten, wenn sie noch bebrillt und bedrillt und berucksackt sind. Auch kann kein Mensch behaupten, daß der Mangel an täglicher Wäsche ein Genuß für die Nase sei. Andrerseits geschah es zwei Engländern recht, die bei einer Skifahrt abends einen Frack hervorholten und die darob von anwesenden Akademikern aus München tüchtig durchgehauen wurden. Eine Frackstation in den Alpen und gar noch bei Gelegenheit einer Skifahrt, das ist auch eine Barbarei. Was ist Stil? Das Entsprechen der Verhältnisse, die Harmonie, the fitness of things. Nun kann man aber kühnlich sagen: Lackschuh und schwarze Fräcke gehören nicht in die Alpen, sind also stillos. Gewiß, auch da gibt es Unterschiede und Stufen. Ich schwärme nicht für die Erfindung der Hethiter, das Hochrohr, auch Zylinder genannt, aber in der farbigen und geräumigen Abart von Brixen, Kastelruth und dem Oberinntal macht sich selbst der Zylinder ganz malerisch. Ebenso steht es mit dem braunen und blauen Frack der Alpenbewohner. Das Dümmste aber ist, wenn befrackte und besmokingte Leute mit mitleidigem Lächeln auf handfestere Touristenkostüme herabsehen. Als ob das ein so besonderes Kunststück wäre und nicht vielmehr ein Zeichen von geistesarmer Monotonie, immer befrackt zu sein. Außerdem ist so manche Bauerntracht viel kostbarer und teurer, als die feinste Stadttracht eines Mannes. Und schließlich sucht man doch Abwechslung, sucht Erholung. Dazu gehört aber logischerweise auch eine andersartige Kleidung. Zudem ist auf dem Lande der Gesundbrunnen nicht nur der physischen Kraft, sondern auch der Sprache, des Hausbaus und der Tracht. Kein Mensch aber wird unsre heutige Stadtkleidung für einen Chimborassogipfel der Kultur halten. Mark Twain hatte mit Recht einen aufrichtigen, fast religiösen Abscheu gegen das traurige Schwarz: zu einem Mahle beim Präsidenten der Vereinigten Staaten erschien er denn auch in einem weißen Frackanzug. Zu der farbigen Reform unsrer Tracht aber kann die Erfahrung vom Lande viel beitragen. Deshalb braucht noch nicht jede 2½zentnerige Kommerzienrätin sich notwendig „Deandl"-Kostüm anzuschaffen. Wenn irgendwo, heißt es hier: „Eines schickt sich nicht für alle".

Wth.

* * *

Eine Dichtergabe für die Rosegger-Stiftung.

Eine große Zahl unsrer bedeutendsten deutschen Dichter hat sich zu einer Dichtergabe für die Deutsche Schutzstiftung vereinigt, die in der Form eines lesenswerten, vornehmen Buches demnächst zur Ausgabe gelangt. Das unter dem Titel „Der klingende Garten" erschienene Buch bedeutet eine Auslese zeitgenössischer deutscher Dichtung, in der die beteiligten Dichter ihr Bestes nach eigener Auswahl geben, das Honorar von 2000 Kronen für die Auflage von 5000 Büchern überlassen sie der Deutschen Schutzstiftung als eine Dichtergabe. „Der klingende Garten" bietet 400 Dichtungen und trotz seiner vornehmen und umfangreichen Ausgestaltung zu einem derart mäßigen Kaufpreise, daß jeder in der Lage ist, durch den Erwerb dieses Buches zur Rosegger-Stiftung beizutragen, die dem bedrängten Deutschtum in Österreich zugute kommt. Um für den Erfolg der Dichtergabe eine Grundlage zu schaffen, bereitet der Verlag eine auf Büttenpapier gedruckte und in eleganten Pappband gebundene Ausgabe vor, von der jedes Buch numeriert und mit dem Namenseindruck des Bestellers versehen wird. Vormerkungen auf diese für 2½ Mark erhältliche Ausgabe nimmt der Verlag der Dichtergabe in Salzburg bis zum Erscheinen des Buches entgegen.

* * *

Aus der Finanzwelt.

Eine frohe Botschaft war es, die die Thronrede für die Finanzwelt enthielt. Die Finanzen bessern sich, das Defizit geht zurück und zur Erweiterung und besseren Ausrüstung des Staatseisenbahnbetriebes sowie zur Unterstützung von Kleinbahnunternehmungen werden erhebliche Mittel gefordert werden. Der Grad der Bestellungen des Staates bildet seit langem eine ständige Rubrik in den Klagen und Wünschen der großen Verbände, namentlich des Stahlwerks-Verbandes. Überhaupt war die Rede des Preußischen Finanzministers rot angestrichen und wurde demgemäß auch beurteilt. Es war wohl mehr als eine bloße Façon de parler, wenn er seine Rede damit eröffnen konnte, daß die Preußischen Finanzen ihm von seinem Amtsvorgänger in vorzüglichem Zustande hinterlassen worden sind. Man mag über den früheren Finanzminister denken, wie man will, man mag ihn wegen gewisser Äußerlichkeiten ablehnen, sein Sturz war die größte Komödie, die der verwunderten Mitwelt dargeboten wurde. Wie muß Herr v. Gewinner die Bedeutung des größten Widersinnes eingeschätzt haben, wenn er sich von seinen Angriffen im Herrenhause Erfolg versprach! Aber wenn ein Bankdirektor in Finanzsachen den Mund aufmacht, dann erstirbt die Welt der Regierenden in Bewunderung. Als Herr v. Gewinner im Herrenhause seine berühmte Rede vom Stapel ließ, konnte Herr v. Rheinbaben mit Recht ausrufen: Unsinn, Du siegst, und ich muß untergehn! Diesem Unsinn — er hat es wohl selbst nicht geglaubt — verdankt der jetzige Minister sein Amt. Man hat ihn freundlich aufgenommen, aber auch er wird wohl noch eine Feuerprobe zu bestehen haben. Er hat in jener denkwürdigen Verhandlung in seiner Eigenschaft als Herrenhausmitglied die Erklärung abgegeben, das Reich und Preußen und die sämtlichen Bundesstaaten müßten sich eidlich verpflichten, niemals unter 4% herabzugehen. Das war so eine Ansicht, die er als einfaches Mitglied des Herrenhauses zum Besten gab und die allen Witwen und Waisen aus der Seele gesprochen war; wird er imstande sein, ihr als Leiter unsrer Finanzen den erforderlichen Nachdruck zu verschaffen? Wir glauben es nicht, denn kein Staat ist imstande, sich der Ermäßigung des Zinsfußes zu widersetzen, wenn die Verhältnisse es verlangen. Man scheint auch nicht an die Ausführbarkeit dieser Idee zu glauben, denn andernfalls würde der Kurs ein ganz andres Aussehen gewinnen. Der Kurs unsrer Anleihen ist nichts weniger als konversionsreif. Aber wir glauben auch die Ursachen dieser Unreife zu erkennen. Die Banken selbst sind es wohl, die sich den Konversionsprojekten mit größter Entschiedenheit entgegenstellen. Sie denken: Böse Beispiele verderben die guten Sitten. Sie sagen sich, der Staat hat die Aufgabe, mit dem guten Beispiele voran-

Digitized by Google

zugehen und 4% zu bezahlen, damit die Städte, Landschaften e tutti quanti ein gleiches tun. Denn wenn man die Ansicht des ehemaligen Herrenhausmitgliedes für bare Münze nehmen würde, dann würde der Kurs unerbittlich steigen, daß Papier würde von selbst konversionsreif und das ganze Heer der konversionsbedürftigen Schuldner würde folgen, und dann hätten wir von neuem die Bescherung! Dann hätten wir die Wiederkehr jener Zeiten, in denen der Markt mit 3½% Anleihen überschwemmt wurde, Verhältnisse, die die Banken zwangen, sich solidarisch gegen die Einführung 3½% Anleihen zu erklären. Darum unterstützen sie den Finanzminister in seinen Bemühungen und verhindern die Steigerung auf eine Höhe, die die Konversion in unmittelbare Nähe rückt. Wenn jetzt aus Pest gemeldet wird, daß die Ungarische Anleihe viele Male überzeichnet ist, so denken wir dabei an frühere Verhältnisse bei uns selbst, denken an Mephistos Wort: „Und kurz und gut, ich gönn' ihm das Vergnügen, gelegentlich sich mal was vorzulügen".

Mercator.

* * *

Mond und Wetter. Rückblick

Die in Nr. 47 des vorigen Jahrganges gegebene Voraussage, daß die Woche vor Weihnachten nicht besonders günstiges, heiteres und trockenes Wetter, sondern Schmutz- und Regenwetter in Aussicht stelle, ist durch den tatsächlichen Verlauf der Witterung durchaus bestätigt worden. Mit dem Vollmond — 16. Dezember — begann eine Periode von Regentagen, die bis zum 20. Dezember einschließlich anhielt. Auch die Vollmondstürme blieben nicht aus, die namentlich im Kanal und in England — 16. und 17. Dezember — große Verheerungen anrichteten. Ebenso treten die Berichte über Hochwassergefahr und Überschwemmungen wieder mehr hervor. Aus der Rheingegend wurde unterm 20. Dezember in den Zeitungen ein starkes Anwachsen des Stromes, eine Folge der vielen Niederschläge, gemeldet. Südlich der Alpen kam es zu schweren wolkenbruchartigen Regengüssen. Es zeigt sich darin, daß um diese Zeit die vom Äquator her nordwärts vordringende Luftströmung wieder gewaltige Mengen äquatorialer Feuchtigkeit in höhere Breiten geführt hat.

Die warme, für die Jahreszeit außergewöhnlich milde Witterung hielt auch während der Regenperiode an und fand mit dem Vollmonde und der höchsten Deklination noch eine nicht unerhebliche Steigerung.

Vom 21. Dezember ab zeigte das Wetter für wenige Tage eine kleine Besserung; es wurde trockener und wesentlich kälter. Die Hoffnung aber, daß die Weihnachtstage selbst uns ein heiteres Gesicht zeigen würden, erfüllte sich nicht. Nach einem nochmaligen vollen Regen- und Sturmtag am 24. Dezember blieb auch in den folgenden Tagen das Wetter trübe und zum Teil regnerisch. Dann aber besserte sich das Wetter rasch und am 28. und 29. Dezember hatten wir leichten Frost. Alsbald nach Vorübergang des Neumondes ist dann auch in der Ebene der Winter eingekehrt. Leichte Schneefälle haben eine dünne Schneelage über das Land gebreitet. Dabei ist zu beachten, daß der fallende Schnee nicht die charakteristische Form großer weicher Flocken hatte, wie solches der Fall ist, wenn Luft von Süden oder Südwesten her mit starkem Feuchtigkeitsgehalt zu uns herüberkommt, sondern eine mehr pulverige Natur in Gestalt kleiner Graupelflocken zeigte.

Den Unterschied in der Witterung zwischen der voraufgegangenen Vollmondperiode und der jetzt herrschenden Neumondperiode ist demnach in keiner Weise zu verkennen. In der ersteren Periode tagsüber Wärmegrade von 8 bis 10° C. fast durchgängige Regel, nachts kaum unter 5° heruntergehend, zum Teil noch erheblich darüber bleibend, vom 26. Dezember ab dagegen Temperaturen, die wenig über 2° C. hinausgingen und nachts wiederholt unter den Gefrierpunkt sanken. Die Wetterkarten der Woche zwischen Weihnachten und Neujahr zeigen ein plötzliches und rasches Vordringen der Kälte von Nordosten und Osten her, so daß sie am 28. und 29. Dezember ihr Herrschaftsgebiet über ganz Deutschland bis nach Frankreich hinein erstreckte. Mit dem Neumond wurde diese Kältewelle wohl etwas zurückgedrängt, hielt aber im Osten Deutschlands stand, um alsbald nach dem Vorübergehen des Neumondes wieder vorzudringen.

In weit schärferer Weise als in der Ebene hat für die höher gelegenen Gegenden, insbesondere das Gebiet des Harzes die Regel: „Neumond und tiefe Deklination bedingen Kälte" sich bewährt. Nach der auch für das Brockengebiet außerordentlich milden Vorperiode mit zeitweilig nahezu frühlingsmäßiger Temperatur ist dort schon seit dem 26. Dezember, bei einer südlichen Deklination von 12° 55' der volle Winter eingekehrt und hat meine in Nr. 47 ausgesprochene Vermutung, daß in diesem Jahre eine Besteigung des Brockens zwischen Weihnachten und Neujahr schon eher die Aussicht einer genußreichen Winterfahrt biete als um die gleiche Zeit im Vorjahr, vollauf bestätigt.

Heute ist bei uns wieder eine mäßige Erwärmung mit Tauwetter und Regen eingetreten. Ob aber damit schon der von mir für die Vollmondzeit in Aussicht gestellte völlige Umschlag zu milder Witterung sich vollzogen hat, ist noch keineswegs sicher. Im Osten, Südosten und Süden lagert strenge Kälte, und es ist nicht ausgeschlossen, daß in den nächsten Tagen zwischen erstem Viertel und Vollmond noch ein Teil dieser Kältewelle zu uns herüberdringen wird.

Hildesheim, den 9. Januar 1911. Emil Brandt.

Des Kaisers Fluch.

Als ich letzthin von der Lüderitzbucht, wo ich der Diamanten wegen weilte, nach Europa zurückgekehrt war, sprach ich auch in Paris bei René Schickele vor. Und der rief mir gleich mit strahlendem Angesicht entgegen:

„Famose Vision gehabt."

Ich will versuchen, die Vision, die er mir umständlich beim Morgen-Kaffee erzählte, in dramatischer Form vorzutragen:

Ort der Handlung: Schickeles Arbeitszimmer in einem Landhause bei Versailles. Rokoko-Möbel. Großer Schreibtisch im sogenannten Empire-Geschmack.

Zeit: gleich nach Sonnenaufgang.

René (in blau-grün gewebtem chinesischen Seidenkaftan): Ei, wer sitzt denn da an meinem Schreibtisch? Sie! Onkelchen!

Napoléon (der am Schreibtisch sitzt in grüner Uniform mit knallroten Epaulettes): Sie sind Schriftsteller, nicht wahr?

René: Freilich! Was sollt ich denn sonst sein? Jeder anständige Mensch ist doch heute Schriftsteller. Sie nicht?

Napoléon: Sie sind offenbar an den Verkehr mit Potentaten noch nicht gewöhnt, nicht wahr?

René: Oho! Vive l'empereur!

Napoléon: Na — Sie gewöhnen sich ja schon an die üblichen Formen (Admiral Montholon stürmt ins Zimmer — in großer Uniform — aber sehr verkatert).

Montholon: Da hört sich doch alles auf: in Deutschland, dem Hort des Militarismus, hat man die feldgraue Uniform eingeführt; alle bunten Waffenröcke, blanke

Digitized by Google

Knöpfe, blanke Säbelscheiden, Pickelhauben und Epaulettes, blanke Sporen und blanke Tressen — alles flog in die Rumpelkammer zum alten Eisen. Au! Au!

Napoléon: Aber Montholon! Sie sind wieder in obskuren Stadtvierteln gewesen — das sollten Sie sich als Schattenadmiral doch abgewöhnen; Schatten sind ernst. Indessen: wahrheitsliebend sind Sie. Was Sie mir erzählen, ist ja ganz unerhört. Also: so weit ist es mit Deutschland gekommen? Mit meinem Deutschland, das mir ans große Militaristen-Coeur gewachsen ist? Hat man die Tradition vergessen?

Montholon: Total vergessen.

Napoléon: Das tut mir mein schneidiges Deutschland an, das ich so oft besiegte? Ha! Hat man alldort vergessen, was ich über die Uniformen sagte? Aber die bunten Uniformen? Geht ein Indianer im Schafspelz auf den Kriegspfad? Nein, er beschmiert sich das Gesicht mit bunten Farben und steckt bunte — knallbunte — Federn ins schwarze Männerhaar. Und Deutschland? Deutschland rüttelt an der Tradition? Das ist ja der Anfang vom Ende. Daß dem tatsächlich so ist, das sagte doch der Militaristen-Kodex ein ganzes braves Jahrhundert hindurch.

René: In allen Sprachen. Vive l'empereur!

Napoléon: Schweigen Sie! Können Sie sich denn nicht an den Verkehr mit alten Potentaten gewöhnen?

René: Hurra! Hipp! Hipp! Halloh!

Napoléon (aufspringend): Hiermit verfluche ich die militärische Uniform-Reform — von oben bis unten. Sie soll der Anfang vom Ende sein! Graues Elend soll die grauen ehrvergessenen Krieger anwandeln.

Montholon: Mich wandelts auch an.

René: Mich auch! Vive l'empereur!

Napoléon: Schweigt! Verflucht sei die graue Uniform! Verflucht ....

Lannasch (Renés Gattin im Nebenzimmer): Wer schreit denn da wieder so fürchterlich?

Montholon: Wir sind belauscht! (Man hört draußen Trommelwirbel.)

Napoléon (geht zum Fenster): Ah, die alte Garde! In bunter Uniform!

René: Es lebe die Farbe!

Napoléon (dreht sich wütend um, drei Kanonenschüsse dröhnen durch Schickeles Arbeitszimmer. Napoléon und Montholon lösen sich in Pulverdampf auf).

Lannasch (ins Zimmer stürmend): Das riecht ja hier nach Pulver.

René: Das ist immer so bei militaristischer Vision.

Lannasch: Hattest du wieder Vision?

René: Natürlich! Schattenkaiser und Schattenadmiral waren hier — draußen trommelte alte Garde.

Lannasch: Daß du auch immer nur solche Leute hier hast; die kann man doch nicht einmal zum Abendbrot einladen.

* * *

Dies ist alles ganz wortgetreu wiedergegeben. Ich wunderte mich natürlich sehr über diese Vision, die gleich mit so deutlichen Worten vorging und mit so erschrecklichem Fluch. Ich ließ mir das Arbeitszimmer zeigen. Und ich rückte dort verschiedene Möbel von der Wand ab, aber ich fand nichts Verdächtiges.

Paul Scheerbart.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Deutsche Dichtung, herausgegeben und eingeleitet von Stephan George und Karl Wolfskehl. I. Bd. Jean Paul, II. Bd. Goethe, III. Bd. Das Jahrhundert Goethes. II. Ausgabe. Verlag Georg Bondi (Berlin, 1910). Erster Band 3 und 4 M. Zweiter und dritter Band je 1,50 und 2,50 M.

Das dreibändige Werk liegt bereits in zweiter Auflage vor und hat dadurch bewiesen, daß es dem Geschmack der Leser entspricht. Die Ausstattung ist hypermodern; für ein Auge, das an ältere Drucke gewohnt ist, haben diese „e", deren Schleife geöffnet ist, die kleinen „t" und „h", die nur die Hälfte des ihnen sonst gewährten Raumes einnehmen, die seltsame Form des „a" etwas höchst Widriges; die eigenartig gestalteten Interpunktionszeichen befremden uns ebenso wie der kleine Druck der Hauptwörter. Aber schließlich muß es doch viele Leute geben, denen solch modische Neuheit gefällt, denen diese Unform sogar schön erscheint.

Die Auswahl ist im ganzen zu loben. Daß der erste Band Jean Paul gewidmet ist, und zwar Auszügen aus der „unsichtbaren Loge, Hesperus, Titan, Siebenkäs, Flegeljahre" und einer Auswahl der Streckverse ist sehr zu billigen, hoffentlich hat dieser Versuch eine Wiederbelebung des in weiten Kreisen heute vergessenen Schriftstellers zur Folge. Der Goethe gewidmete Band folgt im allgemeinen der durch den Dichter selbst sanktionierten Einteilung, er bringt nach der Zueignung viele schöne Lieder, Gedichte aus Wilhelm Meister, einzelne Balladen und Elegien, Sonette, dann sehr zahlreiche Hymnen und Oden, unter denen sich auch die Marienbader Elegie befindet, eine stattliche Menge von Gedichten aus dem westöstlichen Divan, dagegen eine recht kleine Anzahl der unter der Abteilung „Gott, Gemüt und Welt" zusammengestellten Verse. Im ganzen umfaßt dieser Goethesche Band kaum über 100 Seiten, aber die Auswahl ist recht verständig und wohl geeignet, mit dem Liederschatze des unsterblichen Lyrikers bekannt zu machen, aus dem sie zwar nicht alles, aber vieles Gute zusammenstellt.

Der dritte Band ist etwas willkürlich sowohl in seiner Zusammenstellung und Auswahl, als in seiner Anordnung. Daß Klopstock „Das Zeitalter Goethes" beginnt, mag man allenfalls gelten lassen, obgleich Klopstock doch mehr als Vorläufer Goethes zu betrachten ist. Schiller ist ziemlich reichlich vertreten, auf ihn folgen Novalis, Brentano, Eichendorff. Daß aber Platen, Heine, Lenau, Hebbel, Mörike, C. F. Meyer in ein Zeitalter Goethes kommen, wird man schwer verstehen, wenn man auch gewiß aus vollem Herzen zugibt, daß sie in eine Sammlung des besten aus der deutschen Lyrik gehört. Noch weniger wird man begreifen, warum manche spezielle Zeitgenossen Goethes, z. B. der hochbedeutende Lyriker Lenz gar nicht vertreten sind, und kann nicht verstehen, warum unter den Romantikern Arnim, Rückert und Uhland fehlen. Die Zutaten des Herausgebers oder der Herausgeber — denn in die wenigen Worte teilen sich zwei Autoren — sind unbedeutend und nichtssagend: der Stich gegen Schiller in der Einführung des dritten Bandes hätte getrost wegbleiben können; dagegen wäre ein wirkliches Wort der Einführung, der Erläuterung der Grundsätze, die die Herausgeber bei ihrer Auswahl geleitet haben, wünschenswert, ja erforderlich gewesen. L. G.

Digitized by Google

Shaftesbury: Die Moralisten. Übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen von Karl Wolff. Verlag von Eugen Diederichs (Jena).

Es muß zweifellos als ein wissenschaftliches Verdienst von kultureller Bedeutung angesehen werden, daß es unternommen wurde, diese „philosophische Rhapsodie" nach mehr als einem Jahrhundert — die letzte deutsche Ausgabe datiert von 1776—1779 — dem Schoße der Vergangenheit zu entreißen. Denn man wird sich an dem berühmten englischen Philosophen, der in den „Moralisten" die Weltanschauung des 18. Jahrhunderts niederlegt, auch heute noch erbauen können. Heute um so mehr, als wir in einer Zeit sophistischer Phrasendrescherei einen gesunden Empirismus, wie ihn Shaftesbury vertritt, nur willkommen heißen können. „Philosophie in des Wortes richtiger Bedeutung ist nichts als eine höhere Stufe guter Erziehung." Und auf dieser höheren Stufe guter Erziehung basiert auch die ethische Moral seiner Persönlichkeit. Shaftesbury, dem das Wesen schwärmerischer Zeloten ein Greuel war, vertritt seine Thesen mit einem edlen Feuer innerster Überzeugung. Und dieser Umstand hilft über einige veraltete Pedanterien hinweg, zu denen er sich in der Hitze des Gefechts hin und wieder verleiten läßt. Die Moralisten erschienen zuerst 1709 und erwiesen später eine volle Übereinstimmung mit der 1710 veröffentlichten „Théodice" von Leibniz. Die Konsequenz, die die Philosophie aus den „Essais de Théodicée" zieht, ist ein radikaler Optimismus, dessen Wesen Alexander Pope, das Haupt der französischen Schule in der englischen Literatur, in die Worte kleidete: „Whalever is, is right". Die Anhänger des radikalen Optimismus, der im Wesen Shaftesburys einer der sympathischsten Züge ist, erklären rundweg: es gibt kein wahres Übel. Ja, sie gehen sogar so weit, zu behaupten, daß eine Beseitigung des Übels eine Verschlechterung der Welt bedeuten würde. Denn nicht die Häufung des Gleichartigen", heißt es in der Einleitung, „bringt Harmonie hervor, sondern Verknüpfung des Mannigfaltigen. Die Schattenpartien dürfen im Gemälde, die Dissonanzen in der Musik nicht fehlen." Der Harmoniegedanke und die Tugendidee, die Shaftesbury beide bis zum Fanatismus vertritt, sind das Wesen seiner Philosophie. Er ist weder Theist noch Atheist und verwirft entschieden den Deismus. Er erkennt die Existenz Gottes an, und es ist die Aufgabe der Philosophie zu beweisen, was die Offenbarung, die sich auf die Anerkennung gründet, nur voraussetzt. In diesem Sinne ist Shaftesbury auch durchaus ein Gegner des Skeptizismus. Die Religion, als deren oberstes Prinzip er die Liebe erachtet, bildet für ihn ein Mittel zum Zweck der Moral. Er will die Menschheit durch jene für die Religion erziehen, denn in Lastern und Leidenschaften sieht er ihren größten Feind. Aber er verachtet eine Tugend, die nur mit Rücksicht auf das Jenseits geübt, eine Religion, die nur auf Kosten der Tugend geehrt wird, denn zwischen diesem Eifer und dem, was wir Atheismus nennen, vermeint er einen gewissen Einklang zu spüren. Die Weltanschauung Shaftesburys beruht in dem Glauben an eine, in einer sittlichen Weltordnung und einem durchgreifenden Macht- und Einheitsprinzip wurzelnden Vorsehung. Die Betrachtung des Universums, seiner Gesetze und Regierung, bildet nach Shaftesburys Ansicht das einzige Mittel, das den gesunden Glauben an eine Gottheit begründen kann. Ist doch die Weltordnung als solche nichts als eine Folge der Vorsehung, die Gottheit ein spiritus rector, und nicht das leidende oder in Leidenschaft gezogene Objekt. Und auch diesen überaus feinen Unterschied, der ihn streng vom Theismus trennt, kleidet Shaftesbury in jenen Harmoniegedanken, der seiner Philosophie ein unentbehrlicher Grundstein ist. Was er nimmer behandeln mag, er bekennt sich als ein unmittelbarer Anhänger des Stoizismus, der in der Tugend das höchste Gut, im Laster das einzige Übel erblickt. Wie so viele Philosophen seines Schlages, konnte sich auch Shaftesbury von einer teilweisen Trockenheit in der Darstellungsweise nicht befreien, die trotz der ganz ausgezeichneten Übersetzung über eine gewisse Ermüdung des Lesers nicht hinweghilft. Es ist das um so mehr zu bedauern, als er uns in einem von pathetischem Paroxysmus getragenen Naturhymnus, einen

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

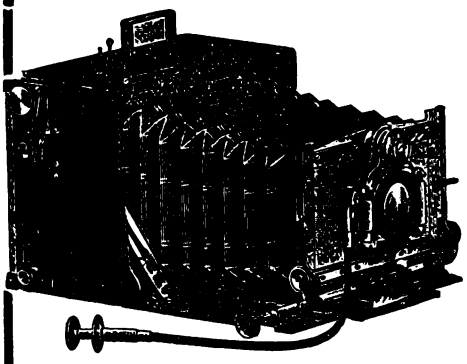
Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ∴ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —



Die geeignetsten Cameras für den

Wintersport

sind Apparate mit Schlitzverschluss vor der Platte wie z. B. obenstehende Ernemann-Zweiverschluss-Cameras Heag VI, oder Heag XIV oder Klapp-Camera Mod. II. Der absolut zuverlässig und fast geräuschlos arbeitende Ernemann-Schlitzverschluss gestattet Aufnahmen bis zu 1/2000 Sekunde! Reich illustrierter Camera-Katalog kostenlos!

Heinr. Ernemann A.-G., Dresden 260.

Digitized by Google

glänzenden Beweis seiner dichterischen Gestaltungskraft gibt. Diese ekstatischen Prosaverse, die in einer wundervoll rhythmischen Sprache das Weltall besingen, erinnern unwillkürlich an Homer, wenn sie auch nicht den Bilderreichtum des Griechen besitzen. Herder, einer der eifrigsten Verehrer Shaftesburys, unternahm es, jene Zeilen in ein Versmaß zu zwängen, wodurch sie eher verloren, als gewannen. Der Einfluß Shaftesburys auf die jungdeutschen Enthusiasten ist nicht zu verkennen. „Die größten Geister dieses Zeitalters, nicht bloß die Engländer", urteilt der Kunstschriftsteller Hermann Hettner, „haben aus ihm die kräftigste Nahrung gezogen . . . unsre Gegenwart tut sehr unrecht, ihn außer Acht zu lassen." André Dupont.

Albert v. Trentini. Sieg der Jungfrau. Roman. Schuster und Loeffler (Berlin und Leipzig).

Trentinis Erstlingsroman „Der große Frühling" wurde mit den Worten begrüßt „Germanisch-romanisch wie der große Heinrich Mann, so erscheint uns auch der verheißende Neuling Albert v. Trentini". Noch lauter und jubelnder klingt diese Verheißung aus dem neuen Werke. Dieser Roman ist ein hohes Lied der Fraueneinheit, des Sieges der Jungfräulichkeit in Kopf und Herz. Zieht da so ein junger vermögender Mensch in der Welt herum, den Kopf voll sarkastischen Wissens, voll Spott und Hohn; das Herz leer, wie er meint: übervoll, und es ist doch nur die Bestie Sinnlichkeit zur Dame Givia. Künstliche Steigerungen des Lebens sucht der einsame Mensch, den sein Bruder bestiehlt und belügt, sein Verwalter ausraubt, dessen Vater Moral auf seinen Namen häufte. Die Dame Givia läßt ihn nicht, das Weibgebundensein des Mannes reißt ihn in wilder Gier ihr zu Füßen, es lehrt ihn Haß der Menschheit gegenüber. Drei Menschen seines Heimatdorfes schütteln den Kopf: der Germanikus im Flammenrot, der nur „Deutsch" kennt und die „Welschen" haßt — der Arzt Loreloche, der Pfarrer, der nur die zerfallende Kirche sieht und der unzufriedene Weltreformer und Lehrer Pius Vesper. Die sehen den jungen Herrn immer tiefer sinken, einsam wie Waldtier hausen und haben trotz ihres Steckenpferdes alle den Glauben ans Menschenherz: das muß auch hier das Wort gewinnen! Fräulein Judith, „eine Jungfrau, ein Bauernmädchen! Haha" denkt er, „Stimmungen, lächerliche Stimmungen, sie gehen vorüber! Küssen muß das Weib können, um zu erlösen! Wollust! Wollust! Haha!" Aber die Stimmungen gehen nicht vorbei und Fräulein Judith kann küssen. Das Wunderliche steht im Alltäglichen, er liebt ein reines Weib und der Spuk versinkt. Musik und Märchentöne sind in diesem heißen herzerfüllten Buche, in dieser Schönheitsbibel aus sonnigem Südtirol. Der österreichische Gösta Berling ist der „Held" des Romanes, der irrende suchende Mann des zerklüfteten Tuns und Lassens, der endlich Ruhe findet im Weib, in dem einen Weib. Eines Dichters Fühlen und Wissen spricht aus den vollklingenden Zeilen, die oft wie süßfließendes Italienisch scheinen in deutsche Laute meisterlich umgegossen. Germanisch-romanisch ist auch dieses Buch aus Österreich, dessen Schöpfer ein deutscher Dichter ist. Wenn Trentini kleine Manierertheiten ablegt; mich stört der stets vom Prädikat eingeleitete Satz nach der direkten Rede [„Givia", ging er zur Tür. — „Das nicht!" stand er auf]: dann wird Trentini in Kurzem einer unsrer ersten Namen sein. Er hat Können und Herz und sieht mit trunkenen Augen wundervolle Bilder, die er mit einer anschmiegenden Sprache seltener Plastik und Schönheit darzustellen weiß. Nicht ein Kommender, ein Voll-Reifer, steht Trentini mit diesem zweiten Buche vor uns; es ist nun Sache der literarischen Gärtner, ihn zu pflegen, die Menschen einzuladen, in seinem Schatten zu lustwandeln.

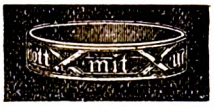
Wien. Walter v. Molo.

Wir verkaufen auf Teilzahlung

Moderne Trauringe Mattgold, 14 Karat 0.585 gestempelt

No. 2415. Sinnspruch: „Die Liebe höret nimmer auf". M. 28.—

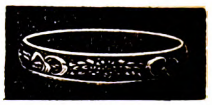
No. 2416. Sinnspruch: „Dein für immer". M. 25.—



No. 2417. Sinnspruch: „Gott mit uns" M. 24.—

No. 2418. Sinnspruch: „In Liebe treu" M. 23.—

No. 2419. Blumenembleme Myrthe-Rosen M. 24.—



No. 2420. Blumenembleme Myrthe M. 23.—

No 1358. Glanzgold, 4 Brillanten, Gr. 9 (à 9/64 Kar.) 10 Brillanten, Gr. 1 (à 1/64 Kar.); zus. 14 Brillanten (46/64 Kar.), in Platin gefasst . . . M. 350.—

Hunderttausende Kunden in 30 000 Orten des Deutschen Reiches

Uhren — Unser Katalog enthält grosse Sortimente in Brillantschmuck. Feinste Uhrenmarken. — Hochzeits- u. Gelegenheitsgeschenke — Uhren

Jonass & Co., Berlin K.W. 320, Belle-Alliancestr. 3

No. 1124. Mattgold, Schiene durchbrochen, 1 Brillant, Grösse 2 (2/64 Karat), in Platin gefasst . . . . M. 31.—

Eigene Gehäusemacherei. Eigene Goldschmiede. Eigene Gravieranstalt. Eigene grosse Uhrwerkstätten.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Mießler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 5. Berlin, den 28. Januar 1911. 40. Jahrgang Band 79.

Der Sprung ins Dunkle.

Gesetze machen ist leicht, gute Gesetze machen schwer, gute Steuergesetze am schwersten, fast unmöglich aber einem Parlament wie unserem Reichstag, der über eine Steuerreform zu Falle kam, dessen innere Gegensätze zu vollkommener Zerrüttung geführt haben, der in zucht- und zügelloser Parteiagitation fast alle Arbeitsfähigkeit verloren hat. Dennoch müssen wir aus den Händen dieses Reichstages noch ein tief in unser Wirtschaftsleben einschneidendes Steuergesetz in Empfang nehmen. Dazu ein Steuergesetz, mit dem wir uns auf eine terra incognita begeben, auf steuertechnisches Neuland, wo jeder Schritt ins Ungewisse führt und niemand, geschweige unsre Herren Gesetzeslieferanten, die Tragweite des Versuches berechnen können. Das sagten sie sich sogar selber von vornherein, daß eine Reichswertzuwachssteuer nicht eins zwei drei ausgedacht, eingebracht und fertig gemacht werden könne, wie etwa eine Steuer auf Zündhölzer, Zigarren, Junggesellen, Leuchtkörper, Parfümerien und dergleichen erleuchtete Augenblickseingebungen, von denen wir ja einige im Jahre des Steuersegens 1908 beschert bekamen. Diesmal reichte selbst der prominente Kopf eines Matthias Erzberger nicht hin, die Nuß in einer Nacht zu knacken. Heiliger Pankraz, sonst wär sie längst entzwei und wir mit ihr. Es hat gute Weile gebraucht, bis das Reichsschatzamt seine „Erhebungen angestellt", heißt zu Deutsch, sich schlüssig gemacht hat, auf welche Weise es am schnellsten und ungefährlichsten durch sämtliche parteiegoistische Vorgebirge hindurch zu möglichst vielem Gelde gelange. Um so knapper aber ist nun die Zeit geworden, in der das kostbare Papierschiff durch selbige Promuntorien hindurchgeblasen werden muß. Denn so eifrig Herr Wermuth, unser Schatzsekretär, dahintersteht und pustet, so unberechenbar dreht und kreiselt es von Klippe zu Klippe. Wenn es nicht noch vorm Ende aufweicht und entsinkt, so dankt es das der Tatsache, daß auch obgenannte Parteiklippen stellenweis nur Pappkulissen sind, die ein sanfter Druck beiseite biegt.

Die Wertzuwachssteuer ist nicht ganz zu Unrecht eine neue Reichsfinanzreform genannt worden. Sie steht zwar in vorausgesehener Verbindung mit der ersten; aber wenn den schwarzblauen Träumen nicht eben doch ein recht arges Defizit des Erwachens gefolgt wäre, so brauchten wir sie gar nicht. Weiter aber — und das heißt den löblichen Grundsatz „Keine Ausgabe ohne Deckung" zum mindesten bis an den Rand des Gegenteils schieben — ist das Zuwachsgesetz ein unentbehrlicher Bestandteil des noch gar nicht einmal beratenen Etats von 1911. Das ist ein bedenklicher Zustand. Ohne den Wertzuwachsertrag kann das Quinquennat nach besagtem löblichen Grundsatz einfach nicht beschlossen werden. Die Zuwachssteuer ist der Boden, auf dem sein ganzes fünfjähriges Dasein ruht. Ein Rüstungsgesetz aber, dessen Notwendigkeit so offenherzig vor aller Welt detailliert worden ist, wieder zurückzuziehen, das darf ein Deutsches Reich nicht machen. Die Folge ist, daß der Reichstag vor einem Beschluß steht, den er fassen muß, ob er will oder nicht. Er kann einfach nicht anders. Vermag er die Nuß nicht kunstgerecht zu knacken, muß er sie eben so schlucken. Der einzige, der angesichts dieser Tatsache und ihr zum Trotz den Mut gehabt hat zu protestieren und seinem Gewissen gehorchend zu warnen: lieber warten, als ins Dunkle springen, ist der Reichsparteiler Herr Arendt. Er ragte wie eine Säule einsam aus dem See. Die andern dagegen tauchten verzweifelt mit geschlossenen Augen auf den Grund und holten Anträge über Anträge aus der Finsternis, stießen sich gegenseitig die Köpfe dabei, sagten Pardon, nahmen sichs nicht übel und warfen die Beute ans Ufer, eingedenk ihres Versprechens, auf deutschem Boden den Schlammberg dieser Steuer zu schaffen, dem die goldene Lava entströmen soll, lieber heute als morgen.

Und doch kann nicht genug betont werden, daß der Gedanke, den unverdienten Zuwachs einer besonderen Abgabe zu unterwerfen, ein denkbar guter und gerechter ist. Ob man in diesen Tagen, da das Deutsche Reich seinen vierzigsten Geburtstag gefeiert hat, das Recht dieses Gedankens von dem Verdienst des Reiches am Aufschwung aller Werte ableitet, ist dabei ganz nebensächlich. Auch andre Dinge in der Welt wirken auf unsre

Digitized by Google

Bodenwerte zurück. Es kommt allein darauf an, daß müheloser Gewinn der erste ist, der Lasten tragen kann. Das ist eine elementare Maxime sozialer Vernunft. Könnte man den „müheloſen“ Gewinn nur fassen und unterscheiden von dem „verdienten“ und mühevollen! Da sitzt die Schwierigkeit. Unlöslich mit ihr verknüpft sind die bedenklichen Folgen einer unzulänglichen Lösung des Problems fürs gesamte wirtschaftliche Leben. Was ist unverdienter Gewinn? Wenn ich heute ein Haus für 250 000 Mark kaufe und verkaufe es nach einem Jahre für 300 000 Mk., so wird keiner etwas dagegen sagen können, daß man mir einige Tausende zu Reichszwecken abnimmt, nicht einmal ich selbst. Allerdings werde ich mir vorher überschlagen, wie viel das sein wird, und werde danach bereits meine Forderung gestellt haben. Ob ich sie durchsetze, hängt von den Verhältnissen ab, allgemein gesagt, von der Konjunktur. Ist sie gut, so wirds mir leicht gelingen, ist sie dagegen schlecht, — dann bleibt das Bild auch dasselbe, denn auch in dem Falle werde ich doch schon mit der Steuer gerechnet haben. Ob gute Konjunktur, ob schlechte, der Preis wird auf alle Fälle stillschweigend stets mit Einschluß der zu erwartenden Abgabe gestellt werden. Je größer aber meine kapitalistische Kraft, um so besser meine Fähigkeit, die Konjunkturen auszunutzen und vielleicht sogar mit Hinweis auf die Steuer die Höhe meiner Preise zu rechtfertigen, obwohl ich dadurch keinen Pfennig zu kurz komme. Zweifellos werden sämtliche Bodenwerte, nachdem die erste niederhaltende Wirkung der Steuer auf die Kauflust sich durch den natürlichen Lebens- und Unternehmungsdrang ausgeglichen hat, eine systematische Preissteigerung erfahren, deren Zusammenhang mit den Zuwachsabgaben man unschwer wird nachweisen können. Wenn dann auch tatsächlich der Zuwachs besteuert ist, so doch nicht auf Kosten derjenigen, die ihn eingesteckt haben, sondern derjenigen, die nun unter erschwerten Bedingungen wieder suchen müssen, den Wert hinaufzutreiben, um auch ihrerseits zu verdienen, resp. eine angemessene Verzinsung zu erzielen.

Damit ergibt sich ohne weiteres eine weitere Steigerung der in den Zentren schon unerhört teuren Mieten. Zu leiden hat dabei wie immer am meisten der Mittelstand, der seine anerzogene Lebenshaltung immer mühsamer mit seinen Bezügen in Einklang bringen muß. Diese Rückwirkung der Steuer auf die Mieten, die von den Bodenreformern in unendlich törichter Weise bestritten wird, ist im Reichstage von den Nationalliberalen rundweg zugegeben worden. Und die Nationalliberalen, auf die wir am Schluß noch zurückkommen, sind in dieser ganzen Frage wohl die glaubwürdigste Fraktion. Dabei muß insbesondere bedacht werden, daß nach analogen Erfahrungen auch die Mieten nicht verkaufter Häuser steigen werden, wenn diejenigen der Nachbarschaft durch die Zuwachsabgabe verteuert sind. Diesen edlen Wettstreit kennt man zur Genüge. Da läßt sich keiner überholen, wobei sich noch stets verstanden hat, daß der Aufschlag nicht nur der Abgabe entspricht, sondern noch einen Extraverdienst bringen soll. Wenn eine Unternehmerklasse, zumal eine, der die Spekulation sozusagen im Blute liegt, sich einig ist, weiß sie sogar ihre Abgaben zu Quellen neuer Einnahmen zu machen. Die höhere Verzinsung des Betriebskapitals gibt dafür die Kulisse. Aber wenn eine Steuer nicht den trifft, den sie treffen soll, taugt sie nichts. Eine Besitzsteuer, die abgewälzt wird auf die Konsumenten, ist keine Besitzsteuer mehr. Und eine Steuer, die die Mieten heraufschraubt, ist unsozial im höchsten Maße. Daß man die ungesunde Terrainspekulation mit diesem Gesetz niederhalte, ist außerdem ein Wahn. Dazu gehören ganz andre Mittel von drakonischerer Art. So lange etwas einen „Wert“ hat, wird die Klasse der Spekulanten immer damit zu spekulieren wissen, die größeren und gefährlicheren um so besser, je schwerer es den kleineren, den Gelegenheitsspekulanten gemacht ist. Auf die schädlichen Folgen für das schon jetzt höchst ernstlich von allerhand Übeln infizierte Baugewerbe ist allerorten hingewiesen worden, so lange der Gedanke der Wertzuwachssteuer besteht. Auch das kann schwere Gefahren für das Wohnungswesen mit sich bringen. Gibt es denn wirklich kein Mittel, die bedauerlichen Konsequenzen, die man von dem Gesetz erwarten muß, abzuwenden, kein Mittel, die Abwälzung zu verhindern? Bisher ist keins entdeckt worden.

Warum also das Gesetz jetzt machen? Was nützt mir der beste Gedanke, wenn ich nicht weiß, wie ihn durchführen? So durchführen, daß wirklich nur seine guten Seiten zutage treten? Da offenbart sich wieder die ganze Misere unsrer Situation. Herr Wermuth ist ein gewissenhafter und kluger Finanzmann. Er weiß sicherlich auch, daß das Gesetz, dem er so eifrig nachgeht, schädliche Wirkungen nach sich ziehen muß, weil bisher die Formel noch nicht gefunden ist, sie zu unterbinden. Aber er braucht Geld. Und zwar gleich. Er kann nicht warten. Der berühmte „balancierende Etat“ Bethmann Hollwegs balanciert lediglich auf dieser noch nicht existierenden Steuer. Fällt sie, so fällt das ganze, mühsam konstruierte Kartenhaus. Das macht es einem sauer, gegen Herrn Wermuth Vorwürfe zu erheben. Um so schwerer aber trifft es auch hier wieder die blauschwarzen Gebrüder, zumal die Konservativen. Es ist ein offenes Geheimnis, daß sie so wenig von dem Gesetz erbaut sind, wie wir; aber sie denken, auf diese Weise um die ††† Erbschaftssteuer herum zu kommen. Die Erbschaftssteuer ist die einzige gerechte Besitzsteuer, die dem Reiche zugänglich ist, solange wir den bedauerlichen Zustand haben, daß das Reich wegen der bundes-

Digitized by Google

staatlichen „Rechte“ nicht an die Vermögenssteuer herankommt. Die Tatsache, daß die Glieder dem Ganzen im Wege sind, wird ja wohl im gesegneten Deutschen Reiche niemals überwunden werden. Also bleibt nur die Erbschaftssteuer. Denn sie allein ist dem wirtschaftlichen Leben der Konjunktur, der Abwälzungsgefahr, der Verteuerung der Lebenshaltung gänzlich entrückt. Sie allein trifft den Besitz in einem isolierten Moment. Der agrarische Familiensinn jedoch steht wie ein rocher de bronce. An ihm würde Wermuth zerschellen, wie Sydow und Bülow zerschellt sind. Gewalterperimente aber leidet Bethmann nicht. Wozu auch, wenn er nicht die Macht und Kraft hat, sie durchzusetzen? Was also kann Wermuth machen? Abgehen, damit wir einen andern bekommen, der wahrscheinlich nicht einmal so tüchtig ist wie er, sicher aber nicht mächtiger? Das wäre Unsinn. Also liegt auch diesmal die ganze Verantwortung bei den Helden der Reichsfinanzreform.

Klar wie die Sonne beweisen das die sonderbaren Parteistellungen der letzten Woche. Für den reinen Regierungsentwurf waren nur die Regierung und — die Sozialdemokraten. Beide aus demselben Grunde, weil er am meisten Ertrag verspricht, wenn auch mit verschiedenen Motiven. Die Sozialdemokratie macht sich ein teuflisches Vergnügen daraus. Es geht gegen den Besitz, und die Konservativen sitzen in der Klemme, das ist ihre Freude. Mit den Sozialdemokraten geht teilweise auch der Freisinn, einmal aus wahlagitatorischen Gründen, zweitens weil die Börse so gut wie unberührt bleibt, drittens weil gerade die große Bodenspekulation verhältnismäßig am wenigsten zu fürchten hat. Dazu kommt dann auch die Schadenfreude über die konservative Klemme. Mit erhabener „Opferfreudigkeit“ erklärt der Freisinn: Wenn schon, denn schon! Es muß ordentlich Geld gemacht werden! Die Rechte hat sich mit dem Zentrum in der Kommission allerhand ausgedacht, was wenigstens den ländlichen Besitz schonen soll. Was der Agrarier dann schließlich noch zahlen muß, ist nicht allzu erheblich, jedenfalls nicht in Anbetracht der so vermiedenen Erbschaftssteuer. Das Zentrum reckte in der Kommission wohl einige Male seine demokratische Faust, steckte sie aber im Plenum vor den „so überzeugenden Darlegungen“ des Herrn Schatzsekretärs wieder artig in die Tasche und sekundierte tapfer dem agrarischen Bruder. J, wir sind gesinnungstüchtig! Einzig und allein in wirklichen Gewissensnöten befinden sich die Nationalliberalen. Sie erkennen den guten Grundgedanken an, erkennen an die schwierige Stellung Wermuths, erkennen an, daß das Reich Geld braucht, aber auch, daß es anderswie momentan nicht zu beschaffen ist. Sie erkennen die großen Schäden und Schwierigkeiten der Vorlage, und bessern, soviel sie vermögen; aber was erreichen sie viel? Daß sie nicht als einzige Partei alles ablehnen können, ist nach der ganzen Situation klar, zumal da sie dem Gedanken früher selbst zugestimmt haben. Jedenfalls ist auf ihre Ansicht der meiste Verlaß; denn sie verfolgen bei diesen Debatten als einzige Partei keine politischen Interessen, während für alle andern das eigentliche Problem längst nicht mehr technisch ist, sondern rein parteipolitisch. Hier wie überall im gesegneten Wahljahre 1911. Und nun sehe man sich an, wie Hunderte und Aberhunderte von Abänderungsanträgen in der zweiten Lesung eingebracht, zurückgezogen, redigiert, wieder eingebracht, wieder zurückgezogen, ersetzt, angenommen, wieder abgelehnt worden sind. Anträge, deren Tragweite außer den Spezialisten der Kommission weitaus den meisten völlig schleierhaft blieb. Aber gestimmt haben sie. Denn stimmen können sie alle. Sie stimmen großartig, ruhig und gelassen. Etwas muß der Mensch doch tun, stehen oder sitzen. Was dann schließlich herauskommt bei dem allen, ist weniger interessant. Aber gestimmt wird, und dabei müssen wir uns denn beruhigen. Es ist ja auch eine Art von Trost, daß irgendetwas immer dabei herauskommt, wenn irgendeiner irgendetwas irgendwann tut. Das ist Naturgesetz. Die Reaktion folgt später!

Entwicklungsstadien der reichsländischen Verfassung und die Stellung Elsaß-Lothringens im Reiche nach dem neuesten Entwurf.

Von Alsaticus (Straßburg).*

I.

Wer sich ernsthaft einen Weg sucht zur objektiven Beurteilung der elsaß-lothringischen Frage, soweit sie eine politische Frage ist, der darf nicht nur den gegenwärtigen politischen Strömungen im Lande nachgehen, er muß die historische und staatsrechtliche Entwicklung des Reichslandes seit seiner Verbindung mit dem Deutschen Reiche als Voraussetzung der weiteren Entwicklungsmöglichkeiten studieren, und sich auch orientieren über die Gründe, die den Übergang Elsaß-Lothringens an das Deutsche Reich verursacht und zur Schaffung dieses im deutschen Staatengefüge eigenartigen Gebildes von Elsaß-Lothringen als Reichsland geführt haben. Er wird dann auch verstehen lernen, weshalb gerade heute noch so sehr betont wird, daß bei allen Reformen, die das Reichsland betreffen, in erster Linie die Interessen des

Digitized by Google

Reiches maßgebend sind und vor allen Dingen vom Standpunkte des Reichs die elsaß-lothringische Frage beurteilt werden muß. Die elsaß-lothringische Frage ist überhaupt keine spezifisch elsässische Frage: ihre endliche Lösung wird nicht zum wenigsten beeinflußt von der internationalen Lage. Und sagen wir es deutlicher: solange die auswärtigen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich nicht nur „diplomatisch korrekte" sind, solange Frankreich und Deutschland sich als gleich starke Staaten gegenüberstehen, solange Frankreich, ohne sich dabei seiner Würde etwas zu vergeben, nicht alles aufgegeben, was an eine künftige Revanche erinnern könnte, solange wird das Reich einen — für das Elsaß selbst wohl bedauerlichen, aber im Interesse des Reiches doch erforderlichen — Zustand in seiner Westmark aufrecht erhalten müssen, der einen Eingriff der Reichsgewalt in elsaß-lothringische Verhältnisse zum Schutze des Reichs jederzeit gestattet, d. h. den Charakter des Landes als Reichsland erhalten. Denn es steht fest: die Erwerbung Elsaß-Lothringens war eine militärische Notwendigkeit, Elsaß-Lothringen wurde genommen, um einen Schutzwall zu haben gegenüber schnellen französischen Angriffen. „Nicht weil die Bewohner von Elsaß-Lothringen Deutsche sind, haben wir sie an uns genommen, sondern bei der ganzen geographischen Konfiguration des Landes und bei dem Charakter der Bevölkerung ist der Besitz des Landes in Frankreichs Hand eine immerwährende Kriegsgefahr für uns" (Abg. Löwe bei den Anschlußberatungen im Reichstage 1871). Und Bismarck: „Es bleibt nichts andres übrig, als diese Landstriche mit ihren starken Festungen vollständig in deutsche Gewalt zu bringen . . . ., um den Ausgangspunkt etwaiger französischer Angriffe um eine Anzahl Tagemärsche weiter zurückzulegen, wenn Frankreich entweder bei eigener Erstarkung oder im Besitz von Bundesgenossen uns den Handschuh wieder hinwerfen sollte." Elsaß-Lothringen mußte dem Deutschen Reich angegliedert werden. Der Vorschlag, aus dem betreffenden Gebiet einen neutralen Staat zu machen, war nicht durchführbar; bei einem zweiten Waffengang zwischen Deutschland und Frankreich, das sah Bismarck ganz klar, wäre Elsaß-Lothringen nicht neutral geblieben. Ein andrer Vorschlag ging dahin, Elsaß-Lothringen zwar Frankreich zu belassen, aber die Festungen zu schleifen und deren Wiederherstellung durch völkerrechtlichen Vertrag zu verbieten. Daß Bismarck auch hiergegen sich ausgesprochen, ist selbstverständlich. Eine solche Bindung, die eine dauernde Einwirkung eines Staates auf dem Gebiet des andern begründet hätte, wäre ein für Frankreich unwürdiger Zustand gewesen. Daß Frankreich diese Landesteile nicht behielt, war notwendig. Wohin sie fallen sollten, war einstweilen nebensächlich. Nach dem Vollzug der Angliederung kam dann die große Frage der Einreihung Elsaß-Lothringens in das deutsche Staatengebiet: Sollte Elsaß-Lothringen selbständiger Staat werden, sollte es verteilt werden auf einzelne Staaten, sollte es einem Staate zugeschlagen werden, oder sollte Elsaß-Lothringen „Reichsland" werden? „Ernsthaft ist nur in Frage gekommen, soll Elsaß-Lothringen zu Preußen gelegt werden, oder soll es ein unmittelbares Reichsland sein. Ich habe mich unbedingt für die letztere Alternative entschieden, einmal, um dynastische Fragen nicht ohne Not in unsre Politik zu mischen, und zweitens darum, weil ich es für leichter hielt, daß die Elsässer sich mit dem Namen der ‚Deutschen' assimilieren als mit dem Namen der ‚Preußen'" (Bismarck, 15. Mai 1871, Reichstag. Siehe H.-Annalen d. D. R., S. 929). So wurde aus Elsaß-Lothringen ein Staatsgebilde gemacht, in dessen ganzer staatsrechtlichen Struktur die Gemeinsamkeit des Besitzes durch alle deutschen Staaten ihren Ausdruck fand: „als das sichtbare Ergebnis der gemeinsamen kriegerischen Aktion, durch welche Deutschland seine Unabhängigkeit, Einheit und Größe wiedergewonnen hat." Elsaß-Lothringen wurde zu keinem selbständigen Staatswesen erhoben. „Der Begriff des Reichslands ist mit einem selbständigen Staatswesen nicht kongruent. Es ist nicht Bestandteil eines Bundesstaats, sondern unmittelbares Reichsland. Das ist an sich etwas Abnormes, aber es mußte etwas Abnormes sein. Die Dinge lagen so, daß die verbündeten Regierungen gemeinsam diese Länder gewonnen haben, daß ihr gemeinsamer Besitz, ihre gemeinsame Verwaltung etwas Gegebenes ist, was nach unsern Bedürfnissen und den Bedürfnissen der Beteiligten in Elsaß-Lothringen modifiziert werden kann" (Bismarck). Diese gemeinsame Verwaltung ist in der Tat im Laufe der Jahre auch erheblich modifiziert worden. Aber der Grundcharakter ist immer derselbe geblieben: Noch heute ist das Land — trotz erheblicher Fortentwicklung seiner Verfassung — seiner staatsrechtlichen Stellung nach nichts andres als ein Stück Reich, das im Gemeinbesitz aller Gliedstaaten steht, es ist noch heute weder ein Bundesstaat, noch ein Anhängsel eines solchen.

Den Grundstein der verfassungsrechtlichen Entwicklung des Landes legte das Gesetz vom 9. Juni 1871, das dem völkerrechtlichen Akt der Einverleibung Elsaß-Lothringens in das Deutsche Reich seinen staatsrechtlichen Ausdruck gab. Viel umstritten ist der § 3 des Gesetzes: „Bis zum Eintritt der Wirksamkeit der Reichsverfassung ist der Kaiser bei Ausübung der Gesetzgebung an die Zustimmung des Bundesrats . . . . gebunden." Die Hauptbedeutung des ganzen Paragraphen beansprucht jedoch der Passus: „Die Staatsgewalt in Elsaß und Lothringen übt der Kaiser aus", der im Gesetze an der Spitze steht, im Entwurf jedoch an letzter Stelle stand. Es ist die Formel, die auch

Digitized by Google

im neuesten Entwurfe wiederkehrt, und an der man auch heute wieder bemängelt, daß sie den rechtlichen Zustand verschleiere, weil nicht hinzugefügt sei, daß der Kaiser die Staatsgewalt ausübe „im Namen des Reichs". In seinen weiteren Konsequenzen hat sich um diesen § 3 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 ein lebhafter Streit entsponnen in der staatsrechtlichen Literatur. Einig gehen jedoch alle Schriftsteller dahin, das ist selbstverständlich, daß die Funktionen des Kaisers nicht Funktionen „eigenen Rechtes" sind, sondern abgeleitete Funktionen. Die Macht des Kaisers war nun für die ersten Jahre — bis zum Eintritt der Wirksamkeit der Reichsverfassung: 1. Januar 1874 — eine durchaus absolute. Er vereinigte in seiner Person sämtliche staatsrechtlichen Befugnisse mit Einschluß der Gesetzgebungsbefugnis. Die erste Modifikation der kaiserlichen Stellung trat ein mit der Einführung der Reichsverfassung in Elsaß-Lothringen .... Abs. 4 des § 3 dess. Ges.: „Nach Einführung der Reichsverfassung steht bis zur anderweitigen Regelung durch Reichsgesetz das Recht der Gesetzgebung auch in den der Reichsgesetzgebung in den Bundesstaaten nicht unterliegenden Angelegenheiten dem Reiche zu." Was dieser Paragraph sagt, ist deutlich und klar. Er dokumentiert das Ende der legislativen kaiserlichen Diktatur mit der Einführung der Reichsverfassung. Die Gesetze für Elsaß-Lothringen gehen von jetzt ab den normalen Gang der Reichsgesetze. Alle, ohne Ausnahme! Auch solche also, die in den Einzelstaaten den Landtagen vorbehalten sind. Hier kommt die Grundtendenz des ganzen Gesetzes wieder zum Ausdruck: die Sorgen und Pflichten für Elsaß-Lothringen sind gemeinsame, stehen dem ganzen Reiche zu, nicht einem einzelnen Staate. Die Stellung des Kaisers ist in dieser Periode keine so prominente mehr wie früher. Ihm liegen nur noch die Ausfertigung und Verkündung der Gesetze ob. Die Landesgesetzgebung geht nunmehr den Weg der Reichsgesetzgebung über Reichstag und Bundesrat. „Bis das endgültige Definitivum durch Reichsgesetz geregelt wird, soll der Reichstag mit Einschluß der Vertreter von Elsaß-Lothringen mit dem Bundesrat einstweilen die Gesetzgebung wahrnehmen" (Abg. Lasker). Seit dies Wort gesprochen, sind 40 Jahre vergangen: das endgültige Definitivum ist noch nicht geregelt, aber der damalige Zustand hat doch wieder große grundlegende Änderungen erfahren durch die Gesetze aus den Jahren 77 und 79, die dem schon bestehenden Landesausschuß beschließende Funktion zuerkannten und die Statthalterschaft schufen. Mit ihnen schnellten die Machtbefugnisse des Kaisers wieder in die Höhe. Für die auf landesgesetzlichem Wege zustandegekommenen Landesgesetze für Elsaß-Lothringen übertrug man ihm die Sanktion nach § 1 des Gesetzes vom 2. Mai 1877: „Die Landesgesetze für Elsaß-Lothringen einschließlich des Landeshaushaltsetats werden mit Zustimmung des Bundesrats vom Kaiser erlassen, wenn der ... Landesausschuß denselben zugestimmt hat. Der Kaiser gibt somit den elsaß-lothringischen Landesgesetzen erst die Gesetzeskraft und setzt ihnen gegebenenfalls sein Veto entgegen. Allerdings fügt der § 2 einschränkend hinzu: „Die Erlassung von Landesgesetzen im Wege der Reichsgesetzgebung bleibt vorbehalten." Wenn die Landesgesetzgebung (d. h. hier vor allem: der Landesausschuß) versagt, dann tritt die Reichsgesetzgebung ein. Aber zuständig ist die Reichsgesetzgebung jederzeit: „Die Reichsgesetzgebung ist unter allen Umständen vorgehend, sie kann jeden Augenblick eingreifen in die Landesgesetzgebung von Elsaß-Lothringen, ohne damit eine verfassungsmäßige Schranke zu überspringen" (Haenel). Das ist bis heute der staatsrechtliche Zustand.

Unsre Tierwelt einst und jetzt.

Von Privatdozent Dr. **Konrad Guenther** (Freiburg i. Br.).

I.

Wahrlich, eine traurige Ruine ist unser Tierbestand gegenüber dem früherer Zeiten. Die großen Raubtiere, Bär, Wolf und Luchs, sind längst verschwunden; letztere beiden wechseln nur noch an den Grenzen unsres Vaterlandes manchmal in dieses hinüber. Und sehr selten ist auch die Wildkatze geworden.

Noch früher als jene Raubtiere mußten aus unsern Gauen die beiden Wildrinder, der Auerochs oder Ur und der Wisent, weichen. Der erstere, ein mächtiges schwarzes Tier mit weißem Rückenstreif und sehr langem, schön gebogenem Horn, erhielt sich in Deutschland in seinen letzten Resten bis zum 14. Jahrhundert. Er war das wildeste und stärkste Tier des deutschen Waldes und seine Jagd galt dem kampfesfrohen Germanen als die rühmlichste. Vom Auerochs stammt unser Rind ab, das aber wohl nicht allein sein Blut enthält. Der andre Wildstier Deutschlands war der Wisent, der an das Waldleben angepaßte Vetter des steppenbewohnenden amerikanischen Bison.

Er kommt nur noch im Walde von Bialowesza in Russisch-Littauen und auf dem Kaukasus wild vor. Am ersteren Ort gibt es ungefähr noch 400 Exemplare, auf dem Kaukasus läßt sich das schöne Wild nicht gut zählen, ist aber jedenfalls auch dort selten. Ein kleiner Bestand wird im Walde von Meserzitz in Oberschlesien vom Fürsten Pleß gehegt, wo sich übrigens die Tiere zwar spärlich, aber doch regelmäßig fortpflanzen. Es muß das Herz erfreuen, den braunen, zottigen

Digitized by Google

Wildstier zwischen den hohen Fichtenstämmen einherschreiten zu sehen.

Unser andres Großwild ist der Gefahr des Aussterbens erfreulicherweise vorerst noch nicht ausgesetzt. Der gewaltige Elch ist zwar bei uns selten, nur in Ostpreußen noch in größerer Anzahl (etwa 1000 Stück) vorhanden, aber in Rußland ist dieses Wild noch häufig. Und der Hirsch war von jeher zu sehr die Freude des Weidmannes, als daß seine Vernichtung zugelassen wurde; besonders die Fürsten ließen sich seine Hege immer angelegen sein. Ebenso fehlt das Wildschwein keinem größeren Gebiet unsres Vaterlandes. Trotz unausgesetzter Verfolgung hat das kluge und vorsichtige Tier mit seiner starken Vermehrung und seiner Fähigkeit, sich in alle Bedingungen und Nahrungsverhältnisse zu schicken, die schlimmsten Zeiten überstanden. Auch die Hoffnung, die flinke Gemse auf den Alpen zu erhalten, hat wieder festen Grund gewonnen, seitdem man energisch mit der Schonung dieser europäischen Bergantilope vorgegangen ist. Für den Alpensteinbock kam der Schutz leider zu spät.

Von den kleineren Säugetieren sind die meisten noch vorhanden, wenn auch vielfach an Zahl sehr zurückgegangen. Viele nützlichen oder harmlosen Tiere werden immer noch aus Unverstand oder Bosheit totgeschlagen, vor allem Igel und Fledermäuse. Von den schädlichen Säugetieren ist der Fischotter sehr im Abnehmen begriffen, zumal seine Erlegung überall prämiiert wird. Der Naturfreund muß die Ausrottung dieses wunderhübschen, klugen und graziösen Tierchens bedauern und wünschen, daß auch für den Fischotter Reservate geschaffen werden, in denen man auf intensive Nutznießung des Fischbestandes verzichtet.

Eine immer noch vorhandene Merkwürdigkeit in Sachsen ist das zierliche, sandfarbene Zwergmurmeltier, der Ziesel. Auch ein andres größeres und schöneres Nagetier ist in Deutschland noch anzutreffen, der Biber. Früher in allen unsern Flüssen heimisch und gemein, lebt der Biber heute nur noch an der Elbe zwischen Magdeburg und Dessau. Und diese letzten Reste hatten leider auch noch im Winter 1908/9 eine harte Zeit zu überstehen. Die Wasser- und Eisnot trieb die Tiere auf die Deiche, wo man sie bisweilen am hellen Tage beobachten konnte. Zwei der seltenen Tiere wanderten aus und wurden vor den Toren Magdeburgs von roher Hand erschlagen. Immerhin ist dank der sehr sorgfältigen Schonung der Bestand des Bibers an der Elbe in erfreulichem Zunehmen begriffen, nachdem er 1884—1908 von 66 auf 24 Stück zurückgegangen war, eine Zahl freilich, die bei der Schwierigkeit der Schätzung auch zu niedrig gegriffen sein konnte.

Die Säugetiere gehen ihrer Nahrung im allgemeinen während der Dunkelheit nach, auch leben sie zumeist so versteckt, daß nur der Kenner sie zu Gesicht bekommt. Anders der Vogel. Am lichten Tage schwingt er sich von Ast zu Ast, ist zwischen den Zweigen schon von weitem sichtbar und verrät sein Dasein überall durch die klingende Stimme. Zum Schmuck unsrer Natur tragen die Vögel daher weit mehr bei, als die Säugetiere.

Um so trauriger ist es, daß von der Verödung unsrer Natur gerade die Vogelwelt in besonders hohem Maße getroffen wird. Vor allem haben die Seevögel furchtbar abgenommen. Auf unsern Nordseeinseln brüteten früher Hunderttausende von Möven, Seeschwalben und andern Meeresfliegern, heute sind von dieser Vogelherrlichkeit nur noch spärliche Reste übrig geblieben, soweit haben es der rücksichtslose Eierraub, das „Schießvergnügen" der Badegäste und die Ausbreitung des Badelebens gebracht.*) Und ähnlich haben die Wasservögel im Binnenlande gelitten. Unnachsichtig wird auf die hübschen Taucher und Wasserhühner geschossen, trotzdem der Schaden, den sie den Fischen zufügen, wahrlich geringfügig genug ist.

Früher galt als das edelste der Jagdvergnügungen die Reiherbeize, und überall war der schöne Vogel, auf den der Falk losgelassen wurde, zu finden. Heute ist der Reiher bei uns sehr selten geworden. In Norddeutschland gibt es nur noch wenige Reiherhorste, z. B. in Ostpreußen, wo es mehrere Reiherhalden mit je 20—40 Nestern geben soll, im ganzen ungefähr 400. Bei Flatow in Westpreußen nisten 120 Paare. Auch in der Letzlinger Heide bei Magdeburg horstet noch mancher Reiher, sowie in der Mark (der Duberow bei Königswusterhausen) und in Mecklenburg. Am Niederrhein, bei Cleve und bei Duisburg, stehen ebenfalls noch einige wenige Reiherhorste; die Vögel fliegen von da zehn Stunden weit und mehr, um zu fischen, eine Ausdehnung ihres Fischereibezirks, bei der der Schaden sehr verteilt und darum bedeutend herabgemildert wird. Ferner befindet sich eine Reiherkolonie an der Aha in der Lüneburger Heide sowie in Salzbergen an der Ems und bei Morstein an der Jagst. Im Berliner und Frankfurter zoologischen Garten haben Reiher, angezogen durch ihre gefangenen Brüder, auf den Bäumen gehorstet und dabei auch wirklich ihre Jungen großgezogen.

Die Verwandten des Fischreihers, der Purpurreiher, Silberreiher und Nachtreiher, waren in Deutschland und auch der Schweiz niemals häufig, eher die Rohrdommel, von denen die große Form sehr selten geworden ist, die kleine wohl noch häufiger vorkommt. Hingegen ist Ungarn durch seine Reiherkolonien berühmt, die in besonders schönem Zustande an der Theiß und Donau stehen oder vielmehr standen; denn auch dort hat die vernichtende Menschenhand viel Schö-

*) Näheres in meinem neuen Buche „Der Naturschutz". Freiburg i. Br.

Digitized by Google

nes zerstört. In den ungeheuren Rohrsümpfen an der unteren Donau standen früher die Horste dutzendweise auf den Kopfweiden und im undurchdringlichen Röhricht. Die launische Mode hat dem Reihergeschlechte den Untergang gebracht und die dortige Natur ihres schönsten Schmuckes beraubt. Bekanntlich bilden die prachtvoll zerschlissenen Schmuckfedern der Silber- und Seidenreiher unter dem Namen „Aigretten" einen begehrten und teuer bezahlten Schmuck der Damenhüte. Und zu ihrem Unglück tragen die Reiher ihre Schmuckfedern nur während der Brutzeit, wo die sonst so scheuen und mißtrauischen Vögel in ihren Nistkolonien leicht massenhaft zu schießen sind, da sie die Sorge um Junge und Eier immer wieder zu den verlassenen Nestern zurücktreibt. Ein großer Teil der gemordeten Vögel kann im undurchdringlichen Rohrdickicht nicht gefunden werden und verludert so unnütz. Den andern ziehen die Federjäger lediglich das die Schmuckfedern tragende Stück der Rückenhaut ab und werfen die Körper fort, so daß sie mit ihrem Verwesungsgeruch den ganzen Sumpf verpesten. Die ihrer Ernährer beraubten Jungen aber müssen elend in den Nestern verhungern.

Der Narr in Christo Emanuel Quint.

Von **Ignaz Jeżower** (Groß-Lichterfelde).

Der amerikanische Professor Slosson machte folgendes Experiment.

Er goß aus einer Flasche eine Flüssigkeit auf einen Bausch Baumwolle und erklärte den Hörern, bald werde sich im Auditorium ein starker Geruch verbreiten, jeder solle im Augenblick, da er den Geruch verspüre, die Hand erheben. Nach fünfzehn Sekunden gaben Leute in den vorderen Reihen das Zeichen, die hinten Sitzenden nach vierzig, noch war keine Minute verstrichen und schon hielten fast alle die Hände hoch. Einige glaubten sogar den starken Geruch nicht länger ertragen zu können und wollten den Saal verlassen.

Die Flüssigkeit, die Professor Slosson aus der Flasche auf die Baumwolle gegossen hatte, war destilliertes, absolut reines Wasser. Einen nicht vorhandenen Geruch haben also die Leute empfunden.

So blähen sich auch begehrliche Nüstern — während jetzt Gerhart Hauptmann aus einer riesigen Flasche gar zu reichlich Wasser gießt — und erschnüffeln liebliche, süße Düfte des Balsams, des Ambra, des Ysops, der Narden und Myrrhen. Und der einzige Wasserexpert, der einst den Dichter Hauptmann mit Wasser getauft, wie er auch uns mit heiligem Geist und mit Feuer noch taufen wird, bittet vorläufig: Herr, gib mir dieses Wasser, damit ich keinen Durst bekomme. Er temperenzelt: Wasser, verehrte Esel, doch welch ein Wasser, lebendiges, ein Quell von Wasser, es sprudelt zum künftigen Leben, wer von ihm trinkt, wird nimmermehr dürsten in Ewigkeit. (Prost, Bündler, kirr bist du geworden! wo ist deine Schleuder?)

Ich trinke Wein und predige kein Wasser. Will jetzt einen Weinstock pflanzen, pflegen, reif gewordene Trauben schneiden, keltern, in meine Schläuche meinen Wein gießen. Sollst ihn zu schmecken bekommen — Wasserprophet — ich will dich zum Wein bekehren, zu dir sprechen: „Trinke nicht mehr bloß Wasser, sondern nimm etwas Wein um deines Magens willen und deiner häufigen Krankheiten."

— — — — — — — — — — — — —

Aus altem, tiefem Brunnen schöpfte Hauptmann mit flachem Eimer. Er hätte eine neue Wasserader suchen sollen, das Wasser der nie versiegenden Quelle vergießen schon fünfhundertdreiundfünfzig Millionen Christen.

Den Heiland unsrer Zeit wollte Hauptmann schildern.*) Unser Heiland darf nicht „ein Narr in Christo" sein. Auch er ist Verkünder und Erfüller, zerbricht alte Tafeln des Gesetzes, baut in drei Tagen ein neues Jerusalem und einen neuen Tempel.

Hauptmanns Heiland, Emanuel Quint, bleibt ein Narr, wenn auch in Christo, und ein Affe Gottes. Man wird nicht Goethe, wenn man Wolfgang heißt, kann auf den Namen Emanuel (: Gott mit uns) hören und von Gott verlassen sein. Der Schlesier Quint ist noch sicherlich kein Messias, weil er Emanuel heißt (Matthäus I, 23), ein uneheliches Kind ist, einen Tischlermeister zum Stiefvater hat. Auch eine rote Perücke — Christus hatte nach der Legende rote Haare — macht den Erlöser nicht. Ebensowenig die Wiedertaufe, bei der das symbolische Wildtaubenpärchen nicht fehlt (Matthäus III, 17; Marcus I, 10; Lukas III, 22; Johannes I, 32). Diese imitatio Christi ist ganz unoriginell. Die Eltern verstanden Christus nicht (Lukas II, 50), die schlesischen Tischlersleute werden aus ihrem Emanuel nicht klug. Christus ließ die Kindlein zu sich kommen (Matthäus XIX, 13—15), um Quint drängen sie sich, und er unterhält sich mit den „lieben, kleinen Mitmenschen". Jesus wurde vom Geist in die Wüste geführt (Matthäus IV, 1; Marcus I, 12; Lukas IV, 1), Emanuel — vermutlich nur weil die Wüste in Schlesien geographisch unmöglich ist — vom Geist ins Gebirge gelockt. Christus verkehrte mit Zöllnern und Sündern (Matthäus IX, 10; XI, 19; Lukas V, 29—30;

*) „Der Narr in Christo Emanuel Quint" (S. Fischer Verlag, Berlin 1910). — Das Buch ist in der sogenannten „Weißtype" gedruckt.

Digitized by Google

XV, 1—2; XIX, 7), Quint läßt sich mit Schmugglern ein. Der Heiland ging nach Jerusalem (Matthäus XX, 17; Marcus X, 32; Lukas XVIII, 31; Johannes V, 1), der Narr in Christo wandert ins schlesische Jerusalem, nach Breslau. Jesus antwortete dem Hohepriester nicht (Marcus XIV, 61), Quint schweigt auf die Fragen des Untersuchungsrichters. Die Gegner wollten Jesum steinigen (Johannes VIII, 59; X, 31), die Feinde den Quint. Zwei Johannesjünger sind die ersten, die Jesu folgten (Johannes I, 36), die beiden Brüder Scharf zählen zu den ersten Anhängern des Narren. Die Apostel Jakobus und Johannes baten Christus, er solle in seinem Reiche Einen zu seiner Rechten, den Andern zu seiner Linken sitzen lassen (Matthäus XX, 21; Marcus X, 35—37), auch Quints Jünger hoffen auf Belohnung und Erhöhung durch ihren Meister, und streiten untereinander — gleich den Evangelisten (vergl. Matthäus XVIII, 1; Marcus IX, 34; Lukas IX, 46) — wer von ihnen der größte sei. Zuletzt folgen sie Quint nach, obwohl sie sich entsetzen und fürchten (vergl. Marcus X, 32), machen ihm Vorwürfe, sie hätten seinetwillen alles verlassen (vergl. Marcus X, 28), und fliehen endlich, als man ihn greifen und dem Gericht ausliefern soll (vergl. Matthäus XXVI, 56; Marcus XIV, 50).

Usw. — Usw. — Usw.

Eine Abweichung sei festgestellt. Christus zahlte die Didrachmen (Matthäus XVII, 24—25), Quint dagegen hält Geld für überflüssig, und besucht er Gasthöfe, so läßt er eben andre für sich bezahlen.

Dieser schlesische Messias besteht aus einer roten Perücke und Zitaten des Neuen Testaments. Er spricht in einer „biblisch gezirkelten Redeweise". Hinter seinen Worten hört man „nur immer wieder die Blätter des Buches der Bücher rauschen." Hält er sich nicht an die Schrift, dann redet er Traktätchen, gibt auch manchmal illuminierten Schnickschnack zum Besten.

Er ist nicht der Heiland unsrer Tage, löst nicht unsre Zweifel, lindert nicht unsre Qualen, kämpft nicht unsern Kampf. Ein Armer im Geiste plündert die Schätze der Evangelien. Wenn wir niederreißen und Emanuel Quint baut, so wird unser Zerstören ein Aufbauen, sein Bauen aber erschüttert die Fundamente. Armer im Geiste, was hab ich mit dir zu schaffen?!

Hauptmann machte sich das Problem leicht. Quint ist um Christi willen zum Narren geworden. Narr, Narr, Narr — ist das die Lösung des Messiasproblems?

Die andern Personen? Zwei Brüder Hassenpflug aus dem Münsterschen = Heinrich und Julius Hart?, Peter Hullenkamp = Peter Hille? „Holz als unbestechlicher Geschichtsschreiber unsrer Zeit — in Dramen — nahm die Modelle für seine Sozialaristokraten, wo sie zu finden sind, aus Friedrichshagen. Und konterfeite unter andern Bruno Wille, Mackay, Przybyszewski, drei sattsam bekannte Trottel und Dummköpfe, teilweise mit einem Stich ins Hochstaplerhafte. Daß diese drei Männer so sind, dafür kann doch Holz nicht, er hatte die Pflicht, ehrlich zu sein." Hans Pauli schriebs 1897 in der „Neuen Deutschen Rundschau". Er wiederhole es in bezug auf die Harts und den Hille wenigstens privatissime dem „Chronisten" Hauptmann.

Zum Schluß: Auftakt und einzelne Stellen sind wunderschön. Kann ich Hauptmann nicht für den Quint, so muß (und will) ich ihm noch heute für fast jede Zeile des „Apostels" danken („Gesammelte Werke" Bd. II).

„Glaubt ihr, der Löwe schliefe, weil er nicht brüllte?" Daß wir seiner Löwennatur nicht vergessen, brüllt Hauptmann. Brüllt viel zu oft.

Und er, Gerhart Hauptmann (Portofino) wird für den Nobel-Preis reif. —

Die Bücher des Jahres 1910.

Eine Rundfrage an die Gegenwart-Mitarbeiter.

VII.

Wir geben hier die Antworten in der Reihenfolge wieder, wie sie zeitlich bei uns eingegangen sind.

Die Aufforderung der Schriftleitung, aus der reichen Ernte des letzten Jahres die mir am wertvollsten erscheinenden Bücher zu nennen und kurz zu beurteilen, hat mich überrascht. Ich war auf solches Rechenschaftgeben nicht vorbereitet. Darum wird es mir schwer, dem Wunsche nachzukommen, und ich bitte die dürre Aufzählung für dieses Jahr entschuldigen zu wollen! — So manches gute Buch ist mir in den letzten Monaten durch die Finger gegangen und ist mit seinem reichen Inhalt in mein Geistesleben eingezogen; aber hier kann ich nur derjenigen Erwähnung tun, die in meine Bibliothek eingereiht worden sind.

Im Auftrage der Hamburger Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung ist von Guido Höller unter dem Titel „Gesund und frohen Mutes" eine Auswahl aus den Werken von Otto Ernst soeben im Verlage von L. Staackmann, Leipzig, erschienen. — „Zur Einführung" nennt der Herausgeber den I. Teil, in dem er eine kurze Übersicht gibt über den äußeren Verlauf des Lebens unsres Dichters, anschließend an die beiden Semperromane. Dann führt er uns ein in die Dichterwerkstatt, hebt hervor, wie Otto Ernst mit Vorliebe die aufwärtstreibenden Kräfte des Lebens darstellt, wenn ihm auch die abwärtsführenden Mächte nicht unbekannt sind. Aber doch ist es vorwiegend die Weltanschauung des Optimismus, die ihn beherrscht; Hervorheben der Lichtseiten der

Digitized by Google

menschlichen Natur durchzieht seine Werke. Im besonderen ist Otto Ernst der Dichter und Verklärer einer glücklichen Kindheit geworden. — Zunächst zeigt der Herausgeber an einer Anzahl Gedichten, Nis Randers, Lütl Jan, Kindheit, Ein Freudentag, Frau Beate Stupiditas, Scheller und andre die dichterische Eigenart, schließt daran „Hans im Glücke", aus den „Kartäusergeschichten", „Die Hosentaschen des Erasmus", aus dem „Frohen Farbenspiel", „Im Seebade", aus „Appelschnut", „De Geschichte vun dem Krabbenfischer", aus den „Hamborger Schippergeschichten" nach Holger Drachmann, gibt dann den 2. Akt aus „Ortrun und Ilsebill" als Probe der dramatischen Dichtung und schließt die Auswahl mit Lessings „Minna von Barnhelm", aus „Blühender Lorbeer", um uns den Dichter auch als Kritiker zu zeigen.

Das kleine Bändchen, 144 Seiten, ist wohl befähigt, die Sehnsucht nach den Werken des Dichters zu wecken; wer die Proben genossen hat, wird gerne weitere Kost dieser Art schmecken wollen.

Das Beste, was mir von plattdeutschen Dichtern bekannt wurde, ist ein Roman von Johann Heinrich Fehrs: „Maren", „En Dörp-Roman ut de Tid von 1848—51", Verlag: Lühr und Dircks, Garding. — Wie schon aus dem Titel hervorgeht, vermengt sich hier das weite Leben auf dem Kriegsschauplatz mit den einfachen Ereignissen in einem holsteinischen Dorfe. Ab und zu bedroht das Wetterleuchten am Himmel der Weltgeschichte auch die Ruhe der Dorfbewohner. Das Hauptinteresse aber gruppiert sich um Paul Struck und Maren einerseits und Leutnant Sterlau und Maria Boysen andrerseits. In der Person der Maren hat Fehrs einen ganz prächtigen Frauencharakter gezeichnet, der zu heroischen Taten fähig, aber doch, von einem liebevollen Herzen getrieben, ganz besonders den einsamen und wunderlichen Paul Struck beherrscht und erzieht und in dessen Händen auch die zarten Schicksalsfreuden von Leutnant Sterlau und Maria Boysen sich zusammenschließen. Ferner ist das Buch ausgezeichnet durch lebendige Schilderungen aus dem bäuerlichen Leben. Es sei erinnert an die Knechte, an die Sitzungen der Bauern unter Leitung des Dorfschulzen, an die Zusammenkünfte der Neuigkeitsuchenden bei dem Schuster des Ortes.

„Ganze Menschen", „Ein sozial-pädagogischer Versuch" nennt Heinrich Wolgast ein Buch, das freilich schon 1908 geschrieben, aber erst 1910 im Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg, erschien. Es ist mit einem Preis von 1000 Mk. durch eine Reihe hervorragender Preisrichter ausgezeichnet und für jeden lesenswert, der mithelfen will, die Krankheiten unseres modernen Lebens zu bekämpfen. Der Verfasser charakterisiert die Schäden der modernen Entwicklung: Energielosigkeit, Herdenmenschen, Klassenhaß, Maßlosigkeit, Schwinden von Treu und Glauben, Heimatlosigkeit, Familienleben, das Haus; er untersucht die beiden Seiten der sozialen Frage, schildert den Typus des modernen Idealmenschen, tritt ein für die Arbeitsschule und für Bildungsgelegenheiten der breiten Massen und entwirft uns einen Plan der Arbeiten, die in nächster Zeit der Inangriffnahme harren. — Es ist ein ernstes Buch, das viel Beherzigenswertes enthält, das den tiefsten Ursachen nachspürt, die Fragen psychologisch zu lösen versucht, nie die Verbindung mit den realen Verhältnissen verliert und darum auch so reich an praktischen Winken ist.

Die Umstände haben es gefügt, daß in diesem Jahre mit dem Erscheinen des ebengenannten Buches die Herausgabe des III. Bandes der „Großen Erzieher. Ihre Persönlichkeit und ihre Systeme" von Dr. Rudolf Lehmann, Prof. a. d. Königl. Akademie zu Posen, zusammenfällt, enthaltend „Johann Heinrich Pestalozzi A. Heubaum", Verlag von Reuther & Reichard, Berlin.

Es ist über Pestalozzi viel geschrieben worden, aber eine Biographie besitzen wir noch immer nicht. Viele fleißige Vorarbeiten sind gemacht worden, z. B. von Morf, Hunziker, Seyffarth, Israel und Natorp. Heubaum aber stellt Pestalozzis „Entwicklungsgang unter strenger Beobachtung des geschichtlichen Verlaufs" dar, er will den „ganzen Menschen" uns vorführen: den Pädagogen, den Politiker, den Menschenfreund und den Dichter. — Das warme Mitgefühl des Verfassers mit den Idealen unsres Pestalozzi blickt so oft aus den Zeilen hervor, und dabei verfechtet er als Ziel gegenüber den gewiß berechtigten Bestrebungen der experimentellen Pädagogik, auch die historische Seite nicht zu vernachlässigen.

Der Erziehung will auch dienen ein von der Kosmos-Gesellschaft, Verlag von Franckh, Stuttgart, herausgegebener Band: „Mutter Natur erzählt", „Naturgeschichtliche Märchen von Carl Ewald, deutsche Gesamtausgabe von Hermann Kiy". In Ewalds Schöpfungen vermählt sich „schlichte Anmut und dichterische Phantasie H. C. Andersens mit frischem launigen Humor und genauer Naturkenntnis". Der Verfasser, gest. 23. Februar 1908, ist uns schon gut bekannt durch „Der Kinderkreuzzug", „Mein großes Mädel" und „Mein kleiner Junge". Von den Märchen seien erwähnt: Das Meer, Die Erde und der Komet, Der alte Pfahl, Fünf Großmächte und „In der Tiefe".

„Elisabeth Kött", so nennt Rudolf Hans Bartsch einen Roman, Verlag von L. Staackmann, Leipzig, der im letzten Jahre einen zahlreichen Leserkreis gefunden hat. Bewundernswert sind die eingehenden Studien, die der Verfasser für sein Werk getrieben hat, und so kommt es, daß er ästhetische, literarische und philosophische Fragen aufwirft und mit Sachkenntnis

Digitized by Google

behandelt. Die Sprache ist glänzend, jedoch können einige grobe Entgleisungen nicht verschwiegen werden. — In der Hauptperson Elisabeth Kött zeichnet er uns einen Frauencharakter, eigenartig reizvoll. Aus ganz einfachen Verhältnissen stammt sie; aufrichtige Liebe und Neigung treibt sie zum Theater, zunächst als schwärmerische Zuhörerin, dann aber als Mitglied der Bühne. Eine gewaltige innere Kraft spricht aus ihrem Spiel; von Ehrgeiz und starkem Willen unterstützt, bringt sie es zur Meisterschaft: sie gibt nicht die Charaktere des Dichters, nein, durch ihre Seele schafft sie vollständig Neudichtungen. Aber, der Höhepunkt des Lebens ist für sie auch der psychische und sittliche Ruin. Noch zur rechten Zeit greift ihr treuer Freund, der von Anfang ihren Lebensweg lenkte, dem aber, als sie zum Heroischen sich entwickelte, die Zügel entglitten, wieder in ihr Schicksal ein. Nun kommt ein faustisches Moment! Sie zieht sich zurück von dem Glanze des Lebens, von dem Lärm der großen Weltbühnen und kehrt zur einfachsten Ausübung ihrer Kunst zurück. Darin findet sie wahrhafte Befriedigung, und über ihr Streben legt sich ein versöhnender Hauch des Himmels. — Die große Zahl der Verehrer ist diesem Buch zu gönnen; jeder Leser wird mit Teilnahme dem fein gezeichneten Seelengemälde folgen!

Viele Schriftsteller sind bemüht, die Perlen der Literatur, den sogenannten eisernen Bestand unsrer Lesebücher, als auch wertvoll für das Kindesleben erscheinende Erzeugnisse der neueren Zeit, zu erläutern und ihren dichterischen Inhalt zu erschließen, um dadurch den Lehrern eine Handreichung für den Unterricht zu bieten. Ich habe einmal das Wort gelesen: „Die Erläuterungsliteratur ist böse“. (Es muß auf dem 2. Kunsterziehungstag in Weimar gefallen sein.) Diesem Urteil pflichte ich im großen und ganzen vollkommen bei, aber in neuerer Zeit hat man doch in einigen Werken eine ganz andre Richtung der Interpretation eingeschlagen, die meinen vollkommenen Beifall findet.

Darum verdienen nach meiner Ansicht die Arbeiten von Wilhelm Peper und Dr. Ernst Weber, die unter dem Titel „Der Kunstschatz des Lesebuchs“, hier Erwähnung. Es sind zwei Bände erschienen: „Die lyrische Dichtung“ von Wilhelm Peper und „Die epische Dichtung“ von Dr. Ernst Weber, Verlag von Teubner, Leipzig. Welchen Weg die Verfasser einschlagen, zeigt sich am besten, wenn ich einige Überschriften anführe: Der Gefühlsgehalt des Liedes, Der Bildgehalt des Liedes, der Gedankengehalt des Gedichts, Der Dichter und das Gedicht, Die Welt der Stoffe, Die Welt der Dichter, Über das künstlerische Erfassen der epischen Dichtung usw. Hieraus ergibt sich schon, daß die Verfasser nicht die alten Bahnen wandern, sondern neue Wege finden wollen, und wenn man auch noch besonders betonen kann, daß mit feinem künstlerischen Empfinden dem einzelnen Kunstwerk nachgegangen ist, so folgt daraus, daß diese Arbeit es verdient, befruchtend auf den Literaturunterricht der Schule einwirken zu dürfen.

Diesem Werk nicht gleich- aber doch nachstellend, erwähne ich „Kunsterziehung und Gedichtsbehandlung“ von Dr. Alfred Schmidt (freilich trägt das Buch als Erscheinungsjahr 1907; aber es sei zum Vergleich herangezogen“.) Verlag von Klinkhardt, Leipzig, Der erste Band enthält: Einführung in die Ästhetik der Sprache deutscher Poesie und in das Wesen der künstlerischen Gedichtsbehandlung. Der zweite Band: Interpretationen der im Bereich der Volksschule liegenden Gedichte nebst Lesebeispielen. — Der Verfasser ist nur an einigen Stellen zu sehr intellektuell vorgegangen, und daher schätze ich das vorhin genannte Werk vom ästhetischen Standpunkte höher ein. Doch auch hier klingen moderne Töne, wenn z. B. behandelt wird: Ästhetisches Verständnis der poetischen Form, und sein pädagogischer Wert, Wesen des Ästhetischen, Sinn und Gefühlsgehalt, Ästhetik der Form usf.

Wir müssen bekennen: Es ist auf diesem Gebiete ein erfreulicher Fortschritt, und nicht nur die Schule kann sich solcher Werke bedienen, sondern ganz besonders das Haus. Was nützen die wenigen Stunden des Unterrichts, wenn die ganze Erziehung, besonders der Einfluß der Mutter, eines gewissen poetischen Zaubers vollständig entbehrt! Hier gibts ein dankbares Feld der Arbeit für unsre deutschen Mütter.

Wie die beiden letzten Werke helfen wollen, die Kunst zu erfassen, so will „Unser Schulaufsatz ein verkappter Schundliterat. Ein Versuch zur Neubegründung des deutschen Schulaufsatzes für Volksschule und Gymnasium“ von Adolf Jensen und Wilhelm Lamszus, Verlag Alfred Jansen, Hamburg, zeigen, wie das Kind zum Künstler wird.

Es ist ein leidenschaftliches Buch; das geben die Verfasser auch selbst zu. Das folgt aber auch aus ihrer Aufgabe, die sie sich gestellt haben. Sie wollen kämpfen gegen die unzähligen Eselsbrücken für Schule und Lehrer; sie zeigen an Beispielen, wie tatsächlich der Stil in einigen, sehr viel gebrauchten Aufsatzsammlungen (Deutsche Aufsätze von Paul Ph. Hermann, J. A. Seyfferth, Deutsche Aufsätze, der Aufsatzunterricht auf psychologischer Grundlage von A. Schmieder, Seminaroberlehrer in Leipzig, Heinze und Schröder, Aufgaben aus klassischen Dramen, Epen und Romanen, Entwürfe und ausgeführte Aufsätze von Professor Dr. Mosengel, Elberfeld) sich durch nichts vorteilhaft unterscheidet von demjenigen in den Schundromanen schlimmster Sorte. Als obersten Grundsatz für die Wahl der Themen stellen sie auf: Der Künstler schafft nur da, wo er zu Hause ist. Dies Wort bleibt für sie keine Phrase, sondern

Digitized by Google

sie beweisen seine Wahrheit, indem sie dem papierenen Deutsch der Aufsatzfabrikanten die lebensvolle Schilderung der Schüler oder der Schülerinnen gegenüberstellen. Diese Proben reden eine eindringliche Sprache, und man versteht, warum der Kampf gegen die Schundliteratur gar keine Erfolge zeitigt: die Schulen züchten systematisch dies Verderben der Jugend.

Das ganze System der Schulerziehung wird sehr scharf angegriffen in „Schule und Charakter" von Dr. Fr. W. Förster, Verlag Schultheß, Zürich. Es liegt jetzt die 6. vermehrte Auflage vor. Aber, wenn man auch die Angriffe gegen die bestehende Schuldisziplin oft etwas hart findet, so bleibt der Verfasser aber nicht praktische Vorschläge schuldig, die er prüft und empfiehlt. Die Charakterbildung soll im Mittelpunkte der Schule stehen. Es ist der intellektuellen Bildung viel zu viel Raum gewährt worden, das rein Polizeiliche hat die Schulen zu sehr beherrscht, die ethische Vertiefung der erziehlichen Maßnahmen hat gefehlt. Viel können wir von den amerikanischen Schulen und ihrer Erziehung lernen, jedoch warnt der Verfasser vor einer rein mechanischen Nachahmung. Auch der englischen Pädagogik entlehnt er Vorbilder und gibt im Anhang Berichte über praktische Erziehung in Bezug auf die Selbstregierung der Schüler." Diesen entsprechend, muß die neue Richtung wahrhafte Triumphe gefeiert haben und ein Siegeszug durch ganz Deutschland wäre ihr zu wünschen. Es läßt sich schwer über den Wert oder Unwert vom rein theoretischen Standpunkte aus urteilen. Glänzende Erfahrungen hat auch der Direktor Walter an der Musterschule in Frankfurt a. M. damit gemacht. — Das Buch von Förster stellt sich jedenfalls seinen andern Publikationen, seiner „Jugendlehre", Verlag Georg Reimer, Berlin, und seiner „Lebenskunde", daselbst, ebenbürtig an die Seite. Sie sind alle nicht allein für den Erzieher von Beruf geschrieben, sondern für jeden, der dem Kindesleben in irgend einer Weise nahe tritt; und sie alle enthalten wahre Goldkörner für alle, die ernstlich danach suchen. Durch seine Begeisterung für das Werk der Erziehung und durch seine klare, vornehme Sprache macht der Verfasser das Lesen seiner Bücher uns zu Weihestunden und entzündet auch in unsren Herzen innige Wärme für unsre Jugend! Das Wort, ich glaube, es ist von Rückert: „Wenn ein Buch nicht wert ist, zweimal gelesen zu werden, verdient es auch nicht, daß man es einmal lese", verdient Beachtung. Försters Werke aber muß man nicht nur lesen, sondern immer wieder studieren.

Franz Lempfert (Altona).

Vier Gedichte.

Von **Robert Walter (Freyr)**, Niendorf.

Stimme und Entgegnung.

Übertünchst du deine eigene Reinheit?
ward dir deine Wahrheit stets zunichte?
greifst du immer wandelnde Gesichte,
Masken, Larven, Hüllen der Gemeinheit?
Gründe dich! und werte, baue, richte,
schaff dein Leben, daß es sich verdichte
zur Vollkommenheit eigenster Einheit.

Noch reißt mich des Lebens Quellstrom hin.
Und ich schaue mich in manchem Sinn
dieses Erdspiels wunderlicher Hülle.
Innerlichstes kann man nie verstopfen.
Und im Fremden selbst fühl ich das Tropfen
eigenen Lebens überfließender Fülle.

Der Blinde.

Findet Ihr den Weg der Dinge
. . die sich Euch im Auge spiegeln
und ihr Wesen Euch entriegeln . .
nachtbefreit auf leuchtender Schwinge
wie erglühte Schmetterlinge
über Wiesen, Wäldern, Hügeln,
losgelöst von Zäumen, Zügeln,
in des Lichtes hütendem Ring . .

schreit ich wie ein Tier durch Schatten,
die sich grenzenlos begatten,
zwischen Euch mit sicherem Mute,
denn in mir erstanden Sterne,
jedes Ziel rückt aus der Ferne,
jeder Weg liegt mir Blute.

Wandel zur Verklärung.

Schaffen führt zu dir hinab . .
Leben führt von dir hinauf:
über Golgatha und Grab
bricht das Ostern flammend auf.
Alles Leben deckt und dunkelt . .
alles Schaffen offenbart:
über deinem Ostern funkelt
eine ewige Himmelfahrt.

Sterbender Einsiedler.

Geheimnislüstern bin ich in mir geirrt.
Seelenbrünstig bin ich in mir versunken.
Meine Lust hat sich zu Schmerzen verwirrt
und sich am eigenen Brunnen durstig getrunken.

Oh Ihr alle . . Selig-Wandelnde Ihr
im Erleben lösender Wunder der Welt!
Blüte und Frucht, Mensch, Erde, Wolke, Tier . .
einander alle zu bunten Flammen erhellt!
Selig-Wandelnde, die im Selbst-Erblinden
Brüder suchen . . sich selbst zu finden.

Digitized by Google

Zirkus.

Von Erich K. Schmidt (Berlin).

Die Musik goß aus der Höhe eine Galoppade über Menschen und Manege, und die junge Reiterin ritt an einem Dutzend oliv-grüner Stallwächter vorbei in den Kreis. Sie stand auf dem Rücken des Pferdes, der wie mattgoldne Seide glänzte im gelbscharfen Licht, und ihr Haar wehte leichtfertig von einer Schulter auf die andre; und um ihre Beine legten sich die Trikots wie gelbe Glanzhäute. Sie nahm die blutfarbne kreisrunde Kappe in die dünnfingrige Kinderhand, hielt den rosig verhüllten Arm wagerecht; ritt am Manegenbord entlang.

Die Untensitzenden hörten sie wie eine Taube girren.

Dann lag die Kappe plötzlich wieder wie ein Blutkreis mitten auf flirrendem Braunhaar, — niemand hatte die blitzende Bewegung genau gesehen — und die Zügel, die bisher bogig hingen, strafften sich zu zwei scharfen Linien. Die silbergehuften Füße des Pferdes schlugen hastiger den weißen Streusand; er spritzte zur Seite gleich Wasserkörnern . . .

Die Menschen ließen ihre Hände ruhen, hockten stumm und einträchtig auf ihren Sitzen. Die Reihen stiegen im Kreise stufig zur Decke empor; zweimal durch spitzwinklige Ausgänge zerschnitten. Die Reihen waren vielfarbig gefüllt. Die Menschenköpfe schwebten wie helle Flecke über den Brüstungen, kreisförmig übereinander geschichtet in einer gewissen Symmetrie. Sie hingen im Lichtgewoge, von schwarzen und bunten, glatten und schaumigen Hüten beschattet. Ihre Augen waren unsichtbar . . .

Die Musik galoppierte wie eine Schar klingender Pferde, mit scharfen Tönen; in den dünnen Pausen drängte sich Gläsergeklirr vom Büfett durch den spitzen Ausgang herein; sofort wieder von schmetternden Klängen zertreten . . .

Die Stallwächter standen in zwei Linien wie olivgrüne Pfähle.

Aber vom Zentrum des ganzen, von tausend Teilen zusammengesetzten Raumes ging gleich einer brutalen Triebkraft schmalschneidiges Peitschengeknall aus, das die schlanken Pferdeläufe anriß zu heftigem Lauf und gleich Nadeln unter das schwingende Haar der Reiterin stach. —

Der junge Schriftsteller saß am Rand der Manege in seinem Paletot wie ein brauner Fleck. Er saß einsam und kümmerlich zwischen hellen Lichtreflexen, die auf seidigen Mänteln lagen, auf Uniformen und blitzenden Haaragraffen. Er saß hier seit einem Monat. Nein. Er saß hier seit brütenden Ewigkeiten; hungerte am Tage und warf des Abends sein dickes Silberstück in die Kasse. Unter seinem Hute schienen sich runde Löcher aufzutun, aus denen blutige Sehnsucht aufstieg gleich roten Pfeilen. Man sah seine Augen nicht, wie man die Augen der andern kreisförmig Geschichteten nicht sah; aber diese roten Pfeile waren deutlich wahrnehmbar; sie hingen festgeheftet an den Augen der rasenden Reiterin; es schien, als zischte ein purpurner Faden im Kreise herum . . .

Die Augen der Reiterin aber waren wie erfrorne Sterne.

Sie waren wie kalte, lockende Rufe, die um Hilfe schrien mit harter Stimme. Und weil ihre Rufe den jungen Schriftsteller getroffen, zerschnitten hatten, gab er seine Seele bloß; sie hing blitzend auf der Brust des Reitermädchens . . .

Man glaube mir nicht: auf der Brust der Zirkusreiterin, die gierig auf- und niedersprang, hing ein unheiliger Brillant. Die Seele des Schriftstellers aber war zerborsten. Er träumte einen vagen Traum . . . Am Ende dieses Traumes war Blut. —

Das Chaos begann. Die Musik fing an toll zu werden; sie schlug um sich; trampelte gleich einer Schar Verruchter. Aus der Peitsche flammten zierliche Schüsse auf, die knallend zerstoben. Die Menschen flossen ineinander zu konzentrisch schwingenden Kreisen. Sie trugen eine gelbrote einheitliche Farbe.

Das Haar der Reiterin hing wie brauner Staub unter ihrem Körper. Ihre Füße, fahlen Perlen gleich, wirbelten im Raum; funkelten vor Lust. Die Kappe verwob sich mit den Haaren, klebte wie ein winziger Blutfleck auf duftigbrauner Sprühseide.

Das Chaos stieg . . .

Die Hände des Schriftstelles umklammten den rissig-roten Samt der Brüstung wie weiße dünnfädige Vogelklauen. Die Löcher unter seinem Hute weiteten sich, brannten. Der blutige Faden verdickte sich, dehnte sich, hing wie ein elastisch vibrierendes Tuch über der ganzen Manege. Die Seele dieses Menschen schlug Funken auf der Brust der Reiterin, wie zuckendes Feuer. Wie ein stetig wachsender Brillant, der beißende Strahlen verzischte!

Da tauchte rings ein Meer von Peitschenschüssen auf, mit blitzenden Köpfen; durchschlug die konzentrisch schwingenden Kreise; riß den flüchtigen Mädchenkörper vom sausend treibenden Pferde. Das Haar schleifte, sanddurchtränkt. Die Musik brach —

Das rote, vibrierende Tuch über der Manege barst mitten durch wie der Tempelvorhang vor zweitausend Jahren. Ein brauner, kümmerlicher Fleck kippte über die Balustrade, vom kreisenden, sausenden Pferde umgerissen; lag notdürftig da. Zischendes Haar peitschte ihn, stob weiter, flog wieder heran, flog über ihn hinweg — — ein silberner Huf schlug wie eine Granate mitten auf das Gesicht des jungen Schriftstellers: zerweichte sinnlos seine Augen . . .

Digitized by Google

Da erst quoll ein Schrei auf.
Wuchs; zerriß die Luft zu Atomen.
Die hellen Flecke hingen hochgereckt über Brüstungen. Hälse und offenrunde Lippen waren jetzt deutlich zu unterscheiden.
Die doppelte olivenfarbene Pfahlreihe fuhr in die Manege. Der Körper des Toten wurde zwischen ihr unsichtbar.
Auf dem mattgolden Pferderücken stand steilerhoben die junge Reiterin. Ein dünnes Lächeln klebte fast unauffindbar an ihren Lippen. Die Mütze in der weißen Kinderhand leuchtete wie Blut. —

Aus den Theatern.

Kgl. Opernhaus zu Berlin.

Engelbert Humperdinck: Königskinder. Musikmärchen. Text von Ernst Rosmer.

Versteht man auch die scharfe Absichtlichkeit dieser Titulierung recht? Man soll sich klar machen, daß man kein Melodram von Ernst Rosmer zu hören bekommt, zu dem der „Compositeur", Herr Humperdinck, die Musik geschrieben hat. Nein, ganz im Gegenteil! Das Melodram ist tot, es lebe das — — nun, wie nenn ichs gleich? — das Opernmärchen! Das ist die üble Folge der Umarbeitung eines Werkes, das, so wie es ursprünglich vorlag, zwar Humperdinck nicht den ihm als Professor zukommenden Vorrang vor der Librettistin (denn wen unter den nüchternen Fachmusikern kümmert es, ob Ernst Rosmer eine wie auch immer zu schätzende literarische Persönlichkeit von Ansehen ist?!) gestattete, eines Werkes aber, das nie und nimmer in das übergrelle Rampenlicht des großen Opernhauses gerückt werden durfte. Mußte nicht der feine Blütenstaub des symbolisch vertieften Märchens auf diese Weise ganz und gar vernichtet werden? Mußte nicht ein Künstler von der Feinsinnigkeit eines Humperdinck die Gefahr fühlen, die das Überwiegen opernmäßiger großinstrumentierter Musik über die leise Raunesprache des Märchens mit sich brachte? Diese Peinlichkeit des ganzen Werkes wird noch dadurch erhöht, daß auch der literarisch nicht versierte Hörer fühlt, wie verschwommen die Dichtung E. Rosmers in der jetzigen Umarbeitung ist. Sehr eigenartigerweise hat, wie dies aus dem Textbuch zu ersehen ist, eine dritte ungenannte Persönlichkeit die Rosmersche Dichtung für die Opernzwecke teilweise aufgestutzt: Unter allen Umständen zeigt die Neubearbeitung keine geschickte und vor allem keine moderne Hand. Gerade ein literarisches Werk, wie dieses symbolische Märchen von dem Verkanntsein alles echten Erdenkönigtums, von der Vernichtung der Naturtriebe und der Naturliebe durch die Gespreiztheit aller Konvention — — ein solches Werk darf dichterisch-textlich nie und nimmer der musikalischen Illustrierung zum Opfer fallen, und die allgemeine, ungeschmälerte Anerkennung, die dieses Werk in der musikalischen Presse gefunden hat, zeigt wieder einmal deutlich, wie banausenhaft einseitig die Opernfachkritik im allgemeinen ausgeübt wird. Selbstredend zeigt sich Humperdinck auch in dieser Partitur wieder als ein Meister gemütswarmer Melodik und als ein Instrumentator von schärfster Logik, aber er zeigt sich auch als der typische Nurmusiker, dem es vor allem darauf ankommt, sein Können zu zeigen. In irgendeiner Weise hätte das Melodram beibehalten werden müssen, um den silberdämmrigen Märchenzauber und zugleich auch die schwebende Symbolik der Dichtung durchleuchten zu lassen. Recht mäßig und echt preußisch in der überstrengen Disziplin in der Hurrah-Gebärde der Volksmassen und in der poesielosen Eckigkeit der Kinder mutete die Aufführung am Kgl. Opernhause an, wenn auch Frau Artôt de Padilla nicht ohne Liebreiz sang und spielte. Es war eben eine echte „Gala"-Vorstellung, die übrigens Herr Kapellmeister Blech mit prachtvoller Großzügigkeit leitete.

Dr. Arthur Neisser.

* * *

Weimarer Hoftheater.

Wilhelm v. Scholz. „Der Gast". Uraufführung.

Man muß es dem Intendanten des Weimarer Hoftheaters, Herrn v. Schirach, zum Verdienst anrechnen, daß er es unternahm, das schon elf Jahre alte Drama des Dichters des „Spiegels" und der „Vertauschten Seelen" zum ersten Male aufzuführen. Es war für Weimar kein alltägliches Ereignis. Was durch Geist und Kunst irgendwie Bedeutung gewonnen hatte — neben Weimar waren noch Wien, Berlin und Leipzig durch ihre Kritiker vertreten — hatte sich in dem schönen Musentempel ein Stelldichein gegeben, um der Erstaufführung dieses Dramas von Scholz beizuwohnen.

In eine deutsche Stadt des Mittelalters kommt Gerhard Grabherr, im Auftrage des Rates einen Dom zu bauen, der seine früheren Bauten um ein Bedeutendes überragt. Seine Kunst wird von einem Teile der Ratsherren als Hexenkunst angesehen und demgemäß geschmäht. Diese Ansicht verstärkt sich zu einem schweren Verdacht und veranlaßt seine Verhaftung, als, durch fremde Kriegsknechte eingeschleppt, die furchtbare Pest in der Stadt ausbricht und die Bürger reihenweise dahinrafft. In dieser schweren Zeit kümmert sich niemand mehr um den Baumeister; seine Pläne verbrennt man, an ihn selbst wagen sie nicht die Hand zu legen, denn sie fürchten die Rache des Teufels. Gerhard Grabherr vergißt seinen Bau, pflegt die Kranken und geleitet die Toten. Sein Weib begräbt er; sie erlag dem Gift einer Nebenbuhlerin, der Dirne Lenore. Lenore liebt den Dombaumeister und weiß ihn für eine kurze Stunde der Lust an sich zu fesseln. Als aber der Baumeister sie um seines Weibes willen verstößt, da trägt ihr Haß der Gattin den Tod ins Haus, sie selbst aber fällt in Wahnsinn. Als die Pest erloschen ist und Gerhard Grabherr die Stadt verlassen will, gibt er der verfolgten Seele der Irren die Ruhe wieder, indem er sie von jeder Schuld löst.

Das Drama zeigt uns Scholz noch als den Grübler großer Probleme, der sich in seinen Gedanken die Welt untertan machen will und alle ihre Geheimnisse in seiner Seele wägt. Aber noch liegt nicht die Klarheit eines endgültigen geistigen Sieges über seinem Schaffen, und die Lust am Wort verdunkelt die Wirkung. Dieser Mangel bindet auch die dramatische Entwicklung, bei der die notwendige geschlossene Aufeinanderfolge der Ereignisse allzu gehemmt erscheint. Gespielt wurde bei stimmungsvoller Inszenierung durch den Intendanzrat Gelling nicht gleichmäßig gut. Während der Darsteller des Grabherr versagte, entfaltete Fräulein Schneider als Lenore ihr Talent zu feinsinniger Charakterisierung, zu belebendem Feuer. Eine Glanzleistung ersten Ranges war der Ratsschreiber von Carl Weiser, Maske, Spiel und Sprache schufen eine Gestalt, die sich aus dem Hinfälligen des Tages weit über das Maß des Gewöhnlichen erhob. Sein Spiel beherrschte den Abend.

Dr. E. A. Regner.

* * *

Komische Oper zu Berlin.

Franz Neumann: Liebelei. Oper in drei Akten. Dichtung von Arthur Schnitzler.

Wenn man will, kann man den „Fall" „Liebelei" als Gegenstück zu dem „Fall" „Königskinder" betrachten. Hier wie dort glaubte ein Komponist den Stimmungsgehalt eines Schauspielers vertieft musikalisch festbannen zu können oder auch zu müssen, indem er die nur leise mitschwingende seelische Musik gleichsam ins Körperliche herausbrutalisierte; nur daß natürlich „Königskinder" eine direkt melodramatische Unterlage darbot, während Arthur

Digitized by Google

Schnitzlers vor einem Jahrzehnt ungeheuer populär gewesene Tragödie der aufknospenden und schon welkenden Mädchenliebe fürwahr keine Opernmusik duldet. Nun hat sich ja der Komponist, Franz Neumann, zumal im ersten, genrehaften, wienerisch-tändelnden Akt, in diesem Akt, der die heitere Exposition zu dem bitteren Enttäuschungsdrama der beiden folgenden Aufzüge bildet, nach Kräften bemüht, nur im leichten Konversationston die Szene zu umtönen und ihren prickelnden Jungeleutezauber zu treffen; aber schon hier kommt bei der Stelle, wo „der Gatte" von Fritz Rechenschaft fordert, das hohle halbechte Opernpathos italienischen Stiles zum Durchbruch, das sich in den übrigen Aufzügen, namentlich aber in dem aufdringlich trauermarschmäßigen Vorspiel zum Schlußakt zum direkten Verismo-Pathos auswächst. Mir ist es ganz unfaßlich, wie ein Künstler und Poet von der Bedeutung Arthur Schnitzlers sein Schauspiel teilweise wörtlich einem Komponisten überlassen mochte, der sich denn doch wohl nicht anmaßen möchte, mit einem Richard Strauß in die Schranken zu treten. Was mir das Stilwidrigste an dieser Oper Neumanns zu sein scheint, das ist — abgesehen von dem ganz vortrefflich charakterisierten und flüssig hingeworfenen ersten Akt — die Entwienerung, die durch Neumanns Pathos-Musik Schnitzlers wienerisches Schauspiel erfahren hat. Aus dem bleichen, schwärmerischen Wiener Nähmädel Christine ist bei Neumann eine Primadonna (Maria Labia) geworden, und wenn auch dadurch die Tragik dieses Liebelei-Opfers äußerlich bühnenwirksamer wird, so hat doch diese rührende Gestalt (die übrigens von der Labia mit vollster innerer Leidenschaft gespielt wurde) auf diese Weise ihren süßen wienerischen Mädchenduft schroff abgestreift. — — Rein technisch kann Neumann übrigens nicht wenig, und einen feinkomischen Opernstoff dürfte er hübsch beherrschen. Nicht genug zu rühmen ist die Inszenierung, Direktor Gregors Berliner Abschieds-Meisterstück und die musikalische Leitung durch Herrn v. Reznizek, den noch immer nicht wieder aufgeführten Komponisten der köstlichen „Donna Diana".

Arthur Neisser.

* * *

P. F. Am Sonntag, den 15. ds. Mts., gab Ludwig Hardt seinen zweiten dieswinterlichen Rezitationsabend im Choralion-Saal (Berlin) vor ausverkauftem Hause. Der junge Künstler ist eine der sympathischsten Erscheinungen unter den modernen Rezitatoren. Er besitzt ein außerordentlich biegsames, klangreiches Organ, echtes Temperament und einen prachtvollen, urwüchsigen Humor. Norddeutsche Kunst ist seine Domäne, die er mit seltener Meisterschaft beherrscht. Liliencron, Groth, Storm, Münchhausen liegen ihm glänzend. Für jeden hat er den richtigen Ton. Und Fontane! Wie prachtvoll weiß dieser Jugendliche den sonnigen Altmärker uns zu interpretieren. Es weht wie eine herbe, keusche Landbrise aus seinen Rezitationen. Das Publikum merkte bald, was es an diesem Interpreten hat und dankte ihm mit für Berlin seltenem, frenetischem Beifall.

Randbemerkungen.

Die deutsch-russischen Verhandlungen
lassen die Gemüter zu beiden Seiten des Kanals immer noch nicht zur Ruhe kommen, obwohl Deutschland wie Rußland hinreichend deutlich gezeigt haben, daß sie sich durch kein Geschrei beirren lassen, noch auch irgendwelche Eile haben, die Geschichte zum Abschluß zu bringen. Aber so sind nun einmal die Leutchen da drüben. Als es mit den „Temps"-Enthüllungen nichts war, als sich zeigte, daß auch die Indiskretion der „Evening Times" Herrn Sasonow erheblich verstimmte, ihm also höchstens den deutschfreundlichen Rücken stärken konnte, setzte man eine neue Walze in den Preßautomaten. Die Melodie heißt jetzt: Warum nicht? Deutschland tut ganz recht! Wir könnten eigentlich dasselbe versuchen! Die Bagdadbahnfrage ist angeschnitten, sie muß jetzt gänzlich aufgeschnitten werden. — Bei den Franzosen nimmt diese Idee nicht weiter wunder. Einmal sind sie bei der Bagdadbahn selber ein wenig kapitalistisch interessiert, zu eitens hetzen sie auf diese Weise den kordialen Bruder auf seinen Vetter, drittens aber, und das ist die Hauptsache, ist es eine alte Spezialität der Pariser Journalistenpolitik, stets argwöhnisch auf der Lauer zu sitzen, daß um Gottes willen nichts passiere, wo man nicht dabei ist. Das Prestige, das Prestige, wie leicht geht so ein Ding verloren! Wie fängt mans an? Was könnten wir nur gleich fordern? Ah, ah! Die französischen Kleinbahnen in Syrien! Göttlicher Gedanke. Frankreich „kann verlangen", daß seine syrischen Kleinbahnen beim deutsch-russischen Abkommen berücksichtigt werden. Der Alp weicht von der gloirebedeckten Brust: Die „Forderung des Tages" ist gefunden. — Die praktischen Britten gehen robuster zu Werke: Spricht da einer von Bagdadbahn? Mir deucht, das Wort fiel irgendwo. Bagdadbahn? Nichts einfacher als das: Wir Britten sind die geborenen Policemans des Persischen Golfs, wir sind berechtigt, die Kontrolle über den südlichen Teil der Bagdadbahn zu beanspruchen, bis zur Küste, weiter nicht. Das entspricht der uns angeborenen Bescheidenheit. — Es ist doch nett, wenn die Leute was zu schreiben haben. Wir sind die allerletzten, die das genieren könnte. Nur nebenbei bemerken wir schüchtern, daß davon ja gar nicht das Gespräch ist, nämlich erstens nicht von der Bagdadbahn, sondern nur von einer zu bauenden Linie von Teheran an die persisch-türkische Grenze, die sich eventuell dort mit einer besonderen Zweigbahn von Bagdad nach eben jener Grenze später einmal treffen könnte. Zweitens liegt selbiges in grauer Ferne. Wir Deutschen sind wahrscheinlich noch eher in Bagdad als die Russen mit ihrer Bahn vom Kaspischen Meer in Teheran. Drittens spielen die kleinasiatischen Miniaturbahnen neben diesen weithorizontigen Fragen überhaupt keine Rolle, und viertens hat die Deutsche Bank, wie bekannt, eine volle Konzession bis an den Persischen Golf, also daß Englands bescheidene Preßwünsche aller Wahrscheinlichkeit nach an Bedeutung einem blauen Dunste gleichkommen dürften. Übrigens eine fast beneidenswerte Fähigkeit, sich mit solchem Dunste zu vergnügen. Zeichen von wahrhafter Anspruchslosigkeit.

W.

* * *

Parlaments-Premiere.

Es ist immer ein kleines Fest, wenn die Minister im Abgeordnetenhaus debütieren. Die Herren erscheinen in neuen Fräcken und schwarzen Binden. Der Kabinettschef hält eine Rede voll guter Vorsätze und schöner Aufforderungen, Schlichtung der Parteigegensätze, Vereinigung aller in gemeinsamer Arbeit zum allgemeinen Besten. Die radikalen Tschechen brüllen und pfeifen und trommeln. Es gehört schon dazu. Niemand kümmert sich weiter darum. Es ist eine kleine, bunte Abwechslung in dem Einerlei sachlich konzentrierter Reden. Jetzt steigert Herr v. Bienerth seine Stimme, er prägt förmlich jedes Wort, daß es hart und blank den Saal durchdringt. Bald aber gibt er den Kampf auf: Der Abgeordnete Choc hat den größeren Stimmumfang. Und Baron Bienerth hat das Wichtigste seiner Programmrede allen vernehmlich gemacht: daß im nationalen Besitzstand nichts ohne Zustimmung der parlamentarischen Parteien verändert werden solle. Das war der Apell an die Deutschen, und er war notwendig, denn in der Verwirrung der neuen Kabinettsbildung hat Baron Bienerth manchen Mann berufen, der für die Unparteilichkeit der Verwaltung bedenklich erscheint, und der Führer der Deutschen, Baron Chiari, hat von einem „Zug nach rechts" gesprochen, das heißt nach jener Seite des Hauses, wo nach alter Tradition die Parteien des „eisernen Ringes" Jaffé'schen Angedenkens heute

Digitized by Google

noch sitzen. Man fürchtete, daß mit den Tschechen, Polen und Klerikalen gegen den deutschen Freisinn und damit zugleich gegen die österreichische Verfassung regiert werden könnte, denn beides fällt in Eins zusammen. Diese Befürchtung schien durch die Zusammensetzung des neuen Kabinetts gerechtfertigt: an zwei prominenten Stellen sitzen slavische Agitatoren. Das Eisenbahnministerium wird von Glombinski, das Arbeitsministerium von Marek geleitet. Die Klerikalen behaupten durch Weiskirchner und Stürgkh das Portefeuille für Handel und das für Unterricht. Diesem Quartett gegenüber ist der deutsche Freisinn nur durch den Minister des Innern, den Grafen Wickenburg und den Justizminister Hochenburger geschützt. Der hat in der Sitzung des deutschen Nationalverbandes erklärt, nur unter der Gewißheit des status qui im Ministerium verblieben zu sein. Aber es ist bekannt: Minister kommen und werden gehen, wenn sie ihre Schuldigkeit getan haben. Darum kann auch die Persönlichkeit Dr. v. Hochenburgers keine dauernde Garantie gewähren. Sie wird einzig in der Ehrlichkeit des Kabinettchefs selber gefunden werden. Die Deutschen dürfen hoffen, daß unter seiner obersten Leitung das Staatsrecht nicht verletzt werden wird. Freilich ist die Frage, wie lange diese Oberleitung dauert; denn Graf Thun ist nunmehr zum Statthalter Böhmens ernannt worden. Und dieser Posten dürfte ihm ein Sprungbrett zur höchsten Macht bedeuten. Deshalb ist die Zurückhaltung der Deutschen bloß natürliche Reaktion. Zu entschiedenen Bekenntnissen ist die gegenwärtige Lage viel zu unsicher. Sie erscheint undefinierbarer als je. Und dieses Schwanken, diese Verlegenheit und Hilflosigkeit drückt sich auch in einer andern Tatsache aus: durch Glombinskis Berufung ins Kabinett ist die Stelle eines Obmanns im Polenklub frei geworden. Und die Abgeordneten Westgaliziens sind in arger Beklemmung über die Nachfolgerschaft. Man wußte sich, da innerhalb des Polenklubs alle möglichen Gruppen n beneinander leben, nicht anders als durch die Heranziehung eines Outsiders zu helfen. Abgeordneter Lazarski, von dem man bisher so gut wie nichts gehört hat, wird Glombinskis Erbe werden. Das ist symptomatisch und von großer Wichtigkeit, denn die strenge Parteidisziplin des Polenklubs verpflichtet alle seine Mitglieder zu unbedingter Folge. Und die Polen sind seit Dezennien die zuverlässigste Regierungspartei. Wenn sie sich von einem Ministerium wenden, ist es gewesen. Das zweite Kabinett Bienerth wurde durch Glombinski gestürzt. Nun sitzt er im Ministerfauteuil, aber heimlich auch noch auf dem Obmannssessel im Polenklub, denn Lazarski ist nur ein vorgeschobener Strohmann. Und man weiß, daß es ein Lieblingsgedanke Glombinskis war, eine Parlamentsmehrheit ohne den deutschen Fortschritt zu schaffen. Darum wird es notwendig sein, daß die Deutschen vor dem Eingang in ihr Klubzimmer eine ständige Tafel des „Memento“ aufrichten. Janus.

* * *

Befriedung Albaniens?

Wo bleiben eigentlich die Arierfreunde? Die Skipetoren sind doch Indogermanen, wie auch die Kurden, und dennoch nimmt Jedermann in Deutschland Partei für die nichtarischen Türken! Und schilt die braven Albanier Räuber und Barbaren. Was sind denn die alten Germanen gewesen? Man kann ein Barbar sein und doch voll blühender Zukunft. Stählerne Kräfte, die nur noch nicht wissen, wohin mit dem Tatendrang.

Jedoch, gleichviel! Hier handelt es sich nicht um Rassenschwärmerei, sondern Gegenwartspolitik. Und da gereicht es uns zur hohen Genugtuung, daß jemand, der überhaupt von Rassen nichts wissen will, der Orientalist Martin Hartmann, dieselbe Ansicht über Albanien hat, im Gegensatz zu der allgemein üblichen, die auch ich im Frühling nach einer Reise dorthin vorgetragen habe. Im „Freien Wort“ äußert sich augenblicklich der Berliner Professor zur Lage in der Türkei und behauptet: „Die immerwährend vorgenommenen militärischen Expeditionen, nach deren Abschluß es genau so steht wie früher, es wird ein beschränktes Territorium „pazifiziert“, indem der Bevölkerung angeblich die Waffen abgenommen werden (d. h. sie liefern alte, unbrauchbare Schießprügel ab und die guten Flinten behalten sie.)“ Soweit Hartmann. Im übrigen zeigen die Tatsachen, zeigt der neu auflodernde Aufstand und die Auswanderung nach Montenegro, das darob in peinlichste Verlegenheit gerät, daß eine Beurteilung von der Froschperspektive, d. h. vom albanischen Volk aus, gegenüber der von oben aus doch recht behalten hat. Wirth.

* * *

Vom schweizerischen Postwesen.

Mit dem ersten Januar ist das neue schweizerische Bundesgesetz über das Postwesen in Kraft getreten. Damit werden ein paar Neuerungen eingeführt, die zum Teil auch für Deutschland von Interesse sein werden. Ein Beamter der Oberpostdirektion hat bei Orell Füßli in Zürich eine Schrift herausgegeben, die dem Interessenten über alle wichtigeren Punkte Aufschluß erteilt.

Um dem in der Schweiz blühenden Lotteriewesen einigermaßen entgegenzutreten, wurden die Bestimmungen über die Beförderung von offenen Lotterieanzeigen bedeutend verschärft. Früher genügte es, wenn in dem Kanton, in dem sie aufgegeben wurden, die Konzession für die betreffende Lotterie vorhanden war. Jetzt soll auch noch der Kanton, in dem der Empfangsort sich befindet, die betreffende Lotterie bewilligt haben, wenn die Anzeigen Anrecht auf Beförderung haben wollen. Diese Bestimmungen gehen sogar so weit, daß auch verschlossene Sendungen, die als Lotterieanzeigen zu erkennen sind, von der Beförderung ausgeschlossen sind, wenn sie den genannten Forderungen nicht gerecht werden.

Zu Schadenersatzforderungen war bisher nur der Aufgeber einer Sendung berechtigt und der Empfänger nur dann, wenn er sich als vom Aufgeber dazu beauftragt ausweisen konnte. Nun kann auch der Empfänger vom Augenblicke an, da die Sendung ihm angezeigt wurde oder er die Auslieferung verlangt hat eigenmächtig auf Schadenersatz klagen.

Postlagernde Gegenstände werden an Minderjährige nur noch dann verabfolgt, wenn sie von Eltern oder Vormündern zur Abholung ermächtigt sind und einen Ausweis darüber vorzulegen haben.

Im Vorjahre wurde der Versuch gemacht, an Samstagen den Schalter statt um acht Uhr schon um sieben Uhr zu schließen. Diese Neuerung hat sich so gut bewährt, daß sie beibehalten werden wird.

Expreßsendungen mußten früher immer am Schalter aufgegeben werden, wenn für richtige Speditionsart garantiert werden sollte. Heute kann man sie in alle Postfuhrwerke, Bahnposten und Schiffskurse übergeben, die Personalbegleitung haben.

Für Sendungen unter fünf Kilo oder 1000 Franken Wert wurde früher keine Lagergebühr bezogen. Weil es aber häufig vorgekommen ist, daß man die Postlokale als billige Lagerräume benützte, indem man die Gegenstände auf dem Bureau liegen ließ, bis man sie brauchte, ohne daß dafür etwas zu bezahlen war, soll dem insofern abgeholfen werden, als künftig auch Pakete bis zu fünf Kilo Lagergebühr kosten. Wenn sie aber mehr als sieben Tage liegen bleiben, verdoppelt sich die Taxe.

Für unfrankierte Sendungen der Paketpost wurden bisher recht empfindlich höhere Gebühren bezogen, als für frankierte. Nach dem neuen Tarif setzt sich die Taxe für unfrankierte Paketsendungen nur noch zusammen aus der Frankotaxe und einem Zuschlag von zehn Rappen.

Verdorbene Frankobänder und Postkarten werden von nun an ohne weiteres gegen neue Exemplare der gleichen Sorte umgetauscht, während früher solche im Werte von fünf Rappen überhaupt nicht und solche von höherem Werte nur gegen Aufzahlung von fünf Rappen für das Stück in Tausch genommen wurden.

Unfrankierte und ungenügend frankierte Postkarten, Drucksachen und Warenmuster waren bisher offiziell von der Beförderung mit der Post ausgeschlossen. Doch gab

Digitized by Google

man sich Mühe, die unmoderne Bestimmung abzumildern und dafür zu sorgen, daß eines kleinen Versehens wegen nicht zu große Unannehmlichkeiten passierten. Jetzt aber sollen unfrankierte und ungenügend frankierte Sendungen dieser Art der gleichen Behandlung anheimgestellt werden wie gewöhnliche Briefe: Sie werden befördert und auf ungenügend frankierte Sendungen wird als Porto die fehlende Frankatur vom Empfänger erhoben, bei unfrankierten dagegen das Doppelte der Frankatur.

Die Zeitungstransporttaxe ist von einem Rappen auf dreiviertel Rappen für jedes Exemplar und für je 75 Gramm ermäßigt worden. Blätter aber, die ausschließlich Annoncen enthalten oder zur Empfehlung von Privatgeschäften und Unternehmungen dienen und deren politischer oder Nachrichtenteil nur nebensächlich ist, unterliegen den Bestimmungen der gewöhnlichen Drucksachentaxe.

Um eine richtige Wertangabe bei allen Postsendungen herbeiführen zu helfen, wurden die Werttaxen bedeutend ermäßigt.

Auch im Postscheckverkehr wurden einige Änderungen vorgenommen.

Vor allem aber sollte im neuen Postgesetz dem an Auswüchsen so reichen Gebiet der Portofreiheit energisch zu Leibe gerückt werden. Es gab sogar Optimisten, die an deren gänzliche Abschaffung glaubten. Daß es nicht so weit kommen würde, war vorauszusehen. Immerhin genießen die Behörden der Eidgenossenschaft, der Kantone der Bezirke und Kreise und die Aufsichtsbehörden der öffentlichen Schulen nur noch Portofreiheit für Korrespondenzen in Amtssachen, Sendungen von Privaten an Behörden sind immer zu frankieren, und Sendungen, die das Interesse von Privaten betreffen, sind in jedem Falle taxpflichtig, auch wenn sie von Amts wegen erfolgen. Unternehmungen von Kantonen und Gemeinden, die wirtschaftliche oder Erwerbszwecke verfolgen, haben kein Anrecht mehr auf Portofreiheit. Man sieht, die Arbeit wurde nur halb getan. Eine genaue Kontrolle im Einzelfalle bleibt nach wie vor unmöglich.

Dagegen wird eine begrüßenswerte Neuerung eingeführt: An Anstalten, Gesellschaften und Vereine, die sich mit wohltätigen Zwecken befassen werden, von der Postverwaltung für ihre dienstliche Korrespondenz besondere Postfreimarken verabfolgt, die zur Frankierung verwendet werden sollen.

Das einheitliche Briefporto von fünf Rappen vermochte auch noch nicht eingeführt zu werden. Immerhin weist das neue Gesetz verschiedene fortschrittliche Bestimmungen auf und bietet ein paar erfreuliche Erleichterungen im Postverkehr.

Paul Altheer (Berlin).

* * *

Relative Sittlichkeit.

Aus Hamburg kommt die Meldung, daß es die Justiz wieder einmal für nötig fand, die Kunst zu korrigieren. Ausgestellte Reznicekbilder wurden beschlagnahmt, der Buchhändler in eine Geldstrafe genommen. Es liegt eigentlich kein Grund vor, sich darüber im guten oder bösen aufzuregen, und was Boccacio recht ist, der mit seinem Dekamerone unbehelligt durch die Jahrhunderte ging, bis unsre Zeit seine Unsittlichkeit entdeckte, das muß wohl Reznicek billig sein. Aber diesmal gab es eine kleine Nuance. Der Hamburger Staatsanwalt fühlte dunkel, wie nahe er daran war, in den Graben der Blamage zu fallen, und sah sich gezwungen, ein salomonisches Urteil zu erdenken; er unterschied zwischen Straße und Museum und teilte beiden verschiedene Sittlichkeitsgesetze zu, ja er prägte den trefflichen Ausdruck „relative Unzüchtigkeit". Wie scharfsinnig doch der Kampf gegen die Kunst macht! Steht man vor dem Schaufenster — so nimmt der Vertreter der Gerechtigkeit an —, ist man der sündige Mensch, dessen zarte, wunde Stellen man nicht berühren darf; wird also Herr Schulze, der hier zum erstenmal einen Reznicek erblickt, durch das Bild an seine Stammtisch„witze" erinnert und findet es dann mit Recht unsittlich, darf er als Steuerzahler verlangen, auch in seinen sittlich-seelischen Gefühlen geschützt zu werden. Er ist zwar der Aufsicht seiner Gouvernante entwachsen, fordert aber energisch eine liebevolle Behütung seiner empfindlichen Psyche durch den Staatsanwalt. Anders ist die Sache, wenn eben derselbe Herr Schulze in ein Museum geht. Dort legt er alle Lustgedanken und Stammtischerinnerungen an der Garderobe ab und läßt den Sittlichkeitskorrektor außen stehen, der ihn vor Verletzung seines Schamgefühls nicht mehr schützen darf, sobald er die museale Schwelle übertreten hat. Nun hoffen wir, daß Herr Schulze im Hause der Kunst keine ernstlichen Verletzungen seiner Sittlichkeit erleidet, es wäre schade um ihn, denn wer sollte dann in Zukunft die Kunst denunzieren? Erkennen wir auch freudig die staatsanwaltliche Bescheidenheit an, die wenigstens eine Grenze ihrer Macht anerkennt, den Tempel Apolls.

Trotz der etwas unfreiwilligen Komik dieses Plädoyers mit seiner „relativen" Ethik wird man den richtigen Kern nicht verkennen dürfen. Der staatliche Wächter hatte das Gefühl, so etwas wie die Schaustellung solcher Bilder paßt sich nicht. Weil aber Gefühle noch keine juristischen Kriterien sind, sah sich der Vertreter der Anklage zu einer gewaltsamen Konstruktion gezwungen. Sicher ist es eine Roheit gegen die Kunst, intime Bildwerke dem Strom des Alltags preiszugeben, der an einem Schaufenster vorbeiflutet. Ein künstlerischer Eindruck wirkt immer aufwühlend, und entsteigt er der erotischen Sphäre, auch sinnlich erregend. Sollten wir darum den Künstler oder unsre Sinne schelten? Doch die Liebe ist, kein Tischwein, sagte eine geistreiche Frau, und die Kunst ists noch weniger, kann man hinzufügen. Man darf sie nicht wie jener Hamburger Buchhändler zum Straßenmädchen machen; wer auf seinem täglichen Bureauweg viermal die Nationalgalerie durchqueren müßte, für den wäre sie wie ein garnierter Schinken im Metzgerladen, den er auch jeden Tag im Vorübergehen betrachtet. Das Hamburger Urteil ist wahrhaftig im Resultat nicht schlecht, nur seine Motive sollten andre sein: Nicht der Steuerzahler muß Werktags vor Reznicek bewahrt bleiben, sondern Reznicek vor dem Schmutz des Tages.

E. Glock (Berlin).

* * *

Hier wird nicht gemuckst

Herr Amtsgerichtsrat G. P. hat sich mit meiner Randbemerkung „Dem Volke entfremdete Richter" beschäftigt. Ich berichtige zunächst seinen Irrtum, daß ich selber Anwalt bin und den zweiten, daß ich den Verwaltungsdienst mit dem Justizdienst verwechselt habe. Dann aber gebe ich ihm durchaus Recht darin, daß „Angriffe auf einen ganzen Stand immer einseitig und für einen großen Teil seiner Mitglieder ein großes Unrecht sind". Er wird das hoffentlich nicht von den Anwälten gelten lassen, die er selber scharf attackiert hat. Herr G. P. bedauert, daß das Publikum nur die Richter aus „meist unvollständigen und unrichtigen Berichten über die Verhandlungen in Strafsachen" kennt, und daß daher die einseitigen, verallgemeinernden Angriffe gegen die Richter immer guten Boden finden. Ich glaube nicht, daß er durch diesen Einwurf seine Sache stärkt. Denn das Publikum kommt mit den Richtern hauptsächlich in Strafsachen zusammen und deshalb klagt es hauptsächlich über die Strafrichter. Daß es dazu Grund hat, will ich nicht damit erneut zu beweisen suchen, daß ich das schwere Geschütz der Urteile gegen Becker und Breithaupt auffahre, sondern nur ein ganz kleines, aber bezeichnendes Vorkommnis will ich anführen. Herr Landgerichtsdirektor Lieber hat nach einer Entgleisung im Anfang den Krawallprozeß in tadelloser Objektivität geleitet, wenngleich angemerkt werden muß, daß sich zuletzt die Ordnungsstrafe gegen einen Verteidiger vielleicht hätte vermeiden lassen. Aber für die Auffassung, die unsre Strafrichter von ihrer Stellung zum Publikum, d. i. zu den steuerzahlenden Volksgenossen, haben, ist charakteristisch, wie er bei einer Störung der Verhandlung einschritt.

Digitized by Google

Er sagte nämlich bei seiner Ermahnung zur Ruhe: „Hier wird nicht gemuckst“. Selbstverständlich ist es das gute Recht und die Pflicht eines Richters, die Würde des Ortes und Amtes zu wahren und zur Wahrung, falls nötig, sehr entschieden einzuschreiten, aber muß dies in der von Herrn Lieber beliebten Form geschehen, in einer Form, die bedenklich an den Ton auf dem Exerzierplatz gemahnt? Weiß Herr G. P. nicht, wie das auf einigermaßen feinfühlende Menschen wirkt? Will er es entschuldigen? Nein, die Kluft zwischen Volk und Richter wird immer breiter, nicht wegen „ungerechter Angriffe“, sondern weil die Richter nichts tun, sie auszufüllen. Dr. M. P.

* * *

Heiliger Wustmann!

Mehrfach ist, weit über die Kreise des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins hinaus, gezeigt worden, wie salopp schriftliche Kundgebungen hoher, höchster und allerhöchster Herrschaften mitunter abgefaßt sind. Antwortdepeschen und dergleichen starren oft geradezu von sprachlichen Unarten, wie Inversion nach und usw. Wenn man dem B. T. glauben darf, und warum soll man dem über Theaterangelegenheiten gewöhnlich gut unterrichteten Blatte nicht glauben, dann herrscht in den höchsten Kreisen auch im mündlichen Verkehr eine bedauerliche Nichtachtung der deutschen Sprache. Als die Kaiserin der Ödipus-Vorstellung im Zirkus Schumann beigewohnt hatte, ließ sie Reinhardt rufen und äußerte zu ihm: „Der Eindruck ist ein ganz gewaltiger und die Wirkung eine tief ergreifende, der man sich nicht entziehen kann“. Wustmann sagt: „Eine häßliche Gewohnheit, die in unserm Satzbau eingerissen ist, ist die, das Prädikat, wenn es durch ein Adjektiv gebildet wird, nicht, wie es doch im Deutschen das richtige und natürliche ist, in der unflektierten, prädikativen Form hinzuschreiben, sondern in der flektierten, attributiven Form, als ob sich der Leser das Subjekt noch einmal dazu ergänzen sollte. Es ist das nicht bloß ein syntaktischer, sondern auch ein logischer Fehler, und daß man das gar nicht empfindet, ist das besonders Traurige daran“. Es wäre sehr zu bedauern, wenn gerade in unsern höchsten Kreisen das schlechteste Zeitungsdeutsch gesprochen würde, dort, wo Formen sonst eine so große Rolle spielen, sollte es nicht gerade unsre Muttersprache sein, die unter Formlosigkeit zu leiden hat. Im Gegenteil, dort sollte man mit gutem Beispiele vorangehen.

M. P.

* * *

Theaterreklame.

Es würde nur den Eindruck abschwächen, wollten wir den Inhalt der hier folgenden, dieser Tage von den Berliner Zeitungen gebrachten Theaternotiz irgendwie glossieren. Wir begnügen uns also, die Notiz einfach wortgetreu mitzuteilen.

„Direktor Barnowsky wird als nächste Novität die Komödie „Der Leibgardist“ herausbringen, ein Werk von Franz Molnar, dem ungarischen Schriftsteller, der in letzter Zeit durch seine Liebes- und Duellaffären viel von sich reden machte. Die weibliche Hauptrolle in diesem Stück wird Frau Claire Walentin-Gräfin Wolff-Metternich spielen, die durch einen „Selbstmordversuch“ anläßlich der Verhaftung ihres Gemahls großes Aufsehen zu erregen wußte.“

* * *

Preisausschreiben.

In seinem Werke „Große Männer“ sagt W. Ostwald: Nachdem dieser (Alexander v. Humboldt) sich ... eine der höchsten Stellungen erworben hatte ... gab er sich dem edelsten Sport hin, den ein Mensch seines Kalibers treiben kann: er bemühte sich überall, junge Talente, womöglich Genies, zu entdecken und sie bei ihren Bestrebungen zu fördern. — Das war vor etwa 90 Jahren. Wer aber vermöchte heute noch, aus der ins Ungeheure angewachsenen wissenschaftlichen Produktion einen rohen Edelstein aus Hunderten wertloserer Kristalle herauszufinden. Wenn der Stein einmal geschliffen ist, dann ist es nicht mehr schwer!

Die „Umschau“ Frankfurt a. M. (Wochenschrift für die Fortschritte in Wissenschaft und Technik), die weit verzweigt in die Kreise der Hochgebildeten dringt, glaubt hier Ersprießliches leisten zu können. Sie will von nun ab, wie aus der neuesten Nummer ersichtlich ist, alljährlich 5 Preise ausschreiben für die Bekanntgabe der hervorragendsten wenig bekannt gewordenen Arbeiten, die während des abgelaufenen Jahres erschienen sind.

Im Jahre 1911 sollen zur Verteilung kommen ein Preis von je 100 Mark für die Bekanntgabe der bedeutendsten Untersuchung oder Entdeckung auf dem Gebiet: 1. der Biologie, 2. der Medizin, 3. der Physik, 4. der Chemischen Technologie, 5. der Urgeschichte.

Als Preisrichter haben sich bereit erklärt mitzuwirken für Biologie: Geh. Rat Prof. Dr. R. Hertwig und Prof. Dr. M. Verworn — Medizin: Geh. Rat Prof. Dr. Chiari und Prof. Dr. A. v. Koránhi — Physik: Geh. Rat Prof. Dr. Himstedt und Geh. Rat Prof. Dr. Riecke — Chemische Technologie: Prof. Dr. Ad. Frank und Geh. Rat Prof. Dr. Graebe — Urgeschichte: Hofrat Dr. B. Hagen und Prof. Dr. Klaatsch — ferner in allen fünf Klassen Prof. Dr. Bechhold.

Die Nova.

Immer wieder wird die Hypothese aufgestellt, daß das Aufleuchten eines neuen Sterns am Himmel, die sogenannte Nova, durch einen Zusammenstoß von zwei Weltsystemen entsteht. Das ist aber nach meiner festen Überzeugung eine ganz leichtfertig konstruierte Hypothese. Sie ist obendrein sehr anthropomorph; da auf der Erdrinde sehr häufig Zusammenstöße mit vernichtendem Ausgange vorkommen, so glaubt man, daß ein Ähnliches auch im Himmel passiert — jenseits von unserm Sonnen- und Planetensystem. Es kommt uns das beinahe so natürlich vor. Und man bildet sich wohl öfters ein, daß eine natürlichere Hypothese gar nicht gefunden werden könnte.

Dem ist nun aber ganz und gar nicht so; wir haben bereits Hypothesen, die viel einwandsfreier sind und von einer Weltenzerstörung ganz absehen.

Bei der Nova Persei, die vor 10 Jahren zu sehen war, stellte Seeliger-München die Hypothese auf, daß eine sonst nicht allzu hell leuchtende Sonne in eine große Wolke kosmischen Staubes geraten sei und diesen in allen Teilen plötzlich beleuchtet habe — wodurch dann plötzlich das ganze sonst nicht sehr hell leuchtende Sonnensystem eine fabelhafte Steigerung der Lichtintensität erhalten hätte. So auch wollte Seeliger das Auftreten der großen Nebelmassen, die sich um den neuen Stern bildeten, erklären.

Das ist sicherlich viel plausibler als das Zusammenprallen zweier Weltsysteme. Daß doch die Menschen immerzu sehr kriegerisch gestimmt sind — daß es ihnen immerzu so natürlich erscheint, wenn ein mühselig erhaltenes System so mir nichts dir nichts kurz und klein geschlagen wird!

Wir haben aber gar keine Berechtigung, derartig zer-

Digitized by Google

störungswütige Hypothesen in der Astronomie zu dulden. Das Sonnensystem, in dem wir leben, zeigt uns unzählige Planeten (wir haben ja schon über 600 Asteroïden entdeckt), die sämtlich in wundervoller Ruhe dahinschweben und — so weit wir beobachtet haben — noch niemals gegeneinandergestoßen sind. Und dabei haben diese Asteroïden ganz extravagante Bahnen; einzelne kommen bis in die Erdbahn. Und trotzdem fand noch niemals ein Zusammenstoß statt.

Wohl hat man behauptet, daß diese Asteroïden Splitter eines großen „zerstörten" Planeten seien. Aber dann muß das korrekte Benehmen nach der „Zerstörung" doch erst recht verwunderlich wirken.

Jedenfalls haben wir in unserm Planetensystem noch niemals einem Zusammenprall beigewohnt. Und mithin haben wir nicht das Recht, zu behaupten, daß außerhalb unsres Planetensystems ein Zusammenprall möglich sei.

Wenn von den 10 Millionen Meteoren, die täglich unsre Atmosphäre durchfliegen, gelegentlich mal ein paar Pfund Eisen runterfliegen, so beweist das ebenfalls noch nicht, daß da oben ein Zusammenprall stattfand; das habe ich nun schon so oft umständlich auseinandergesetzt, daß ich wirklich müde werde, mich immerzu zu wiederholen.

Es gibt außerdem noch viele andre Hypothesen, die das Erscheinen einer Nova ganz zwanglos erklären — so die von der dunklen Nebensonne eines Doppelsterns.

Überhaupt: die Existenz von unsäglich vielen nicht leuchtenden Sternen müssen wir jenseits von unserm Planetensystem für ganz natürlich halten. Es sind da sicherlich auch sehr viele Sonnen, die wohl leuchten, aber nicht so stark, daß wir es sehen können. Vergessen wir doch nicht, daß wir die Kometen noch niemals über die Jupiterbahn hinaus verfolgen konnten.

Durch diese verdeckenden Gestirne wird die Nova sehr zwanglos ebenfalls erklärt.

Wir dürfen auch nicht übersehen, daß die kurze Dauer einer Nova, die gewöhnlich nach ein paar Monaten zum Stern 12. Grades zusammenschrumpft, doch ohne weiteres gegen einen Vernichtungsprozeß spricht, der doch wahrlich etwas länger seinen Vernichtungsglanz ausstrahlen müßte.

Paul Scheerbart.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Victor Klemperer: Deutsche Zeitdichtung. Von den Freiheitskriegen bis zur Reichsgründung. I. Teil: Literaturgeschichtlicher Überblick. II. Teil: Gedichtsammlung (Bücher des Wissens herausgegeben von der Vereinigung: Die Wissenschaft für Alle Bd 142 und 143, Preis à 50 Pfg.). Hermann Hillger Verlag (Berlin-Leipzig).

Victor Klemperer, der bisher meist als feiner Essayist und geschmackvoller Poet auftrat, beweist durch diese Darstellung und Sammlung, daß er es sehr wohl versteht, vergangene Zeiten zu beleben und die charakteristischen Stimmen verklungener Tage zu sammeln. In vier Abschnitten: 1. die napoleonische Zeit, 2. Nachklänge der Freiheitskriege, Vorspiele der Revolution, 3. Die Revolution 4. die deutsche Einigung, weiß er sehr wohl einen wesentlichen Teil der Literaturbewegung des 19. Jahrhunderts vorzuführen. Vielleicht kann man Einzelnes in seiner Anordnung tadeln, z. B. daß Stägemann zur Klopstock-Gruppe der Napoleonischen Zeit gerechnet wird, der doch wohl nur in der Form, nicht aber dem Inhalt seiner meisten Gedichte nach zu ihr gehört, oder daß Dingelstedt und Prutz gar nicht oder nur vorübergehend behandelt werden. Solch kleine Fehler indessen schwinden durchaus gegenüber der lichtvollen Art der Erzählung. Der Verfasser versteht es, ohne Überschwänglichkeit warm, eindringlich zu erzählen, und macht überall den Eindruck eines wohlunterrichteten Kenners. Die Sammlung schließt sich eng an den darstellenden Teil an. Auch ihr waren, wie jenem ersten Teil, enge Grenzen gezogen. Es sind ihr nur 106 Seiten gewährt. Daher kann man es wohl bedauern, darf es aber dem Sammler nicht als Fehler anrechnen, daß Uhland nur mit einem, Heine nur mit zwei Gedichten vertreten ist. Auch hier vermißt man, freilich ungern, Dingelstedt. Sein Gedicht an den König von Preußen und seine wundervollen Verse an seine Enkel entbehrt man ungern und hätte vielleicht ein paar Gedichte Arndts, zumal sie so allgemein bekannt sind, preisgegeben. In der Aufnahme von Poesien Lebender war der Herausgeber sparsam, aber Jensen und Alfred Klaar sind gut gewählt. Darstellung und Sammlung sind höchst empfehlenswert, um so mehr da sie eine Zeit betreffen, die in neuerer Zeit von der Forschung mit Vorliebe behandelt, dem großen Publikum unbekannt und infolgedessen von ihm unterschätzt wird. Beiden geschmackvoll ausgestatteten und sehr billigen Bändchen ist daher die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Prof. Dr. Ludwig Geiger (Berlin).

Heine-Briefe. In Anlehnung an die von Professor Dr. Walzel, Dresden, und dem Inselverlage, Leipzig, in der Presse veröffentlichte Mitteilung, daß von den Genannten beabsichtigt ist, eine vollständige Sammlung von Heine-Briefen erscheinen zu lassen, schreibt uns der Verlag von Karl Curtius, Berlin folgendes: „Bei mir ist soeben eine umfangreiche Publikation unter dem Titel „Heine-Reliquien" erschienen, welche eine sehr große Anzahl Briefe von Heine und an Heine aus dem Heineschen Familienarchiv in Wien enthält, die bisher noch nirgends veröffentlicht und von ganz außerordentlicher Bedeutung sind. Sie werfen ein ganz neues Licht auf Heine und insbesondere auch auf sein Verhältnis zu seinem Bruder Gustav. Diese Briefe sind gegen Nachdruck noch 10 Jahre lang geschützt und dürfen vor Ablauf dieser Schutzfrist in keine andere Sammlung aufgenommen werden. Eine jetzt erscheinende Sammlung von Heine-Briefen kann demnach nicht vollständig sein."

„Bekenntnisse eines Barbaren".

Warum klingt uns modernen Westeuropäern das Wort Barbar so gar nicht häßlich mehr? Warum löst es keine Verachtung in uns aus? Weil wir fühlen, daß unsre Kultur unsre Kraft aufzehrt; weil wir nach Nietzsche im Barbaren den „ganzeren Menschen" bewundern. Darum imponiert es uns heimlich, wenn große Russen, wie Dostojewski und Tolstoi unsre Kultur ablehnten, wenn wir ihnen aus der „Weite" russischen Fühlens und Denkens heraus als Sonderlinge erscheinen, deren Zeitvertreib ihnen keine Mühe wert dünkte. George Sylvester Viereck*) hat gewissermaßen recht, auch den Amerikaner für einen Barbaren zu erklären: „Bei uns ist alles Firniß. Kratzt den Amerikaner — und der Indianer erscheint." Aber er irrt, wenn er sich für einen Barbaren hält, weil er für einen Amerikaner gilt. Zwar verleugnet er auch seine europäische Herkunft nicht ganz, er legt Wert darauf, von sich zu sagen, er ziehe seine Kraft aus

*) Bekenntnisse eines Barbaren, von George Sylvester Viereck, deutsche Ausgabe, Maritima Verlag, 1911.

Digitized by Google

den Wurzeln der alten und neuen Welt. In Wirklichkeit hat ihn die alte Welt verloren oder fahren lassen und die neue Welt noch nicht übernommen. Die eine mag ihn nicht mehr und die andre mag ihn noch nicht; nun pendelt er mit seinen Neigungen zwischen beiden hin und her. „Ich hasse Landschaften und Szenerien . . . Nur Menschen zählen. Menschen und Ideen. Wir selbst sind nur fleischgewordene Ideen.“ Besser kann sich kein Entwurzelter enthüllen. Nie würde ein barbarischer Amerikaner eine solche raffinierte Genußfähigkeit und eine solche Hochachtung für europäische Kultur entwickeln wie George Sylvester Viereck. Einem Barbaren wird immer nur die Kultur begehrenswert scheinen, die rasseerhaltend wirkt. Viereck gefällt es gar nicht, daß der Amerikaner sich der Liebe schämt, daß er sich verstohlen zu ihrem Bankett schleicht, mit dem unbehaglichen Gefühl, etwas unrechtes zu tun, und er lobt sich dafür den Europäer, der die Liebe schlürfe wie man Austern schlürft. Er versteht eben nicht, daß der Amerikaner instinktiv die „Lust des Fleisches“ zur „Unstandswidrigkeit“ macht, — wie Tolstoi in der Kreuzersonate —, weil er möglichst wenig Kräfte dafür vergeudet und den großen Aufgaben entzogen wissen möchte, die es zu lösen hat, bevor er sich einem ruhigen Genuß des Lebens hingeben kann. Auch das ist etwas Barbarisches. Sinn für Ausschweifungen entwickelt sich nur bei Völkern, die eine alte verderbte Kultur mürbe gemacht hat!

Das Buch ist prickelnd geschrieben; es liest sich wie sich Champagner trinkt und ist auch reich an feinen, wirklich treffenden Bemerkungen. Aber das Übermaß von Schmeicheleien, das es uns spendet, muß bei jedem aufrichtigen Europäer Ekel hervorrufen. Ganz verblüffend wirkt danach der amerikanisch-patriotische Ausgang. Da muß Madamme Europa auf einmal als nichts andres erscheinen, als eine faszinierende Witwe; muß das Herz des Verfassers hörbar für Columbia schlagen. Sein Dampfer gleitet in den Hafen New Yorks: „Wie eine Riesenstadt aus Feuer erhob es sich vor mir. Wie das Titanenweib Baudelaires zog es mich an seinen mächtigen Busen. Und ich, meines Einzugs in Berlin gedenkend, kam mir plötzlich vor wie ein junger Barbar, welcher unverletzt der Sirenenstadt entflohen, in die Arme seiner ersten Liebe zurückkehrt.“ Kurz vorher liest man: „Was immer ich bin, Amerika hat mich dazu gemacht.“ Auch ein Bekenntnis. Man merkt indeß die Absicht und wird noch mehr verstimmt. Otto Corbach.

Wilhelm Heinrich Wackenroder: Werke und Briefe. Zwei Bände. Eugen Diederichs Verlag (Jena 1910).

Wackenroders, des bekannten Frühromantikers, des freilich mehr genannten als gelesenen Mannes Werke liegen hiermit in einer sehr hübsch ausgestatteten, der ersten vollständigen Ausgabe vor. Der Herausgeber, der Münchener Literarhistoriker F. v. d. Leyen, konnte außer den mehrfach gedruckten „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ und den „Phantasien über die Kunst“ zum erstenmal den Briefwechsel zwischen Wackenroder und Tieck vereinigen, der bisher nur in zwei Einzelpublikationen zerstreut war. Er konnte ferner diesen Briefwechsel durch zwei bisher unbekannte Briefe Tiecks vervollständigen und gab dieser Veröffentlichung als willkommenen Zusatz eine Epistel Wackenroders an Sophie Bernardi bei. Ferner fügte er die bisher unveröffentlichte Beschreibung der von Wackenroder mit Tieck gemeinschaftlich unternommenen Pfingstreise und den frühen Aufsatz über Hans Sachs hinzu, ließ aber die schwächlichen Gedichte aus. Der Herausgeber überschätzt in seinem kurzen Nachwort den schwärmenden Romantiker durchaus nicht, ist auch keineswegs blind gegen die Schwächen seines Charakters, hebt aber seine Bedeutung hervor, indem er besonders darauf hinweist, daß Wackenroder für die Kunstgeschichte Nürnberg entdeckte und daß seine Schilderung „von der Art und Macht der Musik“ in der deutschen Dichtung nicht ihresgleichen haben an Intuition, an köstlicher Vollendung, an Tiefe und Frömmigkeit der Auffassung und an Reinheit der Sprache.

Dagegen weist er nachdrücklich darauf hin, daß

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

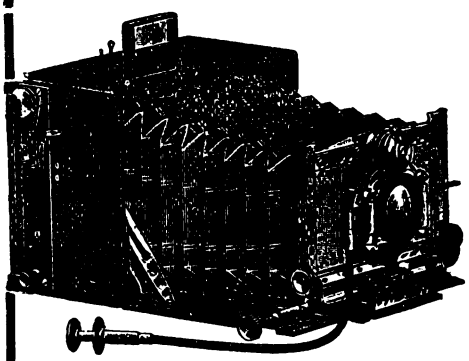
Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 689. —



Die geeignetsten Cameras für den

Wintersport

sind Apparate mit Schlitzverschluss vor der Platte wie z. B. obenstehende Ernemann-Zweiverschluss-Cameras Heag VI. oder Heag XIV oder Klapp-Camera Mod. II. Der absolut zuverlässig und fast geräuschlos arbeitende Ernemann-Schlitzverschluss gestattet Aufnahmen bis zu 1/1500 Sekunde! Reich illustrierter Camera-Katalog kostenlos!

Heinr. Ernemann A.-G., Dresden 260.

Digitized by Google

Wackenroders Grundanschauung, daß die tiefste Wirkung der Kunst die der Religion sei, auf die künstlerische Entwicklung im 19. Jahrhundert nachteilig gewirkt habe, betont aber die Vollendung in des frühvollendeten Schriftstellers Prosa und den großen Einfluß, den diese wenigen und bescheidenen Schriften auf die Folgezeit ausgeübt haben. Die neue Ausgabe, die mit den Leistungen eines begeisterten Apostels die gegenwärtige Generation bekannt zu machen sucht, sei nachdrücklich empfohlen. L. G.

Professor Dr. Karl Helfferich: Geld und Banken. I. Teil: Das Geld. 2. Auflage. Verlag C. L. Herzfeld (Leipzig).

Die nun erschienene 2. Auflage des bedeutenden Kompendiums des Geldwesens hat insbesondere dadurch erhöhtes Interesse, als Helfferich darin zu der Staatlichen Theorie von G. T. Knapp Stellung nimmt. Er selbst bezeichnet dieses Werk als das wichtigste Ereignis auf dem Gebiete der Geldtheorie. Helfferich ist Metallist in dem Sinne, daß er die Verbindung des Geldwertes mit einem Edelmetalle für notwendig hält, „nicht nur um dem Staate die unerfüllbare Aufgabe einer Regulierung des Geldwertes zu ersparen und um diese Regulierung dem Streite brutaler Interessen zu entziehen, sondern auch aus Rücksicht auf den internationalen Verkehr", solange eine internationale Regelung des Geldwesens nicht besteht. Insolange könne ein praktischer Metallismus durch keine Chartaltheorie erschüttert werden. Bekanntlich erachtet Knapp die Bedeutung des Metalles für den internationalen Verkehr für hauptsächlich, hält für das Inland insbesondere nach den Erfahrungen Österreich-Ungarns, das Notalgeld (Silber- oder Papiergeld) also Notalverfassung für genügend, wenn durch eine von ihm Exodromie genannte Devisen- und Zinsfußpolitik die Parität des Geldes mit dem ausländischen in dem durch die Währungsgesetze bestimmten Verhältnisse aufrechterhalten werden kann, wie dieses in Österreich-Ungarn geschieht. Er ist daher kein unbedingter Verfechter der Barzahlung, wo sie noch nicht eingeführt ist, empfiehlt aber nicht deren Abschaffung, wo sie schon besteht; er weist jedoch die erkennbare Neigung der Geldverfassungen zum Notalgelde im Innern nach. Der Zustand Österreichs — wo noch jetzt das Papiergeld definitives allgemeines Zahlungsmittel und das Metallgeld ein Akzedenz besonders für den auswärtigen Verkehr ist, veranlaßte ihn zu der praktisch wichtigen Unterscheidung von valutarischem und akzessorischem Gelde, womit der jeweilige Zustand treffend charakterisiert werden kann. Helfferich bestreitet die Haltbarkeit einer solchen Begriffsbildung. Nach seiner Ansicht dürfe nur Goldgeld valutarisch sein, also Barzahlung der Noten müsse bestehen: die Parität müsse nicht bloß durch eine Verwaltungstätigkeit, sondern ex institutione durch die Barverfassung gesichert sein. Er verwirft jede andere Gestaltung des Geldwesens und lehnt jede davon abweichende Begriffsbildung von seinem streng metallistischen Parteistandpunkt ab. Im übrigen zeigt Helfferich insbesondere hinsichtlich der von Knapp festgehaltenen, hauptsächlich juristischen Natur des Geldes manche Annäherung an die neuen Ansichten seines einstigen Lehrers.

Knapp hat in der Nationalökonomie die bisherige Geldlehre auf Grund neuer detaillierter Untersuchung des tatsächlichen Zustandes zu einer allgemeinen Wissenschaft vom Gelde ausgebildet. Helfferichs vorwiegend pragmatische Darstellung der Geldeinrichtungen steht auf dem Boden der für die Einrichtungen Deutschlands herrschenden theoretischen Meinungen. C.

Wir verkaufen auf Teilzahlung

Moderne Trauringe Mattgold, 14 Karat 0.585 gestempelt

No. 2415. Sinnspruch: „Die Liebe höret nimmer auf". M. 28.—

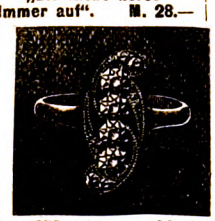
No. 2416. Sinnspruch: „Dein für immer". M. 25.—

No. 2417. Sinnspruch: „Gott mit uns" M. 24.—

No. 2418. Sinnspruch: „In Liebe treu" M. 23.—

No. 2419. Blumenembleme Myrthe-Rosen M. 24.—

No. 2420. Blumenembleme Myrthe M. 23.—



No. 1358. Glanzgold, 4 Brillanten, Gr. 9 (à 9/64 Kar.) 10 Brillanten, Gr. 1 (à 1/64 Kar.); zus. 14 Brillanten (46/64 Kar.), in Platin gefasst . . . M. 350.—

Hunderttausende Kunden in 30 000 Orten des Deutschen Reiches

Uhren — Unser Katalog enthält grosse Sortimente in Brillantschmuck. Feinste Uhrenmarken. — Hochzeits- u. Gelegenheitsgeschenke — Uhren

Jonass & Co., Berlin K.W. 320, Belle-Alliancestr. 3

No. 1124. Mattgold, Schiene durchbrochen, 1 Brillant, Grösse 2 (2/64 Karat), in Platin gefasst . . . . M. 31.—

Eigene Gehäusemacherei. Eigene Goldschmiede. Eigene Gravieranstalt. Eigene grosse Uhrwerkstätten.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Meißler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 6. Berlin, den 4. Februar 1911. 40. Jahrgang Band 79.

Das Problem der Reichslande.

Der freikonservative Abgeordnete v. Dirksen erzählte im Reichstag, ein angesehener Kollege habe ihm gesagt, die Stellungnahme zum elsaß-lothringischen Verfassungsentwurf sei die weitesttragende Entscheidung, vor die er in 25jähriger parlamentarischer Tätigkeit gestellt worden sei. Dem Horizont der Tagesgeschichte erscheint solche Äußerung auf den ersten Blick befremdlich. Wir stecken so tief in den inneren Aktualitäten der Parteikämpfe, wir sehen die Minister wechseln, die Reichskanzler kommen und gehen, wir erregen uns über die Finanzen des Tages, über soziale und wirtschaftliche Probleme, und gar die periodische Wiederkehr der Wahlkämpfe erscheint uns als Inbegriff aller schwerwiegenden Wendungen. Man muß sich einen Ruck geben, sich herausreißen aus dieser Tagesflut und auf höhere Warte steigen, um zu erkennen, daß der Freund des Herrn v. Dirksen Recht hat. Die Gründung des Reiches war das letzte und größte Ereignis der deutschen Geschichte. Alles, was in den vierzig Jahren, die seitdem vergangen sind, geschah, Kleines und Großes, erhält von ihr sein Licht. Was es aber auch war: an Bedeutung im Sinne der langsam schreitenden Historie kommt nichts einer unmittelbaren Änderung der Bismarckschen Verfassungsurkunden gleich. Eine solche weiterführende Korrektur soll jetzt mit dem neuen Verfassungsentwurf für die Reichslande in jene Urkunden hineingeschrieben werden. Wollen wir solcher Absicht gerecht werden, so dürfen wir sie nicht nach dem usuellen Schema messen, sondern müssen ihre Verwirklichung als einen aus der Tagespolitik heraustretenden Moment in der großen Geschichte der Staatsentwicklung würdigen.

Das Problem der Reichslande war selbst einem Bismarck zu schwierig, als daß er es reinlich hätte lösen können. Es lag ihm auch nicht allzuviel daran; denn im Vergleiche zu der Riesenarbeit, die gelungen war, trat seine Bedeutung für die ersten Stunden des jungen Reiches zurück. Diese Riesenarbeit war nicht die Niederwerfung Frankreichs, sondern die Überwindung der Jahrhunderte alten Engherzigkeit, Eifersucht, Kleinlichkeit und Mattherzigkeit der deutschen Sonderstaaterei und ihrer aus Unfähigkeit und Widerlichkeit gemischten Interessenintrigue. Als das gelungen war, als Wilhelm von Preußen, obschon zögernd, die Kaiserkrone aus Bismarcks Händen annahm und Frankreich dem siegreichen Nachbarn wider Willen zur Einigkeit verhalf, konnte sich Bismarck sagen: jetzt ist es genug. Er wollte den Bogen nicht überspannen. Es durfte der Welt nicht das Schauspiel gegeben werden, daß die eben verbündeten deutschen Länder sich sogleich nach dem gewaltigen Siege von Versailles in die Haare gefallen wären aus Neid und Zank um das zurückgewonnene Elsaß-Lothringen. Kam hinzu, daß die Elsaß-Lothringer selber, wie Bismarck sagte, eher Deutsche sein würden als Preußen. Ob der eine Grund überwog oder der andre, jedenfalls verzichtete er in weiser Beschränkung auf die seiner Natur sonst entsprechende robuste Art, reinen Tisch zu machen, und schuf jene Reichsprovinz, die als gemeinsames Eigentum der deutschen Staaten unter bundesrätlicher Verwaltung ein völlig singuläres Staatsgebilde darstellt. Daß dieser Zustand nicht ewig dauern könne, hat Bismarck nicht verhehlt. Aber klug, wie er war, verschwieg er, wie er sich den Ausgang etwa dachte. Vielleicht dachte er ihn gar nicht, denn er war Realpolitiker genug, um seine Ideen immer erst im Momente der Entscheidung zu fassen.

Inzwischen sind vierzig Jahre vergangen. Aus dem Oberpräsidenten der Reichslande wurde ein Statthalter. Die Selbstverwaltung blieb für sie ein fernes Zukunftsbild. Seit 1879 trat völliger Stillstand ein. Man machte mit den Statthaltern Erfahrungen von verschiedener Güte, lehnte aber alle elsässischen Wünsche nach wie vor mit der Miene eines strengen Pädagogen ab. Bis dann gegen Ende der Bülow-Ära die Bewegung auch den ängstlichsten Bundesratsherren zu stark wurde, und Bethmann Hollweg den Entschluß faßte, sich zum vierzigjährigen Geburtstage des Reiches die Lorbeeren der schon längere Zeit vorbereiteten Verfassungsreform zu holen, die ihm in seiner prekären Lage höchst erwünscht sein müssen. Der neue Entwurf spricht dem vierzigjährigen Reichskinde die Reife der Selbstverwaltung zu. Allerdings unter Kautelen, aber der

Digitized by Google

Fortschritt wird von keiner Seite geleugnet. Wenn die Freude trotzdem zum Teil nur sehr gemischt ist, so liegt das an der immer noch verweigerten Selbständigkeit und damit an demselben alten Problem von 1871.

Dies Problem ist heute seiner Lösung ebenso fern wie damals. Denn die Situation ist genau die gleiche, ja vielleicht noch schwieriger geworden. Die Elsässer, die 1871 keine Preußen werden konnten, als man noch mit ihnen machen konnte, was man wollte, wehren sich heute gegen solches Ansinnen naturgemäß mit nur verstärkter Heftigkeit. Dazu mit weit mehr Recht und Erfolg; denn sie haben sich, soweit es überhaupt bisher geschehen ist, akklimatisiert als Reichsländer, also als Partikularisten. Kraft dieses Partikularismus sollte ja nach Bismarcks Idee dieser Vorgang sich gerade vollziehen. Vor allem aber ist die bundesstaatliche Situation genau dieselbe wie damals. Der Abgeordnete Naumann hat es als historische Arterienverkalkung verspottet, daß wir trotz des schönen Deutschen Reiches immer noch nicht einmal drei neue Bundesratsstimmen verdauen können, ohne daß dem edlen Gleichgewicht der Kräfte lebensgefährlicher Schaden zugefügt wird. Dieses eifersüchtige Rechnen und Rechten mit dem größeren Einfluß der partikularistischen Landesregierungen ist in der Tat verächtlich, soviel mildernde Umstände man anführen mag. Die Wölfe heulen im Chor, keiner wagt sich zu absentieren, in der Furcht, ausgeschaltet zu werden aus dem Konzert. Schweigen wir davon. Es wird faktisch noch recht „Frankfurtsch“ gedacht an den grünen Kabinettstischen rings in deutschen Landen. Es muß genug sein mit der bedauerlichen Erkenntnis, daß diese Frage heute fast noch weniger aktuell werden kann, als sie es 1871 werden durfte. Bundesratsstimmen haben außerdem nur dann einen Sinn, wenn das Land, das sie stellt, die staatliche Selbständigkeit besitzt, oder doch zu einem selbständigen Bundesstaate gehört. Selbständig darf man die Reichslande nicht machen. Sie verdienen noch nicht das Vertrauen, daß sie die deutsch-nationalen Interessen in Zeiten der Gefahr und Erregung unerschütterlich festhalten würden. Sie verdienen dies Vertrauen erst recht nicht, wenn man ihre republikanischen Wünsche erfüllen wollte. Eine demokratische Republik in französisierend-klerikalen Händen ist kein geeignetes Grenzland für uns. Aber auch einen erblichen Herrscher — einerlei ob man ihn Statthalter oder Großherzog nennt — können wir dort nicht gebrauchen. Wir haben schon gerade genug Bundesfürsten, und dann würde selbst ein Herzogtum im Elsaß nicht die für das Reich erforderlichen, nationalen Garantien bieten können. Ungerechnet die auch hier lauernde Eifersucht der regierenden Häuser. Ein lebenslänglicher Statthalter ist erst recht undenkbar. Er wäre das widersinnige Zwittergebilde eines halben Beamten und halben Regenten, also eine ständige Gefahr unerträglicher Mißhelligkeiten, im Elsaß wie zwischen ihm und dem Reich. Da endlich auch die Einverleibung in Preußen — das allein ernstlich in Betracht kommen könnte — wegen der elsaß-lothringischen sowohl als bundesstaatlichen Widerstände leider undurchführbar ist, so bleibt nichts übrig, als daß die Sonderstellung, die den Reichslanden 1871 gegeben wurde, bestehen bleibt und sich die Reform allein auf die innere Selbstverwaltung beschränkt.

Die Form dieser Selbstverwaltung hat nicht minder starke Gegensätze geweckt. Herr v. Bethmann Hollweg besaß den Mut, die Welt in Erstaunen zu setzen. Er hat mit großartiger Gebärde den Reichsländern das allgemeine, direkte und geheime Wahlrecht verliehen und dadurch die preußischen Erzreaktionäre gewaltig entsetzt. Sie fürchten, er wird nun auch in Preußen mürbe werden. Aber diese Furcht ist leider wohl unbegründet. Im Elsaß nämlich hat das demokratische Wahlrecht den ausdrücklichen Zweck, die nach Frankreich gravitierenden höheren Schichten nicht allzu mächtig werden zu lassen. Folgerungen für Preußen sind verboten. Außerdem fehlt es nicht an Sicherheitsriegeln, als da sind Pluralstimmen fürs Alter, Oberhaus mit einer Hälfte kaiserlich berufener Mitglieder, von oben verordnete Wahlkreiseinteilung usw. Diese sämtlichen „Giftzähne“, wie der Sozialdemokrat Emmel sich ausdrückte, wollen die Reichsländer um jeden Preis der Vorlage schmerzlos ausziehen. Aber es steht zu fürchten, daß sie sich nicht ziehen lassen, geschweige denn schmerzlos. Besonders ergrimmt ist man über die kaiserliche erste Kammer, die einen inoffiziellen, dauernden Einfluß Preußens zu bedeuten scheint, eine Form des Einflusses, gegen welche auch die andern Bundesstaaten nicht gut opponieren können. Deswegen von „Verpreußung“ zu reden ist zwar Unsinn, aber der preußische Einfluß ist nicht zu leugnen, und unsrer Ansicht nach auch gar nicht bedauerlich. Denn die Gleichheit der bundesstaatlichen Rechte ist auch im Reiche doch nur Fiktion. Warum soll Preußen nicht auch im Reichslande den maßgebenden Einfluß haben? Es wird harte Kämpfe kosten, bis diese Verwaltungsreformen sich gegen die Opponenten auf allen Seiten durchgesetzt haben. Aber so ganz ungünstig stehen ihre Aktien doch nicht, zumal das Zentrum Regierungspartei ist. Die Notwendigkeit, den elsaß-lothringischen Spezialinteressen die Nationalinteressen des Reiches unbedingt voranzustellen, hat großes Gewicht.

Und doch möchten wir nicht zugeben, daß das reichsländische Problem schon mit der also geplanten Ausschaltung von Bundesrat und Reichstag „definitiv“, wie Staatssekretär Delbrück sagte, „für alle Ewigkeit“ nach Herrn v. Dirksens Meinung, abgetan sei. Eine elsaß-lothringische Frage, in dem Sinne, wie Herr Jaurès taktlos

Digitized by Google

in der französischen Kammer von ihr sprach, gibt es nicht mehr. Aber für die innere Politik bleibt sie auch nach Verabschiedung dieses Entwurfes bestehen. Solange skandalöse Vorgänge wie jüngst in Metz das zögernd gewährte Vertrauen immer wieder erschüttern, kann von einer Selbständigkeit der Reichslande keine Rede sein. Wenn nicht früher, so wird aber wenigstens in späteren Zeiten, wenn den Elsaß-Lothringern aller französische Spuk aus dem Gehirn verschwunden sein wird und sie mit dem Herzen zu Deutschland gehören, doch, wie man hoffen darf, der Moment kommen, da die Verschmelzung auch äußerlich eine vollständige wird und in homogener Verfassung ihren Ausdruck findet. So wenig Bismarck gesagt hat, wie er sich dies letzte Ziel denke, so wenig kann man es heute mit Nutzen formulieren. Der Partikularismus hält uns jung, wird behauptet. Er hat uns andrerseits zu Zeiten geschwächt wie nichts zweites. Was uns jung erhält, sind eher die Stammesunterschiede. Die aber sind nicht identisch mit Einzelstaaten. Ob Preußen einstmals den Elsaß und Lothringen auffsaugen wird, oder ob noch weitergreifende Neuformationen im Schoße der fernen Zukunft ruhen, — die Kaiseridee, nicht die mittelalterliche, sondern die moderne, ist Wurzel und Kraft des Deutschen Reiches. Einmal muß doch das „Frankfurtisch" Denken aufhören.

Entwicklungsstadien der reichsländischen Verfassung und die Stellung Elsaß-Lothringens im Reiche nach dem neuesten Entwurf.

Von Alsaticus (Straßburg).

II.

Fassen wir noch einmal kurz zusammen:

I. Das Recht der Gesetzgebung und der Ausübung der ganzen Staatsgewalt ruht im Reiche. (S. Motive IV u. V z. Entwurf des Ges. v. 1871.)

Die logische Folge davon ist:

II. Daß die Gesetzgebung über die staatsrechtliche Gestaltung Elsaß-Lothringens lediglich im Wege der Reichsgesetzgebung erfolgen kann. Gesetze über Abänderung der Verfassung von Elsaß-Lothringen sind Reichsgesetze.

III. Ausgeübt wird die Gesetzgebung für Elsaß-Lothringen

1. durch die de jure jederzeit zum Eingriff berechtigten (tatsächlich aber nur in ganz seltenen Fällen in Bewegung tretenden) Reichsinstanzen: Reichstag und Bundesrat,

2. de facto: durch eine Instanz im Lande selbst (Landesausschuß) und zwei unmittelbare Reichsinstanzen: Bundesrat (der dieselbe rechtliche Funktion hat in diesem Falle wie der Landesausschuß) und Kaiser, welch letzterem die Sanktion zusteht.

Und nun, wie wird die Stellung des Landes nach dem Entwurfe gestaltet sein:

ad I und II: der Zustand bleibt derselbe wie zuvor: Elsaß-Lothringen bleibt Reichsland, d. h. es steht nach wie vor im Gesamtbesitz der Gliedstaaten des Reichs. Seine Einrichtungen sind Reichseinrichtungen und können nur abgeändert werden auf reichsgesetzlichem Wege. Die Verfassungskompetenz wird Elsaß-Lothringen auch künftig nicht haben. Es wird auch fernerhin lediglich Objekt sein der Reichsgewalt, nicht zugleich auch Subjekt wie die Gliedstaaten. Staatsrechtlich wird Elsaß-Lothringen auch, nachdem die Reformen, die der Entwurf verlangt, durchgegangen sind, unter der Diktatur des Reichs stehen: Die Möglichkeit wäre also auch nachher noch gegeben, Elsaß-Lothringen einem Staate einzuverleiben, welche Konsequenz wir nur nennen wollen, um sie abzulehnen. Elsaß-Lothringen fehlt auch in Zukunft der Charakter als völkerrechtliche Persönlichkeit und damit als Staat.

ad III. Für die elsaß-lothringische Landesgesetzgebung treten fundamentale Änderungen ein:

1. Die Reichsgesetzgebung (durch Reichstag und Bundesrat) soll für elsaß-lothringische Landesangelegenheiten ausgeschaltet werden. Politisch ist es eine Konzession an die Würde des Landes und ein Beweis des Vertrauens der Regierung darauf, daß das Land seine Dinge wohl selber besorgen könne und Schwierigkeiten sich nicht ergeben werden.

2. In der gewöhnlichen Landesgesetzgebung, die gegenwärtig ausgeübt wird durch Landesausschuß, Bundesrat und Kaiser soll insofern eine Änderung eintreten, als der Bundesrat ausgeschaltet werden und durch eine im Lande befindliche erste Kammer ersetzt werden soll. Verkündet würden die Gesetze werden nach wie vor vom Kaiser „im Namen des Reichs".

Theoretisch wird die Stellung Elsaß-Lothringens im Reiche auch künftighin die denkbar eingeschränkteste sein. Die Zukunft wird lehren, ob sich die Praxis über die Bedenken der Theorie hinwegsetzen kann.

Die Stellung des Kaisers bleibt staatsrechtlich genau dieselbe wie zuvor. Der Kaiser übt auch künftighin in Elsaß-Lothringen landesherrliche Befugnisse aus. § 1 des Entwurfs: „Die Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen übt der Kaiser aus" wird jedoch durch keinen Vorbehalt mehr eingeschränkt. Die Funktionen, die er ausübt, übt der Kaiser nicht aus, weil er ein Organ ist des Reichs, sondern er übt sie, weil ihm durch Reichsgesetz diese Funktionen übertragen worden sind — es liegt darin ein grundsätzlicher Unterschied — im Auftrage des Reichs. Seine Funktionen sind

Digitized by Google

genau genommen keine mit dem Kaisertum unzertrennlich verbundene Funktionen und die Möglichkeit ihrer Abänderung ist gegeben. Es war verkehrt, wenn der Abgeordnete Römer im Reichstage 1871 die Ansicht vertrat, die Staatsgewalt stände dem Kaiser „erblich und unwiderruflich" zu. „Die rechtliche Grundlage der Macht des Kaisers ist vielmehr ein Reichsgesetz", und was durch Reichsgesetz bestimmt ist, kann auch durch Reichsgesetz wieder abgeändert werden. „Es stand im Willen des Reichs, die Ausübung der Staatsgewalt auch einem andern Bundesfürsten zu übertragen." (Leoni u. Mandel, Verf. u. Verw. v. Els.-Lothr. S. 48.)

Daß der Entwurf nicht die dynastische Frage — wir meinen die Frage der Einsetzung eines Herzogs — aufgerollt hat, lag in der seitherigen geschichtlichen Entwicklung des Landes begründet. Die nahen Beziehungen der elsaß-lothringischen Bevölkerung zum Kaiser, die heute schon geradezu herzliche genannt werden können, dürfen nicht gestört werden. Man fragt sich zwar, ob es nicht angängig gewesen wäre, die Staatsgewalt zu teilen und die Sanktion der elsaß-lothringischen Landesgesetze dem Bundesrate zu überlassen, um hierdurch die doch ziemlich kostspielige erste Kammer zu ersparen. Damit würde der heute etwas verdunkelte Charakter des Landes als „Reichsland" erst richtig zur Ausprägung kommen. Eine solche Lösung wäre denkbar. Praktisch ist jedoch eine erste Kammer, die durch geeignete Zusammensetzung die Vertretung der Berufsstände darstellt, als Gegengewicht und Korrektiv für eine auf demokratischer Grundlage aufgebaute zweite Kammer wohl vorzuziehen.

Bezüglich der Bundesratsstimmen gilt dasselbe wie zuvor: „Elsaß-Lothringen hat keine Stimme im Bundesrat, weil ein besonderer Träger der Staatsgewalt, dem diese zustehen könnte, nicht existiert, das Reich vielmehr selber Inhaber der Staatsgewalt ist" (Haenel, Staatsr. S. 432). So auch Laband: „Würde man Elsaß-Lothringen Bundesratsstimmen geben und die Instruktion dem Kaiser überweisen, so würde das Reich sich selbst gegenüber Mitgliedschaftsrechte ausüben. Das ist staatsrechtlich unmöglich.

Die politische Schwierigkeit kennzeichnete einst Bismarck mit den Worten: „Jede Berechtigung für das Reichsland, Mitglieder des Bundesrats zu ernennen, wenn sie so geübt werden soll, wie für die Bestandteile der Reichsgewalt, würde in letzter Instanz nichts andres sein als eine Vermehrung der preußischen Stimmen." Man hat wohl den Gedanken geäußert, die Instruktion der dem Lande als Reichslande zugeteilten Stimmen durch das Parlament vornehmen zu lassen; aber abgesehen davon, daß eine solche Instruktionsart eine oft geradezu widerspruchsvolle werden könnte, die staatsrechtliche Schwierigkeit, die sich aus einer Instruktion durch Kaiser (oder Statthalter) ergäbe, wäre die gleiche bei der Instruktion durch das elsässische Parlament, das staatsrechtlich auch künftighin den Charakter einer Reichseinrichtung trägt.

Wir kommen zum Ergebnis: Theoretisch und praktisch konzentriert sich die elsaß-lothringische Verfassungsfrage auf die Frage der Zuteilung von Bundesratsstimmen. Mit dem Tage, da die Möglichkeit geschaffen ist, für Elsaß-Lothringen Vertreter mit beschließender Stimme in den Bundesrat zu entsenden, von dem Tage an kann man die elsaß-lothringische Frage als gelöst ansehen. Wann das geschehen wird, weiß kein Mensch. Solange Elsaß-Lothringen „Reichsland" bleibt, jedenfalls nicht. Um dem Lande Garantien zu geben, und um dem Vorwurf, Elsaß-Lothringen würde dadurch, daß ihm die stimmberechtigte Vertretung im Bundesrat fehlte, große wirtschaftliche Nachteile erleiden, wirksam entgegentreten zu können, war angeregt worden, für wirtschaftliche Angelegenheiten Elsaß-Lothringen drei Stimmen abzutreten. Der Bundesrat hat diesen Vorschlag „aus politischen Gründen" abgelehnt. Vielleicht nimmt ihn der Reichstag wieder auf. Wäre es möglich, Elsaß-Lothringen in wirtschaftlichen Angelegenheiten Stimmberechtigung zu geben, dann würde der Bewegung auf völlige Gleichstellung mit den Bundesstaaten, die eine gewisse Berechtigung hat, aber in agitatorischer Weise zu Parteizwecken ausgebeutet wird, der beste Grund genommen. Das Reich könnte dann ruhig die Entwicklung der politischen Verhältnisse im Lande selbst und draußen abwarten, ohne sich das Gewissen beschweren zu müssen, für sein jüngstes Kind eigentlich nicht so zu sorgen, wie es nötig wäre, und um zu gegebener Zeit ihm auch die politische Stimmberechtigung im höchsten Rate des Reichs zuteilen zu können.

Unsre Tierwelt einst und jetzt.

Von Privatdozent Dr. **Konrad Guenther** (Freiburg i. Br.).

II.

In Nordamerika wird dieser scheußlichen Reiherschlächterei energisch entgegengetreten. Sollte sie aber ganz aufhören, so müßten die Damen keine Aigretten mehr kaufen, und ich hoffe, daß diese Zeilen manche edeldenkende Dame von dem grausamen Schmuck abbringen wird.

Der Kranich ist in Norddeutschland noch in ansehnlicher Zahl vorhanden, vor allem in Preußen und Mecklenburg. Man hat 411 Brutplätze notiert und schätzt die Gesamtzahl der deutschen Kranichpaare auf 1300—2800. Daß dieser prächtige Vogel sich noch so lange erhalten hat, liegt an seiner außerordentlichen Klugheit und Vorsicht. Schon von

Digitized by Google

ferne bemerkt er jeden Nahenden und flicht schleunigst; seinem Neste aber nähert er sich niemals im Fluge, sondern immer vorsichtig laufend, oft fast kriechend. Außerdem bewohnt er weite Erlenbrüche und Niedermoore, die nicht leicht zugänglich sind.

Der schwarze Storch, ein scheuer Waldvogel, der hauptsächlich von Fischen lebt, steht auf dem Aussterbeetat. In Ostpreußen sollen noch 55 bis 60 Nester stehen, im Kreise Neuruppin 3, bei Celle in Hannover 4. Auch der weiße Storch, unser vertrauter, den Kindern fast heiliger Hausvogel, der eine Zierde des Dorfes ist, wird von gemütlosen Schützen nur zu oft niedergeknallt, weil er auch einmal ein Häschen nehmen mag, wenn ihm ein solches gerade vor den Schnabel kommt. In Ostpreußen nisten zwar noch 13565 Paare, in Mecklenburg 22000, dagegen nimmt er schon in Sachsen ab, in Franken sollen nur noch 151 Nester sein, am Niederrhein ist er eine Seltenheit, und auch am Oberrhein nimmt er rapide ab; so muß ich selbst zu meinem Leidwesen fast alljährlich neue verlassene Nester feststellen. Durch das neue Vogelschutzgesetz sind ja nun die Störche geschützt, aber die Schützen richten sich noch wenig danach, und es ist darum die Pflicht dessen, dem sein Vaterland wert ist, jeden Storchschützen ohne Gnade anzuzeigen.

Abgenommen haben ferner die Großtrappen, obgleich man sie am Mittelrhein sowie auch in Hannover manchmal noch zu vielen Exemplaren zusammen sieht, ferner die Enten. In Schleswig-Holstein wurden auf einer Durchschnittsjagd im Juli in den 80er Jahren Hunderte von Jungenten erlegt, heute nur noch etwa sechs bis zehn. Manche Enten sind selten geworden, so die Löffelente und Spießente, wenn auch beide Arten noch in vielen Gegenden Norddeutschlands anzutreffen sind.

Der Schnepfenstrich war früher ein ganz andres Vergnügen als heute. Das Haselhuhn ist im größten Teil von Deutschland sehr selten geworden, auch das Birkwild geht zurück, hingegen scheint das Auerhuhn sich neue Gebiete zu erobern. Die schöne, blaue Mandelkrähe oder Blaurake kommt noch in Mecklenburg, in der Mark, vor allem aber in Ostpreußen vor, wo sie wohl keinem größeren Forst fehlt. Vom Kolkraben sind in dieser Provinz 33 Horste bekannt, in Sachsen ist der schwarze Vogel ganz ausgestorben, in West- und Süddeutschland nisten nur noch vereinzelte Paare. In Westpreußen erhält der Besitzer von Pagdanzig (Kreis Schlochau) die letzte Kormorankolonie des Landes, trotzdem die Tiere viel schaden. Der Anblick aber des kahlen, vom Kote der Vögel weißgetünchten Baumes mit den schreiend ab- und zufliegenden Vögeln soll in höchstem Grade fesselnd sein.

Ganz besonders auffallend ist der Rückgang der Raubvögel. Es ist ja zu verstehen, daß man die Adler und Wanderfalken in Kulturgegenden nicht duldet, aber die geringen Überreste, die von diesen stolzesten aller Vögel noch in Deutschland nachgeblieben sind, können keinen beträchtlichen Schaden mehr tun, und man sollte sie schonen, damit der Naturfreund doch noch einmal das Glück haben kann, sich an dem herrlichen Flugbild der Könige der Lüfte zu erfreuen.

Unser größter Raubvogel, der Lämmergeier, ist in der Schweiz ausgerottet, in den österreichischen Alpen nur noch vereinzelt vorhanden. In Spanien und andern Mittelmeerländern aber, wo der Lämmergeier häufiger vorkommt, ist er nicht der stolze Räuber, der sich aus der Höhe herabstürzend die Beute holt und sie im tiefsten Abgrund zerschellen läßt, sondern ein harmloser Aasfresser. Etwas häufiger ist der Steinadler in den Alpen. Der „Adlerkönig" Dorn im Algäu schoß 1907 seinen 77. Steinadler, in der Tatra schoß ein Jäger innerhalb 6½ Jahren 25 Adler. In den Alpen horsten auch immer noch mehrere Paare, und im Winter, wo sie recht weit weg auf Nahrungssuche fliegen, werden sie dann auch in Süddeutschland gesehen. Öfters noch kommt in unsern östlichen Provinzen der Steinadler dem Jäger vor die Büchse, besonders in Ostpreußen, wo er auch noch horsten soll; der leider so früh verstorbene Kronprinz Rudolf von Österreich, einer der besten Raubvogelkenner, meinte, in den großen Waldungen Westrußlands nisteten immer noch nicht wenig Paare, die dann auf ihren Beuteflügen auch nach Preußen und Österreich kämen. In Pleß wurden 1907 vier Adler geschossen.

Auch der dem Steinadler an Größe nicht nachstehende Seeadler ist bis auf geringe Reste verschwunden. Ein besiedelter Horst steht noch in den Fürstlich Putbusschen Waldungen auf Rügen, in Mecklenburg ist der stolze Vogel verschwunden, wenigstens als Horstvogel, und wird jetzt erfreulicherweise von der Regierung geschützt. In Pommern gibt es noch mehrere bewohnte Seeadlerhorste. Auch der kleinere Fischadler ist sehr selten geworden. Die meisten Horste dieses Tieres finden sich auf der Seenplatte, die von Ostpreußen nach Mecklenburg zieht. Auch der Wanderfalke kommt daselbst noch vor, horstet aber auch noch im Elbsandsteingebirge.

Wie der König des Tages der Adler ist, darf als König der Nacht der Uhu gelten. Ein stolzes Tier ist der Uhu in der Tat mit seiner schönen Zeichnung und den drohend blickenden, mächtigen Goldaugen! Sein dumpfer Ruf klingt gewaltig durch die Nacht. Wer aber darf sich rühmen, ihn schon in freier Natur gehört zu haben? Nur noch wenig Horste des Nachtkönigs stehen in Deutschland. Bei Rudolstadt, bei Bredelar in Westfalen, in Lüttenhagen in Reuß, bei Remda in Thüringen, bei Münster am Stein, bei Meisdorf im Harz, in der sächsischen Schweiz, bei Leipzig, im oberen Pegnitztal sind Horste bekannt. In Ostpreußen sollen noch 20 Nester sein. Wie lange werden sie noch stehen?

Digitized by Google

Auch die kleineren Raubvögel sind dezimiert, zum Teil ganz vernichtet. Man darf froh sein, wenn man einen Bussard zu Gesicht bekommt oder einen Turmfalken; daß wir uns hingegen nur sehr selten am stolzen Flugbild der Milane, Weihen oder gar Wanderfalken erfreuen können, dafür haben die Nützlichkeitskrämer und Schießer gesorgt!

Es ist ein Zeichen dafür, wie sehr die Naturliebe unserm Volke abhanden gekommen ist, daß der Verlust unsrer Raubvögel nur von wenigen empfunden wird. Mehr Leute beklagen den Rückgang der Singvögel. Und in der Tat, auch dieser ist schlimm genug.

Früher wimmelte Feld und Busch von Meisen; gegen die damalige Zahl dieser nützlichen Tiere kommt die heutige gar nicht in Betracht. Alle Augenblick liest man, daß irgendwo die Nachtigallen seltner geworden oder ganz fort sind. So sollen nach Schuster die schönen Sänger aus dem ganzen hessischen Gebiet nördlich der Mainlinie in den letzten 50 Jahren verschwunden sein. Und R. Blasius erzählt, daß man vor 50 Jahren bei einem Spaziergange um die Promenaden Braunschweigs an einem Maiabend 15 bis 20 Nachtigallen schlagen hören konnte, heute kaum drei oder vier.

Groß ist ferner der Rückgang der Schwalben. Überall sehen verlassene Nester traurig von den Mauern herab, und auf der Dorfstraße fehlt das sonst so fröhliche Leben. Und so könnte ich noch von vielen unsrer gefiederten Freunde berichten, wie sie, einst häufig bei uns, nun zu seltenen Gästen geworden sind.

Es gibt zwar auch Vögel, die zugenommen haben, und darüber werden wir noch im nächsten Kapitel hören. Aber die Zahl derer, die sich vermindert haben, ist größer, und manche der sich auf der aufsteigenden Linie befindlichen Tiere würden wir lieber missen, z. B. den Spatz.

Es scheint überhaupt, als ob wir im Begriff sind, liebe und angenehme Bewohner unsres Landes gegen lästige und schlimme umzutauschen. An den Insekten wenigstens läßt sich das zeigen. Farbenprächtige und unschädliche Schmetterlinge, die unser Auge erfreuen, werden von Jahr zu Jahr seltener, dagegen sind die Insekten, welche uns in Wald und Feld Schaden zufügen, weit davon entfernt, abzunehmen. Die Stechmücken (Schnaken) vermehren sich sogar offenbar, sie sind heute in Gegenden häufig, wo sie früher fehlten, und dasselbe gilt von den Wespen und den Zecken oder Holzböcken, jenen spinnenartigen roten Tierchen, die sich in die Haut bohren und so lange Blut saugen, bis ihr Körper kugelförmig anschwillt.

Wir könnten das Register der im Rückgang befindlichen Tiere unsrer Heimat noch viel weiter führen. Wir könnten von den Fischen reden, sonderlich vom Lachs, der früher, wie man erzählt, im Rhein so häufig war, daß sich die Dienstmädchen in ihren Kontrakten ausbedungen, nie mehr als zweimal wöchentlich Lachs essen zu müssen. Wo sind ferner die Krebse geblieben, die früher unsre Tafeln schmückten? Frösche und Eidechsen haben sich vermindert, viele Insekten, ja selbst Schnecken und Muscheln.

Das Bild, das sich uns da entrollt, ist traurig, denn je ärmer die Natur wird, um so mehr verliert sie an herzbelebender, wissenbereichernder und gesundheitschaffender Kraft. Es ist darum höchste Zeit, daß der Mensch dem rollenden Rad der Naturvernichtung in die Speichen greift. Und wenn er auch nicht die ganze Herrlichkeit des Verlorenen wird wiederbringen können, in manchem vermag er doch zu helfen. Er kann die rücksichtslose Verfolgung der Tiere eindämmen, und er kann den Tieren verloren gegangene Lebensbedingungen wieder ersetzen. Den Vögeln kann er Gebüsch anpflanzen, wo sie brüten, und „Nisthöhlen" aufhängen, in die sie hineinziehen können.

Hoffen wir, daß das geschieht, und daß der Deutsche nicht nur Pietät für Denkmäler von Menschenhand, sondern auch für solche, die von der heimatlichen Natur geschaffen sind, zeigt. Nur wenn die Natur reichhaltig und lebendig ist, kann sie Freude und Interesse erwecken. Wenn Wald und Feld hingegen veröden, wird der Heimatliebe die beste Wurzel entzogen.

Der Prophet unsres Zeitalters.

Zu Bacos von Verulam dreihundertfünfzigstem Geburtstag.

Von Dr. Anselm Ruest (Berlin).

I.

Es ist merkwürdig, daß gerade unsre Zeiten, in denen die Schätzung einseitiger, unfruchtbarer Gelehrsamkeit auf das denkbar niedrigste Maß gesunken ist, sich Bacos von Verulam so wenig erinnern; noch seltsamer, daß gerade das letzte Jahrhundert, das von höhrer Warte gesehen sich nur wie die vollständige, ja fast buchstäbliche Erfüllung seiner klaren Vorhersagen ausnimmt, seines Propheten in der wichtigsten Hinsicht fast vergessen hat. Wie eine Parole des heutigen Tages, so klingt noch immer die von ihm zum erstenmal ausgegebene Losung „Wissen ist Macht" dem heutigen Geschlecht ins Ohr; das Wissen als kälteste, unfruchtbare, dem warmen blütigen Leben fremd, ja heterdgen gegenüberstehende Erscheinung genommen — das war die Antike, das war das ganze Mittelalter! Erst unter den Todesschrecken der Belagerung ersinnt der Geist eines Archimedes jene Wurfmaschinen, die dem Feinde nachdrücklichen Widerstand leisten, treibt er zum einzigen Male auch angewandte Mathematik; aber es ist hinlänglich bezeugt, für

Digitized by Google

wie nichtig und wesenlos er selber solch Tun hielt, und wie verächtlich das ganze aristokratische Griechenland über solche praktischen Künste dachte. Mit jener Geringschätzigkeit, die nach Archimedes fast zwei Jahrtausende wiederum den höheren Menschen von jeder planvollen Nutzung und Verfolgung seiner inneren Einsichten ängstlich fernhielt; bis denn auch blinder Zufall und keineswegs schon zweckesetzende Betrachtung und Erforschung der Naturkräfte zur Auffindung jener Hilfsmittel und Werkzeuge führte, die dem alten vertrockneten Mutterschoß Erde neue Frühlinge und Saaten entzaubern sollten.

Von der Erfindung des Schießpulvers, des Kompasses und der Buchdruckerkunst, sowie von der Umwandlung des geozentrischen in das heliozentrische System lernen wir heut alle schon in der Schule den Aufgang der neuen Zeit zählen; aber ein andres ist es, aus Jahrhunderten der Erfahrung und Entwicklung rückwärts schauend den Geist herauszulesen, ein andres, noch ganz in Alltagsnähe und an der unscheinbaren Wiege künftiger Veränderungen das Flügelschlagen ferner Dinge zu verspüren. Kompaß und Pulver hat nur ein glücklicher Zufall in unsre Hände gespielt, sagt Baco schon um 1600, wir müssen aber dazu gelangen, solche den Umkreis menschlicher Herrschaft offenbar erweiternden Dinge selbst ersinnen und nach gesetzlichen Methoden ins Leben rufen zu können; und wenn wir nach dem bisherigen Wissen auch zweifellos zur Erfindung von Kompaß und Schießpulver noch nicht fähig gewesen wären — die Buchdruckerkunst jedenfalls hätte bei einigem tieferen Nachdenken doch viel früher schon Besitz des Menschen werden können! Eine bemerkenswerte, und zugleich so feine Unterscheidung, daß sie allein das vollkommene Bewußtsein von der Tragweite seiner Forderung und das ganz moderne Empfinden bei Baco eben klar macht. Hingegen wie sollten denn wirklich Zeiten, die in allen übrigen Geist- und Wissenssachen noch ganz Hörige der athenienſischen Weisheit, Autoritätsgläubige hinsichtlich Platos oder Aristoteles' waren, just die echt antike (sokratisch-platonische) Verachtung alles Schrift- und Buchstabenwesens, das man ernstlich für eine Gefährdung der Gedächtniskraft und damit jeder, eben stets nur rein-formal für wichtig genommenen Geistesbildung hielt, überwunden und ihren Sinn gar schon auf die raschere Vervielfältigung und Reproduzierbarkeit der Lettern gerichtet haben?! Nein, man hatte ja in den Klöstern genug beschaulicher Muße, nicht bloß Seite für Seite eines Opus zierlich abschreiben, sondern dreifache Mühe und Geduld noch an die schmückende Verzierung und Ausmalung jedes Initialen wenden zu können; und wenn wir nun von dieser einzigen mittelalterlichen Illustrationsprobe hinweg unser Auge einmal auf die fliegende Jagd unsrer Tage fallen lassen, auf ihr unabläſſiges und schon seit Menschenaltern bohrendes und ineinandergreifendes Ringen und Arbeiten, gerade allen zähen Widerstand des Festen aufzuheben, die „Trägheit" der Materie zu überwinden, sie vielmehr als rechtverstandene unerschöpfliche Kraftquelle den Kräften der Ordnung, der Besinnung, kurz des Geistes Schritt vor Schritt auszuliefern und untertan zu machen: als dieser Zeit genauster Verkündiger, als ihr Fanfarenbläser, wie er selbst sich nennt — und wir sprechen hier nur von Unterscheidungsmerkmalen, nicht von objektiven Werten — repräsentiert sich tatsächlich Baco von Verulam wie kein andrer. Er bereits hat in seiner „Neuen Atlantis", dem Fragment eines philosophischen Romans, die echt moderne Schilderung eines Utopien gegeben, das gewissermaßen kein wirkliches, ewiges, sondern nur ein relativ und zeitlich bedingtes vorstellt, insofern ein rhythmisches, wissenschaftlich-geleitetes Vordringen und Höhersteigen zu den neuen, nur im Augenblick nicht erreichbaren Gütern einmal führen wird. Und wie erstaunlich berührt es da den Leser, den heutigen Enkel nach dreihundert Jahren, wenn er da beim Bau des Salomonshauses, eines Hauses, dem schon die Annehmlichkeiten der Naturbeherrschung zugute kommen, unter den angeführten „Wundern" fortwährend auf die vorweggenommenen Namen jüngster Erfindungen trifft?! Wie denn die Antizipationen neuzeitlichen Wissens, auf die unmöglich hier einzeln eingegangen werden kann, sich durch alle baconischen Werke hindurchziehen und zusammengestellt eine lange Liste ergeben würden, so daß auch ganze Bücher mit ihnen allein sich schon beschäftigt haben; wir erwähnen nur, daß er bereits „Sektion" und „Anatomie" der Welt in jeder Hinsicht gefordert hat, daß er zur Erklärung von Licht, Farbe, Ton, Wärme, Luft beachtenswerte Theorien geliefert, daß er das Thema der Lautphysiologie, die Idee einer Literatur- und Kunstgeschichte sowie der Ethnographie usw. zum ersten Male hat, ja, daß er zu der allerjüngsten und jetzt erst planmäßiger behandelten Frage des praktischen Internationalismus wichtige Winke verstreut hat, z. B. die Faktoren und Eigenschaften einer Weltsprache untersucht und vor allem von einem Zusammenschluß aller Universitäten, die ihr einzeln gefundenes Wissen wieder einer Körperschaft unterbreiten, die die Einheit und Harmonie des Ganzen im Auge behalten soll, viel erwartet.

Immerhin: die Buchdruckerkunst war jedenfalls erfunden, die Überwindung älteren Geistes an andren Punkten mithin schon vollzogen worden; und auch der Aristoteles der Scholastik hatte tatsächlich, wie Baco selbst bezeugt, in seinen Tagen an Ansehen bereits erheblich eingebüßt. Deshalb nun, und weil Baco zu solcher Zeit noch zu jenen gehörte, die von der Richtigkeit des Kopernikanischen Systems keineswegs durchdrungen waren, sein Verdienst um den modernen Gedanken anzuzweifeln, ja ihn trotz allem noch zu den Männern

Digitized by Google

mittelalterlicher Denkart stellen zu wollen, zeugt von dem allergeringsten Verständnis für sein Wesen und seine Leistung. Baco, der dem Naturerkennen eine neue Idee, den inneren Zwang und Trieb zum Vorwärtsdringen einzupflanzen wußte, als Methode aber das Experiment verlangte, war doch weder Physiker noch Astronom, er war Universalist, der beständig nur die Beziehungen zwischen Mensch und Welt im Auge behielt. Im Leben hat er es bekanntlich nach einer anfänglich sehr schleichenden juristischen Karriere durch unabläßiges, und, wie die Geschichtsschreibung behauptet, skrupelloses, die Moral mehr als einmal verletzendes Streben bis zum Lordkanzler von England gebracht, von welcher Höhe er allerdings zuletzt gestürzt wurde, und so hat er nach den Worten seines berühmten Arztes Harvey auch durchgehends, in Schrift und Rede, nur immer die Philosophie behandelt, nämlich „wie ein Lordkanzler!“ Ihn dünkte die neue kosmische Theorie vor allem praktisch keine schätzenswerte Sache, ihm war es, als ob man auch den geistigen Horizont des Menschen, den er eben weiter aufreißen wollte, durch die ewige Festnagelung von Sonne und Fixsternsphäre eher verengen und einschränken könnte. Ihm war überhaupt gerade die unendliche himmlische Wirbelbewegung der Gestirne das Erhabene, Anbetungswürdige, der Stillstand des Erdballs, den theologischer Geist sich freilich zu so hoher Schmeichelei für den Menschen auszulegen wußte, keineswegs das Beneidenswerte; und daß er eben selbst daran war, diesen Stillstand in seiner Weise zu verrücken und in Bewegung umzusetzen, „neue Fenster der Erde einzusetzen“, die ihre innere Lebendigkeit und Dehnbarkeit erst jüngst wieder durch Hergabe neuer Länder und Küsten gleichsam selbst offenbart hatte, das allein hinderte ihn lediglich daran, einer Theorie sogleich den Vorzug zu geben, deren Nutzen ihm vor allem nicht klar war und deren Demonstrabilität ja auch noch alles zu wünschen übrig ließ.

Dickens als Gatte.

Von H. R. Jockisch (Newyork).

Wenn man den Lebensgang Charles Dickens' genau verfolgt, gewinnt es den Anschein, als ob der Dichter, auf der Mittagshöhe stehend, für eine Dame seiner Freundschaft Empfindungen gehegt habe, deren Stärke und wahre Kraft ihm selber unbewußt geblieben. Erst, als die Dame sich mit einem seiner Bekannten verlobt, und er, der Ahnungslose, von dieser Tatsache Mitteilung erhielt, wurde ihm die Heftigkeit und verzehrende Leidenschaft seiner Zuneigung offenbar. Er geriet beim Empfang dieser Nachricht gänzlich außer sich, und er selber erzählt, wie ihm das Herz still gestanden habe, und er bis in die Lippen erbleicht sei.

Und doch bildet dieses Ereignis nichts weiter als nur einen kleinen Abschnitt des umfänglichen Kapitels häuslicher Verwicklungen, an denen Dickens' Eheleben so reich war.

Bekanntlich arbeitete der nachmals so berühmte Schriftsteller 1835 für die Londoner „Morning Chronicle“ als Stenograph im Unterhause. Er war damals dreiundzwanzig Jahre alt und stand wegen der Genauigkeit und Schnelligkeit, womit er seine Arbeiten ausführte, bei seinen Brotgebern in hohem Ansehen. Als bald darauf die „Evening Chronicle“ gegründet wurde, erhielt Dickens den Auftrag zur Lieferung von Skizzen aus dem Alltagsleben, und man erhöhte ihm sein Gehalt von hundert Mark auf einhundertundvierzig Mark wöchentlich.

Diese Verbindung mit der „Evening Chronicle“ sollte indessen noch andre als literarische Folgen zeitigen. George Hogarth, einer der Geschäftsführer des Blattes, nahm sich nicht nur der Skizzen, sondern auch des jugendlichen Verfassers an, und so führte er ihn ein in sein Haus, wo sich Dickens bald genug heimisch fühlte. Der Dichter verliebte sich in die älteste Tochter Hogarths, Katarina, ein lebhaftes, etwas sentimentales Mädchen, das er schon im April 1836 heiratete. Katarina lieferte ihm später das Urbild für Dora Spenlow im David Copperfield. Ganz wie diese nahm sie das Leben von der leichten Seite und war vollkommen vom Augenblick abhängig. Andrerseits war sie, ebenfalls wie Dora, zärtlich, liebevoll und vom besten Willen beseelt. Das Pärchen lebte sehr glücklich miteinander, solange beide noch unerfahrene Kinder waren; doch als Dickens zum Mann heranreifte, konnte seine Frau nicht mehr gleichen Schritt mit ihm halten. Sie stand Zeit ihres Lebens dem Kinde näher als dem Weib. Mit den Jahren mußten Dickens die Augen aufgehen; er mußte gewahr werden, daß es irgendwo in seiner Ehe an etwas fehlte — — eine Empfindung, der er im David Copperfield so schön und beredt Ausdruck lieh. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß jene Frau, deren Verbindung mit einem andern ihn so tief ergriff, eine gewisse Ähnlichkeit mit Agnes Wickfield zeigte.

Indessen trug, wie gesagt, weniger diese unerwiderte Liebe, als vielmehr die andauernden Zwistigkeiten zwischen dem Ehepaare Dickens die Schuld an dem schließlichen Bruch — ein Ereignis, das seine Schatten schon lange voraus geworfen hatte. Des Dichters heimliches Mißbehagen machte sich in einer ungemeinen Ruhelosigkeit Luft. Er hielt es nirgends lange aus. Er unternahm häufig Reisen in die verschiedensten Teile Englands und nach dem Kontinent und fand dennoch nicht, was er suchte.

Digitized by Google

Dieser „unglückliche Mangel", wovon er in seinen Briefen redet, wirkte endlich auch auf seine Schöpferkraft lähmend. Das Schreiben fiel ihm schwerer, und er mußte sich dazu zwingen.

Im Jahre 1857 wäre er gern in die Pyrenäen gegangen, wenn er es hätte ermöglichen können. Er verspürt das Verlangen nach irgend einem weltabgeschiedenen, unzugänglichen Platze, und er sehnt sich danach, sich selber zu entfliehen. Er möchte in die Eisregion der Schweizer Berge steigen. Er fühlt sich gehetzt und umhergetrieben und findet kein Mittel dagegen. Er hat dreiviertel Jahr von seiner Arbeit ausgeruht, und dann scheints ihm, als seis ein Jahr gewesen. Er klagt, daß er „explodieren und umkommen" müsse, könnte er nicht lange und weit spazieren laufen.

Er befindet sich in einer „fürchterlichen Verfassung"; die dicke Luft, die er atmen muß, erstickt alle schöpferischen Ideen im Keime. Wenn er niedergeschlagen ist, kommt ihm der Gedanke an ein Glück, das er nie besessen, und an einen Freund, dem er nie begegnet.

In seinen Briefen wiederholte Dickens diese Bekenntnisse des öfteren, bis er am Ende ganz offen von der wirklichen Ursache seiner Rastlosigkeit spricht.

„Die arme Katarina und ich sind nun einmal nicht für einander geschaffen; daran ist nichts zu ändern. Sie macht mich verdrießlich und unglücklich, und ich sie — — und das noch viel mehr. Sie ist gewiß liebenswürdig und willfährig; nur taugen wir merkwürdig schlecht zusammen für den Bund, den wir geschlossen."

Dann hält er es für „tausendmal besser", wenn sie einen andern Mann als ihn geheiratet hätte; zumindest dünkt es ihm für beide Teile gut, sie hätten einander nicht geehelicht. Er weiß, wie tief betrübt sie und er sein würden, würfe eine Krankheit eins von ihnen nieder. Aber er weiß auch, daß sofort mit der Genesung die alten Verdrießlichkeiten wiederaufleben würden, und daß es nichts auf der Welt gebe, ihn ihrem Verständnis näherzubringen. Ihr Temperament sei ein anders als das seine. Das habe nicht viel ausgemacht, als sie sich lediglich um sich zu kümmern hatten, aber seitdem seien Gründe eingetreten, die einen weiteren Kampf als hoffnungslos erscheinen lassen müßten.

Und so kams denn, wie es notwendigerweise kommen mußte. Im Mai 1857, einunddreißig Jahre nach ihrer Verheiratung, trennten sich die Gatten. Diese durchaus private Angelegenheit, an der niemand das geringste Interesse haben konnte, und die lediglich die davon Betroffenen anging, wuchs sich durch Dickens' Verschulden zu einem öffentlichen Skandal aus. Eine gewisse Derbheit der Gesinnung, die immer in ihm lebendig war, kam in der heftigsten Weise zum Durchbruch; weder seine echte Herzensgüte, noch seine Gefühlswärme waren imstande gewesen, sie gänzlich zu unterdrücken. In seinen groben und derben Scherzen, die so manche Gesellschaft in Verlegenheit setzten, war sie freilich schon manchesmal blitzartig aufgeflammt. Er hatte die Taktlosigkeit begangen, seine Mutter als Frau Nickleby, seinen Vater als Wilkins Micawber, seinen Freund Leigh Hunt als Harold Skimpole in ihren menschlichen Schwächen verzerrt und in ihren Fehlern übertrieben darzustellen. Und doch waren das nur Kleinigkeiten im Vergleich damit, wie er seinem Weibe mitspielte. Nie hatte er einen ähnlichen Mangel an Zartgefühl bekundet, als da er trotz der wohlgemeinten Warnungen aufrichtiger Freunde in seiner Zeitschrift „Household Words" die eigene Ehegeschichte und sich darin als „unverstandenen Mann" schilderte. Er entzweite sich mit den Herausgebern des bekannten Witzblattes „Punch", als er von ihnen eine Veröffentlichung seiner häuslichen Verhältnisse verlangte und abgewiesen ward. Bald darauf entwarf er eine neue Darstellung intimer Einzelheiten und sandte den Brief an die Presse. Er kam nur in der „New York Tribune" zum Abdruck; alle übrigen Korrespondenten bewiesen genügend Sinn für Wohlanstand und Schicklichkeit, das Schreiben zu unterdrücken. Nachdem die Sache so weit gediehen, ward sie endlich allgemeines Eigentum und von den Zeitungen wie vom Publikum überall dort durchgehechelt, wo man englisch spricht und versteht.

Dieses Vorgehen Dickens' wird stets als Makel an ihm haften bleiben; niemand wird mit Erfolg versuchen können, ihn davon völlig reinzuwaschen.

Seine Frau schwieg zu alledem. Sie, die sich durch den eigenen Gatten verlästert sehen mußte, deren geheimste Empfindungen von tausend Mäulern besudelt wurden, die ihren Mann „nie verstanden" und sich nie zu seiner „Höhe" hatte aufschwingen können, — — sie, das puppenhafte Kind, das nie reif gewordene Weib, sie verhielt sich still und trat nie und nirgends weder mit Vorwürfen, noch mit Klagen an die Öffentlichkeit.

Was sie dazu veranlaßt, ob Scham und Scheu, ob Rücksicht und leidende Liebe, ob Leichtherzigkeit oder Gleichgültigkeit, ob Mutlosigkeit oder Unlust zum Kampf, muß unentschieden bleiben und kann unentschieden bleiben. Denn welches auch immer ihre Beweggründe waren: jedenfalls hat sie sich durch ihr Schweigen und Dulden dem Manne überlegen gezeigt, der ihr alle Schuld zuwälzen wollte, und der, einem innersten Naturtriebe folgend, durch Schmähen und Schelten im letzten Grunde vielleicht doch nur die Anklagen des eigenen Herzens zu übertäuben bemüht war.

Digitized by Google

Drei Gedichte.

Von Max Brod (Prag).

Am Bahnhof

Gutgelaunt, ja lustig heute
Seh ich ringsum alle Leute,
Meiner Heimat Wohngenossen
Gutgelaunt und unverdrossen.

Während ich dies froh erfasse,
Kommt just aus der Bahnhofgasse
Eine frische Menschentruppe. —
Manchen kenn ich aus der Gruppe:

Gute Freunde, liebe Damen.
Andre, die mit ihnen kamen,
Tragen Koffer. Unbekannte
Sind sie, wohl aus fernem Lande.

Alle fühlen sich aufs Beste,
Heimische und liebe Gäste,
Lachen, schrein nach allen Seiten.
Und ich denk im Weiterschreiten:

„Menschen also, laut und froh,
Gibt es auch noch anderswo.
Fröhlich sind sie angekommen,
Werden fröhlich aufgenommen."

Beim Doktor

Jetzt sah der Doktor schrecklich aus!
An seiner Stirne umgeschnallt
Die Spiegelhöhlung, glänzend, kalt.
Und blickend droht sein Aug heraus,

Wie man durch eine Türe blickt
Durchs Guckloch fremd den Bettelmann.
Bewaffnet also trat er dann
Zu dir und neigte sich geschickt. —

Ich sah dich matt und doch voll Mut
In deinen Sessel hingelehnt
Erwartend, zart. —
Und wie gesehnt
Hab ich mich da und war dir gut,

Mit dir hinaus aufs Land zu fahren,
Wo wir schon manchen schönen Tag
Und manchen Schritt und Herzensschlag
Verliebt und voll Gesundheit waren.

Gesund, gesund dich wieder machen,
Im Grase liegen auf dem Plaid,
Wenn tiefe Sonne rötlich steht.
Und Waldesduft schon beim Erwachen,
Wenn früh durchs offne Fenster rinnt
Ins laue Bett der Morgenwind.
Nun auf und zur bekannten Stelle
Ins Buschwerk, an die klare Welle! . . .

Ich sah dich nicht. Der Doktor stand, —
Dreht sich um und spricht gescheit:
„Nur Vorsicht — eine Kleinigkeit —
— Zwei Tage — wieder ganz beinand."

Das Flussbad

Mitten in der Stadt
Ists im Fluß gemütlich zu schwimmen,
Wie liegt man glatt
Und von der hohen Steinbrücke schallen schwache
Stimmen.

Es gleichen am Rand die bekannten Häuser
Festlich großen Strandhotels.
Blumenbalkone! Kommt heute der Kaiser?
Wird der helle Quai zum Marmorfels?

Ihr schmerzlichen Gassen,
Müßt mich jetzt meinem Glücke lassen.
Wie euer Blick sich gewandelt hat,
So mein Leben in dieser Stadt.

Was raucht, läutet und trompetet da?
Der brave Schleppdampfer Austria.
Er bringt ein Floß von Wehr zu Wehr,
Läutet und kommt wieder her.

Nun wird es Abend, gute Zeit,
Zu rudern und das Mädchen zu bitten.
Sie schwimmt und lacht, im Flusse mitten,
Das Wasser paßt ihr wie ein Kleid.

„Halt dich an!"
Wie glänzt ihre Wange, naß und jung.
Dann zittert unter ihrem geschickten Schwung
Mein Herz und mein Kahn.

Und glücklich hab ich, stolz
Die Schöne mit meinem Mantel bedeckt.
Nun stemm ich mich ins Ruderholz
Sie atmet friedlich hingestreckt.

Wir entnehmen diese Gedichte dem kürzlich erschienenen „Tagebuch in Versen" (Verlag von Axel Juncker, Berlin), auf das wir noch zurückkommen werden.

Fräulein Schwabing.

Von Joseph Aug. Lux (München).

Die muffligen Onkel und Tanten in der weltentlegenen Provinz sind verdutzt, entsetzt, als die Nichte aus München-Schwabing zu Besuch kommt, hereinstürmt, nein, hereinplatzt wie eine Bombe. Kein Sessel ist bei der Hand, sie setzt sich ungeniert

Digitized by Google

auf den Teppich am Fußboden; als Kunstgewerblerin ist sie das so von den Atelierfesten her gewöhnt. Tante Klara, eine alte Jungfer, kriegt einen gelinden Ohnmachtsanfall, aber Susi, das liebe Provinzbäschen, wird zutunlich und sehnsüchtig. Mein Gott, muß das schön sein, Kunstgewerblerin zu sein! Es ist die neue Zeit! Die Freiheit! Das neue Geschlecht: Die altersgeheiligte Sitte und Ehrbarkeit in der traditionell gefestigten Provinz, wohin keine Eisenbahn führt, kommt ins Wanken, aber sie stürzt nicht. Die lieben, guten Verwandten ertragen den unbequemen Besuch mit der Sanftheit der Tauben und mit der Falschheit der Schlangen; es hilft nichts, man muß sich abfinden, denn Dolly ist nun einmal Kunstgewerblerin und hat Talent, massenhaft Talent, nun und dem Talent sind keine Schranken gezogen! Und was Susi betrifft, der wird man nachher schon den Kopf wieder zurechtsetzen, dieser verrückten Gans!

Des heimlichen Bekrittelns, Kopfschüttelns, Verwunderns ist kein Ende. Die langen, spitzen Nasen der Tanten werden länger und spitzer, hinter den Kulissen gibt es Familienzwist, denn die Onkel, diese alten Schäker, werden plötzlich lebenslustig und zerren an den Strängen. Sie erklären sich laut und offen für Dolly, phantasieren viel von München und den unwahrscheinlichen dortigen Erlebnissen ihrer Jugend, sie halten sich noch jung genug, wieder einmal etwas „mitzumachen“, und kriegen es hinterher mit den sittenstrengen, tugendsamen, aber ach! nicht sehr mit Anmut gegürteten Gattinnen zu tun. Susi ist wahrhaft hingerissen. Sie bewundert alles an der künstlerischen Dolly, die gelösten Manieren, die burschikose Art, die Kunst des Zigarettenrauchens, die Tracht, die Frisur! Wie hübsch! Wie kleidsam! Wie dekorativ! In der Tat, Dolly ist eine dekorative Erscheinung. Das geflochtene Haar in Schnecken an die Ohren gepreßt, das Kleid in starken, aber mit Bedacht gewählten Kontrastfarben, kunstgewerblich mit ungewöhnlicher Stickerei versehen, oder mit einer alten seltenen Borte, einem Stück vergangener Volkskunst, alles anders wie die andern. Ein neuer Typus. Er ist es, der in München seine Form gefunden hat. Auch in andern Städten gibt es Kunstgewerblerinnen, aber in München, oder genauer gesagt, im Künstlerviertel Schwabing hat er sich zur Vollendung verwirklicht: Dort herrscht er und drückt dem äußeren Leben seinen Stempel auf. Er stilisiert. Er bringt den dekorativen Zug in das Chaos. Die Kunstgewerblerin hat ihn erschaffen. Sie ist nicht elegant, oft nicht einmal geschmackvoll, sie will nicht Dame sein, aber sie will ihr Selbst betonen, sie will sich unterscheiden, auf jede Gefahr hin. Man will dem neuen Sinn einen neuen Ausdruck geben. Dolly, oder mag sie heißen wie immer, als Kunstgewerblerin tut sie nur, was die andern tun. Man glaubt Persönlichkeit zu sein und ist Typus. Darin liegt Bestimmung, Naturnotwendigkeit. Susi will nacheifern. Sie droht, heimlich aus dem Hause zu fliehen und sich in München der geliebten Kunst in die Arme zu werfen. Man will doch auch einmal frei sein! Man will der Stickluft dieser Stuben, dieser lästigen Aufsicht, dieser unerträglichen Bevormundung entgehen, man will, ha! sein Selbstbestimmungsrecht ausüben, man will auch seinen Idealen leben, Priesterin der Schönheit, der Kunst! Ich brenne durch! Was braucht man, Talent? Ach, liebe Dolly, wenns weiter nichts ist! Talent hat jedes junge Mädchen, Talent zu allem, was du willst!

Klein-Susi, die Unschuld vom Lande, hat damit den Nagel auf alle seine Köpfe getroffen. Alle haben Talent. Das ist ganz einfach. Wenn es von einem Manne heißt: er ist Architekt oder Maler oder Kunstgewerbler, dann stellt sich sofort die Frage ein: Was hat er geleistet? Was hat er gebaut? Wo stellt er aus? Wenn es aber von einem Frauenwesen heißt, sie ist Kunstgewerblerin, dann leuchten die Gesichter plötzlich auf und ein verbindliches Lächeln besagt: Ach, wie nett! Oder es wird gefragt, wenn auch nicht laut, aber insgeheim: ist sie hübsch? Oder es macht einer kugelrunde Glotzaugen wie ein Fisch, spitzt das Maul oder zieht es vertikal in die Länge und sagt: Sooo! Er ist vors Hirn geschlagen und denkt überhaupt nichts mehr. Keiner aber hat je die vermessene Frage getan: Leistet sie was? Kann sie überhaupt was? Es ist vollkommen Nebensache. Das hat einen tieferen Grund.

Natürlich hat man Talent. Aber Dolly, oder wie sie heißen mag, hat davon selber keine Ahnung gehabt, so wenig wie Susi, bis eines Tages, schwipp, schwapp! die Bewegung kam, eine gute Freundin oder so etwas, die ähnlich getan und der Freiheit eine Gasse schuf, und bis man, kurz und gut, in einer entsprechenden Schule die Kunst mit dem großen Löffel aß. In ein paar kurzen Jahren hat man eine Unsumme von Materialien verhauen, man hat Ornamente nur so aus dem Ärmel geschüttelt, Pflanzen, Tiere, Käfer, ausgerissene Insektenflügel nachgezeichnet und zurecht stilisiert, welcher Reichtum von Erfindung! Talent, rasend viel Talent! Stolz der Eltern! Heuchlerische Bewunderung und sittliche Entrüstung der Verwandten in der Provinz! Vorbild und Sehnsucht der dummen Base vom Lande! Oh Susi! Aber wohin in aller Welt mit diesem dilettantischen Zeug? Die Fabrikanten schütteln die Köpfe. Es gibt natürlich Ausnahmen, selten zwar, aber immerhin, von denen hier nicht die Rede ist. Gewöhnlich jedoch arbeitet die Kunstgewerblerin für sich. Sie stilisiert sich. Sie bringt einen dekorativen Zug ins Leben. Ob mit oder ohne Geschmack, einerlei. Das Talent hat sich Bahn gebrochen: Man atmet etwas Freiheit.

Du meine liebe Frau Kunst! Sie lächelt

Digitized by Google

gütig über die verschmitzten kleinen Duckmäuser, denen ein artiger Schwindel gelungen ist. Und die liebe Frau winkt sie zu sich heran, wenn es ein Fest gibt, denn sie verstehen sich auf die Stimmung. Das dekorative Element, das sie auf die Straße hinaustragen, steigert sich naturgemäß im Saal. Durch das Besondere ihrer Erscheinung wirken sie künstlerisch. Aus nichts etwas zu machen, darin besteht die Kunst. Etwas, das keinen Marktwert hat, das auf ein paar Stunden hin vorhält als angenehme Täuschung, als holder Schein und Augentrug, wie das Kränzlein künstlicher Blumen im Haar.

Eine freche Maske tritt hinzu und sagt verwegene Dinge. Er wagt viel, aber Dolly versteht sich auf diese Note. Sie hat die unheiligsten Bücher gelesen, sie ist eine Wissende. Fade Zimperlichkeit gehört zu dem altmodischen Kram, den man in der Kinderstube zurückgelassen hat. Sie ist gewohnt, kameradschaftlich zu verkehren, wobei sich das Sensible abstumpft, Schwielen bekommt, dickhäutig wird. Zudem nimmt sie nichts sonderlich ernst. Künstlerfeste sind kein Heiratsmarkt. Übrigens hat man seine eigenen Anschauungen vom Leben, vorurteilslose Theorie. Man schwärmt für freie Gemeinschaften, auch in der Liebe, und man atmet gar zu gerne die verruchte Atmosphäre der Bohème. Als Künstlerin hat man die Haustochter vollständig abgestreift. Aber man ist klug: Man geht weit, aber nicht zu weit. Man ist so klug wie Shakespeares Cressida. Die weiß, daß die Männer töricht sind und in einem gewissen Punkt den Schein lieben. So bleibt man im grobmateriellen Sinn der verruchten Tugend treu, nicht aus Überzeugung, aus purer Berechnung. Vielleicht, vielleicht auch nicht. Demi-vièrge! So sitzt Dolly im Kreise der Anbeter, verteilt Gnaden, Blicke, Hände, Küsse, Tänze, aber sie selbst ist kaum dabei. Jeder vermeint sie mit dem Tanz, mit dem Wort, mit dem Kuß zu besitzen, und jeder ist gefoppt. Eine andre Maske kommt und redet tiefsinnig, gelehrt, schöngeistig. Mit Dollys geistiger Bildung sieht es betrübend aus, trotzdem aber ist sie gewappnet. Sie stellt sich ganz dumm, daß es fast überlegen aussieht. Man darf Bildung verhöhnen, wenn man sie hinter sich hat. Dolly hat zwar keine Bildung hinter sich, höhnt aber trotzdem, denn sie weiß, der Kerl protzt doch nur mit Halbwissen. Ein Dritter kommt und redet gesetzt und vernünftig. Der seltene Fall passiert, daß da einer kommt und sich Gedanken über die Ehe macht. Dolly ist gewöhnt, die Dinge von der leichten Seite zu nehmen. Aber sie blitzt ihn forschend, mißtrauisch, unsicher an: Sollte der am Ende das Ziel der „kunstgewerblichen Praxis“ bedeuten? Und sie entwickelt ein Eheideal, so bürgerlich, so hausmütterlich, so traditionell! Das kleine Weibchen kommt plötzlich zum Vorschein, das hinter der emanzipierten, dekorativen Geste lauert, wartet, hofft. Sie sind einer der wenigen Menschen, die mich verstehen, versichert Dolly. Ja, Dolly, du bist eine Sphinx, aber eine Sphinx ohne Rätsel. Das kleine Weibchen! Das ist der tiefere Grund, die eigentliche Bestimmung, das Natursein, das Stärkere, das Talent. Weshalb man sich nach der Kunst niemals des Näheren erkundigt. Denn diese ist nur der Umweg, müßige Geschäftigkeit, Pose, Schmuck, aber nicht Zweck ihres Lebens. Und vor allem ein artiges Hintertürchen ins Freie.

Auch Susi schlüpft durch dieses Hintertürchen, brennt durch, und geht diesen Weg, auf den die verworrene und aussichtslose Kunstfrage ihre natürliche, praktische Lösung findet: Habt ihr Susi nicht gesehen? Sie trägt schon die Schwabinger Frisur und geht eben mit tapferen, männlichen Schritten die Ludwigstraße herunter, mit den andern, wie immer sie heißen mögen.

Carlyle.

Am 4. Februar 1881 schied ein Mann aus dem Leben, der wie wenige dem jetzigen Geschlechte in England zum Vorbild gedient hat, und dessen Gedanken auch in Deutschland viel Einfluß gewonnen haben: Carlyle, der große schottische Denker.

An einer der merkwürdigsten Stellen seines „Principe“ zählt Machiavelli die Stufenleiter des Ruhmes auf: der erste Rang komme den Religionsstiftern und Reformatoren zu, der zweite gebühre den gewaltigen Eroberern, und erst an dritter Stelle reihen sich die Dichter, Philosophen und Schriftsteller an. Carlyle hätte auf den beiden ersten Stufen stehen sollen, er war ein Wiederbeleber des Glaubens und der Verkünder einer neuen Religion, zugleich war er ein Umstürzler der alten verrotteten sozialen Ordnung und ein Eroberer im Reiche des Gedankens. Sein Leben lang ist er ungern Schriftsteller gewesen, seine Natur, seine ganze Lebensanschauung drängte ihn zur Tat. Dagegen bestimmten ihn wiederum seine Scheu vor öffentlichem Auftreten und die äußeren Verhältnisse zum Schriftsteller und Gelehrten.

Thomas Carlyle wurde am 4. Dezember 1795 zu Brunswark im südlichen Schottland geboren. Kaum 14 Jahre alt bezog er die Universität in Edinburg, um sich der Gottesgelahrtheit zu widmen. Allein, gar bald plagten ihn Zweifel und er ging kurz entschlossen zur Rechtskunde über. Den Abschluß seiner Studien bildete jedoch eine mathematische Arbeit in Anlehnung an den großen französischen Mathematiker Legendre. Man sieht, dem jungen Thomas ging es ähnlich wie so vielen auserwählten Geistern, die, weil sie zuviel umfassen wollten, zunächst sich für nichts entschließen konnten. „Alles Leiden“, sagt Carlyle selber in einer späteren Zeit, „besteht in mißleiteter Fähigkeit“. Von einer gewissen Planlosigkeit in seiner Lebensführung hat sich denn auch Carlyle erst nach Jahren völlig befreien können. Bis in sein 31. Jahr ist er Hauslehrer gewesen. Da entriß ihn die Heirat mit der edlen Jane Welsh seinen engen Verhältnissen und gab ihm die Mittel an die Hand, sich nunmehr ungestört seinen Studien zu widmen. Jane hatte zwar früher bereits eine Neigung zu ihrem einstigen Lehrer Irving gefaßt und hatte dessen Erklärung entgegengenommen. Allein Irving hatte sich schon vor Jahren etwas unvorsichtig, wie es scheint, mit der Tochter eines Predigers in Kirkaldy verlobt; er schilderte offen-

Digitized by Google

herzig dem Vater seiner Braut seinen Seelenzustand, jedoch dieser berief sich auf Irvings Versprechen. Irving unterwarf sich ohne Wanken, heiratete, starb aber früh, geistig und leiblich gebrochen. Auch für Jane war es nicht leicht, zu entsagen; sie wandte sich in der Folge der Schriftstellerei zu und lernte Carlyle kennen. Nicht aus Leidenschaft heiratete sie ihn, sondern aus Hochachtung vor seinem Charakter und der Ahnung seines Genies, dem sie in hochherzigem Entschlusse freie Bahn und Sorglosigkeit nach außen verschaffen wollte.

Ein Freund Carlyles, Froude, der berühmte englische Historiker, beschreibt dessen Ehe: „Ein Mann und eine Frau", sagt er, „sind, falls sie außergewöhnliche Originalität besitzen, nur dann passende Lebensgefährten, wenn sie noch ein andres Ziel im Auge haben als das bloße Glück. Carlyle schmeichelte seine Frau niemals; wenn sein Eifer je nachließ, war sie es, die ihn anspornte, und sie wollte ihm nicht gestatten, je weniger als sein Bestes zu tun. Ihr entfielen spöttische Bemerkungen wie die Funken dem Stahl. Carlyle auf der andern Seite fand in der Ehe die wunderbare Umwandlung seiner Natur nicht, die er erhofft hatte. Er blieb einsam und hypochondrisch, von Gedanken und Überzeugungen erfüllt, die nach Ausdruck rangen und die er nur in die gehörige Form gießen und schmelzen konnte, wenn sein ganzes Ich, wie er selbst sagte, einem weißglühenden Ofen gleich war."

Sein ganzes Leben hat Carlyle hinter den Büchern verbracht, ein Leben, in das nur gelegentliche Reisen und das Rektorat der Universität Edinburg, das er 1866 bekleidete, einige Abwechslung brachten. Er lebte zumeist auf einem Landhause zu Chelsea bei London; zu seinen Bekannten gehörten Emerson, Mill, Dickens, Kingsley, Mazzini, Wilberforce, Peel u. a.

Goethe sagt in seinen Maximen: Alles Gescheite ist in der Welt schon gedacht worden, man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken. Gegenwärtig ist der Name des Kraftgenies Nietzsche in aller Munde; daß jedoch die Cyniker bereits seine Lehre aufgestellt, wie jüngst ein Berliner Professor dargetan, ist ihm wahrscheinlich nicht bewußt gewesen. Aber auch Carlyle hat schon viele der Nietzscheschen Hauptsätze als Stützen seiner neuen Weltanschauung aufgestellt; Nietzsche will den Herrenmenschen, ja den Übermenschen züchten, Carlyle empfiehlt in seinem berühmtesten Buche den Heroenkultus. Er sagt: „Der Mensch ist stets der geborene Herr gewisser Menschen und stets der geborene Leibeigene gewisser andrer Menschen." Und an einer andern Stelle: „Rechtsetzung ist Machtabwägung." Für ihn ist alle Geschichte ein steter Kampf, auch bei dem allmählich für die rohe Gewalt eingetretenen friedlichen Wettbewerb der Völker steht die Gewalt doch immer als letztes Mittel im Hintergrund. Lauter Gedanken, die Nietzsche, wenn allerdings auch viel schärfer, ebenfalls später ausgesprochen hat. Auch das hat Carlyle mit Nietzsche gemeinsam, daß die beiden himmelstürmenden Denker in ihrem persönlichen Verhalten und ihrem Privatleben sehr ruhige, gesetzte Leute waren, während von ihren titanischen Worten die Welt erdröhnte. Ferner kommen sie beide darin überein, daß sie die Menschen aus ihrem skeptischen, glaubenslosen, fast mechanischen Dahinleben gewaltsam aufrütteln, ihnen neue Ideale, neue Begeisterung einflößen und ihnen frisches Vertrauen zu sich selbst und Vertrauen zu der ewig jungen Urkraft menschlichen Geistes erwecken, im Gegensatz zu den Materialisten und Pessimisten, Schopenhauerianern und Ibsenianern der Gegenwart. Was aber Carlyle vor Nietzsche voraus hat, ist seine Lehre der Entsagung und Selbstbeschränkung, des opferwilligen Dienstes zum Wohle der Gemeinschaft. Darin berührt er sich mit dem von ihm so hoch verehrten Goethe, der seine Helden in den Wanderjahren auch zuletzt zu Entsagenden werden läßt. So möge denn ein Wort von Goethe den Schluß bilden, ein Wort, zu dem auch Carlyle sich bekannt hat: Jeder hat die ihm eigene Fähigkeit so auszubilden, daß keiner dem andern, aber jeder dem höchsten gleich sei, auszubilden zu den Zwecken der Gemeinschaft.

Dr. Albrecht Wirth (München).

Lanx satura aus Bayern.

Motto: „Der Herr hat einen Schwindelgeist unter sie ausgegossen" (Jesaias 19, 40).

Der große Fischzug der bayrischen Bischöfe, den sie mit herzgewinnender Schlauheit ins Werk setzten, ist völlig mißlungen. Als sie ihr großes Netz in den großen Teich des bayrischen Lehrervereins auswarfen, da gingen von den 12000 einzige 5 Fischlein ins Garn, o jammervolles Schicksal! Da ist denn doch Petris Fischzug in Rom anders ausgefallen! Die große Riesenspinne zu Rom überzog die katholische Geistlichkeit mit dem feinen Gewebe des Modernisteneides, und siehe da, nur ganz wenige verweigerten es, sich geistig zu kastrieren, durch ein feierliches Jurament sich zu geistig impotenten Kadavern zu erklären. Ein Kapitelherr in München, der den katholischen Staub von den Sandalen schüttelte und Altkatholik wurde und zwei biedere Schwaben, das ist die Beute, die der bayrische Episkopat dem Statthalter Christi zur Strecke brachte. Sang- und klanglos schickt diese beiden ehrlichen Helden der Bischof von Augsburg ins Elend, ohne Erbarmen, ohne einen Zehrpfennig und der Staat kreuzt die Hände über dem Bäuchlein und denkt sich gähnend: Warum gehen sie ins Martyrium! Warum streuen sie nicht wie weiland soviele schlaue Christen der Verfolgungszeiten zum Scheine ein paar Weihräuchkörner den Göttern in Rom! Und die Laienwelt? Noch anno 1870 ging ein Sturm der religiösen Bewegung durch die Gegenden, die als Hochburgen des reinen Katholizismus galten, als das Unfehlbarkeitsdogma in Sicht war. Man sprach an den Wirtstischen nur von jenem, bis der große Krieg alle andern Fragen verdrängte. Und jetzt? Ein paar Männlein taten sich zu einem Schutzbunde jener Geistlichen zusammen, die dem Modernisteneid zum Opfer fallen sollten; das große Publikum kümmert sich keinen Deut darum. Die einen haben sich dem Zentrum verschworen, das ja mit den Ultramontanen Roms durch Dick und Dünn geht; die andern stehen religiösen Fragen überhaupt mit der denkbar größten Wurstigkeit gegenüber, und die Masse nimmt jede Entscheidung der Geistlichkeit ungeschaut demütig an und beschwört, wenn es verlangt würde, jedes Dogma, das schon verkündet ist oder in unabsehbarer Zeit verkündet werden wird. Der religiöse Stumpfsinn, die religiöse Gleichgültigkeit ist kraß: die Zentrumspolitik hat die Religion erschlagen. Und die Geistlichen? Sie waren bisher schon Heloten der Hierarchie. Einzelne Anläufe, sich in Standesverbände zusammenzuschließen, wurden mit brutaler Faust niedergehalten; energische Naturen warfen sich in das politische Getriebe, wo ihnen bald ein Feld ihrer Herrschsucht und Unabhängigkeit, fern von der Seelsorge, blühte; die große Masse aber, abgeschlossen von der großen Welt, inmitten der bäuerlichen Bevölkerung, versumpfte, versandete, versimpelte. Ihr Zentrumsblatt ist ihre geistige Nahrung, ein Hirtenbrief der Inbegriff aller Wissenschaft, ein guter Tisch und ein mundendes Bier neben der einstigen Seligkeit der Wünsche Wunsch. Kommt noch dazu die geistige Inferiorität der Lyzealvorbildung, das Milieu, aus dem die meisten herauswuchsen, so begreift man, daß aber auch nicht ein Landgeistlicher den Modernisteneid verweigerte, zumal sich jeder Rebell vis-à-vis de rien sehen mußte. Der Arme hatte ja nichts gelernt außer der antiquierten Philosophie des Thomas von Aquino und dem theologischen Handwerkszeug. — — Und so hat denn so mancher Selbständigdenkende bei seinem Eid wie Cicero gedacht: juravi lingua, mentem iniuratam gero.

Die Herren Bischöfe haben aber bei den Herren Schulmeistern sich nicht bloß einen anständigen Korb geholt, sondern sich auch noch kläglich blamiert. In dem bischöflichen Anschreiben an die katholischen Lehrer waren die inkriminierten Stellen der bayrischen Lehrerzeitung nur mit Nummer und Seiten- und Zeilenzahl zitiert: die Zentrumspresse war aber schon in den nächsten Tagen in der Lage, die betreffenden Klagepunkte ausgeschrieben

Digitized by Google

vorzubringen, offenbar nach dem wohlvorbereiteten Plan, der jene Presse, die „nicht lügen darf", ins Vertrauen gezogen hatte. Zur allgemeinen Überraschung aber stellte sich nun bei der Konfrontation der „bischöflichen" Zitate mit den Originalstellen der Lehrerzeitung heraus, daß fast kein Zitat richtig ist, daß verschiedene mit Absicht geändert, entstellt, zusammengezogen, „gefälscht", einige sogar absichtlich oder unabsichtlich mißverstanden sind. So bezieht sich z. T. das besonders angekreidete Zitat aus Michael Conrads Werken gar nicht auf das katholische Dogma, wie das bischöfliche Zensurgericht glaubhaft machen will, sondern auf die Kunstdogmen mit Rücksicht auf Richard Wagner; ein Artikel über Pfaffen und Reformen hat gar nichts mit der Geistlichkeit zu tun, sondern betrifft Pädagogikpfaffen und -päpste; ein Zitat, das als Blasphemie gegen Christus gedeutet ist, bezieht sich, wie auch einige Zeilen zuvor ersichtlich ist, auf — Pestalozzi! Offenbar haben die Ordinariate die Originalstellen gar nicht zu Händen gehabt, sondern die frisierten Zitate wurden ihnen von freundlicher Hand so überreicht und Bettinger und Genossen übernahmen sie in gutem Glauben, daß jene „nicht lügen dürfen". Daß Ihr aber auch Jesus Sirachs Wort vergaßet: „Wer bald gläubt, der tut sich selbst Schaden". Nun kommt die Vexierfrage: „Wer waren die „elenden Helfer, die nicht helfen können, ohne zugleich zu schaden?" Wer wandelte die bayrischen Bischöfe zu „betrogenen Betrügern?" Warens Mitglieder des jungen Verbandes bayrischer geistlicher Schulinspektoren, deren obskures Vereinsblättchen „Clero" ohnehin der Lehrerzeitung scharf auf die Finger sah?" Warens betriebsame geistliche Aspiranten auf die vorgesehenen Pädagogikprofessuren an bayrischen Hochschulen und Lyzeen? Oder warens eifrige Anhänger der allerchristlichsten Zentrumspresse, da sich diese gleich in den Anfangsstadien so lebhaft in die Riemen legte und nunmehr, da die Blamage übelriecht, die schwärzesten Tinten sucht, um den Zitatenschwindel zu überpinseln?

Lacht immerhin von Herzen, siegreiche Lehrer! Aber vergeßt nicht Molières Sprüchlein: on veut bien être méchant, mais on ne veut point être ridicule! Und „unsterblich ist die Pfaffenlist". —

Unterdessen tagte auch der Parteitag des bayrischen Zentrums von 3.—5. Januar in München. Die Anregung dazu war in jenen Tagen gekommen, als die Volksseele gegen den rötlich schimmernden Verkehrsminister ins Brodeln gebracht wurde. Man erinnerte sich jener Stunden, da die brandende Volkswut den Ministerpräsidenten Crailsheim aus dem Sattel hob. Man wollte nunmehr, da die Folgen der blauschwarzen Finanzpolitik neben der bayrischen Steuerreform die handfrommsten Zentrumsleute, namentlich aus Arbeiterkreisen aufwiegelten, den Murrenden einen saftigen Happen hinwerfen, um sie für einige Zeit abzulenken; sie sollten sich freuen dürfen an dem schönen Machtbewußtsein einen mißliebigen Minister abzusetzen, zu skalpieren, auf dem Kraut zu verspeisen. Aber bis der Parteitag herankam, hatten eifrige Theatermeister die Kulissen verschoben, die Maschinen verstellt, die Beleuchtung verändert; und als die Delegierten kamen, da lachte der schönste blauweiße Himmel auf sie herab, und alles strahlte in rosigem Schimmer, und sie hatten sich umsonst auf einen plästerlichen Theaterdonner gefreut! Den Hauptspektakelmacher, Dr. Heim, hatte das aristokratisch-hierarchische Direktorium am Auftreten verhindert. Hinter Schloß und Riegel tagten die Eingeweihten, wozu nicht einmal die Zentrumspresse Zutritt hatte. Man hörte durch die schalldämpfenden Vortüren des Hotels Union — die „Narrhalla" hatte daraus weichen müssen, weil ihre freien Darbietungen die Zentrumsaktionäre beleidigten — viel Lärmen und Disput; aber die Kellner versicherten mir, es redete in den 3 Tagen nur Dr. v. Orterer. Nur die Veranstaltung im Münchener Kindl-Keller war public; und da die Münchener stets dabei sind, wo es eine „Gaudi" gibt, so war der Riesensaal voll von Neugierigen, die um billiges Geld die „Stars" der Partei hören wollten: den „Löwen von Bamberg", Dr. Schädler, der die Finanzkunststücke des blauschwarzen Blocks besäuselte und mit seinem domherrlichen Segen bedachte und den adeligen Ministeraspiranten Frhr. v. Malsen, der mit diplomatischem Öl die bayrische Steuerreform salbte und das Haberfeldtreiben gegen den Verkehrsminister mit zarten Lippen in eine feingedrechselte Paräneſe umwandelte. Hatten die Zentrumsmannen sich einen forschen Schwertertanz erhofft, so mußten sie sich mit einem kunstvollen Eiertanz bescheiden. Und das Fazit? Die Sozialdemokratie, mit der man vor wenigen Jahren in Kirchen, Kapellen und Sakristeien Wahlbündnisse abschloß, die man gegen Bischöfe und Äbte und Adlige in den rüdesten Ausdrucksformen tiefstehendster Ballonmützen verteidigt hatte, wird jetzt in Grund und Boden verdammt: so wills der Bund der Junker und Heiligen, der blauschwarze Block. **Menippus.**

Aus den Theatern.

Berliner Theater (Kammerspiele).

Eduard Stucken: Lanzelot. Drama in fünf Akten.

Eduard Stucken steht unter den modernen Dramatikern als eine durchaus eigenartige Persönlichkeit da. Gerade aus diesem Grunde hat es lange gedauert, bis er sich durchsetzen konnte; denn auch in unsrer Zeit, die scheinbar von dem Künstler festgeprägte Individualität verlangt, muß sich der Selbständige alles hart erkämpfen. Deshalb kann Stucken und können wir uns seines Sieges doppelt freuen.

Die Eigenart Stuckens liegt weniger in dem Inhalt, mehr im Gewande (nicht allein in der Form) seiner Dichtung. Mit großer Kühnheit hat er den doppelt gereimten Vers, wie er sich in den drei ersten Zeilen der Nibelungenstrophe zeigt, variiert und für das Drama fruchtbar gemacht — wozu eine außerordentliche Sprachkunst erforderlich war. In diesem prächtigen, wallenden Gewande bietet auch er uns Geschehnisse und Seelenkämpfe einer romantischen Ritterzeit, wobei er sich an den Sagenkreis hält, der sich um König Artus gebildet hat.

Mit Recht hat man darauf hingewiesen, daß Stucken eine Übergangszeit herausgreift, in der ungebrochenes heidnisches Wesen mit christlichem Glauben und christlicher Ritterkultur im Kampfe liegen. Wie Orgelton braust es in seinen Werken, das Tedeum steigt, Kerzen erstrahlen knisternd am Altare, der schimmernde Gral wird hochgehoben, und die Ritter knien im Gebete. Aber außerhalb der Kirche und der tiefleuchtenden Kirchenfenster, deren Schein in die Nacht hinaus dringt, weben im Dunkeln und sammeln sich die heidnischen Mächte, Weibdämonen, der Tod als Verführer, nixenhafte Wesen, um die Menschen wieder mit ihren Netzen zu umgarnen. Der Ritter zwischen zwei solchen Frauen, das ist der Inhalt des Gralszyklus „Gawan", „Landal" und „Lanzelot", von denen der erste das Problem am tiefsten löst. Immer sinkt der Held, in Schuld, „blindlings von Klippe zu Klippe geworfen". Aber der Dichter läßt eine höhere Macht, ungefähr die Moral des Goetheschen Faust, offenbaren, daß der Strebende erlöst werde. Nicht die Tat, sondern der Wille entscheide.

Aus dieser Ideenwelt hebt Stucken im „Lanzelot" eine Handlung von klarer Übersichtlichkeit hervor. Der Ritter, der dem Stücke den Namen gibt, ist die Blüte aller Ritterschaft; und trotzdem betrügt er seinen Freund, den König Artus, mit dessen Gattin Ginover. Ähnlich hat Anfortas durch jähzorniges, sündhaftes Wesen seine Pflicht als Gralhüter verletzt. Seitdem ist der Gral getrübt und Anfortas in grimme Schmerzenspein geschleudert. Aber eine Rettung gibt es; denn Merlin hat prophezeit, daß der Gral und Anfortas in fernen Tagen genesen sollen:

Digitized by Google

„Wenn ein Mädchen aus meinem Geblüt mit dem ruhmreichsten Pair
Auskostet, sehnsuchterglüht, ihres Herzens Begehr
Und ein Kind in den Armen hält, an dem Bosheit zerprallt,
Und um das alles Gute der Welt sich wie Wasser kristallt."

Wenn es von diesem Kinde später heißt, daß es „wie ein Christus gelockt" sei, so ist das Motiv, auf das Stucken anspielt, hiermit angedeutet. Das Mädchen aber, das den verwundeten Lanzelot pflegt und liebt, ist des Anfortas Tochter Elaine. Aber Lanzelot vermag sich von Ginover, die eine dämonische Macht über ihn ausübt, nicht loszureißen. Zum Gral geführt, bereut er vor Anfortas und Elaine zwar seine Sünde, will aber die Geliebte, an der sein Herz trotz allem hängt, nicht verlassen, selbst dann nicht, als er eine Nacht lang in Elaines Armen geruht hat, die man ihm heimlich zuführte, um das Orakel zu erfüllen. Daß er sie erst am Morgen erkennt, vorher aber glaubt, Ginovers Liebe genossen zu haben, ist eine Unmöglichkeit in Stuckens Dichtung. Inzwischen hat Artus dem Freunde und seinem eigenen Weibe gegenüber Argwohn geschöpft; doch ist er zu vornehm, sich durch ein Zauberbild Gewißheit zu schaffen. Lanzelot aber verleugnet Elaine, selbst als sie mit dem Sohne, den sie ihm geboren hat, auf des Artus Schloß erscheint, und will sie erst dann anhören, als es zu spät ist. So muß die tote Elaine den Geliebten entsühnen, so wie die tote Elisabeth den Tannhäuser vor dem Venusberge errettet. Artus aber verzeiht dem Freunde und seinem Weibe, denn:

„Nichtlieben und Lieben — Geschick ist's! Wer kann ihm entrinnen."

Ferner spricht er es aus, daß für die höchste Gerechtigkeit die Tat nichts, der Wille alles bedeute. Den besten Willen hat aber Lanzelot stets bewiesen.

Wenn das Milieu der Dichtung Stuckens volle Anerkennung verdient, so zeigen Handlung und Charaktere, daß seine gestaltende Kraft nur gering ist. Die Figur des König Artus, der, wie ein guter Papa und moderner Ehemann, seinem Weibe und Freunde vergibt, wirkt als Anachronismus. Ja, wenn er es als König und Beherrscher um seines Reiches willen täte! Ferner könnte nur eine dämonische Ginover, die das Beste und Schlechteste in sich vereinigt, Lanzelot und sein fragwürdiges Wesen erklären. Aber Stucken zeichnet sie als glattes Nichts, wodurch das ganze Stück in der Luft schwebt. So ist vieles Hauptsächliche bei ihm nur kurz berührt; das Nebensächliche, das Gewand, verdeckt hin und wieder den Körper zur Unkenntlichkeit.

Auch die doppelt gereimten Verse erweisen sich im letzten Grunde für das Drama als ungeeignet. Wohlverstanden enthält es viele Schönheiten, wozu fast alle epischen und lyrischen Stellen gehören. Bei ihnen hat man, ähnlich wie in dem gelassen hinschreitenden Nibelungenliede, die Zeit, auf die häufig wiederkehrenden Reime als Schmuckzugabe zu warten. Für alles Dramatische sind sie aber von Übel, und selbst Stuckens reiche Sprachkunst muß sich dann aufs Künsteln, Leimen und Flicken legen. Man höre eine Probe, wobei ich die Reime durch Sperren hervorhebe:

Pater Brasias:
Ihr wißt seine Schuld?
Sir Castor:
Wundersam war sein lautes Gebet . . .
Pater Brasias:
Und Elaine?
Dame Brisên:
Der König nahm sie hinein
Sir Castor:
Sie erfleht
Sich Dornen aufs Haupt mit der Gier einer Blutzeugin.
Pater Brasias:
Sind Lavaine und Sir Bors noch hier?
Dame Brisên:
Nein. Sie sind vorhin
Schon fortgeritten. . . . . .

Was soll eine solche Reimerei in einem bewegten Dialog, wo der Schauspieler sie doch nicht hervorkehren darf.

Alles in allem ist Stuckens Dichtung kein schaffendes Gestalten aus reicher Seele, sondern eine gelehrte Kunst, die sich an eine schwere, reiche Form klammert.

Dr. O. A.

* * *

Dresdener Hofoper.

Hugo v. Hofmannsthal: Der Rosenkavalier. Komödie für Musik in drei Akten. Musik von Richard Strauß. Uraufführung am 26. Januar.

Als es bekannt wurde, daß Richard Strauß als Gegengewicht gegen die aufpeitschende „Elektra"-Griechentragödie eine heitere wienerische Musikkomödie schreiben wolle, da ging es wie ein einziges Überraschungsrauschen durch den deutschen Blätterwald. Die alte Jungfer Kritik war wieder einmal höchst ungehalten darüber, daß ihr da so ein vermaledeiter Weltberühmter ein Schnippchen schlagen wolle. Wie?! Ein Richard Strauß, von dem wir doch nach allem, was er in stetig aufsteigender Linie geschaffen hat, das Allerechteste, Allerpersönlichste erst erwarten müssen, nun, da er des Lebens Höhe erreicht hat, ein Richard Strauß wagt es, uns eine frivol tändelnde Wiener Musikkomödie zu präsentieren, in der sich sicherlich alle Teufelchen und Dämonen, aber auch alle Pierrots und Colombinen, die in der buntbewegten Musikseele des genialen Münchener Meisters wohnen, ein Hexenstelldichein geben werden? Und wie sie es geahnt mit greulichem Bangen, die wohlbestallten Musikrichter, so ist es auch ungefähr eingetroffen, wenn es auch nicht ganz so gefährlich ausgefallen ist, als es sich mancher hätte träumen lassen. Weder ist der „Rosenkavalier" so revolutionär-neu als Musikkomödie, wie es wohl viele Straußianer erhofft haben mögen, noch ist die Musik so wienerisch frivol als es seine — Feinde ersehnten. — In mancher Hinsicht hat die Dichtung Hugo v. Hofmannsthals überrascht: der eigenartige Mystiker, der Dämmerträumer Hofmannsthal tritt höchstens etwa im dritten (letzten) Aufzug in die Erscheinung, wenn die Fäden der Intrige mit einer gewissen wollüstigen Langsamkeit entwirrt werden, und wenn in dem Milieu einer verrufenen Kneipe die ganze feige Borniertheit und niedrig tierische Lüsternheit des Herrn Baron Ochs v. Lerchenau in ihrer ganzen Blöße offenbar wird; dieser Baron Ochs ist eigentlich die tragende Gestalt der Handlung; er ist es, der im ersten Aufzug das galante schäferliche Beieinander des jungen Herrn Octavian, des kleinen „Quinquin" mit seiner süßen Marie Therese, der Frau Feldmarschallin, stört, also daß der junge Herr auf den listigen Einfall gerät, sich als Unschuld vom Lande zu verkleiden; er, der Baron, verliebt sich in diese Landdirne und ahnt es nicht, daß der „Rosenkavalier", der der reichen Jungfer Sofie v. Faninal als Brautwerber die silberne Rose überreicht, die gleiche Person ist wie jenes Dirnlein. Überaus folgerichtig und ganz und gar nicht äußerlich-opernhaft, aber doch auch formell gut opernmäßig herbeigeführt (durch ein waschechtes italienisches Intrigantenpaar im Stile der alten Buffooper!) wird die Verwicklung im zweiten, unbedingt bestgelungenen Akt. Als der Herr Baron Ochs seiner durch den „Rosenkavalier" geworbenen Braut Sofie mit rohester Lüsternheit gegenübertritt, legt sich der kühne Herr Octavian ins Mittel; es kommt zu Tätlichkeiten, bei denen der plumpe Baron Ochs durch Octavian am Arm verwundet und zuletzt gar zu einem Stelldichein mit dem Dirnlein in einer Kneipe zweifelhaftester Art eingeladen wird. Der letzte Akt wächst sich unter Hofmannsthals Händen zu einer nicht recht ausgegorenen Mischung — halb Groteske im E. T. A. Hoffmann-Stil, halb Operette aus. Wie Junker Falstaff wird der Herr Baron Ochs v. Lerchenau zum Gegenstande, zum Opfer einer wahren Strafexekution, bis schließlich das Erscheinen der

Digitized by Google

Feldmarschallin in die schäferidyllische Stimmung des ersten Aktes zurückführt; mit ihrer Autorität weiß sie den eitlen Baron zum Rückzug zu bewegen, und mit der unsagbar feinen, in die moderne Opernkomödie zum ersten Male eingeführten Resignation der „Frau von dreißig Jahren“ führt sie selbst den ein wenig zögernden Rosenkavalier und die in ihn mit dem ganzen, vollen Aufwand erster Liebe verliebte Jungfer Sofie zusammen ....

Ein zarter Schimmer altwienerischen Porzellans ruht über den Gestalten aus der Zeit Maria Theresias, die Hofmannstal mit feinem artistischen Geschick sprachlich und sentimentmäßig wieder aufleben läßt; freilich hat die höfische Dialektsprache österreichischen Biedermeiertums für uns Heutige und speziell für uns Deutsche etwas recht Ferngerücktes, Unkörperliches, und es bedürfte schon eines ganz besonders feinsinnigen, eleganten und doch kernigen Musikhumoristen, eines modernen Auber, um uns diese Gestalten und dieses Zeitalter wieder lebendig erscheinen zu lassen; es fragt sich nur, ob gerade ein Richard Strauß der geeignete Mann gewesen ist, einen solchen rokoko-graziösen Stoff zu meistern. Ich wage es nicht, diese Frage klar und deutlich zu bejahen. Daß Strauß voll seinen Taktes vorgeht, daß er die Fluten und wallenden Sturmwogen seines Orchesters nach Möglichkeit eindämmt, wenn es — wie etwa während der galanten Situation im ersten Akt — zwischen Quinquin (einer Art von Cherubingestalt) und der Feldmarschallin — erforderlich ist, dies kann uns doch wohl nicht ganz für die Lärmszenen entschädigen, in denen — dies gilt besonders für den letzten Akt — die groteske Verwirrung auf der Bühne und die Bestürzung des Barons Ochs, im Orchester wieder den echt Straußischen Hexensabbath vom Schlagzeug im Fortissimo entfesselt, als handle es sich um das Herniedersteigen des Göttervaters Zeus zu uns niedrigen Sterblichen unter Donner und Blitz. Im allgemeinen hätte sowohl Stoff wie Milieu wie die ganze zarte Silberglöckchenstimmung der so poetischen Rosenkavalier-Werbung im zweiten Akt eine intime Musik, ein kleines Mozartorchester und auch zur Darstellung ein kleines Mozarttheater geradezu erfordert, und wir hatten auch gerade von dem glühenden Mozartverehrer Strauß, wie wir ihn schon vor fünfzehn Jahren bei den Festspielen im Münchener Residenztheater bewundert haben, mehr Preziösität, mehr Rokoko-Buffostil erwartet. Natürlich konnte ein Richard Strauß nicht „zurück zu Mozart“, um ein Wort Felix Weingartners zu gebrauchen; dagegen wehrte sich sein derbes süddeutsches Blut offenbar heftig, und er begnügt sich mit Andeutungen des Zeitstiles, die dann freilich — wie die Arie eines die Feldmarschallin bei der Morgentoilette zerstreuenden italienischen Tenoristen — desto meisterlicher gelungen sind; abgesehen davon aber begnügt sich Strauß doch im ganzen damit, das altwienerische Milieu durch reichlich eingestreute Walzer zu charakterisieren, Walzer, die in ihrer Rhythmik und Tanzfreudigkeit wie aus dem Boden der Donaustadt entsprossen anmuten und die doch in den überraschenden harmonischen Wendungen die Vaterschaft von Richard Strauß deutlich verraten; meisterhaft hat es Strauß wieder verstanden, den an sich durchaus nicht notwendigerweise überall musikalische Füllung verlangenden Text mit seiner reichquellenden Musik derart zu erfüllen, daß wir das allgemein Menschliche der ganzen Situation und das Rührende in der Gestalt der Feldmarschallin ebenso nachempfinden, wie wir die erbärmliche Niedrigkeit des brutalen Barons Ochs hinter seiner Grandezza hervorlugen fühlen. Am schönsten gelungen ist dem Komponisten, wie schon angedeutet, der zweite Akt, wo die Werbung des Rosenkavaliers durch eine wahrhaft transzendental leuchtkräftige Musik illustriert wird; ebenso schön ist Strauß aber auch der Schluß des ganzen Werkes geraten: da ruht jener berückende, wohlige Abendfrieden über der Musik, wie er ja auch schon frühere Werke, so die „Salome“, gerade nach den aufrührendsten Stellen so herrlich verklärt hat. Ist auch der „Rosenkavalier“ nicht gerade als eine neue Etappe in Richard Strauß' Schaffen anzusehen, so bewährt sich der Komponist auch diesmal wieder als reifster Meister der Polyphonie und der Instrumentation, als einer, der stets etwas ganz ihm Eigenes zu sagen weiß, und als abgeklärter Musiker, dem die breite Melodie und der Kontrapunkt direkt aus der Seele aufs — Papier fließt!

Eine herrliche Aufführung, deren Oberbefehlshaber Ernst v. Schuch, der unermüdliche Generalfeldmarschall Richard Strauß', war, brachte alle Schönheiten des Werkes voll zur Geltung, und die Darstellung war unübertrefflich, namentlich auf seiten der Damen (Frl. v. d. Osten und Siems, sowie Frau Nast). Das Orchester der Dresdener Hofoper leistete Fabelhaftes an Klang und Technik, es ist „das“ Strauß-Orchester in Deutschland!

Dr. Arthur Neisser (Berlin).

Randbemerkungen.

Jordan v. Kröcher
hat den Kriegspfad beschritten. Er liegt in Fehde mit der roten Sechs. So sehr absorbiert die Sache seine Kräfte, daß er sich einer Repräsentationspflicht außerhalb der Reichshauptstadt mit der — gar nicht witzigen, sondern höchst ernst zu nehmenden Wendung entzogen hat, „er müsse hier die Sozialdemokratie beaufsichtigen“. Von Herrn v. Kröchers präsidialen Talenten ist man zu Zeiten sehr erbaut gewesen. Sein „köstlicher“ Humor, sein trockenes Phlegma, seine unerschütterliche Ruhe galten als leuchtende Vorbilder. Merkwürdigerweise fehlte in der Reihe der belobigten Tugenden meist nur eine, nach der man sonst bei Präsidenten zuerst zu fragen pflegt: die Unparteilichkeit. Man sieht jetzt, wie Herr v. Kröcher sein Amt einschätzt. Als eine Art Wärterstelle zur Beaufsichtigung von sechs Zeitgenossen, die sich als dem vierten Stande angehörig durchaus zu Unrecht ins Dreiklassenhaus eingeschlichen haben, aber jetzt, da sie drin sind, nicht mehr entfernt werden können. Oder doch nur stückweis und auf kurze Zeit. Der Hausknechtsparagraph, der gesegnete, den eine erdrückende Mehrheit von Konservativen und Klerikalen zur Wahrung ihres moralischen Übergewichtes vor einem Jahre erzeugte, soll künftig in Funktion geraten. Der Wärter wird den Hausknecht rufen und mit aufgekrempelten Hemdsärmeln der Welt ein würdiges Schauspiel vorführen, genannt Hinauswurf eines Kollegen in der konservativ-klerikalen Parabel, mit Leutnant, zehn Mann und Zubehör. So mittelalterlich Herrn v. Oldenburgs Ansichten über Konstitutionalismus sind, so mittelalterlich Herrn v. Jordans Glaube, die Sozialdemokratie mit provozierendem Phlegma und einigen wegwerfenden Witzen abtun zu können. Der jüngste Zusammenstoß mit dem Zehn-Gebote-Hoffmann hat die Würde des preußischen Hauses im Ansehen des Auslandes notwendig geschädigt. Wie geringschätzig muß ein Engländer von einem „Parlamente“ denken, in dem der Präsident „Unverschämtheit“ an den Kopf geworfen bekommt. Aber das entlastet Herrn v. Kröcher nicht. Im Gegenteil. Er hat einen Abgeordneten, und wars in seinen Augen auch nur ein Sozialdemokrat, was ihm etwa gleichbedeutend sein mag mit Lump, nicht ernst zu nehmen erklärt. Von jeder andern Seite, mit Ausnahme vielleicht der Konservativen, hätte er solchen Ausdruck nicht ungerügt gelassen. Er als Präsident ist doppelt verantwortlich zu machen, wenn ein Hoffmann darauf seinem Niveau entsprechend reagiert. Und war es etwa Unparteilichkeit, daß er den nationalliberalen Führer Dr. Friedberg des Mißbrauchs seiner Immunitätsrechte bezichtigen ließ, unter einfachem Achselzucken: Ich dachte, Sie würden sich selber helfen? Die liberalen Parteien haben sich der Erklärung des Hauses, die sich zur Wahrung der präsidialen Würde gegen den Abgeordneten Hoffmann wandte,

Digitized by Google

nur deshalb angeschlossen, weil sie einen rein formellen Charakter trug und Herrn v. Kröchers persönliches Benehmen mit keiner Silbe in Schutz nahm. Sie stellte kein Vertrauensvotum dar. Das persönliche Vertrauen zu Herrn v. Kröchers Unparteilichkeit ist erschüttert. Im persönlichen Sinne Vertrauen zu votieren, hätten sich die liberalen Parteien geweigert. Das wird Herrn v. Kröcher selber nicht entgangen sein. Aus einer deutlich verärgerten Stimmung heraus nahm er deshalb am folgenden Tage den Kampf gegen die roten Sechs in aller Form auf, drohte mit rücksichtsloser Handhabung der Geschäftsordnung und sogar mit neuen Verschärfungen. Das bezeichnet die Situation. Die roten Sechs kann kein vernünftiger Mensch für Vorbilder des guten Tones halten. Um sie handelt es sich auch gar nicht. Es handelt sich um die Würde des Hauses, die schon dadurch sich selber herabgesetzt hat, daß sie den wundervollen Hausknechtsparagraphen benötigte. Vor allem aber handelt es sich um die fahrlässige, unkluge, ja gefährliche Art, in der man den Sozialdemokraten allerbesten Agitationsstoff zuführt. Daran ist Herr v. Kröcher neben den Oldenburg und Genossen hervorragend beteiligt. An der Ziehung der Konsequenzen hindert die Konservativen ihre Hybris, die liberalen Parteien ihr Anstandsgefühl, die Sozialdemokraten nichts. Die rote Gefahr im Abgeordnetenhause beziffert sich heute auf ganze sechs Mann. Sie wird auf diese Weise schon erstarken. W.

* * *

Herr v. Jagow
hat in seinem Kaiser-Geburtstag-Toast wiederum Gelegenheit genommen, von dem „reinen Schilde" seiner Polizei zu reden. Dabei leugnet unter vier Augen kein Mensch, nicht einmal Herr v. Bethmann, daß selbiger Schild doch nicht so ganz fleckenlos ist. Die beiden Moabiter Prozeßurteile haben, das eine wie das andre, der Wahrheit die Ehre gegeben und Widerspruch am wenigsten gerade bei den erbittertsten Feinden der Polizei gefunden. Daneben nimmt sich dies ewige Herumreiten auf dem „reinen Schild" mehr als sonderbar aus. Sind wir denn immer noch so von allen Heiligen verlassen, daß wir ohne Heuchelei nicht auskommen? Warum nicht zugeben, was jedes Kind weiß? Warum die Sache nur immer schlimmer machen durch dies fortgesetzte Hauen in dieselbe schiefe Kerbe? Wer die dreisteste Stirn hat und die längere Puste, so wird kalkuliert, behält am Ende doch Recht. Nein, er behält nicht Recht. In der auswärtigen Politik mag der Grundsatz stimmen, im Inneren stimmt er nicht. Dazu sind die Distanzen zu klein, die Berührungen aller mit allen zu intim. Da geht es genau wie in einer Familie. Nach außen hin solidarisch und nichts Kompromittierendes zugeben! Innen frommt nur Offenheit, Freimut und Vertrauen. Ungerechte Übertreibungen des einen Teiles kann der andre nur dann mit Erfolg zurückdrängen, wenn er ihren berechtigten Kern mit gutem Willen zugibt. W.

* * *

Die Militärmusik im neuen Militäretat.

Im neuen Militäretat ist eine Verminderung der Militärmusiker um 1000 Mann vorgesehen. Dies soll dadurch erreicht werden, daß die Infanterie-Musikkorps von 41 auf 36 Mann (ausschließlich Musikmeister) herabgesetzt werden. Es ist mir nicht bekannt, wie groß die dadurch zu erreichende Ersparnis ist, im Verhältnis zur Größe des Militäretats kann sie jedenfalls nicht allzu bedeutend sein. Andrerseits aber würde die geplante Verminderung die Leistungen der deutschen Militärmusik in nicht unerheblicher Weise beeinträchtigen. Die deutschen Infanteriekapellen sind jetzt schon schwächer als diejenigen der meisten fremdländischen großen Armeen, insbesondere der österreichischen, italienischen und französischen. Für den rein militärischen Dienst, für Parade- und Marschmusik würde ja die Verminderung von nicht allzugroßer Bedeutung sein. Neben dem rein militärischen Dienst haben die Militärkapellen aber noch andre Aufgaben zu erfüllen; sie sind in vielen, kleineren Orten ein wichtiger Faktor im Kunstleben: sie müssen imstande sein, gute Konzertmusik zu liefern, namentlich in den Städten, in denen sich leistungsfähige Zivilkapellen nicht halten können. Die Verminderung der Kopfstärke würde nun schon die Leistungen in der Blasmusik erheblich beeinträchtigen, sie würden aber besonders schlimme Folgen haben für die Leistungen in der Streichmusik. Ein Streichorchester von 36 Mann ist für Aufführung von klassischen Werken, für Sinfonien von Beethoven, Schumann usw. zu schwach, aber ganz unzureichend für moderne Werke. Die neueren Tondichter verlangen für ihre Werke immer stärkere Orchester infolge der erheblich vermehrten Klangwirkungen, die hervorgebracht werden sollen. Die geplante Verminderung der Stärke der Infanterie-Musikkorps steht also in offenem Widerspruch zu dem durch künstlerische Rücksichten gebotenen Verlangen nach stärkeren Orchestern! Soll bei der Militärmusik durchaus gespart werden, so käme in Frage, die Zahl der Kapellen zu vermindern. Lieber weniger Musikkorps als schwächere Infanteriekapellen! Für je zwei Fußartillerie-Regimenter oder Pionier-Bataillone, die in demselben Standorte stehen, würde ein Musikkorps allenfalls genügen, ähnlich wie dies schon jetzt bei den Eisenbahntruppen der Fall ist. Ja, man könnte auch der Frage näher treten, bei beiden Truppengattungen die Musikkorps ganz abzuschaffen, da in ihren Standorten fast durchweg Infanteriekapellen stehen, und die Musikkorps während des Kriegs bei ihnen nicht die bedeutsame Rolle spielen, wie bei der Infanterie. Sollte man aber an der geplanten Verminderung der Stärke der Infanteriekapellen festhalten, so möchte ich vorschlagen, einige der Hornistenstellen bei der Infanterie mit gelernten Musikern zu besetzen und diese Hornisten den Musikkorps für die Konzertmusik und die dazu erforderlichen Proben zur Verfügung zu stellen. Miles.

* * *

Mond und Wetter.

I. Rückblick. Das Ansagen des Wetters ist für den, der sich damit befaßt, ein etwas aufregender Beruf, da er in steter Spannung lebt, ob das Wetter ihm auch den Gefallen tun werde, sich nach seiner Voraussage zu richten. Und dieses erregende Gefühl der Erwartung macht sich um so mehr geltend, wenn man es sich zum Ziel gesetzt hat, altüberkommene wissenschaftliche Irrlehren, die bisher für unumstößlich gelten, zu bekämpfen. — Spannungsvolle Tage waren es deshalb auch für mich um die Zeit des verflossenen Vollmondes in der Erwartung, ob ich mit meiner Behauptung, daß diese Mondstellung eine Unterbrechung der Frostperiode und für kürzere Zeit mildes Wetter bringen werde (Nr. 52 des vor. Jahrg.), recht behalten würde, oder ob ich durch den tatsächlichen Verlauf der Witterung ins Unrecht gesetzt werden würde.

Die von mir in Nr. 4 ausgesprochene Vermutung, daß der erste schwache Vorstoß der äquatorialen Luft, der uns alsbald nach dem Aufsteigen des Mondes über den Äquator am 9. Januar und an den beiden folgenden Tagen geringe Erwärmung mit leichten Niederschlägen brachte, nicht von längerm Bestand sein würde, sondern daß die im Osten lagernde Kälte noch einmal wieder vordringen werde, hat sich in vollem Umfange bestätigt. Ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß in der Zeit vor den beiden Hauptphasen des Mondes, zwischen erstem Viertel und Vollmond und zwischen letztem Viertel und Neumond, die Bewegung der irdischen Lufthülle leicht hinter der Erddrehung zurückbleibt und daher die Luft von Osten her sich nach Westen ausbreitet. — Gleichzeitig mit dem Wiedervordringen der Kälte setzten in den Tagen der höchsten Deklination, 12. und 13. Januar, Schneefälle ein, die an einigen Stellen, z. B. in Berlin, recht erheblich waren.

Fast aber wollte es scheinen, als ob ich mit meiner weiteren Voraussage des mit dem hohen Mondstande in Aussicht stehenden Umschlages zu Tauwetter und milder Witterung mich geirrt haben sollte. Denn die Kälte hielt sowohl über den Tag der höchsten Deklination

Digitized by Google

— 13. Januar — wie über den Vollmondtag — 14. Januar — hinaus stand. Aber die Berichte aus dem Westen ließen doch schon die Anzeichen eines heftigen Kampfes zwischen der wieder vordringenden äquatorialen Luftbewegung und der weit nach Süden und Westen vorgedrungenen polaren Luft ziemlich deutlich erkennen. An der Ost- und Nordküste des Ärmelkanals wüteten vom 12. Januar ab heftige Stürme und aus Spanien kommen Nachrichten über starke ausgedehnte Schneestürme. Mein Vertrauen auf die Wirkung des Vollmondes und der hohen Mondstellung sollte denn auch schließlich nicht betrogen werden. Zwei Tage nach dem Vollmond, am 16. Januar, setzte in Nordwestdeutschland allgemein Tauwetter ein, das sich in den folgenden Tagen allmählich über das ganze Festland nach Norden, Osten und Süden ausbreitete und schließlich auch in den höheren Erhebungen — Harzgebiet — den Schnee zum Schmelzen brachte. — Auch in dieser Beziehung habe ich schon früher wiederholt darauf hingewiesen, daß ein solcher mit dem Vollmond zu erwartender Umschlag zu Tauwetter der wirkenden Mondstellung nicht selten erst nachfolgt und sich um 2 bis 3 Tage gegen den Vollmond verspätet. Die Kälte, die im Osten lagerte und noch im letzten Augenblick westwärts sich ausgebreitet hatte, lag offenbar zu fest, um von der einsetzenden äquatorialen Luftströmung rasch verdrängt zu werden. — Sehr lehrreich war auch in diesem Falle wieder die Gestaltung der Wetterkarten, die den Verlauf dieses Witterungsumschlages mit voller Deutlichkeit erkennen lassen. Die von Westen her aus der Gegend des Kanals einbrechende äquatoriale Luftströmung schob sich zunächst wie ein Keil zwischen die über dem Festlande lagernde Kältewelle, diese langsam nach Norden, Osten und Süden zurückdrängend. Während Nordwestdeutschland schon unter dem vollen Einfluß des Witterungsumschlages stand und auch im Osten die Kälte bereits stark zurückgegangen war, lagerte im Süden an dem Vorrande der Alpenkette noch strengste Kälte (16. Januar: Berlin + 2°, München — 16°). Die in meinem Bericht vom 27. November 1910 — Nr. 50, 1910 — erwähnte Beobachtung, daß ein Teil der Kältewelle über die Donau-Tiefebene nach Italien abgedrängt wurde, wiederholte sich auch dieses Mal. Die Wetterkarten zeigen dort in den Tagen vom 16. bis 20. Januar Temperaturen, die ziemlich nahe dem Gefrierpunkt liegen. Es läßt sich aus dem hier geschilderten Gange des Witterungsumschlages entnehmen, daß die kalte polare Luft, die während der Neumondzeit tief nach Süden vorgedrungen war, von den über den Ozean aus der Äquatorzone herkommenden Winden südlich abgedrängt wird und ihren Weg nach dem Äquator hin fortsetzt, um dort rasch erwärmt den Kreislauf von neuem zu beginnen.

Entsprechend der Verspätung der Vollmondwirkung hat auch das Wiederanziehen der Kälte gegenüber meiner früheren Ankündigung sich um einige Tage verzögert. Vom 21. Januar ab lassen die Wetterkarten aber allgemein ein Wiedervordringen der Kälte von Norden und Osten her erkennen, wenn auch zunächst nur in geringer Stärke. Daß die Kälte sofort mit voller Kraft wieder einsetzen würde, war auch kaum anzunehmen, vielmehr ist nach einem solchen Witterungsumschlag zunächst ein zwischen leichtem Frost und geringen Wärmegraden schwankender Witterungscharakter zu erwarten, bis die vom Pol her wieder stärker vordringende Luftbewegung die mit dem Vollmond hereingebrochene warme Luft vollständig aufgesogen und der Vorgang der Mischung und Verteilung der beiden gegensätzlichen Luftschichten sich vollendet hat.

II. Ausblick. In meiner Voraussage vom 13. Dezember habe ich für die Zeit der tiefsten Deklination — 27. Januar mit — 27° 7′ — und des Neumondes — 29. Januar — den Höhepunkt der beginnenden neuen Frostperiode in Aussicht gestellt. Allerdings ist es nicht ausgeschlossen, daß eine mit dem Neumond einsetzende erhöhte westliche Luftbewegung vorübergehend eine Unterbrechung der Kälteperiode herbeiführt; sie wird aber wesentlich kürzer sein als die Unterbrechung zur Vollmondzeit und Schneefälle voraussichtlich nur in geringer Menge bringen. Unmittelbar nach dem Neumond müssen wir dann aber auf starke Kälte rechnen, die jedoch gegenüber dem alsdann herannahenden Vollmond und der höchsten Mondstellung ebensowenig standhalten wird wie in der verflossenen Vollmondperiode. Das erste Mondviertel mit einer nördlichen Deklination von 16° 18′ haben wir am 6. Februar. Die höchste Deklination mit + 27° 9′ fällt auf den 10. Februar, Vollmond mit + 18° 1′ ist in der Nacht vom 12. zum 13. Februar etwa um $10^1/_2$ Uhr.

Diese Stellungen des Mondes lassen etwa zwischen dem 9. und 12. Februar einen Witterungsumschlag erwarten, ähnlich dem, der im Jahre 1909 Anfang Februar die großen Überschwemmungen, namentlich in der Havelgegend, brachte. Auch hier hängt die Stärke des Witterungsumschlages wesentlich ab von dem Verlauf der Witterung der vorhergehenden Periode. Einleitende starke Schneefälle und darauffolgend schnelles Wegtauen lassen Überschwemmung und Hochwassergefahr, sei es für unsre Gegend, sei es für die weiter westlich gelegenen Teile Europas, befürchten. Nach Vorübergehen des Vollmondes werden wir wohl alsbald wieder ein Zurückgehen der Temperatur erwarten können. Ob sich dieser Rückgang aber zu einem nochmaligen vollen und kräftigen Einsetzen des Frostes gestalten wird, läßt sich jetzt schon schwer sagen. Das ist im wesentlichen abhängig von der Stärke und Dauer des Witterungsumschlages, den uns die hohe Mondstellung und der Vollmond vorher bringen wird.

Letztes Viertel haben wir am 20. Februar mit einer südlichen Deklination von — 19° 57′, tiefste Deklination ist am 24. Februar mit — 27° 16′, so daß wir um diese Zeit, wenn es überhaupt noch zu einer ernstlichen Frostentwicklung kommt, nochmals eine Kälteperiode erwarten können. Zu berücksichtigen ist aber, daß dann schon die höhersteigende Sonne eine recht ansehnliche Wärmekraft besitzt, so daß selbst bei größerer Kälte die Tage schon angenehme Sonnenwärme bringen können.

Versagt dagegen der niedersteigende Mond als Frostbringer, so werden wir bis zum letzten Viertel aller Voraussicht nach regnerisches, verhältnismäßig kaltes Wetter bekommen, während die Zeit zwischen letztem Viertel und Neumond — 20. bis 28. Februar — sich mehr trocken, beherrscht von den charakteristischen trockenen Ostwinden des Frühjahrs, zeigen dürfte. Der am 28. Februar mit — 15° 5′ noch unter dem Äquator stehende Neumond wird eine vorhergehende Frostperiode noch nicht sofort brechen, wohl aber können wir bald nach ihm eine Periode regnerischen Wetters erwarten.

Hildesheim, den 24. Januar 1911. Emil Brandt.

Vor Sonnenaufgang am Euphrat.

An den Ufern des Euphrat saß ich — dort, wo einst vor zweiundeinhalb Jahrtausenden Charran mit seinem Mondtempel war. Aber mir funkelten natürlich die unendlich vielen großen Sterne des unendlichen Weltenraums. In meiner Linken hielt ich eine alte assyrische Tontafel mit Keilschrifttext; sehr handlich war die Tafel — wie ein großes Stück Seife — und auch beinahe so glatt wie die besseren Seifen im Okzident, wenn sie noch nicht gebraucht sind. In meiner Rechten hielt ich eine brennende Zigarre. Bald mußte auch die Sonne kommen.

Aber sie kam noch nicht. Dagegen erschien im Himmel ein kleines Licht.

Digitized by Google

„Sollte das ein neuer Stern — eine Nova — sein?“ Also fragte ich.

Es war aber keine Nova, es war ein Pfauenfeder-aeroplan — elektrisch beleuchtet. Alle Teile des Luftwagens bestanden aus blau-grünen Pfauenfedern — wirkte sehr luftig.

Und raus sprang ein alter assyrischer Priester mit der weißen Stirnbinde und weißem gekräuselten Vollbart. Der Priester setzte sich an meine Seite, während uns der Federaeroplan oben in der Luft langsam umkreiste — wie ein alter, sehr majestätischer Adler — mit elektrischem Licht.

„Ich lebte“, hub der Alte an, „zur Zeit Salmanassars des Zweiten. Mein Name tut nichts zur Sache. Ich reise incognito. Sprich nicht darüber. Aber neulich hab ich doch ein Buch gelesen, das mich entzückt hat. Ich habs erst ganz flüchtig gelesen — wie wir Geister so zu lesen gewohnt sind — oft nur das sehend, was gar nicht so ganz deutlich dasteht. Leider ist es auch auf so vergänglichem Papier geschrieben — auf Papier, das auch schon zu Salmanassars Zeiten die Ägypter zu beschreiben beliebten. Wir schrieben zu Salmanassars Zeiten auf dauerhafterem Material. Du hast assyrisches Papier in deiner Linken. Halte es fest — sehr fest. Doch kommen wir zur Sache! Mein Geist ist auch flüchtig — besonders dann, wenn die Morgensonne naht — da müssen wir ja fort — weit fort. Doch: zur Sache! Der Titel des Buches ist Nebensache, er lautet: Friedrich Nietzsche, eine intellektuale Biographie. Verfasser ist der bekannte Dr. S. Friedländer. Der gibt aber in dieser Biographie mehr als Nietzsche; es ist eine wundervolle Plauderei über das Infinitesimale — über die Unendlichkeitsgebilde. Wie jeden Philosophen hat auch diesen lieben Friedländer immer mächtig gewurmt, daß er über die räumliche Unendlichkeit der Welt gar nicht ins Klare kommen konnte; er stieß sich aber an der sonst so großen Begreiflichkeit des Raumes — an der scheinbar so groben Stofflichkeit alles dessen, was schlechterdings nur im Raume da ist. Lassen wir die Erkenntnistheorie, die uns zu Salmanassars Zeiten schon sehr wohl bekannt war, einen Augenblick fort! Sieh nur dieses Eine: der Philosoph Friedländer wollte das Infinitesimale im Raume überwinden! Das gelang ihm nicht!! Aber — was machte er da? Er entdeckte — erlebte, sagt er — das Infinitesimale in allen Denkprozessen. Und — hätte er weiter nichts entdeckt oder erlebt — dieses Eine ist wundervoll, das Infinitesimale in allen Denkprozessen — in allen — nicht nur im Schachspiel — in der Logik und in der Mechanik — in der Grammatik und in der Mathematik — überall — überall. Und dieses Infinitesimale stellt S. Friedländer ganz selbstredend als ein Geistiges höher als das scheinbar Körperlich-Räumliche. Feine Sache! Träume oft davon. Die Infinitesimalität des Raumes ist jetzt tatsächlich überwunden, denn wir haben eben ein Größeres entdeckt — Friedländer hat es entdeckt — das Infinitesimale in allen Denkprozessen muß uns zu viel größerer Bewunderung und Anbetung zwingen. Oh!“

Da krähte der Hahn in unsrer Nähe.

Der alte assyrische Priester neben mir sprang auf. Fern am Horizont erschien ein heller Streifen — fern im Osten.

„Gib mir schnell noch eine deiner langen Zigarren!“ rief der Priester.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

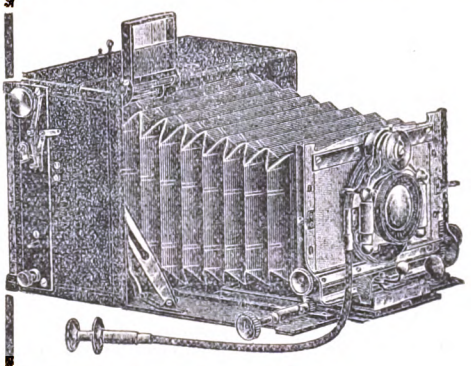
Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ⁘ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —



Die geeignetsten Cameras für den

Wintersport

sind Apparate mit Schlitzverschluss vor der Platte wie z. B. obenstehende Ernemann-Zweiverschluss-Cameras Heag VI. oder Heag XIV oder Klapp-Camera Mod. II. Der absolut zuverlässig und fast geräuschlos arbeitende Ernemann-Schlitzverschluss gestattet Aufnahmen bis zu 1/2500 Sekunde! Reich illustrierter Camera-Katalog kostenlos!

Heinr. Ernemann A.-G., Dresden 260.

Digitized by Google

Ich gab ihm eine ganze Kiste, und er sprang mit ihr hurtig wie flüchtiges Reh in seinen Federwagen, in dem das elektrische Licht gleich verlöschte. Und — weg war er.

Und dann verblaßten die Sterne — und die Sonne kam — rasch — blitzend und blendend. Ich hielt die Tontafel in meiner Linken immer noch ganz fest.

Paul Scheerbart.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Gustav Streicher: Die Macht der Toten. Zwei Versspiele. Halkyone-Verlag, Salzburg.

Die zwei Versspiele „Monna Violanta" und „Hofnarr und Fürst" sind aus der Verehrung für Stella Hohenfels und Josef Kainz heraus entstanden. So bekundet wenigstens der Autor, der auch das Buch den beiden Bühnengrößen zugeeignet hat. Das offene Geständnis der Art der Anregung sowohl wie die Widmung lassen im Hinblick auf die Bewertung der Arbeit einen ganzen Berg von Vorurteilen erstehen, und man muß sich erst tüchtig in das Buch hineinlesen, ehe man dazu gelangt, Gustav Streicher dichterische Qualitäten zuzugestehen und sein Können über das Niveau jünglinghafter Anhimmelungsmanier zu stellen. Vielleicht ist für das Erscheinen des Buches just die gegenwärtige Zeit die richtige gewesen. Inmitten einer, immer profaner und alltäglicher werdenden Welt haben sich Gruppen gebildet, die mit intensiver Hingebung okkultistischen Bestrebungen huldigen. Gustav Streicher treibt spiritistische Propaganda. Er läßt die Macht des Lebens nach dem Tode fortwirken.

„Das Leben ist bloß eine Spiegelung
der Willensmächte derer, die gewesen."

In „Monna Violanta" behandelt er mit großem Ernst den Einfluß, den der Willen Toter auf das Schicksal Lebender auszuüben vermag. Was mich an diesem, sicherlich seriösen Intentionen entsprungenen Versspiel stört, ist, daß Streicher dem Theater zuliebe große Konzessionen gemacht hat. Der Bühnentechniker wird ihm dafür Dank wissen. Der stille Leser des Buchdramas aber wird den Aufwand an Theatralik nicht gerade angenehm empfinden.

Als psychologisch tiefer und freier von Theatermacherei empfinde ich „Hofnarr und Fürst". Hier ist es auch, wo Streicher für den Ausdruck seiner Stimmungen vollere und reinere Töne findet. Die freien Rhythmen zeichnen sich meist durch eine wohltuende Glätte aus. Die etwas reichlich vorhandene Pathetik findet in Zeit und Situation ihre Entschuldigung. Höchst merkwürdig erscheint mir nur, daß der Autor, der im ersten Spiel seinen Glauben an ein Fortbestehen des Willens nach dem Tode als ernstes Axiom seiner Überzeugung hinstellt, im zweiten Spiele die Vertretung seiner Tendenz einer recht durchsichtigen Mystifikation überläßt. Gustav Streicher wird nun wohl mit einem neuen Werke erscheinen müssen, ehe man sich darüber klar geworden ist, ob man sich einem überzeugten Mystiker oder einem Spötter ergeben hat.

Der Halkyone-Verlag, ein neues Unternehmen, das ähnliche Ziele wie der Insel-Verlag verfolgen will, hat Streichers Buch durch Markus Behmers Meisterhand schmücken lassen.

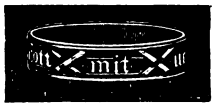
Leo Heller (Lichterfelde).

Wir verkaufen auf Teilzahlung

Moderne Trauringe Mattgold, 14 Karat 0.585 gestempelt

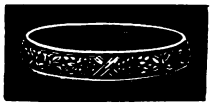
No. 2415. Sinnspruch: „Die Liebe höret nimmer auf". M. 28.—

No. 2416. Sinnspruch: „Dein für immer". M. 25.—

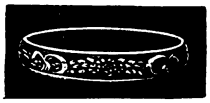


No. 2417. Sinnspruch: „Gott mit uns" M. 24.—

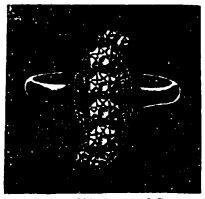
No. 2418. Sinnspruch: „In Liebe treu" M. 23.—



No. 2419. Blumenembleme Myrthe-Rosen M. 24.—



No. 2420. Blumenembleme Myrthe M. 23.—



No. 1358. Glanzgold, 4 Brillanten, Gr. 9 (à 9/64 Kar.) 10 Brillanten, Gr. 1 (à 1/64 Kar.); zus. 14 Brillanten (46/64 Kar.), in Platin gefasst . . . M. 350.—

Hunderttausende Kunden in 30 000 Orten des Deutschen Reiches

Uhren

Unser Katalog enthält grosse Sortimente in Brillantschmuck. Feinste Uhrenmarken. — Hochzeits- u. Gelegenheitsgeschenke

Uhren

Jonass & Co., Berlin K.W. 320, Belle-Alliancestr. 3

No. 1124. Mattgold, Schiene durchbrochen, 1 Brillant, Grösse 2 (3/64 Karat), in Platin gefasst . . . . M. 31.—

Eigene Gehäusemacherei. Eigene Goldschmiede. Eigene Gravieranstalt. Eigene grosse Uhrwerkstätten.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Mießler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 7. Berlin, den 11. Februar 1911. 40. Jahrgang Band 79.

Das moderne Mittelalter.

Wann wohl das Mittelalter sein Ende erreicht? Die Gegenwart, die uns heut Lebenden gehört, wird es nicht erleben. Jahrhunderte kann das Gefäß noch halten, dessen Inhalt längst verdampft ist. Rom hat seine Gefäße so geformt, daß sie des Inhalts nicht bedürfen. Rom nennt sich eine christliche Kirche, die allein seligmachende, aber das Fundament weiß nichts vom „seligen" Evangelium. Sein Fundament ist ein unsichtbares, hartes Gesetz, das unter dem Scheine innerlicher Religiosität nichts andres will als äußere Macht, das als Objekt die ganze Menschheit für sich fordert. Das System dieser Macht ist zäher als Erz, seine Kirche ein Monument, „quod non imber edax non aquilo impotens possit diruere." Der ohnmächtige Wind von Norden kann es nicht zerstören. Wahrhaftig, das haben die letzten tausend Jahre gezeigt. Der Arm dieses Machtsystems, das Jahrtausende überdauert, ist die fides ex auditu, der unbedingte, blinde Autoritätsglaube. Die Stellen an denen es die Menschen zu packen weiß, sind Sündenangst und Bequemlichkeit. Ohne Rom — eigene Verantwortung und Hölle; mit Rom — aller Selbsttätigkeit ledig und des ewigen Lebens teilhaftig. Den einen zieht mehr dies, den andern jenes. Was hat die Reformation, die der Menschheit zurief, daß sie Pflicht und Recht eines eigenen persönlichen Lebens hätte, daß insbesondere auch das religiöse Heil nur im inneren, persönlichen Erleben begründet werde, was hat sie gefruchtet? Die Masse der Menschen bleibt Herde. Sie läuft denen nach, die es ihr am bequemsten machen. Das sind diejenigen, die alles ideale Gebot der inneren Persönlichkeit verneinen und das Niveau der Tiere preisen. Es sind auf der andern Seite diejenigen, die das innere Leben vom persönlichen Momente der Selbstverantwortung entkleiden und die nackten Leiber der Unmündigkeit oder Faulheit mit dem Mantel der bedingslosen Autorität umgeben. So scheidet sich die Menschheit in unverdauten Zynismus und blinden Autoritätsglauben. Dazwischen schreiten in all ihrer individuellen Mannigfaltigkeit die Selbständigen, einerlei, ob sie zur Rechten gehen, oder zur Linken. Rom aber vereinigt in seiner Macht vier Klassen von Menschen, bewußte Betrüger, betrogene Betrüger, bewußt Betrogene und unwissend Betrogene. Keine dieser Klassen kann es zu seiner Herrlichkeit entbehren. Aus den ersten beiden setzt sich der Klerus zusammen, aus den andern die „Gemeinde". Die bewußten Betrüger sind die mit dem Augurenlächeln, die Klassenpsychologen, denen jedes Mittel recht ist, das Macht über die Menschen verspricht, einerlei ob man sie in der Verdummung hält, oder ob man ihnen goldene Brücken baut bis an die Grenze des Atheismus. Wer sich löblich unterwirft, mag im übrigen denken, wie er will, nur zur Beichte muß er gehen und sich äußerlich der Kirchengewalt beugen. Die betrogenen Betrüger sind die Fanatiker aus Überzeugung oder auch die gutgläubigen Seelsorger. Erstere machen Karriere, letztere werden „an den richtigen Platz gestellt." Ähnlich scheidet es sich bei den Laien. Hier Intelligenz oder Berechnung, dort Dummheit und Treugläubigkeit, die Kirche aber ihrer aller tragende Kraft. Natürlich sind solche Unterscheidungen cum grano salis zu verstehen. Es gibt unendliche Zwischenstufen. Aber irgendwie fallen alle Anhänger Roms unter diese vier Kategorien. Denn wenn Rom der Wille zur Macht ist, so kann es nur solche geben, die diesen Willen ausführen und solche, die ihn befolgen, solche, die es mit dem Herzen und solche die es aus äußerer Berechnung tun. Wohin der einzelne zu rechnen ist, darauf kommt es nicht an. In allen Fällen fügt er sich dem Machtsystem ein. Denn Autorität bleibt Autorität, ob sie erzwungen ist oder freiwillig, äußerlich oder innerlich, wahr oder geheuchelt.

Aus diesen uralten Tatsachen des römischen Machtsystems folgt, daß Rom Toleranz kennen mag außer in dem einen Punkte: bei äußerer Auflehnung gegen seine Macht. Wer sich je im Glauben gewiegt hat, Rom kenne einen konfessionellen Frieden, ist unwissend wie ein neugeborenes Kind. Konfessionelle Toleranz wäre die Selbstpreisgabe der Fundamente, auf denen die römisch-katholische Kirche allein beruht. Das liegt in der einfachsten Logik der Dinge. Leider lassen sich viele dennoch immer wieder einwickeln, wenn der Vatikan die Agressive hinter anscheinen-

Digitized by Google

der Nachgiebigkeit verbirgt, weil er seine Zeit noch nicht gekommen wähnt. Timeo Daneos et dona ferentes. Rom ist am gefährlichsten, wenn es sich nachgiebig zeigt. Hat man das nicht etwa auch hinreichend beim Zentrum beobachten können? Das Zentrum, die konfessionelle Partei par excellence, hat noch keinen Brocken umsonst verschenkt. In Wahrheit ist Rom immer agressiv, auch wenn es nachgiebig erscheint. Erst im vorigen Jahre haben wir bei der schmählichen Borromäusenzyklika die Erfahrung gemacht, daß ein scheinbarer Rückzug des Papstes zu einer deutschen Blamage wurde, weil sich die Kurial- und Kaplanspresse den Teufel drum scherte, wie unsre Regierung die an bewußte Zweideutigkeit grenzende Note des Vatikans auslegte, und weil wir nicht die Solidarität besaßen, den heuchlerischen Rückzug des Vatikans erst dadurch zu einer Niederlage zu stempeln, daß wir ihn einstimmig dafür erklärten. Dann kam das erbauliche Schauspiel des Priesterprinzen Max, der jetzt seine ruhmwürdige Zerknirschung dadurch vollkommen gemacht hat, daß er den widerhaarigen Karmeliter-Pater Loyson vor aller Welt bemitleidet, weil er nicht nach Rom eile, seine Sünden beweine und zu Füßen des Heiligen Vaters um Verzeihung flehe, daß er seine Gaben so „schlecht" angewendet! Der tapfere Pater hat ihm das: „errare humanum, perseverare diabolicum" kräftig zurückgegeben durch die kühle Feststellung, dieses teuflische In-Irrtümern-verharren beziehe sich auf die längst nachgewiesenen päpstlichen Irrtümer. Nicht genug damit, daß um den Baron de Mathis ein heuchlerisches Versteckspielen stattfand, durch das ein deutscher König schwerer beleidigt wurde, als durch den Kanossagang seines lieben Bruders, hielt Rom die Zeit der beleidigenden Provokationen für derart günstig, daß es dem inquisitorischen Modernisteneid, jenen Sylvesterbrief hinterdrein sandte, der den zugestandenen Dispens der Universitäts-Theologen durch die ausgesprochene Erwartung illusorisch machte, gerade diese Professoren würden sich als die ersten zur Eidesleistung melden, da sie sich als unwürdig des christlichen Lehramts vorkommen müßten, wenn sie sich schämten, unter den Dienern des Herrn Jesu Christi zu sein. Als Triumph obendrein eine direkte Aufforderung an die Bischöfe, den Kampf mit den Staatsbehörden mutig aufzunehmen, wenn sie etwa einen von Rom Verfolgten in Schutz zu nehmen sich erdreisteten! Wer eine derartig aggressive Kirche des 20. Jahrhunderts für etwas anders hält, als die ecclesia militans des Mittelalters, die dem deutschen Kaisertum Schmach über Schmach zugefügt hat, soll aus der Welt gehen oder preußischer Minister werden. Anderswo paßt er nicht hin.

Dann kam die Kaiser-Geburtstags-Rede des Herrn v. Mühlberg, und man las das große Wort: „Daß der konfessionelle Friede in Deutschland sowie die Beziehungen seiner Regierung zum Vatikan bedroht scheinen". Sie „scheinen" bedroht. Sehr gut. Sie „scheinen" bedroht, nachdem der Sylvesterbrief an Kardinal Fischer unmittelbar nach der Erklärung des preußischen Kultusministers veröffentlicht war, der nach einigem Drängen versprochen hatte, die Staatsbeamten gegen den Modernisteneid in Schutz zu nehmen. Es „scheint" allerdings dann so. Der württembergische Kultusminister sprach in der Kammer wenigstens rundweg von einer „bedauerlichen Verschärfung". Und nun kommt das Beste: nun soll die einzige erfreuliche Anwandlung von Mut in der Mühlbergschen Rede auch noch nicht einmal authentisch sein! So behauptets wenigstens die „Kölnische Volkszeitung", und für die Germania ist ein Evangelium, was sie schreibt. Auch protestantische Blätter sind dadurch skeptisch geworden. Denn mutvolle Anwandlungen dem Vatikan gegenüber sind zu schön, um wahr zu sein. In dubio sind sie also lieber nicht wahr. Die es wissen müßten, beschränken sich auf die diplomatische Wendung, Instruktionen für Kaiser-Geburtstags-Reden würden selbstredend nicht ausgegeben, aber die Gesandten seien ebenso selbstredend mit den Intentionen der Regierung vertraut. Wer hat also geredet, Mühlberg selbst oder Bethmann durch Mühlberg, und was hat er gesagt? „Die Sache ist mit äußerster Delikatesse zu behandeln." Also behandeln wir sie mit äußerster Delikatesse und — schweigen wir drüber.

Was will denn eigentlich der Vatikan und was soll werden? Deutschland will keinen neuen Kulturkampf; denn es gesteht offen ein, den kürzeren dabei zu ziehen. Aber wenn die Frechheit Roms keine Grenzen kennt, wenn sie noch über das heikle Grenzgebiet zwischen Staat und Kirche hinaus ins innerdeutsche Verwaltungsleben einzugreifen wagt, was wollen wir machen? Der Kanzler ist in einer schauderhaften Laune, wenn er sich die Sache überdenkt. Er richtet gegen Rom nichts aus und mit Rom wird er Roms Sklave, d. h. gleichfalls unmöglich. Er hat sowieso eine heidenmäßige Scheu vor Côute qui côute-Aktionen. Trennung von Kirche und Staat wäre die einzig brauchbare Antwort, aber sie würde Konsequenzen auch für das Verhältnis des Staates zur protestantischen Kirche nach sich ziehen, die man — leider — aus „staatserhaltenden" Erwägungen scheut. Das Wort staatserhaltend ist ja die ministerielle Übersetzung von „konservativ". Nein, das geht nicht. Arbeitet etwa Rom auf dies Ziel? Es denkt nicht dran. Die Verquickung beider ist ja die beste Quelle für machtstärkendes Martyrium oder machterprobende Kraftleistungen. Wie eben jetzt der Modernisteneid, der bei Trennung der Kirche vom Staat seinen Zweck gänzlich verfehlen würde. Aber Rom kennt die Regierungsklemme; deshalb kann es sich alles erlauben, was ihm nützlich erscheint. Und nützlich scheint ihm gerade jetzt der aggressive Ton, weil das Zentrum

Digitized by Google

im neuen Vormarsch begriffen ist, und um so besser marschieren wird, je mehr es ohne eigene Verantwortung von dem unerreichbaren Vatikan beschattet wird. Schließlich sagt es dann: Ich kann zwar nichts dafür, aber ich könnte vielleicht etwas ausrichten. Vorher jedoch, — bitte — erst die Gegenleistung, dann die Leistung. So wird die Kalkulation sein. Bethmann ist gegen sie wehrlos, oder kann doch höchstens passiven Widerstand leisten: durch Indolenz. Denn gegen Rom mit kirchlichen Mitteln kämpfen ist zwecklos. Der offene Kulturkampf ist heute so aussichtslos wie zu Bismarcks Zeiten. Im Hamburgischen Korrespondenten waren die Gründe treffend angegeben: „weil im Reichstag die Sozialdemokratie nicht zum Staate steht, in den Parlamenten Preußens und Bayerns die Schutztruppen des Papstes dominieren, und weil in den rein katholischen Gegenden nicht nur die Gläubigen den Klerus dem Staate nicht preisgeben, sondern auch die Indifferenten in religiöse Begeisterung geraten, sobald es Märtyrer gibt.“ Der religiöse Indifferentismus ist unser einziger, ernstlicher Feind, sagte jüngst ein bekannter Zentrumspolitiker, Kulturkampf aber macht uns stark. Der Mann kannte seinen Ultramontanismus! Es bleibt somit tatsächlich nichts anders übrig, als sich „alles, was nach Vatikan riecht, zehn Schritt vom Leibe zu halten“. Vorbedingung dafür aber ist, daß man dem Zentrum die politische Macht, die es sich durch konservative Hilfe zurückgewonnen hat, aus den Händen ringt. Der Kampf gegen Rom kann von uns nicht mit transalpinen Aktionen geführt werden, sondern einzig und allein im eigenen Hause, und da sitzen wir mit unsrer Parteimisere fest. Der Kanzler hat kürzlich erst betont: Ich führe die Politik. Quousque tandem, Bethmann Hollweg, abutere patientia nostra?

Chinas Zukunft.

Von **Adolph v. Flöckher** (Ankensen).

Die alte Trennwand zwischen Orient und Okzident ist für immer beseitigt, und es gibt keine größere Aufgabe für die beiderseitigen Diplomaten, als sich gegenseitig zu verstehen und die Beziehungen ihrer Länder inniger zu gestalten. Es ist jetzt dahin gekommen, daß uns das Schicksal keiner einzigen Nation der Erde mehr gleichgültig sein kann, und daß das Bündnis mit einer jeden zu einer Möglichkeit geworden ist. Die politische Welt ist einem großen Schachbrett zu vergleichen, und da jeder Staat wie eine Schachfigur für und gegen uns gezogen werden kann, so ist es natürlich von der größten Bedeutung, daß wir uns möglichst viele Figuren zu sichern suchen. Besonders trifft dies zu bei den jetzigen und zukünftigen Weltmächten, und man kann sagen, daß das Deutsche Reich zu denjenigen Weltmächten gehört, die vor allen andern das größte Interesse nicht nur an der Erhaltung des status quo in China, sondern auch an der modernen Entwicklung dieses Riesenreiches haben. Wir Deutschen wollen sicherlich alles tun, nicht nur, um die Chinesen besser kennen und verstehen zu lernen, sondern um ihnen auch soviel von unsrer Kultur zu geben, daß sie das Verständnis für uns erlangen, das für eine gute Freundschaft nun einmal unerläßlich ist.

Die Chinesen sind ein außerordentlich begabtes Volk, weil die oberen Klassen an Gehirnarbeit gewöhnt sind durch das jahrhundertelange Studium des Confucius und der andern Weisen, und auch das Rohmaterial der Bevölkerung ist geistig so veranlagt, wie man es sich nur wünschen kann, und steht sicher keinem europäischen Volke nach. Der einzige Mangel ist, daß das Volk noch gar nicht gebildet und entwickelt ist. China braucht unsre Zivilisation, um das große Werk der Entwicklung seines Rohmaterials zu vollenden; denn während bisher ausschließlich die Lehren der Weisen der Vergangenheit für China maßgebend gewesen sind, handelt es sich jetzt darum, seiner Bevölkerung das Verständnis für den Wert der europäischen Zivilisation zu erschließen.

Eine unbestreitbare Tatsache ist beispielsweise die ständige Gefahr einer fremden Invasion, in der China schwebt. Wie die Geschichte der letzten Jahrhunderte unwiderleglich bewiesen hat, gibt es gegen die fremde Vergewaltigung kein andres Mittel, als eine moderne Armee und Flotte zu schaffen. Folglich ist die Theorie der Weisen der Vergangenheit, die eine rein friedliche war, ohne jeden Wert in der rauhen Praxis des heutigen Völkerlebens, und die Chinesen müssen, so friedliebend sie auch von Natur sind und so wenig sie den Krieg schätzen, jetzt von Grund aus ihren Charakter ändern und auf ihre Schultern schließlich die allgemeine Wehrpflicht nehmen, wenn ihnen daran liegt, die Stellung in der Welt zu behaupten, die ihre Ahnen, auf deren Kult sie doch so großen Wert legen, ihnen geschaffen haben. Dieselbe Veränderung wird auch nötig sein in vielen andren Zweigen des chinesischen Lebens. China muß sich aus dem Schatze seiner alten Geisteswelt und aus der europäischen Zivilisation heraus eine neue chinesische Zivilisation schaffen, die dann vielleicht besser ist als die irgend eines andern Volkes.

Ich persönlich bin der Ansicht, daß das Werk für China so schwer nicht ist, wie viele Leute denken. Ich habe vor einiger Zeit einen außerordentlich fesselnden Artikel des chinesischen Professors Yen-wei-ching gelesen, worin er ausführte, daß es ihm immer schwer werde, ein Lächeln zu unterdrücken, wenn er lese, daß niemand je die

Digitized by Google

Chinesen kennen lernen werde, dieses unbegreifliche, unerforschliche, widerspruchsvolle und unlogische Volk, während in Wirklichkeit die Chinesen doch eben solche lebende Wesen seien wie wir, die vielleicht einige Besonderheiten hätten, die auf ihre jahrhundertelange Abschließung von andern Nationen zurückzuführen seien, aber die doch dieselben Hoffnungen und Befürchtungen, dieselbe Freude und den gleichen Schmerz wie wir empfänden, und deren Gedankenwelt vielleicht nur deshalb für uns so wenig erschlossen sei, weil man die chinesischen Schriftsteller wörtlich, daher mangelhaft übersetzt habe. Der chinesische Ideenreichtum könne uns nur durch Chinesen eröffnet werden, die völlig eine unsrer Sprachen gleichzeitig beherrschten und uns nicht den Wortlaut, sondern den Sinn der chinesischen Weisen interpretieren könnten. Ich kann sagen, daß ich speziell unter den chinesischen Diplomaten Leute kennen gelernt habe, die in bezug auf Geisteskraft jeden Vergleich mit den besten europäischen und amerikanischen Diplomaten aushalten konnten.

Man ist neuerdings in China in immer beschleunigterem Tempo an das Werk der Reformen gegangen. Schon in dem kaiserlichen Dekret vom 27. August 1908, das noch unter der Mitwirkung der verstorbenen, hochbedeutsamen Kaiserin-Witwe zustande gekommen war, heißt es mit bewundernswerter Klarheit: „Gegenwärtig ist das chinesische Reich sehr schwach, und alle Angelegenheiten des Landes sind in großer Verwirrung; ohne die Herstellung eines unmittelbaren Verständnisses zwischen Souverän und Volk ist es nicht möglich, die Integrität des Reiches aufrecht zu erhalten; ohne eine weise Reorganisation der Grundgesetze kann der innere Frieden nicht gewährleistet werden, ohne eine Freimachung und Vereinigung aller jetzt gebundenen Kräfte und ohne eine gegenseitige Unterstützung zwischen Obrigkeit und Bevölkerung ist es nicht möglich, irgendeinen wirklichen Fortschritt oder eine neue Entwicklung zu erreichen. Es ist ein kritischer und gefährlicher Moment für China. Heute ist die Entscheidung zu treffen über sein Leben oder seinen Tod."

In erster Linie möchte ich auf die Vorbereitungen für die Einführung einer konstitutionellen Regierung in China hinweisen. Man beabsichtigt, ein Reichsparlament in Peking und Provinzialparlamente in den 21 Provinzen zu errichten. Am 3. Oktober 1910 ist zunächst ein Vorparlament in Peking einberufen worden, das aus 200 Mitgliedern besteht, von denen die Hälfte vom Kaiser ernannt ist, die andre Hälfte aber von verschiedenen Organen des Reiches gewählt ist. Dieses Vorparlament wird solange bestehen, bis das eigentliche Parlament gewählt werden wird, dessen erste Tagung vorläufig auf das Jahr 1913 festgesetzt worden ist, das aber vielleicht noch eher zusammentreten wird. Es ist eine ganz auffallende Erscheinung, daß die Chinesen jetzt die Einführung einer konstitutionellen Regierung gar nicht mehr abwarten können und den Thron immer wieder bestürmen, die Reformen zu beschleunigen. So berichtete die Zeitung „Peching-je-Pao", daß die Chinesen im Auslande 80 Millionen Taels, also ungefähr 200 Millionen Mark, der Regierung geboten hätten für den Fall, daß das Parlament sofort einberufen würde.

Das Vorparlament ist sich seiner Würde außerordentlich bewußt, und seine Tätigkeit läßt erkennen, welche Bedeutung erst das wirkliche Parlament haben wird. Das Vorparlament hat nicht nur in die Regierungshandlungen der Provinzialgouverneure wiederholt eingegriffen, sondern führt auch gegenüber dem Throne eine außerordentlich energische Sprache.

Das Wahlrecht wird natürlich zunächst kein so ausgedehntes sein wie unser Reichstagswahlrecht. Es hat die Beschränkung, daß nur solche Chinesen stimmfähig sind, die ein Eigentum von über 5000 Taels besitzen, eine bestimmte Erziehung genossen oder die früher bestehenden chinesischen Prüfungen bestanden haben oder schließlich irgend einen von der Regierung ihnen verliehenen Titel besitzen. Neben bestimmten Verbrechern sind auch alle Opiumraucher vom Wahlrecht ausgeschlossen. Die ersten Wahllisten sind im Jahre 1909 aufgestellt und sollen alle 2 Jahre, also auch in diesem Jahre, erneuert werden.

Sehr wichtige Reformen sind auch auf dem Gebiete des Unterrichtswesens vorgenommen und werden noch geplant. Früher war die Ausbildung eine rein literarische. Die Chinesen studierten ihre Klassiker: Confucius, Laotse, Lisanchin und andre Weisen und kümmerten sich um die modernen Wissenschaften überhaupt nicht. Künftighin sollen in erster Linie die modernen Wissenschaften gepflegt werden. Es ist damit gerechnet, daß die meisten Chinesen, solange nicht überall chinesische Universitäten gegründet sind, an ausländischen Universitäten studieren. Es sollen ihnen dann die an den auswärtigen Universitäten abgelegten Prüfungen in der Weise angerechnet werden, daß ihnen bei der in Peking abzulegenden Prüfung von vornherein 80, 70, 65 usw. Points gutgeschrieben werden, je nach der chinesischen Klassifikation der Universität, die ihnen das Diplom erteilt hat.

Gleichzeitig hat die Chinesische Regierung angeordnet, daß moderne Schulbücher gedruckt und nach und nach überall im Lande Volksschulen und höhere Schulen errichtet werden.

Bis zum Jahre 1916 hofft die Regierung es dahin zu bringen, daß 5 % der Bevölkerung lesen und schreiben können. Bisher war bei der außerordentlichen Schwierigkeit der chinesischen Schriftsprache der Analphabetismus ganz außerordentlich verbreitet und betrug beinahe 99 %.

Die Reorganisation der Armee soll in der Weise erfolgen, daß 36 Divisionen zu je 12 500 Mann gebildet werden. Es ist eine 7jährige

Digitized by Google

Dienstpflicht vorgesehen und neben dem stehenden Heere 3 Reserven, so daß die Kriegsstärke 144 Divisionen betragen wird. Neben dieser Reichsarmee sollen die 21 Provinzen je nach ihrer Stärke 1—2 Divisionen aufstellen, die aber von Reichsoffizieren kommandiert werden sollen.

Die Verwaltung soll ebenfalls umgeformt werden, ein konstitutionelles Ministerium und außerdem ein Reichsrat gebildet werden, zu dem die Mitglieder des jetzigen sogenannten großen Rats gehören sollen.

Schließlich ist auch eine Umarbeitung des Straf- und Zivilrechts beabsichtigt, und China hofft dann, die Exterritorialität der Fremden beseitigen zu können. Ein Strafgesetzbuch, das 409 kurze und klare Paragraphen enthält und durchaus modern abgefaßt ist, sowie eine Strafprozeßordnung sind bereits erlassen worden.

Für das Ausland am interessantesten sind die Bemühungen der Regierung, nicht nur das Chinesische Reich selbst, sondern auch die in mehr oder minder losem Zusammenhange da mit ihm stehenden Gebiete, wie Tibet und die Mongolei, in den Kreis der modernen Reformen zu ziehen. Allerdings läuft China hierbei Gefahr, sich neue Reibungsflächen mitfremden Staaten zu schaffen.

Die Bedeutung der Landerziehungsheime.

Von Rektor P. Hoche (Wriezen).

Von dem Riesen Antäos erzählt die bekannte Mythe, daß er durch jede Berührung mit seiner Mutter, der Erde, neue Kraft gewonnen habe. Die Sage hat auch noch für uns den alten, tiefen Sinn. Sie will uns lehren, daß wir in unserm ganzen Menschen um so mehr erstarken, je mehr wir in und mit der Natur leben. Das ist freilich eine Forderung, der nicht immer leicht nachzukommen ist. Wir erfreuen uns heute einer hoch entwickelten Kultur, deren Vorteile nicht leicht jemand missen wollen wird. Aber gerade die Kultur bringt es vielfach mit sich, daß sie den Menschen dem Leben in der Natur entfremdet, so sehr entfremdet, daß sich beide Begriffe manchmal kaum vereinen lassen. Besonders aber ist es die Stadt, vor allen Dingen die Großstadt, die in mancher Beziehung wie losgelöst von der Natur erscheint. Wie sehr sich in ihr auch die tausend Fortschritte des Menschengeistes dokumentieren mögen, ein Leben in der Natur ist in ihr so gut wie unmöglich, hinter die steinernen hohen Häusermauern dringt kaum ein schwacher Hauch von dem frischen Erdgeruch der Scholle. Was soll aber aus einer Jugend werden, die den Pulsschlag der Natur nie in sich selber spürte? Die nie aus jenem Jungbronnen trinken konnte, der die urwüchsige, starkmachende Lebenskraft enthält? Degeneration, das ist die traurige Erscheinung, die in der Ferne droht, nein, die in soundsoviele junge Menschen schon jetzt ihre Linien gezeichnet hat. Man hat die drohende Gefahr einer zunehmenden Entmannung immer mehr erkannt und ihr auch zu begegnen gesucht. Es geht eine immer größer werdende Bewegung durch unser Volk, die vor allem auf eine körperliche Ertüchtigung unsrer Jugend abzielt. Schülerexkursionen während der Schulzeit, Ferienwanderungen, Bewegungsspiele im Freien, Pflege des Sports, Verlegung des gesamten Schulunterrichts auf den Vormittag, das Pausenturnen und die jetzt eingeführte dritte Turnstunde in den preußischen Volksschulen, das sind alles Mittel, um einer Schwächung unsrer Jugend vorzubeugen. Auch die Landerziehungsheime sollen in demselben Sinne wirken. Was sie aber besonders schätzenswert macht, das ist, daß sie immer und in jeder Beziehung ein Leben möglich machen, das innig mit der Natur vertraut macht, und daß sie auch noch in mancher andren Hinsicht die pädagogischen Reformgedanken unsrer Zeit zu verwirklichen trachten.

Wenn wir von den Erziehungsanstalten Pestalozzis in Neuhof und Stanz und Salzmanns in dem bekannten Schnepfental absehen und nur an die modernen Landerziehungsheime denken, so muß man ihren Ursprung in England suchen, von wo sie schnell nach Frankreich und Deutschland gekommen sind und besonders in unserm Lande schon eine ziemliche Verbreitung gefunden haben. Auch in der deutschen Literatur finden wir ihr Urbild schon. Goethe, so reich an pädagogischer Weisheit, hat es in seiner „pädagogischen Provinz“ geschaffen, worin er auf einen geschlossenen Erziehungsstaat hinweist, der sich in allem „selber genug ist“. Diese Idee zeigt sich in den Landerziehungsheimen verwirklicht. Ein Landgut mit allem, was drum und dran ist, meist in landschaftlich schöner Lage, gibt die Örtlichkeit für die Anstalt ab. Hier verleben die Kinder ihre Jugend in Freiheit und Lebensfreude und doch auch in ernster Arbeit. Hier dürfen sie nach Herzenslust springen, laufen, klettern, spielen, baden, und es liegt auf der Hand, daß diese körperliche Bewegung in frischer, freier Luft ihre leibliche wie seelische Gesundheit in hohem Grade stärken wird. Auch die Sinne werden von dem Leben in der freien Natur nur profitieren, und gerade sie haben eine erhöhte Pflege bitter nötig. Wir leben heute in einer Zeit der ausgeprägten intellektuellen Bildung. Wissen und Verstehen sind Trumpf, und auch unsre Schulen sind fast ausschließlich Erkenntnisstätten geworden. Das Buch und das Wort des Lehrers sind fast die einzigen Quellen, aus denen der junge Mensch seine Erkenntnisse gewinnt. Die Sinne aber und besonders das Auge müssen da-

Digitized by Google

bei verkümmern, und wie ein Krüppel muß der Mensch durch die reiche Welt der sichtbaren Erscheinungen hindurchschreiten. Wie mühsam erbüffelt sich heute mancher Schüler aus trocknen Leitfäden, was ihn ein einziger Blick auf die Sache selber leicht und unvergeßlich lehren könnte.

Bildungsnöte sind es gerade, denen die Landerziehungsheime abhelfen wollen, und dazu gehört auch jenes Übel unsrer Tage, daß unsre Pädagogik zu sehr das Wissen vom Tun trennt. Es ist geradezu ein ausgeprägtes Charakteristikum unsrer Zeit, daß sie ihre Ziele fast immer auf dem Wege der bloßen Belehrung, der Mitteilung bloßen Wissens erreichen will. Und doch kann man im Leben so oft die Erkenntnis gewinnen, daß bloßes Wissen und Verstehen nicht die primären Mittel sind, um Lebenstüchtigkeit zu schaffen, daß sie um so mehr an Wert einbüßen, als man sie vom praktischen Tun loslöst. Diesem Kardinalgrundsatz wird in den Erziehungsheimen jedenfalls mehr Rechnung getragen als in unsern modernen Lernschulen, schon insofern, als die Schüler angeleitet werden, auch durch Feldarbeit zu ihrem eigenen Lebensunterhalte beizutragen und in den Werkstätten allerlei Handarbeit zu treiben. Überhaupt wird das eigene, das wirkliche Erlebnis mehr in den Mittelpunkt der Erziehung gestellt, und es läßt sich denken, daß dadurch unendlich mehr für die Persönlichkeitsbildung gewonnen wird als durch die wenig packenden, abstrakten Belehrungen.

Ein besondrer Vorzug der Landerziehungsheime dürfte in der Weckung und Stärkung des sozialen Empfindens liegen. Ist es doch ein kleiner Staat im großen Staate, den eine solche Anstalt für sich allein bildet. Und alle Bewohner, Schüler wie Lehrer, fühlen sich als Bürger dieses Gemeinwesens. Das fortwährende Zusammenleben, wie es jede Internatserziehung mit sich bringt, bildet eine gute Schulung für die Zukunft. Hier muß sich der einzelne Schüler schon frühzeitig in den späteren Bürgertugenden üben, er muß lernen, sich in die andern zu schicken, zu entsagen, er lernt die Genossen aber auch lieben und achten und antisoziale Regungen niederkämpfen. Das Gefühl der Solidarität kann aber nicht stark genug ausgebildet werden.

Der ganze Unterricht in den Landerziehungsheimen spielt überhaupt eine andre Rolle als sonst in unsern öffentlichen Schulen. Besonders in den unteren Jahrgängen beherrscht er nicht so ausschließlich wie sonst das Kind. Rangordnung, Zensuren und Versetzungsprüfungen werfen nicht fortwährend ihre düsteren Schatten in das Leben des Kindes, rauben ihm nicht so viel Freiheit und Freude. Auch das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler ist wohl im allgemeinen ein recht gutes. Da beide fast fortwährend miteinander zusammen leben, werden sie vertrauter gegeneinander, und die Scheidemauer der Unnahbarkeit und Würde auf der einen, der Verschlossenheit und Scheu auf der andern Seite trennt sie nicht so sehr voneinander, wie es in unsern öffentlichen Schulen leider so oft der Fall ist. Es ist in erziehlicher Hinsicht aber sehr viel wert, daß der Lehrer auch den Weg zum Herzen des Kindes sucht und findet. Ebenso dürfte es ein Vorzug dieser Erziehungsheime sein, daß in ihre Einwirkungen nicht gegensätzliche Einflüsse aus der Familie hineinspielen, daß sie den Schüler den ganzen Tag unter gewissenhafte Aufsicht und in eine vernünftige Tätigkeit hineinstellen können. Freilich gehen dabei auch wieder die unwägbaren, aber unendlich wertvollen Einwirkungen des Familienlebens verloren. Aber wenn das Kind doch aus dem Hause gegeben werden muß, dann dürfte es in einem solchen Erziehungsheim in der Regel bedeutend besser aufgehoben sein als in einer beliebigen Pension, wo der Geldbeutel oft das einzige Bindeglied zwischen den Pfleglingen und den Pensionsgebern bildet. In dieser Beziehung liegt mit ein sehr großer Vorzug der Landerziehungsheime.

Obgleich bei dem Unterrichte in diesen Erziehungsheimen mehr Freiheit herrscht, obgleich manches Schulkreuz dort verschwunden ist, wird die geistige Bildung doch nicht vernachlässigt. Man denke doch daran, was auch aus den Lehrplänen unsrer Schulen gestrichen werden könnte, ohne die intellektuelle Bildung herabmindern zu müssen. Wieviel Stoffe werden noch in die Schülerhirne hineingepreßt, die weder eine bildende Kraft auslösen, noch im späteren Leben eine praktische Verwertung zulassen. Und der ganze Memorierermaterialismus, der so viel Zeit und Kraft absorbiert, muß man sich nicht auch von ihm ganz entschieden abwenden? In den Erziehungsheimen kommen für die wissenschaftliche Ausbildung mehr die letzten Schuljahre in Betracht, wo die Schüler schon mehr die Kinderschuhe ausgezogen haben und vom Ernst des Lebens getragen werden. Die Berechtigungsprüfung wird in der Regel in einer benachbarten anerkannten Lehranstalt abgelegt. Erwähnenswert dürfte es noch sein, daß auch die Mädchen in diesen Heimen für den späteren Hausfrauenberuf vorbereitet werden. Verschiedene von den Erziehungsheimen nehmen nur Knaben oder nur Mädchen auf, während man in andern auch die Koedukation zu verwirklichen sucht.

Freilich geht es nicht an, nur ein Loblied auf diese Anstalten zu singen; wenn wir genau zusehen, werden wir bald auch ihre Schattenseiten bemerken. Gewiß hat es seine ganz unbestreitbaren Vorzüge, wenn der junge Mensch draußen auf dem Lande, so ganz in die Natur verankert, aufwächst. Aber dieses Rousseausche Erziehungsideal läßt sich heute für den Menschen, der doch nun einmal in eine hoch entwickelte Kulturwelt mit manchmal recht komplizierten Verhältnissen hineinwachsen soll, nicht vollkommen erreichen, ohne ihn eben in der wirklichen Welt in mancher Beziehung zum Fremdling

Digitized by Google

zu machen. Wer immer in der abgeschiedenen Einsamkeit eines Landerziehungsheims gelebt hat, wird erst mancherlei hinzulernen müssen, ehe er sich vertraut in die mannigfachen Erscheinungen des städtischen gutkulturellen Lebens hineinfindet. Allerdings möchten wir diesen Nachteil nicht zu sehr betonen, wenngleich er eben von der objektiven Kritik erwähnt werden muß.

Schwerer ins Gewicht fällt ein andrer Nachteil, die hohen Geldkosten. Die Erziehung in solchen Landheimen ist durchaus nicht billig, und nur Wohlhabende können sie sich zunutze machen. Das ist aber ein ganz offenbares Übel. Eine Reform, die für die Erziehung wirklich etwas Wesentliches leisten will, muß sich entschieden auf die ganze Allgemeinheit erstrecken und nicht nur auf einzelne Individuen. Die Erziehung der gesamten Jugend aber in solche Heime zu verlegen, das dürfte sich kaum jemals erfüllen. Man denke an die Millionen von Großstadtkindern, die versorgt sein wollen. Selbst wenn der Staat diese Erziehung in die Hand nehmen wollte, so würde dieser Plan schon an den hohen Geldopfern scheitern.

Vorläufig sind alle Landerziehungsheime noch in privaten Händen. Darin liegen zugleich die Vorzüge wie die Nachteile dieser Neuerung. Wir dürfen wohl annehmen, daß nur von solchen Pädagogen Gründungen erfolgen, die Interesse und Verständnis für die Jugenderziehung haben, und daß die erziehenden Lehrer neben dem klaren Kopf auch ein warmes Herz für ihre so schwere wie schöne Aufgabe mitbringen. Die größere Unabhängigkeit dieser Anstalten, die Selbständigkeit der Leiter schafft einen größeren Reichtum an Entwicklungsmöglichkeiten, und eine tüchtige Kraft kann in individueller Weise sicher etwas Großes schaffen. Aber damit hängt die Gefahr zusammen, daß ebenso der Mittelmäßigkeit Tür und Tor geöffnet sind, daß der Versuchslust mehr Opfer dargebracht werden und daß ein großer, einheitlicher Zug durchs Ganze mangelt.

Damit erklärt sich auch die Programmlosigkeit in manchen Dingen, besonders in unterrichtlicher Beziehung. Wir merken eben, daß wir es hier noch mit einer jungen Schöpfung zu tun haben. Tastend greift man hier und dorthin, um das Rechte zu suchen und zu halten. Auch an Irrtümern wird es daher nicht mangeln. Aber ist es nicht das allgemeine Schicksal menschlichen Forschens, daß der Weg zur Wahrheit und Klarheit noch stets durch Irrungen und Wirrungen hindurch geführt hat? Zunächst dürfen wir auch die Landerziehungsheime als eine durchaus erfreuliche Reaktion gegen manche unsrer Schulnöte, gegen unsre Falschkultur, gegen die Abkehr von der Natur ansehen. Vorläufig sind sie erst ein Symptom in diesem allgemeinen Rückschlag; verfolgen wir, ob sie sich zu größerer Bedeutung emporentwickeln werden.

Ein Volksfeind.

Zur Ausstellung gegen die Schundliteratur.

Von Dr. **Ernst Guggenheim** (Charlottenburg).

Der Reichstag war zu Beginn dieses Jahres Zeuge einer eigenartigen Demonstration: schon im Treppenhaus, das zu den Räumen des obersten Stockwerks führt, hingen rechts und links am Geländer die Fratzen der grellfarbigen Titelblätter von Nic-Carter-Heftchen; dann fand man, auf Tischen aufgehäuft, ekelhaft zerschmutzte, zerfetzte, zerlesene Kollektionen dieses gedruckten Giftes, und auf sauberen Plakaten stand dabei zu lesen: „eingetauschte Bücher von Jugendlichen der Wärmehallen", oder: gesammelt „durch den Verein zur Besserung der Strafgefangenen" und wieder: durch einen freiwilligen Helfer in drei Tagen „gesammelt von Kindern, die beim Scheine der Fensterbeleuchtung seines Geschäftes auf der Straße lasen" usf.

Diese „Ausstellung gegen die Schundliteratur", die auf eine Anregung ihres verdienten Vorsitzenden Dr. Ernst Schultze hin die Hamburger Dichter-Gedächtnisstiftung veranstaltete und als eine Wander-Ausstellung hoffentlich noch vielen deutschen Städten zeigen kann*), hat ihren Hauptwert darin, daß sie es vermochte, das Problem, das sie in einem abschreckenden Anschauungsunterricht aufrollt, eine Zeitlang in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses zu stellen. Die Sache selbst ist so populär wie das liebe Brot: sie fällt nicht mehr auf, wenn sie einem auf Schritt und Tritt täglich am Weg begegnet, und wenn dann und wann ein eklatanter „Fall", irgend ein Verbrechen oder ein Unglück erwiesenermaßen auf die Lektüre von Schundliteratur zurückgeführt wurde, wenn die Gerichtschronik davon berichtete, ist man wohl bereit gewesen, allerhand psychische Dispositionen persönlicher Art verantwortlich zu machen, und mit einem süffisanten Achselzucken ging man über solch monomanes Agitations-Getue lächelnd zur Tagesordnung über.

Tatsächlich hat aber die Agitation gegen die Schundliteratur schon weiteste Kreise gewonnen, und man darf wohl annehmen, daß diese Ausstellung in der Bewertung dieses Kampfes Epoche machen wird: er wird populär werden, ähnlich wie der (jetzt sogar hoffähige) Kampf gegen den Alkohol, zu dem man sich noch vor kaum einem Jahrzehnt nicht bekennen durfte, ohne die Gefahr, sich lächerlich zu machen.

*) Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung verleiht eine „Ausstellung gegen die Schundliteratur" unter Bedingungen, die von ihr zu erfragen sind. Sie beabsichtigt damit allenthalben zur Veranstaltung von derartigen Ausstellungen anzuregen und erklärt sich gern bereit, dort, wo sie die von ihr zusammengestellte Ausstellung nicht selbst zeigen kann, Anhaltspunkte dafür zu geben, und in allen die Ausstellung betreffenden Angelegenheiten mit ihrem Rate zu dienen.

Digitized by Google

Und wahrlich, diese Schundliteratur ist eine würdige Schwester des Alkohols: sie verdummt die Menschen, sie reizt die Phantasie bis zu verbrecherischen Taten, sie frißt Zeit und unendlich viel Geld. In dieser Hinsicht ist der Alkohol sogar noch die ungleich harmlosere Gefahr, denn während das deutsche Volk sein Bedürfnis nach Alkohol mit 46 Millionen befriedigen kann, hat man berechnet, daß es nicht weniger als 57 Millionen Mark für Schundliteratur hinauswirft.

Solche Zahlen sprechen! Sie sind nur möglich durch ein ganz raffiniertes Geschäftsmanöver, und Geschäftsmanöver ist hier wirklich alles: die „schriftstellerische" Technik der Schundromanfabrikanten, die wie schmutzige Dirnen das menschliche Triebleben durch rohes Geschwätz rein geschäftsmäßig reizen und steigern — bis zu einem gewissen Punkt, den sie sich vom Verleger genau vorschreiben lassen, bis zu der Seite nämlich, wo die „Lieferung abbricht, um von Fortsetzung zu Fortsetzung eine neue Sensation zu versprechen. Die Methode des Verkaufs in Lieferungen, meist zu 10 Pfennig, ist aber nicht nur ein unlauteres Mittel, die Spannung zu überreizen und hinzuhalten, sondern sie ermöglicht allein den finanziellen Schwindel der Schundliteratur. Denn wer denkt daran, daß diese „meistgelesenen" und was noch viel mehr bedeutet: diese „meistgekauften" Romane, die selten unter 100, gewöhnlich aber bis zu 150 Lieferungen haben, 10 bis 15 Mark kosten! So hat ein einziger Berliner Schund-Verlag in einem Jahr (nach seiner eigenen Angabe) 25 Millionen Kolportage-Hefte vertrieben, was also bei einem Mindest-Preis von 10 Pfennig für das Heft $2\frac{1}{2}$ Millionen ausmacht. Nun gab es aber z. B. im Jahre 1909 in Deutschland nicht weniger als 8000 selbständige Geschäftsleute, die sich mit Schundliteratur befaßten und insgesamt 30 000 Kolporteure beschäftigt haben. Der um den Kampf gegen die Schundliteratur hochverdiente Rektor Wolgast, Hamburg hat berechnet, daß die jährlichen Ausgaben der Hamburger Bevölkerung für Schundliteratur dem Aufwand an Schulgeld für die gesamten Volksschulen entspricht!

Man muß bedenken, daß diese Unsummen zum größten Teil von den mindest begüterten Volksschichten aufgebracht werden, oft genug von Kindern, die sich den Nickel durch kleine Schliche erlisten, und oft von Bettlern, von kleinen und von großen! Noch bedrückender ist aber der Gedanke, daß diese Gelder so verderblicher Lektüre zugewandt werden, daß in der Tat so viel gelesen wird, daß so viel schlechtes gelesen wird, daß also im gewissen Sinne der Leseunterricht der Volksschulen und seine Bemühungen, das Volk an den erziehenden Einfluß guter Literatur zu gewöhnen, nutzlos, ja sogar verderblich waren.

Es ist klar, daß es sich hier um eine brennende Gefahr handelt, um eine Volksgefahr, und daß man kein Kampfmittel unangewendet lassen darf — zumal diese Gefahr in der Tatsache eines gewaltigen Lesebedürfnisses, das sie erweist, für soviel positive Erziehungsmöglichkeiten gleichsam Gewähr leistet. Es gilt nicht nur, häßliches Unkraut auszujäten, sondern überaus fruchtbare Keime müssen gelegt werden, und wir werden sogar sehen, daß solche „Keime" fast das einzige, sicherlich aber das geeignetste Mittel sind in diesem Kampf!

Zunächst aber fragt man nach Mitteln der Gesetzgebung, die etwa imstande wären, dieser Not entgegenzutreten. Gegen den Gedanken, eine Zensur, wie sie gegen die Schmutzliteratur trotz vieler Mißgriffe zweifellos mit gutem Erfolg arbeitet, auch für die Schundliteratur einzusetzen, sind allerlei Bedenken erhoben worden: z. B. die Schwierigkeit, eine zureichende Definition für den Begriff „Schundliteratur" zu finden, die Schwierigkeit und die Qual, die den Zensoren die Lektüre dieser unübersehbaren Produktion bereiten müßte ... Uns erscheint aber, weder die Definition noch die Emsigkeit im Lesen wäre imstande, hier irgendwelche Garantien zu bieten, und es ist wohl zu erwarten, daß diese beiden Haupteinwände im Kampf für und wider die Gesetz-Fähigkeit der Schundliteratur mit der Zeit fallen werden.

Während aber die Frage der Gesetzgebung in dieser Sache fast noch eine Doktorfrage ist, ist auf dem Wege der Verwaltung hier und dort schon Ersprießliches geleistet worden. Manche Stadt hat durch behördliche Erlasse die Eltern auf die Gefahr der Schundliteratur aufmerksam gemacht oder die öffentliche Reklame und Kolportage mit dieser Ware verboten. Auch hier stehen wir noch in den Anfängen einer Bewegung, deren Hauptwert vorläufig in der moralischen Unterstützung der zahlreichen privaten Bemühungen im Kampf gegen die Schundliteratur zu sehen ist.

Diese privaten Bemühungen, die in der Hauptsache von sozialen Vereinigungen und von Pädagogen ausgehen, haben im allgemeinen ein dreifaches Ziel: sie versuchen selbst, auf die Gesetzgebung und auf die Behörden einzuwirken, sie sorgen für Aufklärung weitester Kreise, vor allem aber sind sie bestrebt, der Schundliteratur mit guter Literatur entgegenzutreten.

Der erfreulichste Teil der „Ausstellung gegen die Schundliteratur" war zweifellos ein heller Saal, in dem ein gut Teil dieser positivsten Kampfarbeit ausgelegt war: eine Anzahl von Sammlungen guter Bücher in bester Ausstattung, von 10 Pfennig an, und zum Teil, in bewußter Konkurrenz, mit auffallenden Titelblättern, die aber durchaus künstlerisches Niveau haben.

Es ist klar, daß mit der Verbreitung guter Literatur, das heißt: mit der Erziehung zum guten Geschmack, der Schundliteratur der Boden untergraben wird. Aber leider haben es diese billigen

Digitized by Google

Hefte und Büchlein recht schwer, in die große Masse zu kommen, denn ihr niedriger Preis gewährt dem Sortimenter nur bescheidenen Ertrag, und die Kolportage, die mit 50 % Gewinn rechnet, kann sich eben nur der Schund leisten, der diese Auslagen durch Versündigung gegen die Ausstattung und durch unerhört hohe Auflagen reichlich einbringt.

Ich habe an andrer Stelle schon angeregt, man möge diesen positiven Teil der Ausstellung gegen die Schundliteratur, der auch im Reichstagsgebäude eine improvisierte und vielbeliebte Buchhandlung darstellte, allerorts den Volksbibliotheken als ständige Einrichtung angliedern; die Bibliothekare wären dann zugleich die berufenen Auskunftsstellen für Büchereinkäufe und könnten auch in Fällen, die außerhalb ihres „Sortiments" liegen, die Vermittler mit dem oft mangelhaft beratenen Sortimenter sein. Durch die Verbilligung des Vertriebs würden etwa die billigen Bücher noch billiger werden können und dem Kampf gegen die Schundliteratur erstünden so neue Mittel. Abgesehen davon, würden durch diese Einrichtung den Volksbibliotheken neue Leser zugeführt werden: die Erziehung zum Gebrauch der Volksbibliotheken gehört aber zu den wichtigsten Arbeiten dieses Kampfes.

In seinen vordersten Reihen steht jedoch zweifellos die Schule: sie hat die Macht, auf das ganze Volk einzuwirken und auf das jugendliche, unverdorbene dazu. Die Schule im Kampf gegen die Schundliteratur ist ein sehr umfangreiches Kapitel für sich und wir können die Fragen, um die es sich hier handelt, nur flüchtig andeuten. Mittel wie Schulverordnungen, aufklärende Flugblätter an Eltern, Versuch des Boykotts der kleinen Schreibwarenläden mit Schundliteratur-Vertrieb und dergl., müssen natürlich hinter den direkt erzieherischen Möglichkeiten, hinter der Frage des Lesebuchs, der Schülerbibliotheken, der Schulprämien und andrer Schulgeschenke weit zurücktreten. Überaus wichtig erscheint uns, daß eine Beziehung zwischen der Hauslektüre und der Schule hergestellt werde, etwa durch freies Erzählen und — in Verbindung damit — durch freie Kritik von seiten der Mitschüler und unter Leitung des Lehrers. Ich sehe keinen andern Weg, junge Menschen zu einem (bewußten oder unbewußten) ästhetischen Urteil zu erziehen: darauf muß es aber vor allem ankommen, denn es handelt sich darum, die Kinder zur Reinlichkeit auch in diesen Dingen zu erziehen, sie müssen den Schmutz oder die groteske Verlogenheit zuerst sehen lernen, dann werden sie sich mit Ekel davon abwenden und von selbst nach dem Guten greifen, das ihnen geboten wird.

Sehr viel Gutes wird dadurch zu erreichen sein, daß die Schule bewußt zur Benutzung der Volksbibliotheken erzieht. Es ist schon vielfach die Angliederung von Kinderlesehallen an die Volksbibliotheken verlangt worden, und es ist zu wünschen, daß der Erfolg einer kürzlich errichteten Berliner Kinderlesehalle zur Nachahmung anregt. Vielleicht wäre es aber möglich, eine direkte Verbindung der Schule und der Volksbibliotheken dadurch herzustellen, daß man die Schülerbibliotheken aus der Schule verlegt und mit den Volksbibliotheken vereinigt; die Schule, die die Macht hat, den Gebrauch der Schulbibliotheken zu Unterrichtszwecken von den Schülern zu verlangen, könnte so an den Besuch der Volksbibliotheken gewöhnen. Durch die Verbindung mit der Schule würden aber die Volks- und die Schülerbibliotheken in ihrer ganzen Organisation, in ihrer Leitung wie in ihrem Bestand maßgebend und vorteilhaft beeinflußt werden, und es wäre zu erwarten, daß sie im Verein mit jenen Verkaufsstellen billiger, guter Bücher, die zugleich Auskunftsstellen für den gesamten Bücherbedarf wären, ihren Einfluß auf das Volk immer vertiefen und erweitern könnten.

Die Schulen und die Volksbibliotheken sind die Pioniere im Kampf gegen die Schundliteratur: sie müssen sich verbinden und ihren Weg gemeinsam machen!

Der Prophet unsres Zeitalters.

Zu Bacos von Verulam dreihundertfünfzigstem Geburtstag.

Von Dr. **Anselm Ruest** (Berlin).

II.

Hinwiederum liefen all seine eigenen Forderungen, Hinweise und Prinzipien den Konsequenzen und Wirkungen der Kopernikanischen Weltanschauung durchaus parallel, arbeiteten ihnen, wiewohl aus andrer Richtung, andrem Geiste stammend, vollständig in die Hände: denn wer an den Himmelskörpern als wichtigstes die Bewegung (nach deren Gründen Baco als erster gefragt hat) annimmt, bei der sie andren Wesen gerade Wärme und Leuchtkraft spenden, und nun erklärt, daß auch die Erde qualitativ als nichts Geringeres, nur eben als kleiner Teil des gewaltigen Kosmos aufgefaßt werden dürfe, der läßt ihr gewissermaßen heimlich, unterirdisch, wenn er zugleich als ihr Ziel beständige Höherentwicklung, Machtentfaltung und „Segenspenden" wie bei allem Himmlischen hinstellt, gar keinen andern Ausweg, als an aller Bewegung eben teilzunehmen! Und damit sind wir in der Tat bei Bacos letzter und umfassenderer Meinung angelangt, daß überhaupt nichts, was äußerlich auch ruhend und unbewegt erscheine, es darum schon im Kern, im Innersten zu sein brauchte.

Digitized by Google

Und wie die Kopernikanische Theorie doch ihr Revolutionierendstes vollbringt, indem sie einen — jederzeit möglichen — Augenschein korrigiert, so lenkt nun entschlossen die Baconische Philosophie ebenfalls von jedem Schein auf ein Sein, von aller antiken, die Dinge naiv nach ihrer Oberfläche, ihrer plastischen Sinnfälligkeit abschätzenden Meinung auf Erkundung ihres verborgenen Innern, auf Herz und Mitte, Warum und Wodurch aller Natur, worin für Baco eben die ganze „Instauratio magna", die vollständige Erneuerung aller Wissenschaften besteht. Wissen ist Macht — aber nur wirkliches Wissen, nicht was sich den Namen gibt, Sophismen oder dgl.; und nur indem ich die Objekte selber, nicht aber traditionell überkommene Begriffe von ihnen, unbefangen befrage, und nicht bloß ihre augenfälligen Teile, sondern ihr geheimstes Innere, das zusammenhaltende Band aufzufassen suche, darf ich hoffen, „hinter sie" zu kommen, die Wahrheit über sie zu finden, und sie dann auch — zu beherrschen. Wissen ist also niemals sogleich vorhanden, oder indem ich mich einfach an Aristoteles oder die Scholastiker um Rat wende; Wissen erlangt man durch „Gehorchen", indem man der Natur vorsichtig auf ihren eigenen Wegen nachgeht, sie insgeheim belauscht: so, nachdem man ihr anfänglich wie nachgiebig entgegengekommen ist, kann man sie selber schließlich zum Dienen bringen. Wir deuteten schon an, daß Baco hier unter den ersten den Wert des naturwissenschaftlichen Experiments erkannt und klar betont hat; ein Zweites, die Anwendung eines von ihm allzubreit geschilderten und zur Auffindung neuer nützlicher Erkenntnisse höchstgepriesenen Induktionsverfahrens, hat sich als Selbstbetrug erwiesen. Und doch hat es der klaren, nackten Idee, die bei Baco alles durchdringt, dem einzigen lapidaren Zusatz, den er allen früheren Auffassungen vom Wissen, von Weisheit und Erkenntnis mit dem bloßen ergänzenden und besiegelnden Wörtchen „Macht" gegeben hatte, nicht das geringste an Zukunft und vorwärtswälzender Wucht rauben können. Die „Wahrheit", die scheinbar so strenge, hoheitsvoll-unnahbare, hatte plötzlich einen Sinn und Zweck, ja, eine wirkliche Beziehung zum Menschen, der ihr „diente", durchblicken lassen — was indessen noch tausendmal mehr schien, keinen Zweck, der ihr unwürdigerweise bloß angehängt oder wie ein fremder Lappen aufgeflickt worden wäre, sondern der ihr innerlichst zu allen Zeiten schon wesenseigentümlich und angeboren war! Nur daß jene, die immer bloß ihr kleines Ich oder allenfalls Griechenland zu erblicken vermochten, allerdings voll Scham davon wegschauen zu müssen schienen, während der erste, der „den" Menschen, Ziel und Höhersteigen des gesamten menschlichen Geschlechtes ins Auge zu fassen wagte, wohl auch „Nutzen" und „Fortschritt" als die treusten Begleiter jedes echten und wirklichen Erkennens offenbaren und laut verkünden durfte, ohne darum fürchten zu brauchen, schon der Selbstsucht geziehen zu werden oder gar — eines Krämergeistes, der zu den hehren Zügen der Sphinx wenig passe. Ob Wissen auch wirklich Macht und Herrschaft verleiht, das wird ja in Ewigkeit keiner an sich erfahren können, der nicht zuvor jedenfalls — das Wissen hat; bloße Usurpation auf diesem Wege ist nicht möglich, nur wer in der Tat zur innersten Natur eines Dinges den „Schlüssel" hat, beherrscht es eo ipso schon dadurch. Auch antike Weisheit, wenn sie unzweifelhaftes Wissen vorstellt, brauchte diese bloße Probe aufs Exempel nicht zu scheuen; darum aber macht sie sich dem neuen Menschen gerade verdächtig, weil sie ohne Früchte, ohne Macht und Herrschaft über die Dinge geblieben ist! Der neue Mensch, wenn er auch scheinbar nur auf letzteres sinnt, kann ja doch darum am Wahren gar nicht vorüber; er erkennt bloß jetzt, daß in diesem Wahren schon immer viel, viel mehr und Tieferes verborgen gelegen, als man bisher zu Ende zu denken wagte. Zum erstenmal wird die Menschheit inne, daß sie mit dem Dienst der Wahrheit am meisten — sich selber diene! —

Aber er war bewußterweise nur ein Rufer zum Streit gewesen, Baco von Verulam, und die Schlacht selbst hat er nicht mehr mitgemacht. Aber schon waren Kepler und Galilei, bald auch Newton und Huyghens auf dem Plane, und so begann wirklich jenes nun länger als dreihundertjährige Ringen des Menschen mit den Naturkräften, das aus der Ferne wohl hoffnungslos genug, wie der Kampf Ulysses' gegen den Gott Poseidon, sich ausgenommen haben mag, aber unter der schützenden Ägide Minervas, von List und Klugheit als Waffen gegen die rohe Gewalt, wie sie in Bacos Zauberformel ja im Grunde eingehüllt lagen, mit dem Erfolg des heutigen Tages unternommen werden durfte. Und wenn der Mensch heute im Begriff steht, auch dem Reich der Lüfte seine Geheimnisse abzulauschen und tausend Opfer schon auf dem Wege des mühseligeren Gehorchenlernens voranschicken muß — am Ende liegt doch auch hier sowohl Kampf und Ziel und Wollen wie letzter Sieg einmal noch ganz auf Baconischer Fährte, im Zuge seines unvergleichlichen praktischen Optimismus. Um so seltsamer ist es, daß Bacos Werke bei uns noch niemals eine vollständige, einheitliche Verdeutschung erfahren haben, obwohl die „Shakespeare-Bacon-Hypothese" — in welcher wahrlich auch zu denken gebenden Verbindung die Deutschen heut noch am ehesten seinen Namen hören — für sich neugierig genug machen müßte. So begnügt man sich einfach bei uns, sie lächerlich zu machen, woran die krankhaften Verirrungen des Schwärmers Bormann allerdings die Hauptschuld tragen; bei den Engländern ist das ja von vornherein ganz

Digitized by Google

anders, weil zum wenigsten Bacos glänzend geschriebene, funkelnd-geistreiche, selbst Montaignes Plaudereien an Phantasie und Allegorienreichtum weit übertreffenden Essays niemals aufgehört haben, zum immer-lebendigen klassischen Prosabesitz des Landes zu zählen. Der Deutsche hat noch keineswegs tief genug überlegt, welche Voraussetzungen allein schon erfüllt sein mußten, um nur die innige Nachbarschaft mit dem zielvertrautesten Dichter wagen zu können; die Renaissance hat aber auf andrer Erde zweifellos Genies von so breiter, vielschattender Basis hervorgebracht, wenn man nur an Lionardo da Vinci, den Künstler und Philosophen, an Michelangelo, den auch so großen Lyriker denkt. Ebenfalls um Nietzsches willen, seiner eigenen Verschmelzung sowohl so vieler Geistphänomene wie der Schilderung seines Idealtypus „Mensch", sollte man die gar zu überzeugte Vorstellung von einer Spezialexistenz Shakespeare, die übrigens doch ganz und gar dunkel und problematisch bleibt, sich mindestens einmal innerlich anfechten lassen.*) Und gerade auch für Nietzsches (eigentlich also schon zum zweitenmal ergangene) Parole von der Macht, seinen „Willen zur Macht", würde Bacos erste Machtdevise wahrscheinlich viel Klärendes enthalten: wenn nicht alles trügt, so möchte die Ähnlichkeit ihres Prophetenstils, die mir immer frappant erschienen ist, doch vielleicht daher rühren, daß sich beide mit Recht an der Wende zweier Zeitalter fühlen durften? Es geht eben einfach nicht an, wie die Entwicklung nach Baco am besten lehrt, hinter dem magischen Wörtchen „Macht" bloß die blindere, betörtere Verehrung von etwas tatsächlich Geist- und Intellektloserem zu finden, wie Heinrich Mann erst vor wenigen Tagen wollte; das hätten die Zeitgenossen Baco auch vorwerfen können, bis sich zeigte, daß sein Machtideal nicht nur den Worten nach ein wirklich immer vertieftes Naturerkennen und Wissen war. Aber es ward erst eine Macht über den Stoff, über die „tote" Natur und Materie: sollte Nietzsche in seinem Machtideal ein Wissen vom Geist, von der Seele aller Dinge vorgeschwebt haben, das erst aus Bacos noch immer sehr „sterblichem Gott" den vollkommenen und unsterblichen schaffen würde?

*) Ich selbst habe in meinem Shakespearebuch 1908 eine nur-ästhetische Analyse des dramatischen Prinzips bei Shakespeare versucht und bin dabei — ohne damals an eine mögliche Personalunion auch nur im entferntesten zu denken — auf Baconische Prinzipien gestoßen. Weil aber immerhin eine unterbewußte Tendenz walten konnte, Shakespeare mit den Ideen des Zeitalters in Einklang zu setzen, so legte ich dem nicht die geringste Bedeutung bei, — als mir Prof. Holzer, Heidelberg, dessen Schriften wohl gegenwärtig die Fragen am einwandfreiesten behandeln, gewisse Theorien in meinem Buch nachwies, die Baconischen Sätzen, die ich damals noch gar nicht kannte, seltsam entsprachen. — Ich bitte, Holzers Ausführungen nun endlich ehrlich und unvoreingenommen zu studieren, nicht aber, wie es akademische Blätter, wie das „Lit. Echo", in Deutschland tun, jede neue Shakespeareschrift erst daraufhin zu beschnüffeln, ob der Autor rechts oder links stehe, — und danach das Urteil bereit zu haben!

Zwei Gedichte.

Von **Wilhelm Schussen** (Schwäbisch-Gmünd).

Abkehr.

Heut fiels mir ein,
Daß hinter mir mein Rücken ist.
Ich fahr fernein
Und ruf dich nicht, wer du auch bist.

Genug zu tun
Hat jedes Herz ums eigne Licht,
Und die da ruhn
Ein Weilchen, ruhen morgen nicht.

Die Wasser ziehn
Und fragen nicht, was gestern war,
Die Jahre hin
Und waschen sich in Tiefen klar.

Ewigkeit.

Gibt es eine Ewigkeit?
Oft hab ich darum gelesen
In weisen Schriften nächtelang,
Die ich auf den Grund durchdrang,
Ohne jemals zu genesen.

Gibt es eine Ewigkeit?
Nein, das kann kein Wort erjagen,
Keine Schrift kann es beweisen,
Keine Mühe es erreisen,
Und du kannst es nie erfragen.

Gibt es eine Ewigkeit?
Konnt' es nirgends mir erlesen.
Doch in teuren Einsamkeiten
Bei Blätterhauch und Wolkengleiten
Bin ich manchmal dort gewesen.

Quirinus Kuhlmann der Prophet.

Historie von **Ewald Gerhard Seeliger** (Hamburg).

I.

Anno 1651 am 25. Tage des 2. Monats wurde dem Harnischmacher Kuhlmann zu Breslau mit Gottes gnädiger Hilfe ein Kindlein geboren, das in der heiligen Taufe den Namen Quirinus erhielt. Das Knäblein wuchs und nahm zu an Alter un

Digitized by Google

Kraft des Körpers und des Geistes. Und da es sich erwies, daß in ihm ein sonderlicher Geist der Weisheit sein Wesen trieb, wurde er schon in früher Jugend auf das hochgelahrte Gymnasium zu Maria Magdalena getan. Hier zeichnete sich Quirinus gar bald vor allen andern Schülern aus, besonders durch sein seltenes Geschick in der deutschen Dichtkunst, daß er ein Liebling seiner Lehrer wurde. Auch war er von Herzen fromm, und studierte am liebsten die theologischen Wissenschaften. Neben seinem innigen Streben zu Gott aber besaß er einen scharfen, hellen Verstand, daß er durch seine wunderlichen und vermessenen Fragen den alten Rektor Johann Vechner gar oft in Verlegenheit setzte, so daß er eines Tages zu ihm sagte: „Aus dir wird entweder ein großer Theologe oder ein großer Ketzer werden".

Christoph Pomarius, der Konrektor dagegen, der die Sprachen lehrte, ermunterte ihn des öftern, fleißig bei der Dichtkunst zu verbleiben, da er darin noch rühmliches leisten und gewiß ein zweiter Opitz werden könnte.

Am liebsten aber hatte ihn der Sphärista der Schule, Friedrich Metius, der ihm zu seinem Famulus machte. Dieser Mann hatte ein ruhiges, gottseliges Gemüt und schätzte die Bücher des Görlitzer Schusters Jakob Böhme über alles. So kam es, daß er auch Quirinus Kuhlmann in die geheimnisvolle Wunderwelt dieses erleuchteten Mannes einweihte, aus der er ein Seelenglück, das über alle Grenzen ging, zu schöpfen vermeint hatte.

„Werde ein Mann Gottes!" ermahnte er seinen geliebten Schüler. „Der Glaube allein ist es, der die Wunder tut. Glaube, dann kannst du Berge versetzen und Täler ausfüllen. Siehe es an dem großen Mohammed, dem vornehmsten Afterpropheten. Nur weil er in aller Anfechtung fest an seine Prophetenschaft gläubete, darum wurd ihm Gewalt gegeben über viele Völker. Wie hoch wäre er gestiegen, so er dem alleinigen, wahren Gott gedient hätte!"

Solche Reden fielen in des Quirinus Seele wie Senfkörner in ein fruchtbares Land. Und als die Zeit gekommen war, daß er ein Studium wählen sollte, gab er seinem Lehrer kund und zu wissen, daß er sich zur Theologie entschlossen habe.

„Die gelehrten Theologen gehen alle in der Irre!" sprach Friedrich Metius. „Halte dich nicht zu ihnen, denn es treibet sie nicht der wahre Geist, vielmehr ist es der Geist des Hochmuts und des Ärgernisses, der sie allesamt beweget. Jeder pochet darauf, den rechten Glauben zu haben. Sie stehen an den Straßen wie Händler und Wechsler, und jeder schilt den andern einen Narren und einen Abgöttischen. Bleibe ihnen fern, so du ein rechter Mann Gottes werden willst. Halte dich vielmehr an die neuen Propheten, die Gott so zahlreich, besonders in unserm Schlesien, erweckt hat. Jakob Böhme war ein Schuster, und Christoph Kotter war ein Weißgerber zu Sprottau. So sie sich aber auf einer Hochschule der Theologie beflissen hätten, wäre der Geist an ihrer Tür vorbeigegangen. Denn er fähret dahin und dorthin, du höreſt sein Brausen wohl, aber du kannst ihn nicht nach deinem Willen lenken. Demütig und einfältig sein und Gott immerdar vor Augen und im Herzen haben und seiner in Geduld harren: das ist der einzige Weg, der aus der Irre führet. So du meinen Rat nicht mißachtest, so wähle das Studium der beiden Rechte. Ein frommer und gerechter Richter vermag Gott besser zu dienen als ein Theologe, der nur darauf sinnet, seinen Nachbarn zu verlästern."

Also entschloß sich Quirinus, ein Jurist zu werden.

Einen Tag vor seiner Abreise nach Jena übergab ihm Friedrich Metius ein blaues Buch mit Goldschnitt und sprach: „Dieses Buch hat der weltberühmte und hochgelahrte Amos Comenius geschrieben, der zu Lissa ein Bischof der mährischen Brüder und ein großer Schulmann gewesen ist und jetzo in Amsterdam die Ruhe seines Alters genießt. Es enthält die Weissagungen der Jungfrau Christine Poniatovia, des Christoph Kotter und des Nikolaus Drabicius. Gar viele haben den großen Amos darum verspottet, und mancher Freund hat sich um dieses Buches willen für immer von ihm gekehrt. „Lux in tenebris" hat er es genannt, das ist: Licht in der Finsternis. Denn die Weisheit, die es in sich begreift, erschleußt in dieser Finsternis ein helles Licht. Sie zielet auf das tausendjährige Reich, von dem schon der Apostel Johannes geweissagt hat, das da kommen wird, wenn alle Reiche dieser Welt vergangen sind, das Reich Gottes auf Erden, da Friede und Freude sein wird unter den Menschen ewiglich. Es wird nicht kommen mit Donnern und Blitzen, auch nicht daherfahren mit Kriegsvolk und blutigen Feldschlachten, sondern es wird heimlich kommen wie ein Dieb in der Nacht und die Geister erfassen wie ein himmlischer Wirbelwind. Es wird die Herzen der Mächtigen gleichermaßen wie die Herzen der Niedrigen anrühren, und wird keiner Herr sein und jeder ein Diener. Und darum ist es ein hochverdienstliches Werk, daß Amos Comenius dieses Wunderbuch verfasset und in die Welt hinausgeschickt hat, darum daß alle, die das Brausen des Geistes nicht vernommen haben, es lesen und inne werden, daß das tausendjährige Reich nahe vor der Tür ist, wenn sie es nur recht von Herzen glauben, wollen und hoffen. Ziehe darum hinaus und streite, ein Mann Gottes des Höchsten und ein Prophet des letzten Bundes!"

Quirinus Kuhlmann bewegte diese Worte in seinem Herzen, ging nach Hause und wollte das Buch aufschlagen. Aber es kam ihm darüber ein Zittern an, und er verfiel noch am Abend in ein heftiges Fieber. Sechs Tage lag er da wie tot,

Digitized by Google

und sein Geist ward von dieser Erde gewaltiglich entrückt, weilte drei Tage in den Schrecknissen der Hölle und drei Tage in der Herrlichkeit des Himmels. Und als er am siebenten Tage wieder zu sich kam, stand ihm zur linken Seite ein kreisrunder Schein, der, so er seinen Geist fest darauf heftete, wunderbarlich in allen Farben spielte, so er aber seine Gedanken von ihm abwandte, zu einem matten Schimmer verblaßte.

Darüber erschrak er aufs tiefste, denn der Schein blieb bei ihm und verließ ihn nicht wieder. Er reiste mit ihm nach Westen und besuchte in Görlitz das Grab des gottseligen Schusters Jakob Böhme, wo er auf die Knie sank und lange betete. Hier hatte er sein zweites Gesicht. Der Schein zerfloß in viele helle Lichtflammen, die ihn wie einen Mantel umgaben und im Winde hin und her flackerten. Und eine Stimme rief: „Quirinus, Kyrios, du sollst ein Herr sein über viele!“

Aber er wußte sich das Wort nicht zu deuten und zwang seinen Geist mit Gewalt davon ab, worüber auch der Schein zu seiner Linken zusehends schwächer ward.

In Jena hielt er sich still zu Hause, mied den Umgang der Studenten, die, zumal auf dieser Hochschule, ein wenig gottseliges Wesen hatten, vertiefte sich mit Eifer und Begier in das römische und in das deutsche Recht, blieb der Theologie fern und dichtete in seinen Feierstunden fromme Psalmen. So brachte er drei Jahre hin und errang sich außer dem Titel eines Poeta laureatus den Ruf, ein rechter Sonderling und Bücherhocker zu sein.

Das Buch des Amos Comenius hatte er nicht wieder angerührt, weil er fürchtete, es würde ihn wieder in eine schwere Krankheit bringen. Aber am Ende des dritten Jahres wurde er plötzlich von einer heimlichen Macht hingezogen, daß er es nahm und las.

Je weiter er in diesen dunklen, geheimnisvollen Sprüchen, die von der Not der Kreatur und der Sehnsucht nach dem Retter erfüllt waren, vordrang, um so leuchtender wurde der Schein, so ihm zur Linken stand. Und er kam endlich an des Drabicius Worte, worin er prophezeite, daß die Fülle des Segens, die alle Unglückseligkeit beenden wird, aus Breslau kommen soll.

Da erschienen plötzlich in dem Schein zu seiner Linken, der nun wie gleißend Silber aufging, drei goldene Kronen. Und sie wechselten ihre Plätze und flossen endlich in eine einzige Krone zusammen, die war köstlicher als alle Kronen dieser Welt.

Quirinus fing darüber an zu zittern und zu zagen, und das Fieber ergriff seinen Geist, daß er keinen Schlaf finden konnte bei sieben Tagen. Darauf hatte er das vierte Gesicht, und eine Stimme rief ihm zu: „Auf und gürte dich und reise nach Leyden in Holland, allda wirst du mehr hören!“

Und er machte sich unverzüglich auf, kam nach Magdeburg und zu Schiff nach Hamburg, stärkte sich durch heißes Beten und Psalmodieren und traf am 9. September 1673, drei Tage vor der Nardeneroberung, in Amsterdam ein. Hier erfaßte ihn das große Zagen, und er weigerte sich, obschon ihn der Geist heftig antrieb, nach Leyden zu gehen. Bei Isaak Benschuel, einem jüdischen Arzt, der das Goldmachen betrieb und den Stein der Weisen suchte, fand er Unterkunft. Dem half er bei seinen Arbeiten und eignete sich reiche Kenntnisse an von der Wertigkeit der Metalle und der Mischung des roten und weißen Löwen. Auch in die Kunst der Berechnung und Deutung der Gestirne und ihrer Stellungen und Wirkungen drang er ein, worüber der Schein zu seiner Linken dermaßen verblaßte, daß er ihn nur noch im Dunkeln auffinden konnte.

Isaak Benschuel aber, dem er seine Geschichte mitteilte, sprach: „Es sind eitel Hirngespinste und Phantasmagorien, die sich gar leicht einstellen, wenn das Blut seine richtige Mischung verloren hat. Laß ab davon, denn das tausendjährige Reich ist eine Utopie, die wider alle menschliche Natur ist!“

„Aber es widerstreitet nicht der göttlichen Natur,“ warf Quirinus ein, „es ist vielmehr aus ihr gezeuget und geboren!“

„Wer will sich ermessen, die göttliche Natur zu erkennen?“ fragte Isaak Benschuel lächelnd. „So du sie erkennst, hast du deinen Götzen schon gestürzt und bist nach einem neuen auf der Suche, um auch diesen zu erkennen und wiederum zu stürzen. Ein Spiel für Kinder und Narren!“

Da begann der Schein zu Quirinus' Linken plötzlich wie die Flamme der Hölle zu glühen, wuchs und deckte gleich einer Scheidewand den, der solche lästerliche Worte ausgestoßen hatte. Daran erkannte Quirinus, daß er auf einen Abweg geraten war, schied sich von Isaak Benschuel und eilte stracks nach Leyden, das er glücklich am Ende des Jahres erreichte.

Aus den Theatern.

Deutsches Theater in Berlin.

David Pinski: Der Schatz. Komödie in vier Akten.

In einer Besprechung rügt der junge Goethe einmal an einem konventionellen Lyriker seiner Zeit, daß er nur die üblichen Empfindungen in Verslein gebracht habe, sich auf dem Titel seines Buches aber ausdrücklich als polnischen Juden bezeichne. Für jede Persönlichkeit, für jede charakteristische Eigenart als Lebensoffenbarung empfäng-

Digitized by Google

lich, hatte Goethe zweifellos gehofft, gerade hier seinen seelischen Besitz durch einen Blick in fremdes Land zu erweitern. Dieselben Erwartungen können auch wir nur einem Autor entgegenbringen, der mit Emphase als „jüdisch“ bezeichnet wird. Oder ist Pinskis Komödie nicht aus künstlerischen, sondern sensationellen und theater-politischen Gründen aufgeführt worden?

Es handelt sich in dem jeden Charakter entbehrenden Stück um die Geldgier, über die sich Pinski gern belustigen möchte, fiele ihm nur mehr ein. Wenn er die Vorgänge, die er aus ihr folgert, in „jüdisches“ Milieu bettet, so läßt sich kaum sagen, daß er für die Geldgier den wahren Mutterboden gefunden hat, da sie durchaus allgemein ist. Aber gäbe man selbst zu, die Juden besäßen sie in höherem Maße, als die übrigen Menschen, und Pinski wollte eine Satire gegen seine Glaubensgenossen schreiben, so hätte er erst recht die Pflicht, das Milieu genau zu schildern und die Wurzeln dieser Geldsucht bloßzulegen. Von alledem erfahren wir nicht mehr, wie durch eine kurze Anekdote etwa aus der „jüdischen Kiste“.

Wie eine kurze, endlos aufgeschwemmte Anekdote, die dabei alle ihre Würze verloren hat, erscheint auch die Handlung. Der blöde Sohn des Totengräbers ist beim Verscharren seines toten Hundes auf Goldstücke gestoßen, hat einen Teil davon zu sich gesteckt, die Grube wieder zugeschaufelt und schließlich Ort und Stelle vergessen. Den Eltern gibt er nichts von seinem Golde, wohl aber der Schwester, die sich dafür Brillanten und Roben kauft und überall verbreitet, die Familie hätte einen großen Schatz gefunden, damit sie um so eher einen Mann finde. Nun kommt die Gemeinde, welcher der Friedhof gehört, kommt der frühere Besitzer des Feldes, kommen die Vereinsgenossen des Totengräbers, kommt die ganze Welt, um an dem Schatze teilzunehmen. Als sie endlich an die Wahrheit glauben müssen, und der blöde Sohn sich immer noch nicht auf die Stelle besinnen kann, wo er seinen Hund verscharrt hat, stürzt die ganze Gemeinde auf den Friedhof und gräbt ihn während der Nacht um, in der Hoffnung, den Schatz zu finden. Endlich besinnt sich der Trottel; aber nur noch einige Goldstücke werden gefunden, und alles kehrt auf den alten Standpunkt zurück. Die Tochter aber hat wenigstens einen Tag lang sich als Millionärin träumen dürfen.

Diese Vorgänge sind mit höchster Trockenheit durchgeführt; von Charasteristik kann überhaupt keine Rede sein, da alle Menschen aus dem einen einzigen Zuge Geldgier bestehen. Einzig bei der Tochter ist der Versuch zur Charakterisierung gemacht; wenn aber Fräulein Eibenschütz sie als eine Art Schauspielerin gab, so kann man ihr das keineswegs verübeln, da auch hier genauere Züge fehlen. Auf ebenso tiefer Stufe steht der Geschmack und die äußere Technik des Autors. Die einzige Episode, die das Wesen der Tochter vielleicht hervorgehoben und die Handlung von ihrem steifen Humpeln auf einem Beine befreit hätte — das Auftreten eines Freiers, blieb ungeschrieben.

Weit interessanter und charakteristischer als das Stück war das Publikum. Trotzdem die Premieren-Besucher des Deutschen Theaters sonst recht kritischer Art sind, herrschte hier von vornherein eine große Beifallsfreude. In der Tat ist das Merkwürdigste an diesem Stück, daß man es je nach Geschmack als Beleidigung oder Hätschelung des Judentums auffassen kann. In Wirklichkeit ist es ein aufgeblasenes Nichts.

Dr. O. A.

* * *

Berliner Konzert-Verein.

Max Reger: Variationen über ein Thema von Hiller.

Ich kann mir nicht denken, daß jemand unberührt von diesen wechselnden Bildern der Fröhlichkeit, des Ernstes, der Schalkhaftigkeit und der Schwermut den Konzertsaal verlassen hat. Mit diesen Variationen über ein lustiges Thema von Hiller muß Reger jedermann, Laien wie Musiker, gefangen nehmen. Ein sprudelnder Humor zieht durch das ganze, klar gegliederte Werk, so daß auch die wenigen Kakophonien mehr lustig, schon durch die heitere Melodik ihrer Themen, als unklar wirken. Ganz kurze Variationen von acht und sechzehn Takten wirken in ihrer kunstvoll einheitlichen Geschlossenheit wie kleine Holzschnitte, und auch die schwermütigeren Weisen werden nicht tragisch und wollen unser heiteres Gemüt nicht erschrecken. Hier verliert sogar die Fuge ihr strenges Profil und fliegt im Wirbelwind trotz ihrer Vielstimmigkeit dahin. So schafft das Genie. Heiter, des Alltags Nebel zerreißend, pflanzt es herzerquickende Bilder und Erlebnisse in der Menschen Gemüt.

Eine Symphonie von Haydn mit köstlichen Variationen im Mittelsatz, ein Konzert für drei Klaviere und Orchester von Bach, an dem wir wieder erleben können, wie ein Meister seiner Kunst auch ohne Passagenwerk und äußerlicher Brillanz nur mit thematischem Material drei Klaviere ausdrucksvoll zur Wirkung bringen vermag, und zwar nicht nur in dem wundervollen Adagio, mehr noch in den belebten Ecksätzen — schließlich Lieder von Reger vervollständigten das Programm, an dessen vorzüglicher Durchführung sich außerdem Komponisten Frieda Kwast-Hodapp, Gertrud Fischer-Maretzki und Professor James Kwast beteiligten.

Josef Stransky als Dirigent trat besonders für die Variationen von Reger sehr verdienstvoll und voller Hingabe ein. Sc.

* * *

Vom Märkischen Wandertheater.

Wilhelm Schmidt-Bonn: Mutter Landstraße, Schauspiel in drei Aufzügen.

Wer der großstädtischen Theater mit ihrem vielen unechten Flitter müde, benütze einmal die Stadtbahn in umgekehrter Richtung; er kann zuweilen so rasch nach Nowawes, wie zu Berlin ins Schauspiel kommen, kann, wenn er Glück hat, gerade auf eine Vorstellung des „Märkischen Wandertheaters“ treffen, und dort darf er, während ihm wirkliche Darstellungskunst (also durch Menschen, nicht Bilder) vorgeführt wird, erstens auch seine lang begrabenen Gemüts- und Phantasieschätze wieder hervorholen, zweitens noch obendrein Volksstudien machen. Ein gewaltiger Saal zu ebener Erde, sonst natürlich Tanz- und Lustbarkeitssaal, mit einer dem großen Raum bloß abgeknapsten Bühne; aber sozusagen friderizianischer Boden, über der Tür des Wirts lesen wir die frommen Worte: „Gott und des großen Königs Wort — Versorgten mich an diesem Ort (1772)“. Schon um 7 Uhr wird die Kasse gestürmt, und doch wird es vor 1/2 9 Uhr nicht beginnen; 60 Pfg. das ganze Vergnügen, dazu einige Vereine noch billiger, 10 Pfg. die Garderobe . . . Sicher, es wird 1/2 9 Uhr, trotz der Achtuhrankündigung — denn ohne den edlen Bierstoff gehts einmal nicht, auch in den übermäßig langen Pausen muß Lachen und Weinen immer mal wieder runtergespült werden: wer wills diesen urharmlosen Menschlein denn verübeln? „Sie, Herrchen“, (fühl ich plötzlich eine brave Mutterhand auf meiner Schulter) „lassen Se man das Jungchen da auch noch zwischen!“ Das Jungchen ist schon gut siebzehnjährig, mit leichtem Flaum auf der Oberlippe, aber naiv wie ein Baby in die Welt guckend. Und immer voller, immer drückender voll wird der große Saal; Mannsvolk so zwischen 20 und 30, alle gescheitelt und tüchtig pomadisiert, Stirn meist niedrig, aber brav, brav, und junge Mädchen, Mädchen, denen der künftige Mutterberuf ordentlich schon aufgeschrieben steht, wenig hübsch freilich, mit zu starken Backenknochen meistens — aber schon beim Kuß richtiger Eheleute im Spiel sich kindlich mit den Ellenbogen anstoßend, und, so oft Tränen

Digitized by Google

im Anzuge sind, allemal ein seltsam gedrücktes Kichern voranschickend — —

Still! Jetzt hört man den Gong . . ., ich glaube, der ist das einzig Unangebrachte hier, die Leute tuscheln was von Kochdeckeln und wissen nicht recht, ob sie nun einen Ulk zu erwarten haben. Daß sie während der Vorstellung selbst im Finstern sitzen sollen, scheint ihnen auch noch ein bißchen befremdlich; jahrtausendelang hat plötzlich einbrechende Finsternis, der Kienspan, wenn er ausgerußt war, das Dochtflämmchen, das ein heftiger Windstoß durch die Türen ausgeblasen hatte, nur Streit und blutige Schlägereien beschworen — lebt noch eine letzte Erinnerung daran, ein leiser Atavismus in denen, die gerade dann am kräftigsten immer „Pscht!“ zu rufen beginnen, wenn das Dunkel nur den friedlichen Strahl der Kunst hereinlassen will? Ehe der Vorhang aufgegangen, wird es überhaupt nicht recht still; da aber mit einem Mal — allgemeines Erstaunen, völliges Verstummen . . . Erst die Kunst *selbst* bringt diesen Bann zuwege; eine Kunst, oft gezwungen, mit den primitivsten Örtlichkeiten auszukommen, mit mangelhaftem Handwerkszeug und Handwerkermaterial arbeitend, immer zum Abbruch gerüstet, auf Mitschleppen größerer Requisiten schon aus Beförderungsrücksichten, Kosten *etc.* verzichtend — so verwirklicht sie doch den vornehmsten modernen Bühnengedanken, die *innere*, tiefere Anpassung an den jeweiligen äußeren Rahmen, und prägt überall neue Muster von dem individualisierten, rein persönlich durchdachten und objektivierten Kunstwerk! Auch dieser erste Eindruck hier ist sicher mächtig — es wird als Hintergrund für die waldige Felslandschaft (sc. I. Akt), die im übrigen aus ein paar recht primitiven Malereien besteht, hellblaue, dazu stark überlichtete Leinwand gespannt, die in halber Höhe etwa ein Torbogen aus Pappe schneidet, so daß schon gewaltige Tiefe mit verschwimmender Ferne vorgetäuscht ist; „ganz wie im Königlichen Schauspielhaus“, flüstern vor mir bald nach den ersten Szenen ein paar junge Mädchen, deren seltenstes und stärkstes Erlebnis noch immer etwas Königliches bilden muß — und so hat dieses Spiel eigentlich schon seine Quittung aus dem Munde einfacher Menschen. Was ich da zu sehen und zu hören bekomme, ist nur ein Teil der Truppe, bei dem Dr. F. L. Hörth die Regie hat; Leiter Dr. Geyer mit Dr. Claudius als Regisseur, spielt unterdessen in einem andern märkischen Städtchen — so hat diese verdienstvolle Gründung des Schillertheaters und der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung bereits ihre Erweiterung gefunden! Was Dr. Hörth nun bei diesem Stück hier herauszubringen weiß, das ist äußerste Einheit und Einfachheit, ein Vorwiegen der Stimmungselemente, Haltung und Mäßigung des einzelnen Schauspielers, aber auch Ausdrucksklarheit, Variation und Frische im Detail, um der allzu lyrischen Pointe des Dichters etwas entgegenzuarbeiten. Es ist der Grund, weshalb mir selbst dieses Rührstück, das ein vollkommen Birchpfeifferisches Motiv hat, diesmal erträglicher vorgekommen ist; man erinnert sich: Hans, der Sohn eines reichen Grundbesitzers, erst Offizier, verbummelt, führt zehnjähriges Leben auf der Landstraße und will nun endlich, in äußerster Not und Hungersqual, mit verelendetem Weib und Kind unter dem Dach seines Heimathauses wieder Schutz und Rettung finden; — aber der Vater, so ein rechter, alter, knorriger Schollenvater von Olims Zeiten, will absolut nichts mehr von ihm wissen und weist ihm so unversöhnlich-tragödienmäßig die Tür, daß Hans doch wieder gezwungen ist, sein Loblied auf die Landstraße, als die weit gütigere Mutter aller, anzustimmen! Was konnte die Regie denn tun, um ein paar Wirklichkeitsfarben mehr zu erzielen? Zunächst mußten dem Vater (der z. B. ordentlich provokatorisch im II. Akt des „Vergib uns unsre Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern“ aus dem Vaterunser betet) allgemein einige menschlichere Lichter aufgesetzt werden; es mußten die Stellen, die wenigstens entfernt eine psychologische Erklärung seines Benehmens versuchen, deutlicher herausgehoben werden, seine Natur als Ganzes hinwiederum mehr als *abnorm*-versteinte Masse erfaßt werden, deren Härte vielleicht gar nicht mehr aus einem bewußten Willen, sondern mehr einer Art innerer Verstorbenheit, seelischen Verfalls abzuleiten wäre, Diese einzige Rettung ward dem Stück zuteil; und übrigens sicher noch viel, viel mehr nach dem Herzen dieser Hörer und Zuschauer, denen die Figur des starrköpfigen Großvaters immerhin noch etwas näher liegen mochte, als meinem ästhetischen Freisinn, und ihre Tränen flossen denn auch reichlich, reichlich, besonders, als dann noch das unschuldige Kind des Landstreichers, diesmal ein echtes Kind aus Nowawes, in der Scheune, wohin es der hartherzige Mann verstoßen hatte, seinen Geist so täuschend-wahr aufgeben mußte! . . . Die Schauspieler hielten sich durchweg musterhaft: *Friedrich Albert Gros* (der Vater) packte seine Rolle durchaus realistisch an, entging dadurch wenigstens den äußersten Unwahrscheinlichkeiten und zog hingegen aus einer sehr geschickten und allmählichen Steigerung seines Spiels recht viel Vorteile, *Friedrich Carl vom Gils* als Hans wirkte in seinen fast immer plötzlichen, nicht genügend vermittelten Ausbrüchen seines Temperaments ein wenig schülermäßig, entschädigte aber dafür in den größeren Partien durch starke sprecherische Reize; seine Frau Gertrud (*Magdalene Wunschmann*) war ganz gebrochenes Dulden, mit einer glaubhaften Note aufflackernden Stolzes und rasch wieder zertretener Entschlossenheit darin, *Ottilie Eggers-Rotter* als Nichte des Alten und frühere Geliebte Hansens bezauberte im I. Akt (eh von Hans was zu sehen) mit ihrer Frische und Natürlichkeit, dann verdarb ihr leider der Dichter mit seiner verwaschenen Psychologie das Konzept. Auch *Herbert Brüchner* als Spielmann — ich höre, daß er für den nächsten Winter ans Kgl. Schauspielhaus engagiert ist — fand immerhin, wiewohl nicht recht kräftig, seine eigene Note für diese Rolle, und endlich harmonierten *Walter Schoof* und *Ludwig Beck* (in den Nebenrollen wandernder Leute), sowie selbst das kleine stimmungsvolle Lied — wer sang es? — vortrefflich mit dem ganzen Rahmen des Spiels: es sind alles junge, tüchtige, zukunftsfrohe Talente, die wir hier vor uns haben, und denen wir vielleicht alle bald einmal auf unsern großen Bühnen begegnen . . .

„Eugen, warst du tot?“, mit diesen Worten umringen nun gleich nach dem rasend beklatschten Ende des Stückes die andern kleinen Dreikäsehochs von Nowawes den niedlichen Statisten aus ihrer Mitte, der sich so geduldig auf dem Arm schleppen ließ und dann doch sterben mußte (ja, der ganze Ort hat eben an dem Ereignis teilgenommen!); sie wollen ihn keineswegs hänseln, o bewahre — der steht auch so stolz und abweisend da, so fremd noch, hält sich so ganz zu den andern Schauspielern, die schon eilfertig den Koffer für morgen packen — wirklich, der hat die Weihe der Kunst heut empfangen, denke ich . . . Und wie eine Ahnung kommenden Verderbens durchzuckt es mich: wie, ob dies Kind nun mit vierzehn, fünfzehn Jahren gar vor seine Eltern, die einen tüchtigen Schmied aus ihm machen wollen, tritt und zur Bühne verlangt, und ob es dann wohl, nach einer Tracht Prügel, ausrückt und wieder „Mutter Landstraße“ (so oder anders) spielt? — — Je nun, was schadets? Soll denn wirklich in alle Zeiten Kunst und Poesie und Kultur und Schönheit immer nur auf abgezirkte zwei, drei Kilometer Landes beschränkt bleiben? Nein, nein — das alles soll siegen, der Dichter und die Schönheit sollen siegen! . . . Nachdenklich zog ich alter Skeptiker, der ich von „Volksbildung“ durch *andre* nie so recht was halten mochte, meinen Weg zur Stadtbahn zurück . . . Sollte hier nicht doch ein Stück rechter Kulturarbeit geleistet werden, sollten diese Menschen, die in scharfer, unermüdlicher Arbeit, in echter Kunstbegeisterung, bei mäßigem Lohn von Städtchen zu Städtchen, beinahe von Dorf zu Dorf pilgern, ohne daß ein Lied, eine Zeitung regelmäßig ihre Namen kündet, nicht auch moderne Heroen sein? Sprechen wir ihnen allen unsern Dank aus,

Digitized by Google

Herrn Dr. Geyer als dem Leiter, den Herren Dr. Hörth und Dr. Claudius als Regisseuren, sowie sämtlichen Schauspielern und Schauspielerinnen! .... Sie verdienens! Dr. Anselm Ruest.

Randbemerkungen.

Polnische Wirtschaft.

Zugegeben, daß man es in Österreich durch Tüchtigkeit zu etwas bringt. Gesinnungs- . . . Wechsel tut jedenfalls die gleiche Wirkung. Wer vom Freisinn zu den Ultramontanen schwenkt, ist ein gemachter Mann. Graf Stürgkh hat auf Grund dieser erstaunlichen Wandlungsfähigkeit eine unglaublich rasche Karriere gemacht. Sein vorbildliches Muster ist Baron Bach, der zugleich die Wiener Märzrevolution und das österreichische Konkordat herbeigeführt hat. Zu solcher Vielseitigkeit gehört unbestreitbares Talent, und Österreich lohnt es durch ein Ministerportefeuille. Das gegenwärtige Beispiel für derartige Anerkennung ist Graf Stürgkh, der Minister für Kultus und gegen den Unterricht. Seine politische Vergangenheit bewegte sich auf dem Irrweg des Fortschritts, als er im Kurienparlament neben Baernreiter die Führerschaft des deutschen Großgrundbesitzes hatte. Aber Graf Stürgkh sah diesen Charakterfehler ein und präsentiert sich jetzt als ultraradikaler Parteimann des Ultramontanismus. Wo es die Hinderung einer neuzeitlichen Bewegung gilt, sieht man ihn in erster Reihe. Sein Werk ist es, daß die Rückständigkeit der österreichischen Gymnasien aufrechterhalten wird, sein Werk, daß die Wiener Kliniken verländert werden sollen, sein Werk, daß an der Krakauer Universität eine Revolte ausgebrochen ist. Immerhin: der Mann hat ein persönliches Profil. Und darum verlangt er von allen Menschen stramme Gesinnung; was schadet es, daß diese Gesinnung klerikal gefärbt sein muß? Einer der besten Künstler Österreichs, Egger-Lienz, schien ihm andre Farben auf seiner Palette zu führen. Darum wurde er nicht zum Professor der Kunstakademie ernannt. Und Egger-Lienz verläßt Österreich. Das Professoren-Kollegium in Graz hat dreimal für die Besetzung der Lehrkanzel den Kunsthistoriker Strzygowski vorgeschlagen. Aber Graf Stürgkh hat seinen vorgesetzten Plan, an dem er gesinnungstreu festhält, und die Lehrkanzel ist noch immer unbesetzt, wird vakant bleiben, bis sich die Professoren zum Vorschlag des genehmen Mannes bequemen. Das Gleiche gilt von der Nachfolgerschaft Strümpells in Wien. Und man muß den Taktsinn des Grafen Stürgkh bewundern; denn nicht jeder Gelehrte würde es sich gefallen lassen, als Kliniker von der Greislermajorität im Niederösterreichischen Landtag abhängig zu sein. Graf Stürgkh hat hier ein wunderbar feines Fädchen gesponnen: der Staat hat für die Erneuerung der Kliniken kein Geld, und die niederösterreichischen Christlichsozialen haben sich in entgegenkommender Weise erboten, diese Last auf ihr Budget zu nehmen. Es liegt ihnen nichts daran. Auf ein paar Millionen Schulden mehr kommt es nicht an. Als Lohn begehren sie nur, daß ihnen die Aufsicht über die Kliniken übertragen werde. Das bedeutet nichts weiter, als daß die Wiener Hochschulprofessoren als Klinikvorstände Angestellte des Herrn Bielohlawek werden. Diese Zumutung haben die Wiener Professoren mit einer Streikdrohung beantwortet. Davor hat man doch ein bißchen Angst, und die Sache „schwebt“. Inzwischen ist aber die Wiener Streikdrohung in Krakau Wirklichkeit geworden. Dort stockt der Universitätsbetrieb, weil Graf Stürgkh die theologische Kapazität des Professors Zimmermann aus Posen nach Krakau berufen und mit der Venia legendi für Soziologie betraut hat. Dieser Professor Zimmermann hat zwar keinerlei wissenschaftliche Leistungen, wohl aber die vom Grafen Stürgkh über die Wissenschaft geschätzte Gesinnung für sich geltend zu machen. Seine Befähigung für den soziologischen Lehrstuhl hat er durch zwei Tatsachen erbracht: die eine ist eine feinsinnige psychologische Studie über die Pfarrers-Katel, die andre die Entdeckung, daß der Glaube auf die Menschheit auch im Fortpflanzungssinne befruchtend wirke. Wir wissen also seit Zimmermann, daß die Bevölkerungsabnahme in Frankreich auf die Kongregationsgesetze zurückzuführen ist. Und die Schule Zimmermann wird alles daran setzen, daß Österreich vor dieser Degenerationserscheinung bewahrt werde. Aber die Krakauer Studenten denken nicht so patriotisch, und darum haben sie die Vorlesung Herrn Professor Zimmermanns gewaltsam gesprengt. Gewiß, es war ein gewalttätiger Akt. Aber es war Gewalt gegen Gewalt gesetzt, und der leidenschaftliche Enthusiasmus dieser jungen Leute für die Freiheit der Wissenschaft hätte nie mit so harten Repressalien gestraft werden dürfen. Was wird da Exzellenz Glombinski tun, der vor Monatsfrist noch Rektor der Lemberger Universität war und jetzt Seite an Seite neben dem Grafen Stürgkh sitzt? Wird er sich seiner versklavten Kommilitonen weniger annehmen als der unterdrückten Kanalvorlage? Qui vivra verra. Aber schon hört man von allen österreichischen Hochschulen Sympathiekundgebungen für die Krakauer Märtyrer. Und es ist ernstlich zu befürchten, daß der dritten Bienerthschen Rekonstruktion bald eine vierte folgen wird, die den gesinnungstüchtigen Grafen Stürgkh betrifft. Janus.

* * *

Die chinesische Kuliauswanderung.

Die chinesischen Kulis, gegen deren Einfuhr oder Einwanderung in Amerika, Kanada und Australien strenge gesetzgeberische Maßnahmen getroffen worden sind, darf man sich nicht als harmlose, geduldige große Kinder vorstellen. Wer je mit ihnen zu tun hatte, wird bestätigen, daß ihnen ihre Naturanlange zur Wahrung gemeinschaftlicher Zwecke alle Vorteile, die zur Verbesserung ihres Loses möglicherweise zu erreichen sind, sichert, und auf seiten der Arbeitgeber mehr Achtung vor erworbenen Rechten, als in den meisten Fällen weißen Arbeitern zugestanden wird. Auch ist der Chinese nur zu gebrauchen, wenn sein Eigeninteresse für das Ergebnis der Arbeit geweckt wird. Einen fauleren Tagelöhner wie ihn gibt es nicht. Läßt man ihn dagegen in Akkord arbeiten, so treibt ihn seine Leidenschaft für persönlichen Gewinn zu unerhörten Anstrengungen. Um als Plantagenarbeiter eine gute Ernte zu erzielen, arbeitet John Chinaman nicht nur täglich zehn Stunden in der mörderischen Tropensonne, sondern er hockt ganze lange Tropennächte im Mondenschein auf dem Acker, hängt bis zum Morgen Tabak in den Scheunen auf, sobald die Aussicht besteht, einen um wenige Cents größeren Tagesverdienst zu erlangen.

Vorläufig wirken noch die gesellschaftlichen Verhältnisse in China und die Gesetzgebungen der Einwanderungsländer gemeinsam darauf hin, die chinesische überseeische Auswanderung zu beschränken. In China machen die Geschlechtsverbände die Auswanderung von Frauen fast unmöglich. Das hält einerseits viele Männer ab, auszuwandern und zieht andrerseits die ausgewanderten, die sich in der Fremde mit den scheußlichsten Surrogaten einer natürlichen Befriedigung des Geschlechtslebens abgeben, immer wieder in die Heimat zurück. In Sir John Bowrings Erinnerungen werden verschiedene Fälle angeführt, wo in Singapur reich gewordene chinesische Kaufleute versuchten, ihre in der Heimat zurückgebliebenen Frauen herüberzuholen. Aber es zeigte sich, daß die Schande für eine chinesische Frau, die China verläßt, so groß ist und die Macht der Klaus, der sie angehört, so stark, daß kein Mandarin gegen noch so hohe Bestechungssummen dem Sturm des Unwillens Trotz zu bieten wagte, den die Entführung eines Weibes heraufbeschworen hätte. Indem es so zur Regel wird, daß chinesische Auswanderer unbeweibt in die Fremde ziehen, erhält die gelbe Gefahr auch ihre erotische Seite. In China, wo es bei den Frauen

Digitized by Google

keine Geschlechtsnot gibt, sieht man Jungfrauen mit niedergeschlagenen Augen ängstlich vor den Blicken eines Fremden fliehen; denn man hat ihnen eingeredet, solche Blicke könnten die Wirkung ausüben, ihren Schoß unfruchtbar zu machen. Dagegen sprechen die 2000 Briefe liebeshungriger Amerikanerinnen, die sich bei dem entflohenen Mörder der Else Sigle in New York vorfanden, Bände von den Möglichkeiten einer bedenklichen Rassenvermischung, die sich dereinst aus einem massenhaften Eindringen chinesischer Auswanderer in die Gebiete des weißen Mannes ergeben können. Natürlich wird China in dem Maße wie es politisch erstarkt, einer „Politik der offenen Tür" für seine Bevölkerungsüberschüsse Geltung zu verschaffen wissen, wie die europäischen Staaten ihrer Politik der offenen Tür für Überschüsse der Gütererzeugung im Auslande Geltung zu verschaffen wußten.

Noch hat die werdende moderne Militärmacht China keine Gelegenheit gehabt, in den Gang der internationalen Politik einzugreifen. Um so bedenklicher ist es, daß bisher bereits starke Wirkungen der Konkurrenz chinesischer Arbeitskräfte selbst im politischen Leben europäischer Völker zu verspüren waren, ganz zu schweigen von den Verhältnissen in der nordamerikanischen Union, Kanada und Australien, wo die Frage der gelben Einwanderung längst zu den wichtigsten Gegenständen gehört, die die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigen. Was war es, was bei den englischen allgemeinen Wahlen im Jahre 1905 den Whigs eine so gewaltige Mehrheit im Unterhause verschaffte? Nur die Entrüstung der breiten Massen des englischen Volkes über die Verwendung chinesischer Kulis in den Goldbergwerken Transvaals. Es gab lange Zeit kein dankbareres Motiv für die Karikaturzeichner. Einer ließ die Geister gefallener englischer Soldaten aus dem Burenkriege sich über ein paar Kulis unterhalten und den einen auf sie hindeutend äußern: „Sieh, für die haben wir unser Leben gelassen." Ein andres Bild: Zwischen den Füßen eines aufrecht stehenden englischen Kriegers liegt ein gefallener Bur, die „Boer Republics" vorstellend. Der Krieger, das Gewehr in der einen Hand, mit der andern den Hut zurückschiebend, blickt erstaunt, mit offenem Munde auf den sich nähernden John Bull, der mit dem Daumen hinter sich zeigt, wo ihm ein Chinese und ein Kaffer folgen. Im Hintergrunde sieht man Minenschächte. Darunter steht: „Not Wanted. John Bull (to the white soldier): „Ah, I see you' ve finished him Thanks. You can go home; my friends here can do all that is necessary now." Im Wahlkampfe kleidete sich die Entrüstung über die südafrikanische Kulieinfuhr in den Mantel der Humanität. Die liberalen Redner eiferten gegen die „moderne Sklaverei", die mit den armen chinesischen Kontraktarbeitern getrieben würde. Im Unterhause aber bekannte Winston Churchill später in der Entgegnung auf eine Rede Chamberlains: „Ein Gehirnarbeiter, der keine Vorstellungskraft besitzt, mag nicht begreifen könen, was für ein Gefühl es ist, das den einfachen Mann beschleicht, der nichts zu verkaufen hat als den Schweiß seiner Stirn, wenn er sieht, wie das kosmopolitische Kapital mit den ungeheuren Arbeiterreserven Asiens Fühlung nimmt; Angst ist es, was sich seiner bemächtigt, und ist diese Angst begründet, so droht den Grundlagen der europäischen Zivilisation eine tödliche Erschütterung."

Mehr als einmal hat der chinesische Kuli auch bereits an den Toren Europas angepocht. Im Jahre 1906 traten Agrarier der Provinz Posen allen Ernstes mit dem Gesuch an die preußische Regierung heran, ihnen zu gestatten, chinesische Arbeiter in Deutschland einzuführen. Einige Monate später faßten im ungarischen Komitate Beteeg magyarische Großgrundbesitzer in einer Sitzung einstimmig den Beschluß, 15 bis 20 000 Kulis aus China herbeizuholen, falls die Lohnstreitigkeiten mit ihren Arbeitern sich nicht nicht zu ihrer Zufriedenheit schlichten lassen würden. Aus beiden Absichten wurde nichts, und es handelte sich auch vielleicht um nichts andres als Drohungen für heimische Arbeiter. Warum aber sollte später nicht wirklich einmal ernst damit gemacht werden? Auf europäischen Schiffen werden längst Chinesen beschäftigt. Auf deutschen vorläufig nur als Kohlenzieher, aber auf englischen sieht man immer häufiger auch an Deck chinesische Seeleute. Neuerdings hat sich die englische Gesetzgebung bereits veranlaßt gesehen, Schutzmaßnahmen gegen eine Verdrängung englischer Seeleute durch den chinesischen Wettbewerb zu treffen.

Otto Corbach.

* * *

Verein der Lebensretter.

Herr Paul Altheer, Berlin, geht in den Randbemerkungen der Nr. 3 der „Gegenwart" mit dem „Verein der Lebensretter" scharf ins Gericht. Er meint, wenn man nach einer Lebensrettung „hingeht und um die ausgeschriebene Belohnung Schacher treibt, wohl gar zu diesem Zwecke in eine Art Schutzverband eintritt und mit seinem Advokaten um die Medaille und ein paar hundert Märker streitet", so sei das nicht das Richtige. Ich gebe Herrn A. darin vollkommen recht. Ich gebe ihm aber unrecht, wenn er solche Handlungsweise mit dem Verein d. L. in Verbindung bringt.

Schreiber dieses ist jahrelang zur See gefahren, hat selber einige Lebensrettungsversuche auf dem Gewissen, und hat hier und da einen Einblick in die Verhältnisse andrer bekommen, die ihr Leben bei der Rettung fremder, gleichgültiger Menschen — wie Herr A. richtig sagt: „instinktiv" — riskieren. Und da scheint ihm doch ein Wort der Verteidigung für die Zwecke des genannten Vereins am Platze zu sein. Vorausgeschickt sei nur, daß Verfasser kein Mitglied des Vereins ist und daß dieser ihn überhaupt nicht kennt.

Herr A. greift nur eines der Ziele des Vereins heraus. Das hat sein Bedenkliches. Hören wir den § 1 der Satzungen des V. d. L. zu Berlin vollständig:

§ 1. Zwecke und Ziele.

a) Jedem, welcher eine mit eigener Lebensgefahr verbundene mutige Rettung vollbrachte, zur Erlangung der hierfür ausgesetzten Belohnung zu verhelfen, und zwar: 1. Rettungsmedaille am Bande. 2. Erinnerungsmedaille für Rettung aus Gefahr. 3. Öffentliche Belobigung. 4. Geldprämie.

b) Personen, welche bei einer mutigen Rettungstat selbst verunglückten, bzw. deren Angehörigen, aus Vereinsmitteln einmalige oder dauernde Unterstützungen zu gewähren.

c) Den Hinterbliebenen verstorbener Mitglieder ein Sterbegeld von 50 M. zu zahlen.

d) Besprechungen und Vorträge auf dem Gebiet des Rettungswesens zur Belehrung der Mitglieder und im öffentlichen Interesse.

e) Gemütliche Zusammenkünfte der Mitglieder und gegenseitige Unterstützung mit Rat und Tat.

Was zunächst den Wert der Medaillen anlangt, so dürfte Herr A. ihn doch vielleicht überschätzen; denn der Mann im Gewande des Bürgers hat viel zu selten Gelegenheit, der Mitwelt seinen Besitz kundzutun. Man hat wohl die Auszeichnung, — doch sie liegt im Tischkasten. Trotzdem macht die wohlerworbene Rettungsmedaille &c. dem Besitzer Freude, sie ist ja der einzige Orden, der weder erdient, noch erdienert, noch erdiniert wird.

Was die Geldprämie betrifft, so mache man sich nur die soziale Lage derer klar, denen sie zugute kommen soll. Herr A. sagt etwas verächtlich, ein Lebensretter treibt nicht um die Belohnung Schacher und streitet sich nicht mit seinem Advokaten um „ein paar hundert Märker". Nein — aber ein Nachspringen ins Wasser z. B. kostet fast stets Zeit, Zeug und zumeist Gegenstände, wie Taschenuhr &c.; häufig aber auch die Gesundheit, — alles recht empfindliche Verluste für jemanden, der nicht aus dem Vollen lebt. Hierfür soll die Geldprämie, die übrigens wesentlich geringer ist, als Herr A. annimmt, eine billige Entschädigung sein. Der Arbeiter, Schiffer &c. hat übrigens zumeist keinen Advokaten — dieser würde auch nichts nützen, da eine solche Prämie nicht einklagbar ist.

Digitized by Google

Der V. d. L., dessen Mitglieder aus eigener Erfahrung wissen, was der Entschluß bedeutet, freiwillig sein Leben zu opfern, versucht nun da einzusetzen, wo die offiziellen Mittel zunächst oder endgültig versagen. Weit entfernt, ein „Schutzverband“ zu sein, will er unbekannt gebliebene mutige Taten (und das sind die meisten!) zur Kenntnis der maßgebenden Behörden bringen; ein „Schacher oder Streiten um ein paar hundert Märker“ (du lieber Himmel! die Belohnungen liegen meist zwischen 20 und 50 M.) würde bei den sehr präzisen Bestimmungen wohl recht verfehlt sein. Gerade der „Poseur“, der in der Öffentlichkeit sein Gutes tut, braucht die Hilfe dieses Vereins am wenigsten.

Daß sich der V. d. L. auch zugleich mit für die Erlangung der Medaillen verwendet, liegt in der Natur der Sache.

Die nicht nur — wenn ich so sagen darf — anständigste, sondern auch zugleich schwierigste Aufgabe, die sich der Verein gestellt hat, ist aber die einmalige oder dauernde Unterstützung von Personen, welche bei einer mutigen Rettungstat selbst verunglückten, bzw. deren Angehörigen, aus Vereinsmitteln. Lebensretter sind, wie gesagt, nicht immer gleichzeitig Millionäre, und wenn sie da noch genug zusammenbringen, um jemanden zu unterstützen, für den kein Gesetz eintritt, so sollte man diesen doppelt selbstlosen Leuten lieber wünschen, daß sie gelegentlich auch von dritter Seite Zuwendungen erhalten, anstatt sie mit überlegenem Spott über die Achsel anzusehen.

Der Schlußsatz des Herrn A. wendet sich gegen ihn selbst:

„Es sind zwei so große Gegensätze, der Begriff des Lebensretters und der des um seinen Sold streitenden Poseurs, daß man sich hüten sollte, so etwas zu vermengen, und so der Sache schon äußerlich zu schaden.“

Herr A. hats nämlich vermengt. V. S.

* * *

Das Spiel mit der Verjährung.

Wenn die Verwaltung will, kann sie die besten Absichten des Gesetzgebers in ihr Gegenteil verkehren. Im § 68 R.Str.G. heißt es: „Jede Handlung des Richters, welche wegen der begangenen Tat gegen den Täter gerichtet ist, unterbricht die Verjährung“. Diese Bestimmung wird benutzt, um die Rechtswohltat der Verjährung unwirksam zu machen. Das Gesetz läßt selbst die Strafverfolgung des Mordes in 20 Jahren verjähren, geringere Straftaten in kürzerer Zeit bis zu 3 Monaten hinab, aber seine Milde nützt nichts. Vor 37 Jahren hat ein jetzt 67jähriger Mann, ein früherer Postbeamter, eine Unterschlagung begangen und ist flüchtig geworden. Das entwendete Geld hat ihm keinen Segen gebracht, er geriet ins Elend und stellte sich schließlich den Behörden. Und nun kam er vor das Schwurgericht. Nämlich alle 4 Jahre war — natürlich auf Betreiben der Staatsanwaltschaft — eine richterliche, an sich ganz belanglose Handlung gegen ihn vorgenommen worden und somit hatte die Verjährungsperiode immer wieder von neuem zu laufen begonnen. Die Folge war, daß man den Fisch, als er jetzt freiwillig ins Netz ging, ans Messer liefern konnte. Diese gewissermaßen automatische Unterbrechung der Verjährung wird seit längerer Zeit von den Gerichten beliebt und ist ein Mißbrauch des oben zitierten Paragraphen. Das Schwert soll nicht ewig über dem Sünder hängen, der mildernde Einfluß der Zeit nicht für immer beseitigt sein. Zwar handelt es sich um richterliche Anordnungen, auf die der Justizminister keine Ingerenz hat; da sie aber wohl stets auf Veranlassung der Staatsanwaltschaft ergehen, täte der Justizminister gut, durch einen Erlaß diesem Spiel mit der Verjährung ein Ende zu machen. Dr. P.

Die Macht des Unsichtbaren.

Nachdem wir das Ultraviolett entdeckt haben, können wir nicht mehr behaupten, daß den menschlichen Augen das Unsichtbare so nebensächlich sein darf; die kleinen Ameisen haben doch empfindlichere Augen oder andre Wahrnehmungsorgane, mit denen sie sehr wohl die ultravioletten Strahlen empfinden können — die Ameisen bringen ja auch ihre Eier fort, wenn sie von ultravioletten Strahlen getroffen werden — was ja experimentell nachgewiesen ist.

Nun behaupte ich aber: auch die Sternatmosphären sind uns zum allergrößten Teile unsichtbar.

In der „Gegenwart“ hat Emil Brandt-Hildesheim öfters über „Mond und Wetter“ geschrieben. Und seine Ausführungen sind durchaus einleuchtend. Je nachdem der Mond unter oder überm Aquator steht, werden die kälteren Luftregionen zum Süden gedrängt — oder die wärmeren zum Norden. Das leuchtet ein. Man nimmt eben an, daß der Mond anziehend auf die irdischen Luftverhältnisse wirkt.

Ja — muß man aber wirklich sagen, daß der Mond „anziehend“ wirkt? Das leuchtet mir ganz und gar nicht ein; eine Anziehung des Mondes auf die Erde und umgekehrt, erscheint mir nach wie vor mit Newton (wie schon an dieser Stelle öfters erklärt wurde) als ein grandioses Absurdum; so einfach sind die astralen Lebensverhältnisse keineswegs.

Wenn ich dem Monde eine unsichtbare Atmosphäre gebe, so kann ich auch annehmen, daß diese abstoßend auf die Erdatmosphäre wirkt. Im Effekt ist hier Abstoßung und Anziehung ganz genau dasselbe.

Habe ich nun aber eine Berechtigung, dem Monde eine unsichtbare Atmosphäre zu geben?

Das möchte ich in bestimmtester Form behaupten — denn auch die Erde hat eine für uns unsichtbare Atmosphäre.

Es ist doch gelungen, elektrisch leuchtende Wolken in einer Höhe von hundert Meilen über der Erdrinde in der Erdatmosphäre festzustellen. Diese Atmosphäre muß also von so unsäglich feiner Konstitution sein, daß sie für uns einfach unsichtbar — nicht wahrnehmbar für unsre Organe — gehalten werden muß. Daß die meisten Meteore auch nur in einer Höhe von 5 bis 10 Meilen über uns aufleuchten, zeigt doch auch, daß da noch Atmosphäre da sein dürfte. In 100 Meilen Höhe aber muß alle Wahrnehmbarkeit der Atmosphäre aufhören.

Und somit ist es nicht phantastisch, wenn ich behaupte, daß diese Erdatmosphäre sich weit über 20 bis 30 000 Meilen ausdehnt — vielleicht in die Atmosphäre des Mondes übergeht.

So entstünde dann eine natürliche Wirkung auf die Luftverhältnisse der Erde durch jede andre Stellung des Mondes; der Mond hört eben nicht dort auf, wo er für uns unsichtbar wird.

Wir sind im Astralen immer wieder gezwungen, das Unsichtbare höher zu stellen — nicht nur unsichtbare Sonnen gibt es im Himmelsraume — es gibt auch noch sehr viele andre Dinge im Himmel, die uns unsichtbar bleiben — und die sich doch bemerkbar machen.

Digitized by Google

Die Fernrohre sind tatsächlich trotz der Spektralanalyse nicht dazu da, von uns überschätzt zu werden; wir überschätzen nach meiner Überzeugung unsre Erkenntnisse, wenn wir die Macht des Unsichtbaren nicht ein wenig höher einschätzen.

Paul Scheerbart.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Oskar Ludwig Brandt: Dichten und Denken. Gedichte und Skizzen. Verlag Alfred Baumhauer (Berlin).

Es bereitet dem milden Kunstrichter kein Vergnügen, nun den Scharfrichter spielen zu müssen. Dieser Versverbrecher soll nicht zu lange unter der Folter seines Henkers leiden. Das Werk Brandts bereichert nicht unser Schrifttum um einen Wert. Es ist in jeder Hinsicht belanglos. Requiescat in pace!

Arthur Silbergleit.

Bodo Wildberg: Schlangenhaut und andre seltsame Novellen. Verlag von Richard Taendler, Berlin W. 50.

„Schlangenhaut" — zugleich der Titel einer Erzählung von dem seltsam positiven und doch grausigen Charakter aller Wildbergschen Produktionen und doch auch ein Symbol für seine Art im allgemeinen. Es ist immer etwas Tierisch-Triebhaftes in der Grundidee dieser Novellen, etwa wenn in „Eugen der Löwe" aus dem Löwenwärter durch einen unheimlichen Assimilationsprozeß psychisch-physischer Art zuletzt ein Löwenwesen von greulicher Wildheit hervorgeht. Die Dämonen des Wahnsinns und der Idiosynkrasie umflattern all diese Skizzen, in denen, trotz aller gespensterischen Phantastik, doch ein gleichsam über sich selbst klar werdender wissenschaftlicher Geist zu spüren ist; in dieser, zur harmonischen Einheit gestalteten Mischung von Poescher Grausensdämonie und fast lyrisch-versöhnlicher Poetik und Klarheit liegt die schillernde Eigenart Wildbergs, eine Eigenart, die für Gruselhascher von Profession vielleicht etwas Trockenes an sich haben mag, die aber gerade die künstlerische Wesenheit dieses Schriftstellers bedingt.

Arthur Neisser.

Adolf Kohut: Aus dem Herzensarchiv verliebter Berühmtheiten. Verlag Neues Leben, Berlin.

Dieses neue Werk des bekannten Literar- und Kulturhistorikers ist ein allerliebstes Gemisch von leichtem, graziösem Feuilletonismus und liebenswürdiger, warmherziger Kulturhistorie. Es führt uns in das Reich der verschiedensten interessanten Persönlichkeiten, deren Beziehungen zum „schöneren Geschlecht", die oft sehr interessant und romantisch waren, es aufdeckt. Kohut führt uns die größten Gegensätze anschaulich und gewandt vor, große Staatsmänner, wie Napoleon I. und Benjamin Franklin, daneben den leichtblütigen Napoleon III. und die Liebestragödie des unseligen Freiherrn v. d. Trenck, die hochromantische Leidenschaft Nelsons zu der sittenlosen Schönheit Emma Hamilton und als Gegensatz den puritanisch strengen Freiherrn v. Stein. Gleims Anakreontik mit ihrem leisen, tragischen Unterton und die glühende Liebe Petöfis zu seiner Julie, Lenaus bekanntere Schicksale, jedoch mit neueren Streiflichtern auf die arme Marie Behrends, Grabbes Ehemisere und Klopstocks Überschwänglichkeit, das interessante Verhältnis Voltaires zur „göttlichen Emilie", Leibniz' platonische Liebe zur Königin Sophie Charlotte und David Friedrich Strauß' Doppelliebe, ferner Mozarts, Meyerbeers und namentlich Liszts Beziehungen zu den Frauen. Ist auch das Thema nicht bis auf den Grund erschöpft und neben manchem Vollendeten weniger Interessantes in dem Buch, und fehlen auch manche überaus interessante Motive, wie

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ⁂ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

Mark 1000. bar

für Aufnahmen mit Ernemann-Camera und Ernemann-Optik

Preisausschreiben

offen bis 30. Sept. 1911. Bedingungen und Katalog gratis.

Heinr. Ernemann A. G., Dresden 260

Digitized by Google

Bürgers Glück und Elend, Lassalles tödliche Liebe, Nietzsches tragische Erlebnisse, die der kundige Verfasser uns vielleicht in einer neuen Auflage schildert, so ist doch das Ganze ein sehr gelungener Versuch, Kulturgeschichte und Liebe zur Bildung weitesten Kreisen zu erschließen.

Paul Friedrich.

Felix Lorenz: Die kühlen Wälder. Axel Juncker Verlag (Berlin).

„Mondbeglänzte Zauberpracht" der Romantik wird heimlich lieblich in Lorenz' Versen wach. Ein in die Welt der harten, nüchternen Arbeit verschlagener Träumer sinnt seiner Heimat nach. Waldesstille, sonnige Felderbreiten, friedliche Seelenzweieinsamkeiten, begrabnes Vinetaläuten steigt empor. Die heißäugig-versonnene Jugend, in der alle Schönheit, alles Glücksverlangen als Hoffnung und Sehnsucht lebendig war, Lieder im Volkston, in denen viel Musik ist, wechseln mit Gesängen an die verwunschene Liebe der schönen Melusine, und neben markigen Epitaphen auf große Tote, unter denen das an Menzel hervorragt, stehen Böcklin-Gesänge, in denen der Dichter den großen Malerromantiker der Naturgeister in seine Sprache übersetzt. Eine leise, herzenswarme Melancholie legt ihre segnenden Hände auf die tote Jugend, die herrlicher war, als das Leben, das sie ersehnte. So heißt es in „Heimatträume":

In meiner Heimat ist ein Wehn und Klingen,
Das sind die Träume, die ich einst besessen,
Die alten Träume, lange schon vergessen,
Die manchmal ihre Heimlichkeiten singen.

Was diesen Gedichten, aus denen es hin und wieder wie Eichendorff klingt, ihren eigenen Wert verleiht, ist das echte und warme Herz, das in jeder Zeile spürbar ist.

Paul Friedrich.

Adalbert Luntowski: Heroische Novellen. Xenien-Verlag (Leipzig).

Hier tritt der feurige „Menschen"-Sucher Adalbert Luntowski zum erstenmal als Schaffender an die Öffentlichkeit. Heroische Novellen nennt er die fünf Erzählungen, weil auch in ihnen die Sehnsucht nach einem neuen Mannes-Menschentum zittert. Neben zwei balladenhaften Erzählungen, der starkdramatischen „Der Spielmann von Gribno" und der pathopsychologischen „Das Kruzifix", die mir als Zwischenstücke zwischen Ballade und Erzählung erscheinen, stehen drei Menschenschilderungen aus unsren Tagen: Karl Wagner, der Lehrer, und der Sieger. In „Karl Wagner" stecken Ansätze zu einer modernen sozialen Tragödie: hier schildert L. einen jener Lebensreformer und Idealisten, der an der Rauhheit des heutigen Kapitalismus scheitert, dem „Lehrer" wird eine freie Liebe zum Verderben während der Sieger, die letzte und wertvollste Gabe des Buchs, einen Mann schildert, der in der Selbstüberwindung seinen Frieden findet. Die Form dieser modernen Erzählungen ist noch chaotisch unausgeglichen im Tempo und Stil, man fühlt, daß dieser drängende Reichtum die alte Form zersprengte, um sich eine eigene zu suchen. Im Sieger scheint mir dies bis jetzt am besten gelungen zu sein, da der Ichstil dem Subjektivismus größere Freiheiten bietet. Auf alle Fälle stecken hier neben ethischen auch künstlerische Werte, die schon die starke und eigenmächtige Sprache beweist. Wir wollen dies Buch als eine frohe Zukunftsverheißung schätzen und der Dinge warten, die uns dieser Zielsucher bescheren wird.

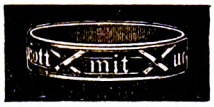
Paul Friedrich.

Wir verkaufen auf Teilzahlung

Moderne Trauringe Mattgold, 14 Karat 0.585 gestempelt

No. 2415. Sinnspruch: „Die Liebe höret nimmer auf". M. 28.—

No. 2416. Sinnspruch: „Dein für immer". M. 25.—



No. 2417. Sinnspruch: „Gott mit uns" M. 24.—

No. 2418. Sinnspruch: „In Liebe treu" M. 23.—

No. 2419. Blumenembleme Myrthe-Rosen M. 24.—

No. 242[illegible]. Blumenembleme Myrthe M. 23.—

No 1358. Glanzgold. 4 Brillanten, Gr. 9 (à 3/64 Kar.) 10 Brillanten, Gr. 1 (à 1/64 Kar.); zus. 14 Brillanten (46/64 Kar.), in Platin gefasst . . . M. 350.—

Hunderttausende Kunden in 30 000 Orten des Deutschen Reiches

Uhren

Unser Katalog enthält grosse Sortimente in Brillantschmuck. Feinste Uhrenmarken. — Hochzeits- u. Gelegenheitsgeschenke

Uhren

Jonass & Co., Berlin K.W. 320, Belle-Alliancestr. 3

No. 1124. Mattgold, Schiene durchbrochen, 1 Brillant, Grösse 2 (3/64 Karat), in Platin gefasst . . . . M. 31.—

Eigene Gehäusemacherei. Eigene Goldschmiede. Eigene Gravieranstalt. Eigene grosse Uhrwerkstätten.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Mießler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 8. Berlin, den 18. Februar 1911. 40. Jahrgang Band 79.

Die Spreepräfektur.

Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten; denn die Regierung schreitet zwar nicht schnell, aber langsam und sicher, und Berlin sitzt jetzt drin in der Zwickmühle. Jahrzehntelang hat sich dies mächtig aufwachsende, kommunale Gebilde der Reichshauptstadt für unantastbar gehalten und im Bewußtsein seiner Macht stolz alle Anträge von sich gewiesen, die ihm nicht seinem eigenen Werte genügend angemessen erschienen. Der Wasserkopf spottete all der kleinen Nachbarköpfe, die teils kümmerlich und vertrocknet, teils arm und unterstützungsbedürftig auf dem Sandboden um ihn herum entstanden. Nun ist der Tag gekommen, da er nicht mehr auf sie herabsehen darf. Als prinzipiell gleichwertige Glieder sollen sie mit ihm zusammengebunden werden zu dem großen Zweckverband, dessen erbarmungslosen Lorbeerkranz sich Herr v. Dallwitz aufs Haupt drücken will. Der Zweckverband Groß-Berlin ist das Ende unendlich verwickelter Eifersüchte und kommunaler Nachbarzwiste: Berlin hat erfahren müssen, daß man oben bei den Bureaukraten selbst vor dem heiligen Selbstverwaltungsrecht der Reichsresidenz keinen Respekt hat, obwohl sie doch im Zusammenhang der preußischen Monarchie eine privilegierte Sonderstellung inne hatte. Weil du nicht willig warst, brauch ich Gewalt, heißt es nun. Herr v. Bethmann Hollweg lehrt via Dallwitz den kommunalen Freisinn Mores. Schon bei der Affäre mit dem Tempelhofer Felde war die Berliner Kommune geradezu baff, daß man wirklich und tatsächlich dem kleinen Tempelhof den Vorzug gab. Berlin hatte sich zuviel Gewicht zugetraut, hatte geglaubt, den Preis diktieren zu können, und siehe da, Herrn v. Heeringen war das „schnuppe". Ebenso schnuppe wie Herrn v. Dallwitz, daß der Berliner Magistrat beim Zweckverbandentwurfe vor seiner Einbringung gehört zu werden verlangte. Diese Stadtverordneten bildeten sich ein, man würde mit ihnen eine Ausnahme machen, weil sie die Berliner Stadtverordneten sind. Aber, o Schande, man tat es nicht. Eines Tages kam der Entwurf ins Abgeordnetenhaus und drauf stand geschrieben: Friß, Vogel, oder stirb! Das ist die Zwickmühle. Entweder Berlin wehrt sich mit Händen und Füßen, dann kommt es in die wenig schmeichelhafte Lage, einfach majorisiert zu werden, oder es zeigt sich willig, dann geschieht es doch nur mit saurem Gesichte; denn zu machen ist gegen die Sache nichts mehr. Der Zweckverband für Großberlin wird Tatsache werden.

Berlin war eigentlich immer schon eine Art Provinz. Es fiel aus Brandenburg de facto heraus. Die präsidialen Gewalten verteilten sich bei ihm in besonderer Weise zwischen dem Polizeipräsidenten und den kommunalen Faktoren. Der Versuch, auch nominell eine Provinz aus ihm zu machen, scheiterte seinerzeit an verschiedenen Gründen politischer und finanzieller Natur. Und doch war es seit langer Zeit eine dringende Notwendigkeit, den unentwirrbaren Knäuel von gemeindlichen Einzelinteressen der um das alte Berlin aus der Erde wachsenden jungen Stadtgebilde zu entwirren und einheitlich zu organisieren. Man hat seinerzeit dem Berliner Magistrat hinreichend nahe gelegt, zu diesem Zwecke Eingemeindungen großen Stiles vorzunehmen. Aber die Berliner Magistratsgewaltigen vermochten über ihre eigenen Köpfe nicht hinweg zu sehen. Sie wollten nur die lukrativen Nachbarn, wollten nur die fetten Bissen schlucken. Die große Zahl der mageren Gemeindlein verschmähten sie, aus Furcht, sie könnten ihnen allzusehr auf der Tasche liegen. Das war nicht weitsichtig gehandelt. Die jungen Nachbarn wurden so gezwungen, auf eigenen Füßen stehen zu lernen. Es fiel ihnen sauer. Aber was half es? Sie mußten, und also konnten sie. Sie machten große Anstrengungen auf eigene Rechnung, und der Erfolg brachte reichen Lohn. Heute ist Wilmersdorf die reichste Stadt der Monarchie. Schöneberg, Charlottenburg sind mächtige Gemeinwesen, und draußen wachsen um die Villenkolonien Städte über Städte aus dem Walde. Nun hat Berlin nicht mehr die Wahl. Nachdem sich sein Magistrat unfähig erwiesen hat, auf dem freiwilligen Wege gegenseitiger Verständigung das Problem der Provinz Berlin zu lösen, mußte der Staat eingreifen. Selbstverständlich so, daß er nun auch seine eigenen Interessen nicht vergaß, und außerdem zugunsten derjenigen Gemeinden, die erst heute ebensoweit oder noch

Digitized by Google

nicht einmal so weit gediehen sind, wie die inzwischen erstarkten, älteren Brüder, die den Berlinern damals im Jahre 1892 zu schwächlich waren. Herr v. Dallwitz nennt das weitsichtige Politik. Das ist es, auch wenn vielleicht noch andre Motive mitsprechen.

Der Zweckverband, dessen Notwendigkeit kein Mensch mit Vernunft abstreiten kann, soll zunächst nur die Verkehrspolitik, den Bebauungsplan und den Schutz des Wald- und Wiesengürtels in die Hand nehmen. Einige wünschen ebenfalls das Schulwesen einzubeziehen, aber das würde zuviel des Guten auf einmal sein. Gegen jene drei Aufgaben hat keiner an sich etwas einzuwenden, höchstens daß Berlin befürchtet, der Fiskus lege es darauf an, seine Wälder gut loszubringen, und zwar auf Kosten der Berliner City. Im übrigen streitet man sich nicht so sehr um die Aufgaben, als um Art und räumliche Ausdehnung des Zweckverbandes. Sollen die Riesenkreise Teltow und Niederbarnim ganz und gar mit hinein? Wenn ja, ist dann nicht der Teltower Kanal ein Verkehrsmittel, für dessen Erhaltung alle bezahlen müssen? Und muß nicht etwa Berlin den Barnimern Chausseen bauen, die eigentlich nur sie alleine angehen? Das ist noch nicht das Schlimmste. Es kommen auf diese Weise auch die Landräte in den Verbandsausschuß hinein, und vor Landräten graut dem Magistrat. Warum der Regierung nicht vor ihnen graut, ist klar. Bekommt sie doch auf diese Weise direkten Einfluß auf die wichtigsten Fragen städtischer Selbstverwaltung. Außerdem will sie den Berlinern, laut Bestimmung des allgemeinen Zweckverbandsgesetzes, das eigentlich nur einen Rahmen für den Berliner Entwurf bildet, nur ein Drittel der Stimmen im Ausschuß geben, was positiv zu wenig ist, (auch kaum durchgehen wird). Das Unangenehmste aber für den Berliner Magistrat muß die Bestimmung sein, daß der Verbandsdirektor, also der einflußreichste Mann bei der ganzen Sache, kein Kommunalbeamter sein darf, sondern ein Regierungsvertreter. In dieser Bestimmung muß man die politische Bedeutung des Gesetzes erblicken.

Ein Mann der Regierung, der irgend einem Amte angegliedert wird, soll die Aktiengesellschaft Groß-Berlin dirigieren in den ersten Lebensfragen der Stadt. Kann man zwischen diesem Verbandsdirektor und einem Oberpräsidenten noch wesentliche Unterschiede entdecken? Vor allem wenn man diesen Direktor, der dem Oberbürgermeister auf die Nase gesetzt ist und ihn erheblich drücken wird, zusammennimmt mit dem Polizeipräsidenten? Ist Berlin dann etwas andres als eine Präfektur? Unleugbar ist hier unter anderm Namen dasselbe erreicht, was seinerzeit scheiterte: Berlin ist zur Provinz gemacht und hat damit sein Sonderprivileg verloren. Das haben Herr v. Dallwitz und Herr v. Bethmann Hollweg, oder wer die Väter der Idee sein mögen, raffiniert ausgedacht. Berlin eine Regierungspräfektur, in ein und derselben Körperschaft nicht mehr und nicht minder als gleichberechtigt mit ländlichen Kreisen, die über seine entscheidendsten Interna mitbestimmen. Soll man es bedauern? Ein Blick auf die Berliner Stadtverordnetenversammlung drängt einem das Nein auf die Lippen. Und doch ist es bedauerlich. In der Idee nämlich. Die Selbstverwaltung wird durch den Berliner Zweckverband mehr beschränkt als nur insofern, daß jeder Zweckverband Verzicht von Selbstbestimmung zugunsten der Gesamtheit bedeutet. Sie wird beschränkt in ganz bestimmter Art und Absicht, die politischer Natur sind. Das ist prinzipiell bedauerlich, auch wenn es im einzelnen Falle manchmal kein Schade sein wird. Jedenfalls ist es nicht mehr zu ändern. Berlin trägt selbst die Hauptschuld daran. Es ist zu groß geworden, als daß seine linksliberale Kommunalpolitik mit dem Preußisch-Konservativen verträglich wäre. Etwas mehr kluge Selbstbeschränkung und Weitblick hätten ihm diese Erfahrung erspart. Nun hat der Staat die Sache in die Hand genommen. Berlin ist das Objekt einer Ausnahmegesetzgebung geworden und muß sich fügen, wenn diese ihm nicht jenes Entgegenkommen zeigt, die es sich durch rechtzeitiges eigenes Entgegenkommen gegen seine Nachbarn hätte sichern können. Die Spreepräfektur ist das Ende des alten Liedes und der Anfang eines neuen.

Internationale Politik.

Von Otto Corbach (Charlottenburg).

Der moderne Mensch stellt hohe Ansprüche an die Historiker. Verächtlich legt er jedes Geschichtswerk beiseite, das nicht die Tatsachen des Völkerlebens folgerichtig im Zusammenhange, als Äußerungen in und außerhalb der menschlichen Gesellschaft wirkender Naturkräfte begreifen lehrt, vielmehr statt dessen die Völker nur Spielzeug „großer Männer“ sein läßt. Aber unsern Tageszeitungen nimmt es keiner übel, wenn sie die Zeitgeschichte ganz unwissenschaftlich auffassen, alles bedeutende Geschehen als Auswirkungen der Persönlichkeit großer Zeitgenossen darstellen.

Die meisten Leitartikel deutscher Blätter über die Potsdamer Kaiserzusammenkunft und ihre Folgen haben zum Leitmotiv den Gedanken gehabt, daß die neueste, für Deutschland glückliche Wendung in der Entwicklung des politischen Lebens in Europa nur erfolgen konnte, weil die englische Diplomatie durch den Tod König Eduards einen unersetzlichen Verlust erlitten hätte. Immer noch können sich bei uns Leute, die erwachsenen Menschen

Digitized by Google

die tägliche geistige Nahrung besorgen, nicht abgewöhnen, im Tode Eduards VII. einen Wendepunkt der Weltgeschichte zu sehen. Dieser Monarch soll die zeitweilige Vereinsamung Deutschlands in Europa allein zuwege gebracht, und diese Vereinsamung soll im Augenblicke seines Todes angefangen haben, aufzuhören. Die Londoner „Times“ konnte sich seinerzeit selbst in einem ihrer Nachrufe für den verstorbenen Monarchen nicht enthalten, ihrem Ekel über die ihn zu götterhafter Größe empor schwindelnden festländischen Meinungmacher in derben Worten Ausdruck zu geben. Von „oberflächlichen Beurteilern“, meinte das Blatt, „besonders im Auslande, wo der Geist der britischen Verfassung und das Wirken unsrer Institutionen nicht gründlich verstanden werden“, sei der Wechsel, der unter König Eduard in den Beziehungen Großbritanniens zu andern Ländern vor sich ging, „dem persönlichen Einfluß des Monarchen zugeschrieben worden.“ Alle wirklich Unterrichteten hätten das absurd gefunden: „Sie wußten in erster Linie, daß der Wechsel der Politik nicht so sehr ein wirklicher als vielmehr ein scheinbarer gewesen war, daß die Hauptaufgabe der britischen Politik blieb, was sie immer gewesen war, die Aufrechterhaltung des Friedens und des Gleichgewichts der Mächte als des einzig wirksamen Mittels, den Frieden zu erhalten. Nur der Wechsel in den politischen Situationen, in der verhältnismäßigen Stärke und in der Gruppierung der Mächte hatte einen Wechsel in den Methoden nötig gemacht, durch die dieser Aufgabe nachgegangen wurde.“

Man braucht diese Versicherung der „Times“, daß es die Hauptaufgabe der britischen Politik von jeher gewesen sei, den Frieden zu erhalten, natürlich nicht ernst zu nehmen; aber der von ihr behauptete Zusammenhang zwischen einem Wechsel der politischen Situationen und dem Wechsel der Methoden britischer Politik während der Regierung König Eduards stimmt gewiß. Da bei diesem Wechsel besonders Wirkungen des japanisch-russischen Krieges mitspielten, wurde hier schon in der Ausgabe der Gegenwart vom 25. Mai 1907 gesagt: „Von einer Einkreisungspolitik König Eduards gegenüber Deutschland redet man heute, aber man vergißt dabei ganz und gar, wer eine solche erst möglich gemacht hat. Hätten die Japaner nicht England von der russischen Gefahr entlastet, ihm nicht die Wacht über Indien abgenommen und schließlich gar die amerikanische Gefahr von Großbritannien ab auf sich selbst gelenkt, dann wäre es nie zu einer Vereinsamung Deutschlands in Europa gekommen.“ Im gleichen Sinne hieß es auch noch in der „Gegenwart“ vom 4. Juni 1910: „Der Geist der Tarifreform ist der Geist der alten Politik einer „glänzenden Isolierung“, mit der das Zeitalter König Eduards nichts mehr zu tun haben wollte, und ihre Durchführung würde auch eine Rückkehr zur vor-eduardschen Methode britischer Diplomatie notwendig machen. In der neuen Bahn kann die neue Staatskunst nur verharren, solange das Bündnis mit Japan währt. Dieses weist aber schon heute auffallend viele Verfallszeichen auf, so daß es sehr leicht möglich wäre, daß es gar nicht mehr lange dauert, bis das unsichere Fundament, auf dem König Eduard seine Einkreisungsdiplomatie errichtete, nachgibt und diesen stolzen Bau in sich zusammenbrechen läßt.“

Dieser Zusammenbruch ist inzwischen erfolgt. Den äußeren Anstoß gab die japanisch-russische Verständigung. Um diese zu würdigen, braucht man sich nur zu überlegen, welche Folgen eine kurz nach dem deutsch-französischen Kriege erfolgende, Dauer verbürgende französisch-deutsche Versöhnung hätte haben können! Der Revanchegedanke hätte Frankreich nicht auszehren, Deutschlands wirtschaftlichen und politischen Aufschwung nicht unnütz belasten können und der russische Absolutismus, der noch heute der Ausbreitung europäischer Kultur in der Richtung von Westen nach Osten unüberwindlich scheinende Hindernisse bereitet, wäre kaum mit immer neuen französischen Milliarden gefüttert worden und darum längst bankerott. Die lebensvollen Russen verstehen sich auf die Kunst des Vergessens. Darum haben sie lieber die ihnen von ihren Besiegern dargebotene Hand der Versöhnung angenommen, statt es zu dulden, daß England als lachender Dritter länger als ein paar Jahre aus dem japanisch-russischen Gegensatz Nutzen ziehen konnte, wie Rußland Jahrzehnte hindurch aus dem deutsch-französischen Gegensatz Nutzen zu ziehen vermochte. Rußland wie Japan haben sich durch diese Annäherung von der englischen Freundschaft unabhängig gemacht, und wenn sowohl die russisch-englische Entente wie das japanisch-englische Bündnis formell noch immer besteht, so können doch beide Verträge nur noch praktisch wirken, wenn England bereit ist, die Teilhaber in mindestens gleichem Maße bei ihren Sonderbestrebungen zu unterstützen, wie es für seine eigenen Zwecke Hilfe von ihnen heischt. Damit fehlt England jede Möglichkeit, seine Freundschaften noch zugunsten seines Einflusses auf dem europäischen Festlande, besonders für eine Lahmlegung Deutschlands, einseitig ausnützen zu können, und für Rußland mußte eine fernere Teilnahme an einer „Einkreisung“ Deutschlands schon deshalb jeden Sinn verlieren, weil sich die Tripleentente im Streit um Bosnien, wo es es sich um eine Rußland besonders nahe angehende europäische Angelegenheit handelte, als völlig ohnmächtig erwiesen hatte.

Schon aus diesem Zusammenhange erhellt, daß der Erfolg, den die deutsche Diplomatie bei der Potsdamer Zusammenkunft errungen haben soll, kein besonderes Verdienst bedeuten kann. Sieht man näher zu, so gewahrt man sogar, daß nicht Deutschland, sondern Rußland dabei ein gutes

Digitized by Google

Geschäft gemacht hat. Rußland will wieder für einige Zeit ostasiatischen Angelegenheiten besondere Aufmerksamkeit schenken. Das Abkommen mit Japan legt ihm die Pflicht auf, den Chinesen auf die Finger zu sehen, wenn nötig zu klopfen, solange Japan mit den Vereinigten Staaten sich noch nicht über die Frage der Behandlung japanischer Einwanderung und Einwanderer, die gerade jetzt in Kalifornien von neuem aufgerollt wird, sowie über die Seeherrschaft im Stillen Ozean auseinandergesetzt hat. Wenn diese Auseinandersetzung, sei es auf friedlichem oder kriegerischem Wege, für die Dauer erfolgt sein wird, dürfte Japan seinerseits für Rußland die Wacht in Ostasien übernehmen, damit dieses sich wieder angelegentlich europäischen Aufgaben widmen könnte. Inzwischen muß es für Rußland darauf ankommen, sich von Deutschland, dem es seine Freundschaftsbeweise vor und während des letzten Krieges wahrlich schlecht entgolten hat, die bisher mit Hilfe der Tripleentente erreichten Erfolge im Orient und die Sicherheit der westlichen Grenzen verbürgen zu lassen. Diesen Dienst hat Deutschland unter Preisgabe der persischen und starker Gefährdung der türkischen Freundschaft geleistet. Die russische Diplomatie hat es meisterhaft verstanden, bei dem Handel Objekte einzusetzen, die für sie sowieso jeglichen Wert verloren hatten, wie seine bisherige Teilnahme an der englisch-französischen Einkreisungspolitik und seinen Widerstand gegen den Bau der Bagdadbahn. Deutschland ist dafür dem bei Türken wie Persern verhaßten englisch-russischen Abereinkommen über Persen beigetreten, hat sich mit Rußland über den Kopf der Türkei hinweg wegen des Baues der Strecke Bagdadbahn-Kanikin verständigt, wie als ob es die Konzession schon in der Tasche hätte, und wahrscheinlich ebenso über eine russische Einflußsphäre im nordöstlichen Anatolien.

Trotz aller amtlichen Beschwichtigungsversuche wird sich die deutschtürkische Freundschaft kaum je wieder von dieser allzuderben Enttäuschung erholen. Und die russische Freundschaft wird nur gerade wieder solange währen, als Rußland von Europa abwesend ist, um im fernen Osten seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.

Die Sonne als Kraftquelle der Zukunft.

Von Bruno H. Bürgel (Berlin).

„So jetzt nur, wie unsre Weisen sagen, seelenlos ein Feuerball sich dreht, lenkte damals seinen goldnen Wagen Helios in stiller Majestät.“ Damals! als die Götter Griechenlands noch „die schöne Welt regieret an der Freude leichtem Gängelband“. Wer wollte es dem Ästheten Schiller übelnehmen, daß ihm der Materialismus der wissenschaftlichen Forschung Unbehagen bereitete! Er spricht gar oft von dem „Kleinlichkeitsgeist“, der selbst den „unermeßlich erhabenen Himmel herabzieht“, was würde er wohl erst gesagt haben, wenn er geahnt hätte, daß der Mensch späterer Tage Anstrengungen machen würde, die Rosse des Sonnenwagens in seine Dienste zu zwingen, sie vor die staubige Maschine der industriellen Arbeit zu spannen, die Kraft der erhabenen Sonne selbst auszunützen!

Freilich, Dichter sind unberechenbar; vielleicht hätte ihn auch die Kühnheit des menschlichen Geistes entzückt und hätte poetische Betrachtungen in ihm ausgelöst. Liegt doch ganz entschieden auch in der naturwissenschaftlichen Forschung, ja, selbst in der Technik viel Poetisches. Ist es nicht schließlich eine grandiose Erkenntnis, daß alle irdischen Kräfte in letzter Linie umgeformte Sonnenkraft sind? Die Steinkohle, mit der wir unsre Kessel heizen, unsre Maschinen treiben, was ist sie anders als aufgespeicherte Sonnenenergie vergangener Jahrmillionen; die Kraft des fließenden Wassers entstammt in letzter Linie der Sonne, denn sie verdampft die Wassermassen, erzeugt den Regen, der wieder niederströmt, wieder Niveauunterschiede schafft, so daß Wasser von Berg zu Tal fließen kann. Ohne die Sonne käme kein Tropfen wieder zur Höhe. Der Wind! Die durch das Sonnenfeuer geschaffenen Erwärmungsunterschiede der Luft bedingen ihn, und so treibt umgeformte Sonnenkraft Windmühlen und Segelschiffe. Auch die Kraft der Menschen und Tiere resultiert aus Sonnenkräften. Die Sonne gibt den Pflanzen die Möglichkeit, zu bestehen, zu wachsen; von ihnen nähren sich Tiere, von Pflanzen und Tieren andre Tiere und der Mensch.

Wir sehen ohne weiteres ein, daß dieser ungeheure flammende Stern da droben, den wir umkreisen und in dem wir über $1\frac{1}{4}$ Millionen Erdkugeln unterbringen könnten, eine ganz unvorstellbar gewaltige Kraftquelle ist. Die Temperatur der Sonne liegt nach neueren Forschungen bei 7000 bis 7200 Grad Celsius, während die Hitze des elektrischen Flammenbogens 3500 Grad beträgt. Die der Erde in einem Jahre zugestrahlte Wärmemenge würde hinreichen, um einen die ganze Erde umgebenden Eispanzer von 52 Meter Dicke zu schmelzen. Die mittlere Jahrestemperatur Europas, die jetzt auf plus 13 Grad zu berechnen ist, würde ohne Sonnenstrahlung auf 73 Grad Kälte sinken. Die Lichtfülle der Sonne ist zu 27 000 Millionen Normalkerzen berechnet worden. Nur der 2735millionste Teil der von der Sonne ausgestrahlten Gesamtenergie erreicht den Erdball.

Es ist bekannt, wie unlukrativ unsre irdischen Kraftquellen und Maschinen arbeiten. Geben doch unsre besten Dampfmaschinen nur den siebenten Teil der aufgewendeten Energie als

Digitized by Google

Arbeitsleistung wieder. Es ist auch kein Zweifel, daß die Menschheit sich nicht mehr lange auf die bisher am meisten benutzte Kraftquelle, die Steinkohle, verlassen kann. Nach den kürzlichen Veröffentlichungen eines angesehenen Fachmannes sind die meisten heute bekannten Kohlenlager in 200 bis 300 Jahren erschöpft. Am längsten würden noch die schlesischen Lager ausreichen, nämlich rund 700 Jahre. Selbstverständlich wird die Kohle inzwischen so rapid im Preise steigen, daß sie für viele Betriebe kaum noch in Frage kommen kann. Man muß auch damit rechnen, daß jede Nation große Mengen Kohle für ihre Schiffahrt reservieren muß, denn auf See kann man dieses Kraftentwicklers am wenigsten entraten, wenn nicht die Technik inzwischen ganz neue Wege einschlägt. Schon beginnt man ja die Wasserkräfte stark heranzuziehen, und es ist zweifellos, daß den Wasserkräften und der durch sie erzeugten Elektrizität die Zukunft, wenigstens die Zukunft der nächsten Jahrhunderte, gehört, immer wieder vorausgesetzt, daß nicht ganz unvorherzusehende Erfindungen und Entdeckungen (man denke nur an die gewaltigen im Radium aufgespeicherten Kraftmengen!) Neuland schaffen.

Wenn es uns nun in der Tat gelänge, die unermeßliche Kraftquelle der Sonne, die uns gar nichts kostet, heranzuziehen! Das klingt auf den ersten Blick wie eine Jules Verneiade, und in der Tat hat auch Kurt Laßwitz in seinem reizenden und geistreichen Roman „Auf zwei Planeten“ den Marsbewohnern schon die Erfindung zugeschrieben, aber der Gedanke ist durchaus nicht neu, und in letzter Zeit häufen sich die Versuche, die Sonne ins Joch zu spannen. Daß man schon im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert mit großen Brennlinsen und Brennspiegeln Wasser zum Sieden brachte, Metalle schmolz (es sei nur an den großen Brennlinsen-Apparat des Abbé Bernière vom Jahre 1757 erinnert), ist bekannt, aber das waren doch mehr physikalische Experimente. Ganz vorzüglich hat sich indessen der Sonnen-Motor bewährt, der vor einer Reihe von Jahren auf einer Straußenfarm zu Südpassadena in Kalifornien gebaut wurde und heute noch in Betrieb ist. Es handelt sich um einen aus einzelnen Spiegelflächen zusammengesetzten Hohlspiegel von 11 Meter Durchmesser. Der Spiegel konzentriert die Sonnenstrahlen auf einen Kessel, der sich in seinem Brennpunkt befindet. Der Kessel hat die Form einer langen schmalen Röhre von 4 Meter Länge und enthält 400 Liter Wasser, die bei gutem Sonnenschein nach etwa 15 Minuten zum Sieden gebracht werden. Der sich entwickelnde Dampf treibt einen Motor von 10 Pferdekräften, welcher ein Hebewerk betätigt, das in einer Stunde 5600 Liter Wasser fördert. Freilich, wenn die Sonne nicht scheint, steht die Maschine still, aber in Sonnenschein-reichen Gegenden genügt die Vorrichtung für kleinere Zwecke, und man kann ja auch Akkumulatorenanlagen benutzen.

Auf eine wesentlich andre Weise hat Mr. Frank Shuman, ein Ingenieur in Tacony (Philadelphia), der Sonne Kraft abgezapft! Hier werden die Sonnenstrahlen direkt, ohne Konzentration, verwendet. Auf freiem Gelände ist ein großer Wärmespeicher in Gestalt eines etwa 15 Meter langen und 5 Meter breiten Kastens auf den Erdboden gestellt. Dieser große und flache Kasten ist mit zwei durch isolierende Luftschichten voneinander getrennte Lagen von Glasscheiben verdeckt, die die Sonnenstrahlen ungehindert passieren lassen. Unter diesen Glasscheiben liegt nun ein geschwärztes langes Schlangenrohr, das den ganzen Flächenraum des Kastens ausfüllt. Die strahlende Wärme der Sonne wandelt sich hier in gewöhnliche Wärme um, die Glasplatten isolieren sie und die Wärme speichert sich auf. Das im Schlangenrohr fließende Wasser (in Gegenden von geringer Sonnenscheindauer und niederer Lufttemperatur verwendet man statt Wasser Äther) wird erhitzt und liefert den zum Betrieb der Maschine nötigen Druck. In Tacony erzeugt der Erfinder mit seinem Wärmespeicher Temperaturen bis zu 115 Grad, in den Tropen soll man bis auf 150 Grad kommen. Der Abdampf der Maschine passiert eine Kondensiervorrichtung und zirkuliert dann gleich wieder im großen Schlangenrohr, so daß ein ununterbrochener Kreislauf stattfindet. Nach Shuman soll diese Sonnenmaschine vor allen Dingen in Kolonien Verwendung finden. Da sie so gut wie gar keine Bedienung braucht (ein Mann soll ein paar Dutzend solcher Maschinen beaufsichtigen können), ferner absolut reinlich arbeitet, da Feuerung, Ruß, Rauch &c. nicht vorhanden sind, ist sie ungemein billig. Auch die sehr einfache Konstruktion dürfte in Gegenden, wo Dampfmaschinenreparaturen nicht so leicht bewerkstelligt werden können, von nicht zu unterschätzendem Vorteil sein.

In allerneuester Zeit sind mehrfach Versuche gemacht worden, die Sonne als Wärmequelle für mächtige thermo-elektrische Apparate zu verwenden, und zwar mit sehr gutem Erfolge. Es ist bekannt, daß ein elektrischer Strom entsteht, wenn man zwei verschiedene Metalle (z. B. Wismut und Antimon) aneinanderlötet und die Lötstelle erwärmt. Die so entstehende „Thermo-Elektrizität“ liefernde Vorrichtung nennen wir Thermoelement; eine ganze Reihe solcher Thermoelemente, aneinandergeschlossen, heißt Thermo-Säule. Auf dem Dache seines Hauses hat der Ingenieur George A. Cove einen nach diesem Prinzip konstruierten Apparat aufgebaut, bei dem die Sonne als Wärmequelle dient. In einem großen Stahlrahmen befindet sich eine Betonfüllung. Dieses Betonfeld ist in 16 Quadrate eingeteilt und in jedes Feld sind 61, aus einer patentierten Metall-Legierung bestehende Stöpsel eingesetzt, die oben

Digitized by Google

aus dem Zement herausragen. Die ganze Vorrichtung ist von roten Glasplatten bedeckt, die nur die Wärmestrahlen der Sonne durchlassen. Das Betonfeld vereinigt zwei Eigenschaften, es speichert sehr gut die Wärme auf und ist zugleich ein elektrischer Isolator. Die Köpfe der Metallstöpsel werden oben stark durch die Sonnenstrahlen erwärmt, ihre unteren Enden hingegen bleiben kalt und werden noch durch Luftzug in besonderem Maße abgekühlt. Durch diese Temperaturdifferenz entsteht ein thermo-elektrischer Strom. Die einzelnen kleinen Thermo-Elemente sind entsprechend miteinander verbunden, und der sich entwickelnde Strom wird von einem Akkumulator aufgespeichert. Herr Cove teilt mit, daß ein sonnenheller Tag Strom genug liefert, um drei Nächte lang ein gewöhnliches Wohnhaus elektrisch zu beleuchten.

Wir sehen hier, daß die Sonne, die uns am Tage Licht spendet, noch gezwungen wird, auch die Nacht zu erhellen, ja man kann sogar noch mit dieser thermo-elektrischen Beleuchtungsanlage eine Vorrichtung verbinden, die bewirkt, daß die Sonne selbsttätig die elektrische Beleuchtung einschaltet, wenn sie unter den Horizont taucht. Für einen den Menschen leicht zugänglichen Ort ist das natürlich nur eine Spielerei, aber man könnte sich vorstellen eine Leuchtboje, ein Wegsignal im Gebirge &c. sollte sich bei Einbruch der Dunkelheit automatisch selbst beleuchten mit dem am Tage aufgespeicherten Strom. Solche Vorrichtungen hat vor allem der Berliner Physiker Ruhmer ersonnen und benützt dazu das Selen. Das Selen ist ein Element, das dem Schwefel verwandt ist. Uns interessiert hier nur die merkwürdige Eigenschaft, daß es den elektrischen Strom um so besser leitet, je heller es beleuchtet wird. Für gewöhnlich ist der Widerstand, den es dem Strom bietet, so hoch, daß die Elektrizität überhaupt nicht weitergeleitet wird. Ruhmer fertigt sogenannte Selenzellen an, kleine Porzellankörper, auf die Kupferdrähte so aufgewickelt sind, daß sie sich nicht berühren; darüber ist nun eine Selenschicht gegossen, die die Zwischenräume zwischen den Drähten ausfüllt und die beiden Drähte miteinander verbindet. Wenn wir diese Selenzelle nun in den Stromkreis einschalten, z. B. in eine elektrische Klingelleitung, so können wir ruhig auf den Kontaktknopf drücken oder ständig den Strom eingeschaltet lassen, die Glocke wird nicht ertönen, solange die Selenzelle durch einen Kasten oder sonstwie im Dunkel gehalten wird. Sobald wir aber Licht auf die Zelle fallen lassen, sinkt der Widerstand des Selens, es leitet den Strom, stellt eine Verbindung zwischen den beiden Drähten auf dem Porzellankörper her und ungehindert passiert der Strom die Zelle, die elektrische Glocke zum Tönen bringend. Ruhmer hat eine automatische Leuchtboje konstruiert, die bei Eintritt der Dunkelheit selbst ihre Lampen einschaltet. Solange es Tag ist, leitet die auf der Boje befestigte, nach Süden gerichtete Selenzelle den Strom einer kleinen, schwachen Batterie, die einen Elektromagneten betätigt, welcher einen kleinen Anker festhält. Wird es dunkel, so verliert die Zelle das Vermögen, den Strom zu leiten, der Elektromagnet kommt außer Tätigkeit, der Anker fällt von ihm ab und berührt dadurch die Drähte, durch die der Strom der Hauptbatterie zu der elektrischen Lampe auf der Boje geleitet wird. Er verbindet beide Drähte und nun zirkuliert der Strom, die Lampen brennen. Wird es wieder Tag, so tritt die Selenzelle wieder in Aktion, der Elektromagnet zieht den Anker an, unterbricht so den Strom und die Lampen verlöschen.

Wird eine solche Vorrichtung mit der Coveschen Sonnen-Thermosäule verbunden, so haben wir eine vollkommen automatisch arbeitende Beleuchtungsanlage, die von der Sonne mit Kraft gespeist und von ihr ein- und ausgeschaltet wird.

Wir sehen, die ersten Anfänge, die Sonnenkraft direkt auszunutzen, sind gemacht. Wer weiß, ob wir nicht nach hundert Jahren — wie die Marsbewohner bei Laßwitz — auf den mächtigen Hochplateaus, in sengenden Wüsten, richtige Anlagen haben, die ganze Landschaften mit elektrischem Licht und elektrischer Kraft versorgen!?

Die Menschheit wird einen Stern vor ihren Kulturwagen spannen.

Lionardo.

Von Felix Lorenz (Berlin)*).

I.

Groß und heiter und frei, in unsterblicher Schöne breiten sich die Veduten der Mailänder Malerei. Eine Schar vollreifer Talente, aus Nähe und Weite herangezogen oder auf dem Boden der Stadt selbst erwachsen, schenkt ihr verschwenderisch das Beste, wozu sie Natur und Kunst trieb. Und alles drängt auf einen Gipfelpunkt zu: Lionardo. Wie Bramante als Gesetzgeber der Architektur, steht Lionardo in der Mitte der lombardischen Malerei als ihr personifizierter Sinn und Geist. Übersieht man ihre Entwicklung in den wundervollen Sammlungen der Stadt, in der Brera, der Ambrosiana, den Palazzi Poldi-Pezzoli und Trivulzi, so scheinen sich die Meister vom Trecento an alle auf ihn zu zu bewegen und von ihm, der Höhensonne, gleich langsam herniedersteigenden Wegschatten wieder hinabzugleiten.

Schon früh suchte sich die lombardische

*) Aus dem soeben im Verlage Klinkhardt & Biermann, Leipzig, erschienenen, reich illustrierten Buch „Mailand“ von Felix Lorenz. (Band 25 der „Stätten der Kultur“).

Digitized by Google

Malerei der Natur zu nähern; in ihrem Drang, wahr zu gestalten, mächtig von den Führern der veronesischen Schule und der von Padua angeregt. Der große Giotto, der erste Pionier auf dem Wege, der aus der Schwachheit und Unpersönlichkeit der ältesten Künstler zur Freiheit rein menschlicher Darstellung führte, hatte ja von seiner toskanischen Heimat überallhin früh sein Licht geworfen. Mit Dante und Petrarca erkannte die ganze Zeit, daß die Morgenröte einer neuen Kunst in Giotto aufgegangen sei. Sollte nicht auch er, den Azzo Visconti als Freskenmaler für kurze Zeit berufen hatte*), einen Teil seines Wesens auf die erwachende Lombardenkunst ausgestrahlt haben? Einige Fresken des Trecento in der Brera deuten noch schüchtern nach Toskana. Später wird der frische Realismus von Verona vorbildlich, wie die Fresken Michelino da Besozzos in der Casa Borromea, lebhafte Gesellschaftsbilder aus der Mitte des Quattrocento, dartun: Ball und Kartenspiel von vornehmen Frauen und Männern. Auch als Kostümbilder sind diese Fresken recht bedeutsam (weite Faltenkleider, Pelzwerk usw.). Noch reichere kulturhistorische Werte bergen die sehr verwandten Fresken in der Capella del Rosario des Domes zu Monza, von Zavattarie, welche die Lebensgeschichte der Königin Teudelinde erzählen und mit ihren Menschenmassen und Landschaftsausschnitten ein starkes gesundes Leben atmen, wenn auch die Formen noch unbehilflich erscheinen. Nun setzt sich immer mehr der Paduaner Einfluß durch, wo die ruhmreiche Schule des Squarcione — des „Vaters der Maler" — die ernsthafte Betonung der Naturlinie und der anatomischen Form mit der Pflege der Antike Hand in Hand gehen ließ. In ihrer herrlichsten Erscheinung unter den hundertundvierzig Meistern dieser Schule, in Mantegna, dem ersten völlig modernen Künstler, übt sie auch die nachhaltigste Wirkung auf die Lombarden. Die mächtige Energie zur Naturtreue, die starke Charakterisierungskunst, das Originale des Motivs, die ganze ans Skulpturenhafte streifende Großzügigkeit dieses Meisters, den man wohl den Idealisten des Realismus nennen kann, blieb in Mailand bis zu Lionardo hin die Hauptsumme von Eigenschaften, welche ein Künstler nur zu erwerben trachten konnte. In der realistischen Beobachtung, in der Freude an perspektivischen Wirkungen, aber nicht an Stärke des menschlichen Ausdrucks kommt dem Paduaner Vorbild der aus Brescia stammende, dann aber in Mailand seßhaft gewordene Vincenzo Foppa ziemlich nahe, wie sich an seiner Marterung des heiligen Sebastian in der Brera zeigt. Die pfeilsendenden Knechte bezeugen die besten naturalistischen Studien, aber der lombardische Hang zum Anmutigen, zur Lieblichkeit, zur Beschönigung überhaupt, tritt daneben in der Figur des pfeilgespickten Sebastian, dessen Gesicht nur mit Mühe zum Schmerz verzogen scheint, deutlich hervor. Mitten zwischen Mantegna und Lionardo stellt sich Fossa, genannt il Borgognone; man hat ihn den Fra Angelico der Lombardei genannt, weil sich der bunte Weltsinn der Renaissance in ihm mit der Frommheit des Klosterstils verbinde. Von seinen zahlreichen Arbeiten in Mailands Museen und Kirchen interessieren am lebhaftesten zwei Madonnenbilder, das eine, die Jungfrau mit dem Kinde, der heiligen Klara und einem Karthäusermönch (in der Brera), von schöner Tiefe; die Landschaft im Hintergrunde zeigt das erwachende Gefühl der Renaissance für Naturszenerien. Bei dem andern in der Ambrosiana bewahrten, einer thronenden Madonna, stört die pedantische Gradlinigkeit der Komposition, doch atmen Madonna und Heilige — wie auch die Fresken Borgognones in S. Ambrogio, welche schon den Zeitgenossen Lionardos verraten — ein stilles, andächtiges, inneres Leben. Ein von einem unbekannten Meister, wahrscheinlich aber von de Conti oder dem Hofmaler des Moro, Ambrogio de Predis stammendes Altarwerk (Brera), eine thronende Madonna mit Heiligen, fesselt als Votivbild durch die zu Füßen der Jungfrau knienden Gestalten der Stifter, des Fürstenpaares Lodovico Moro und Beatrice mit ihren Kindern. Beider Antlitz trägt manche, von den auf dem Certosa-Sarkophag dargestellten Skulpturen abweichende Züge. Das hohe Interesse des Kulturhistorikers erweckt an diesen Gestalten die Gewänder, besonders auch die Haartracht der Fürstin mit dem von einem Band durchflochtenen langen Zopf. An Mantegna erinnern hier die guten Charakterköpfe der Kirchenväter. — Unter den übrigen Vorläufern Lionardos, den Sconti, Zenale, Suardi, Bramantino fällt Montorfano auf, der schon im vollen Licht der neuen Kunst hartnäckig eine archaistische Neigung betont, wie das nur ganz als bunte Dekoration gemalte Bild der Kreuzigung bezeugt, das um so merkwürdiger wirkt, als es der höchsten Leistung aller Mailänder Malerei, dem Abendmahl Lionardos, im Refektorium von S. Maria delle Grazie gegenüberhängt.

Kaum zwanzig Jahre fehlten an der Vollendung des Quattrocento — da war die Zeit gekommen, daß sie ihr Gestirn empfinge. Das höchste Ideal ging in Erfüllung: Der Maler als Herr der Natur erschien. Lionardo.

„Reiche Gaben sehen wir oft von der Natur mit Hilfe der himmlischen Einflüsse über menschliche Geschöpfe ausgegossen, bisweilen aber vereinigt sich wie ein überschwängliches und übernatürliches Geschenk in einem einzigen Körper Schönheit, Liebenswürdigkeit und Kunstgeschick so herrlich, daß jede seiner Handlungen göttlich erscheint, alle andern Sterblichen hinter ihm zurückbleiben und

*) Von Giotto ist nichts mehr in Mailand erhalten.

Digitized by Google

sich deutlich offenbart: Was er leiste, sei von Gott gespendet, nicht aber durch menschliche Kunst errungen. Dies erkannte man bei Lionardo da Vinci. Sein Körper war mit nie genugsam gepriesener Schönheit geschmückt, er zeigte in allen seinen Handlungen die größte Anmut und besaß ein so vollkommenes Kunstvermögen, daß, wohin sein Geist sich wandte, er das Schwierigste mit Leichtigkeit löste. Seltene Kraft verband sich in ihm mit Gewandtheit. Sein Mut und seine Kühnheit waren erhaben und groß, und der Ruf seines Namens verbreitete sich so weit, daß er nicht nur von der Mitwelt, sondern noch vielmehr von der Nachwelt gepriesen wurde."

Was der Zeitgenosse Vasari hier über den Großen, der von seiner Studienstadt, Florenz, 1483 nach Mailand kam, lapidar und anmutig zugleich sagte, war das Urteil aller bis heute und wahrscheinlich für jede Zukunft. Denn die höchste denkbare Individualität war aufgestanden, der Künstler schlechthin, die Inkarnation des Gesetzes und der Tat — der Wahrheit und Schönheit zugleich war erschienen. Ein großer Augenblick für die Menschheit war es, als der Sohn des simplen Ser Piero geboren wurde. Natur schien in ihm über ihre eigenen Grenzen hinausgekommen zu sein. Niemals gab es einen Wissensdurstigeren, der immer wieder das schweigende Saisbild zu entschleiern versuchte, selten einen in sich so beschlossenen und vollendeten Menschen, der mit der Unendlichkeit seiner Gaben neue Unendlichkeiten weckte, kaum je einen, der ein strengerer Prediger und Priester und demutsvollerer Diener der Künste gewesen. Es gibt für ihn kein Ding, das ohne Beziehung für ihn wäre, er sieht im Einen das All und das All im Einen. Die feste Bewahrung des Geisterzeugten ist ihm der eigentliche Sinn des Lebens. Immer läuft sein Ziel darauf hinaus, jede spürbare Kraft in sich zur Evolution zu zwingen. Darum preist er unermüdlich die Arbeit als den höchsten Zweck, den Fleiß als das beste Mittel zum Können, darum grübelt er überall die technischen Zusammenhänge der Dinge auf. Daß sich in der ungeheuren Vielzahl der Erscheinungen, denen sein ganzes Leben lang sein Interesse galt, ihm stets aufs neue Gott — Natur offenbare, hielt er für den ersten und letzten Gewinn. Der Universalismus seines Geistes treibt ihn ungestüm dazu, überall die Gesetze aufzudecken, die gottgedachte Spur zu finden. Sein Trieb zur Wahrheit ist unersättlich — im kleinen wie im großen fordert er alles oder nichts. Die erstaunlichste aller Vereinigungen vollzieht sich in ihm: die von Erkenntnis und Empfindung. „Der Denker und Künstler", schreibt der feine Psychologe Saitschick, „lebten in ihm miteinander in Frieden und durchdrangen sich öfter nach einem geheimen Gesetze seiner Persönlichkeit: das helle Denken störte ihn in seiner künstlerischen Intuition nicht, und diese mußte seinem forschenden Geiste nur zugute kommen."

Seinem philosophischen Ich freilich ist eigentlich die Idee schon die Vollendung — nur zögernd arbeitet er auf den Abschluß eines Werkes, dessen Wesen er schon in der Geburtsstunde des Gedankens vollständig erkannt hatte. Sein Inneres war angefüllt mit kreisenden Schöpfungen — wenn sie sein Geist dann geboren hatte, konnte ihre selbstverständliche Weiterentwicklung nur noch ein geschwächtes Interesse für ihn haben.

Zu unausmeßbar für den Begriff scheint der Umkreis dessen, worin sich Lionardo praktisch und theoretisch betätigte. Von der Wissenschaft eilt er zur Kunst, von den Musen zurück zu Minerva. Und alles, so scharfsichtig es das Kleine als den Bestandteil durchspäht, geht aufs Große. Er ist Maler und Dichter, Musiker und Improvisator, Bildhauer und Architekt, Techniker und Erfinder, Dekorateur und Philosoph; immerfort wälzt er Riesenpläne, baut Modelle, Statuen, Festungen, leitet prunkvolle Hoffeste und schreibt seinen Traktat von der Malerei, in dem er neben herrlichsten Weisheiten des allgemeinen Lebens seinen Schülern als Akademiedirektor die Theorie der Kunst darstellt. Die Malerei ist für ihn gleichzeitig Wissenschaft. Wer sie gering schätzt, liebt weder die Philosophie noch die Natur, denn die Malerei gilt ihm als die einzige Nachahmerin der Natur, und wer sie schmäht, schmäht auch das Ewige. Weil sie die Gesetze studieren muß, welche die Natur blind befolgt, weil sie alle Verhältnisse von Schatten und Licht zu betrachten, alle Maße gegeneinander abzuwägen und die Geheimnisse der Perspektive zu ergründen hat, stellt er die Maxime auf: Die Malerei ist geistig. Die Beherrschung ihrer Technik ist ihm deshalb auch die Grundforderung, das künstlerische Gewissen die zweite. Sein Traktat zeigt die grandiose Einheit und Vielheit dieses Geistes aufs erstaunlichste: eine ganze Farbenlehre, eine ganze Anatomie, ein umfassendes Vademecum über die Affekte und Psychologie des Menschen überhaupt, ein Studienhandbuch von den Mitteln, diese Affekte malerisch darzustellen — das Alles steckt in dem Werk des Schriftstellers Lionardo.

Heinrich Heine.

Von Martin Lyon (Berlin).

Ein starker Band aus dem Curtiusschen Verlag (Berlin) in geschmackvollem blauen Einband; auf dem Deckel ein Bild in Medaillenform: ein weiches, träumerisches Gesicht mit blauen Augen, um die Lippen ein leichter melancholischer Zug, braune Locken umgeben die hohe, weiße

Digitized by Google

Stirn — „Heine-Reliquien“ steht über dem Bilde. Man greift voller Erwartung nach dem Buche, dessen Titel so verheißungsvoll klingt. Reliquien Heines? Der Titel läßt wichtige Berichtigungen, bedeutsame Funde vermuten, die ein neues Licht auf den vielgeschmähten Dichter werfen, man macht sich auf etwas Außerordentliches gefaßt. Wer dies in dem Buche sucht, findet sich in seinen Erwartungen getäuscht. Den Herausgebern, dem Freiherrn v. Heine-Geldern und Karpeles, kam es vor allem darauf an, der verbreiteten Ansicht von der Feindschaft des Dichters mit seinem Bruder Gustav entgegenzutreten, und in diesem Punkte bringt das Buch in der Tat etwas Neues. Sechsundzwanzig Briefe zeigen, daß ein brüderliches Verhältnis zwischen ihnen herrschte, daß der todkranke Dichter seinem Bruder mit Rat und Anteil zur Seite stand. Der folgende Abschnitt bietet Briefe an Heine. Da ist Salomon Heine mit etwas derbem Humor, mit seiner kurzen Art, der schließlich aber doch immer in die Tasche greift, um den Neffen vor Not zu schützen. Manche Namen von Klang in der Literatur sind vertreten. Da ist unter andern der kernige Immermann mit zwei Briefen, von denen besonders der zweite beredtes Zeugnis für seine Freundschaft zu dem Dichter ablegt. Gutzkow und Wienbarg wollen den „princeps inventutis“ für ihre „Deutsche Revue“ gewinnen, Andersen und Bechstein übersenden ihm ihre Schriften, von der „Mouche“ ein leidenschaftliches Schreiben und verschiedene Briefe, die aufs neue Heines Verehrung in Frankreich zeigen. Nun folgen zwei unveröffentlichte Arbeiten des Dichters, „Erörterungen“ und „Entwurf“ zum Anfang der „Götter im Exil“. Die eine berichtet von einer Zensurplackerei aus dem Jahre 1836, gegen die der Dichter Protest erhebt, die zweite gibt eine Rechtfertigung für die Wahl des Stoffes im zweiten und dritten Teile des „Salon“ und wendet sich gegen eine gelehrte, trockne Behandlung der Materie. Im sechsten Teile schließlich gibt Gustav Heine einige Details über die letzte Leidenszeit des Dichters.

Das Buch hat, wie gesagt, die alte Legende von der Feindschaft der beiden Brüder zerstört; das aber ist auch alles. Wohl erfahren wir wieder einiges über Heines Familiensinn und seine Fürsorge für andre; aber das war schon vorher bekannt. Wohl hören wir wieder etwas von seinen Beziehungen zu Immermann, Gutzkow und andern bekannten Männern, wohl erhebt sogar in dem Werke der Dichter selbst dem Publikum gegenüber zweimal seine Stimme; aber bei allem Interessanten im einzelnen weiß es dem Heinekenner nichts Neues zu sagen. Bei aller Fülle des Stoffes enttäuscht das Buch, es hält nicht, was es versprochen hat. Das sind keine Reliquien Heines. Sein Familiensinn, seine Verwendung für andre waren schon vorher bekannt, die Briefe an ihn sind Gelegenheitsbriefe und tragen nichts zur Vertiefung unsrer Kenntnis über ihn bei, und die beiden unveröffentlichten Schriften wiederholen — bei aller Plastik der Gedanken — nur an andrer Stelle schon Gesagtes. Es ist viel Stoff hier geboten; aber er ist unwesentlich für das tiefere Verständnis des Dichters, wennschon er uns manches Neue im einzelnen sagt. Als vor einiger Zeit die Nachricht durch die literarische Welt ging, daß Goethes „Wahlverwandtschaften“ in ihrer ursprünglichen Form aufgefunden seien, konnte man wohl von „Goethe-Reliquien“ reden. Die Bezeichnung „Reliquien“ ist bei dem vorliegenden Werke über Heine seinem Inhalt nach nicht zutreffend.

Füllt das Buch nun auch keine eben fühlbare Lücke in der Heine-Literatur aus, so sind doch anderseits seine Vorzüge nicht zu verkennen. Diese liegen teils in den kritschen Anmerkungen, teils in den Illustrationen und beigegebenen Faksimiles. Die Anmerkungen sind von seltener Gründlichkeit und Reichhaltigkeit; sie zeigen wieder die umfassende Heinekenntnis des Herausgebers, dem der Stoff mühelos zufließt. Zum Danke sind wir auch den Herausgebern für die vortrefflichen Bilder Heines und seiner Brüder verpflichtet, sowie für die Beifügung der Faksimiles, von denen besonders das Schreiben der „Mouche“ Interesse beansprucht.

Trotz der gerügten Mängel sind die Heine-Reliquien letzten Grundes doch mit Freuden zu begrüßen. Zeigen sie doch neben vielen andern Schriften über Heine, die in den letzten Jahren erschienen, daß das Interesse an dem Dichter in steter Zunahme begriffen ist, daß man in immer höherem Grade die großen Vorzüge des Dichters anzuerkennen beginnt und seine Fehler zum großen Teil mit der Zeit und den Verhältnissen, in denen er lebte, zu entschuldigen sucht. Heine hat „manchen gekratzt, manchen gebissen und war kein Lamm“, aber er war auch von großer Liebe und wundersamer Weichheit:

Frag, was er strahlet, der Karfunkelstein,
Frag, was sie duften, Nachtviol und Rosen,
Doch frage nie, wovon im Mondenschein
Die Marterblume und ihr Toter kosen.

„Hier erhebt sich Heines Lyrik zu der Höhe derjenigen von Shelley, das heißt zu der sublimsten in moderner Poesie. Hier ist sein Ton, wie derjenige Shelleys, der Geigenton eines Uriel, rein geistig, voll und zitternd, modern in seiner bezaubernden, halb krankhaften Weichheit“, urteilt Georg Brandes mit vollem Recht.

Digitized by Google

Ein katalanischer Roman.

Von Privatdozent Dr. **Wolfgang v. Wurzbach** (Wien).

Katalonien, das seit jeher mit Aufwand aller Kräfte seine Unabhängigkeit gegenüber dem benachbarten Kastilien zu behaupten suchte, besaß im Mittelalter eine bedeutende Literatur in seiner Landessprache, die in einem reichen Schatz von Volksliedern, in den Gedichten der katalanischen Troubadours, in Ritterromanen, Chroniken und philosophischen und andern wissenschaftlichen Schriften auf uns gekommen ist. Mit der politischen Selbständigkeit des Landes verschwand jedoch im XVI. Jahrhundert auch sein nationales Schrifttum, das erst gegen Mitte des XIX. Jahrhunderts dank einigen hervorragenden Talenten wieder aus seinem Schlummer erwachte. Seit dem Auftreten von Rubió y Ors, Balaguer, Verdaguer u. a. spricht man von einer neukatalanischen Literatur, die jedoch, wie die neuprovenzalische, im Auslande nur wenig Beachtung gefunden hat. Die wenigsten literarisch Gebildeten dürften wissen, daß der Text der in jüngster Zeit viel gespielten Oper „Tiefland" auf einem katalanischen Drama „Terra baixa" von Angel Guimerá beruht. Die etwa vor einem Jahre erschienene Übersetzung des Romans „Lazarus' Tod" von Raymón Casellas*) verdient daher als seltene Probe einer bei uns wenig bekannten Literatur gewiß die Aufmerksamkeit weiterer Kreise.

Eine deutsche Schriftstellerin hat vor fünfundzwanzig Jahren in einem damals vielgelesenen Buche das Schicksal eines unglücklichen Priesters geschildert, der von seinem geistlichen Obern auf eine entlegene Pfarre versetzt wird und dort unter unsagbaren Leiden als Märtyrer seines Berufes zugrunde geht. An diesen Roman erinnert man sich bei der Lektüre von „Lazarus' Tod". Der Priester Lazarus wird zur Strafe für seine modernistischen Bestrebungen als Seelsorger nach Puiggracióś, einem verlassenen Kirchlein in einer der unwirtlichsten Schluchten der Pyrenäen, geschickt. Als er nach mehrtägigem beschwerlichen Ritt in seiner neuen Heimat anlangt, wo er fortan das Wort Gottes predigen soll, krampft sich ihm vor Verzweiflung das Herz zusammen. Eine trostlose Öde umfängt ihn, Pfarrhof und Kirche sind im Zustande völliger Verwahrlosung, keines seiner neuen Pfarrkinder scheint von seiner Ankunft auch nur Notiz zu nehmen. Als er sich einigermaßen gefaßt hat, läßt er seine Gläubigen zusammenrufen und stellt ihnen in flammenden Worten die Unwürdigkeit und Unhaltbarkeit dieser Verhältnisse vor, unter welchen ein Gottesdienst unmöglich ist, und fordert sie auf, das Ihrige zur Wiederherstellung der Kirche beizutragen. Aber an den Ohren dieser teilnahmslosen Wäldler, dieser Trüffelgräber und Schweinehirten, die in stumpfem Trübsinn ihr fast tierisches Dasein fristen, verhallen diese Mahnungen, ja, er legt durch dieselben den ersten Keim der Feindseligkeit in ihre Herzen. Es bleibt ihm nichts übrig, als im Verein mit dem alten Diener und der alten Magd, die er mitgebracht, selbst an die Arbeit zu gehen, und er führt sie durch, ohne daß ihm dabei die geringste Unterstützung seiner geistlichen Schutzbefohlenen zuteil wurde. Was ihn bei dem mühevollen und langwierigen Unternehmen aufrecht erhielt, war die Hoffnung, daß der Anblick des vollendeten Werkes die Wäldler aus ihrer Lauheit aufrütteln werde. Mit welcher Begeisterung läutet er an jenem Sonntag, da die Kirche zum ersten Male rein und makellos dasteht, selbst die Glocken. Die Wäldler strömen von weit und breit herbei, aber das „Volk der Vorhölle" bleibt teilnamslos und ungerührt wie zuvor.

Die Sünde vermag mehr über sie als der Glaube. Eines Tags verbreitet sich die Kunde, daß die Landstürzerin, die Waldeule, das schlechte Weib der Gegend, eine feile Dirne, die in der Stadt keinen Anwert mehr findet, sich in der Einsiedeleischenke unweit von Puiggracios niedergelassen habe. Weinend kommen die Frauen der Wäldler zu dem Pfarrer und klagen, daß ihre Männer und Söhne der Landstürzerin nachliefen, die sie „hinter der Witterung ihres Fleisches herziehe". „Was für eine Schmach, o mein Gott und Herr, was für eine Schmach, stammelte, im Tiefsten empört, der Geistliche. Ist je ein solcher Gottesraub erhört worden? In der Einsiedelei selbst, hart neben dem Kirchlein, vier Schritt von der lieben Mutter Gottes entfernt, halten sie ein räudiges Schaf wie dieses, die Verdammnis der Männer, das Verderben unsterblicher Seelen!" Er läßt dem Schenkwirt sagen, er solle die Dirne auf der Stelle aus seinem Hause weisen, aber seine wiederholten Aufträge bleiben erfolglos, der Geschäftsmann zieht bares Geld dem Bewußtsein einer Gott wohlgefälligen Tat vor. Doch beim nächsten sonntägigen Gottesdienst will der Pfarrer den Männern ins Gewissen reden, ihnen ihre Sünde vorhalten, daß sie bis ins Mark erbeben sollen. Als er sich nach dem Offertorium zu den Gläubigen wendet, sind diese gefaßt, daß der ganze Schwefel von Gomorrha über sie herabkomme. Im entscheidenden Augenblicke erscheint jedoch die Sünderin selbst in der Kirche. Sie schreitet durch die Bankreihen hindurch, ihre buntgetupften Röcke rauschen und ihr Kopftüchlein leuchtet, „das so winzig klein war, daß es über ihrer Stirn den sauber gezogenen Scheitel und im Nacken die braunroten Zöpfe freiläßt". Sie kommt dem

*) Raymón Casellas, Lazarus' Tod. Aus dem katalanischen Original »Sots feréstechs« („Schaurige Schlüfte") mit Genehmigung des Verfassers übertragen von Dr. Eberhard Vogel, korrespond. Mitglied der königl. Akademie der schönen Wissenschaften zu Barcelona. Köln-Weiden 1909, Verlag von Hermann J. Frenken. 236 S. 8°.

Digitized by Google

Pfarrer wie gerufen, und im ganzen Eifer seines heiligen Zornes weist er sie aus dem Tempel des Herrn hinaus. Die Landstürzerin gehorcht, aber an der Tür stößt sie ein teuflisches Gelächter aus, das ihm noch lange in den Ohren nachklingt.

Der Pfarrer glaubt nun des Übels Herr geworden zu sein und den unreinen Geist ausgetrieben zu haben. Wie trügerisch diese Hoffnung ist, zeigt sich am nächsten Sonntag, wo sich trotz wiederholten Läutens der Glocken kein einziger Beter zur Messe einfindet. Die Männer sind alle in die Einsiedeleischenke gegangen und haben überdies den Frauen den Kirchenbesuch verboten. Den Pfarrer wirft die Verzweiflung über seine eigene Machtlosigkeit aufs Krankenlager. „Aber, was hab' ich ihnen denn Böses getan?" rief er manchmal aus — „was hab' ich ihnen Böses getan, als daß ich sie zum Leben wiedererwecken, die Wunden heilen wollte, die ihnen die Sünde geschlagen?" Während der folgenden Regenzeit, wo undurchdringlicher Nebel die ganze Gegend einhüllt, ist er an sein Bett gefesselt, auf welches durch das Dach die Regentropfen herabrieseln. Die schwarzen Tage vernichten sein mühevolles Werk, und als er nach überstandener Krankheit, auf einen Stock gestützt, vor die Tür tritt, bietet sich ihm dasselbe trostlose Bild der Verwüstung wie bei seiner Ankunft. Die Waldeule und ihre Getreuen haben unterdessen auf Rache gesonnen. Täglich bringt ihm irgend eine neue Neckerei diese „Brut der Bosheit" in Erinnerung. Eines Nachts pocht es ungestüm an seiner Tür, ein Bursche spricht vor und bittet den Pfarrer, eilends nach dem entlegenen Gehöfte Lladonells auf der Spitze des Bergkamms zu kommen, um einer Sterbenden die letzten Tröstungen der Religion zu spenden. Sogleich läßt er die Stute satteln und macht sich, mit dem Sakrament im Arm, auf den Weg. Es ist eine kalte, finstere, stürmische Nacht. Der greise Diener, der das Pferd am Zaume den steilen, fast ungangbaren Pfad emporführt, strauchelt und fällt, der Pfarrer hebt ihn auf, setzt ihn in den Sattel und geht den Rest des Weges zu Fuß — es ist eine qualvolle Expedition. Endlich langen sie an Lladonells Hof an. aber hier bedeutet man ihnen, daß ein Irrtum vorliegen müsse, denn im Hause befinde sich keine Sterbende. Seiner Sinne kaum mächtig, kehrt er um, und als sie bei der Schenke vorbeikommen, tönt dasselbe teuflische Gelächter heraus, dessen Klang er nicht vergessen kann.

Diese „Verhöhnung des heiligen Sakramentes" versetzt ihm den Todesstoß. Ohne ärztliche Hilfe siecht er dahin. Als seine alten Diener glauben, daß es mit ihm vorüber sei, zünden sie Lichter an seinem Bette an und schicken sich an, ihn zu begraben. Der Pfarrer lebt noch, er sieht und hört alles, was um ihn vorgeht, aber er besitzt nicht die Kraft, sich verständlich zu machen. Auf den Ton der Totenglocke versammelt sich die Gemeinde um sein Sterbelager. Da plötzlich vernimmt man ein munteres Trippeln und ein fröhliches Rascheln an der Stubentür — es ist die Landstürzerin, die ihren Widersacher im Tode sehen will, wo er ihr nichts mehr anhaben kann. Sie besieht ihn sich mit geringschätzigem Grinsen, dann mustert sie die Wäldler mit halb spöttischen, halb lockenden Blicken, kehrt sich um und rauscht hinaus, „und sie alle, junge und alte, rannten hinter dem Geruche sündigen Fleisches her, der von der Dirne ausströmte, voller Begierde, in den finstern Schlüften den Giftbecher der bösen Lust bis zur eklen Neige zu leeren". Das weitere Schicksal des Pfarrers wird der Phantasie des Lesers überlassen.

So endet dieser Kampf mit einem Siege des Lasters über die Tugend, mit dem völligen Bankrott des Dogmas gegenüber den Genüssen der Sünde. Der Autor selbst enthält sich darüber jeder kritischen Bemerkung, er läßt die Vorgänge für sich selbst sprechen, aber er schildert sie in dem Tone des in tiefster Seele verletzten Christen, welcher der sündigen Welt einen Spiegel vorhält. Sein Buch ist ein Kulturdokument, nicht nur weil es einen treuen Einblick in Zustände gewährt, die heute im XX. Jahrhundert, völlig anachronistisch anmuten, sondern auch weil es einen Schluß auf das Niveau des katalanischen Lesepublikums zuläßt, welches der Verfasser als Herausgeber der „Veu de Catalungo", einer gelesenen Zeitung in Barcelona, wohl zu kennen scheint. Und wenn auch nicht alle Katalanen so denken wie Raymón Casellas — der Liberalismus hat ja in den letzten Jahrzehnten auch in Katalonien stark um sich gegriffen —, so läßt sich aus dem Erscheinen eines solchen Buches doch ermessen, welche Macht die Kirche in diesem Lande noch heute besitzt, welche Rolle der Glaube dort noch spielt. Eine tiefe Ehrfurcht vor der Kirche und allen ihren Gebräuchen spricht aus jeder Zeile dieses Romans.

„Lazarus' Tod" ist kein Panegyrikus auf das Volk der Pyrenäen, sondern eine harte Strafpredigt gegen diese Wäldler, die in tierischer Indolenz, in verdammenswerter Gleichgültigkeit dahinleben und lieber auf die Versuchung des Lasters hören, als auf das Wort des Priesters. Gegen sie richtet sich der ganze Zorn des Autors, er schildert sie in möglichst abschreckenden Farben. Das sind keine Salonbauern wie sie uns Auerbach und die George Sand vorgeführt haben, sondern wirkliche, echte Bauern, grau in grau gemalt auf dem düstern Hintergrunde dieser schaurigen Schluchten, in welchen sich seit dem Mittelalter nur weniges geändert hat. Und mittelalterlich ist auch so manches in der Denkweise dieses modernen Schriftstellers. Raymón Casellas findet für die geistlichen Obern, für die Einrichtungen der Kirche, die an dem Untergange des Priesters die Hauptschuld tragen, nicht das leiseste Wort des Tadels.

Digitized by Google

Seine ungeteilte Sympathie gilt diesem Pfarrer, der nach seiner Ansicht so recht der Mann nach dem Herzen Gottes ist — des katalanischen, des spanischen Gottes, des Gottes der Inquisition, muß man allerdings hinzufügen, denn zu dem Ideal eines Priesters nach zentraleuropäischen Begriffen fehlt ihm allzuvieles, vor allem die Milde. Obwohl er sich angeblich sehr nach Freundschaft sehnt, tut er nicht das Geringste um sich seinen Pfarrkindern zu nähern, er ist schroff und unnahbar, er apostrofiert die Kirchenbesucher in seiner Predigt namentlich und hält jedem einzelnen coram publico seine Sünden vor. Dergleichen lassen sich auch pyrenäische Wäldler schwerlich gefallen, dieser Lazarus wäre in jeder größeren Pfarre, in jeder kultivierten Umgebung ebenso unmöglich, ja noch viel unmöglicher. Er ragt mit seiner verknöcherten Intoleranz wie ein Rest einer längst entschwundenen Zeit in die unsrige hinein. Und wenn Herr Lazarus als wissenschaftlich gebildeter Mann und als Kenner der menschlichen Natur diese Landstürzerin für eine solche Gefahr hält, warum nimmt er nicht zu dem Bracchium saeculare, zu der weltlichen Obrigkeit, seine Zuflucht, warum verlangt er nicht von den Behörden die Ausweisung der Dirne? — Aber in diesem gesegneten Lande scheint es keine Behörden zu geben, ebensowenig wie einen Arzt und eine Totenbeschau. Aber diesen Pfarrer wird ein andrer ersetzen, die Waldeule wird eines Tages die Gegend verlassen und dann werden die Bauern, der alten Gewohnheit folgend, zum Altare Gottes zurückkehren und Buße tun, worüber bekanntlich im Himmel größere Freude ist, als wenn sie seit jeher gerecht gewesen wären, vorläufig aber folgen sie „der Witterung des sündhaften Fleisches" und lassen ihren Pfarrer lebendig begraben, woran sie übrigens unschuldig sind, denn sie müssen ihn für tot halten.

Raymón Casellas ist ein entschiedenes Erzählertalent; auch derjenige, welcher mit seinen Ansichten nicht übereinstimmt, und der jene Frömmigkeit nicht aufbringen kann, die er voraussetzt, wird sein Buch mit Interesse zu Ende lesen. Die Übersetzung von Dr. Eberhard Vogel ist im ganzen als eine gut lesbare zu bezeichnen. Nur schädigen einzelne Stilblüten den Eindruck, z. B. S. 92: „Mit der Hülle um den Kopf oder mit dem Plaid auf den Schultern glichen sie armen Seelen . . ."; S. 97: „Weil vor seinen Blicken die Stricke von Gethsemane standen und die Geißelung . . ."; S. 156: „Und wie die Platzregen einander die Hand reichten." Auch halten wir es für verfehlt, den Dialekt im Gespräche der Wäldler in der Übersetzung gleichfalls durch Dialekt wiederzugeben, wie z. B. S. 3: „Weil ich känn Pennige han" oder S. 29: „'n Tag!" Es ist immer noch besser einen Pyrenäenbauer schriftdeutsch sprechen zu lassen, als berlinerisch.

Zwei Gedichte.

Von **Erich K. Schmidt** (Berlin).

Winterabend.

Die breiten Täler ruhn im Schweigen,
Sind dick mit weißem Sammt gefüllt.
Von allen Hügelkanten steigen
Schatten, schwer und traumgewillt.

Sie strecken ihre fahlen Hände
Und nicken stumm einander zu;
Sie geben eine blaue Spende
Und dichte altartiefe Ruh.

Sie recken sich und überbrücken
Die Gründe, reich und wandelbar,
Und öffnen an den Himmelsrücken
Sterne, die spitz und funkelklar.

Plötzlich eine dünne bleiche
Glocke, die auf Häusern schwimmt,
Loslöst ihre friedereiche
Stimme, die zu Sternen klimmt

Schneetod.

Die Felder liegen nüchtern und stillos
Wie weiße Riesen hingebreitet, —
Und wer an ihnen starr und gefühllos,
Schwankenden Schrittes vorüberschreitet,

Den packen sie mit stechenden Fingern,
Zerren ihn unter sich und halten
Ihn geknebelt gleich wütenden Ringern,
Bis ihm die Glieder und Sinne erkalten . . . . .

Die Nacht aber schickt aus Wäldern und Hecken
Pechdunkle Raben, der Finsternis Boten, —
Die kreisen unter den Himmeln und decken
Wallende Tücher über den Toten.

Quirinus Kuhlmann der Prophet.

Historie von **Ewald Gerhard Seeliger** (Hamburg).

II.

Allda lebte in der Gemeinde der Erleuchteten ein Prophet namens Johann Rothe, ein noch junger Mann, der bei allen in hoher Achtung stand. Es webte in ihm ein heftigerer und lauterer Geist, als in Kotter und Drabicius gewirkt hatte, der nicht ruhete, sondern frisch und fröhlich von der goldnen Zeit, die nahe sei, von dem baldigen Fall des großen Babylon und dem Geheimnis der neuen Jesus-Monarchie zeugete. Er

Digitized by Google

selbst hielt sich für einen zweiten Johannes, den Täufer, der gesandt sei, dem neuen Jesus die Wege zu ebnen und ihn der Welt zu verkündigen. Diesem frommen Manne legte Quirinus seine Gesichte vor.

Am Abend aber, als die Gemeinde einmütig beieinander war, Gott zu loben und seiner Wunder zu harren, erhob Johann Rothe seine Stimme und rief: „Sehet, er ist mitten unter uns getreten, den der Herr erwählet hat, das vornehmste Werkzeug zur Ausrottung der gottlosen Könige. Er wird drei Kronen tragen, und die drei Kronen werden sein eine Krone, die alle an Herrlichkeit und Köstlichkeit überstrahlen wird. Dieser ist es, von dem alle Propheten geweissagt haben, und er ist der letzte und größte von allen. Beuget euch in Demut vor ihm, wie ich mich beuge, und küsset den Saum seines Gewandes!“

Quirinus erschrak, und sein Herz zitterte vor Schreck, daß er ausgewählt sein sollte zu einem Werk, dessen Gewaltigkeit alle Werke der Welt übertraf. Als sie aber alle vor ihm niederfielen, sank er gleichfalls auf die Knie und schloß die Augen. Da sah er den leuchtenden Schein zu seiner Linken sanft emporsteigen und über seinem Scheitel stehen. Solches geschah zu dreien Malen, bis er wieder seinen alten Platz eingenommen hatte. Die Gemeinde aber sprach: „Es ist ein neuer Prophet unter uns auferstanden, und Gott wird alle Völker durch ihn heimsuchen!“

Daheim aber warf sich Quirinus hin vor Gott den Herrn, rang mit ihm im Gebet und flehte drei Stunden lang: „Herr, Herr, ich bin viel zu geringe an Macht und Weisheit, wende deine Gnade von mir, denn sie erdrücket mich!“

Doch Johannes Rothe ließ nicht ab, für ihn zu zeugen, salbte ihn zum Propheten, also daß Quirinus wie ein Zweig im Sturm wohl ein Jahr lang hin und her schwankte. Darauf gewann seine Verzagtheit die Oberhand, und er floh, wie einst Moses und Jonas getan hatten, vor dem Herrn und kam wieder nach Amsterdam. Doch auch hier hatte sich sein Prophetenruf schon ausgebreitet, also daß er sich anschickte, seinen Stab weiter zu setzen.

In Amsterdam lebte nun eine erleuchtete Wittib, namens Magdalena von Lindau, die hatte zwei schöne, mannbare Töchter und einen erwachsenen Sohn. Die fiel in der Gemeinde vor Quirinus Kuhlmann nieder und küßte seine Hände.

„Warum küßt du mir die Hände?“ fragte der Prophet.

„Darum, weil du mir im Traume erschienen bist“, rief die Wittib, „denn du bist der, von dem Drabicius spricht: Er wird eine Ehe mit dir führen, die keine Ehe ist!“

Da er sie aber ansah, ward sein Herz verstört, weil sie wohl doppelt so viel Jahre zählte als er selber. Und er entwich ihr und irrte von Amsterdam nach dem Aufgang der Sonne zu und kam nach Hamburg. Und da es ihm hier an Mitteln gebrach, dieweil ihn der Herr durch Armut demütigen und zur Umkehr bringen wollte, versuchte er es mit der Kunst der Alchemie. Dabei ward er mit Isaak Werner bekannt, dem der Sinn danach stand, ohne Mühe reich zu werden. Der lud den Propheten ein, nach Lübeck zu kommen, was er auch tat, und bei Isaak Werners Vater, Christian, der einen großen Handel nach Norden trieb, Wohnung nahm.

Dieser Mann, der ein Mennonit war, sprach zu ihm: „Schwöre mir bei Gott dem Allmächtigen, daß es möglich ist, aus Blei Gold zu machen!“

„Wie kann ich solches schwören“, versetzte Quirinus Kuhlmann verwundert. „da ich es noch niemalen versucht habe!“

Allein die Habsucht Christian Werners ließ nicht ab, ihn zu quälen, und er sprach wiederum zu dem Propheten: „Schwöre mir bei Gott dem Allmächtigen, daß du es versuchen willst, aus Blei Gold zu machen!“

„So mir Gott der Herr nicht zuwider ist, will ich es tun!“ sprach der Prophet. „Alle Dinge kommen von Gott, als dem Urstoff allen Wesens. So es mir nun gelingt, diesen Urstoff zu erzeugen, der sich in die Substanzen verwandelt, warum sollte ich dir dann nicht zu Willen sein!“

Und er blieb in Lübeck als ein Alchemist und Goldmacher. Doch der Herr war seinem Tun entgegen. Das Gold, das ihm Christian Werner gegeben, verging im Tiegel zu Blei, und der Lichtschein zu seiner Linken verblaßte.

Da trat eines Tages Magdalena von Lindau, die ihm mit ihren Töchtern von Amsterdam nachgereist war, zu ihm und sprach: „Der Herr hat mich zu dir gesandt, daß du von den Werken des Teufels und seiner bösen Geister abläßest.“

Nun schlug er an seine Brust, bekannte seine Sünden und hielt die Wittib als seine von Gott bestimmte Ehefrau bei sich, wurde den beiden Töchtern ein Vater, obschon er den Jahren nach nichts als ihr Bruder sein konnte, betete fleißig und sang Psalmen.

Darüber ergrimmte Christian Werner heftig und sprach: „Ich habe dir Gold gegeben. Wo hast du es hingetan?“

„Der Herr hat es vergehen lassen“, sprach der Prophet ruhig, „um dich von deiner Habsucht zu heilen. Mich aber hat er aufs neue erwecket!“

„Entweiche!“ schrie Christian Werner wütend. „Ich habe keine Lust, einen Narren zu beherbergen!“

Nun verließ Quirinus Kuhlmann Lübeck und schiffte sich in Hamburg auf der Brigg „Der grönländische Kaufmann“ ein und kam am grünen Donnerstag des Jahres 1676 nach London, wo er mit seiner Frau und den beiden Töchtern bei Johann Bathurst auf dem Gute Bromley bei Boo ein ruhiges Wohnen fand. Hier pflegte er jeden Tag auf des Davids Art stundenlang vor seinem

Digitized by Google

Gott zu liegen und zu beten, bis der Schein zu seiner Linken im neuen Glanze erstrahlte.

Daselbst hatte er sein fünftes Gesicht. Es traten zwei Engel zu ihm und sprachen: „Mache dich auf und ziehe nach Rom, um daselbst das apokalyptische Tier vom Throne zu stoßen. So es dir aber widerstrebt, gehe nach dem neuen Rom und predige allda dem türkischen Kaiser das Wort Gottes, damit er mit seinen Scharen gen Westen ziehe, um den Antichrist zu vernichten. So er sich aber weigert, dem Herrn zu dienen, soll er vergehen und ein gar klägliches Ende finden."

Da fiel der Prophet auf sein Antlitz und rief: „Herr, Herr, wer bin ich, daß ich nach Rom gehe und den Antichrist vom Throne stoße?"

„Der Herr wird mit dir sein!" sprachen die Engel und verschwanden.

Nun stand der Prophet auf, zwang sich zum Glauben und reiste mit Magdalena von Lindau und ihren beiden Töchtern durch Frankreich, auf daß er nach Rom käme. Und da er vorgab, eine wichtige Botschaft an den Papst zu haben, fand er in den Klöstern, besonders bei den Karmelitermönchen, Unterkunft und Speise. Als er aber zu Avignon anlangte, hatte die Furcht seines Herzens den Glauben besiegt, und er wandte sich in seiner Hilflosigkeit allda an den gelehrten und berühmten Jesuiten Athanasius Kircher, mit dem er schon von Leyden aus Briefe gewechselt hatte.

Athanasius Kircher warnte ihn, nach Rom zu gehen, und sprach: „Du hast große und unglaubliche Dinge vor, die alle menschliche Gewalt und Fähigkeiten übersteigen, also daß ich glaube, daß du ebensolche göttliche Erleuchtung gehabt hast, wie sie die Schrift dem Adam und dem Salomo beileget. Hüte dich aber, solches in Rom verlautbaren zu lassen. Denn dann werden sie dich greifen und scharf anfassen, und du könntest leicht wie ein Märtyrer enden."

Da erschrak der Prophet bis auf den Grund seiner kleinmütigen Seele, und der Glaube, der ihn bis hierher geleitet hatte, wich völlig von ihm. Also trat er mit seiner Familie vor Marseille in ein Schiff mit Namen „Dauphin und Joseph", das nach Smyrna wollte, und stach gar bekümmert in die Mittelländische See. Denn er fühlte wohl, daß diese Reise leicht ein schlimmes Ende nehmen könnte, weil er sich vermaß, Gott zu versuchen.

Und die Fahrt begann mit großem Ärgernis und viel Herzeleid. Es waren auf dem Schiffe eine Menge Kuttenträger und Malteserritter, die sich hinter die beiden Töchter machten und sie, die von Kindheit an ein leichtes Geblüt hatten, verführten und über den Propheten viel Hohn und Spott ausgossen. Also daß sie ihn auf der Reede von Malta sogar ins Wasser fallen ließen, wobei er ohne Gottes sichtbare Hilfe unfehlbar ertrunken wäre.

Stündlich mehrte sich sein Ungemach auf dieser Reise, die ihn endlich am 23. Juni 1678 nach Smyrna brachte. Daselbst ließ er sich ans Land setzen. Weil aber in dieser Stadt die Pest herrschte, verweigerte man ihm, als er zurückkehrte, wieder auf das Schiff zu treten, gab ihm auch nicht die nötigste Kleidung heraus, daß er wie ein Außgestoßener durch die Straßen irrte. Auch der holländische Konsul Jacob von Dam wollte nichts von ihm wissen, weigerte ihm sogar einen Trunk Wasser und wies ihm schnöde die Tür. Da fiel der Prophet in seiner Bedrängnis auf die Knie und betete inbrünstig, daß der Herr die Pest von der Stadt nähme.

Und es geschah also.

Darauf fuhr er getrosten Mutes mit einem kleinen türkischen Schiffe nach Konstantinopel. Sein einziger Schatz, der ihn auf dieser Fahrt begleitete, war das Buch „Lux in tenebris" des großen Amos Comenius, womit er dem Sultan seine göttliche Sendung beweisen wollte. Barhäuptig langte er in der Hauptstadt des türkischen Reiches an und heischte vom Aga, vor den türkischen Kaiser Mohammed, den fünften seines Namens, gelassen zu werden, da er ihm wichtige Botschaft mitzuteilen hätte. Und der Aga wagte es nicht, ihm den Wunsch zu weigern.

Also trat der Prophet vor den Gewaltigsten der Türken und Tartaren und sprach: „Ziehe dein Schwert und stürze den Antichrist, damit auf Erden eine Herde und ein Hirte werde. Denn der Herr hat mich zu dir gesandt, daß du dich vor ihm beugest und ihn anbetest als den alleinigen, allmächtigen und allgerechten Gott. Siehe, er hat einen Kometen über die Welt aufgehen lassen, damit sich alle Völker von ihren Götzen zu ihm bekehren und ihm allein dienen. So du aber des Herrn Stimme nicht gehorchest, wirst du gar balde vergehen und ein gar klägliches Ende finden."

„Du Narr von einem Christenhund!" brüllte da der gewaltige Kaiser wütend. „Wohl werde ich gen Westen ziehen, doch zur Ehre Allahs und seines heiligen Zeichens. Bald wird das Strafgericht hereinbrechen über die Völker des Abendlandes, darum, daß sie den Propheten lästern und seine Worte verwerfen. Dir aber, der du dich erkühnst, mit deiner Narrheit vor mich zu treten, soll man hundert wohlgezielte Schläge auf die Fußsohlen geben!"

Und es geschah also.

Wiener Hagenbund.

Von Dr. **Hans Wantoch** (Wien).

Die Künstler des Hagenbundes haben diesmal das Werk des Dresdners Otto Hettner in ihre Mitte genommen und rühmen ihm, gastlich zuvorkommend, in einem Geleitwort eine Bedeutung nach, die kritische Erwägung nicht immer ganz und voll teilen kann; denn die impressionistischen Exaltationen haben heute schon

Digitized by Google

jeden Reiz verloren. Sie frappieren nicht mehr. Sie sind weder erquickend kühn, noch aufreizend. Der Weg wird von diesen zersetzenden, detail-analytischen Absonderlichkeiten wieder zu monumentaler Geschlossenheit führen. Und nur diese Ansätze in der Kunst Hettners vermögen zu interessieren. Da sind nun ein paar großgeschaute Aktstudien, z. B. ein ruhender Mann, der breit und fest und überlebensgroß vor einer Miniaturlandschaft aus Süditalien sitzt, oder ein Inder, der mit prachtvoll schönem, nacktem Leib dasteht, so sicher und ruhig, als wäre es für ewig, oder ein paar Orientalinnen; und wie diese auf dem Boden sitzenden Figuren in die Landschaft komponiert, wie sie breit und gelassen der Erde verbunden sind: das ist schön. Und ein ähnliches Suchen nach rein monumentaler Linienführung drückt sich auch in ein paar Studienblättern aus; doch immer wieder wird diese ruhige Größe des Striches durch koloristische Mätzchen gestört; die Farben zersetzen die Formen. Im Zeichnerischen hat Hettner jene Monumentalität, die er im Malerischen erst sucht. Hier kommt er von den Pointilisten; die Flächen sind von gebrochnen Farbtupfen überschillert, aber es läßt sich deutlich verfolgen, wie diese Tupfen auf den letzten Bildern allmählich in Würmchen übergehen und sich schließlich auf einem einzigen Bild, dem Selbstporträt des Künstlers, in ganz wenige bandbreite Pinselstriche verwandeln. Auf dem Weg zu diesem Ziele gibt es viel Versuchen und Irren. Da sind z. B. Margeriten, eine Kleckfographie, die überhaupt nur mit dem Spachtel gearbeitet ist, eine völlige Auflösung der Formen; aber Hettners künstlerische Absicht geht jetzt dahin, durch die Farben monumentale Formen zu bilden. Und so entstanden diese vier Menschenleiber, die in rasendem Schritt über die Sandfläche stürmen. Ihre Muskulatur ist kantig und hart, wie in einem Lehrbuch für Anatomie aus dem Fleisch herausgetrieben, die vierzig Finger an den acht erhobenen Händen sind steif in die Höhe gespreizt, ihre spindeldürren Schatten jagen über den Boden, schön sind sie gewiß nicht, aber in ihrem jagenden Schreiten ist eine mitreißende Gebärde. Man erlebt ein Vorwärts in diesem Bilde: der Aufbruch. Wir wollen es als allegorischen Au druck für die weitere Künstlerschaft dieses Fünfunddreißigjährigen betrachten. — Zwei andre Gäste des Hagenbundes, die diesmal durch eine größere Zahl von Werken vertreten werden, sind Hugo Böttiger und Giulio Beda. Von dem Prager Böttiger sind eine Reihe sinnlicher Skizzen da, kleine, nackte Frauenkörperchen, fleischig, dick, aber doch immer zierlich. Bald erscheint ein solches Weibchen als Fee des Frühlings, bald reckelt es sich über grüne Rasenflächen, dann kauert es wiederum neben einem blauen Teppich; überall ist ein eigentümlich giftiges Grün als Kontrastfarbe zum rosigen Menschenfleisch gesetzt. Ueber alles ist gleichsam ein feiner Schleier gesponnen. Man möchte sagen: es sind nicht Körper gemalt, sondern Materialisationen. Eine Böcklinsche Mystik steckt in diesen Szenen, aber das Formgefühl der untersetzten, nie ins Ragende gehenden Leiber wird von Marrées herzuleiten sein. Der andre Gast, der Münchner Beda, ist Landschafter. Er malt auf feinfaserigem Holz ganz glatte, spiegelblanke Rasenflächen, so als wäre von ihnen eben der Schnee abgeschmolzen. Rundliche Flächen ohne Bäume, ohne Erhebung und Vertiefung, eine ruhige, innig geliebte Natur. Im Landschaftlichen geben die Künstler des Hagenbundes stets ihr Bestes. Die Intimität ihres Naturgefühles, diese ewig gleiche Hingebung an die zärtliche Schönheit von Busch und Baum, Blume und Halm ist vielen von ihnen gemein. Immer wieder malen sie das gleiche Thema, kleine Winterlandschaften, minutiös behandeltes Frühlingsblühen, aber es ist immer wieder eine ungeminderte Liebe, die sie vor Manier bewahrt. Zu den schönsten Begabungen dieser Fein- und Kleinmalerei gehören Otto Barviedl und Hugo Baar. Sie haben die gleiche Zärtlichkeit für Hügel und Berghang und dieselbe Liebe zu den Dingen der Natur, eine völlig verwandte Art, stets die idyllisch verschwiegene Schönheit der Landschaft darzustellen. Nur ihre technische Behandlung scheidet sie voneinander. Alle beide malen helle Schneeflächen, sanft ins Weite rinnende Hügel, die weiß überbreitet sind. Aber Hugo Baar überspinnt die weiße Grundierung mit einer Moosflechte von feinen Strichen, er zieht eine Art Fischgrätenmusterung über die Flächen, während Otto Bauriedl ganz glatt geschlossene Flächen gibt. Und immer wieder sondert er den Raum durch seine Farben in drei Zonen: vorn die natürliche Koloristik, in der Mitte tiefblaue Schatten, im Hintergrund kalkig grau verdämmernde Firnen. Neben diese beiden Tempera- und Aquarellmalern des Winters ist der Pastellkünstler des Sommers und Herbstes: Otto Barth, zu stellen, der, wie es ja auch schon sein technisches Material bedingt, etwas kräftiger und robuster als Baar und Bauriedl wirkt. Er bildet gleichsam den Übergang zu Adolf Groß; die Wände, auf der seine zehn Pastellbilder hängen, jauchzen und schmettern. Ein Lobgesang auf das Blühen und die Fruchbarkeit der Natur. Blühende Birnbäume, blühende Apfelbäume hat er gemalt, und Bäume unter der Last der reifen Frucht. Die Zweige sind von Blättern und Blüten förmlich umbuscht. Eine prunkhaft üppige Vegetation, die Farbpigmente sind gleichsam ganz vollgesogen. Starke Schatten kontrastieren mit grell besonnten Flächen. Und Groß versteht es auf meisterliche Art, dem Pastellstift die Leuchtkraft des Ölbildes abzuringen. Diese vier Künstler, Baar, Bauriedl, Barth und Groß, schenken die lauterste Freude, das reinste Entzücken in der Ausstellung des Hagenbundes. Weniger glücklich erscheinen mir die Stadtveduten und Volksszenen des Architekten Oskar Laske. Sie sind in einer etwas verquollenen Technik vorgetragen, und wenn die Szenen zu größerer Bewegtheit, zu regsamerem Leben ausholen, wie etwa auf dem Bild vom Naschmarkt, dann vermißt man eine kompositorisch ordnende Kraft; das Bild wird unruhig, und die Figuren scheinen mehr in die Landschaft hineingestellt, als wirklich fest auf dem Boden zu stehen. Eine gewisse Allüre zum Ulk wirkt zuweilen sehr angenehm, allein sie dünkt nur äußerlich, wenn man etwa die innere Komik daneben hält, die sich in den derben, aus Holz geschnittenen und leicht angefärbelten Spielzeugfiguren Franz Barwigs ausdrückt. Spaßige Volkstypen sind es, Bauern und Bäuerinnen in ihren breiten mährischen Trachten. Zum Schluß muß noch eine einzelne Meisterleistung Karl Hucks genannt sein, das Pastellbild eines Expreßzuges. Etwas Gespenstisches liegt darin, wie die schwere schwarze Lokomotive mit den starren gelben Laternenaugen aus dem Dunkeln rast. Sie faucht ihren dicken Qualm dem Land über den Leib. Funken sprühen wie Blutstropfen in die Nacht.

Lanx satura aus Bayern.

Motto: „Die Kirche segnet den, der ihr zu Diensten fährt“ (Goethe, Faust II).

Die Volkszählung ist zwar eine gottlose Sache; denn es steht geschrieben (2. Chron. 22, 1): „Der Satan stand wider Israel und gab David ein, daß er Israel zählen ließ“; aber die katholische Kirche und der mit ihr verschwisterte Ultramontanismus paßt sich den Verhältnissen an. Wie weiterten noch vor 40, 50 Jahren die Gutgesinnten gegen die Zwangsschule: jetzt ist sie ihnen eine willkommene Gelegenheit, in ihr zu herrschen. Wie sträubten sie sich gegen das allgemeine Stimmrecht: jetzt hat es ihnen die Macht in die Hände gespielt. Wie schimpfierten sie anfangs das neue Deutsche Reich: jetzt sitzen sie drinnen warm im Nest. So haben sie denn auch die gottlose Volkszählung für ihre Zwecke zu benützen gelernt. Merkwürdige Dinge hört man davon in Bayern. Die bayrischen Bischöfe haben in den kirchlichen Amtsblättern vom November 1910 den

Digitized by Google

gemessenen Auftrag an die Pfarrämter ergehen lassen, „Einsichtnahme in die Zählerlisten zu statistischen Zwecken zu bewerkstelligen". Nun aber verbieten die Bundesratsbestimmungen und die Ministerialverordnungen Benützung der Zählerlisten sogar zu rein städtischen Zwecken, wie für das Melderegister u. dgl., um ja den diskreten Charakter der Volkszählung aufs peinlichste zu wahren. Aber was ist einem Bischof Hekuba, wenn er „zu statistischen Zwecken" die Listen braucht? In einem Lande, da man bereits katholische Adreßbücher druckt, um die Gläubigen zu schützen vor protestantischen Blusen und Hemden, Gabeln und Messern, vor jüdischen Hosen und Westen, Töpfen und Tiegeln, vor altkatholischen Krawatten und Kragen, Federn und Tinten —; da interessiert man sich kirchlicherseits recht sehr für Mischehen, protestantische Kindererziehung, Dissidenten oder Konfessionslose, namentlich in der Beamtenwelt, kurzum für derlei „statistische Angaben". Und so händigte denn ein städtischer Beamter einer pfälzischen Stadt zur Nachtzeit dem katholischen Stadtpfarrer die Haushaltungslisten zur Einsichtnahme aus. Dieser Fall wurde bekannt; wieviele blieben verborgen?

Diese und ähnliche Sorgen überlasten denn auch unsere Bischöfe, so daß ihnen auf Antrag des Kultusministeriums Weihbischöfe beigegeben werden müssen. Somit 8 Bischöfe und 8 Weihbischöfe. Es gibt eigentlich nur 3 oder 4 große Diözesen: Augsburg mit 821, Regensburg mit 471, Würzburg mit 444, München mit 411 Pfarreien. Speyer hat nur 234, Passau 218, Eichstätt 203 und Bamberg gar nur 194 Pfarreien. Aber die armen Bischöfe, die mit der Kontrolle der Lehrerzeitung ihre kostbare Zeit verschwenden müssen, denen fast jede Woche ein päpstliches Breve mit neuen Verordnungen in das Palais fliegt, die den Modernisteneid abnehmen und spähen müssen, ob nicht ein Pfarrherr oder Kaplan seine Unterschrift verweigert hat, diese vielgeplagten Würdenträger müssen entlastet werden. In amerikanischen und belgischen Diözesen wird zwar die Firmung auch von simplen Pfarrern gespendet; in Bayern tuts nur ein Weihbischof, den der „Racker Staat" besoldet.

So kommen wir der Klerokratie in jeder Weise entgegen, insbesondere auf dem Gebiete der Volksschule. Eine kleine Statistik mag einen Scheinwerfer abgeben für unsere Ära. In den Volksschulen unterrichteten (abgesehen von den Religionslehrern) ordentliche geistliche Lehrkräfte:

		Oberbayern	Niederbayern	Pfalz	Oberpfalz	Oberfranken	Mittelfranken	Unterfranken	Schwaben
männlich	1898/9	22	3	2	1	—	—	—	1
weiblich		271	200	76	177	68	35	131	159
männlich	1908/9	18	2	2	2	—	--	—	1
weiblich		362	244	124	248	99	41	168	205

Also männliche insgesamt 29 bzw. 25, weibliche Lehrkräfte 1117 bzw. 1491. Die Zunahme der klösterlichen Lehrerinnen ist rapid; darin liegt natürlich System.

Unsre leitenden Beamtenkreise sind nichts weniger als religiös; aber Wilhelms I. Satz: „Die Religion muß dem Volke erhalten werden" ist ihnen Evangelium. Um dessentwillen geht man bei Prozessionen u. dgl. mit gutem Beispiel voran, schon um nicht von dem Lokalblatt am nächsten Tag an den Pranger gestellt zu werden; um dessentwillen führt man bei passenden und unpassenden Gelegenheiten „Gott" und die „Patrona Bavariae" im Munde, um als religiös anerkannt zu werden; daheim in den vier Wänden zieht man ja den Staatsrock aus und lächelt über das „dumme Volk", So liefert man denn auch das Volk der Geistlichkeit mit Haar und Haut aus. So gab jüngst die Kreisregierung von Schwaben einen kulturhistorisch interessanten Erlaß heraus über den Kirchenzwang. Sonntagsschulpflichtige Jungen haben in Zukunft den angeordneten Sonntagsgottesdienst zu besuchen. „Gegen säumige Schulpflichtige, die aus eigenem Verschulden den Gottesdienst versäumen, kann im Wege der Schuldisziplin vorgegangen werden. . . Doch sollten mehr die Mittel der Belehrung und Ermahnung angewendet werden." Neu eingeführt ist somit der Kirchenzwang der Sonntagsschüler und der Werktagsschüler, für die bisher nur der werktägliche Gottesdienst pflichtgemäß war. Offenbar folgte die hohe Kreisregierung einem höheren Druck, der jedenfalls auch in den andern Kreisen sich fühlbar machen wird. Zwar meint der alte Opitz nicht übel:

„Es ist ja nichts so frei, nichts also ungedrungen,
Als wohl der Gottesdienst; sobald er wird erzwungen,
So ist er nur ein Schein, ein hohler, falscher Ton;
Gut von sich selber tun, das heißt Religion."

Aber der Staat hat sich frühzeitig zu dem Dogma bekannt, daß ein vorzüglich wichtiges Erfordernis der Erziehungsaufgabe nicht bloß die Lehre in der Religion, sondern auch die frühzeitige Angewöhnung an die frommen Übungen der Religion bilde. Dazu gehört das Gebet, der Empfang der Buße und des Altarsakramentes, die Teilnahme an der Fronleichnamsprozession, kirchlichen Bittgängen, am Empfang der Bischöfe, des neuen Pfarrherrn, an der Feier des Namenstags des Pfarrers, Kaplans, der Klosteroberin usw., insbesondere der Besuch des Gottesdienstes auch an Werktagen. Zwar soll dadurch die vorgeschriebene Unterrichtszeit keine Einbuße erleiden, aber das steht nur auf dem Papier. An kleineren Orten, wo der Lehrer zugleich Meßner, Organist, Grabsänger, Taufgehilfe u. dgl. ist, gehen die kirchlichen Verrichtungen unbedingt vor. Die einzelnen Kreisregierungen haben nun tiefsinnige Erlasse ausgegeben. In Anbetracht dessen, daß es doch im Winter auch für Kinder vom Lande eine Qual ist, eine halbe Stunde und länger meist nach langem, nicht selten stündigem Schulweg durch Schnee und Wasser in den ungeheizten Kirchen zu weilen, hat man Dispense gegeben. Und zwar in Oberbayern vom 1. November bis 31. März, in Niederbayern von Mitte November bis Mitte Februar, in der Oberpfalz vom 1. November bis 1. März. Nach den meteorologischen Ansichten der verschiedenen Kreisregierungen scheint der Winter in Niederbayern am kürzesten, in Oberbayern am längsten zu dauern, eine merkwürdige Entdeckung, die viel zu wenig bekannt ist. Noch merkwürdiger ist folgendes: in Oberfranken sind in den Wintermonaten Kinder bis zu 10 Jahren inklusive vom Besuch des Gottesdienstes dispensiert, in Mittelfranken unter 10 Jahren. Es scheint demnach das 10. Lebensjahr einen wichtigen Einschnitt in der Entwicklung des Kältegefühls zu bedeuten; nur sind offenbar die mittelfränkischen Kinder für die Kälte etwas empfindlicher. Oder hat man die Fahrpreisermäßigung auf den deutschen Eisenbahnen als Klischee benutzt? Oder jene bekannte Formel: Kinder unter 10 Jahren, Militär vom Feldwebel abwärts? Das Allermerkwürdigste ist aber, daß in München, das doch auch in Bayern liegt, der „obligatorische Besuch des Schulgottesdienstes . . auf die Sonn- und Feiertage beschränkt" ist. Die Münchener können also ausschlafen; sie bedürfen der werktäglichen Übung in der Religion nicht.

Daraus ist ersichtlich, daß die Willkür interpretiert; die Exekutive obliegt dem Ortspfarrer, der mißliebige Eltern mit der Schikane gegen die Kinder strafen kann, wie es ihm beliebt. Wie oft werden die Kinder aufgefordert, für den Vater zu beten, der in keine Kirche geht! der vom Glauben abzufallen droht! Eine besondere Blüte sind die Mütterverein e, die natürlich ein — Geistlicher leitet, der ja in Mutterschaftssachen kompetent ist. Aber es handelt sich auch nur um die „seelsorgerische Belehrung und Führung der katholischen Mutter in der häuslichen Erziehungsarbeit". Da dreht es sich aber nicht bloß um die Kinder, sondern viel häufiger noch um die Männer. Da werden Vorschriften gegeben, die ungläubigen Zeitungen aus dem Haus zu bringen, bei Wahlen ja keinen „Ungläubigen", d. i. Nichtultramontanen, zu wählen u. dgl. Den Müttern wird nicht offener Kampf, sondern weibliche List und Beharrlichkeit angeraten; es sind Fälle bekannt geworden, da ihnen sogar eheliche Enthaltsamkeit bis zur Erfüllung der gestellten Wünsche

Digitized by Google

angepriesen ward. So stellt sich zwischen Mann und Frau ein Dritter, der Zölibatär; der häusliche Frieden ist durch einen ungesehenen Drahtzieher gestört. Daß, wenn alle Mittel nicht verfangen, noch der Beichtstuhl wirksam wird, wissen alle. Da warnte jüngst, beim Abonnementswechsel, der bayrische Episkopat in einem Hirtenbriefe „vor den Ausschreitungen einer Presse, welche offen die Lehre unsrer hl. katholischen Kirche bekämpft und die guten Sitten verletzt". Der Kaplan Kohlbauer zu Windheim in Oberfranken gab dazu noch seinen Extrasenf und fügte erläuternd hinzu:

„Zu denjenigen Zeitungen, die gegen den Glauben und gegen die guten Sitten verstoßen, gehören vor allem die „Fränkische Volkstribüne" und das „Bayrische Wochenblatt". Wer diese Blätter weiterliest, kann bei der Beichte nicht absolviert werden". Und der Kaplan Kolbeck in Mamming (Niederbayern) sagte: „Wer eine sozialdemokratische Zeitung liest, der verdammt sich und seine Familie, und wer sich dieser Partei anschließt, der kann in der Beichte nicht absolviert werden". Was sagt dazu wohl der Erzbischof Bettinger, der in Speyer mit diesen Gönnern und Anhängern einer Partei, deren Blätter „gegen den Glauben und gegen die guten Sitten verstoßen", ein Schutz- und Trutzbündnis abschloß? Und Pfarrer Dr. Kohl, der die Sozialdemokratie eine „Fügung Gottes" nannte? Und die Münchener Zentrumsherren, die in öffentlichen Plakaten ihre Mannen zur Wahl des †† Sozialdemokraten aufforderten?

Menippus.

Aus den Theatern.

Deutsches Theater in Berlin.

Karl Vollmöller: „Wieland". Märchen in vier Akten und einem Vorspiel.

Ein Theaterskandal, wie ihn Berlin seit mehreren Jahren nicht gesehen hat, war die Folge. Es gibt aber zwei Arten dieser geräuschvollen Abende. Das eine Mal hat der Dichter durch die Stärke seiner Gesinnungen, seines Hohnes usw. das Publikum wie einen Stier gereizt, der nun gegen ihn losgeht. Ein solcher Theaterskandal ist für ihn ehrenvoller als ein lahmer Achtungserfolg. Das andre Mal aber trägt das Publikum ein armes Wesen von Stück, das nicht nur nicht fliegen, sondern überhaupt nicht leben kann, mit Spott zu Grabe. Das war der Faschingstrauerzug, der Vollmöllers „Wieland" bestattete. Soviel ist allerdings richtig, der Publikumslärm setzte da gerade ein, wo sich aus dem Berge eines kunterbunten Salats endlich ein Paar kleine Gedanken-Fleischstückchen zeigten. Man muß aber bedenken, daß dieses belanglose Stück fast ebensoviel Zeit in Anspruch nahm, wie Goethes Faust und die Geduld des wahrlich gläubigen Publikums immer wieder genarrt ward.

Vollmöllers Stück, das er „Märchen" zubenannt hat, spielt im modernen England und behandelt ein Aviatiker-Motiv. Die nebulose Hauptfigur hat ihren ersten Flug unternommen und wird daraufhin sogleich von einer finanziellen Gesellschaft angestellt. Bum-bum der Reklame, harrende Menschenmassen, Riesenerwartungen; die Erfüllung einer Jahrtausende alten Sehnsucht der Menschheit soll dem Schaupöbel dienen. Aber der Vogelmensch kann nicht mehr aufsteigen, namenloses Grauen erfaßt ihn, und er tötet sich lieber selbst. So bewährt sich im doppeltem Sinne das Wort:

„Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen
Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an."

Ja, noch ein drittes Mal tritt es zutage, da der Aviatiker selbst eine ziemlich zweifelhafte Persönlichkeit ist.

Aber: das wäre kein übler Vorwurf eines Stückes? — Gewiß nicht, doch schimmern diese Motive eben nur von weitem hindurch. Vollmöller ist das Gegenteil eines Dichters, der Entferntes zusammenzieht und gestaltet ihm rinnt selbst das Zusammenliegende wie Wasser auseinander. Schon die Anlehnung an die alte Wielandsage zeigt seine ganze Schwäche, die zu Krücken greift. Wenn der Autor bisher unter dem prunkenden, lyrischen Gewande des Stefan-George Schülers seine Blässe und Blöße verbarg, so tat er sehr wohl daran. Wo er dagegen dramatisch schaffen soll, versagt er vollkommen. Und wieviele Seelen birgt er in seiner Brust! Neben dem märchenhaften Anstrich, den er seinem Stücke verleihen möchte, die Sucht nach Sensationellem, das Hervorheben des Lüsternen, wie er z. B. zweimal den Versuch der Notzucht auf die Bühne bringt. Und alte Possenfiguren werden in schwachem Aufguß dargereicht.

Unwillkürlich fragt man sich, warum solche Stücke, die doch wahrhaftig kein Ruhmesblatt für Reinhardts Theater bedeuten, aufgeführt werden, und ob hier nicht Erwägungen besonderer Art im Spiele sind.

Dr. O. A.

* * *

Einmalige öffentliche Aufführung der Gesellschaft „Pan": Montag, den 6. Februar 1911.

Hermann Essig: Die Glückskuh, Lustspiel in 5 Akten.

Man stelle sich einmal vor, der Autor wäre ein überlegener Kerl, und er hätte eine dramatische Satire schreiben wollen 1. auf ländliche Einfachheit und Unschuld, 2. auf die übliche Rechtspflege und 3. endlich auf die Literatur — so hätte er es gar nicht einmal an so ungeschicktem Ende angefangen. Nun ist ihm aber das Malheur passiert, daß ihm von allen diesen Dingen, deren reale Anschauung er offenbar nicht gewonnen hat, lediglich karikaturhafte Zeichnungen und Lesebilder vor Augen gekommen sind, während sein wahrer Respekt vor allen drei Begriffen n e n a l s recht ins Wanken gekommen ist. Und so vergegenwärtige man sich denn das heillose Tohuwabohu, dieses literarische Goulasch und Mixed-Pickles, die wir da neulich aufgetischt bekamen. Ich verüble es der „Pan"-Gesellschaft keinen Augenblick, daß sie das Stück gebracht hat: solche Sachen müssen tatsächlich einmal ins Licht der Rampe, damit dem Dichter selber, der vielleicht wirklich Talent hat, die Augen darüber aufgehen, wie sehr er bis jetzt noch immer lügt, dramatisch und literarisch lügt, während er womöglich bloß nach dem Wahren in seiner Brust zu greifen brauchte — denn technisches Geschick, eine gewisse Virtuosität, die über Handwerk geht, ist zweifellos vorhanden. Sicher sind auch die erst l e s e n d Prüfenden, die dann für Aufführung stimmten, nur auf den begreiflichen Irrtum hereingefallen, aus sich entwickelndem Heuparfüm auf echte Ställe zu raten, und indem sie anstatt der gemalten Kuh eine wirkliche hereinholten, wird ihnen diese wirkliche, die im entscheidenden Moment nicht fressen wollte, den ganzen Sachverhalt wohl am klarsten erläutert haben. Ich wiederhole nicht den Inhalt des Stücks, — mögen sich bei der beliebten „Knappfassung" Lokalanzeiger und Tageblatt weiter den Ruhm der schönsten Satzkonstruktionen streitig machen, ich gestehe einfach, das nicht so kurz zu können, und finde auch immer, selbst die schönste Moral ergibt, auf so engen Raum gepfercht, Unmoral . . . Zur Sache aber (für diejenigen also, die doch natürlich wissen müssen, um was es sich handelt!) bemerke ich weiter: Dörfliche „Einfalt" und „Unschuld" könnte schon sehr gut, wenn der Autor wahrer gewesen wäre, ad absurdum geführt werden — leider aber vergißt er, was er doch vom „Zerbrochenen Krug" so famos hätte lernen können, seine Sympathie von dem entschieden schwächeren und verlogeneren Teil der Leute noch rechtzeitig etwas zurückzuziehen, so daß wir gar nicht einsehen können, warum wir uns über die e i n e Spitzbubenpartei mehr freuen sollten, als über die andre (was uns doch heimlich immer zugemutet wird); darum mache ich auch Maria Karsten, die das „Rebekkle" gab, durchaus nicht den Vorwurf falschen und unechten Spiels, weil diese Person als Hauptperson bald

Digitized by Google

sentimental und scheinbar mit Grund pathetisch, bald skrupelloser und lockerer als der lockerste Zeisig, gerade die innerste Unwahrheit schon in der ganzen Anlage drastischer hervorkehrt. Zweitens: der Oberamtmann wird als deus ex machina, der den sündigen Schultheiß zur Raison bringen soll, gebraucht und auch rechtzeitig herbeigeschafft, fördert aber gerade in seiner schlicht, treu und bieder anmuten sollenden (pardon!) Art solche Ungeheuerlichkeiten zutage, daß der Kerl Prügel verdient, statt belobt und sympathiegeleitet abzuziehn. Drittens endlich wäre eine Satire auf die „hohe" Literatur gerade hier so fein und glückverheißend gewesen, weil soviel Heu und Mist und Stallgeruch — die ja an sich durchaus nicht Gegenbeweise zum Drama bilden — erst ordentlich die Gelegenheit dafür zu ebnen scheinen, um dann doch leider nichts zu bringen, was sich gegen den Ödipuskothurn im Zirkus sowie Stuckens Talarverse, deren Schleppen immerfort nachschleifen, anwenden ließe, — höchstens eben das bißchen flottere Tempo! — Das Publikum durchschaute nicht die innere Unwahrheit des Stückes, die leider mit obligaten Figuren, Episoden und Situationen mit Dorfkoketten, Bauerngeizhälsen, Justiztrotteln allzustark das bißchen Talentechtheit bedrängt, sondern erfreute sich je nachdem an den einzelnen täuschend-stallduftigen (doch schon ein Grund zum Lachen!) Szenen, und so besonders noch an denen, in welchen die Kuh auftrat — sie der einzig echte Gegenstand zwischen soviel Theaterpappe. (Diesmal würde also auch Goethe keineswegs gleich die Regie niedergelegt haben — sie gehörte einmal zum Ganzen.) Außerdem wirkten Alexander Ekert als Helm sowie Robert Garrison als Schultheiß und Max Zilger als Büttel schon durch ihre schauspielerisch-routinierte und treffsichere Komik.

Dr. A. R.

Randbemerkungen.

Regierungsseifen im parlamentarischen Feuer.

Sie glühen und zucken und winden sich hin und her wie Schlangen, denen man zollweis den Schwanz abhackt. Bald holt man dies, bald jenes heraus und versetzt ihm einige Schläge. Bald sieht es so aus, als könnte etwas Gescheidtes draus werden, aber schon schrumpfen sie wieder in sich zusammen, werden klein und häßlich und wandern wieder in die Flamme zurück. Das ist meist so in jenen Wochen, in denen eine größere Zahl von Gesetzesvorlagen zwischen Kommission und Plenum schwankt. Aber diesmal ist die allgemeine Unsicherheit geradezu erschreckend. Sie können heute über jede Vorlage jede Ansicht schreiben und jede Aussicht prophezeihen: desavouiert werden Sie auf alle Fälle, also schadets nichts, sagte jüngst ein Politiker. Indessen man braucht nicht unter die politischen Falbs gehen. Die Wettermacherei soll man den Göttern überlassen und den Propheten nicht das Brot stehlen. In diesem unseligen Jahre des Unheils geht alles drunter und drüber. Die einzige Melodie, die drauf paßt, heißt: Ich hab mein Sach' auf nichts gestellt. Arbeitskammervorlage: Zwei „unannehmbare" Bestimmungen, Eisenbahnarbeiter und Arbeitersekretäre. Gerichtsverfassungsnovelle: Zwei „unannehmbare" Bestimmungen, Laienrichter in erster und zweiter Berufungsinstanz der Strafkammern. Elsaß-Lothringer Verfassungsentwurf: „Unannehmbarer" Kommissionsbeschluß, die Reichslande zum selbständigen, stimmberechtigten Bundesstaat zu machen. Telephonreform: Zurückverweisung an die Kommission und große Vorstellung im Hauptfernsprechamt — Herr Kraetke hat drei Tage vorher Generalprobe abgehalten. Schiffahrtsabgaben: Verzweifelter Humor des Staatssekretärs: er nimmt den österreich-holländischen Widerstand „nicht tragisch" und glaubt damit vom Reichstag eine Blankovollmacht, eine lex imperfecta für später zu bekommen, aber er dürfte sich täusch—, doch halt, hier wird nicht prophezeit! Die einzige Wertzuwachssteuer ist mit Hängen und Würgen rund gemacht worden, oder wenigstens wird so behauptet, die Schärfen und Risse werden später zutage treten. Ist das nicht eine nette Saison? Die Regierungsseifen schmoren tapfer, die Herren Abgeordneten werfen eine Wahl- und Brandrede um die andre in den Ofen ihrer parlamentarischen Mandatsschmiede, die Presse zieht die Blasbälge, die Minister gießen aus Versehen statt Wasser Benzin in die Flammen, der Philosoph runzelt besorgt die Stirne — und der Teufel lacht dazu.

Tersites.

* * *

Professor Bernhard

ist nicht mehr „wünschenswert". Also hat eine hochehrsame, philosophische Fakultät dem Kultusminister geschrieben. Aber Herr Trott hat ihnen die Petition versalzen und geantwortet, das ginge ihn nichts an. Vor dem Skandal hat selbst er Angst, den es gäbe, wenn man Herrn Bernhard jetzt „in irgendeinem Wege" versetzte, es braucht ja nicht der Disziplinarweg zu sein. Aber die Herren Professoren scheinen noch nicht genug davon zu haben, ihre Wäsche öffentlich zu waschen. Daß vollständiges Schweigen das einzig Vornehme wäre, nachdem die Professorenschaft bei dem mißglückten Duell ihrer Nationalökonomen schon hinreichend ihren Kastengeist hat leuchten lassen, dafür hat man in diesen Kreisen kein Verständnis. Ein Glück nur, daß bei der übrigen Menschheit auch kein Verständnis herrscht für diese Akademiecharaktereigenschaften.

W.

* * *

Im englischen Parlament

ist die Besprechung der deutsch-russischen Beziehungen und der durch die Potsdamer Tage verursachten, internationalen Debatte sehr ruhig und vernünftig verlaufen. Aber die Potsdamer Abmachungen hat die englische Regierung Aufreizendes weder zu sagen vermocht, noch gewollt. Bei der Bagdadbahnfrage hat sie von den deutsch-russischen Eisenbahnverhandlungen beinahe ganz Abstand genommen. Sie berühren ja tatsächlich die englischen Interessen unmittelbar in keiner Weise. Bemerkenswert ist allein, daß Asquith sich sehr nachdrücklich auf Pichons Seite gestellt hat, um der Entente cordial möglichst wieder Luft einzublasen und Pichon gegen die Angriffe seiner Landsleute den Rücken zu stärken. Zumal der Temps ist aus besonderen Zusammenhängen heraus gegen ihn interessiert. Die erfreuliche Ruhe der englischen Regierungssprechweise täuscht natürlich niemanden darüber, daß auch England durch die deutsch-russischen Aktionen wachsamer geworden ist als bisher. Man muß immer damit rechnen, daß der Engländer im Gegensatz zum Franzosen weniger sagt, als er denkt, während dieser seine wahren Besorgnisse meist stärker äußert, als sie sind.

W.

* * *

Ballunternehmer.

„In Berlin wird alles ruppig", hat die Rahel gesagt, und sie hat, glaube ich, recht. Mehr recht noch hätte sie gehabt, wenn sie gesagt hätte: „In Berlin wird alles zum Geschäft". Bei uns wird in der Tat alles ausgemünzt und genau so, wie man mit Religion und Patriotismus vielfach Geschäfte gemacht hat, so macht man sie neuerdings mit der „vornehmen" Geselligkeit. Seit einigen Jahren ist das Ballarrangieren erst verblümt, dann unverblümt zu einem regelrechten kaufmännischen Unternehmen geworden. In andern Städten werden Bälle, die von der guten Gesellschaft besucht werden sollen, von angesehenen Vereinen und Gesellschaftsgruppen oder von Komitees, deren Mitglieder selber der besten Gesellschaft angehören und ihr Amt als Ehrenamt verwalten, veranstaltet. Wird ein Überschuß erzielt, so kommt er irgend einem Verein oder einer wohltätigen

Digitized by Google

Stiftung zugute, woran natürlich niemand Anstoß nimmt. Natürlich gibt es dergleichen auch bei uns, und ein Muster für ein vornehmes Ballfest ist z. B. das des Vereins Berliner Presse. Aber neben ihm und einigen andern gleicher Art werden jetzt Bälle veranstaltet, die nur den Zweck haben, ihren Managern ein hübsch paar tausend Mark einzubringen. Früher hielten es diese Herren für notwendig, wenigstens pro forma ein aus Persönlichkeiten der Gesellschaft bestehendes Komitee zusammenzubringen (was in Berlin außerordentlich leicht ist) und vorzuschieben. In letzter Zeit glaubt man auch dieses Feigenblatt nicht mehr nötig zu haben und die Unternehmer bilden selbst das „Komitee". Dadurch wird ein recht häßlicher Zug in die Berliner Geselligkeit hineingetragen oder vielmehr verstärkt. Denn der Berliner fühlt sich sowieso bei geselligen Veranstallungen nicht, wie es etwa der Rheinländer tut, als „aktives Mitglied", als Mitwirkender, sondern vor allem als Zuschauer, „der sich etwas vormachen läßt". Das gibt ja vielfach unsern öffentlichen Lustbarkeiten die Signatur: „Vor dem Sekt steif, nach dem Sekt roh". Natürlich wird das um so schlimmer auf Bällen, die von vornherein darauf zugeschnitten sind, durch teure Eintrittskarten und hohe Sektprozente den Unternehmern viel Geld einzubringen. Man kann es natürlich keinem Menschen verdenken, daß er hingeht, wenn er einen oder zwei blaue Lappen locker machen kann, man sollte aber aufhören, von solchen Bällen viel Wesens zu machen und sie als Berliner gesellschaftliche Veranstaltungen zu preisen. Sie sind es ebensowenig wie es etwa der Lunapark war. Dr. P.

* * *

Mond und Wetter. Rückblick.

Nach dem leisen Anziehen der Kälte, die, pünktlich mit dem letzten Viertel einsetzend, in den Tagen vom 21. bis zum 24. Januar etwas Frost brachte, erfolgte am 25. Januar nochmals ein Vorstoß der äquatorialen Luftbewegung mit Temperaturen von einer Höhe, wie sie für diese Jahreszeit nur als außergewöhnlich bezeichnet werden können. Worin der Grund zu suchen ist, daß die Wirkung des vorhergegangenen Vollmondes sogar bis über den Tag der tiefsten Deklination sich erstreckte, ist mir zurzeit nicht völlig klar. Denkbar und naheliegend wäre es, daß eine während des Mondniederganges auf der Ostseite des amerikanischen Festlandes und auf Grönland weit nach Süden vorgedrungene und dort festliegende Luftwelle polarer Herkunft der in der Passatzone nach Westen zurückfließenden und an dem amerikanischen Festlande und dessen Erhebungen umliegenden warmen Luftströmung den Weg zum Pol verlegt und die vom vorhergehenden Vollmond noch über dem Ozean liegenden warmen Luftmassen nach Süden abgedrängt hat, so daß diese gegenüber der auf Westeuropa noch nicht genügend erstarkten polaren Luftbewegung Überdruck bekamen und nochmals die Kälte erheblich zurückzudrängen vermochten. Daß zwischen dem Verhalten der Luftströmungen auf der Ostseite von Nordamerika und demjenigen der vom Ozean nach Westeuropa herüberkommenden Luftströmung äquatorialen Ursprungs bestimmte Beziehungen bestehen, ist außer Frage; sie bedürfen jedoch noch weiterer Klärung.

Die Wetterkarten in den Tagen vom 21. Januar ab lassen das allgemeine und rasche Vordringen der Kälte von Nordosten und Osten her deutlich erkennen, ebenso wieder das Zurückweichen in den Tagen vom 25. bis zum 28. Januar.

Mit dem Neumonde — 30. Januar — war zunächst wieder ein kräftiger Witterungsumschlag zur Kälte zu verzeichnen. Die Hoffnung aber, daß nunmehr die Kälte von Bestand sein und eine ordentliche Frostperiode einsetzen würde, sollte wenigstens für die nordwestliche Gegend Deutschlands nicht in Erfüllung gehen.

Seit dem 1. Februar trat wieder Tauwetter ein, wenn auch die Temperatur lange nicht den hohen Grad erreichte wie unter dem Einfluß des Vollmondes.

Man ersieht daraus, was ich immer wieder betonen muß, daß die auf die Stellung des Mondes gegründete Wettervorhersage stets nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auf den Eintritt eines bestimmten Witterungscharakters rechnen kann, daß aber die Stärke, in der sich dieser Witterungscharakter in den verschiedenen Gebietsteilen ausprägt, mit einiger Sicherheit erst erkannt und beurteilt werden kann, wenn bei der die Änderung des Wetters bedingenden Mondstellung der Witterungsumschlag sich geltend macht.

Während aber so der Westen noch unter dem vorwiegenden Einfluß äquatorialer vom Ozean herkommender Luftbewegung stand, kam die Wirkung des niedergehenden Mondes und des Neumondes mit der kurz vorhergegangenen tiefsten Deklination — 27. Januar — für den Osten zur vollen uneingeschränkten Geltung. Die nach dem Äquator hinstrebende polare Luft hat dort seit dem 30. Januar etwa bis tief nach Süden hinunter eine schier sibirische Kälte verbreitet, die seit dem ersten Viertel — 6. Februar — mit durchweg mehr als 20° ihren Höhepunkt erreicht hat. Nach der heutigen Wetterkarte zeigen auch die Orte Riga, Wilna, Pinsk und Lemberg — 20° und mehr, so daß es den Anschein hat, als ob die Kälte in langsamem Vorrücken nach Westen hin begriffen ist. Die Vermutung liegt daher nahe, daß, wie vor einem Monat, die Kälte, die sich während der voraufgegangenen Neumondperiode im Osten stark nach Süden verlagert hat, noch kurz vor dem schon wieder hochstehenden Vollmonde, im Abzuge nach dem Äquator begriffen, uns auch nur noch einen kurzen Besuch abstatten wird.

Hildesheim, den 7. Februar 1911.

Emil Brandt.

Das Perpetuum mobile in der Natur.

Nicht gerade sehr gelenkig in seinem Begreifungsvermögen ist der Mensch. Als mir vor einiger Zeit klar wurde, daß jedes Mühlenrad ein veritables Perpetuum mobile ist, da schrieb mir Richard Dehmel auf einer Postkarte: Hoho! Zunächst ist jeder Fluß ein Perpetuum mobile.

Und er hatte natürlich vollkommen recht. Also: jeder Wasserstrom unter der Erde und auf der Erde stellt ein Perpeh dar — ein Naturperpeh. Es rennt solange runter, bis es irgendwo verdampft und als Wolke wieder auf den Berg gelangt. Und das geht so perpetuierlich immerzu. Die Anziehungskraft der Erde wird eben in jedem Wasserstrom in Bewegung umgesetzt — und das ist ein Perpetuum mobile; anders ist dieses eben nicht zu definieren. Es ist somit in der Natur der Erdrinde in ungeheuerlicher Fülle da. Man darf nur nicht die Anziehungskraft der Erde als selbstverständliche Voraussetzung aller Begebenheiten hinstellen — und von „kosmischer" Anziehungskraft sprechen. Tut man das, so geht man ganz blind an der ungeheuerlichen Kraftäußerung der Erde vorüber, die immerzu anzieht — — — und deren Anziehung immerzu in Bewegung umgesetzt wird.

Mayers Gesetz von der Erhaltung der Energie läßt die ungeheure Energieleistung des Sterns Erde ganz außer acht — und geberdet sich „kosmisch" — bildet ein glänzendes Dokument menschlichen Größenwahns und gibt noch mal recht viel Stoff zum Lachen.

Ich möchte nur wissen, wo z. B. die Erde und die

Digitized by Google

Sonne ihre Energie hernehmen, um sich perpetuierlich um sich selber zu drehen. Doch das nur nebenbei! Bleiben wir auf der Erdrinde! Da gibts eben noch mehr Perpehs.

Der Kreislauf des menschlichen Blutes ist doch auch als Perpetuum mobile anzusprechen. Was müssen wir aber tun, wenn wir das tun? Doch auch jedes Tier und jedes Insekt als Perpeh betrachten — — die Fülle wird unheimlich. Und wenn wir jeden Baum und jeden Grashalm auch als Perpeh . . . .

Ja, es bleibt nichts andres übrig: auf der Erdrinde in der Natur gibt es eben unendlich viele Perpehs. Es wirkt unheimlich.

Und — die Sterne?

Sind die nicht Perpetua?

Aber — wie sagt doch der erhabene Wissenschaftler?

„Ein Perpetuum mobile ist nach den Naturgesetzen unmöglich."

Also sagt er — und er sagt es immer wieder — perpetuierlich immer wieder.

Ja — wozu man doch kommt, wenn man die Kühnheit besitzt, „kosmische Naturgesetze" zu schaffen! . . .

Ich glaube, es wird nicht lange dauern — und man wird dem Physiker klipp und klar erklären:

„Machen Sie sich mit Ihren Naturerklärungsversuchen nicht weiter so mausig. Das wirkt nur komisch. Wir kennen die Naturgesetze gar nicht. Und darum sollten wir den kolossalen Naturphänomenen etwas respektvoller gegenübertreten."

Paul Scheerbart.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Mozarts Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Albert Leitzmann. Insel-Verlag (Leipzig). In Pappband M. 2,—.

Eine Auswahl aus Mozarts Briefen bedarf wohl keiner besonderen Empfehlung. Jeder, der sich in den Zauber dieser prächtigen Dokumente eines der größten Künstler aller Zeiten verstricken läßt, empfindet die siegende Gewalt des herrlichen Menschen und zählt die Eindrücke, die er hier empfängt, zu den genußreichsten, die aus der Versenkung in große Individualitäten der Vergangenheit uns Lebenden erwachsen können. Und diese unstudiert, aber vortrefflich geschriebenen, durch und durch echt menschlichen Urkunden seines reichen Künstlerlebens sind zugleich der beste Maßstab seines Wesens, Denkens, Schaffens, das in lichter Klarheit in ihnen vor uns ausgebreitet liegt. In dieser schmucken Ausgabe hat A. Leitzmann den Text der köstlichen Briefe zum ersten Male in zuverlässiger Weise wiedergegeben und damit eine bedauerliche Ehrenschuld der bisherigen Wissenschaft endlich abgetragen.

-n.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
—— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. ——

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ∴ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Wir verkaufen auf Teilzahlung

Moderne Trauringe Mattgold, 14 Karat 0.585 gestempelt

No. 2415. Sinnspruch: „Die Liebe höret nimmer auf". M. 28.—

No. 2416. Sinnspruch: „Dein für immer". M. 25.—

No. 2417. Sinnspruch: „Gott mit uns" M. 24.—

No. 2418. Sinnspruch: „In Liebe treu" M. 23.—

No. 2419. Blumenembleme Myrthe-Rosen M. 24.—

No. 242. Blumenembleme Myrthe M. 23.—

No 1.08. Glanzgold, 4 Brillanten, Gr. 9 (à 9/64 Kar.) 10 Brillanten, Gr. 1 (à 1/64 Kar.); zus. 14 Brillanten (46/64 Kar.), in Platin gefasst . . . M. 350.—

Hunderttausende Kunden in 30000 Orten des Deutschen Reiches

Uhren

Unser Katalog enthält grosse Sortimente in Brillantschmuck. Feinste Uhrenmarken. — Hochzeits- u. Gelegenheitsgeschenke

Uhren

Jonass & Co., Berlin K.W. 320, Belle-Alliancestr. 3

No. 1124. Mattgold, Schiene durchbrochen, 1 Brillant, Grösse 2 (2/64 Karat), in Platin gefasst . . . . M. 31.—

Eigene Gehäusemacherei. Eigene Goldschmiede. Eigene Gravieranstalt. Eigene grosse Uhrwerkstätten.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Mießler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 9. Berlin, den 25. Februar 1911. 40. Jahrgang Band 79.

Die Methode des Kanzlers.

Man hat sich über Herrn v. Bethmann Hollweg schon weidlich den Kopf zerbrochen. Mit Sicherheit wird immer noch kein Vorsichtiger behaupten wollen, er habe ihn erkannt. Vieles weiß man ja von ihm. Man kennt ihn als einen Mann von starkem Traditionsgefühl. Doch weiß man auch, daß er mit modernen Ideen befruchtet ist. Er hat ein weitgehendes Bewußtsein von Objektivität und Verantwortlichkeit, aber daneben häufig genug offenbart, daß er seine persönliche Note nicht unbeachtet zu sehen verträgt. Er ist ein Mann von moralisierenden, ideologischen Neigungen, nicht minder aber der realsten Rücksichtslosigkeiten fähig. Er erscheint manchmal allzu empfindlich, was ihn nicht hindert, unvermittelt witzig zu werden oder überlegen zu lächeln. Er ist ein Pedant, und er verrennt sich trotzdem nicht in Sackgassen, sondern macht Konzessionen, versucht, mit Geduld und Überlegung neue Wege, wenn die ursprünglichen nicht gangbar waren. Was nützt es einem, daß man an ihm so manche Eigentümlichkeiten kennt, die sich zu widersprechen scheinen und doch zusammenpassen? Und was nützt es einem, zu wissen, was er möchte, wenn man nicht weiß, was er kann? Sicherlich steckt in ihm ein „intellektueller Charakter" — sit venia contradictioni —, der sich klar ist über seine Ziele. Aber das Können ist eine Sache der Methode, wenigstens in der Politik eines leitenden Staatsmannes, der sich auch des naiven oder brutalen Temperaments, das er etwa besitzt, nie anders bedienen darf, als in bewußter Weise, d. h. als Mittel zum Zweck. Was nützen Worte, schöne Reden und eingebrachte Gesetzentwürfe? Aus ihnen ist nur ungefähr zu ersehen, was ihr Urheber für ein Mann ist. Sie sagen einem noch nicht viel. Denn politische Worte sind bereits bei ihrem Entstehen das Resultat realpolitischer, also relativistischer Erwägungen. Sie beweisen nichts. Im Gegenteil. Reden können das gerade Gegenteil dessen bewirken, was sie beabsichtigen, — wenn nämlich der Redner kein Talent hat, glücklich zu reden, und Herr v. Bethmann Hollweg gehört nach allen Erfahrungen seiner rednerischen Kanzlertätigkeit in inneren Angelegenheiten nicht zu diesen Glücklichen. Daher er denn auch in letzter Zeit wieder ziemlich verstummt ist, gänzlich jedenfalls im Reichstage. Bei der ersten Lesung des elsaß-lothringischen Verfassungsgesetzentwurfes war er wohl zugegen, und legte dadurch seine Überzeugung von der Bedeutung der Sache an den Tag, aber im übrigen — schwieg er. Also muß man sich an die Taten halten, die von ihm ausgehen, — und wenn nicht alles trügt, sind wir dabei, die erste positive Probe der Bethmannschen Methodenkunst zu erleben, eben in Sachen der elsaß-lothringischen Verfassungsfrage.

Wie ein Blitz aus — nicht gerade heiterem, aber doch auch noch nicht gefahrdrohendem Himmel kam die Nachricht, der Reichskanzler wünsche, daß die Reichstagskommission, die mitten in der zweiten Lesung des elsaß-lothringischen Verfassungsentwurfes steckte, ihre Beratungen kurzweg abbreche und sich vertage. War das der Anfang vom Ende, der Beginn einer Zurückziehung der Vorlage? Nein, sicherlich nicht. Das konnte nur die erste Bestürzung denken. Eine Vorlage zieht man bei der dritten Plenarlesung zurück, in ganz hoffnungslosen Fällen auch wohl in der zweiten, aber nicht schon aus der Kommission. Außerdem sprechen innere Gründe entschieden gegen diese Auslegung der Sache. Die Reform der reichsländischen Verfassung liegt dem Kanzler viel zu sehr am Herzen, als daß er sie leichten Kaufes fahren ließe. Gerade mit Rücksicht auf sie hat er seinerzeit, als man von allen Seiten schrieb: Was wird er, der Gehilfe Bülows, wohl Großes vollbringen können, nachdem sein bisheriger Chef gescheitert ist? — gerade in Gedanken an seine reichsländischen Pläne sagte er damals: „Laß sie nur schreiben, was sie wollen, sie wissen ja noch nicht, was ich vorhabe". Außerdem ist er zähe. Bei der Wahlreform, die doch noch nicht einmal auf sein Konto kam, hat er sich von Konzession zu Konzession drängen lassen, ehe er das Ding verloren gab. So wie damals dürfte er es allerdings nicht noch einmal machen. Denn schließlich scheiterte die Wahlreform, wie man sich erinnert, an einem verhältnismäßig unerheblichen Punkte. Diesmal, wo es sich ebenfalls um eine sehr bedeutende Vorlage handelt, aber um ein

Digitized by Google

eigenes Produkt seiner Kanzlerschaft, kann Herr v. Bethmann-Hollweg von den Hauptgrundsätzen, die er sich bei Beginn gestellt hat, nicht wieder abgehen, soweit er auch versuchen will, der Vorlage die Wege zu ebnen. Die Kommission hat auf Zentrumsantrag die Selbständigkeit der Reichslande beschlossen, sie zu einem stimmberechtigten Bundesstaat mit einem Statthalter auf Lebenszeit gemacht. Das hatten die verbündeten Regierungen bereits deutlich genug als unannehmbar bezeichnet, aber man nahm in Regierungskreisen an, es handle sich nur um einen Demonstrationsbeschluß, der schon von der Kommission in zweiter Lesung abgeändert werden würde. Diese Annahme war trügerisch. Man hatte dem Zentrum wohl allzu deutlich gesagt, wie wenig ernst man seine Machinationen nehme. Deshalb wurde es hartnäckig, und so entschloß sich der Kanzler zur Tat. Ob sich für die Bundesratsstimmen doch noch ein Ausweg findet, bleibt dahingestellt. Wahrscheinlich ist es nicht, obwohl die Preußen mit dem Kanzler an der Spitze nichts dagegen haben. Die Widerstände liegen bei den Südstaaten, die nach allerhand umlaufenden Gerüchten sogar auf eine Neuverteilung der bisherigen Bundesratsstimmen zu ihren Gunsten hindrängen. Anders liegt es mit der Selbstständigkeit der Reichslande. Es besteht in Bundesratskreisen die Überzeugung, daß die Angliederung eines neuen, selbständigen Bundesstaates die grundlegenden Staatsverträge, auf denen die Reichsverfassung ruht, umstürzen würde, sobald auch nur ein einziger Bundesstaat dagegen opponiert. Tatsächlich kann man eine Erweiterung des Bundesreiches nicht per majora beschließen. Es versteht sich von selbst, daß alle damit einverstanden sein müssen, wenn auch die Reichsverfassung den Fall nicht ausdrücklich vorsieht. Darüber soll sich der Bundesrat jetzt definitiv verständigen wollen. Trifft das zu, und gelingt diese Verständigung, so wird der Reichskanzler dem Reichstage auf sein wiederholtes Verlangen, die äußerste Grenze des Annehmbaren zu nennen, eine Antwort erteilen können, gegen die sich der Reichstag nicht verschließen kann. Auf dies Pressionsmittel — wie gesagt, vielleicht verzuckert durch irgendeine Art von Stimmberechtigung der Reichslande oder von andren kleineren Konzessionen — hat der Kanzler seine Hoffnung gesetzt.

Aus dieser Methode kann man Schlüsse ziehen. Es gibt noch eine ganze Reihe von schwebenden Vorlagen, die mit manchem ernsthaft kritischen „Unannehmbar“ versehen sind. Der einzige Wermuth hat seinen Wertzuwachs in der Tasche, alle andern Gesetze hängen gänzlich in der Luft, und manche an sehr dünnen Fäden. Aber soviel wird allmählich deutlich, der Kanzler denkt nicht daran, die Geduld zu verlieren. Im Unmut den Reichstag „wegen allgemeiner Arbeitsunfähigkeit“ auflösen? Das wäre das Letzte. Gegen eine Partei löst man auf, eine Wahlparole gehört dazu, aber das Land gegen den gesamten Reichstag auf die Beine bringen, dazu hat Bethmann Hollweg nicht die nötige Position im Volke. Er hütet sich also, ungeduldig zu werden. Geht etwas nicht, gut, dann geht es eben nicht, aber er, der Kanzler, wird alles versuchen, es in Gang zu bringen. Gelingt das nicht, so muß den Reichstag die Schuld treffen. So kalkuliert Herr v. Bethmann. Er selbst hängt nur vom Kaiser ab und will sagen können: ich habe getan, was ich konnte. Ich habe alles aus diesem Reichstag herauszupressen versucht, was er noch irgend leisten konnte, habe ihm extra deswegen die Übermenge von Arbeitsstoff noch im letzten Jahre aufgeladen. Etwas davon mußte ja doch gelingen. So lange es möglich war, habe ich die Herren deshalb beisammengehalten.

Auf diese Weise wahrt sich der Kanzler die eigene Unabhängigkeit. Weitestes Entgegenkommen bei einem Mindestmaß unverbrüchlicher Grundsätze, heißt die Formel, unter der er sich mit der Situation abfindet. Dies Entgegenkommen, dies Geduldbeweisen, Nichttreibenlassen, wies treibt, dies Alles-Versuchen ist positiv bestätigt zum ersten Male eben jetzt bei der elsaß-lothringischen Verfassungsreform durch die erneute Zusammenberufung des Bundesrats. Was der Reichskanzler mit dieser Methode für Erfolge haben wird, kann keiner voraussagen. Das ist wohl sicher, daß eine — andere, um nicht zu sagen bessere gegenwärtig erst erfunden werden müßte. Es wird sie aber keiner erfinden.

Ein „Attentat“ auf die Börse.

Von Mercator.

Das Amt eines Menschheitsretters ist von jeher ein sehr dankbares gewesen; es hat die Eigenschaft, finanziell und moralisch in einem Atem zu sein und den Betreffenden in den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit zu rücken. Dieser Meinung war wohl auch ein Quidam an der Börse, von dem die Fama erzählte, daß er bereits verschiedene Versuche gemacht habe, sich an der Börse bemerkbar zu machen und der nach vielen vergeblichen Bemühungen endlich bei den Agrariern landete, um diesen und der Regierung sein Herz auszuschütten. Es war aber auch etwas ganz Unerhörtes, nie Dagewesenes, was sich ereignet und den guten Mann in Flammen gesetzt hatte: eine Bank — es läßt sich kaum wiedergeben— sollte mit der Absicht umgegangen sein, eine neue amerikanische Emission für die Berliner Börse vorzubereiten! Dergleichen Dinge sollen schon öfter

Digitized by Google

vorgekommen sein, ohne daß ein Hahn, nicht einmal ein agrarischer, danach gekräht hätte. Man steckte an der Börse die Köpfe zusammen, um sich zu fragen, was denn eigentlich los sei, um wegen einer einzelnen Börsenemission den Reichstag in Bewegung zu setzen? Sieht es nicht geradezu wie ein Vorwand aus, um wieder der Börse eins aufzuspielen? Wir haben doch nun ein Börsengesetz, haben einen Staatskommissar, eine Zulassungsstelle, die jeden Prospekt bakteriologisch untersucht, bevor die Papiere dem „anlagesuchenden Publikum" zugängig gemacht werden. Die Zulassungsstelle hat die Aufgabe und die Pflicht: die Vorlegung der Urkunden, welche die Grundlage für die zu emittierenden Wertpapiere bilden, zu verlangen und diese Urkunden zu prüfen; ferner dafür zu sorgen, daß das Publikum über alle zur Beurteilung der zu emittierenden Wertpapiere notwendigen tatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse soweit als möglich informiert wird und bei Unvollständigkeit der Angaben die Emission nicht zuzulassen; Emissionen nicht zuzulassen, durch die erhebliche allgemeine Interessen geschädigt werden oder die offenbar zu einer Übervorteilung des Publikums führen. Es sollte uns wundern, wenn ein findiger Kopf nicht aus dieser Tatsache die Möglichkeit für eine Verbannung fremdländischer Wertpapiere herleiten würde. Denn, so würde etwa die Deduktion lauten, der Stand der Kurse unsrer Staatsanleihen ist von erheblichem allgemeinen Interesse, er ist sozusagen das Barometer für unsern Staatskredit in den Augen des Auslandes. Wird also durch die Einführung fremder Werte der Kurs herabgedrückt, so leidet unser Staatskredit, und damit werden erhebliche allgemeine Interessen geschädigt. Folglich — folglich muß schon nach dem Börsengesetz die Einfuhr fremder Werte verboten werden. Es fragt sich allerdings, ob es zutreffend ist, daß hierunter der Kurs leidet. Und vor allem: wie will man die Scheidewand ziehen zwischen statthaften und unstatthaften Emissionen? Schließlich sind sämtliche Werte des Berliner Kurszettels sozusagen Konkurrenzpapiere unsrer Staatsanleihen. Wenig durchschlagend erscheint der Hinweis darauf, daß im Falle eines Krieges die ausländischen Anleihen eine Art Sparkasse für die deutschen Kapitalisten seien. Das glaube, wer kann! Denn wenn ein Krieg entzündet wird, dann brennt die ganze Erde, dann haben wir die schönste Weltkrise, und eine „Sparkasse" würde schon auf dem Monde gesucht werden müssen. Ebenso wenig befreunden könnten wir uns mit dem Gedanken, daß die ausländischen Emissionen unser Industrie zugute kommen. Wer ist denn „unsere Industrie"? Darüber dürften die Regisseure der ausländischen Emissionen die beste Auskunft geben können. „Unsre Industrie" pflegen in der Regel diejenigen Werke zu sein, deren Aufsichtsräte mit den leitenden Persönlichkeiten der Emissionshäuser identisch sind. Für die Agrarier handelt es sich darum, der Börse „eins auszuwischen". In agrarischen Kreisen ist man seit geraumer Zeit ungehalten, daß an der Börse so wenig passiert. Der Typus der Friedländer & Sommerfeld, Paul Polke, und wie die gesegneten Firmen zu Anfang der neunziger Jahre hießen, jene Firmen, die einst dem agrarischen St. Georg die erwünschte Gelegenheit gaben, gegen den Lindwurm der Börse mit eingelegter Lanze vorzugehen, sie sind dahin, unwiderruflich hin! Es muß also auf andrem Wege versucht werden. Wir sind im Gegensatz zu der herrschenden Meinung nicht der Ansicht, daß die jüngsten Reichstagsverhandlungen als bedeutungslos für die Börse angesehen werden können.

Über neuere biologisch-medizinische Probleme.

(Blut- und Eiweißforschung, Überempfindlichkeit, Idiosynkrasie.)

Von Dr. med. M. Urstein (z. Z. Steglitz)*).

I.

Die biologische Wissenschaft hat in der letzten Zeit so gewaltige Mengen von Tatsachen ans Licht gefördert und bereits eine derart reiche Ernte für das ärztliche Denken abgeworfen, daß es uns nicht wundern darf, wenn neue Elemente auf Schritt und Tritt die Klinik geradezu durchsetzen und das praktisch-medizinische Handeln in ergiebigster Weise beeinflussen. Obwohl die Tragweite dieser Lehren noch gar nicht abzusehen ist, so viel steht fest, daß sie uns schon jetzt die Wege geebnet haben zum Verständnis zahlreicher bis dahin als ganz dunkel und unerklärlich geltender Vorgänge und daß sie berufen sind, noch mehr den Schleier zu lüften über dem geheimnisvollen Wirken und Schaffen der ewigen Natur, die unsre beste Führerin und größte Lehrmeisterin ist.

Aber selbst im täglichen Leben offenbart sich der große, durch unendliche Arbeit vieler Forscher gewonnene Fortschritt, und gerade dieser Umstand rechtfertigt es, wenn ich, einer Aufforderung der Redaktion dieser Zeitschrift nachkommend, den Versuch mache, in einem zusammenfassenden

*) Die hochbedeutsamen, neueren Forschungen auf dem Gebiete der biologischen Medizin veranlaßten uns, den Verfasser, der namentlich in früheren Jahren schon manchen lesenswerten, populär gehaltenen Beitrag zur medizinischen Philosophie geliefert hat, um eine Darstellung der Resultate jener Forschungen zu bitten.

Dr. A. Hn.

Digitized by Google

Bericht dem Leser einige der wichtigsten Ergebnisse der biologischen Forschungsmethode in gemeinverständlicher Form vorzuführen

Alles, was der Chemiker und Physiologe im Reagensglase oder in der Retorte beobachtet, erforscht und mit künstlichen Mitteln erzielt hat, die verwickeltsten Spaltungs- bzw. Abbauvorgänge — sie werden in der Werkstatt der Natur aus dem primitivsten Rohmaterial, das sie sich obendrein noch selbst liefert, durch die großartige und vielseitige Leistungsfähigkeit ihrer kleinsten lebenden Organe, der Zellen, hervorgezaubert. Hier, um mit Uhlenhuth und Hofmeier zu reden, führt uns die Natur ein Meisterstück ihres Wirkens vor Augen! Wir sehen da, wie die einzelne Zelle im Organismus mit dem ganzen Hausrat eines Laboratoriums ausgestattet, die zahllosen Reaktionen und Prüfungsmittel, welche geeignet sind, den Chemiker mit Neid zu erfüllen, spielend leicht herstellt, so scharf und sicher in ihrer Wirkung, dabei so hoch kompliziert in ihrer Zusammensetzung, daß der forschende Geist des Gelehrten wie vor einem Rätsel Halt macht.

Es ist hier nicht der Ort, die vielen Theorien oder Hypothesen vorzuführen und gegeneinander abzuwägen; ebensowenig kann an dieser Stelle die Beteiligung des einzelnen Forschers gebührend gewürdigt werden. Dagegen wollen wir etwas zurückgreifen und auf eine Reihe wesentlicher Faktoren, fundamentaler Tatsachen und Begriffe eingehen, nicht nur weil wir mit ihnen später operieren, sie somit hernach als bekannt voraussetzen müssen, sondern weil diese Erörterung jene zunächst ganz rätselhaft anmutenden Vorgänge unserm Verständnis näher zu bringen imstande sein werden.

Schon seit langer Zeit wußte man, daß gewisse Krankheiten, z. B. Masern oder Typhus, in der Regel nur einmal den Menschen befallen, obwohl er später oft genug einer erneuten Ansteckungsgefahr ausgesetzt ist. Man sagte sich zwar, daß der Körper während der Krankheit Schutzstoffe erworben haben mußte, ohne jedoch imstande gewesen zu sein, dieselben zu ermitteln. Dies konnte erst gelingen, seitdem die genialen Forscher Pasteur und Koch den Nachweis führten, daß die ansteckenden resp. Infektionskrankheiten durch lebende Mikroorganismen pflanzlicher oder tierischer Art verursacht werden: zu den ersteren kleinsten einzelligen Lebewesen gehören gewisse niedere Pilze, zu den letzteren allerlei Bakterien, die je nach ihrer Form als Bazillen (Stäbchen), Kokken (kugelige Gebilde) und Spirillen (von spiraliger Gestalt) bezeichnet werden. Nunmehr war es möglich, mit den entdeckten Erregern — auch wo es bisher noch nicht gelungen ist, sie zu finden, wie z. B. bei Masern, darf man einen Mikroorganismus als Ursache des Leidens vermuten — beim Tier künstlich die betreffende Krankheit zu erzeugen und zu studieren. Es zeigte sich bald, daß das Einführen resp. Eindringen der Parasiten in den tierischen oder menschlichen Körper keineswegs immer eine Erkrankung bedingt; diese bleibt aus, wenn eine Disposition, so nennt man das Phänomen, fehlt. Demnach versteht man unter Disposition die Empfänglichkeit eines Organismus für eine Krankheit. Die Disposition kann von Haus aus bestehen oder künstlich erzeugt sein, sie kann aber auch aufgehoben werden. Ein Beispiel mag letzteres illustrieren: Ein Kaninchen erkrankt ausnahmslos tödlich, wenn ihm ganz minimale Spuren von Hühnercholerabazillen eingespritzt werden*). Wird jedoch das Kaninchen mit gewissen Stoffen, die aus dem Hühnercholerabazillus gewonnen sind — wir werden sie später kennen lernen —, „vorbehandelt", so vermag man es derart herzurichten, daß es die Einspritzung der millionenfach tödlichen Bazillenmenge verträgt. Dabei läßt sich nachweisen, daß die im Körper eines solchen Kaninchens befindlichen Bakterien ihre Giftigkeit keineswegs eingebüßt haben, denn die geringsten, letzterem entnommenen Mengen von Bazillen töten unweigerlich jedes nicht vorbehandelte Tier. Daraus folgt, daß der vorbehandelte Organismus seine Empfänglichkeit verloren hat und, wie wir sagen, immun geworden ist. Die Immunität, ein Gegenstück der Disposition, ist also die Widerstandsfähigkeit eines Lebewesens gegen die auf gewöhnliche Weise erfolgende Ansteckung, d. h. die Unempfänglichkeit gegenüber Krankheitserregern, Giften bezw. einer Infektion, an welcher andre Individuen unter gleichen Bedingungen erkranken.

Man unterscheidet eine natürliche oder angeborene von der erworbenen Immunität. Bei ersterer sind die menschlichen resp. tierischen Gewebe gegen bestimmte Infektionserreger unempfindlich (so erweisen sich z. B. die Menschen gegen die meisten Tierkrankheiten und umgekehrt). Die erworbene Immunität kann dagegen eine aktive oder passive sein. Erstere wird dadurch erreicht, daß ein Individuum nach Einverleibung von Bakterien oder Giften, denen gegenüber es empfindlich ist, veranlaßt wird, in seinem Körper Abwehrstoffe zu bilden. Es handelt sich um eine erhöhte Arbeitsleistung der Zellen, ausgelöst durch Reize, welche von den aufgenommenen Krankheitserregern bezw. ihren

*) Bakterien können den Tod herbeiführen, entweder indem sie das Blut und die Organe des Körpers überschwemmen (wie bei der sog. Sepsis, die der Laie meist als „Blutvergiftung" bezeichnet), oder indem sie sich am Ort des Eindringens kaum vermehren, dafür aber Gifte (Toxine, d. h. wasserklare, von allen Krankheitserregern nach einer gewissen Zeit, die man als Inkubationszeit bezeichnet, erzeugte Stoffe) absondern, welche sich im Organismus verbreiten und ihn vernichten. Dies ist u. a. bei der Diphtherie oder dem Wundstarrkrampf der Fall. Man kann es sehr gut verfolgen, wenn man z. B. Mäusen Starrkrampfbazillen in den Schweif spritzt. Trägt man nun nach Ablauf einer gewissen Zeit, während welcher die Parasiten noch nicht in den Körper übergegangen sind, den Schweif mit dem Bakteriendepot ab, so gehen die Mäuse trotzdem zugrunde, und zwar infolge der im Blute schon herumkreisenden, im Depot erzeugten und von da aus aufgenommenen Gifte.

Digitized by Google

Giften ausgehen. Diese enorm wichtige Eigenschaft der Zellen wurde zuerst von Behring erkannt. Es gelang ihm zu beweisen, daß wenn er Tieren kleine, an sich nicht tödliche Mengen echter Gifte einspritzte, diese derart immun wurden, daß sie allmählich ein Vielfaches der sonst tödlichen Dosis vertrugen und daß im Blute solcher giftfest gemachten Tiere Stoffe umherschwammen, denen die Fähigkeit zukam, auch außerhalb des Organismus, d. h. im Reagensglase, das betreffende Gift unschädlich zu machen, wie wir sagen: zu neutralisieren. Durch Übertragung des Blutes und damit der giftneutralisierenden Stoffe auf gesunde Tiere, konnte man die letzteren gegen die Vergiftung mit dem zugehörigen Toxin schützen, ja es gelang sogar, vergiftete Tiere auch dann noch dem Tode zu entreißen, wenn die Krankheitserscheinungen schon deutlich ausgebrochen waren. Diese Erkenntnis ist für die praktische Medizin von größter Tragweite geworden, indem sie ein Heilmittel lieferte, das sich im Kampfe gegen die mörderische Diphtherie so glänzend bewährt hat. Man spritzt Pferden abgeschwächte Diphtheriegifte solange in steigender Dosis ein, bis sie so viel Schutzstoffe bilden, daß sie selbst einer normalerweise vielfach tödlichen Dosis widerstehen. Die Pferde werden mit andern Worten aktiv immunisiert und haben Abwehrstoffe, die man ihnen mit dem Blute, z. B. durch Aderlaß, entziehen kann. Bringen wir nun jene Schutzstoffe in den Körper eines andern Individuums, so braucht dessen Organismus diese fertigen Abwehrelemente nur aufzusaugen und erhält ohne aktive Mitwirkung seiner Zellen eine Widerstandsfähigkeit gegen das Diphtheriegift. Wir bezeichnen dies als passive Immunität. Diese macht den Körper gegen die Krankheitserreger widerstandsfähig, verliert sich aber nach Wochen oder Monaten, da die Schutzstoffe über kurz oder lang ausgeschieden werden.

So entstand die wirkungsvolle Behandlung der Diphtheriekranken mit dem Behringschen Heilserum!

Das Serum ist eine gelblich gefärbte Flüssigkeit, die bei der Blutgerinnung an die Oberfläche herausgepreßt wird und welche übrig bleibt, wenn man aus dem gewöhnlichen Blut die Zellen (rote und weiße Blutkörperchen) und einen unlöslichen Eiweißstoff (Blutfaserstoff) entfernt. Das Serum bildet den wichtigsten Bestandteil des Blutes, da es eben die Schutzstoffe gegen die Bakterien resp. deren Gifte enthält. Diese Stoffe sind spezifisch, d. h. nur gegen die Bakterienart wirksam, mit deren Hilfe sie dargestellt worden sind*), und lassen sich einige Tage nach der Einverleibung bezw. dem Eindringen der Bakterien nachweisen.

Alle Arten von Immunisation führen zur Bildung von Schutzstoffen. Eines der besten und am längsten bekannten Immunisierungsverfahren ist ja die Schutzpockenimpfung, die von Jenner zu einer Zeit eingeführt wurde, da wir sie wissenschaftlich gar nicht zu begründen wußten. Es handelt sich hierbei um eine aktive Immunität, die erworben werden kann entweder durch Überstehen der Erkrankung selbst oder, wie es meist geschieht, durch künstliche Infektion mit Kuhpocken (Lymphe). In der Regel werden die Schutzimpfungen beim Menschen mit abgetöteten Bakterien ausgeführt, nur sind sie, wie wir es gerade jetzt wieder in Asien bei den Immunisierungsbestrebungen gegen die Pest erleben oder es von den Choleraepidemien her wissen, nicht so verläßlich, daß sie das Individuum gegen die betreffenden Bazillenarten unempfänglich machen.

Die Immunität erklärt uns übrigens die Möglichkeit der Existenz von sog. Bazillenträgern, die als Verbreiter von Epidemien eine Rolle spielen können. Es sind das Menschen, welche krankheitserregende Bakterien im Organismus herumtragen und ausscheiden, selbst gesund bleiben, dennoch aber die Fähigkeit besitzen, bis dahin gesunde Individuen mit der durch die Bazillenart hervorzurufenden Krankheit anzustecken. Dabei können es zuweilen Bakterien sein, vor denen man den größten Respekt zu haben pflegt. Es sei z. B. an die Bazillenträgerin für echte Cholerakeime erinnert, die vor mehreren Monaten hier isoliert werden mußte. Viel häufiger sind Bazillenträger für Typhus, Ruhr oder Keuchhusten.

Die Unempfänglichkeit und Spezifizität gegenüber Bakterien-, Pflanzen- oder Tiergiften läßt sich am klarsten durch die geniale Theorie erklären, die der seit kurzem auch beim Laienpublikum bekannt gewordene Forscher Paul Ehrlich aufgestellt hat. Jede funktionierende Zelle verfügt über Substanzen, welche die geeigneten Nährstoffe aus dem Blute oder Saftstrom herausziehen und der Zelle zuführen. Daß diese Substanzen, welche als Festhalter, Verankerer, Seitenketten oder Rezeptoren bezw. Fixatoren bezeichnet werden, eine innige chemische Verwandtschaft zu den gelösten Nahrungsmitteln haben müssen, leuchtet ohne weiteres ein; denn eine Gehirnzelle braucht zu ihrer Existenz andre Stoffe als eine Knochenzelle, die Leberzelle andre als die Muskelzelle. Bei der Bildung von Schutzstoffen wird, so lehrt Ehrlich, der Vorgang, wie er sich bei der Ernährung der Zelle abspielt,

*) Während einer Diphtherie erscheinen also im Blut Stoffe, welche nur gegenüber dem Diphtheriebazillus eine Wirksamkeit entfalten. Die im Verlauf einer Cholera gebildeten Körper zeigen ausschließlich mit dem Cholerabazillus eine Reaktion usw. Diese Spezifizität ermöglicht daher die Heranziehung der betreffenden Substanzen zur Erkennung von Infektionskrankheiten und Bakterienarten. Denn wenn ich bei Zusatz von Serum eines Typhusverdächtigen zu Typhuserregern eine, wie man sagt, positive Reaktion bekomme, so darf ich schließen, daß das Serum tatsächlich von einem Typhuskranken stammt; umgekehrt: habe ich Stoffe, die sicher von einem Pestkranken herrühren, und pestverdächtige Bazillen, so beweist eine positive Reaktion hier, daß die Bazillen eben zweifellos Pestbazillen sind. Allerdings hat man gefunden, daß die spezifischen Stoffe vor dem 3.—5. Tage nicht zu ermitteln sind.

Digitized by Google

nur wiederholt. Treten Bakterien oder Gifte in den Organismus ein, so werden sie verankert, wenn sie mit den normalerweise an den Zellen befindlichen Seitenketten, den Rezeptoren, zufällig eine chemische Verwandtschaft haben. Ist letzteres der Fall, so bleibt dieser Organismus für die Eindringlinge oder deren Gifte unempfindlich, und wir haben dann eine natürliche Immunität vor uns. Finden sich dagegen Fixatoren, die keine innigen Beziehungen haben, dennoch aber zueinander passen, etwa wie ein Schlüssel gelegentlich zu einem andern Schloß, so hängt das Schicksal des Individuums von der Menge und Stärke der eingedrungenen resp. einverleibten Bakterien bezw. deren Gifte ab. Wurde z. B. sehr viel Gift eingespritzt oder von den Infektionserregern erzeugt, so werden zunächst die passenden Zellrezeptoren besetzt und nach erfolgter Verankerung greift das übrig bleibende Gift den Zelleib selbst an. Nachdem aber eine gewisse Grenze überschritten ist, stellt die Zelle ihre Arbeitsleistung ein, sie wird, mit andern Worten, vernichtet. Erfolgt nun eine Außerfunktionssetzung bei zu vielen Zellen eines oder mehrerer Organe, die lebenswichtige Verrichtungen zu erfüllen haben, so tritt der Tod des betreffenden Individuums ein. Ist die gebildete bezw. eingeführte Giftmenge geringer als jene, welche nötig war, um den Organismus zu vernichten, so verbindet sich die entsprechende Anzahl der Rezeptoren mit dem Gift. Dadurch werden aber Teile der Zellen außer Betrieb gesetzt und für die Ernährung ausgeschaltet. Da jedoch der Organismus am Leben bleibt, so werden die Zellen nach dem Erneuerungsgesetz (dem Weigertschen Regenerationsgesetz) unter der vom Gift ausgeübten Reizwirkung zum Ersatz der ausgefallenen, gleiche Zellrezeptoren in solcher Menge neubilden, daß sie an der Zelle nicht mehr Platz finden und deshalb ins Blut hinein abgestoßen werden. Diese in der freien Blutflüssigkeit kreisenden Substanzen stellen dann die Schutzstoffe, die Gegengifte (Antitoxine) dar. Sie sind, wie aus dem Obigen hervorgeht, immer nur auf die passenden Gifte abgestimmt, vermögen aber die letzteren nicht allein, wie vor ihrer Abstoßung durch die Zelle, im Körper zu binden, sondern auch im Reagensglase zu neutralisieren, das Gift also seiner schädlichen Eigenschaften zu berauben. Bei Neuzufuhr resp. Neubildung des gleichen Giftes wird dasselbe schon im Blute abgefangen und gleichsam durch einen Blitzableiter fern von den Zellen verankert, so daß letztere vor der Erkrankung geschützt werden. Die Bedeutung der Gegengifte liegt demnach in ihrer Anwendung zu Heil- und Schutzzwecken.

Sobald also ein Organismus infiziert wird, bildet er als Verteidigungswaffe eine Reihe von Schutzstoffen, die aber, wie wir sahen, erst nach einer gewissen Zeit im Blutserum auftreten. Allein, der tierische Körper kann, bis er diese bakterienfeindlichen Eigenschaften gewinnt, unmöglich den Eindringlingen schutzlos preisgegeben sein! Das wäre ja gegen die Intentionen der Natur, und so müssen wir erwarten, daß der Organismus noch über Abwehrmittel verfügt, die jederzeit in Aktion treten und den Kampf mit dem Feinde aufnehmen können. Das ist in der Tat auch der Fall. So hat Metschnikoff festgestellt, daß die weißen Blutkörperchen die Fähigkeit besitzen, Bakterien und Pilze aufzunehmen und sie zu vernichten, indem auf die von den eingeschlossenen Krankheitserregern ausgehenden Reize hin das Blutkörperchen eine fermentartige, verflüssigende Substanz bildet, welche die Bakterien einfach verdaut. Aus diesem Grunde werden die weißen Blutkörperchen auch als Freßzellen (Phagozyten) bezeichnet, und wie vorsorglich die Natur ist, erhellt daraus, daß sie durch besondere Stoffe, die man Opsonine heißt, die Freßzellen zum Schmaus vorbereitet, deren Appetit sozusagen anregt. Man hat die weißen Blutkörperchen zweckmäßigerweise mit der Feuerwehr verglichen, da sie auch bei jeder etwaigen Entzündung sofort alarmiert werden und das feindliche Element an Ort und Stelle unschädlich zu machen suchen. Überdies liefern die weißen Blutzellen (Leukozyten) schon unter normalen Verhältnissen Stoffe (sog. Alexine), denen bakterienschädigende Eigenschaften innewohnen, weshalb auch jedes Serum, wie Versuche lehren, von vornherein eine Anzahl Mikroben zu vernichten imstande ist. So dient das Blut jener, wie wir bereits durch den Pakt Fausts erfahren, „ganz besondere Saft“, nicht nur Ernährungszwecken, es bietet auch dem Organismus einen gewissen Schutz. Daneben gibt es noch andre Zellen, die die Bakterien mit einem Wall umgeben und sie dauernd gleichsam in Gefangenschaft halten.

Lionardo.

Von Felix Lorenz (Berlin).

II.

Die Überlieferung erzählt, Lionardo sei, als er dreißig Jahre alt nach Mailand kam, vom Herzog, der von seiner Musik entzückt war, zuerst als Lautenspieler engagiert worden! Jedenfalls hatte der kunstliebende Hof den jungen Florentiner, der schon als Jüngling in Verrocchios Werkstatt seinen Meister übertroffen, sehr angelockt, denn er hatte an den Moro ein umfangreiches Bewerbungsschreiben gerichtet, in dem er sein Können detaillierte: „Erstlich habe ich Mittel, sehr leichte Brücken anzufertigen, die sich bequem transportieren lassen und feuerfest sind; bei Belagerungen verstehe ich das Wasser der Gräben abzuschneiden, jeden Turm, jede Befestigung zu zerstören, leicht tragbare und rasch explodierende

Digitized by Google

Bombarden anzufertigen, unterirdische Gänge ohne Lärm und unter Gräben und Flüssen hinweg zu legen, unverletzliche Kriegswagen so auszurüsten, daß sie, mit ihrem Geschütz unter die Feinde geratend, selbst die größten Heeresmassen zum Weichen bringen, neue Arten von Feldgeschützen von sehr schönen und zweckmäßigen Formen herzustellen, für Seegefechte mancherlei Instrumente zum Angriff und zur Verteidigung zusammenzusetzen und Schiffe zu bauen, die jeder Gewalt Widerstand leisten. In Friedenszeiten darf ich mich jedem andern in der Baukunst an die Seite stellen, in öffentlichen und privaten Bauten sowie in Wasserleitungen. Auch werde ich in der Marmor-, Bronze- und Tonskulptur arbeiten und ebenso in der Malerei alles leisten, was irgendeiner leisten kann. So werde ich auch auf das Bronzepferd meine Arbeit verwenden können, das zum ewigen Ruhm Eures Vaters und des Hauses Sforza gereichen wird".

Alles, was dies Programm verhieß, wurde von Lionardo in seiner zweiten Heimat Ereignis. Der Moro, der geborene Fürst, und Lionardo, der geborene Künstler, stehen fortan in dem Verhältnis, das einst der Erwecker des Renaissancegedankens, Petrarca, als das natürlichste zur Aufrichtung einer vorbildlichen Kultur idealisiert hatte. „Drum soll der Sänger mit dem König gehn! . . ." Und die Majestät des Künstlers war der des Fürsten ebenbürtig. Eine Unsumme von Taten bedeuten die sechzehn Jahre, die Lionardo, der alles andre eher als ein Hofmann war, am Hofe des Moro als rastloser Schaffer verbrachte. Hier war keine ungenützte Stunde — was bedeuteten Aufträge! Der unergründliche Grübler saß und sann und tat; so laut er vom Brausen dieses festlichen Hauses umrauscht war, so unendlich tief war seine Einsamkeit. Immer wieder drängt sich der Vergleich mit Goethe heran. Aus der Nähe des Alltags, die so oft zwingend herankam, die Menschenscheu und Weltflucht erzeugte, wachsen reiner und größer die Fernen des Unbeschreiblichen, der höchsten Kunstvollendung auf, die für Lionardo gleichzeitig die höchste Lebenssteigerung ist. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis". Auch das hatte er mit Goethe gemeinsam, daß ihn, weil er aus der dumpfen Gegenwart Weltpanoramen überlickte, das Leid nie überwältigte. Er steht dem Schmerz mit jener erhabenen Kälte gegenüber, die auch den größten deutschen Genius von der Bahre des besten Freundes fernhielt. „Natur" ist sein Generalsignum in allem, er wittert die Ausgleiche, die Maße. So ist auch sein künstlerisches Schaffen nicht dionysisch, sondern aus der Klarheit des Erkennens geboren. Er ruht über den Jahren. So gewaltig ihn der Augenblick bewegt, so viel zögernde Arbeit braucht er zur Erfüllung. Der Fürst, der die inneren Gesetze des Künstlers manchmal nicht begreift, muß zehn Jahre auf die Vollendung des Abendmahls warten, auch der Porträtist Lionardo, der später in Florenz seine reinsten Meisterlichkeiten gibt brauchte zu Mona Lisa vier Jahre und die zahllosen Entwürfe zu seinem niemals vollendeten Francesco-Kolossalmonument rauben ihm siebzehn Jahre seines Lebens. Der Faust, der sich nie Genüge Tuende, läßt sich nicht begrenzen.

Lionardo, der Florentiner, hat seine größte Wirksamkeit in Mailand entfaltet. Als hätte die Zeit, die er besiegte, sich an dem ersten Pfadfinder der Naturwissenschaft, dem ersten Enträtsler aller Kunstprobleme rächen wollen, da er die Dunkelheit und den Aberglauben der alten Welt mit hochgeschwungener Fackel vertrieb, ließ sie von den großen Taten des größten Reformators nur Ruinen bestehen. Was Lionardo, der allseitige, als Theoretiker und Techniker für seine Epoche leistete, er, der zuerst die Möglichkeiten der Luftschiffahrt ergrübelte, den die Kunst des Tauchers und die Kanalisation der Städte ebenso beschäftigte als die Aufgabe, die Geliebten seines Herzogs genau auf ihre interessante Zwitternote hin zu konterfeien, kann der Besucher Mailands zu seinem Glück noch in aller Fülle in dem Codex Atlanticus nachlesen. Jenem ungeheuren, zwölfhundert Seiten starken Manuskriptband (Vervielfältigungen in der Ambrosiana und in der Bibliothek der Brera), der die physikalischen und mathematischen Studien Lionardos und viele zeichnerische Entwürfe von seiner rastlosen Hand enthält. Der Künstler aber, so unvergleichliche Leistungen er gerade in Mailand hinterließ, offenbart sich hier nur noch in monumentalen Bruchstücken, in mühsam geretteten Resten. In der Geschichte der neueren Zeit ist kaum eine Erscheinung, die unsrem modernen Empfinden so nahe, unsrer unmittelbaren Greifbarkeit in ihren Hinterlassenschaften so fern steht. Es ist so, daß wir heute Lionardo mehr ahnen als kennen. Die höchsten Äußerungen seines Genius sind dahin oder verstümmelt. Seine Kolossalstatue des Francesco Sforza, schon im Modell die höchste Bewunderung seiner Zeitgenossen, diente nach der französischen Eroberung den Soldaten als Schießscheibe, und wir haben von der überwältigenden Dramatik dieses Reiterstandbildes, das zweitausend Zentner wiegen sollte, nur durch die wundersamen in Windsor erhaltenen Skizzen einen Begriff. Die Blüte der Lionardoschen Phantasie, die Laubendekorationen in der Sala delle Asse des Kastells, konnten nur durch Restauration gerettet werden; den Porträtisten Lionardo, der die äußerste Einheitlichkeit von Gefühl und Erkennen in seinem Lisa Gioconda-Bildnis ausspricht und die Labyrinthe der Seele entdeckt hat, ihn lernt man in Mailand nicht kennen, manche ihm zugewiesene Skulpturwerke wie die Marmorbüste der Beatrice d'Este (Louvre), wie das Wachswerk der berühmten Flora (Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum) mußten sich andre Urheberschaften zuschreiben lassen, selbst manche seiner

Digitized by Google

Handzeichnungen in der Ambrosiana werden angezweifelt — immer wieder verwischen sich die Spuren. Aber das Edelste ist uns dennoch, wenn auch nur als ein unsterblicher Abglanz, erhalten geblieben: Das Abendmahl. Im Refektorium von S. Marie delle Grazie sieh das tief verblichene Fresko von der Schmalwand schimmern und fühle noch im Erblaßten das königliche Leben dessen, der einst diese Fülle künstlerischer Gesichte schuf. Dies Ineinanderwachsen der Töne, das wahrhaft Menschliche der Gestalten, der unendliche Zauber des Lichtes, die strömende innere Harmonie, die Bewegung in der Ruhe, die das Göttliche des Vorganges am reichsten malt! Wie ein erwählter Mensch hat dies erwählte Bild, das ein für allemal den Typus der Abendmahlsdarstellungen festlegte, seine besonderen Schicksale erlebt. Der ewig experimentierende Lionardo hatte dazu eine Mischung von Ölfarbe und Harz verwendet, welche das Ganze schon dem Vasari (1566) als einen „Farbenfleck" erscheinen ließ; dann ließen die Mönche, die zu Füßen des Heilands speisten, unter ihm eine Tür durchbrechen, damit sie es näher zur Küche hätten . . und unter den Franzosen wurde der heilige Raum sogar zum Stall und später zum Gefängnis! So fuhr das Gemeine über die Tat, die Zeitgenossen und Schüler in Ehrfurcht erstaunen ließ und zu unzähligen Nachahmungen Anlaß gab. An diesen Kopien und an den in Paris, Venedig, Windsor vorhandenen Zeichnungen — die Studie des schönen, fast weiblichen Christuskopfes in Rötel, den die Brera zeigt, dürfte noch von Lionardos Hand sein — lassen sich die Einzelheiten des Originals gut verfolgen. Ist der erste Eindruck vor der Grausamkeit der Zerstörung auch ein gedämpfter, so stellt ein längeres Verweilen in dem längst verlassenen Raum doch jedesmal Goethes Worte vor diesem Bild der Bilder her: „Das Aufregungsmittel, wodurch der Künstler die ruhig heilige Abendtafel erschüttert, sind die Worte des Meisters: Einer ist unter euch, der mich verrät! Ausgesprochen sind sie; die ganze Gesellschaft kommt darüber in Unruhe; er aber neigt sein Haupt gesenkten Blicks; die ganze Stellung, die Bewegung der Arme, der Hände, alles wiederholt mit himmlischer Ergebenheit die unglücklichen Worte, die das Schweigen selbst bekräftigt: ja, es ist nicht anders, einer ist unter euch, der mich verrät! Ehe wir aber weiter gehen, müssen wir ein großes Mittel entwickeln, wodurch Lionardo dieses Bild hauptsächlich belebte: Es ist die Bewegung der Hände. Dies konnte aber auch nur ein Italiener finden. Bei seiner Nation ist der ganze Körper geistreich, alle Glieder nehmen teil an jedem Ausdruck des Gefühls, der Leidenschaft, ja des Gedankens — einer solchen Nationaleigenschaft mußte der alles Charakteristische höchst aufmerksam betrachtende Lionardo sein forschendes Auge zuwenden. Hierin ist das gegenwärtige Bild einzig, und man kann ihm nicht genug Betrachtung widmen."

Die Inbrunst zur Arbeit gab dem Meister, der dies schuf, dem Pantheisten und Platoniker, vor welchem soviel Schleier niedergefallen, so viele Klarheiten aufgestanden waren, die Sucht ein, sich nie genug tun zu können. Seinem Ehrzeiz, zur letzten Natur zu kommen, diesem philosophischen Grundtrieb seines Wesens, war eines nicht gesellt: die Selbstanerkennung. Seine Probleme scheinen für ihn nie ausschöpfbar. Er fühlt die Aufgaben nie fertig und erfüllt. Wo er einen Generaltyp aufstellen will — und das will er überall —, vermißt er immer noch einen Zug, um den er ringt. Die Wahrheit zu zwingen, spannt er sein Gefühl, die Fähigkeiten seines Erkennens so hoch als möglich. Wie er an der Mona Lisa die ewig rätselhafte Vereinigung von Weib, Jungfrau und Mutter, das Marientum, in siegender Menschlichkeit erstrahlen läßt, ist sein Christus im Abendmahl der ewig herrschende Repräsentant jenes göttlichen Siegertums, das sich im Unterwerfen offenbart — der demütige Held, welcher sein Leben bewußt leiden will. Wie groß deshalb der Gedanke, ihm mannweibliche Züge zu geben! Und beide Gestalten, so hohe Vollendung die Zeitgenossen in ihnen erkannten und wir weiter in ihnen erkennen, hielt ihr Schöpfer für unfertig! Nie gestand er ihnen die volle Ausdrucksmöglichkeit dessen zu, was er erfühlen gewollt hatte. Wenn jener junge Mailänder Graf vor ihm im Atelier saß, nach dessen Zügen er das ideale Bild seines Christus schuf, so empfand er wohl in der Unersättlichkeit, der lodernden Unbefriedigtheit seines Genius schmerzvoll die Weite, welche sich zwischen dem Modell und dem innerlich erschauten Weltbilde streckte. In solchen bitteren Stunden, jenen ähnlich, die Michelangelos Geist vor den Riesenprospekten seiner Aufgaben erlebte, die selbst dem Genie finster die Begrenzungen zeigen, entdrangen dieser mächtig bewegten Seele jene Strophen voll bezwingender Melancholie und tiefster Bescheidung:

Die vor mir waren glücklicher als ich.
Sie griffen zu und tasteten mit Händen
Und suchten aus. Bei tausend Gegenständen
Fanden sie Vorteil und Gebrauch für sich.

Mir aber drückt sich in die Hände: Leere,
Ich sah ja schon im Gehn und Stehn und Streifen,
Nichts blieb mir übrig, das noch zu ergreifen
Groß-nützlich oder sehr gefällig wäre.*)

Die Geschichte der Welt aber hat den Großen, den ersten Entdecker des neuen Menschen, früh unter die erlauchten Erfüller unsrer Ideale gereiht . . .

Lionardos Einfluß ging selbstverständlich ins Außerordentliche, seine Epigonen streben ihm alle in der ernsten Anmut ihrer Gestalten, in der sorgsamen Abwägung ihrer Farben, der feinen Licht-

*) Übersetzung von Walter Heymann.

Digitized by Google

verteilung und der weisen Komposition zum Teil mit größtem Glück nach. Eine wundersame, natürliche Grazie, eine singende Schönheit der Geste ist den Boltraffio, den Luini, den Solari eigen. Die Heiligen werden aus trockenen Büßern zu schönen Renaissance-Jünglingen, die Madonnen scheinen eben, lieblich geschmückt, von irdischen Festen aufwärts zu träumen, Engel schlagen die Saiten fröhlich zu Füßen der Himmelsjungfrau, und ein Glück ohne Ende blüht in Farben auf, das um so köstlicher ist, als es so ganz auf der Heiterkeit der Diesseitswelt ruht. Liegt nicht hierin das Geheimnis, daß Mit- und Nachwelt sich an diesen blühenden Madonnen niemals satt sehen? War das eine Motiv, die Jungfrau mit dem Kinde, nicht immer wieder die lockendste Verkörperung von Jugend und Blüte und Unsterblichkeit? Die Mystik der Scholastiker, in gotischen Bögen eingefangen, war verwandelt in ein freies, schönes Gottesmenschentum, das sich draußen unter offenen Arkaden zwischen immergrünen Gärten tummelte. Der Führer in diese Klarheit war Lionardo gewesen, und wenn wir auch seine eigenen himmlischen Virgines in Mailand nicht finden — um so tiefer wollen wir uns freuen an den Madonnen seiner unmittelbaren Nachschöpfer: des Sodoma (Brera), des Boltraffio (Galleria Poldi Pezzoli), des Gaudenzio Ferrari (Brera), des Andrea Solari (Poldi Pezzoli; von höchster Anmut ist dort seine heilige Katharina) und vor allem des begabtesten aller Lionardoschüler, des Bernardino Luini. Von diesem ungemein produktiven Künstler, der Lionardo in seinen Haupteigenschaften, besonders in der glänzenden Farbe und der lebhaft-sprechenden Bewegung wohl am nächsten kommt, bewahrt die Brera die besten seiner bezaubernden Schöpfungen: die edel komponierte Grablegung der heiligen Katharina, die seelisch so wahre Gattenwahl der heiligen Jungfrau, die Madonna im Rosenhag, ein Bild von reinster mütterlicher Empfindung. Die adlige Eleganz und seine angeborene Kunst, den Ausdruck seiner Frauen zu vergeistigen, zeigt Luini aber in seinem schönsten Bild: der Verlobung der heiligen Katharina (Poldi Pezzoli). Zarteres und feiner Empfundenes bei aller Pracht der äußeren Dekoration, Gewandung, Landschaft, hat die lombardische Malerei nicht hervorgebracht. An Grazie bemeistern Künstler wie der übrigens auch von Borgognone beeinflußte Luini manchmal sogar das große Vorbild; Lionardos Frauenideal, „mit den dunklen tiefen Augen, dem lächelnden Munde, der länglichen Nase und dem schmal zulaufenden Kinn“ wurde unter seinen glücklichen Händen aufs herrlichste lebendig, aber an Kompositionskunst wie an dramatischer Größe reichte er, der in seinen Fresken des Monastero Maggiore Heiligen-Darstellungen von überirdischer Ruhe gegeben hatte, wie alle übrigen aus der Lionardogruppe nicht heran.

Hermann Bahr, der Österreicher.

Von Karl Hans Strobl (Brünn).

Hermann Bahr hat seit einiger Zeit eine neue Geste: das Österreichertum. Und da er alles, was er einmal ergreift, mit Leidenschaft an sich reißt, da es ihm um seine Gesten und Posen immer ernst ist, so übt er sie mit allem Nachdruck und möchte alle andern davon ausschließen. Er hat das Österreichertum gepachtet und nähme am liebsten ein Patent darauf. So erfahren wir von Hermann Bahr, was denn eigentlich an diesen tristen Verhältnissen Österreichs schuld ist. Denn es ist nicht zu leugnen, den äußern Erfolgen auf der Weltbühne entsprechen die Zustände im eigenen Hause nur wenig. Hier geht es nach wie vor drunter und drüber, und noch immer bekommt der Recht, der am meisten schreit und am unverschämtesten drängelt. Wir waren bis jetzt noch immer der Meinung, es sei der unselige Nationalitätenhader daran schuld, die Eifersucht der Kleinen, ihre Eroberungssucht und Unverträglichkeit. Aber Hermann Bahrs Blick ist tiefer und weiter, sein Intellekt dringt bis an die Wurzel der Dinge. Und so hat er mit untrüglicher Sicherheit auch hier das Richtige gefunden und die verbrecherische Macht ans Licht gezogen, die im Geheimen wühlt und die Zwietracht schürt, diesen tagscheuen Maulwurf der österreichischen Fluren — die österreichische Bureaukratie.

Nun wissen wir es und können es nicht mehr bezweifeln. Αυτός ἔφα! Die Bureaukraten haben Vergnügen und niederträchtige Interessen daran, wenn die Völker nicht zur Ruhe kommen und sich immer wieder in die Haare fahren. Auf irgend eine absonderliche und geheimnisvolle Art ziehen sie Vorteile daraus, befestigen ihre Autorität nach links und rechts und sind immer die tertii gaudentes. Sie verfälschen den Willen des Volkes, ehe sie ihn hinaufgelangen lassen, und sie verzerren die guten Absichten von oben, ehe sie zur Ausführung kommen können. Die Bureaukratie ist die geheime, weitverzweigte Verschwörung, die das Gedeihen Österreichs nicht zulassen will, sie ist die Reblaus am guten Weinstock, der Holzschwamm im ehrwürdigen Gebäude.

Vor einiger Zeit gab es den bekannten Rummel mit dem Verbot von Roda-Rodas und Rößlers famosem „Feldherrnhügel“. Man weiß, daß dieses lustige Stück von der Wiener Zensur zugelassen und munter gespielt wurde, bis es irgend einem einflußreichen hohen Herrn gefiel, an seiner Staatsgefährlichkeit Anstoß zu nehmen. Die Polizei wird nun von oben vermöbelt und soll den faux pas wieder gutmachen. Aber die Polizei kann sich doch nicht gut blamieren und die schon erteilte Erlaubnis wieder zurückziehen, dabei muß sie aber doch dem Wink von oben folgen; und so verfällt sie in ihrer Verzweiflung

Digitized by Google

auf den Ausweg (der ja nicht sehr ehrlich, aber unter dem Zwang wenigstens psychologisch begreiflich ist), dem Theaterdirektor im guten zuzureden, er möge das Stück verschwinden lassen, und ihm für den Fall seiner Weigerung die scharfe Anwendung gewisser unangenehmer bau- und feuerpolizeilicher Vorschriften in Aussicht zu stellen.

Hermann Bahr sagt nun nicht etwa: es ist empörend, daß die unerkennbaren Drahtzieher soviel Einfluß haben, um bereits erlassene behördliche Verfügungen wieder zurücknehmen lassen zu können, wenn es ihnen so beliebt. Er argumentiert folgendermaßen: Österreich ist nun einmal ein Militärstaat und seine Leiter haben das Recht, sich gegen alles zu wehren, was etwa der guten militärischen Gesinnung seiner Bevölkerung schaden oder gewisse Einrichtungen lächerlich machen könnte. Das ist nichts andres als eine Erscheinungsform des Kampfes ums Dasein. Aber die Bureaukratie muß wissen, was man oben will, sie darf nicht etwas erlauben, was sie hinterdrein wieder verbieten muß; sie hat wieder einmal ihre Unfähigkeit erwiesen, und so ist sie eigentlich einzig schuld, daß der Feldherrnhügelrummel zu einem europäischen Skandal geworden ist. Die Bureaukratie hat wieder einmal Österreich blamiert. Wenn die Zensur ihres Amtes im Sinne des Staates, dessen Aufsichtsrecht sie ausübt, gewaltet hätte, so wäre es nie soweit gekommen. Man sieht, wohin Hermann Bahr in seinem blinden Haß gegen die Bureaukratie gelangt: indem er die angeblich unfähige Beamtenschaft verhöhnt, wird er zum Verteidiger einer überlebten und lächerlichen Einrichtung. Und es ist kein Nerv eines Gerechtigkeitsgefühls da, der ihm gebietet, die Möglichkeit eines Versuchs zu freierer Beurteilung, die vielleicht darin liegen könnte, anzuerkennen. Also zu lesen in einem Heft des „März."

Ein andres Beispiel. Im Hafen von Cattaro ist — bekanntlich aus guten Gründen, solchen, die jeder Staat für sich in Anspruch nimmt — das Photographieren verboten. Hermann Bahr weiß das, aber er photographiert dennoch und hält sich dann darüber auf, daß auf einmal ein Gendarm da ist und daß er dann Scherereien hat. Und auch aus diesem Vorfall erhellt wieder — nicht etwa Bahrs Unbekümmertheit und sein vollständiger Mangel an Disziplin, sondern die Rückständigkeit und geistige Minderwertigkeit eines verstaubten und vertrottelten Bureaukratismus.

Als Hermann Bahr anfing, gärte es in der Literatur. Er hat in seiner temperamentvollen Art viel Sauerteig hineintun geholfen, was ihm nicht vergessen sein soll. Genau so wie jetzt seine neueste Geberde so manchen Österreicher aufrütteln wird, ein wenig nachzudenken. Damals trug er die berühmte Stirnlocke, war Charmeur und Causeur, sprach und schrieb unablässig von Franzosen, die außer ihm niemand gelesen hatte, und von Literaturen, die niemand kannte.

Wenn er irgend eines Wiener Zeitgenossen Eigenart den Aufhorchenden recht deutlich machen wollte, so zog er zum Vergleich einen Portugiesen heran, dessen Name bei dieser Gelegenheit zum erstenmal gehört wurde, oder einen Spanier oder sonst irgend einen in aller Welt noch durchaus unbekannten Europäer. Und dies mit der schönen Geste der Selbstverständlichkeit, die den Einwurf: „Pardon, wer ist das?" von vornherein ausschloß. Man wäre sich wie ein Idiot vorgekommen. Es kam darauf an, zu zeigen, daß man in dem ganzen Bereich der Kunst und der Literatur daheim war, daß man weltweite Perspektiven hatte, daß man Beziehungen fand, von denen den andern keine Ahnung dämmerte. Hermann Bahr liebte von jeher die Fahrten ins Unbekannte und die Entdeckungen.

Er ist der Typ des homo novarum rerum cupidus. Was an seinen Funden, Perspektiven und Anregungen wichtig und richtig, was falsch und überflüssig war, ist inzwischen durch das große Sieb der Zeit gerüttelt und geschieden worden. Es war vieles darunter, das mit bescheidenerem Nachdruck besser und nachhaltiger in Kurs gebracht worden wäre. Auf Urteilsfähige und Behutsame hat jene Pose der Selbstgefälligkeit und Überlegenheit eher wie eine Mahnung zur Vorsicht gewirkt. Wer etwas auf sich hält, läßt sich nicht gern überrumpeln. Alles in allem war jene Stirnlockenperiode literarischer Unfehlbarkeit immerhin noch harmlos, denn sie beschränkte ihre Wirkung auf den kleineren Kreis der literarisch Interessierten, sie betrieb den Kosmopolitismus sozusagen in Inzucht.

Jetzt aber ist Hermann Bahr im Begriff, eine öffentliche Gefahr zu werden, denn er ist in eine neue Periode getreten, in der ihm die literarische Wirksamkeit nicht mehr genügt, in der er als Machtfaktor des öffentlichen Lebens und der Kultur eine weit bedeutsamere Rolle spielen möchte. Und darum ist es an der Zeit, daß endlich jemand genauer beleuchtet, was es mit dieser neuen Rolle, für die sich Bahr das Schlagwort vom neuen Österreichertum eigens erfunden hat, eigentlich an sich hat. Rein äußerlich deutet sich diese neue Periode durch eine Veränderung der Haartracht an. Die Stirnlocke ist verschwunden, eine ungeheure Fülle, ein Wust verworrener Haare umgibt die breitgewölbte Stirne, und der Bart entspricht durchaus der Mähne. Er verschmäht es, sich das Haar zu färben, und so sieht man an der grauen Mischung das Herannahen der Würde des Alters. Wenn Hermann Bahr seinen Kopf früher auf „interessant" stilisiert hat, so stilisiert er ihn jetzt auf „mächtig", wenn er früher gern ausgesehen hätte, wie ein Franzose, so legt er es jetzt darauf an, wie ein Russe auszusehen und wer, ohne Bahr zu kennen, sein Bild betrachtet, wird ihn mit seiner fleischigen Nase, der breiten Stirn, der wüsten Haarwildnis

Digitized by Google

für einen Sarmaten halten, für einen Slawen, für einen Sektierer aus dem Osten.

Und wirklich: aus dem Causeur ist ein Prophet geworden, ein Verkünder neuer Wahrheit. Diese neue Wahrheit läßt sich in einen Satz zusammenfassen. Er lautet: „Österreicher, auf — nach Europa!“ Damit soll gesagt sein, daß wir Österreicher, in dem kleinlichen Zwist der Nationalitäten befangen, aufgerieben durch die Eifersucht der Völker, unsre besten Kräfte ziellos vergeuden und darüber versäumen, den Weg zu einer wirklichen europäischen Kultur zu finden.

Hermann Bahr aber will uns nun diesen Weg zeigen. Da ist es nun ungemein seltsam, daß Bahr gerade jener österreichischen Nation, die schon durch ihre Sprache den Anschluß an die europäische Kultur der Gegenwart hat, die durch positive Leistungen in Politik, Wirtschaft und geistiger Kultur alle Ansprüche bewährt, daß er den Deutschen Österreichs mit unverhohlenem Hohn und Spott begegnet, daß er nicht vor Beleidigungen zurückschreckt, während er die unruhigen, umsturzsüchtigen, maßlos habgierigen slawischen Nationen mit seinem aufrichtigen, unverhohlenen Wohlwollen begnadet. Gerade jene Völker, die entweder gar keine Kultur oder nur eine unorganische, eine Trutzkultur haben, erscheinen also dem Kulturfanatiker Bahr als fördernde Elemente, die aufmerksam beachtet werden müssen, als Pioniere auf dem österreichischen Wege nach Europa.

Alle Einsichtigen, alle Kenner der Tatsachen, können — sofern es ihnen möglich ist, den Humor zu bewahren — nur lächeln. Aber Hermann Bahr geht mit seiner neuen Weisheit außerhalb Österreichs hausieren und richtet, da man in Deutschland wirklich aufhorcht, wenn Hermann Bahr spricht, maßlosen Unfug an. Das Unglück will es, daß Bahr einer der geistvollsten Schriftsteller der Gegenwart ist, daß er souveräner Herr des Wortes ist, daß ihm alle Waffen der Ironie und alle Blendungen der Stilkunst zur Verfügung stehen und daß von seiner Persönlichkeit suggestive Wirkungen ausgehen. So tritt Bahr vor das deutsche Publikum und erklärt, an den österreichischen Wirrungen und Irrungen sei nur die Bureaukratie schuld und außerdem noch die Deutschen, die in blinder Selbstüberhebung keine Verschmelzung mit den andern österreichischen Kulturen wollen, und so verwirrt er die Hunderttausende von Deutschen, die von österreichischen Verhältnissen keine blasse Ahnung haben, noch mehr.

Hier zeigt sich deutlich das Catilinarische in Bahrs Natur, dieses Auffallenwollen um jeden Preis, diese Originalitätssucht ohne Grenzen, diese von keinem völkischen Empfinden getrübte Unfehlbarkeitsmanie. Ein an sich erfreuliches Streben nach dem Neuen, die Entdeckerfreude, das Suchen nach neuen Werten verbindet sich mit der unbedenklichen Kunst der Entstellung, wenn man nicht lieber annehmen will, Bahr kennt die Verhältnisse überhaupt nicht, an denen er so eindringliche Kritik übt.

Er hat ein Buch über Dalmatien geschrieben. Eines der anziehendsten und zugleich abstoßendsten Bücher, die ich kenne. Entzückend durch seine Leichtigkeit, seine Frische, seinen heineschen Witz und die Kühnheit seiner Umrisse, empörend durch die Leichtfertigkeit, mit der Bahr aus flüchtigen Reiseeindrücken Folgerungen ableitet, durch die unausstehliche Besserwisserei, durch den Mangel an Verantwortungsgefühl. Die immer wiederkehrende Grundmelodie ist: Die braven Serben wären so gerne gute Österreicher, aber die schlimmen Bureaukraten wollen sie durchaus als unsichere Kantonisten behandeln, die über die Grenzen hinüberspielen.

Man könnte sagen, Bahrs temperamentvolle Empfänglichkeit, die leichte Begeisterungsfähigkeit des Künstlers habe ihn fortgerissen und ihm die gastfreundlichen, höflichen, liebenswürdigen Südslawen mit ihrem melancholischen Geschick so ungemein sympathisch und ihm ihre Anklagen vollkommen glaubwürdig gemacht. Das sind Sentiments. Und Hermann Bahr ist den Südslawen mit den Klagen um die von Österreich so roh gebrochene Guzla-Kultur ebenso hereingefallen, wie unsre Großväter den Polen. Aber Bahr macht aus seiner dalmatinischen Reise ein Anklagebuch gegen die Regierung und, insofern diese dort unten wenigstens allen Irredentisten und Großserben entgegentritt und so den zentralistischen Gedanken verteidigt, auch gegen die armseligen Reste deutschen Geistes, die in diesem zentralistischen Gedanken stecken. Und da hätte er doppelt vorsichtig sein und sich das Urteil besserer Kenner von Land und Leuten anhören müssen, ehe er Deutschland das Märchen von den bedrückten Südslawen aufband.

Und nun trägt Hermann Bahr, der Österreicher, seine Sympathien mit den Slawen offen zur Schau. Er besucht Prag und verkehrt fast ausschließlich in tschechischen Kreisen. Und die höflichen Slawen umgeben ihn klugerweise mit jener faszinierenden Liebenswürdigkeit, die ihnen immer zur Verfügung steht, wenn sie sich von einem Menschen einen Vorteil versprechen.

Nun hat sich vor längerer Zeit etwas zugetragen, was die Slawophilie Hermann Bahrs in ganz sonderbarer Beleuchtung zeigt. Und dieser Vorfall ist der unmittelbare Anlaß zu diesen Zeilen, denn nun scheint es mir, als müsse endlich darüber gesprochen werden, was es mit Bahrs neuer Periode eigentlich auf sich hat. Die Stadt Göding, eine jener mährischen Städte, die noch zum deutschen Besitzstand gehören, aber schon schwer bedroht sind, ist der Geburtsort des tschechischen Philosophen und Staatsrechtlers Masaryk. Wer ist Masaryk? Ein Mann, der unter einem Fünf-

Digitized by Google

millionenvolk vielleicht auffällt, unter einem Achtzigmillionenvolk aber keineswegs eine besondere Bedeutung gewinnen würde. Als Politiker freilich ist er für österreichische Verhältnisse eine Rarität, denn er ist der einzige unter den tschechischen Führern, der noch nicht völlig den Verstand verloren hat und der seinem Volk anrät, seine Ansprüche auf das Erreichbare zu beschränken. Aber er hat durchaus keine Bedeutung für jene europäische Kultur, zu deren Erwerbung Hermann Bahr die Österreicher anspornen möchte. Ich bin durchaus der Meinung, daß jene Kultur ohne Masaryk ebenso bestünde und daß die Geltung dieses Mannes sich ausschließlich auf sein Volk erstreckt.

Um den großen Sohn Gödings zu ehren, soll nun eine Gedenktafel an seinem Geburtshaus angebracht werden. Tschechische Akademiker, Professoren und Studenten, haben deshalb eine Petition an den deutschen Gemeinderat von Göding gerichtet, und diese Petition ist auch — von Hermann Bahr mitunterzeichnet worden. Nun muß man wissen, daß die ganze tschechische Kultur immer zur Hälfte national-propagandistisch ist und daß man von vornherein hinter jeder Aktion, wie diese, immer auch eine Agitation vermuten darf. Eine solche Gedenktafel gibt Anlässe zur Einweihung, zu Gedächtnisfesten, zu allerlei Reden und Liedern, alles willkommene Brücken zur Slawisierung einer ohnehin bedrohten Stadt. Mit Masaryks Geburtshaus hat es noch dazu eine besondere Bewandtnis. Dieses Haus steht nämlich gar nicht mehr, an seiner Stelle befindet sich eine deutsche Schule, und so wird nun — da der Gemeinderat von Göding nicht so chauvinistisch erscheinen wollte, ein von einem Hermann Bahr unterstütztes Gesuch abzuweisen — die Gedenktafel für den tschechischen Politiker auf einem deutschen Schulgebäude prangen.

Wie sonderbar nimmt sich nun Bahrs Beteiligung an der Petition aus und wie eigentümlich ist dieses Österreichertum, das, anstatt sich nach Europa zu wenden, wie es vorgibt, in Wahrheit dem Slawentum Vorspanndienste leistet. Es wird manchem vielleicht leid tun, einen Mann wie Hermann Bahr aufgeben zu sollen, aber es ist besser, sich von ihm zu scheiden und sich über nichts mehr zu wundern, was wir noch von seinem Renegatentum zu gewärtigen haben.

Wahrheiten.

Von **Richard Oehler** (Friedenau).

Mit Vorliebe suchen wir den Weg, den wir gehen mußten, als frei gewollt vor uns zu rechtfertigen. Die Eitelkeit läßt den Menschen sich wie einen Gott fühlen, der willkürlich Schicksale bestimmt.

Drei Gedichte.

Von **Hanns Rudorff** (Wien).

Ewiger Quell.

Kredenzt mir deine Lieb und Treu
Den Labtrunk abertausendmale:
Sein Zauber dünkt mich ewig-neu;
Mit gleicher Inbrunst, gleicher Scheu
Berührt mein Mund die goldne Schale.

Doch netzt ihr Feuerwein den Mund:
Schon drängt es mich nach vollen Zügen.
Trink, Herze! Trinke dich gesund,
Als hätte dies Gefäß nicht Grund,
Als sollte nie sein Quell versiegen.

Neues Leben.

Mit Purpurröten wundersam
Verklärt dich frauenhafte Scham
Und heißt dich dein Geheimnis beichten.
Du fragst mich staunend, wie es kam,
Mit schmerzlich frohem Augenleuchten.

Es kam, mein Kind, aus tiefster Not;
Nicht unerwünscht, doch ungerufen:
So kommt das Leben, kommt der Tod.
So kam nach ewigem Gebot
Die Liebe derer, die es schufen.

Vatersegen.

Dein kaum noch jungfräulicher Schoß
Verhüllt nun auch ein Menschenlos.
Still wächst und reift dem Tag entgegen
Ein Ich-und-Du. O würd es groß!
Dies Wort mein erster Vatersegen.

Ob groß durch Schönheit, Frauenschaft,
Ob groß durch Trotz und Schäumekraft:
Der Zufall möge klug entscheiden;
Nur doppeln mög er zauberhaft,
Was irgend groß ist an uns beiden.

Quirinus Kuhlmann der Prophet.

Historie von **Ewald Gerhard Seeliger** (Hamburg).

III.

Bald darauf saß der Prophet mit wunden Füßen und großen Schmerzen auf der Gasse, und die Hunde bleckten lüstern ihre Zähne nach ihm, so daß er sie nur mit Mühe von sich abwehren konnte. Auf beiden Seiten hinkend fand er endlich einen sichern Winkel, legte sich allda und verfiel

Digitized by Google

in einen tiefen Schlaf. Und weil seine Seele verzagt war und ihm die Sohlen wie glühende Kohlen brannten, schrie er im Traume zu Gott dem Herrn.

Wiederum traten die beiden Engel zu ihm und sprachen: „Warum schreiest du? Diese Schmerzen hat der Herr dein Gott über dich gesandt, weil du seinem Willen nicht gehorsam gewesen bist. Ertrage sie darum mit Geduld und kehre heim. Dort wird man dir sagen, was du tun sollst.“

Darauf verschwanden sie, wie sie gekommen waren. Die Schmerzen aber wuchsen und nahmen zu, wollten ihm schier das Herz abdrücken. Da erglimmte der Lichtschein zu seiner Linken in einem silbernen Glanze, neigte sich dreimal und legte sich kühlend auf die Wunden und heilete sie, daß sie von Stund an nicht mehr weh taten.

Am nächsten Morgen trat er auf ein andres Schiff, fuhr wieder nach Smyrna zurück und stieg allda, mit dem Trostbuch des Amos Comenius versehen, aufs Trockne. Die Seinen fand er bei dem Konsul Jacob von Dam, der ihm nun um seiner lockeren Töchter willen ein Unterkommen gewährte. Er aß mit ihnen an des Konsuls Tafel und ertrug den Spott, mit dem sie alle sein Abenteuer in Konstantinopel beträuften, mit geziemender Langmut und christlicher Geduld.

Als er aber merkte, daß der Konsul mit den beiden Mädchen arge Sachen trieb, erhub er seine Stimme und ging im Zorn davon.

Am Strande fand er ein französisches Schiff mit Namen „Calvaria“, das nach Amsterdam unter Segel gehen wollte. Ehe es aber in See stach, kamen die Seinen zu ihm und begehrten mitzureisen, denn der Konsul war ihrer inzwischen überdrüssig geworden und hatte sie gehen heißen.

Der Prophet verzieh ihnen alles, was sie Ables an ihm getan hatten, und nahm sie wieder an sich. Allein sie waren nur gemacht, von einer Sünde in die andre zu fallen, also daß sie ihm auch die Heimreise durch ihr gotteslästerliches und weltliches Tun verstörten. Diesmal war es der Kapitän des Schiffes, ein wüster Franzose, der lieber zehnmal den Namen des Satans als einmal den Namen Gottes in den Mund nahm, mit dem die beiden Töchter in schändlicher Lust zusammenhielten. Da setzte sich der Prophet abseits und suchte Licht in dieser Finsternis, indem er eifrig in dem Buche des großen Amos studierte. Denn sein Glaube war wieder klein geworden, und er haderte mit Gott um der Schläge willen, die er in Konstantinopel erlitten hatte, und wegen der Not, die ihm die Seinen bereiteten.

Im zweiten Monat des Jahres 1679 kam die „Calvaria“ glücklich in Cadix an, wo der Kapitän mit den beiden Mädchen an Land gehen wollte, um sich mit ihnen zu erlustieren. Der Prophet trat ihnen entgegen und sprach ihnen heftiglich ins Gewissen. Jedoch der grobe Franzose, der sich am spanischen Wein berauscht hatte, zog den Degen und wollte seinen Widersacher stracks über den Haufen stechen. Und da man ihm den Degen entwand, ging er ihm mit entblößtem Dolch zu Leibe. Aber Gott der Herr beschützte wunderbarlich den Propheten, also daß er mit einem langen Riß im Mantel davonkam. Nun aber wandte er sein frommes Herz völlig von den Seinen ab und fand gar bald dafür einen herzhaften Trost in den Weissagungen des Drabicius, der da prophezeit hatte, daß die Ehe, die keine Ehe sein wird, nur 42 Wochen dauern würde. Und diese Zeit war bald verstrichen. Da er dies erkannte, ward er von Herzen fröhlich und heiter und fuhr getrost nach Norden.

Als sie vor Texel schifften, um in die Zuider See zu kommen, erhub sich ein großer Sturm, der über alle Maßen heftig daherwehte und das Meer bis auf den Grund zerwühlte. Alle, die auf dem Schiffe waren, verfielen in große Verzagtheit und Furcht, sogar der Kapitän ließ das gotteslästerliche Fluchen und wollte schier vor Angst sterben.

Nur der Prophet, der die unendliche Kraft Gottes in seiner Seele fühlte und zum ersten Male den großen Glauben fand, der Berge zu versetzen und Täler auszufüllen vermag, fürchtete sich nicht, beschwor mit gewaltiger Stimme den Sturm und die Wellen, und sie ließen alsbald von ihrem Toben und glätteten sich.

Darauf warf das Schiff vor Amsterdam Anker, und der Prophet trennte sich von den Seinen, die so viel Kummer und Betrübnis über ihn gebracht hatten.

Und sie wichen von ihm und entsetzten sich über ihn, denn sie hatten ihn noch nie so zornig gesehen. Dies aber tat der Glaube, der in ihm mächtig geworden war.

Nachdem er sein Volk verstoßen hatte, harrte er in London der neuen Berufung. Hier zählte er sich zu der bruderliebenden Gesellschaft der Jane Leade, von deren Tochter geweissagt worden war, sie würde den neuen Christus gebären. Der Prophet bekämpfte diese Weissagung, da sie nicht von Gott, sondern vom Teufel stammte. Darauf ging Johann Bathurst unter die Weissager und vermaß sich zu behaupten, daß von ihm und keinem andern der neue Christus, der im tausendjährigen Reich herrschen sollte, gezeugt werden würde. Er tat sich zu diesem Zwecke mit seiner eigenen Stieftochter zusammen. Auch gegen ihn zog der Prophet zu Felde. Und als das Kindlein das Licht der Welt erblickte, siehe, da war es ein Mädchen.

Da kam zu dem Propheten in der Nacht eine Stimme und sprach: „Suche dir eine Jungfrau, Maria mit Namen, denn von ihr soll geboren werden, der in dem Reiche herrschen soll, das du ihm dereinst bereiten wirst.“

Und er eilte und fand gar bald eine schöne Jungfrau, mit der er sich vereinigte und der er

Digitized by Google

den Namen Anglicana beilegte. Das Reich aber, das er gründen wollte, hieß er das Kühlmannstum, dessen noch zu gründende Hauptstadt Kühlmannopel, und die Jünger, mit denen er Reich und Hauptstadt zu errichten hoffte, Kühlpropheten. Und sein Glaube, der vordem klein und schwach wie ein Senfkorn gewesen war, wuchs und nahm zu und wurde ein Baum, in dessen Zweigen die Vögel wohnten. Gewaltig lehrte und predigte er und psalmte inbrünstig zu London, Paris, Genf und Amsterdam, und gewann an all diesen Orten Anhänger, die mit Begeisterung seinen Ruhm und die Herrlichkeit seines zukünftigen Reiches verkündigten.

Anno 1683, am Tage, da der Großvesir des türkischen Kaisers Mohamed V. vor Wien lagerte, um es Allah und dem Halbmond zinsbar zu machen, ward dem Propheten mit Gottes Hilfe von der Maria Anglicana ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Salomo erhielt, zum Zeichen, daß er weiser und mächtiger als alle Könige dieser Welt sein würde. Darüber, daß nun die göttliche Weisung erfüllet war, geriet der Prophet in große Verzückung und gab zu Amsterdam seinen Kühlpsalter heraus, der Erfüllung aller Kühlpropheten, Kühlweisen und Kühlschriftgelehrten war und daselbst begann, wo der Prophet Drabicius aufgehört hatte.

Allein das Kindlein Salomo starb, ehe es das dritte Jahr erreicht hatte, und auch seine Mutter folgte ihm bald nach. Dies Unglück aber konnte dem Propheten seinen herrlichen und über alle Maßen festen Glauben nicht mehr erschüttern, und er sang seine Kühlpsalmen weiter, die er erneut herausgab und sich darin: Quirinus Kuhlmann, einen gerufenen Prinzen Gottes des Israeliten, Christen und Jesueliten nannte. Auf dem Titelkupfer bildete er sich selbst ab mit Krone, Schwert und Zepter, mit sieben Sternen um das Haupt und mit Sonne und Mond zu seiner Rechten und seiner Linken.

Da aber dieses zukünftige Reich auch nach ihm einen Herrscher haben mußte, verlobte er sich im Jahre 1687 zu Ackersloot in Holland mit Esther Michaelis, gab ihre eine Traukette, empfing einen Ring in Lapisgolde von ihr und führte sie seitdem als seine Frau umher.

Und der Lichtschein zu seiner Linken nahm stetig zu an Glanz und Helligkeit, bis ihn tausend und abertausend Lichtgeburten umgaben. Die wunderlichsten und schönsten Bildungen, die keine Worte ausdrücken konnten, umschlossen ihn mit unaussprechlicher Klarheit, veränderten sich unaufhörlich in niegesehenen Farben, glichen großen Weltkugeln, die mit kostbaren Edelsteinen besteckt waren und schossen plötzlich zu heiligen Lichttriangeln zusammen.

Und eine Stimme sprach zu ihm: „Reise zu dem unsichtbaren Volke im Nordwesten hinter Irland."

„Wie soll ich dieses unsichtbare Volk finden?" fragte der Prophet verwundert.

„Reise gen Osten", erwiderte die Stimme, „und wo du dreißig versammelt findest, die auf das Kommen des Reiches warten, daselbst bleibe, denn dort wird sich dein Geschick erfüllen."

Der Prophet machte sich schon am andern Tage in der Frühe auf und reiste nach Osten, begierig, das Wort des Herrn zu erfüllen. Sein Glaube wankte nicht ein einzigesmal, und er fürchtete sich vor niemand.

So kam er zuerst nach Berlin, wohnte daselbst und suchte die Dreißig, die im Namen des Herrn versammelt waren. Allein er fand sie nicht. Darum schrieb er hier seinen Kühljubel, womit er die verdrückte Herde herauslocken wollte. Er richtete dieses fromme Schreiben an den alten Kurfürsten Friedrich Wilhelm, den sie den Großen nannten, in der Hoffnung, ihn für sich zu gewinnen.

Der Kurfürst, der, von argen Gichtschmerzen geplagt, im weichgepolsterten Stuhle saß, ließ den Propheten zu sich rufen. Hochbeglückt eilte er herbei und predigte mit gewaltigen Worten von seiner himmlischen Sendung und forderte den Kurfürsten auf, die reformierte und die lutherische Kirche zu vereinigen, da sie nur geringe Unterschiede trennten, zum Segen seines Reiches und zur Erfüllung des Spruches: Es soll eine Herde und ein Hirte sein.

Über diesen Vorschlag verwunderte sich der Kurfürst so sehr, daß er zu denen sprach, die ihn umgaben: „Dieser Mann ist entweder ein großer Prophet oder ein Narr."

„Ich war ein Narr, da ich nicht gläubete," sprach der Prophet unerschrocken, „nun aber, da ich glaube und ohne Furcht zeuge, ist die Narrheit von mir abgefallen."

„Zeug weiter!" befahl der Kurfürst nach längerem Bedenken. „Und so du dein Reich aufgerichtet hast, so laß es mich wissen."

Da setzte der Prophet seinen Wanderstab weiter, hielt sich wohl über ein Jahr in Preußen und Livland auf, ohne aber die Dreißig, die auf das Kommen des Reiches harrten, zu finden, und kam endlich nach Moskau.

Hier traf er endlich auf seine verdrückte Herde, ein Häuflein mährischer Brüder und Chiliasten, die ihre Hoffnung in der Stille trugen, weil sie Angst hatten vor der barbarischen Regierung, unter der sie seufzten. Am meisten aber fürchteten sie den Patriarchen von Moskau, dem die ganze russische Kirche untertan war. Denn er hielt strenges Gericht über alle, die von der Lehrmeinung abwichen. So hatte er noch bis vor kurzem auch die Reformierten und Lutheraner bekämpft, war aber schließlich dazu vermocht worden, sie zu dulden.

Nur der Prophet zeigte keine Furcht vor ihm und trat ihm in Wort und Schrift entgegen. Durch die Kraft seines Glaubens riß er viele aus der

Digitized by Google

stillen Gemeinde mit sich, vor allen Conrad Nordermann, in dessen Hause er wohnte. Dieser setzte eine Schrift auf, worin er den Propheten als den neuen Messias pries, und übertrug auch einige seiner Hauptschriften ins Russische, um ihm unter den Eingeborenen Anhänger zu gewinnen.

Und der Glaube an das neue Reich breitete sich aus und ergriff die Herzen mit himmlischer Gewalt. Da wurde der lutherische Pastor Johannes Meinecke auf diese wachsende Gefahr aufmerksam und ließ den Propheten zu sich holen.

„Fahre wieder von dannen, woher du gekommen bist, du Schwarmgeist!“ gebot er ihm.

„Wie kannst du es wagen, mich gehen zu heißen“, erwiderte der Prophet zornig, „da mich doch Gott der Herr selber hierher gesandt hat, das Reich aufzurichten, von dem alle Propheten gezeuget haben, und das gar balde hereinbrechen wird. Denn siehe, ein Schwert hängt über deinem Haupte, und so ich blase, fällt es hernieder und erschlägt dich und alle, die wider mich sind.“

„So blase!“ rief der Prediger drohend. „Blase die Flamme an, die dich gar bald verzehren wird.“

Also schieden sie voneinander im Grimme.

Nun zeugte der Prophet nur noch lauter von der Herrlichkeit des zukünftigen Reiches, und sein Anhang mehrte sich von Tag zu Tag. Denn die Botschaft klang dem unterdrückten Volke gar lieblich in die Ohren. Zwar hielten sie sich alle noch still in ihren Häusern und wagten sich nicht auf die Straße. Doch der Prophet war seines Sieges gewiß und machte ihnen zu einem Aufstand Mut durch Wort und Schrift.

Um diese Zeit brachte Conrad Nordermann, der zum Kühlpropheten gesalbt worden war, seine Schriften zu einem Buchdrucker. Da der aber nichts ohne die Genehmigung der geistlichen Gewalt drucken durfte, trug er die Blätter zum Patriarchen.

Der geriet, nachdem er die Schriften gelesen hatte, sofort in eine grenzenlose Wut, sandte zu den Predigern der lutherischen und reformierten Gemeinde und ließ fragen, ob ihnen dieser Prophet zugehöre.

Und sie antworteten: „Wir wissen nichts von ihm, er gehört nicht zu uns, ist auch nicht unseres Bekenntnisses.“

Darauf erfüllte sich des Propheten Geschick.

Er wurde mit seinem Freunde Nordermann in den Kerker geworfen und auf die Folter gelegt. Doch sie blieben beide, trotz ihrer Schmerzen, bei ihrem Glauben und drohten ihren Peinigern mit Gottes Gericht.

„Sage, daß du ein Narr bist!“ rief der Patriarch. „Und man wird dich auf der Stelle freilassen.“

„Ich bin Gottes zweitgeborener Sohn!“ erwiderte der Prophet ruhig, während er auf der Qualbank gestreckt wurde. „Mir ist von Gott gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“

Sie wurden noch an demselben Tage als halsstarrige Ketzer dem Feuer überantwortet. Man brachte sie in eine Hütte, die man mit Pechtonnen angefüllt hatte, und setzte sie in Brand. Und auch jetzt blieb der Prophet fest in seinem Glauben, erhob seine Stimme und sang den fünfzehnten seiner Kühlpsalmen.

Triumpf! Ein Feuer entzünd! Triumpf! mir Leib und Glieder!
Triumpf! Ich stimme an! Triumpf! die Hochzeitslieder!
Triumpf! zu ehren Gott! Triumpf! und Gottes Sohn!
Triumpf! dem Heilgen Geist! Triumpf! im Himmels Thron!

Triumpf! die Engel sind! Triumpf! im triumpfieren!
Triumpf! weil wiederbracht! Triumpf! mit größern Zieren
Triumpf! dem Jesuel! Triumpf! der Königsstuhl!
Triumpf! weil Lucifer! Triumpf! im Schwefelpfuhl!

Triumpf! der Erdkristall! Triumpf! trägt heilge Früchte!
Triumpf! unsehbar sind! Triumpf! die Lichtsgesichte!
Triumpf! O Freudenfreud! Triumpf! so gar behend!
Triumpf! Triumpfstriumpf! Triumph, der sonder End!

Dann erstickte die qualmende Glut seine Stimme, und er ward zu Staub und Pulver verbrannt. Am nächsten Morgen aber erhob sich ein Sturmwind, riß die Asche empor, entführte sie nach Westen und streute sie über alle Länder.

Aus den Theatern.

Wiener Theater (Lanwâl von Eduard Stucken).

Nach Reinhardts „Gawan“- und „Lanzelot“aufführung hat das Wiener Burgtheater Stuckens mittleres Gralsdrama: „Lanwâl“ dargestellt. Es ist die Tragödie der Treulosigkeit, die dasselbe primitive Ethos wie die beiden andern Mysterienspiele hat. Gawan, der sein Wort zur rechten Zeit einlöst, wird himmlisch begnadet, Lanwâl, der Lügner und hinterlistige Verräter, verfällt einem schmachvollen Tod. Von hinten getroffen, stürzt er zu Boden. Und doch ist er weniger Opfer eigenen Verschuldens als blinder Leidenschaftstor und Märtyrer äußeren Geschehens. Beim Anblick der Schwanenjungfrau Finngula vergißt er seiner Braut Lionors; von Lionors' Bruder Agravain in der Ritterehre gekränkt, läßt sich sein Jähzorn zum Wortbruch verleiten, nicht an den Hof des Königs Artus zu ziehen, wie er es seinem heimlichen Weib Finngula versprochen; und wie ihn Artus seiner Nichte Lionors vermählen will, vergißt er wieder seines Wortes an Finngula, ihre Ehe geheim zu behalten! er verschwört sein verzaubertes Weib, vor der Tafelrunde zu erscheinen und ihm als Eideshelfer Beistand zu leisten, da er vor allen Rittern mit erhobenen Schwurfingern behauptet hat, dem schönsten Weibe vermählt zu sein. Mit solch unüberlegter Spontanität zucken aus ihm die Handlungen auf. Er steht ganz im Augenblick und wird sein hilfloses Opfer. Und es liegt darum völlig in seiner Art, daß er Spielball fremden Willens wird und ohne Bedenken jeden Ausweg beschreitet, den irgendeiner ihm zeigt. Die Ritter der Runde richten ihn wegen des Meineids, denn Finngula hat sich auf seinen Hilfruf nicht gezeigt. Aber Artus will seinen liebsten Helden erretten, und während die Ritter im verschlossenen Beratungssaal das Todesurteil fällen, werden Lanwâl und Lionors getraut. Nun hat Lanwâl ein eheliches Weib und bleibt auf die Frage der Ritter nach seiner Gemahlin die Antwort nicht schuldig. Daß dies ihm nur durch so primitives Unterschiebungsspiel

Digitized by Google

möglich geworden, bedeutet die innere Schwäche des Dramas. Es biegt vom geraden Linienzug zu einer verkniffenen Kurve ab und kann nur über einen neuen Umweg zur Katastrophe gelangen; dieser Umweg ist eine neue Anschuldigung Lanwâls durch Agravain, der ihn der Doppelehe bezichtigt. Und erst jetzt hat Lanwâl wieder sich selber, erst jetzt wird er wieder Leidenschaftsheld, der durch jähes Wollen Konflikte nicht löst, sondern zerhaut: Finngula ist niemals gewesen, sie war ein Phantom, ein Schemen, ein schöner, böser Traum; wäre sie wirklich, sie müßte sich zeigen, sie hätte in höchster Not ihn nicht verlassen. Aber schon verlöschen die Lichter im festlichen Hochzeitssaale, schon brennt das Feuermahl eines gespenstischen Fußes an der verdunkelten Wand und mitten unter die Ritter tritt Finngula, in schwarzer Rüstung, mit verhängtem Visier, als Todesbote verkleidet. Sie holt ihren wortbrüchigen Geliebten, aber nicht sie selber bewirkt sein Sterben, nicht ihr Blick, nicht ihre Berührung, sondern wiederum ein Umweg über ein Fremdes; Agravain stößt ihm von hinten das Schwert in den Leib. Dieses Beiseitebiegen und Abspringen fällt ganz aus der großzügig einfachen Architektur des Spieles. Es verliert von seinem schönen überirdischen Sinn durch solch irdisch kleinmütige Begründung. Stucken wollte uns durch diese Häufung von Motiven das Leben seiner Menschen näher bringen; es schien ihm die Treulosigkeit allein nicht zu genügen, der Wortbruch nicht auszureichen, er mußte ihm die Schuld der Doppelehe gesellen, um uns Lanwâls Tod erträglich zu machen; es dünkte ihm nicht materiell genug, wenn Lanwâl durch Finngulas bloßen Anblick tödlich erstarrte, er setzte Agravains Haß und Agravains Schwertstreich zwischen die beiden. Aber dem schlichten Märchensinn seiner Dichtung hätte ein bloßes Andeuten mehr entsprochen als die handfeste Ausführung und das tragische Geschehen — Schuld und Sühne — wäre durch Wortbruch allein begründet gewesen, ohne daß erst die Unterschiebung Lionors für Finngula und die Doppelehe hinzuzukommen brauchte; denn es ist der Sinn dieser drei Dramen: Worttreue bringt die Freundschaft des Gral, Treubruch bringt Tod. Dieser Sinn ist ihm im „Gawan“ und „Lanzelot“ viel reiner und schöner gelungen, als in dem Mittelstück „Lanwâl“. Aber es war der Lieblingswunsch des toten Kainz, der jauchzenden Wildheit Lanwâls das Furioso seiner Stimme und die Geschmeidigkeit seines Körpers zu leihen. Nun kam die Rolle an Herrn Gerasch, der ihrem Schwung nicht gewachsen ist. Und durch die umgekehrte Verteilung der mimischen Kräfte fiel der Hauptakzent unsrer Teilnahme auf die Nebenfigur der Lionors, die von Frau Medelsky mit der ganzen Inbrunst ihrer weiblichen Hingebung ausgestattet wurde.

Dr. H. W. (Wien).

Randbemerkungen.

Goldene Wahrheiten

werfen sich Konservative und Nationalliberale im Abgeordnetenhause an die Köpfe. Ob wirklich die sechs Sozialdemokraten es fertig gebracht haben, den Ton des preußischen Parlamentes so zu verseuchen, daß auch die aristokratischen Herren ohne reichlichen Gebrauch von Eigenschaftswörtern, wie „schamlos“ und „unwahrhaftig“, nicht mehr vom Fleck kommen? Die roten Sechs sind ein würdiges Doppelkleeblatt, „gerade würdig des Dreiklassenparlamentes“, hörte ich sie jüngst von einem gebildeten Sozialdemokraten ironisieren. Man hat also selbst in Genossenkreisen einen Begriff von der Qualifikation des Herrn Liebknecht, der sein kollegiales Titulaturverzeichnis kürzlich um die Anrede „Laffe“ bereichert hat. Aber eben deshalb hieße es diesen sechs Proletariern doch zuviel Ehre erweisen, wenn man ihnen das Verdienst zuspräche, das allgemeine Niveau gedrückt zu haben. Obwohl Bismarck 1889 treffend bemerkte, die Hyperkonservativen unterschieden sich unter Umständen von den Sozialdemokraten im politischen Effekt nur wenig, darf man erwarten, daß sie im politischen Ton keine Anleihen bei ihnen machen. Wenn dieser Erwartung nicht mehr entsprochen zu werden scheint, so liegen die Ursachen tiefer, in der wahnsinnigen Verbitterung, die zwischen den Parteien, einen anscheinend nicht mehr zu überbrückenden Erdriß bewirkt hat. Herr v. Heydebrand hat in letzter Woche jede Bemäntelung dieser Tatsache dauernd unmöglich gemacht, indem er mit innerer Heftigkeit die Behauptung aussprach, die nationalliberale Agitation unterscheide sich nicht mehr von der sozialdemokratischen. Solche Behauptung ist für jeden ruhig denkenden Menschen eine unerhörte, wenn nicht mehr. Aber dieses „Mehr“ sei beiseite gesetzt. Wie kann man es überhaupt fassen, daß in Preußen, in der kühlen Luft des Abgeordnetenhauses solch wüster Haß ausgebrochen ist, wie er sich in den diesjährigen Etatreden kundgibt? Der eigentliche Grund ist psychologischer Natur. Zwischen der nationalliberalen und der konservativen Idee besteht eine eingeborene tiefe Feindschaft, deren agressive Betätigung von Natur den Konservativen naheliegt. Die Konservativ-Agrarischen sind menschlich gesprochen die stärkeren Charaktere, weil sie die größere Einseitigkeit besitzen. Einseitigkeit aber ist notwendig agressiv, wo sie praktische Zwecke verfolgt. Sie führt — und hat das in diesen Zeiten zur Genüge bewiesen — immer wieder zur rücksichtslosesten Offenbarung des ihr innewohnenden, quasi naiven Egoismus. Nur daß dieser Egoismus, sobald er sich im Kampf des Tages gänzlich enthüllt, nicht mehr naiv ist, sondern brutal oder berechnend, je nach Temperament. Die Nationalliberalen sind im denkbar größten Gegensatz dazu — denn der denkbar größte Gegensatz ist in der Psychologie nicht das andre Extrem, les extrèmes se touchent — alles andre, nur nicht einseitig. Sie sind eine Partei, die von Parteiwegen Charaktere überhaupt nicht entwickeln kann, weil sie kein absolutes Prinzip kennt, sondern nur relativistische, mit den Dingen sich wandelnde Utilitätsgrundsätze entwickelt aus der nicht willensmäßigen, sondern gefühlsmäßigen oder intellektuellen — wieder je nach Charakter — Idee der Vermittlung. National — denn national ist selbst der bürgerliche Extremliberalismus; und liberal — denn liberal muß die Vermittlungsidee immer sein, wenn sie wirklich vermitteln will. Sieht man sich die Reden beider Parteiführer an, so spricht aus ihnen mit aller Deutlichkeit die aus diesen Charakterunterschieden der Parteien entspringende Stimmung. Es ist selbst wieder Agitation, wenn man behauptet, die Natinalliberalen seien die Angreifer. Es ist ja so klar, daß sie die in Verlegenheit Befindlichen sind. Der völlige Bruch, den die Reichsfinanzreform brachte, hat sie in steigendem Maße der Möglichkeit beraubt, ihre Vermittlungsmission zu erfüllen. Sie würden sich ebenso untreu werden, wenn sie sich von der Rechten, wie von der Linken kommandieren und terrorisieren lassen wollten. Die Rechte aber kann sie bei den Wahlen nicht entbehren. Denn der Rechten graut gelinde vor dem Tag von Philippi. Andrerseits kann sie auch keine Konzessionen machen, wenn sie nicht ihre eigenen Taten — „derartig große patriotische Taten, wie wir sie geleistet haben“, nennts Herr v. Heydebrand mit eiserner Stirn — nach zwei Jahren desavouieren will. Und daher die Wut. Zwei innerlich sich von Natur tief antipathische Parteien, die praktisch aufeinander angewiesen sind, und nur immer weiter auseinander geraten, je mehr sie sich miteinander beschäftigen, was sie ja doch nicht lassen können, — das ist die ganz miserable Situation. Und dabei steht die Regierung abseits und sagt: Sie werden sich schon vertragen, weil sie ja müssen! Beneidenswerte Ruhe, das so sagen zu können.

W.

* * *

Indiskretionen und Unwürdigkeiten.

Aus der Schiffahrtsabgabenkommission des Reichstages wurden vertrauliche Äußerungen des Staatssekretärs

Digitized by Google

des Auswärtigen Amtes in einer Österreich und Holland verletzenden Entstellung der Form brühwarm der B. Z. in die Spalten desselben Mittags geschoben. Das geschah von einem Abgeordneten, der nicht zur Kommission gehörte und das Zimmer verließ, bevor der Staatssekretär seine Mitteilungen als vertraulich anzusehen bat. Also war es keine eigentliche Indiskretion, sondern ein sittlich erlaubtes Geschäft. Der Matin brachte noch weit entstelltere, resp. einfach unwahre Mitteilungen über eine Rede, die derselbe Staatssekretär in der Budgetkommission über die internationale Lage gehalten hatte. Die Kommission bestreitet, daß Indiskretion vorliege. Die Meldung des Matin war ja auch grundfalsch. Aber sie erschien ganze acht Tage, nachdem die Rede gehalten war. Also irgendwie muß der Matin-Korrespondent doch plötzlich von dritter Seite gehört haben, daß überhaupt zur Militärvorlage von der Regierung Mitteilungen über die Weltlage gemacht worden sind. Demnach doch wohl ein -- Indiskretiönchen. Die Regierung hat Recht, wenn sie bei solchen Erfahrungen mißtrauisch wird, und ihre Achtung vor dem Reichstage sinkt. Amtliche Kommissionsberichte werden bekanntlich nicht ausgegeben. Auch die Presse ist ausgeschlossen. Allgemein dienen daher die Abgeordneten den Preßbureaus als Zuträger. Das ist schlankweg ein unwürdiger Zustand. Auch für die Presse, die dadurch zum Spionieren und Aushorchen geradezu erzogen wird. Entweder sollte man amtliche Berichte ausgeben, oder ständige Vertrauensleute zu Preßzwecken zulassen resp. zeitweise ausschließen, wie beim Gericht. Dem bisherigen Zustand ist die Indiskretion zum System gemacht. W.

* * *

Sibirien.

Wenn man früher Sibirien nennen hörte, dachten die meisten an öde Schneelandschaften und Eiswüsten, an gebleichte Gebeine von Verbannten, die unter dem Gewicht ihrer Ketten und unter der Knute halbwilder russischer Soldaten zusammenbrachen und elend umkamen, oder an ähnliche Schrecknisse. Seitdem eine Bahn das riesige Land von Westen nach Osten durchquert, wird auch das wirkliche Sibirien allmählich bekannter. Heute wissen wir, daß es in keinem andern Lande der Welt noch so riesige, prächtige, für den Ackerbau wie geschaffene Strecken gibt, die des Bebauers und seines Pfluges harren. Ebenso sind alle Voraussetzungen für eine ausgedehnte Zucht von Pferden, Rindern und Schafen gegeben. Sibirien hat prächtige Wasserwege, die dem Handel zustatten kommen, und einen Erzreichtum, der einer industriellen Entwicklung fast unbegrenzte Möglichkeiten sichert. Den Russen selbst sind jedoch heute noch große Teile Sibiriens unbekannte Erde, sie kennen von seinen Bodenreichtümern das wenigste, und das wenige wissen sie nur oberflächlich auszubeuten. Jetzt sind wieder neue Schätze entdeckt worden. Es stellt sich heraus, daß die kirgisische Steppe nordöstlich von Semipalatinsk ausgedehnte Kohlen- und Kupferlager birgt. Das anstoßende Hügelland von Karadscham erweist sich als reich an Silber, Blei und Gold. Gegenwärtig ist das ganze Gebiet eine Wildnis, in der man Hunderte von Meilen auf keine menschliche Siedlung stößt. Eine an die Bahn von Omsk nach Semipalatinsk anschließende Seitenlinie nach Barnaul würde diese Gegend bald mit regem gewerbtätigen Leben erfüllen. Allerdings hat der private Bergbau in Sibirien noch mit großen behördlichen Erschwerungen zu kämpfen, namentlich sobald Nichtrussen in Betracht kommen. Gute Fortschritte macht in Sibirien die amtliche Ansiedlungstätigkeit. Jede Ansiedlerfamilie baut durchschnittlich zehn Hektar mit Weizen an und erzielt Ende des dritten Jahres eine Ernte von etwa 600 Hektoliter, wovon 160 für den eigenen Verbrauch ausreichen, während das übrige ausgeführt werden kann. In dieser Lage befinden sich etwa 30000 Haushaltungen, deren jährlicher Überschuß auf 2 Millionen Hektoliter geschätzt wird. Da in den Jahren 1906 bis 1908 im ganzen über 150000 Familien angesiedelt wurden, so müssen sich sehr rasch noch weit günstigere Ziffern ergeben. Der sibirische Weizen ist jetzt schon den nördlichen und westlichen Häfen Rußlands leicht zugänglich. Sobald der Kanal, der Wolga und Don verbinden soll, vollendet ist, werden die Südhäfen noch bequemer dafür erreichbar sein. O. C.

* * *

England und Arabien.

Bei uns in Deutschland hat man von etwas nur eine geringe Ahnung: das ist vom politischen Geheimdienst. Was unser Generalstab so gut versteht, und was er noch bei dem mandschurischen Kriege geräuschlos erprobt hat, das versteht unsre Diplomatie nur in geringem Grade. Dafür sind die Engländer in der Kunst, unterirdische Verbindungen anzuknüpfen besonders gewandt. Sie lassen aber auch ihre Leute, die sich bereits als geschickt bewährt haben, viele viele Jahre auf demselben Posten. So wird es möglich, nicht nur mit den Führern im Orient, sondern auch mit allerlei Agenten und Prätendenten, mit ehrgeizigen und Fanatikern bekannt zu werden, die man für seine Zwecke nutzen kann. Zur Meisterschaft haben die Engländer derartige Methoden in Arabien ausgebildet. Sie benutzen Inder, die Mohammedaner sind, sie benutzen christliche Araber, die die Sprache des Landes reden, sie benutzen Eingeborene der arabischen Halbinsel, die sie durch Geld an sich ketten, und deren Feindschaft gegen die Türkei sie ausbeuten. Sie begünstigen endlich den Waffenschmuggel, um die fortwährenden Aufstände gegen die hohe Pforte zu unterstützen. Es ist natürlich sehr schwer, den Engländern ihre nächtlichen Streifereien nachzuweiden, denn in England ist man wie weiland in Phönizien, man schweigt sich vollkommen aus und ist Nebenbuhlern gegenüber vollends auf der Hut. Die Beamten haben von vornherein das Amtsgeheimnis zu wahren; aber auch in die Presse gerät nicht leicht etwas, da die englischen Zeitungsleute besser diszipliniert — freilich auch von der Regierung viel besser behandelt werden, als bei uns. Die Förderung des Schmuggels wird aber dadurch geeignet verdeckt, daß man ab und zu waffenschmuggelnde Schiffe in der Nähe, etwa an der südpersischen oder an der Somalikiüste als gute Prise aufbringt, und dadurch den Anschein erweckt, als ob man sehr rührig die Seepolizei übe.

Allerdings ist es für die Briten geboten, klug wie die Schlangen und vorsichtig wie die Füchse zu sein. Denn falls sie in unverhüllter Offenheit gegen den Besitz der Araber, und namentlich gegen die heiligen Städte Mekka und Medina, angingen, so steht für sie zu befürchten, daß ihre mohammedanischen Untertanen in Afrika und Indien, deren Zahl über hundert Millionen beträgt, kopfscheu werden. Einen besonders merkwürdigen Beweis für die Behutsamkeit der Briten liefert folgende Tatsache. Die Engländer wollen seit längerer Zeit eine Bahn von Aden nach Mekka bauen. Nun hatten sie auf einer Teilstrecke von Aden bis Dalaa bereits Erdarbeiten ausführen lassen. Da diese aber den Argwohn der Türken erregten, und die Engländer gerne mit den Türken in Freundschaft leben wollten, so ließen diese guten Kaufleute sich den Verlust von einigen Tausend Pfund nicht reuen und zerstörten die Arbeiten wieder. Eine andre, recht zynische, aber wahrscheinlich richtige Erklärung dafür ist diese: da die Engländer sahen, daß die Türken und Araber daran waren, sich in Yemen die Köpfe einzuschlagen, so wollten sie die beiden Busenfeinde bei dieser Übung nicht hindern. Wenn zwei sich streiten, gewinnt der Dritte. Wenn dann der richtige Augenblick da ist, wird dann Alt-England schon gebührend eingreifen.

Das Arabertum ist in einer gefährlichen Krisis. Einige Kenner, wie Hartmann, sagen sogar voraus, daß Mesopotamien den Arabern gänzlich verloren gehen wird. Das wäre eine Erscheinung, die in der Entwicklung der Jahrtausende einzig dastünde. Ich habe von der Erfahrung und der Sachkunde Hartmanns die beste Meinung, aber

Digitized by Google

in einer so erstaunlichen Prophezeihung kann ich ihm doch nicht folgen. Auch ist nicht recht ersichtlich, wer die Stelle der Araber einnehmen soll. Es scheint: die Kurden. Zwischen zwei Mächten sind die Araber in Gefahr, zerrieben zu werden. Zwischen den durch ihre neue Militärorganisation erstarkten und den seegewaltigen Engländern. Ich glaube aber doch, daß sich die Araber nicht nur halten, sondern daß sie sogar an Bedeutung noch wachsen werden. Selbst ein unabhängiges Arabien scheint mir nicht ausgeschlossen. Wirth.

* * *

Censores militares.

Wer in den humanioribus bewandert ist, weiß, welch gewaltige Machtbefugnisse den römischen Zensoren zustanden. Sie konnten, ohne irgend jemandem verantwortlich zu sein, Bürger öffentlich rügen, aus ihrer Tribus in eine niedrigere versetzen oder überhaupt aus jeder Tribus ausschließen und konnten Senatoren und Ritter ihres Ranges berauben. Mit dem Untergang des Freistaates verlor auch das Zensoramt seine Bedeutung. Preußen-Deutschland ist kein Freistaat, aber Zensoren besitzt es, nur daß diese zum Unterschiede von China, wo es auch welche gibt und sie sich aus den höchsten Zivilbeamten rekrutieren, Militärs sind. Die Herren Bezirkskommandeure haben sich seit Jahren als solche etabliert und greifen oft aufs schärfste in das Privatleben der Reserve-Offiziere und Offiziere a. D. ihres Bezirkes ein. Jeden Augenblick macht eine andre niedliche Geschichte die Runde durch die Blätter. Da war der Fall des Meiningenschen Anwaltes, der in unglaublicher Art behandelt wurde, weil er nicht genügend entschuldigt auf einem Hofball gefehlt haben sollte, und jetzt ist der des Abg. Dr. Jänecke zu verzeichnen, den sein Bezirkskommandeur zu rüffeln sich erlaubte, weil er Maximilian Harden beherbergt hatte. Der energische nationalliberale Abgeordnete hat ja gewußt, was er zu tun hatte, er hat sofort sein Abschiedsgesuch eingereicht und sich an geeigneter Stelle beschwert. Es scheint auch, daß dem Censor militaris „das Erforderliche eröffnet" worden ist, aber damit darf die Diskussion noch nicht geschlossen sein. Den fortwährenden Übergriffen und Eingriffen übereifriger censores militares muß energisch ein Ende gemacht werden. Die Herren sollen sich um ihre Dienstgeschäfte kümmern, feststellen, wer im Mobilmachungsfalle Remontenkommandos kriegt u. dgl., aber sie sollen das Privatleben der Offiziere unangetastet lassen. Männer von Ehre und Rückgrat lassen sich dergleichen nicht gefallen und quittieren, und gerade sie sind ein herber Verlust für das Offizierkorps. Die in den siebziger und achtziger Jahren florierende Uniformschwärmerei ist verschwunden, das unbedingte „Strammstehen" gilt nicht mehr als Ideal, die Bezirkskommandeure sollen sich hüten, daß sie nicht gar ins Gegenteil umschlagen. Es wäre das im Interesse des Heeres und seiner Kriegstüchtigkeit sehr zu bedauern. Dr. P.

* * *

Wilhelm Raabe und Herbsts Weinstube.*)

Gegen ½10 Uhr traf Wilhelm Raabe allabendlich in Herbsts Weinstube ein, wo seine vertraute Ecke ihm natürlich reserviert war. Drüber hing ein alter Braunschweiger Herzog in Wallensteiner Tracht mit nichtssagend brutalem Gesicht, an der Seitenwand ein Raabe-Bildnis. Auf dem Paneelbrett steht unter andern Denkwürdigkeiten die Schale eines von einem Weltreisenden gestifteten Kasuareis, deren Inhalt einst von der lustigen Ecke als Rührei verzehrt worden ist. Gewöhnlich wurde der Gast schon von seinem gleichaltrigen Freund, dem ehemaligen Weinhändler Otto Telgmann, voll Ungeduld erwartet. Das Musterbild eines kernhaften, lebensfrohen Greises, dessen frisches, gerötetes Gesicht mit den wasserblauen Äuglein und dem kurzen, dichten weißen Haar die herzerfreulichste Trikolore von der Welt bildeten. Und wie er mit naiver Bedächtigkeit zu erzählen wußte von den alten, den guten Zeiten Braunschweigs!

Dem hörte man gern zu und schied nie ohne kulturgeschichtliche Bereicherung. Raabe saß sinnend in sich zusammengestaucht. Ihm war seine halbe Beychevelle vorgesetzt, aus der er zuweilen kleine Schlücke ins Glas zu gießen und sofort auszutrinken pflegte. Dazu zündete er eine Zigarre an der andern an, unbekümmert um das, was die Naturheilkunde dagegen zu sagen weiß. Gegen elf kam gar noch ein Glas dampfenden Grogs, den er mit den Resten seines Rotweins zu verstärken pflegte. Es fehlte ihm etwas, wenn er nicht zum Wein gehen konnte. Er hatte sich dies Bedürfnis in der Stuttgarter Zeit angewöhnt. Im zweiten Jahr seiner Ehe. Im ersten war er noch viel von der Kumpanei seiner literarischen Genossen geneckt worden, daß er sich dem süddeutschen Brauch gar nicht fügen wollte, sondern lieber seiner jungen Frau vorlas. „Als aber das erste Kind kam, da hatte sie keine Zeit mehr für mich. Da ging ich denn auch dahin, wo ich die andern fand."

Um die beiden Alten gruppierten sich dann im Laufe des Abends Freunde und Bekannte, denen nach einem vertraulichen Plausch gelüstete. Allmählich besetzten sich auch die Nebentische mit mancherlei Leuten, die gekommen waren, sich einmal den berühmten Mann aus der Nähe zu beäugen. Uns andern ist dies Glotzen und Herüberhorchen oft lästig gewesen; Raabe selber aber merkte nichts, oder tat wenigstens, als merke er nichts. Ein vom Wirt angebotenes Sonderzimmer lehnte er ab: „Er wolle Menschen sehen." Wenn freilich die Neugier sich in Zudringlichkeit wandelte, wenn Hinz oder Kunz einfach an den Tisch rücken zu können meinte, dann konnte der gute Alte genau ebenso grob werden wie dies von Adolf Menzel oder Gottfried Keller in gleicher Lage berichtet wird.

Pünktlich stellte sich allabendlich eine kolportierende Heilssoldatin ein. Da war Raabe jedesmal der erste, der den Nickel zückte, und wers nicht verderben wollte, mußte desgleichen tun. Ich scherzte über das strahlende Gesicht, mit der die Josephine ihn immer grüßte. „Ja, die hat auch allen Grund. Sehen Sie — er schlug den „Kriegsruf" auf — hier stehts: 150 Exemplare hat verkauft in letzter Woche: Sergeantin Ahrens in Braunschweig. Diese lobende Erwähnung, die verdankt sie mir."

Etwa ein Viertel nach Mitternacht brach Raabe pünktlich auf. Gern begleitete ich ihn durch die nächtlich stillen Straßen der sittsamen Stadt zum Magnitor hinaus nach seinem Heim, da auf diesem Wege noch manch sinniges Wort fiel. Er gehörte zur Schar derer, deren Redelust wächst mit der sinkenden Hörerzahl. Man mußte aber zu seiner Rechten gehen, da das linke Ohr schwerhörig war. Selbst vor seinem Hause gabs dann wohl noch ein kleines Schlußständchen. Freilich nie lange. „Meine Frau nickt da droben im Sessel, bis sie mich kommen hört. Die treue Seele würde nie zu Bett gehen, bevor ich da bin." Auch er legte sich nicht sofort, pflegte vielmehr erst noch zwei Sandwiches und einige Äpfel zu verzehren. Einmal ließ er sich bei Herbst drei Soleier zum Mitnehmen einwickeln. „Essen Sie die auch noch zur Nacht?" „Aber sehr", antwortete der unhygienischste Greis der Welfenresidenz mit einer Lieblingsphrase. „Wenigstens eins. Die andern sind für Frau und Tochter."

Die Stunden bei Herbst waren ihm die gemütlichsten des Tages, und er selber gab sich da am umgänglichsten. Voll tiefer Wehmut dachte er daran, daß auch einmal der Tag kommen werde, da er auf diese harmlose Lebensfreude werde verzichten müssen. „Gute Nacht, meine Herren", sagte er einstmals vor seiner Gartenpforte. „Wieder ein Abend hin. Und es war ein schöner Abend. Aber wie lange noch? Wie lange noch?" Drauf wandte er sich rasch und schloß die Haustür auf.

---

*) Wir entnehmen dies kleine Stimmungsbild dem soeben erschienenen Büchlein: Wilhelm Raabe. Wie er war und wie er dachte. Gedanken und Erinnerungen von Fritz Hartmann. Adolf Sponholtz Verlag G. m. b. H., Hannover, 1910. Preis broschiert 1,20 Mk.

Digitized by Google

Ein Ornament-Museum.

Es war in Potsdam früh morgens um acht Uhr. Ich sprach mit dem Geheimen Regierungsrat Dr. v. Birkenbork über Völkerkunde und Ornamentik. Da rief der alte Herr plötzlich:

„Nein! Aber so was! Ich glaube, Sie wissen noch gar nicht, daß wir ein sehr sehr umfangreiches Ornament-Museum besitzen — nicht wahr?“

„Das ist mir neu!“ erwiderte ich, „wo ist das denn? Ich habe noch nie von einem Ornament-Museum gehört. Wo ist es?“

„Am Schwielow-See,“ fuhr der Herr Geheimrat jovial fort, „ich kann Sie sofort dort hinführen. Aber — das Museum ist nicht dem großen Publikum zugänglich. Es ist nur für die Herren von der Regierung da. Hundert Regierungsräte sind ständig dort — und studieren Ornamentik — und das ist gleichbedeutend mit Volksseelenkunde. Im Ornament offenbart sich die Seele des Volkes. Das müßten Sie doch eigentlich wissen. Natürlich — es liegt nicht in unserm Interesse, das Studium der Volksseele auch dem Volke zu gestatten. Dann käme das Volk ja zur Selbsterkenntnis. Und — Leute, die sich selber erkannt haben, lassen sich nicht leicht regieren. Sie können sich also denken, daß wir von unserm Museum nicht in der Öffentlichkeit sprechen. Ich rechne auf Ihre strengste Diskretion, wenn ich Sie einführe. Sie müssen sich vom Portier mit einem großen Frisiermantel und einer hohen weißen Konditormütze bekleiden lassen, damit die studierenden Herren von der Regierung gleich wissen, daß Sie vom Regieren noch keine Ahnung haben.“

„Mit Wonne“, versetzte ich freundlich, „werde ich Frisiermantel und Konditormütze tragen. Fahren wir zum Schwielow-See. Ich bin sehr neugierig. Auf meine Diskretion können Sie sich verlassen.“

Wir fuhren in einem Motorboot hin. Und ich wurde gleich weiß gekleidet. Und da sah ich nun zunächst Scharen von Regierungsbeamten.

In einem kleinen Automobil fuhr ich mit Herrn v. Birkenbork durch die Säle. Wir fuhren wohl durch mehr als tausend Säle. Dieses Ornament-Museum ist tatsächlich eine ganz imposante Schöpfung. Es soll Herren geben, die nur Regierungsrat wurden, um Ornamentik im neuen Ornament-Museum zu studieren, das dem Reiche weit über fünfzig Millionen gekostet hat — also: fast noch einmal so viel als das Reichstagsgebäude.

Der Einfluß Chinas und Indiens auf die europäische Renaissance-, Barock- und Rokkoko-Zeit wird in diesem Museum sofort klar — auch daß die Chetiter nur Mongolen sind, wird sehr deutlich; die Schnabelschuhe und die Zöpfe der Chetiter sind ja eigentlich schon genügend, um die mongolische Herkunft zu beweisen.

Jedes Ornament ist in diesem Museum immer wieder mit den Ornamenten, die eine Verwandtschaft aufweisen, zusammengestellt. Das Ornament ist aus der Schrift hervorgegangen und eigentlich selber nur Schrift. Das Studium der Ornamentik ist also gewissermaßen ein Studium der Volksgraphologie. Da erkennt man viele Dinge mit einem Blick — so den Aufklärungsfanatismus der Perser und der alten Griechen — und dann, daß Europa mit den Asiaten verglichen, eigentlich noch sehr wenig Volksseele besitzt — Peru und Mexico hat dagegen viel mehr.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

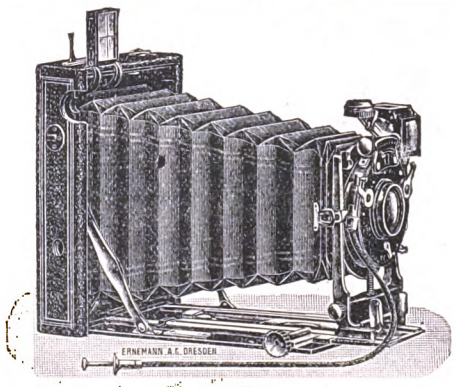
Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ∴ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —



ERNEMANN Cameras

und Objektive geniessen Weltruf! Sie sind erstklassig und preiswürdig! Illustrierter Katalog kostenlos!

Verlangen Sie Beteiligungs-Bedingungen zum 1000 Mark Preisausschreiben 1911

Heinr. Ernemann A. G., Dresden 260

Digitized by Google

Überhaupt die Aufklärungsgelüste bekommen der Volksseele augenscheinlich gar nicht gut. Indessen — ich habe Diskretion versprochen und muß hier leider abbrechen.

Paul Scheerbart.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Rowohltsche Drugulin-Drucke. Zu meinem kleinen Aufsatz die Bücher des Jahres in Nr. 1 des 40. Jahrgangs habe ich eine Berichtigung nachzutragen.

Die in der 2. Spalte der Seite 1 auf den Zeilen 10 und 11 enthaltene Bemerkung „(dem Text wäre skrupellosere Aufmerksamkeit zu widmen)“, kann nicht für die jeder an der Hand kritischer Ausgaben vorzunehmenden Nachprüfung standhaltenden, durchaus dankenswerten Rowohltschen Drugulindrucke gelten. Sie ist mir, der ich geärgert über der bei dem verwirrenden Gewimmel von Luxusdrucken und Neuausgaben vorherrschende Textschlamperei zu kräftiger Rüge nur allzu willig gewesen bin und bleibe, offenbar versehentlich an die unrichtigste Stelle geraten. Richard Schaukal (Wien).

* * *

E. Debes: Neuer Handatlas über alle Teile der Erde in 61 Haupt- und 124 Nebenkarten, 3. verbesserte Auflage in Leinen gebunden. Preis geb. 20 Mark.

Bei Besprechung eines Verlagswerkes ist man in der Regel bestrebt, einige gelehrte, oder wenigstens gelehrt sein sollende Betrachtungen vorauszuschicken, um bei dem Leser gewissermaßen Stimmung zu machen, oder auch, um ihm unvermerkt über gewisse den Wert des Werkes schädigende Klippen hinwegzuhelfen. Weder das Eine noch das Andre ist in diesem Falle vonnöten; denn hier haben wir ein Werk vor Augen, das uns in jeder Hinsicht die größte Achtung, ja, förmliche Bewunderung abnötigt. Kunst und Wissenschaft haben sich bei der Schaffung dieses Atlas derart verbunden, daß es ein wirklicher Genuß ist, dieses Kartenwerk einer Musterung zu unterziehen. Einige tatsächliche Bemerkungen werden dieser Lobspende zur Beglaubigung dienen. Die erste Auflage erschien im Jahre 1895, die zweite im Jahre 1900, die dritte 1904. Wie uns der Verlag mitteilt, ist eine vierte Auflage für 1911 in Vorbereitung. Sie wird eine vermehrte Anzahl von Karten enthalten, unter andern das in neuester Zeit wegen seiner Kunstaltertümer so viel genannte Kleinasien, das vielversprechende Südpolargebiet u. a. — Diese Tatsache allein liefert den besten Beweis für die gute Beschaffenheit des Atlas; denn nur dadurch ist er imstande gewesen, sich der starken Konkurrenz gegenüber in so kurzer Zeit in dieser Weise Bahn zu brechen. So sind wir denn in der Lage, den Atlas ohne Vorbehalt mit gutem Gewissen bestens empfehlen zu können. Von besonderem Werte ist auch das dem Werke angehängte Namenverzeichnis. Es enthält auf 114 Seiten, oder 684 Spalten, über 100 000 Namen. Es soll, wie es in der Einleitung heißt, eine Zusammenstellung sämtlicher im Atlas vorkommender Namen sein.

E. Schrooth (Dresden).

Wir verkaufen auf Teilzahlung

Moderne Trauringe Mattgold, 14 Karat 0.585 gestempelt

No. 2415. Sinnspruch: „Die Liebe höret nimmer auf“. M. 28.—

No. 2416. Sinnspruch: „Dein für immer“. M. 25.—

No. 2417. Sinnspruch: „Gott mit uns“ M. 24.—

No. 2418. Sinnspruch: „In Liebe treu“ M. 23.—

No. 2419. Blumenembleme Myrthe-Rosen M. 24.—

No. 2420. Blumenembleme Myrthe M. 23.—

No 1558. Glanzgold, 4 Brillanten, Gr. 9 (à 9/64 Kar.) 10 Brillanten, Gr. 1 (à 1/64 Kar.); zus. 14 Brillanten (46/64 Kar.), in Platin gefasst . . . M. 350.—

Hunderttausende Kunden in 30 000 Orten des Deutschen Reiches

Uhren — Unser Katalog enthält grosse Sortimente in Brillantschmuck. Feinste Uhrenmarken. — Hochzeits- u. Gelegenheitsgeschenke — Uhren

Jonass & Co., Berlin K.W. 320, Belle-Alliancestr. 3

No. 1124. Mattgold, Schiene durchbrochen, 1 Brillant, Grösse 2 (3/64 Karat), in Platin gefasst . . . . M. 31.—

Eigene Gehäusemacherei. Eigene Goldschmiede. Eigene Gravieranstalt. Eigene grosse Uhrwerkstätten.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Meißler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 10. Berlin, den 4. März 1911. 40. Jahrgang Band 79.

Zeichen der Zeit.

Es ist eine Zeit der Tränen und Not,
Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder,
Und aus den Wolken, blutigrot,
Hängt der Herrgott den Kriegsmantel runter.
Den Kometen steckt er wie eine Rute
Drohend am Himmelsfenster aus.
Die ganze Welt ist ein Klagehaus.
(Schiller, Kapuzinerpredigt.)

Die Zeichen und Wunder unsrer Zeit geschehen zwar nicht mehr am Himmel, sie können Kinder und alte Weiber nicht in Schrecken setzen, aber sie sind darum nicht minder wunderbar: der Bund der Landwirte ist seiner Sache nicht mehr sicher. Wenn Bülow recht hatte, wenn alle die Männer recht hatten, die im Sommer 1909, als unser Niedergang begann, nicht um Goldes willen, sondern aus Überzeugung handelten, wenn es eine Logik der Geschichte und ein Gesetz in den Dingen gibt, dann mußte es so kommen. Der vielgequälte „Tag von Philippi" ist zwar noch nicht da; die blutigrote Wolke der Wahlkämpfe steht noch nicht über uns, aber einen Zipfel des Kriegsmantels hat der Herrgott doch schon sehen lassen, das Strafgericht schickt seine Vorboten. Daß es eine Zeit der Tränen und Not ist, verspüren wir alle, und wer wollte noch leugnen, daß die Welt zum Klagehaus wird, wenn selbst der Bund der Landwirte seine Zuversicht verliert? Er lacht, wenn man's ihm sagt, aber er hütet sich, auch nur eine Seele hinter dies Lachen blicken zu lassen. Denn dahinter spuken die Erstlingsgeister eines großen, großen Katzenjammers. Indeß zur Sache: die alljährliche Bündlerparade ist abgenommen worden im Sportpalaste zu Berlin, im größten Lokale der Welt. Auf dem Riesenoval der Eisfläche marschierten sie auf, die Ritter von Ar und Halm, frisch, grün und duftend, — ach, allzuduftend nach Zigarrendampf und Erdgeruch. Der Zirkus Busch, die alte, liebe Arena, lag schmählich verlassen im Halbdunkel und ärgerte sich ob dieser Treulosigkeit. Ärgerte sich nicht nur, sondern rächte sich auch. Kann ein Eispalast, selbst wenn man ihn mit Holz belegt, jemals berauschenden Pferdeduft bieten? Kann ein langer Saal solche Massensuggestionen erzeugen, wie der himmelstürmende Trichter des Weltstadtzirkus? Wie schmetterte der Familiensinn der Undankbaren doch voriges Jahr die Nachlaßsteuer und ihre Inkarnationen, sei's Reichskanzler, sei's liberaler Lump, mit brüllendem Gelächter hinab, zwischen sich hinab in den Trichtergrund des Amphitheaters, auf dem erschrockene Journalisten — auch liberale Kreaturen zum Teil — saßen und stürmische Heiterkeit „verzeichneten" und jedesmal fürchteten, von derselben zermalmt zu werden. Das rächt sich, murmelt der schläfrige Zirkus, wenn dem Esel zu wohl wird, geht er aufs Eis tanzen; aber warte nur, du wirst mir schon wieder kommen, mit gebrochenem Bein! Was versteht so ein Zirkus von Politik! Dem Esel war ja gar nicht wohl, er tat nur so und konnte es doch nicht verbergen, daß ihm unbehaglich war. Der Sportpalast ist ein versammlungstechnisches Fiasko gewesen, er war erst recht ein politisches.

Ganz allgemein, nicht nur bei Parteipolitikern andrer Fakultät, auch bei Männern der Regierung, haftet der bestimmte Eindruck von dieser seltsamen Unsicherheit. 11 000 Mitglieder hat der Bund der Landwirte im letzten Jahre hinzugewonnen, aber sie kosten ihn 10 800 Versammlungen, macht ca. 1 Versammlung pro Mann. Resigniert spricht der Geschäftsbericht von den verlorenen Nachwahlen. Niemand glaubt ihm, daß nur die „mit ungemessenen Geldmitteln inszenierte liberale Hetze" daran schuld sei. Wo ist Elard v. Oldenburgs Elan geblieben? Hélas, Elard, man hat auch dir „ans Kinnekin" gefaßt, da kriegte dein Herz „'nen Klaps"! Wo sind die Husarenritte von einst, der Leutnant und die zehn Mann? Er dünkte sich zu fein wie der Hauptmann von Kapernaum, der auch zehn Leute hatte und sagen konnte: Gehe hin, so geht er, und tue das, so tut er's; aber er muß nun selber gehen, der Wackere, man hat ihm bei verschlossenen Parteitüren manch hartes Wörtlein gesagt. Und Dietrich Hahn, der nie Verlegene, wo blieb der große, durchschlagende Erfolg seines wirklich hervorragenden Volksrednertalentes? Kein Hieb, der wirklich saß, olle Kamellen, hundertmal gehört im Reichstag gegen Wachhorst de Wente und die Nationalliberalen, die alten historischen Verdrehungskünste über die Geschichte des Zolltarifs

Digitized by Google

und der Finanzreform, aber nicht ein einziges Ding, das nicht selbst diesem ostelbischen Auditorium längst bekannt gewesen wäre. Roesicke war überhaupt nicht zu verstehen, und Freiherr v. Wangenheim ist ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle, aber kein Volksredner.

Indessen diese äußeren Symptome sind schließlich nebensächlich, so bemerkenswert sie auch gegen früher abstechen. Was war der positive Inhalt der Aktion? Im vorigen Jahre eine konkrete Sache: Nachlaßsteuer, Finanzreform. In diesem Jahr: Mittelstand in Stadt und Land, auf deutsch also: Wahlagitation. Auffallenderweise aber trug sie gänzlich schwankenden Charakter, denn das eigentliche Thema lautete: Die Nationalliberalen, und dahinter stand ein ungelöstes Fragezeichen. Noch nie hat sich der Bund der Landwirte so sehr die Köpfe der Nationalliberalen zerbrochen. Das ist ein böses Symptom. Noch nie aber hat er gleichzeitig so innig um die Industrie geworben, und das ist ein noch schlimmeres. Die ganze Hetze gegen den Hansabund, die Dietrich Hahn aufmachte, Wangenheims Reden von „vorurteilsfreier, treuer Waffenbrüderschaft", die immer wiederholte Selbstempfehlung unter Hinweis auf den industriellen Wert der Schutzzölle — selbst der Januschauer zwang sein stolzes Herz, allerdings etwas mühsam, zu einigen dunklen Worten über die Industriellen, die anfingen einzusehen, daß sie vom Hansabund „mit ihrem eigenen Fett beträufelt würden" —, dies mühselige Werben um die Industriellen, und dies ungewisse Schwanken: mit den Rechtsnationalliberalen gegen die Linksnationalliberalen, ist mehr als verdächtig. Es läßt einen tiefen Blick tun in die Seelenzustände, die hinter dem Hurraenthusiasmus der Örtelmänner liegen. Das hat auch die Versammlung selber gefühlt. Unter 10 000 Lodenhüten wurmte das Gefühl: Es ist etwas faul im Staate Ostelbien!

Die Rechnung der Hahn und Roesicke hat mehr als einen groben Fehler: Erstens und vor allem sind die Nationalliberalen trotz aller Spaltungsversuche aus Kassel als einige Partei hervorgegangen, ob's Elard glaubt oder nicht. Auch haben sie nicht den „sozialdemokratischen Bazillus" im Leibe, tun vielmehr Herrn v. Heydebrand den Gefallen nun gerade nicht, sich durch seine Desperadohiebe nach links abdrängen zu lassen. So einfach kommen die Konservativ-Agrarischen nicht um ihre Schuld herum, daß etwa der Nationalliberalismus sich spaltete, und es dann hieße: Seht da, da saß der Keim des Übels, nun ist es am Tage. Haben nicht vielmehr bereits jetzt ganze konservative Organisationen sich losgelöst und sind energisch vom Bund der Landwirte abgerückt? Wo sich die Zellen spalten, hat die Entzündung ihren Sitz! Also diese Spekulation ist verfehlt. Andrerseits sind auch unsre Industriellen zu klug, um sich von der zugesicherten agrarischen Zollprotektion fangen zu lassen. Sie ist allzu durchsichtig. Man kann vielleicht Bauern, aber nicht Großindustrielle über das Tatsächliche einer Vergangenheit von 8 Jahren täuschen. Ein friesischer Bauer, Mitglied des B. d. L., erzählte im vorigen Jahr treuherzig am Stammtisch: Bülow sei ja von den Liberalen gestürzt worden, die hätten ihn ja nicht leiden können (!). Das sollte kein Witz sein. Das hatte der Mann aus der Deutschen Tageszeitung herausgelesen. Aber wie die Dinge 1902 beim Zolltarif lagen, weiß unsere Großindustrie ebensogut oder besser als Dietrich Hahn. Meint man außerdem, den Hansabund schwächen zu können durch so auffallend gehäufte antisemitische Liebenswürdigkeiten, wie sie im Sportpalast fielen, und durch die schöne Zusammenstellung von vaterlandslosem Großkapital und vaterlandsloser Sozialdemokratie? Die Rechnung hat erhebliche Fehler. Man verleugnet sich nicht so leicht. Bis der Bund der Landwirte auf Industriellenfang ausgehen kann, muß er noch viel zulernen.

Ergo: Das Ding ist mißlungen. Geheime Unsicherheit und offene Inkonsequenz lassen sich durch kein Hurrageschrei verbergen. Will man denn die Nationalliberalen noch, rechnet man noch auf sie, oder tut mans nicht mehr? Nach Heydebrands neuester Taktik zu urteilen, legen die Konservativen es auf einen radikalen Bruch an. Die lang prophezeite konservativ-ultramontane Ära ist noch nicht lebensfähig, also muß erst ein kurzer liberal-radikal-sozialdemokratischer Zwischenakt folgen, der „Großblock-Reichstag" wird aufgelöst und dann erst ist die ersehnte Zeit gereift. Wenn Herr v. Heydebrand wirklich so desperadomäßig spekuliert, so scheint er jedenfalls seine Leute noch nicht hinreichend instruiert zu haben; denn die agrarische Parade hatte die Augen keineswegs so trutziglich nach Rechts gerichtet. Dazu fiel das Wort „Nationalliberal" zu häufig, auch wenn man nicht gerade sagen kann, daß nach links geliebäugelt wurde. Aber mit der Industrie wurde geliebäugelt, und das ist unbedingt ein Zeichen von Unentschlossenheit und heimlicher Angst. Die Regierung bleibt dabei absolut zurückhaltend. Das Herrenhaus hatte es gut gemeint, als es sie in voriger Woche bitten wollte, das Volk von amtswegen über die Finanzreform aufzuklären. Aber ihm wurde bedeutet, daß es wohl aus einer andren Welt komme, und es verstummte, noch bevor es gesprochen. Die Regierung will absolut unbehelligt gelassen werden. Also müssens die Parteien denn allein austragen, und unter den Helden des bevorstehenden Kampfes wird manches Paar sich gegenüberstehen, da beiden das Herz in die Hosen sinkt. Selbige Herzen sind die Zeichen der Zeit.

Digitized by Google

Rußland und China.

Von Otto Corbach (Charlottenburg).

Die drohende, einem Ultimatum gleichkommende Note, die die Petersburger Regierung nach Peking geschickt hat, erklärt vollauf, weshalb die russische Diplomatie den Weg nach Potsdam fand. Der russische Bär will nicht länger vom übermütig gewordenen chinesischen Drachen belästigt werden, wenn er in Europa auf Beute ausgeht, gern läßt er kleinere europäische Vorteile fahren, um diesem ein für allemal wieder Respekt einzuflößen. Der Plan zur Besetzung Ostturkestans durch russische Truppen wird, auch wenn China einstweilen nichts dagegen unternimmt, das Vorspiel eines langen gewaltigen Ringens zwischen Slaventum und Mongolentum bedeuten, und dieses Ringen könnte leicht wieder, wie vor 700 Jahren, als Dschinggis Khan mit seinen Horden über Europa hinbrauste, zu politischen Umwälzungen von weltgeschichtlicher Tragweite führen.

Auch vor dem letzten, für Rußland unglücklichen Kriege hat China durchaus nicht immer vor seinem nördlichen Nachbarn gezittert. Die großen Erfolge der russischen Eroberungspolitik in Nordasien begannen, soweit China die Kosten tragen mußte, vielmehr erst, als die Mandschudynastie ihre Glanzzeit hinter sich hatte. Als im Jahre 1656 unter Shun-schi, dem ersten Mandschu-Kaiser, zum erstenmal eine russische Gesandtschaft in Peking eintraf, wurde sie nicht einmal empfangen, weil sich ihr Führer, Baikoff, weigerte, den Kotau zu vollziehen. Weitere Gesandtschaften langten in den Jahren 1658, 1672 und 1677 an, aber erst im Jahre 1689 kam der erste Vertrag zwischen Rußland und China zustande, der zu Nipschu (Nertschinsk) abgeschlossen wurde. Langjährige Feindseligkeiten hatten die damalige militärische Überlegenheit Chinas erwiesen, und deshalb sahen sich die Russen gezwungen, alle ihre Niederlassungen am Amur und in der Mandschurei, von denen sie einige, wie Albazin, seit beinahe vierzig Jahren besaßen, aufzugeben. Fast 200 Jahre lang wagte es Rußland dann nicht, einen neuen Vorstoß gegen die chinesische Macht zu unternehmen. Der Umfang des russisch-chinesischen Handels blieb von dem Gutdünken der Pekinger Regierung abhängig und war zeitweise gänzlich unterbrochen. Noch im Jahre 1805 wurde eine russische Gesandtschaft von den Chinesen in Urga festgehalten, weil sich der Gesandte Graf Golowkin dort weigerte, bei einem Feste, das der Generalgouverneur der Mongolei ihm bei —4° Reaumur im Freien gab, vor einem Wandschirm und einem mit gelber Decke überzogenen Tisch, der den Kaiser vorstellen sollte, den Kotau zu vollziehen. Erst Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als der Verfall der Mandschudynastie längst begonnen hatte, vermochte Rußland bei seinem Vordringen in Asien den chinesischen Widerstand zu brechen. Der Vertrag von Aigun vom 16. Mai 1858 sicherte ihm das ganze rechte Amurufer mit freier Schiffahrt auf diesem Fluß. Durch den Vertrag von Tientsin (1858) wurden die nördlichen Seehäfen für den russischen Handel geöffnet, und durch den in Peking abgeschlossenen Vertrag vom 14. November 1860 erreichte es die Abtretung des zwischen der Mündung des Amur, dem Ussuri und dem Nivere gelegenen Gebietes, sowie wertvolle Zugeständnisse für den russischen Verkehr. In den nächsten Jahrzehnten folgten wichtige Verträge über den russischen Handel in der Mongolei, Grenzregulierungen usw. Die Mongolei, die Mandschurei und Korea waren Gebiete geworden, die Rußland sich bei erstbester Gelegenheit zu nehmen trachtete; das ganze nördliche China bis zum Hoangho galt schon als russische Interessensphäre. Seit dann Japan zur Stellung einer modernen Großmacht emporstrebte, empfand dieses bekanntlich die russischen Ansprüche in der Mandschurei und in Korea als störend. Das führte zum japanisch-chinesischen Kriege (1895), der dem unentschiedenen Zuschauen Chinas gegenüber dem machtvollen Vordringen Rußlands beenden sollte und, da das den Siegern nicht glückte, zum japanisch-russischen Kriege, der der russischen Vorherrschaft in Nordchina ein Ende bereitete.

Seitdem haben die Chinesen angefangen, sich von den fortwährenden Erschütterungen ihres Selbstwußtseins in den letzten sechzig bis siebzig Jahren zu erholen und im Vertrauen auf ihre solange brach gelegenen politischen Kräfte mit den längst beabsichtigten modernen Reformen wirklich Ernst zu machen. Das mußten die Russen schon gleich nach Abschluß des Friedens von Portsmouth bei den Verhandlungen in Peking über ihre künftige Stellung in der Mandschurei erfahren. Immerhin hatte man in Peking noch nicht alle Achtung vor der benachbarten Großmacht verloren. Neuerdings schien man jedoch in Peking schon zu glauben, inzwischen stark genug geworden zu sein, um mit Rußland wieder in der Tonart der Glanzzeit der Mandschudynastie verkehren zu dürfen. Bezeichnend war hierfür ein Zwischenfall, der sich im Jahre 1909 zutrug. Der russische diplomatische Agent in Charbin, Popow, begab sich Ende April jenes Jahres im Auftrage der russischen Regierung nach Taoyanfu in der östlichen Mongolei. Dort wurde er von den chinesischen Behörden feindlich empfangen, die ihm einfach erklärten, er solle den Ort so schnell wie möglich verlassen. Popow blieb trotzdem, wurde dann aber von der ganzen Bevölkerung boykottiert. Niemand wollte ihm Unterkunft gewähren, bis er nach langem Suchen einen russischen Kaufmann fand, der ihn aufnahm. Nach elf Tagen erhielt

Digitized by Google

er jedoch vom Generalgouverneur in Mukden einen Ausweisungsbefehl; er mußte die Stadt binnen 24 Stunden verlassen.

Augenblicklich handelt es sich bei der russisch-chinesischen Spannung um den Kaldscha-Vertrag, den Rußland 1881 durch Entsendung eines Geschwaders in die chinesischen Gewässer erzwang. China bietet sich gerade jetzt die alle zehn Jahre wiederkehrende Möglichkeit, den Vertrag zu kündigen und damit den Vorrechten für den russischen Handel und der Tätigkeit russischer „Konsulare" in den Gebieten jenseits der großen Mauer, also auch in der Mongolei, ein Ende zu machen. Das zu verhindern, ist der eigentliche Zweck des russischen Ultimatums, der Streit um die Interpretation des Vertrages, um den es sich angeblich dreht, war nur der Anlaß.

Gibt die chinesische Regierung nach, so gibt sie den letzten Rest des Ansehens preis, der ihr im eigenen Lande noch geblieben ist; die Revolution würde drohender als je ihr Haupt erheben. Wagt sie es, Rußland zu trotzen, so muß sie, um einen Feldzug mit einiger Aussicht auf Erfolg unternehmen zu können, der Reformbewegung weitgehende Zugeständnisse machen, wogegen sie sich bislang hartnäckig gesträubt hat. Sicher wird der Haß gegen Rußland in den nächsten Jahren oder Jahrzehnten die stärkste treibende Kraft der Erneuerung Chinas bilden.

Über neuere biologisch-medizinische Probleme.

(Blut- und Eiweißforschung, Überempfindlichkeit, Idiosynkrasie.)

Von Dr. med. M. Urstein (z. Z. Steglitz).

II.

Die Lehre von den Gegengiften, wie sie im vorigen Heft entwickelt wurde, konnte sehr bald erheblich erweitert werden. Es hat sich herausgestellt, daß der Organismus nicht nur auf die Bakterien und ihre Produkte mit der Bildung von Antitoxinen antwortet, sondern auch auf die Zufuhr andrer pflanzlicher Gifte oder Zellen von höheren Tieren in gleicher Weise reagiert. Des weiteren wurde erwiesen, daß auch diese Phänomene durchaus spezifisch sind, daß die gebildeten Körper sich analog den Gegengiften nur mit denjenigen Substanzen zu verankern vermögen, die ihre Entstehung angeregt haben. Überdies fand Pfeiffer im Serum vorbehandelter Tiere Stoffe, welche die betreffenden Bakterien durch Verklebung resp. Zusammenballung (Agglutination) vernichten; weiterhin wurden spezifische Substanzen entdeckt, die Zellen jedweder Art zur Auflösung bringen konnten. Spritzt man also einem Tier Blutkörperchen ein, so bildet es im Serum sog. „Blutauflöser" (Haemolysine), denen die Fähigkeit zukommt, auch im Reagensglase Blutkörperchen derselben Art aufzulösen. Die Haemolysine sind demnach Reaktionsprodukte des Organismus gegen die Einführung fremder Blutkörperchen — analog den Bakteriolysinen (Bakterienauflösern) bzw. sonstigen Cytolysinen (Zellauflösern). Allerdings läßt sich die Blutauflösung äußerlich sehr schwer erkennen und nur durch ganz komplizierte Methoden nachweisen. Fügt man aber zu jenem Gemisch normales Serum hinzu, so wird die Auflösung der Blutkörperchen augenfällig. Weil nun hierzu eine Ergänzung notwendig gewesen ist, so bezeichnete Ehrlich diesen in jedem Blutserum enthaltenen Körper als Komplement (d. h. eben Ergänzung), und das ganze Phänomen wird Komplementablenkung genannt. Diese Komplementablenkung ist für die Praxis von ungemein hohem Wert und hat bereits manche Kernfrage der Syphilisforschung gelöst. Wie Wassermann zuerst zeigte, ermöglicht sie durch den Reagensglasversuch festzustellen, ob jemand syphilitisch ist oder gewesen war. Da die Syphilis durch Bakterien (Spirochäten) hervorgerufen wird, so findet man, ähnlich wie bei Typhus oder Pocken, im Blutserum des Infizierten einen gegen das Syphilisgift gerichteten Antikörper, welcher eben durch die positiv — im Sinne der Komplementablenkung — ausfallende sogenannte Wassermannsche Reaktion als vorhanden angenommen werden muß. So gelang es auch, den Beweis zu liefern, daß an Gehirnerweichung (Paralyse) oder Rückenmarksschwund (Tabes) Leidende, da sie regelmäßig eine positive Reaktion geben, früher syphilitisch gewesen sein mußten, daß diese Krankheiten also ohne voraufgegangene Syphilis nicht vorkommen — eine Tatsache, deren Sicherstellung für die Prophylaxe, die Vorbeugung der obengenannten Leiden von großer Tragweite ist. Allerdings hatten viele Forscher seit jeher einen Zusammenhang zwischen Syphilis und den beiden Erkrankungen vermutet, es war aber nicht möglich, den augenfälligen Beweis hierfür noch bei Lebzeiten des Patienten zu erbringen. Die Kenntnis andrer spezifischer Stoffe verdanken wir Kraus und Bordet, die durch Einspritzung von beliebigen Eiweißstoffen ganz charakteristische Reaktionen erzielten. Das Blutserum des so vorbehandelten Tieres enthält dann Substanzen, die man als „Ausfäller" oder „Niederschlagerzeuger" (Präzipitine) bezeichnet, weil sie eben mit Eiweißlösungen derselben Art einen Niederschlag bilden, das Eiweiß zur Fällung, zur Gerinnung bringen. Diese Eigenschaft der Präzipitine hat in der gerichtlichen Praxis eine ganz eminente Bedeutung gewonnen, denn sie gestattet, menschliches und tierisches Blut sowie die verschiedenen Blutarten mit absoluter Sicherheit von einander zu differenzieren — ein Umstand, der um so mehr ins Gewicht

Digitized by Google

fällt, als wir bis dahin über keine einwandsfreie Methode der Blutunterscheidung verfügten. So fand Uhlenhuth, daß, wenn er Tiere mit Schweine-, Hühner-, Katzen- oder Hundeblut vorbehandelte, immer ein Serum gewonnen wurde, das nur in den zur Einspritzung benutzten Blutlösungen einen Niederschlag erzeugte. Dadurch konnte diese Blutart von jeder andern unterschieden werden. Uhlenhuth übertrug nun jene Befunde auf den Menschen, und es gelang ihm auch hier, den Beweis zu erbringen, daß ein mit Menschenblut vorbehandeltes Versuchstier ein Serum liefert, welches nur Menschenblut auszufällen vermag. Das so gewonnene Serum ist mit andern Worten das sicherste Prüfungsmittel auf Menschenblut. Dabei braucht das auf seine Herkunft zu untersuchende Blut durchaus nicht frisch zu sein, denn selbst altes, jahrzehntelang angetrocknetes, verfaultes, gefrorenes oder mit verschiedenen Chemikalien versetztes Blut gibt die spezifische Reaktion, wenn man es z. B. aus dem Flecken oder Körper mit Wasser auslaugt und dem Serum zusetzt. Es ist sogar Hansemann gelungen, mit dem wässerigen Extrakt von Organen 3000–5000 Jahre alter ägyptischer Mumien deren menschliche Herkunft zu bestimmen.

Ein weiterer Vorteil der Probe besteht darin, daß sie ungemein empfindlich ist. In dünnen Blutlösungen, welche mit den üblichen Prüfungsmitteln keine merkliche Veränderung mehr geben, entsteht noch durch das entsprechende Präzipitin eine einwandsfreie Trübung. Friedberger zeigte sogar, daß manche Sera so stark wirken, daß sie noch $^1/_{1000\,000\,000}$ Kubikzentimeter resp. Gramm Menschenblut nachzuweisen gestatten! Man stelle sich vor: Ein fünfhundertmilliardstel Pfund. 500 000 000 000 Pfennige betrug gerade die letzte Kriegsentschädigung; nun denke man sich diese Anzahl aus einem Pfund Kupfer hergestellt. Wer kann ähnliche Größen fassen? Aber die biologische Methode bringt es fertig, solche Spuren dem Auge vorzuführen! Daß sie unwägbar sind, leuchtet ohne weiteres ein, in Flüssigkeiten jedoch vermögen wir sie darzustellen. Lösen wir z. B. ein Gramm Blut in einem Liter Wasser auf, so enthält jeder Tropfen (ein Gramm gleicht 20, also 1000 Gramm 20 000 Tropfen) ein zwanzigtausendstel Gramm. Fügen wir nun einen Tropfen dieser Lösung von neuem zu einem Liter Wasser hinzu, so enthält jeder Tropfen dieser Flüssigkeit schon ein vierhundertmillionstel ($^1/_{400\,000\,000}$) Gramm Blut. Verdünnen wir jetzt einen Tropfen mit $2^1/_2$ Teilen Wasser, so enthält nunmehr jeder Tropfen $^1/_{1000\,000\,000}$ Gramm Blut.

Diese Zahlen sind aber noch Bagatellen im Vergleich zu jenen, die z. B. von den Homöopathen zu Heilzwecken verordnet werden. Da bekommt man in der Regel eine Medizin, in welcher die Arzneistoffe in millionen- und milliardenfach kleineren Dosen vertreten sind als in der zuletzt konstruierten Lösung Blut enthalten war.

Immerhin lehren unsre obigen Darlegungen, welch wichtige Bedeutung die biologische Methode der Blutunterscheidung gewinnen mußte. Einige Beispiele aus der Gerichtspraxis mögen dies illustrieren. Bei einem Manne, der im Verdacht stand, ein Reh und ein kleineres Stück Wild, Hase, Fuchs oder dergl. erlegt zu haben, findet man bei der Haussuchung einen blutbefleckten Spazierstock, auf dem er offenbar die Beute fortgetragen hat. Der Mann behauptet indeß, seine Mutter hätte Gänse geschlachtet und aufgehängt, der Stock habe darunter gestanden, und das Blut sei daran heruntergelaufen. Uhlenhuth, dem dieser Spazierstock zur Feststellung der Herkunft der Blutflecken übersandt wurde, vermochte zunächst nachzuweisen, daß das Serum eines mit Gänseblut vorbehandelten Kaninchens in der Lösung des vom Stocke abgekratzten, bluthaltigen Materials einen Niederschlag nicht hervorrief: Gänseblut war es also nicht. Ebenso konnte durch einen zweiten Versuch Rehblut mit Sicherheit ausgeschlossen werden, während der dritte das Vorhandensein von Hasenblut aufdeckte. Ein andrer Wilddieb behauptete, daß die Blutflecke auf dem bei ihm gefundenen Fleischbrett nicht vom Reh, sondern von wilden Enten herrührten. Auf biologischem Wege wurde zwar Entenblut, außerdem aber auch Rehblut nachgewiesen. Ein Mann, der eine Rente erschwindeln wollte, wurde eines Morgens mit Blut befleckt in seinem Bette vorgefunden und behauptete, einen „Blutsturz“ gehabt zu haben. Da die ärztliche Untersuchung keine Anhaltspunkte dafür ergab, so wurde, um die Herkunft des Blutes festzustellen, das biologische Verfahren angewandt und Rinderblut ermittelt. Als dies dem Betreffenden direkt auf den Kopf zugesagt wurde, gab er zu, Rinderblut ins Bett ausgegossen zu haben.

Zahllos sind jedoch die Fälle, in denen Verbrecher überführt wurden. Ein des Raubmordes beschuldigter Fleischer behauptete z. B., daß die an seinen Hemdärmeln gefundenen Blutflecken vom Schlachten eines Kalbes herrührten. Uhlenhuth wies aber nach, daß es sich um Menschenblut handelte, und der Angeklagte legte bald darauf ein umfassendes Geständnis ab. Ebenso konnten andre Male die Behauptungen der Beschuldigten, es handle sich bei den Flecken um „pflaumenmusähnliche Eßwaren“, Rost oder Tierblut, als falsch zurückgewiesen werden.

Die erstaunliche Leistungsfähigkeit der Methode bewirkte durch justizministerielle Verfügungen die offizielle Einführung dieses Verfahrens in die gerichtsärztliche Praxis, und es wird heutzutage in allen Kulturländern mit Erfolg angewendet.

Auch auf andern Gebieten hat die spezifische „Niederschlagerzeugung“ wertvolle Ergebnisse gezeitigt. So fand Bordet, daß nach Einspritzung von Kuhmilch sich im Blutserum der Tiere Stoffe bilden, welche das Eiweiß der Kuhmilch zur Aus-

Digitized by Google

fällung bringen. Diese Reaktion war ebenfalls streng spezifisch, so daß Wassermann mit deren Hilfe die verschiedenen Milcharten voneinander unterscheiden konnte. Uhlenhuth zeigte dann, daß, wenn er Kaninchen mit Hühnereiweißlösungen vorbehandelte, das Blutserum der Tiere beim Zusatz zu einer solchen Eiweißlösung einen starken Niederschlag erzeugte, der bei andern Eiweißarten stets fehlte. Auf diese Weise gelang es, die Eiweißstoffe der verschiedenen Vogelarten zu erkennen. Endlich konnte die biologische Methode auch für die Fleischbeschau und die Unterscheidung der im Handel vorkommenden Fleischsorten nutzbar gemacht werden. Man hat ermittelt, daß Serum der mit dem Blut einer bestimmten Tierart vorbehandelten Kaninchen auch in wässerigen Auszügen des Fleisches dieser Tierart die gleichen spezifischen Niederschläge gibt. Es läßt sich also unschwer feststellen, ob eine Fleischsorte Rind-, Schweine- resp. Hammelfleisch ist oder nicht, ob ein Hackfleisch bezw. eine Wurst die für den menschlichen Genuß minderwertigen Beimengungen von Pferde-, Hunde- oder dergl. Fleisch enthält. Des weiteren wurde ermittelt, daß der spezifische Nachweis sogar bei geräucherten und gepökelten Fleischsorten gelingt und man in der Lage ist, selbst uraltes Material (ebenso wie das Blut der ägyptischen Mumien) mit Sicherheit zu bestimmen. Die Präzipitinreaktion ermöglicht schließlich die Feststellung, von welcher Tierart Knochenstückchen stammen, allerdings unter der Voraussetzung, daß noch genügend blut- resp. eiweißartige Substanz in dem zur Begutachtung vorliegenden Material vorhanden ist.

Neben diesen praktisch so wichtigen Resultaten, hat die biologische Methode auch in naturwissenschaftlicher Hinsicht Erstaunliches geleistet, denn sie ermöglichte, die verwandtschaftlichen Beziehungen unter den Tieren aufzudecken. Es ließ sich nachweisen, daß Serum eines mit Pferdeblut vorbehandelten Kaninchens noch im Eselblut die spezifische Reaktion gab, daß Schafblut im Ziegenblut und in schwächerem Grade auch im Rinderblut das gleiche Phänomen zutage förderte. So mußte auf die Blutsverwandtschaft zwischen Pferd und Esel, zwischen Schaf, Ziege und Rind, Hund und Fuchs &c. geschlossen werden. Am interessantesten war jedoch der Nachweis, daß Serum eines mit Menschenblut vorbehandelten Tieres im Affenblut, sonst aber in keiner andern Blutart einen Niederschlag erzeugt. Das muß, wie Uhlenhuth, dem wir auch diese Feststellung verdanken, hervorhebt, jedem wissenschaftlich denkenden Naturforscher ein absolut zwingender Beweis für die Blutsverwandtschaft zwischen Menschen und Affen sein. Ja, die Stärke des Ausfalls der Reaktion ermöglicht sogar zu demonstrieren, welche Affenarten dem Menschen am nächsten stehen. Orang-Utan, Gorilla und Schimpanse, die menschenähnlichsten, geben bei der Untersuchung einen fast ebenso starken Niederschlag, wie der Mensch selbst. Geringer schon ist die Reaktion bei den Hunds- und Krallenaffen, während die Halbaffen nur noch eine sehr schwache Trübung der Flüssigkeit erkennen ließen. Bei allen tieferstehenden Tieren fiel das Experiment völlig negativ aus. So findet die Abstammungslehre, wie sie von Lamarck, Darwin und Haeckel aufgebaut wurde, in der biologischen Reaktion eine feste Stütze und geradezu glänzende Bestätigung. Diese Methode ist um so lehrreicher, als die Blutsverwandtschaft zwischen Menschen- und Affengeschlecht jederzeit im Reagenzglase dem Auge sichtbar gemacht werden kann. Es erübrigt noch, in Anbetracht dessen, daß die obige Methode Blut vom Menschen und Affen oder Pferd und Esel nicht zu unterscheiden gestattet, hinzuzufügen, daß es andre Verfahren gibt, um eine solche Differenzierung durchzuführen.

Wir wollen nunmehr die Eiweißarten selbst, speziell in ihrer Bedeutung für den menschlichen sowie tierischen Körper, ins Auge fassen, das heißt untersuchen, welches Schicksal diese Stoffe nach der Einverleibung im Organismus erfahren und wie sich ihre Aufnahme vollziehen muß, damit sie für das Individuum unschädlich bleiben. Dies wird uns dann instandsetzen, das noch zu erörternde Phänomen der Überempfindlichkeit, welche zur Eiweißaufnahme in innigster Beziehung steht, ohne weiteres zu begreifen.

Eiweiß ist, ebenso wie Fett und zuckerbildende Substanzen (Kohlenhydrate), ein Nahrungsmittel, dessen Nutzwert als Brennmaterial für den Organismus nach Wärmeeinheiten (Kalorien) berechnet wird und dessen Ansatzfähigkeit, bzw. Umwandlung in Bestandteile des Körpers, man einfach aus dem Stickstoffgehalt bestimmen kann. Das Eiweiß gelangt in fester oder flüssiger Form mit der Nahrung vom Mund aus in den Magen und von da in den Darm, wo es durch besondere Stoffe, die man als Fermente bezeichnet, erst so zurechtgemacht („peptonisiert") wird, daß es von der Darmwand aufgenommen werden kann. Daß ein in fester Form einverleibtes Eiweiß verflüssigt werden muß, um aufgesogen oder, wie wir sagen, resorbiert zu werden, ist durchaus verständlich. Unbegreiflich erscheint es uns jedoch zunächst, warum Eiweißstoffe, welche dem Organismus in gelöster Form zugeführt werden, abermals mit Hilfe besonderer Fermente erst gefällt, das heißt zur Gerinnung gebracht und in feste Körper verwandelt werden, um hernach denselben Prozeß durchzumachen, wie die von vornherein in fester Gestalt eingeführten Eiweißsubstanzen. Selbst bei dem universellsten Nahrungsmittel, der Milch, wird das Milcheiweiß (Caseïn), welches in gelöster Form enthalten ist, erst durch das Labferment ausgefällt, dann durch die Verdauungssäfte im Darmkanal wieder abgebaut und aus diesen Bruchstücken schließlich in der Darmwand von neuem „synthetisch" in Eiweiß verwandelt. Diese

Digitized by Google

doppelte Umweg ist nicht allein kompliziert, sondern um so auffälliger, als er nur die Eiweißstoffe der Milch, nicht die Fette oder zuckerbildenden Substanzen betrifft. Wozu geschieht das also? Warum bürdet sich der Organismus eine mühsame Arbeit dort auf, wo sie uns überflüssig zu sein scheint? Sollte die Natur hier sinnlos ihre Kräfte vergeuden? Das ist nicht zu erwarten, und so müssen wir annehmen, daß jener Umweg, den die Eiweißverdauung macht, einen ganz bestimmten Zweck erfüllt und jedenfalls auch notwendig ist. Diese Vermutung trifft in der Tat zu. Man hat eben festgestellt, daß jedes körperfremde Eiweiß, zumal wenn es in unverdauter Form in den Säftestrom gelangt, für den Organismus in gewissem Grade ein Gift ist. Das Individuum muß daher gegen das Eindringen solchen Eiweißes geschützt werden, und das ist der tiefe Sinn jenes zunächst unerklärlichen Vorgangs, wie ihn die Verdauung normalerweise mit sich bringt. Im Darmkanal, wo sich dieser Prozeß abspielt, hat die Natur einen der gewaltigsten Schutzapparate hergerichtet und aufgestellt. Die Verdauungssäfte sind nicht nur dazu bestimmt, feste Eiweißkörper in Lösung zu bringen, um sie aufnahmefähig zu machen, sondern sie müssen die körperfremden, andersgearteten (heterogenen) Eiweißstoffe in körpereigene (homogene) umwandeln. Indem die Fermente das Eiweiß auflösen und aus den entstandenen Bruchstücken nachher wieder aufbauen, berauben sie es vollkommen seines ursprünglichen Artcharakters und stellen körpereigenes Eiweiß dar, welches nun ohne Schaden resorbiert werden darf und als Nahrungsmittel dient. Die Einverleibung von Eiweißstoffen muß daher immer den normalen Weg durch den Magendarmkanal nehmen. Geschieht die Einführung, wie man zu sagen pflegt, parenteral, d. h. mit Umgehung des Darmapparats, etwa durch Einspritzung in die Haut oder die Blutgefäße, so entstehen mehr oder weniger schwere Schädigungen des Organismus*), da hier der Eiweißabbau direkt im Blute stattfinden muß, letzteres aber die dazu erforderlichen Verdauungssäfte nicht vorrätig hat. Freilich wird, ähnlich wie nach Einführung von Bakterien resp. deren Produkten, die Gegengifte, auch hier im Blute auf den Reiz des Eiweißes hin ein Antieiweißkörper gebildet, welcher den artfremden Stoff allmählich abbaut, allein die dabei entstandenen Zwischensubstanzen, die als „intermediäre Abbauprodukte" bezeichnet werden, vermögen, wie wir noch sehen werden, wenigstens vorübergehend, Vergiftungserscheinungen auszulösen.

*) Dieser Umstand ist bei der bisweilen durch schwere Erkrankung des Magendarmapparats oder infolge von Bewußtseinsstörungen notwendig werdenden künstlichen Ernährung durch die Haut, von wo aus die eingeführten Stoffe zur Resorption gelangen werden, wohl zu beachten. Man wird hier gelöste Fette oder zuckerhaltige Substanzen bevorzugen müssen.

Es gibt aber Zustände, in denen trotz Einführung durch den Darmkanal (enteral) körperfremdes Eiweiß dennoch ins Blut gelangen kann. Einmal beim Säugling, dessen Schutzkraft im Hinblick auf die Durchlässigkeit der Darmwand geringer ist als beim Erwachsenen, und dann vermögen selbst im späteren Alter bei Verdauungsstörungen oder nach klinischen Eingriffen, welche die Funktion des Magens herabsetzen, Spuren unveränderten Nahrungseiweißes zur Resorption zu gelangen. Aus diesem Zustand heraus erklärt sich auch das Phänomen der Idiosynkrasie, d. h. einer merkwürdigen Überempfindlichkeit: der Anaphylaxie.

Richard Wagner und das Ende des Musikdramas.

Eine Betrachtung von **Adolf Schreiber** (Berlin).

„Richard Wagner und das Ende der Musik" nennt Ernst Heinemann ein Buch, das er im Verlag von Brüning und Hörhold, Berlin-Schöneberg, erscheinen ließ, und darin er Wagners Kunstphilosophie und deren Resultat, das Gesamtkunstwerk, zergliedert, in seinen Grundbegriffen und Grundbedingungen untersucht und zu dem Schlusse kommt, Wagner, der Reformator der Oper, wie wir ihn bisher gekannt und genannt, habe die Opernform in ganz falsche Geleise gebracht und irregeleitet. „Den Todesstoß aber hat Wagner der Musik versetzt, indem er sie nicht um ihrer selbst willen auf dem Theater dulden, sondern lediglich als Mittel zum Drama benützen wollte." So schreibt Heinemann in der Schlußbetrachtung und operiert damit auch während der ganzen Untersuchung höchst undeutlich mit einem über alles klaren Begriff.

Mit dem Wort Musik bezeichnen wir allgemein die Instrumental- und Vokal-, nicht aber die dramatische Musik, und da der Autor sich ausschließlich mit dem musikdramatischen Problem beschäftigt und Wagner nur in dieser Richtung bahnbrechend war, müßte sein Buch, um nicht falsche Vorstellungen zu erwecken, den Titel haben: Richard Wagner und das Ende des Musikdramas. Denn dieses allein schuf Wagner, und wie uns Heinemann richtig beweist, endete es auch mit ihm. An Wagners Symphonie und Ouverturen sehen wir, daß er der absoluten Musik und ihren Formen keinen Zwang oder Reformen aufnötigen wollte, ja, ihr mit tiefer Demut, wie wir an seiner Neuschöpfung von Beethovens Neunter (Dresden 1846) sehen, begegnet! In den Teilen seines Musikschaffens, in denen das absolut Musikalische zur Geltung kommt, hören wir, daß der Opernreformator recht gut den sinnlichen Klang des rein Musikalischen zu schätzen wußte. Also

Digitized by Google

mit dem Ende der Musik hat Wagner nichts zu schaffen, wohl aber mit dem Verfall der Opernmusik, und mit diesem Problem beschäftigt sich also Heinemann in seinem Buch, um es gleich zu sagen, in außerordentlich eingehender und erschöpfender Weise!

Indessen, kaum haben wir diese wichtige Begriffsverwirrung aufgedeckt und schlagen das Buch auf, da werden wir von dem „Bekenntnis" des Autors, die Schrift verdanke ihr Entstehen dem Anhören von Wagners Meistersingern — verblüfft.

Ich komme nochmals auf die Wortverwechslung zurück und stelle fest: So wenig Musikdrama und Musik zu verwechselnde Begriffe sind, ebenso fern stehen die Meistersinger dem Musikdrama — wie es Wagner verstanden wissen wollte und wie er es in dem früher entstandenen Tristan und den späteren Nibelungen gab. Die Meistersinger sind ein klangschönes, rein musikalisch verständliches Werk, sie enthalten Lieder, Chöre und Ensembles, die auf der Kenntnis und Anwendung der alten Opernform (mit ihrem Höhepunkt im Finale) aufgebaut sind. Freilich im kompliziert polyphonen Gewande, aber ein musikalisches Lustspiel, unzweifelhaft der Höhepunkt und Abschluß der alten Opernform: denn nach diesem Werke wendet Wagner sich gänzlich dem Musikdrama zu. Wie diese Oper, die Wagner geschrieben hat, dem deutschen Volk ein heiteres und leichtes Werk zu schenken, aufgenommen wurde, ist bekannt, weniger hingegen die wahre Ansicht des heutigen Publikums über dieses und die polyphone Musik überhaupt.

Die Meistersinger wie alle polyhhone Musik im allgemeinen sind der Masse ein Buch mit sieben Siegeln. Monodie, vielleicht noch eine ganz klare Homophonie, sind dem Laienhörer zugänglich. Dagegen sind es bei einer Bachschen Kantate, dem Finale einer Mozartoper oder einem Quartett von Beethoven die Mode und der Autoritätsglaube, selten aber das Verständnis, die die Menge vor diese Werke rufen. Jede Verszeile der „Räuber" versetzt sie in Begeisterung und Mitempfinden: Die sprachlichen Schönheiten und die abgeklärte Form der „Iphigenie" lassen sie kalt. Ja, ziehen wir die äußersten Konsequenzen dieser Parallele: Das Volk zieht das Kunstgewerbe der spirituellen Kunst weit vor.

Um nun wieder zu unserm Ausgangspunkt zurückzukehren: Der Titel der Abhandlung und der unmittelbare Beweggrund sind nicht ganz überzeugend, um so positiver und erfreulicher die nun folgenden Ausführungen und das Ziel, auf das uns der Autor zuführt.

* * *

Mit der Kälte des fernstehenden Logikers deckt uns Heinemann die zahllosen Widersprüche und Irrtümer auf, die in den Schriften des sich in seine Willensvorstellung hineinbohrenden Künstlers Wagner enthalten sind.

Richard Wagner, der größte Eklektiker des neunzehnten Jahrhunderts, mußte dem großen Irrtum des Gesamtkunstwerks verfallen, als Willensmensch mußte er — wie Napoleon dem Imperialismus — dem Monopolismus der Kunst seine Seele, sein besseres Ich, sein Absolut-Musikalisches zum Opfer bringen. Als psychologisches Phänomen, eine Laune der schöpferischen Natur und als einen Wechselbalg zweier feindlicher Naturanlagen erklärt und betrachtet Heinemann die Natur Wagners, und darum, führt er weiter aus: ist eine Schule Wagner im Sinne einer Nachfolge vollständig ausgeschlossen. Aber die Nachfolge Wagners aber prägt Heinemann die treffenden Worte: „Anstatt sich die Frage vorzulegen, ob denn auch bei ihnen die Voraussetzungen für die Anwendung des Musikdramas vorliegen, ob auch sie in der Verfassung Richard Wagners sich befinden, ob auch sie von zwei künstlerischen Gewalten gedrängt wurden, um aus diesem Drange heraus das Musikdrama zu erschaffen, benutzten die Nachfolger Richard Wagners die Form des Musikdramas wie eine neue Mode, die sich „gut eingeführt" hatte, um dann nach diesem neuesten Musikmuster ihre „Kunstprodukte" zurechtzuschneidern." Fügen wir noch hinzu, was Goethe in seinen „Sprüchen in Reimen" sagt, dann haben wir fast alle Ursachen des maßlosen Erfolges Wagner beisammen.

„Dummes aber vors Auge gestellt
Hat ein magisches Recht
Weil es die Sinne gefesselt hält,
Bleibt der Geist ein Knecht."

Als Gegenpol zum Fall Wagner führt der Autor ein wirklich positives Argument ins Treffen: Mozart! Seinen „Licht- und Liebes-Genius" nennt ihn Wagner, den er wie seinen Gott anbetet und verkennt. Scheinbar sein Antipode, ist er sein nächster Anverwandter in der Kunst. Heinemann erinnert uns an seine — wir können sagen — musikdramatischen Aussprüche, an die Kritik, die er an seinen Texten übt, und die Wagner mit vollem Bewußtsein — da sie seiner vorgefaßten Meinung, Mozart als absoluten Musiker zu betrachten, nicht entsprechen — einfach ignoriert. Vollends widerspricht er sich in „Oper und Drama", da er einmal die Behauptung aufstellt, Mozart leistete „das Wichtigste und Entscheidenste" gerade in der Oper und zwei Seiten weiter im genauen Wortlaut: „Nur für die Geschichte der Musik allgemeinhin ist Mozart von so überraschend wichtiger Bedeutung, keineswegs aber für die Geschichte der Oper als eines Kunstgenres im besonderen".

Und endlich: „Etwas Grundsätzliches war in seinem Wirken und Schaffen „nicht ausgesprochen" — — — — —

Wie hätte wohl Goethe (in seinem Brief an Schiller) in Mozarts „Don Juan" eine Art „Wiedergeburt der griechischen Tragödie" erblicken

Digitized by Google

können — fragt Heinemann, wenn dieses Werk nichts weiter als „ein Chaos durcheinanderflatternder, sinnlicher Elemente ohne Haft und Band“ wäre, und an die Worte „zurück zu Mozart“ knüpft der Autor die Beobachtung „Soll etwa das bloße Moment der Zeitlichkeit irgendeines Kunstwerkes schlechthin entscheidend für die Frage werden, ob ein Werk einen Fortschritt in der Kunst darstellt? Braucht man im Ernste darüber zu streiten, daß der Fortschritt in der Zeit oft nichts weiter ist, als eine maskierte Reaktion, daß das Vorwärts in Wahrheit ein Zurück bedeutet, und daß, um wirklich vorwärts zu kommen, oft alte Bahnen wieder eingeschlagen werden müssen? Und weiter sehr bemerkenswert: „Stellt etwa in der Geschichte der (dramatischen) Musik eine Entwicklung Don Juan—Salome eine aufsteigende Linie dar?“

Die Theorie des Gesamtkunstwerks, um nur ihre äußersten Konsequenzen zu streifen, brachten Wagner zuerst auf die Scheidung von Oper und Schauspiel. Da ihn aber die Konsequenzen dieser Behauptung entweder zum Schauspiel ohne Musik oder zur Oper ohne Drama oder schließlich zum Melodrama geführt hätten — das ihn des bedeutendsten Ausdrucksmittels, der Singstimme, beraubt hätte — schuf er sich im Sprachgesang und dem Leitmotiv Hilfsmittel zum Ersatz für das gesprochene Wort. Nun setzt aber Wagner (für das Verständnis seines Leitmotivs) erstens ein bedeutendes reflektierendes Vermögen beim Zuhörer voraus, das er in bezug auf sein Kunstwerk unbedingt ausgeschaltet wissen will (Brief an Berlioz): Das Kunstwerk beruhe „auf dem einfachsten Rezeptionsvermögen rein menschlicher Mitgefühle . . . bestimmt und überzeugend, daß es keiner reflektierenden Kritik bedürfen sollte, um dieses Verständnis in sich aufzunehmen“, — und zweitens ist die Alliteration zwar dem Sprachkundigen, das Leitmotiv zwar dem Musiker verständlich, beides aber dem Laien, dessen Verständnis nicht auf der Technik der Musiksprache begründet ist, ebenso unverständlich, insofern man das Motiv als integrierenden Bestandteil des Musikdramas auffaßt und reflektierende Worte daran knüpft. Aus diesem Zusammenhang herausgerissen, als prägnante Melodie aber, bildete es mit seinen zahlreichen Wiederholungen gleichsam einen Ersatz für die Dacapo-Arie, und derart ist das Leitmotiv mit eine Angel für den Erfolg des Wagnerschen Werkes geworden.

Wagner, der Dichterkomponist, hat stets nur kraft seines Musikgenius gewirkt. Auch hier erkannte die große Menge mit dem natürlichen Instinkt, was Genie: sein absolut Musikalisches, und was erkünstelte Kunst: seine Dichtung. Daß Wagner seine Dichtung nicht für voll nahm, bezeugt er selbst, da er achtzehn Jahre nach dem Erscheinen seiner Kunstschriften diese als „exzentrisch“ bezeichnet! Seine Feldzüge gegen die Opernproduktion seiner Tage, die Pomp-, Ensemble- und Koloratur-Oper, wie sie uns heute gänzlich unbekannt ist, erscheint uns heute übertrieben, Wagner aber lebte zu deren Blütezeit und litt unter ihren Erfolgen. Was spielt noch Meyerbeer gegen ihn aus? — Nicht sein Genie, nein — seine Macht. Wagner stand nicht dem geistigen Gegner, nein, der Macht des Kapitals entgegen — er, damals wirklich noch „der reine Tor“. Wie groß seine Achtung vor Meisterwerken in der Art der Oper war, brauche ich nicht weiter auszuführen, wenn ich nur drei seiner idealen Vorbilder nenne: „Freischütz“, „Norma“, „Iphigenie in Aulis“. Oder, um sein ganzes Streben in seiner Sprache auszudrücken, er wandte sich gegen den Effekt, also „Wirkung ohne Ursache“, und zwar gegen den Effekt seiner ganzen Zeit, die in ihren Werken reich an „Wirkung ohne Ursache“ war. Und als Neuerer hatte sich Wagner gegen zahlreiche Feinde zu verteidigen!

Gegen Wagners mehr phantasievolle, als historisch zuverlässige Ausführungen, über den Ursprung der Sprache geht Heinemann allzu strenggläubig vor. So ist es auch etwas zu pedantisch geurteilt, wenn Heinemann Wagner die Absicht unterschiebt, die Sage von der Sprache der Urmenschen zur Begründung für die Einführung der Alliteration zu verwenden; dieser Ansicht kann ich mich nicht anschließen, vielmehr glaube ich, daß Wagner diese Stoffe sich aus dem viel logischeren Grunde zu eigen gemacht hat, weil sie ihm volle Entfaltung seiner musikpathetischen Anlage gewährten und — wie Heinemann später auch bemerkt — ihm das nationale Moment sicher von Wert schien, trotzdem er uns in seinem „Gesamtkunstwerk“ nach der Art des griechischen Tragödientages „den Geist der freien Menschheit über alle Schranken der Nationalität hinaus“ schenken wollte. An der Schöpfung dieses Idealdramas denkt sich Wagner den Dichter wie den Komponisten im gleichen Maße tätig. Der Dichter schaffe sein Drama ohne Absicht auf die Ausführung, der Komponist habe nur die Aufgabe, die dichterische Absicht auszuführen. Mit Recht bemerkt Heinemann hierzu: „In der Art der Ausführung eines Werkes sind auch die letzten Absichten des produzierenden Genies wiederzufinden“. Es sind dies Widersprüche, die nur in Wagners Natur, nicht aber in der Natur der Künste oder des Künstlers liegen — vereinige er auch beide Begabungen wie E. T. A. Hoffmann. Daß die Frage der Gleichberechtigung der Künste schon vor Wagner auftauchte, lehrt uns Gluck (in seiner Vorrede zur „Alceste“): „Ich gedachte, die Musik zu ihrem wahren Berufe: der Poesie zu dienen, zurückzuführen“, und Heinemann fügt erklärend hinzu, der Nachdruck sei nicht auf „dienen“, sondern auf das Wort „Poesie“ zu legen! Heinemann berichtet uns auch von einer Vereinigung zwischen Poesie und Musik, und zwar an zwei

Digitized by Google

„nicht ad hoc geschaffenen Texten", sondern an wirklich poetischen Werken, und kommt zu dem Schluß, daß auch bei dieser Poesie die Musik die Herrschaft führen muß. Der Widerspruch aber, daß beide Werke an sich (Goethes „Erlkönig" und Schuberts „Erlkönig" oder Goethes „Veilchen" und Mozarts „Veilchen") vollkommen, d. h. also weder ein Zuviel, noch einen Mangel besitzen in der Vereinigung, aber doch wieder eine Vollkommenheit sind (also wieder kein Zuviel und keinen Mangel aufweisen), klärt sich dadurch auf, „daß die poetische Form (des Gedichts) vollkommen aufgehoben und daß für die Musik eine neue Form geschaffen wird . . ., und die einzelnen Worte dieses Musikstückes nicht mehr die Bedeutung eines dichterischen Werkes, sondern nur noch die Bedeutung eines einfachen Kommentars zur Musik haben."

Eine vollständige Verschmelzung des Dramas mit der musischen Kunst, wie sie Wagner in seinen widerspruchsvollen Theorien angestrebt und im Gesamtkunstwerk zu erreichen glaubte, ist an sich ein Unding und ein unlogisches Fantasma, und an Wagners Werk können wir uns am besten überzeugen, wie es in einer Zersplitterung der beteiligten Kunstarten enden muß.*) „Keine Epoche mußte aber dem Gesamtkunstwerk gedeihlicher sein, als das Jahrhundert Goethes, Schillers, Beethovens, Mozarts." Daß diese nicht das Gesamtkunstwerk, genauer das Musikdrama, erschaffen haben, sagt deutlich genug, daß dieser Wahn des Menschen Wagner ein Produkt der Eigenart ist.

„Was fehlte jenen Geistern, um es zu realisieren? Die höchste Liebe zur Kunst, die Eigenschaften des geborenen Kunstrichters und die Fähigkeit aller erleuchteten Geister: bahnbrechend zu wirken, vereinigten sie in sich. Was fehlte diesen Köpfen, um eine Veränderung zu bewirken, deren Notwendigkeit nach Wagner längst und bestimmt aller Welt aufgegangen war? Will Wagner auch von Goethe behaupten, daß ihm, wie Mozart, jedes kritisch-ästhetische Nachdenken fernlag, daß auch er als ungeheuerstes dichterisches Genie in derselben „unreflektierten" grundsatzlosen Weise produzierte, wie — nach Wagner — Mozart in der seinen." So bei Heinemann!

Wir möchten nur noch in bezug auf Kunstepochen an die in alle Zeiten hineinleuchtende, herrliche Definition Hippolyte Taines erinnern: „Das Kunstwerk wird bestimmt durch eine Gesamtheit, die der allgemeine Zustand des Geistes und der umgebenden Sitten ist." Und Karl Lamprecht, jedenfalls an diese herrlichen Worte anschließend, sagt: „Goethe im zweiten Teil seines Faust dachte das erste Gesamtkunstwerk ein inniges Ganzes von Sing-Schauspiel und Tanzkunst", und weiter, „das Gesamtkunstwerk Wagners ist also nicht ein persönlich schöpferischer Gedanke, es ist der Gedanke vielmehr eines bestimmten Zeitalters, einer Epoche."

Unter der Kapitelüberschrift: „Die drei Möglichkeiten einer Annäherung der Künste und die Vorrechtsstellung der Einzelkunst im Drama" gibt uns Heinemann die Utopien einer Vereinigung der Künste folgend an: 1. Sämtliche Einzelkünste behalten ihre volle Reinheit und Entfaltungsmöglichkeit; 2. Gegenseitige Zugeständnisse; 3. „Um einer Kunstart willen die in dem Kunstwerke in höchster Reinheit und Entfaltungsmöglichkeit und Vollkommenheit sich offenbart, alle übrigen Kunstarten zurücktreten". Diese Andeutungen genügen schon, um uns von dem ernsten Studium des Verfassers in dieser Frage Zeugnis zu geben. Wagner, der Musikdramatiker, hat viel Schaden angerichtet, indessen der Musiker Wagner gleicht dies reichlich aus. An den ersteren verliert freilich vor allem Deutschland einige seiner besten Musiker, andrerseits hat er uns, wie bei Heinemann zu lesen ist, viel Technisches, also Positives gegeben. Der Irrtum ist schon sichtbar.*) Brahms in der absoluten, der noch immer nicht nach seinen Genietaten gewürdigte und in der dramatischen Musik nicht einmal recht entdeckte Smetana.**) Seine komischen Opern, Meisterwerke des musikalischen Lustspiels, „Der Kuß", „Die zwei Witwen", „Das Geheimnis", seine romantisch-pathetischen Opern „Libuscha", „Dalibor" sind in der Welt unbekannt. Diese zwei, Brahms und Smetana, haben uns schon die richtigen Wege gewiesen. Wir haben Vorbilder, aber wir folgen ihnen nicht. Es sind Propheten, die nicht gehört werden. In Ernst Heinemann ist uns nun auch ein Johannes gekommen. Seine Rede ist hart, seine Worte sind Schwerter, wohl denen, deren Fleisch noch seine Wunden fühlt. Sie werden verstehen und sehend werden.

Dieses Buch kommt zur richtigen Zeit. Möchten Tausende dieses Buch lesen; seine klare Dialektik und seine einfache und wahre Beweisführung lassen den Leser mitarbeiten. Es ist kein nur geistvolles Essay, keine Kunstästhetik, wie sie ach nur gar zu oft unsre heutigen Kunstkritiker schreiben. Mit seiner anfangs etwas tastenden, aber mit dem Stoff wärmer und beschwingter werdenden Diktion stellt sich Heinemann sicher in die Reihen unsrer besten Kunstphilosophen.

Wir danken ihm für dieses Buch nur mit

*) Mit großer Freude las ich hierzu die Ausführungen eines modernen Musikkritikers, Ludwig Rubiners, über den „Rosenkavalier". „Man verwirre die Angelegenheiten der Bühne nicht: Der Text einer Oper hat gar nichts mit den seelischen Bedingungen des Dramas zu schaffen. Sein Stil ist nur aus dem Material gewonnen (Material gegeben vom Zusammenwirken der Szene und der Musik). Der Operntext ist Kunstgewerbe der Dramatik."

*) Ein Zeichen der Zeit. Ich lese eben, daß Heinrich Zöllner eine „Oper" beendet hat, die sich textlich auf einer Novelle von Gorki aufbaut. Zöllner ist einer der absolutesten Wagnerianer und schrieb sich die Dichtungen zu seinen Musikdramen bisher stets selbst.

**) Denn die Aufführung eines Opernwerkes, „Verkaufte Braut", von so demonstrativ-national-musikalischer Einseitigkeit dieses Autors wirft nur ein ganz falsches Licht auf sein übriges positives Schaffen.

Digitized by Google

einem bewußten Schwenken unsres Musikschaffens „zur Form". Ich kann diesem Buch nichts besseres wünschen, als daß es so populär werde und unsre Schaffenden mit der Wahrheit seines Inhalts so erfülle, wie sie sich einst von dem „Wahn Wagner" verleiten ließen. Daß es uns nicht leicht wird, uns von dem Zauber einer so bestimmten Persönlichkeit loszusagen, trifft Heinemann mit den Worten des „korruptesten Ci-devant-Wagnerianers" Nietzsche: „Ah, der alte Zauberer, was hat er uns nicht alles vorgeklappert."

Nordische Volksmärchen.

Von **Alfred Wien** (Charlottenburg).

Volkspoesie. — „Sie ist die Summe der dichterischen Kräfte des ganzen Volkes, die Frucht seiner poetischen Begabung". So Henrik Ibsen in einer Abhandlung „Über die Kaempevise" (1857),*) wo er, von allgemeinen Gesichtspunkten ausgehend, auf den grundlegenden Gegensatz zwischen Kunst- und Volkspoesie zu sprechen kommt. Das charakteristische Merkmal der Kunstpoesie ist „dichterische Subjektivität", das der Volkspoesie „Objektivität". Für das Volk hat die dichterische Subjektivität, wie sie in Form irgendwelcher psychischen Sensation, einer „neuen Intrigue", einer „neuen Situation" in Erscheinung tritt, keine Bedeutung. Es will in dem Kunstwerk „eine eigenartige Seite seines eigenen Ich wiedererkennen", darum muß ihm das Neue, soll es zusagen, im gewissen Sinne ein Altes sein; es darf nicht *erfunden*, es muß *wiedergefunden* werden: „wiedergefunden wie ein altes Familienstück, das wir vergessen haben, dessen wir uns aber entsinnen, sobald es uns vor Augen kommt, weil allerhand Erinnerungen sich daran knüpfen." — Wer nun diesen Erinnerungen, „die gleichsam in unserm Innern lagen und dunkel und unbestimmt gärten", Worte leihen, wer Produkte des unmittelbaren Dichtertriebes im Volke in die Form der Aufzeichnung bannen will, muß zwei Hauptbedingungen erfüllen: Enges Zusammenleben, vor allem aber intuitives Gemeinempfinden mit dem Volke ist erstes Erfordernis. Dazu tritt ein zweites: Wissenschaftliches Forschen muß sich mit künstlerischem Nachschaffen zu einer höheren Einheit verbinden. Es leuchtet ein, wie schwer die Erfüllung ist; daß sich unter Hundert kaum einer findet, der beide Bedingungen in harmonischer Vereinigung restlos zu lösen weiß.

Und um so erfreulicher, um so höher zu würdigen, wenn dieser seltene Fall einmal in die Erscheinung tritt. — Das aber läßt sich unzweifelhaft behaupten von Asbjörnsen und Moe, die im Jahre 1842 die Herausgabe einer Sammlung nordischer Volksmärchen, der „Norske Folkeeventyr", begannen. Sie verrichteten damit eine nationale Geistestat, berufen durch ihre Geburt, auserwählt durch die Schulung des Geistes. Beide Kinder des Volkes, unmittelbar seinem Schoße entsprossen. Asbjörnsen, der Sohn eines kleinen Handwerksmeisters, seine Großeltern beiderseits Bauern; Moe in direkter Linie von bäuerlichen Eltern abstammend. So wuchsen sie heran in täglicher Berührung mit dem Wunderbaren, in einer Umgebung, in der die Märchen, die Überlieferungen des Volkes, noch ein lebendiges Dasein führte, in der niemand an der wirklichen Existenz all jener phantastischen Erscheinungen der Sagenwelt zweifelte.*) In den Jahren des Studiums gewannen beide ein stetig wachsendes Interesse, ein naturgemäß immer reiferes Verständnis für den künstlerischen und wissenschaftlichen Wert der Traditionen. Sie vertieften sich nun auch in die Lektüre fremder Märchensammlungen. Und da waren es vor allem die „Kinder- und Hausmärchen" der Gebrüder Grimm, die ihnen den Blick schärften für die bedeutungsvolle Aufgabe, die auf dem Boden der nordischen Heimat noch der Lösung wartete.

Die Zeit war erfüllt. — Man könnte hier — Ibsen verweist darauf in der oben zitierten Abhandlung — den Einwand erheben, die Volkspoesie bedürfe der mündlichen Überlieferung, der Zudichtung und Umdichtung, um im Volke, sich von Geschlecht auf Geschlecht fortpflanzend, ein stets verjüngtes Leben zu führen. Ihre Entwicklung habe mit der starren Form der Aufzeichnung ein Ende. — Das ist zweifellos richtig. Und dennoch: einmal darf die dichterische Produktionsperiode des Volkes als abgeschlossen gelten, der Quell des Überschusses an Poesie versiegt, die „Notwendigkeit und der Trieb des fortgesetzten Produzierens" bestehen fortan nicht mehr: der Sommer ist zu Ende. Nun ist es gut, wenigstens eine „Sammlung getrockneter Kräuter", einen „Blumenstrauß im Wasserglase" vor Verwesen und Vergessen zu bewahren.

Die Zeit war erfüllt. Die Märchen hörten auf, im Volke ein selbständiges Leben zu führen, — nun wurden sie vorerst Gegenstand seines Wissens, um dann ihre Auferstehung zu feiern in der Kunstdichtung — durch Ibsen, Björnson und Jonas Lie. Damit traten sie ein in ein neues und höheres Dasein.

*

Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen. — Das gilt natürlich in weit höherem Grade noch als von der subjektiven Kunstpoesie überall da, wo es sich um die objektiv-dichterische Produktion eines ganzen Volkes handelt. Und vollends die Märchen Nordlands

*) Sämtliche Werke. S. Fischer, Berlin. Bd. I, S. 337 ff.

*) Vgl. Henrik Jaeger: Illustreret Norsk Literaturhistorie. Kristiania. Hjalmar Biglers Forlag. Bd. II, S. 303 ff.

Digitized by Google

können in ihrer unvergleichlich reizvollen Eigenart wohl kaum erschöpfend gewürdigt werden, will man sich nicht den Boden vergegenwärtigen, dem sie entsprossen sind. Sie sind nicht anders zu verstehen, als eng verwachsen mit der Natur ihrer Heimat: „Kennst du den Fjord, so kennst du die Leute", und damit zugleich:

„Die Glut in des Volkes Drang,
Die tiefe Kraft in seinem Sang."

Kennst du das Nordland? — Man hat Norwegen wohl gelegentlich als die „Welt der Edda" bezeichnet, es verglichen mit einer Meereswoge, die im Augenblicke ihres Steilabsturzes zu Stein wurde. Es ist die gleich ahnungsvolle Unermeßlichkeit des Meeres in Sturm und Stille, es ist die sehnsüchtige Einsamkeit der Fjelde, die der Dichtung des Volkes ihr charakteristisches Gepräge gibt; es ist das Gedämpfte in den Schattierungen, dabei diese Durchsichtigkeit des Lichts; es ist, um mit Klara Sang in „Aber unsere Kraft" zu sprechen, — das Hinausgehen der Natur über alle gewohnten Grenzen: „Sahst du diese Felsen, die senkrecht aus dem Meere aufsteigen? Sie sind nicht wie andre Berge. Und der ganze Atlantische Ozean bricht sich an ihnen. — Die Vorstellungen der Menschen sind natürlich dem entsprechend. Sie sind maßlos. Ihre Märchen, ihre Sagen klingen, als hätte man das eine Land auf das andre getürmt und dann die Eisberge des Nordpols obendrauf gewälzt."

Das ist die eine Seite. — Aber wenn Norwegen wohl auch das Land der Gegensätze genannt worden ist, so gilt Ähnliches von seiner Dichtung. Es gibt in der norwegischen Volkspoesie noch eine andre Seite, in der das „Starke" mit dem „Schwachen" ausgeglichen erscheint, so daß dem „Kampfe" — „Versöhnung" folgen kann: es ist der sonnige, oft derb-ursprüngliche, immer aber herzlich-tiefe Humor. Auch in der Sammlung Asbjörnsens und Moes ist ihm ein breiter Raum gewährt.

Der im eigensten Sinne monumentalen Volksdichtung gehören vor allem die Erzählungen von den Trollen an. — Wer sind diese Trolle? — In Ibsens „Peer Gynt" lernen wir sie kennen als den „Spuk dunkler Gewalten", als die Kräfte der Halbheit, die im Menschen böse Gedanken erwecken, seine Lüste und Begierden erregen und ihn ins Verderben locken. — Anders in Nordlands Märchen. Hier begegnen wir ihnen noch im Zustande der Reinkultur. Sie sind elementare Spukgeister, verwandt mit der Natur, in der sie leben: „Wenn ein solcher Troll viele hundert Jahre still da oben gesessen hat, sieht er aus, als sei er aus den Gebirgen und den Wäldern herausgewachsen. Die Farbe gleicht der der Felsen und dem Moosgrund des Waldes, und auf seinem Körper wachsen Bäume und Sträucher." (Björn Björnson.) Wir hören von ihnen, wie sie Königssöhne und -töchter entführen, sie in Tiere verzaubern oder in den Berg bannen. Bis einer kommt, der den Troll durch Gewandtheit und Mut überwindet oder im Besitze geheimnisvoller Kräfte ihn überlistet und tötet, die Gefangenen erlöst und reich beladen mit Schätzen, die da drunten angehäuft liegen, heimkehrt. Des Siegers Lohn ist dann in der Regel „das halbe Königreich" und eine Prinzessin. Meist ist es der Arme und Verkannte, der — Dumme, dem solch Wunderwerk gelingt, Esben Aschenbrödel, auch Nestkegel genannt. — Diese Märchen sind grenzenlos. Weithin führen sie den Gedanken, bis zum Ende der endlosen Welt:

„Nach dem Schloß im Westen vom Monde
Und dem Schloß im Osten der Sonn'."

Sie sind geboren aus dem unmittelbaren, phantasievollen Zusammenleben des Volkes mit der Natur.

Ihnen gesellt sich als Zwischen- oder Übergangsstufe eine Reihe von Hausmärchen zu, die weniger monumental gehalten, doch ernsten Inhalts sind. Sie dienen meist der beispielartig angewandten, lebendigen Darstellung irgendeiner ethischen Lebensregel oder Tendenz. Die Keuschheit findet ihren Lohn in der Geschichte von Aase, dem kleinen Gänsemädchen, das um seiner Reinheit willen zur Königin erhoben wird; der Bursche, der „um die Tochter der Mutter im Winkel freit", erlöst und erringt die verzauberte Prinzessin, weil er zu schweigen weiß und zu rechter Zeit nicht widerspricht. — „Die Sonne bringt alles an den Tag", heißt es in der Erzählung vom „Küster in unserm Dorfe", der „dreimal getötet worden war, ehe er in den Brunnen fiel". Die auch aus unsern Fabelbüchern zur Genüge bekannte Erzählung von der Stadt- und der Feldmaus mahnt zur Genügsamkeit; die Moral von „Treu und Untreu" ist die Aufforderung zur Treue. Und so geht es weiter fort.

Die zweite große Gruppe der Volksdichtung — sie zerfällt in Hausmärchen, Legenden und Tierfabeln — ist ganz von einem liebenswürdigen Humor erfüllt, der den versteckten Angriffen auf die Verkehrtheit bestehender Lebensverhältnisse den satirischen Stachel nimmt.

Da hören wir in den Hausmärchen von der Prinzessin, die immer das letzte Wort haben wollte, und die von dem klugen Burschen so in die Enge getrieben wird, daß sie endlich doch nichts mehr zu sagen weiß; oder von jener andern Königstochter, die Aschenhans mit Lügen übertrumpft; und von jener dritten, die er zum Lachen bringt. Wir erleben es, daß der Kohlenbrenner Pfarrer, ja der nächste nach dem Könige wird, nur weil seine Mitmenschen noch dümmer sind, als er, und seinen unklugen, ratlosen Reden und Antworten eine tiefsinnige Bedeutung unterlegen. Peik, der schlimme Schelm, wird König, weil er die andern zu Narren zu machen weiß; der Meisterdieb stiehlt sich Reichtum und die Tochter

Digitized by Google

des Amtmanns zusammen. Wir erfahren vom Mattis, der mit der Ziege Hochzeit hält, vom Großbauern, der statt der Braut des Nachbars Stute in der Bodenkammer einholt, von der Frau gegen den Strom: Sie „war nun einmal eine ganz besondere Frau. Solange sie lebte, war sie immer entgegen." Und so kommt es denn auch, daß ihre Leiche nach dem Ertrinken im Fluß den Wasserfall hinaufgetrieben wird. Voll derber Pikanterie sind die Geschichten von Hakon Borkenbart und vom Burschen, in den alle Weiber verliebt sind. Beide stehlen sich hinein in die Kammer der Königstochter, auf die Bank vor ihrem Bette, endlich — ins Bett. Na, und dann — muß die Prinzessin sie eben heiraten.

Daneben die Legenden. Sie handeln meist vom dummen Teufel. Einmal bannt ihn der Bursche in eine Nuß, die er vom Schmied auf dem Amboß aufknacken läßt; ein andermal ist es Murmel Gänseei, der mit dem Teufel Karten spielt und ihn um den Sundzoll betrügt. Und wie köstlich sind die Geschichten, wie Beelzebub das Meer auspumpen soll, oder vom Schmied, den sie nicht einmal in die Hölle einlassen wollen — so arg hat er den Bösen genasführt. — — In den Tierfabeln endlich spielen vornehmlich Bär und Fuchs eine große Rolle. Der Dumme ist fast immer der Bär. Aber auch Reinecke wird wohl gelegentlich betrogen. So als er den Bauern aus der Gewalt des Drachen oder vor dem Bären rettet: Wie er den versprochenen Lohn abholen will, geht es ihm mörderlich schlecht. Der Bauer hetzt die Hunde auf ihn. — Undank ist der Welt Lohn.

*

Die nordischen Volksmärchen Asbjörnsens und Moes erschienen in Deutschland zuerst im Jahre 1846, also kaum vier Jahre später als in Norwegen. Jetzt liegen sie in Auswahl — neu herausgegeben von Björn Björnson, in vorzüglicher Übersetzung von Pauline Klaiber — bei Albert Langen, München, vor. Die Auswahl darf als glücklich gelten: Sie läßt dem Humor weiten Spielraum und vermeidet so in anregendem Wechsel jede Monotonie. Die zahlreichen, ganz entzückenden Illustrationen verdienten schon an sich betrachtet und gewürdigt zu werden. Vornehmlich Erik Werenskiold hat — neben Th. Kittelsen und Otto Sinding — Zeichnungen geliefert, die geradezu selbst Märchen sind.

Arabische Hochzeit.

Von **Edmund zu Rott** (Karlsruhe).

Jedem, der Kairo besucht, begegnet gewiß einmal einer jener seltsamen Aufzüge, die, je nach Stand und Mitteln der Beteiligten, in mehr oder minder pompösem Gepränge durch die Straßen ziehen. Voran einige Musikanten, beim Bessergestellten wohl auch eine ganze Bande — und das im vollsten Sinne — mit quiekenden, grunzenden, ächzenden Instrumenten, hinterher dann entweder nach alter Sitte eine Anzahl festlich geputzter Kamele und Pferde, oder aber — und man muß es bedauern, daß diese moderne Art zunimmt — einige geschlossene Mietwagen, nüchtern, poesielos, mit dürren alten Kleppern davor und einem Gauner von Kutscher auf dem Bock.

Während der Kairener fast achtlos den Zug passieren läßt, strömen die Fremden herzu, denn so was muß man natürlich gesehen haben; von den Trottoirs und von den Hotelterrassen richten sich Dutzende, Hunderte von Kodaks, Ernemanns, Zeiß, Krügeners diese tückischen schwarzen Kästchen und unentbehrlichsten Reisebegleiter, auf das vorüberziehende Schauspiel, um es für zu Hause festzuhalten.

In solchem Hochzeitszuge wird dort die Braut aus ihrem bisherigen Heim dem Gatten zugeführt. Sie selbst freilich bleibt fast immer den suchenden Blicken der Zuschauer verborgen; verhüllt und verschleiert thront sie entweder hoch oben auf wiegendem Kamelsrücken unter buntem Baldachin oder sie sitzt ebenso unsichtbar in der geschlossenen Droschke, die mit Stoffen und dergl. einer Prunkkarosse möglichst nahegebracht ist.

Das Haus, in dem die Trauung sich vollzieht, wird natürlich ebenfalls so festlich als möglich herausgeputzt, und während dieser Schmuck bei den niederen Klassen — wie man dies in den Arabervierteln dutzendweise sehen kann — einfach in einigen Stangen mit roten Wimpeln und etlichen Laternen besteht, findet man des Reichen Hochzeitshaus, und nicht nur dieses, sondern nicht selten die ganze Straße mit kostbaren Teppichen, Pflanzen, Fahnen, Wappen, Waffen und Stoffen verziert und abends in luxuriöser Weise illuminiert.

Aber, wie gesagt, abendländische Sitten und Gebräuche haben im Orient auch in den Hochzeitszeremonien verwischend, europäisirend gewirkt, und so trifft man wohl heute schon, besonders in den höheren Ständen, welche durch Reisen und gesellschaftlichen Verkehr in engere Berührung mit unsern Anschauungen zu kommen Gelegenheit haben, auf Brautpaare, die fast ganz nach unsrer Art selig werden, mit Einschränkungen natürlich, wie sie die mohammedanische Religion wohl immer bedingen wird. So müssen die Besonderheiten orientalischen Ehelebens, sofern sie nicht überhaupt von jeher nur der Legende angehörten, mehr und mehr den Bedürfnissen unsrer nüchternen Zeit sich anpassen: von dem Nimbus, der die Harems teilweise noch umgibt, bröckelt ein Stück nach dem andern ab, denn einerseits kann der moderne Eheherr das kostspielige Treiben mehrerer Ehehälften einfach nicht mehr erschwingen, und andrerseits streben diese selbst, durch den gesteigerten Verkehr mit

Digitized by Google

dem Westen lüstern geworden nach den Annehmlichkeiten europäischen Frauendaseins, immer erfolgreicher nach Befreiung von den morgenländischen Fesseln.

Mir bot sich einmal die für den ägyptischen Durchschnittsreisenden immerhin nicht gar zu häufige Gelegenheit, den Schlußakt einer großen Hochzeit in einer sehr wohlhabenden, sehr angesehenen Familie mitmachen zu können. Die Doppelhochzeit zweier Brüder. Mit allem Aufwand großen, wenn auch teils ganz modernen Reichtums.

Drei Tage währte das glänzende Fest, von dem ein in die Verhältnisse Eingeweihter erzählte, daß es sich, mit allem, was drum und dran hing, die beteiligten Familien rund hunderttausend Mark kosten ließen. Mag diese Angabe selbst um das Doppelte übertrieben gewesen sein, bestimmt, auf den Fremden Eindruck zu machen, so übersteigt auch dann noch die Summe ganz gewiß um ein Beträchtliches das, was man bei uns in den gleichen Gesellschaftskreisen im allgemeinen bei solchen Gelegenheiten springen zu lassen pflegt.

Schon der äußere Schmuck ließ erkennen, daß man sich da „nicht lumpen lassen" wollte. In eine förmliche via triumphalis war die breite Villenstraße verwandelt, die zum Hochzeitshause führte. Den Fahrdamm säumten Flaggenmasten mit allerhand Emblemen, unter denen natürlich der Halbmond vorherrschte. Girlanden und Wimpel, Zierpflanzen und Teppiche. Schon tagsüber, mehr aber noch abends beim hellen Schein großer Laternen und bunter Lampions, lustwandelte hier malerisches Volk, mitgenießend an der allgemeinen freudigen Stimmung, am Prunk und Glanz. Und der Straßenhandel hatte sich auf den Seitensteigen etabliert, mit farbigen, üblen Schleckereien, mit Ansichtskarten und Blumen, Früchten und allerlei Tand, wie das der Orient ja so trefflich versteht. Ein Jahrmarkt im Kleinen, ein improvisiertes Volksfest.

Vor dem Festhaus staute sich die Menge, gaffend, rauchend, neugierig bestrebt, etwas von den Vorgängen im Innern zu erhaschen, wo so gutes Essen und Trinken, so viel Überfluß, so viel Reichtum sein mußte. Aber da man nicht viel zu sehen bekam von all den Herrlichkeiten, so mußte man sich genug sein lassen an den Weisen der Kapelle des Kairener Kavallerieregiments, die in Paradeuniform unter einem Baldachin neben dem Eingang Platz genommen hatte und jeden Ankömmling von einigem Rang mit feierlichem Tusch empfing; und an den vorfahrenden Wagen, denen die Gäste entstiegen, wenn sie nicht scharenweise zu Fuß dahergezogen kamen. Hunderte von Geladenen aus allen Kreisen, auch den ärmeren, genossen da heute die Gastfreundschaft dieses üppigen Hauses. Man sah hochstehende Ägypter, meist nach europäischer Art sich tragend, mit Ordensband und Sternen; würdige Herren im Tarbusch (Fez) und dem weiten, hemdartigen Gewande; Mitglieder der Europäerkolonie, elegante Touristen im Frack, ihre Damen in großer Toilette, die die Mohammedanerin so unbegreiflich, ja anstößig findet, weil sie nichts anders kennt als die Vermummung in Gegenwart fremder Männer,*) zu denen alle rechnen mit Ausnahme ihres Mannes und ihrer Brüder. So erschien sie auch hier: schwarz, verschleiert bis auf den schmalen Augenschlitz. Und verschwindet sofort im Innern des Hauses. Unter diesen Erscheinungen war auch der einfache Mann vertreten; Leute aus dem Volk; der kleine Beamte, der Händler, ja der Bauer.

Die Villa selbst war durch einen Zeltvorbau gänzlich im Aussehen verändert worden. Man trat von der Straße unter eine mächtige Zelthalle, die sich derartig an das im Garten stehende Wohnhaus anschloß, daß dieses jetzt mehr wie ein großer Pavillon wirkte; die Freitreppe erhöhte diesen Eindruck noch. Aber gar düster stand es inmitten des festlichen Trubels, in der Flut von Licht und Glanz und Schmuck. Wie immer an den orientalischen Häusern, so selbst heute kein freundlich offenes oder gar erleuchtetes Fenster, kein Spalt, aus dem ein heiterer Lichtstrahl hätte verraten können, daß auch da drinnen Freude und Festesstimmung herrschten. Alles dunkel, still, tot. Typisch für das Leben der Frau dort.

Die Zeltwände waren durch Teppiche, Draperien und Fahnen vollkommen verkleidet, und vom Dach herunter und an Masten hingen große Kerzenleuchter, Laternen und Lampions, die in blendender Lichterfülle den Raum erhellten, die feierliche Wirkung erhöhend. Linker Hand war ein Podium errichtet; dorthin wurden die Europäer und Gäste von Rang von den beiden Bräutigamen unter Assistenz ihrer zahlreichen Freunde geleitet, welche mit ausgesuchter Höflichkeit die Geladenen am Eingang empfingen; den Damen boten sie den Arm und führten sie an ihre Fauteuils. Anschließend an das Podium bis gegen die Mitte des großen Raumes saßen zu ebener Erde in Reihen die Verwandten und näheren Bekannten der beteiligten Familien; eine stattliche Schar. In der Mitte, vor der Freitreppe, hatte ein halbes Dutzend arabischer Musikanten eine kleine Bühne besetzt, beschränkten sich aber vorerst auf fortgesetztes Stimmen des Orchesters, das aus einer Art Cymbal, einer altmodischen Gitarre, einem Tamburin und etlichen geigenähnlichen ein- oder zweisaitigen Streichinstrumenten sich zusammensetzte. Die ganze rechte Hälfte der weiten Zelthalle schien den unteren Gesellschaftsklassen vorbehalten zu sein. Unter den hier — übrigens in musterhaft ruhigem, würdigem Benehmen — sich Versammelnden war alles vertreten, was nur in irgend einer Beziehung zum Hause stand; der An-

*) Auch hierin beginnt ein Wandel sich bemerkbar zu machen; die Fortgeschrittensten fangen bereits an, auf der Straße den Schleier wegzulassen.

Digitized by Google

gestellte, der Lieferant, der Handwerker sollte heute hier einen guten Tag feiern.

Vom tadellosen schwarzen Frack bis herunter zum blauen Fellachenhemd konnte man alle Kleidungsstücke des Morgen- wie des Abendlandes unter diesem Zeltdach vereinigt finden, und Sprachlaute aus einem guten Teil des Erdenrundes klangen hier zusammen zu einem summenden Gemurmel. Arabisch, Französisch, Englisch herrschten vor.

Nachdem man Platz genommen und Aug' und Ohr sich einigermaßen zurechtgefunden hatten in all den ungewohnten Eindrücken, hoffte man nun natürlich auch etwas zu erleben. Aber weit gefehlt. Man saß und saß, schwätzte, rauchte von den gebotenen Zigaretten eine nach der anderen, wartete und wartete, aber nichts von Interesse wollte die nächsten zwei Stunden kürzen. Nicht einmal die Musiker riskierten ihr Können zu zeigen — sie stimmten noch immer!

Da waren unsre Damen besser dran. Sie wurden nacheinander von den beiden Bräutigamen und deren männlichen Verwandten abgeholt und ins Haus geführt, die Bräute zu beglückwünschen. Kein Mann, nicht einmal der eigene Bräutigam durfte vor der eigentlichen Trauungszeremonie die Bräute sehen. Nach strengem alten Brauch soll ja der zukünftige Gatte seine Lebensgefährtin überhaupt zum erstenmal in dem Moment von Angesicht sehen, wo sie ihm als Gattin „übergeben" wird. Eine nach unsern Begriffen von Ehe widersinnige, ja grausame Vorschrift, die allerdings heute nur noch der Form nach insoweit befolgt wird, als der Bräutigam wenigstens bei den Hochzeitsfeierlichkeiten nicht vor der feierlichen Übergabe seine Braut zu sehen bekommt. So wurden denn auch unsre Damen im Vorzimmer der Bräute von deren Frauen empfangen und von diesen dann ins Ehegemach geleitet. In diesem mit blauer Seide und Spitzen ausstaffierten, geheimnisvoll erleuchteten Raume nun zeigte man ihnen zwei große, seltsam geformte Haufen von Tüll und Gaze.

Das waren die beiden Bräute.

Regungslos, unter Schleiern förmlich vergraben, saßen die Bedauernswerten stundenlang da und nahmen diese sonderbare Gratulationscour ab. Kaum daß sie die Augen frei hatten, um wenigstens ihre allernächste Umgebung wahrnehmen zu können. Und gut warm mußten sie's haben, die Armsten!

Als es gegen Mitternacht ging — so erzählte mir eine Dame, die gerade um diese Zeit an die Reihe gekommen war — erhoben sich die beiden, ich möchte fast sagen „Verurteilten" und erklärten auf Französisch, sie müßten sich jetzt zur Trauung zurechtmachen.

Unterdessen war aber auch die Herrenwelt unten in der Zelthalle endlich zu Taten gekommen. Etwa eine Stunde vor Mitternacht tat sich, wie von Geisterhand bewegt, plötzlich die eine Zeltwand auf, und es öffnete sich ein neuer, bisher verborgen gebliebener Raum. Wohl von den meisten der Eingeweihten war dieser Moment sehnsüchtig erwartet gewesen; ihnen verhieß er offenbar den Höhepunkt des ganzen Festes. Denn a tempo flutete alles da hinein, buchstäblich mit Hand und Fuß rücksichtslos sich den Weg bahnend. Jeder Würde vergessend, stürmte die gierige Menge die zum Biegen vollbesetzte Tafel und stürzte sich auf die Genüsse von Küche und Keller, die da in Form der mächtigsten Keulen und Rücken, Pasteten und Puddings, Majonnaisen, Kuchen, Torten, bunten Süßigkeiten, Früchten, Weinen und Limonaden aufgefahren waren.

Die materiellen Gefühle, die bis dahin, bei manchem vielleicht mühsam genug, unter der Maske abendländischer Gesittung zurückgedämmt gewesen, jetzt ließ man ihnen vollen, freien Lauf und Europas übertünchte Höflichkeit kapitulierte hier wieder einmal bedingungslos vor dem Raubtier, das wohl ein bißchen in uns allen steckt.

Man erlebte arge Enttäuschungen. Der Kavalier, der dir eben noch mit seinem tadellosen Französisch imponierte, schwingt jetzt das Hinterviertel eines fetten welschen Hahnes in der glacébehandschuhten Pranke. Den geschniegelten und gestriegelten Jüngling, der dir durch sein elegantes Äußere aufgefallen war, den findest du hier als vollendetes Rauhbein wieder, wie er sich in ungezügelter Gier eine Portion von dem duftenden Hammelrücken herunterfäbelt. Aber eine nicht zu knappe. Und dort der würdevolle Mann, der sich vorhin so verbindlich und orientiert mit dir unterhalten, gerade taucht er aus der Brandung auf, ein beträchtliches Stück saftigen Bratens in der Hand, das er sich irgendwo in heißem, ehrlichem Kampf erobert.

Aber das ist der Orient; der echte, unverfälschte Orient.

Wohin man sah, schmatzte und kaute und schluckte und würgte es; Sektpfropfen knallten da und dort. Ob die Alkoholika nur von den Christen frequentiert wurden, weiß ich nicht. Jedenfalls schien alles aufs höchste befriedigt, nun sich diese Programm-Nummer so glänzend gestaltet hatte.

Bald waren Schüsseln und Flaschen leer. Draußen in der Halle intonierte die Eingeborenenmusik ihre Weisen. Trotz des langen Stimmens waren sie aber weniger schön als für Unsereinen interessant: ein Zupfen, Schlagen, Brummen, Gurgeln in gleichmäßigem Rhythmus ohne eigentliche Melodie. Und die Gäste, gesättigt nun und angeregt, nahmen ihre alten Plätze wieder ein.

Die zwölfte Stunde mochte wohl schon vorüber gewesen sein, als die Schlußzeremonie der Eheschließung begann. Unter einem Seiteneingang erschienen, umgeben von einer Schar von Freunden und männlichen Verwandten, die beiden

Digitized by Google

Bräutigame mit Klimbim, Trara und Vivatrufen neuerdings in der festlichen Versammlung. Dieser Gruppe schloß sich alsbald neue Gefolgschaft an, und so brachte man die Helden des Festes im Triumph herein. In der Mitte wurde Halt gemacht; ein junger Mann stieg auf einen Stuhl und hielt nun zunächst in Arabisch, dann in wohlgesetztem Französisch eine Rede, die, von gutem Humor durchsetzt, in ein gewaltiges Hoch auf die beiden jungen Ehemänner ausklang. Diese natürlich blieben die Antwort nicht schuldig und erwiderten nacheinander in längeren Ansprachen. Dann folgte ein Hoch auf den Khedive. Aber damit nicht genug; auch der Fremden mußte man nach guter Art gedenken, die so zahlreich vertreten waren. Und so ließ man auch sie noch leben, die verschiedenen Nationen alle und ihre Herrscher.

Dieses Reden und Gegenreden hatte reichlich lange gedauert, aber das mußte doch sein, anders tuts der Orientale nicht; und hierin lag zweifellos Herzlichkeit und Freude am Humor. Und dann hob man die beiden Gefeierten auf kräftige Freundesschultern und unter Halloh, Musik, Lachen und Scherzen trug man sie die Freitreppe hinauf, dem Ehejoch entgegen, das freilich im Orient den Mann nicht allzusehr drückt. An der Schwelle des Hauses setzte man sie ab; die Beiden winkten zurück und hinter ihnen schloß sich die Tür, durch die keinem fremden Mann zu treten erlaubt war.

Drinnen aber fand jetzt die feierliche „Übergabe" statt. Da treten die Frauen und Freundinnen in Funktion; von ihnen nimmt — nach einer bedeutungsvollen weiteren Zeremonie — der Gatte die Gattin entgegen. Damit gilt die Ehe dann als geschlossen. —

Aus den Theatern.

Vom Meininger Hoftheater.

Charles Kennedy: Der Diener des Hauses. Ein Spiel des heutigen Tages in fünf Akten.

Seit der vor Jahresfrist erfolgten Einweihung des neuen Hoftheaters hatte man von Meiningen nichts Besonderes mehr vernommen: die literarischen Anregungen, die man erwarten durfte, sind ausgeblieben, und die Neuheiten, die man dort herausbrachte, vermochten nicht die haupt- und großstädtischen Referenten zu der etwas umständlichen und weiten Reise nach der kleinen, stillen Residenzstadt zu bewegen. Statt dessen beschränkte man sich auf die Pflege solider Schauspielkunst in Wahrung althergebrachter Traditionen. Um so erfreulicher ist es, daß jetzt nach so langem Warten endlich eine literarische Tat vollbracht wurde, die nicht nur ein wertvolles Stück, sondern zugleich einen interessanten, beachtenswerten Autor auf die Bühne stellte und in Deutschland einführte. Charles Nunn Kennedy ist in den Ländern englischer Zunge kein Unbekannter mehr, seit er „Winternachtfest" und „Ein Diener des Hauses" geschrieben hat; mit letzterem Schauspiel erscheint er nun zum ersten Male bei uns, und wir hoffen, ihm öfters noch zu begegnen. Wie ältere Maler Italiens ganze Bilderzyklen schufen, wie Leute wie Hermann Bahr eine zusammenhängende Folge von Romanen schreiben, die einen großen Gedanken darstellen sollen, so gehören auch diese beiden Dramen Kennedys zu einer Reihe von sieben Schauspielen, die sich mit den großen Fragen des Lebens, den höchsten und letzten Dingen beschäftigen sollen. Schon durch dieses Grundmotiv unterscheidet sich Kennedy stark und löblich von den durchschnittlichen Modernen: er will etwas Positives bringen und wurzelt stark in den Anschauungen des sozialen Kirchentums, wie es besonders in Amerika, des Dichters zweiter Heimat, zu Hause ist. Sozialer Fortschritt auf religiöser Grundlage unter starker Betonung des ethischen Moments; das ist der Gedankeninhalt seines künstlerischen Schaffens, ein Gebiet, an das sich heute höchstens Dilettanten, kein ernster Könner bei uns gewagt hätte. Und es ist interessant, hier den Unterschied seiner Anschauungen und Problemstellungen von denen Ibsens zu konstatieren, des großen nordischen Sozialkritikers, von dem er in der dramaturgischen Technik gelernt und erfreulicherweise mit gutem Erfolg gelernt hat. Man kann sein Werk ruhig ein Christusdrama nennen, wenn er auch diese Figur nur in der Verkleidung eines aus dem Orient kommenden Propheten auftreten läßt. Der fremde Mann ist ein Diener im Hause des Probstes und predigt von da aus der sündigen Welt, die er vorfindet, die Religion Christi; er tritt auf gegen den mammonistisch gesinnten Bischof, findet, „wie der Heiland vor zwei Jahrtausenden am meisten Verständnis bei den Armen im Geiste, der hier in Gestalt eines Arbeiters vorgeführt wird, und bei dem Kind, das, von Frl. Thimig ausgezeichnet dargestellt, allein von der Unreinheit weltlicher Gelüste und Verderbtheit unberührt ist. Unter des feinsinnigen Intendanten Grube persönlicher Leitung ließ man dem Werk alle nötige Sorgfalt angedeihen nnd fand mit der auf erfreulicher Höhe stehenden Aufführung starken Beifall, hoffentlich auch die nötige Resonanz, um dem tüchtigen Stück und seinem begabten Verfasser auf andern deutschen Bühnen Eingang zu verschaffen. Franz E. Willmann (Leipzig).

* * *

Dresdener Literarische Gesellschaft.

Otto Erler: Die Reliquie. Komödie in zwei Aufzügen.*)

Was Städte von echtem Theaterblut wie Berlin, Wien und München schon lange, Frankfurt seit kurzem besitzen, wonach Leipzig sich sehnt, das hat Dresden in seiner Literarischen Gesellschaft: eine Vereinigung von Freunden der Literatur, die alljährlich einigen Dramen Bühnenleben verschafft, die sonst ein Buchdasein führen müßten; sei es, daß ein unbekannter, jüngerer Autor gefördert werden, sei es, daß ein literarisch wertvolles, aber dramatisch schwaches Werk wenigstens einmal gezeigt werden soll, sei es auch daß man auf dem Wege der Vereinsvorstellung ein Opus den Klauen des Zensors entreißen will. So war es diesmal mit Otto Erlers „Reliquie", nachdem man voriges Mal Moritz Heimanns „Joachim v. Brandt" mit dem Erfolg auf die Bühne gebracht hatte, daß Barnowsky das Lustspiel in das Repertoir seines „Kleinen Theaters" zu Berlin übernahm und es neuerdings auch anderwärts, so in Straßburg, gegeben wurde. Soviel Glück dürfte man nun freilich mit dieser Oppositionsaufführung kaum haben: wenn ich auch grundsätzlich gegen alle Zensur in artibus bin und hier wirklich kein Anlaß zu ihrer Ausübung vorlag, so kann ich der Wirkung doch nur recht geben, die uns dies Stück nur einmal als Vereinsvorstellung sehen ließ, auf daß es besserem Platz mache. Fürs eine Mal ist es aber ganz interessant zu sehen, wie Otto Erler sich mit dem heiklen Stoffe abfindet.

Ja, die Heiligen sind merkwürdige Leute: hat da der heilige Bartolus der kranken Bäuerin Majella (irgendwo in Nordspanien, im Reformationszeitalter) einen Heilbesuch gemacht und bei seinem etwas fluchtartigen Abgang die Hosen vergessen. Der Ehemann, der Bauer Piffa, im

Digitized by Google

Morgengrauen heimkehrend, hat aber den seltenen Gast durch den Garten verschwinden sehen, und die Spuren verlieren sich nach dem Kloster hin. Der Prior, vom Bauern befragt, wird ohne Hosen befunden als einziger aller Mönche und kommt auf eine gute Idee, um sich aus der Verlegenheit zu retten, indem er erklärt, der Heilige habe sicher von ihm, dem Prior, die Hosen geliehen, man müsse diese „Reliquie" also festlich dem Kloster wieder zuführen. So rettet er sich und bekommt sogar die Hosen wieder. Solange solche Scherze in gut katholischen Quellen, nämlich den Facetien des Florentiners Poggio Bracciolini, sich finden und seinerzeit die geistlichen Herren unterhielten, mögen sie auch heute berechtigt sein, dachte Erler, und dichtete flugs sein Schauspiel nach diesem Stoff. Bewundern muß man die Kunst, mit der er es getan, vor allem die Dialektik, die er aufgewendet hat, um die ganze Sache glaublich erscheinen zu lassen. In dieser Fertigkeit liegt aber wohl der einzige Wert des Stücks, das der eigentlichen Handlung so gut wie ganz entbehrt. Es ist doch alles im Grunde auf das Amüsante hinausgespielt, ohne freilich irgendwie auf Obszönität oder Lasziviät zu spekulieren. Und es gibt da einen harten Kampf; denn Piffa verfügt über ein gut Teil sogenannter Bauernschlauheit, die der Gerissenheit des Priors nur deswegen nicht ebenbürtig ist, weil dieser mit seiner Spekulation auf die Naivität der großen Menge schließlich den Sieg behält, als er die ganze Sache auf das Mirakel hinausspielt und ihm der Unfrieden unter den Bauern zu Hilfe kommt, die dem Piffa einen gründlichen Hereinfall wohl gönnen. Die versuchte ethische Vertiefung, die darin liegen soll, daß der Prior später dem Bischof die Geschichte beichtet, scheint mir oberflächlich und nicht gelungen zu sein. Im großen und ganzen bedeutete diese Vereinsveranstaltung also keinen eigentlichen Gewinn; doch hat Otto Erler durch frühere Werke einen guten literarischen Namen, der wieder Besseres, Wertvolles erwarten läßt.

Franz E. Willmann (Leipzig).

Randbemerkungen.

Nach Italien,

nach Italien,
Alter, zu dem Hauptskandaligen
Laß mich ziehn als ein Tourist,
Wo der Mensch vor Garibaldi,
Politik und Wahnwitz all die
Kunst und die Natur vergißt!

Dieser wunderschöne Vers aus der „Neuesten Wanderlust" ist nicht im Jahre 1911 verbrochen, sondern schon 1860, also noch ein Jahr, bevor Italien sich die Möglichkeit verschaffte, jetzt sein 50jähriges Jubiläum zu feiern. Er bezieht sich demnach nicht auf den Deutschen Kronprinzen. Das sei, um Mißverständnissen vorzubeugen, ausdrücklich festgestellt. Im übrigen haben die 51 verflossenen Jahre ihm nichts geschadet. Dem Vers nämlich. Er ist vielmehr so wahr und schön wie am ersten Tag. Was haben sich die Leutchen dort unten den Kopf zerbrochen, ob der Kaiser ihr Jubiläum besuchen will. Vor Politik und Wahnsinn ward all die Kunst der Diplomatie und die Natur des Taktgefühls vergessen. Unsre Berliner redaktionelle Zentralstelle für romanische Interessen half tapfer, den Karren ganz und gar verfahren, und rühmte sich noch des schadenfrohen Bewußtseins, den Kaiser und seine Regierung dadurch in eine allerpeinlichste Situation gebracht zu haben. Man nennt das nationale Disziplin. Was mag der Kaiser dabei gedacht haben? Der Vatikan hat erklärt, in diesem Trauerjahre überhaupt keine Fürsten zu empfangen. Da war also keine Schwierigkeit. Fallières' eventuelle Anwesenheit? Warum nicht? Wenn der Kronprinz ihm begegnet, kann der Kaiser ihm auch begegnen, wenn nur die Diplomaten vorher den Chimborasso zeremonieller Welträtsel planiert haben. Dem Kaiser wäre es wahrscheinlich sogar ein Vergnügen, Herrn Fallières' Hand zu schütteln. Denn er ist ein Kaiser des Friedens und neuer Friedenstaten cupidus. Das ist sein Stolz. Aber diese modernen Garibaldis der Feder und der Phrase, die haben die Hindernisse geschaffen. Wäre der Kaiser gekommen, hätte nicht Frankreich und die franzosenfreundliche Presse in Rom und Berlin sofort geschrien: Er kommt gezwungen, nicht mehr freiwillig, was hats für Wert? Und brüstet sich nicht schon jetzt das romanische Sprachrohr an der Spree: Unsre Artikel haben den Kronprinzenbesuch bewirkt! — So wenig Italiens ernsthafte Politiker je ihre Dreibundpolitik auf Fürstenbesuche gründen würden, so sicher weiß man, wie sehr es der Berliner Regierung am Herzen liegt, Italien alle mögliche Freundlichkeit zu erweisen. Der Kronprinz wäre nach Rom gereist, auch wenn alles dieserhalben durch Tinte entwertete Papier unbeschrieben geblieben wäre. Immerhin bietet der Besuch des Heimkehrenden und seiner lieben Ehefrau Cäcilie auch gerade nach der taktlosen Polemik die beste Lösung der Frage. Das Deutsche Kronprinzenpaar genießt in aller Welt ein ungetrübtes Wohlwollen, eine fast vergnügte Sympathie. Was quält dies junge Paar die intrigante Art kabalesüchtiger Routiniers? Nach Italien, nach Italien laß mich ziehn als ein Tourist! Der Tourist wird im neuen Repräsentationsstrudel hoffentlich auch die Kunst und die Natur nicht so bald vergessen, die er aus Indien heimbringt, „wo die Elefanten kreisen, und die Enkel stiller Weisen singen den Bramanenchor".

W.

* * *

Das Recht auf den eigenen Tod.

Das Ehrengericht hat einem Offizier — ob er Graf Pfeil heißt oder anders, ist gleichgültig — Uniform und Titel aberkannt, weil er durch Selbstmordversuch den Fahneneid gebrochen habe. Der Kaiser hat ihm den Titel behalten und bestimmt, daß die Akten über diesen Teil des Urteils wegzulegen seien, da solche Tat der Betreffende vor Gott und seinem Gewissen zu verantworten habe, aber nicht vor einem menschlichen Gericht irgendwelcher Art. Unbedingt gehe es zu weit, aus einem solchen Schritt ein Verschulden wegen Bruches des Fahneneides herleiten zu wollen. Das Empfinden des Kaisers ist oft — und nicht immer zu unrecht — mittelalterlich genannt worden. Durch solche Kundgebungen wie diese über den Selbstmord erweist er sich als ein modern denkender Mann im besten Sinne. Reimt sich das zusammen? Auf den ersten Blick schlecht. Der Kaiser ist Soldat, vom Scheitel bis zur Sohle durchdrungen von soldatischem Pflichtgefühl. Dies Pflichtgefühl kristallisiert sich im Fahneneid. Getreu bis in den Tod! Selbstmord ist nach überlieferter Moral Feigheit. Muß er nicht nach soldatischer Moral dreimaldoppelte Feigheit sein? Man kann so deduzieren, wie's das Ehrengericht offenbar getan hat. Aber man braucht weder morallos noch religionslos zu sein, um auch zu andrem Schlusse zu kommen. Hier tritt vielmehr gerade der Unterschied von Moral und Religion zutage. Die rein menschliche, sagen wir kantische Moral ist um so reiner, je rigoroser sie auftritt. Je höher sie die Pflicht faßt, um so stärker muß sie die Selbstverneinung des Willens im freiwilligen Tode als Pflichtvergessenheit kennzeichnen. Anders die Religion. Ihr ist der Selbstmord keine Feigheit, sondern Sünde, verstockter, meinetwegen unter Feigheit versteckter „Trotz gegen Gott". Aber „Sünde" aber richtet kein menschliches Gericht, sondern Gott allein. Von hier aus findet man den Schlüssel zum Gedankengang des Kaisers und zur Einheitlichkeit seiner Person. Bei ihm bestimmt in solchen Fragen das religiöse Denken, nicht das menschlich-soldatisch-moralische. Im religiösen Denken wurzelt ja auch seine Auffassung vom Amt der Könige. Weil aber der Protestantismus als Religion seine individualisierende, per-

*) Die Buchausgabe erschien bei C. A. Koch (H. Ehlers) in Dresden (2 M.).

Digitized by Google

sönlichkeitsbildende, freiheitliche Kraft gerade darin besitzt, daß er „Gott gibt, was Gottes ist und den Menschen, was der Menschen ist", darum kann der Kaiser über das, was „Gott und dem Gewissen" gehört, nicht menschlich-moralisch oder gar soldatisch richten. Und so kommt es, daß er sich darin zusammenfindet — nicht mit Moralisten und Pharisäern —, sondern gerade mit dem freiheitlichsten, allermodernsten Menschentum, das von Religion überhaupt nichts oder so gut wie nichts mehr wissen will. Moral: Die Freiheitsbegriffe des Evangeliums und Nietzsches haben einen gemeinsamen Gegner, genannt Kant, und können sich infolgedessen begegnen, ohne sich doch zu gleichen. W.

* * *

Verein der Lebensretter.

Der Grundgedanke meiner Notiz in Nr. 3 der „Gegenwart" war der: Es ist für mein Empfinden unvereinbar, daß ein Mann, der eben noch das Beste seines Seins unbedenklich für einen unbekannten Nebenmenschen zu opfern bereit war, auf Zahlung einer Prämie und Verleihung eines Ordens drängt; denn ich achte die Tat des Lebensretters für die größte, die dem hilfsbereiten Menschen heute zu tun möglich ist. Wenn die Welt so gleichgültig ist, daß sie so etwas zu belohnen nnd anzuerkennen vergißt oder im besten Fall mit einigen Talern und einem farbigen Bändchen vergelten zu können glaubt, so sind das Tatsachen, die ich ebensosehr unsrer Zeit unwürdig finde, wie Herr V. S., dessen Ausführungen ich mit Interesse gefolgt bin. Ich bin auch überzeugt, daß es den meisten Lebensrettern unendlich schwer fällt, dies zu tun, und daß es in der Regel nur dann geschieht, wenn die Not groß und ein andrer Ausweg nicht mehr möglich ist. Aber auch dann noch würde ich es — gerade weil ich den Lebensretter so hochachte - weit eher verstehen können, wenn er sich still mit der Tatsache abfinden würde, auch wenn er darunter litte. Ich glaube auch bestimmt, daß viele sind, die dieses Empfinden teilen. Gerade ein Mensch, der seinen Nächsten so viel opfern konnte, wird es unter seiner Würde halten, dafür eine Belohnung zu empfangen. Von der Menschheit im großen und ganzen halte ich ja auch nicht besonders viel; aber von einem Manne, der mir bewiesen hat, wie sehr ihm das Schicksal seiner Nächsten zu Herzen geht, kann ich nichts andres als Großes erwarten. Allerdings weiß ich auch wieder, daß dauernde Not den Menschen beugen kann, und daß die Gleichgültigkeit und Undankbarkeit der Welt den herrlichsten Idealismus schon zugrunde gerichtet haben. Jeder edlen Tat gönne ich von Herzen Anerkennung und Belohnung, ja ich fühle die moralische Verpflichtung der Welt, ihr sie zuteil werden zu lassen. Verlangen aber darf sie der Held nicht, wenn er Held bleiben will.

Es ist jetzt vielleicht deutlicher, als es früher war; auf jeden Fall ist es das Gleiche. Ich vermag dagegen keinen andern Standpunkt einzunehmen. Die Zwecke und Ziele des Vereins kann ich mit Freuden gutheißen — solange der Lebensretter, dem zu seiner Anerkennung und Belohnung verholfen werden soll, ihm fernsteht. Wie er aber Mitglied des Vereins ist, darf er sich nur noch um das Wohl andrer Lebensretter kümmern, die ihrerseits dem Verein wiederum nicht angehören dürfen. Dann ist das selbstlos und wiederum groß und aller Anerkennung wert. Soviel aus den Statuten zu entnehmen ist, wird es sich in der Hauptsache auch um diese Art der Unterstützung handeln. Dann besteht der Verein zu recht und verdient die Sympathie aller Fernstehenden.

Paul Altheer (Berlin).

* * *

Mond und Wetter.

I. Rückblick. Die in Nr. 8 am 27. Februar ausgesprochene Vermutung, daß die während der Neumondzeit im Osten weit nach Süden gewanderte Kältewelle auch für den westlichen Teil Deutschlands auf kurze Zeit noch Bedeutung erlangen würde, hat sich als richtig erwiesen. Vom 7. Februar ab herrschte auch im ganzen westlichen Deutschland Frost, der in den nächsten Tagen — vom 8. bis 10. Februar — namentlich nachts etwas tiefere Kältegrade erreichte, so daß es doch noch zu einer kräftigeren Eisbildung gekommen ist. Am Tage wurde die Kälte allerdings durch die infolge der klaren, trockenen Luft besonders starke Wärmestrahlung der Sonne erheblich gemildert.

Der in Nr. 6 auf die Zeit zwischen dem 9. und 12. Februar angesetzte Witterungsumschlag ist für unsre westliche Gegend mit großer Pünktlichkeit eingetroffen. Sein Kommen war für den aufmerksamen Beobachter schon am Morgen des 11. Februar zu erkennen. Denn während bis dahin die Tage hell und klar waren und nachts der zunehmende Mond in völliger Reinheit erstrahlte, zeigte sich am 11. Februar der Himmel morgens leicht bedeckt, und die Bewölkung nahm bis zum Mittag langsam, aber stetig zu, ein Zeichen, daß in den höheren Luftschichten feuchthaltige wärmere Luft vom Ozean her im Anzuge begriffen sei. Abends kam der Witterungsumschlag mit Tauwetter und Regen zur vollen Entwicklung.

Die von mir in dieser Zeit auch erwarteten stärkeren Schneefälle sind für unsre Gegend allerdings ausgeblieben. Offenbar hat die bei uns voraufgegangene Kälte nicht ausgereicht, um die in den oberen Luftschichten befindliche Feuchtigkeit in Schneeform umzuwandeln, zumal die tagsüber schon erheblich wirksame Sonnenwärme das ihrige dazu beigetragen haben wird, eine solche Schneebildung zu verhindern. Dagegen wurden aus solchen Gegenden, wo die Voraussetzungen gegeben waren — Zusammentreffen oberer feuchthaltiger äquatorialer Luftströmung mit starker polarer Kälte — namentlich aus dem Osten Deutschlands, aus Wien und dem ganzen südlichen Rußland starke Schneestürme gemeldet, die vielfach zu Verkehrsstörungen Veranlassung gaben.

Der zunächst nur auf den Westen sich beschränkende Witterungsumschlag vermochte weiter im Osten gegenüber der dort lagernden strengen Kälte nur langsam sich Geltung zu verschaffen. Fast schien es zuerst sogar, als ob die Kälte alsbald nach Vorübergang des Vollmondes wieder nach Westen vordringen werde, da Berlin am Tage nach Vollmond — 8° zeigte. Dann aber breitete die warme äquatoriale Luftströmung vom Ozean her ihr Herrschaftsgebiet unaufhaltsam immer weiter aus. Hoher Mondstand und Vollmond haben seitdem ihre Arbeit wieder so gründlich getan, daß selbst die strenge Kälte im äußersten Osten völlig hat weichen müssen. Zum dritten Male in diesem Winter hat sich damit der Satz bewahrheitet, daß über den Vollmond hinaus kein Frost standhält; ein Unterschied findet sich lediglich in der Plötzlichkeit und Schnelligkeit, mit der sich die Wirkung des Vollmondes gegenüber der polaren Kältewelle durchsetzen konnte. Die Bezeichnung luna frigida, die dem Mond bisweilen gegeben wird, weil er in kalten Nächten klar am Himmel steht, ist sonach für den Vollmond im Winter nichts weniger als berechtigt, vielmehr verdiente er dann geradezu die gegenteilige Bezeichnung.

Die Verfolgung des Verlaufs des Witterungsumschlages auf den Wetterkarten bot auch diesmal wieder ein äußerst lehrreiches Bild. Das starke Drängen der äquatorialen Luft nach dem Pol machte sich zunächst im Nordwesten bemerkbar, wo Island und die Faröer am Vollmondtage 13 und 10° Wärme zeigten. Von dort aber wurde diese warme Luftwelle schnell zurückgedrängt, und nunmehr sehen wir die Kälte im äußersten Nordosten — Haparanda, Archangelsk — schnell und stark zurückgehen, während sie weiter südlich in den Tagen nach dem Vollmond erst ihren Höhepunkt erreichte. Am 16. Februar hatte Hermannstadt in Siebenbürgen, das wegen seiner Lage in dem von den Karpathen und den transsilvanischen Alpen umschlossenen Halbkessel besonders geeignet ist, die nach Süden wandernde Kälte aufzufangen und festzuhalten, 28° Kälte, die am folgenden Tage auf 19° herunterging. Am 18. Februar war aber auch dort der volle Witte-

Digitized by Google

rungsumschlag mit 2° Wärme eingetreten. Wohin diese Kältewelle so urplötzlich verschwunden sein mag? Wahrscheinlich wird sie von der unmittelbar über die Erdoberfläche streichenden warmen Luftströmung in die Höhe gedrückt sein und dort ihren Weg nach dem Aquator fortgesetzt haben.

Zugleich mit dem Witterungsumschlag hat sich als Folge des starken Luftaustausches zwischen der äquatorialen und polaren Strömung eine außerordentlich heftige Luftbewegung eingestellt. Seit dem 15. Februar — zwei Tage nach dem Vollmond — beherrschten stürmische Winde aus Süd bis West das ganze westliche Europa, die gestern mit den vielfach gemeldeten Schnee- und Regenböen, verbunden mit Gewittererscheinungen ihr Ende erreicht haben dürften. Offenbar hat auch die im Nordwesten über Island wieder stark im Vordrängen begriffene polare Luftströmung, die ebenso über Grönland und vielleicht auch dem amerikanischen Festlande dem niedergehenden Monde folgen wird, sehr dazu beigetragen, die über dem Ozean nach dem Pol hinstrebende Luftbewegung südwärts abzudrängen und sie so zu nötigen, sich nach Westeuropa Durchbruch zu verschaffen.

Somit haben sich im großen und ganzen meine Voraussagen über den Verlauf der Witterung in der verflossenen Mondperiode durchweg bestätigt.

II. Ausblick. Wir nähern uns jetzt der Zeit, in der Vollmond und Neumond von dem höchsten und tiefsten Mondstande sich am weitesten entfernen und allmählich ihre Plätze am Himmelszelt austauschen. Damit wird auch die Voraussage des Wetters, soweit sie sich auf die Stellung des Mondes gründet, schwieriger und unsicherer, da die Hauptphasen und die äußersten Mondstände jede für sich ihre besondere Wirkung auf die Richtung und Stärke der irdischen Luftströmungen ausüben.

Der nächste Neumond, mit dem meine letzte Voraussage in Nr. 6 abschloß, der aber nicht, wie dort versehentlich angegeben, auf den 28. Februar, sondern auf den ersten März fällt mit einer südlichen Deklination von 9° 28', wird, wie ich schon früher andeutete, aller Voraussicht nach mit einer einsetzenden erhöhten Luftbewegung von Westen her zunächst kaltes regnerisches Wetter bringen, da von der vorhergegangenen tiefsten Stellung des Mondes auch über dem Ozean, namentlich aber auf Grönland und dem amerikanischen Festlande, kalte Luft stark nach Süden vorgedrungen sein wird, die, mit der äquatorialen warmen und feuchthaltigen Luft sich mischend, zu uns herüberkommen wird. Es ist daher auch nicht ausgeschlossen, daß die Niederschläge vielfach in Schneeschauer übergehen werden. Erst allmählich, wenn der Mond den Aquator überschreitet, werden wir die Luftzuführung mehr von Süden her und damit wärmeres Wetter erwarten dürfen.

Um die Zeit des ersten Viertels, das am 7. März mit 24° 19' über dem Aquator steht, und des höchsten Mondstandes, 9. März, mit + 27° 28' ist die Aussicht auf die ersten warmen und milden Frühlingstage gegeben. Der wieder abwärts steigende Mond wird dann aber bald die weitere Zuströmung warmer äquatorialer Luft von Süden her aufhalten, so daß wir zum mindesten mit kalten klaren Nächten rechnen müssen. Voraussichtlich wird diese mehr polare Luftströmung schon bald nach dem Vorübergang des höchsten Mondstandes, etwa vom 12. März ab, ihre Wirkung geltend machen, zunächst in den bekannten trockenen und kalten Ostwinden, da die über den Steppen Rußlands und Asiens vom Winter her liegende polare Luft zum Teil nach Westen abfließen muß.

Der Vollmond, 15. März, auf absteigendem Bogen noch 3° 10' über dem Aquator stehend, wird dieser östlichen Luftbewegung wahrscheinlich ein Ende bereiten und zunächst Bewölkung veranlassen. Wir können mit ihm wie beim letzten Vollmond das Einsetzen einer stärkeren stürmischen Luftbewegung erwarten, die zunächst vielleicht noch warme Luft, sehr bald aber kältere Luft — das Ergebnis einer schon über dem Ozean sich vollziehenden innigen Mischung kalter polarer und warmer äquatorialer Luft — uns zuführen wird, verbunden mit böigen Regenschauern, die gelegentlich auch in Schnee- und Graupelschauer übergehen können.

Letztes Viertel haben wir am 23. März und zugleich tiefste Deklination des Mondes mit — 27° 35'. Über das Zusammenfallen des tiefsten Mondstandes mit dem Mondviertel läßt die Wirkung der ersteren Mondstellung nicht zur vollen Geltung kommen, so daß erhebliche Kälte nicht mehr zu befürchten ist. Wohl aber wird man von da ab wieder mit dem Auftreten der charakteristischen kalten und trockenen Ostwinde des Frühjahrs rechnen müssen. —

Dem Neumond am 30. März, fast genau über dem Aquatör stehend, wird ebenfalls eine mehr feuchte und regnerische Periode, jedoch mit milderer Luft folgen. Dann aber geht es rasch mit dem Monde bergan, und am 5. April haben wir höchste Deklination mit + 27° 38', am 6. April erstes Viertel. Diese Tage stellen vorübergehend das Erscheinen einer schon sehr warmen, ja unter Umständen schwülen Luftwelle in Aussicht.

Hildesheim, den 21. Februar 1911. Emil Brandt.

Der ächte Patriotismus.

Nach sehr angenehm durchzechter Nacht war ich am frühen Morgen, als gerade die Sonne aufging, im Berliner Tiergarten. Und da stand ich nun rauchend hinter einer hohen marmornen Denkmalsbank und dachte an Californien und die ewig Grog trinkenden Goldgräber.

Und siehe — da kamen zwei ganz dicke Schutzleute von entgegengesetzten Seiten aufeinander zu. Der eine sagte: „Guten Morgen, Schultze!“

Der andre aber sagte: „Guten Morgen, mein lieber, lieber Müller.“

„Aha!“ dachte ich, „also Müller und Schultze aus dem Kladderadatsch sind Berliner Schutzleute geworden, offenbar haben sie jetzt genug zu essen. Als Rentiers gings ihnen wohl nicht so glänzend.

Ich sah, daß die Gesichter der beiden Schutzleute tatsächlich im Morgenlichte glänzten — so als wären sie eingeölt.

Die beiden setzten sich auf die marmorne Denkmalsbank, nahmen eine Prise und bemerkten mich nicht, obgleich ich stark rauchte.

Und nun unterhielten sie sich:

Müller: Hab die halbe Nacht nachgedacht über Patriotismus.

Schultze: Donnerwetter! Die ganze halbe Nacht! Das nenne ich patriotisch.

Müller: Weißt du, Schultze, es gibt sehr viel unächten Patriotismus.

Schultze: Wieso?

Müller: Na — wenn ein Bäcker einem Polizeileutnant die Knüppel morgens bringt und dabei sehr patriotisch tut, so ist das — wenns nicht Dummheit ist — zumeist sehr unächter Patriotismus. Wert nicht sechs Dreier.

Schultze (tiefsinnig, Prise nehmend): Da magst du wohl recht haben.

Digitized by Google

Müller: Es hat eigentlich nur einer ein Recht, ohne weiteres patriotisch zu sein.

Schultze: Na — sage — wer denn?

Müller: Der Dichter.

Schultze: Donnerwetter! Warum?

Müller: Der Dichter ist immer ein idealer Mensch. Legt auf Essen, Trinken, Kleidung, Vergnügen nicht den geringsten Wert. Denkt immer nur daran, daß seine Werke recht viel gelesen werden. Will also, daß die Sprache, in der er schreibt, möglichst lange erhalten bleibt und die größte Verbreitung findet. Darum ist er patriotisch aus Idealismus — und nicht aus Rücksicht auf die frisch gebackenen Morgenknüppel. Verstehst du mich, Schultze?

Schultze: Mir geht ein Licht auf. (Die Morgensonne scheint ihm voll ins Angesicht.)

Müller: Des Dichters Patriotismus ist somit ein ächter Patriotismus. All die andern Patriotismen haben einen Haken. Ha! Ha! Ha! (Beide lachen längere Zeit und nehmen dann wieder eine Prise und beginnen zu niesen.)

Schultze: Jetzt will ich auch noch meinen Senf dazugeben: die Dichter müßten eigentlich versuchen, auch den Fremdländischen ihre Sprache beizubringen. So bekommen sie ein größeres Publikum. Ein Deutscher muß also zum Russen sagen: Lerne deutsch, sonst verhau ich dich. (Sie stehen auf, lachen wieder und gehen langsam die Siegesallee hinunter.)

* * *

Ich stecke mir langsam und umständlichst einen neuen langen Ziehgarn an und gehe zum Brandenburger Tor.

Paul Scheerbart.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usw. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Dahl, Friedrich: Anleitung zu zoologischen Beobachtungen. Wissenschaft und Bildung. Verlag von Quelle & Meyer (Leipzig). Preis geh. M. 1.—, geb. M. 1.25.

In dem Maße, wie die Freude an den Naturwissenschaften in immer weitere Kreise dringt, macht sich das Bedürfnis nach Werken bemerkbar, die auch den Laien in den Stand setzen, mit Nutzen naturwissenschaftliche Beobachtungen anzustellen. Ein Werk, das diesem Bedürfnis voll und ganz entgegenkommt, ist das vorliegende. Es gibt in gedrängter Form eine Übersicht dessen, was sich an der Tierwelt, und zwar hauptsächlich an der heimischen, beobachten läßt, so daß es dem Naturfreunde eine Quelle der Anregung und Belehrung darbietet. Das handliche Format ermöglicht es auch, das Werkchen bei Ausflügen usw. immer bei sich zu führen und an Hand der Abbildungen die im Tierleben sich darbietenden Erscheinungen zu vergleichen. Dr. A. N.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. — Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Wir verkaufen auf Teilzahlung

Moderne Trauringe Mattgold, 14 Karat 0.585 gestempelt

No. 2415. Sinnspruch: „Die Liebe höret nimmer auf". M. 28.—

No. 2416. Sinnspruch: „Dein für immer". M. 25.—

No. 2417. Sinnspruch: „Gott mit uns" M. 24.—

No. 2418. Sinnspruch: „In Liebe treu" M. 23.—

No. 2419. Blumenembleme Myrthe-Rosen M. 24.—

No. 2420. Blumenembleme Myrthe M. 23.—

No 1558. Glanzgold, 4 Brillanten, Gr. 9 (à 3/64 Kar.) 10 Brillanten, Gr. 1 (à 1/64 Kar.); zus. 14 Brillanten (46/64 Kar.), in Platin gefasst . . . M. 350.—

Hunderttausende Kunden in 30 000 Orten des Deutschen Reiches

Uhren

Unser Katalog enthält grosse Sortimente in Brillantschmuck. Feinste Uhrenmarken. — Hochzeits- u. Gelegenheitsgeschenke

Uhren

Jonass & Co., Berlin K.W. 320, Belle-Alliancestr. 3

No. 1124. Mattgold, Schiene durchbrochen, 1 Brillant, Grösse 2 (3/64 Karat), in Platin gefasst . . . M. 31.—

Eigene Gehäusemacherei. Eigene Goldschmiede. Eigene Gravieranstalt. Eigene grosse Uhrwerkstätten.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Meißler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 11. Berlin, den 11. März 1911. 40. Jahrgang Band 79.

An das Publikum von Athen.

S. g. P.,

der Drang, Ihre Psychologie zu beklopfen, durch das Mittel der Druckerschwärze zu beleuchten, zu besingen, zu belehren, zu beleben, zu betrügen, zu betrauern, zu bedauern, zu belauern, zu bekritteln und zu kitzeln, einzuseifen und verachten, erwacht täglich. In Ihrer Stelle würde ich mir das verbitten. Nein, Unsinn, in Ihrer Stelle machte ichs gerade wie Sie. Deswegen könnte ich diesen Brief ebensogut an die Marsbewohner schreiben, oder an Ihre in Zeus ruhenden Vorfahren im alten Athen oder gar nicht. Zweck hat er nicht. Aber ich schreibe ihn eben. Warum? Liebes Publikum, haben Sies denn nicht begriffen: der Drang, Ihre Psychologie . . . . usw.? Also endlich!

Bürger von Athen! (Wo das liegt? An der Spree, Verehrtester!) Mitbürger, eine Sensation haben Sie letzte Woche gehabt, eine Sensation, einfach olympisch! Zeusvoll geradezu! Da könnten Sie selbst die Seineathener drum beneiden! Abgesehen davon, daß die die Sache natürlich raffinierter aufgemacht hätten. Aber dafür geht den Tröpfen wieder jede moralisch-teutsche Pharisäerwürze ab. Nein, im Grunde verstehen Sies immer noch besser. Also dieser klassische Vorwurf! Der oberste Zensor und die Jokaste-Darstellerin Tilla! Rasen Sie nicht noch immer, Mitbürger? Müssen nicht die Propyläen am Seineathener Platz einstürzen vor Scham? Kocht nicht von Rixdorf bis zur Akropolis Ihre empörte Seele in einem einzigen Aufschäumen der Entrüstung? Ha, eine verruchte Sache. Da hat der Zensor gemeint, ihn ginge die Kunst etwas an! (sic.) Und hat gemeint, die Kunst hätte etwas mit den Künstlern zu tun. (sic! sic!) Hat das schändliche Bedürfnis gefühlt, einmal von andern Dingen ernsthaft (!) zu reden, als von der Schlacht gegen die Moabiter und von böotischen Stadtsoldaten. Und hat sich gar unterstanden, zu denken, mit einer vornehmen, gebildeten, unabhängigen, künstlerischen Frau unterhalte es sich angenehmer, als mit Heldenvätern, die allzu deutlich merken lassen, daß sie die eigenen Väter ihres Heldentums sind. Hat also dieser Mensch besagte Jokaste gefragt, ob er Besuch machen dürfte, und — was das Ärgste ist — wußte nicht einmal, daß sie einem Manne gehört, der zwar nicht ihr Sohn ist, dafür aber Papyrosrollen durch schwarze Farbe entwertet, und das unter dem geheiligten Sammelnamen des Allwalters Pan! Hätte er wenigstens einfach seinen Visitenpapyros bei ihr abgegeben, — aber nein, er schreibt auch noch! Schreibt mit seiner lapidaren Handschrift und seinem lakonischen Stilgefühl: „Etwa 1/25?“ — und — und denkt sich nichts dabei! Bildet sich denn der ein, daß es noch Leute gibt, die sich dabei „etwas“ nicht denken? Wenn einer, der eine unvermittelte, gerade Art hat, einem Mitbürger meint einmal auch ohne Zopf und Maske ein ehrliches Wort, das von Interesse, Sympathie, von Ursprünglichkeit und Temperament zeugt, das nicht so ganz alltäglich bewertet sein will, wenn er etwa die grauenhafte Kühnheit besitzt, zu schreiben: Hören Sie mal, mit Ihnen möchte ich gerne einmal *mehr* reden, ich glaube, wir verstehen uns, — wenn einer so etwas Unerhörtes zu tun sich unterfteht, so steckt immer eine Gemeinheit dahinter. Verstehen Sie? Immer. Denn was ich denk und tu, trau ich jedem zu. Also Sie sind ganz meiner Meinung.

Und *was* für eine Gemeinheit! Derselbe Zensor, der den Titel des Stückes, in dem er seinen scheußlichen Einfall hatte, obszön fand, weil er ein Kleidungsstück bezeichnete, daß wir Griechen gar nicht kennen (weshalb wir es auch nicht in den Mund nehmen), derselbe Zensor wagt es, sich für jene große Künstlerin gewissermaßen geradezu in der Rolle dieses Kleidungsstückes, die außerdem noch gerade darin besteht, daß jenes — (das Wort will mir nicht aus der Feder, ich versuche es schon zum zweitenmal), daß also jene Unaussprechlichen nicht vorhanden waren, derselbe Zensor wagt es, sich für sie in dieser Rolle (!) zu interessieren! Sie haben ganz recht, unerhört! Und derselbige hat es gewagt, Neugierige zu warnen! Er sollte sich selber derohalben warnen! Hat es gewagt, den Schönen von Athen die Spitze zu bieten, indem er sie ihnen *verbietet* (Sie verstehen die feine Anspielung?). Wagt es, *unsre* Verkehrsfragen zu

Digitized by Google

regeln, wo er sich an die Nase seines eigenen Verkehrs fassen sollte. Nicht wahr (und in stärkerem Tone): Unerhört!! Unerhört!!! Geradezu wortlos aber ist man, wenn man hört, daß die ganze Geschichte völlig harmlos war. Was ich denk und tu, geb ich noch lange nicht beim andren zu. Es ist mein gutes Recht als Mensch und Zeitgenosse, andre in den tiefsten Pfuhl des öffentlichen Ekels, der Schande und Verachtung zu verdammen für dasselbe, was ich selbst tausendmal getan habe und tue. Aber wenn einer nicht tut, wie ich, also anders, harmlos, — Pfui Teufel! Das ist der Gipfel der Gemeinheit! Liebes Publikum, ich sehe, wir sind uns einig. Wir alle sind untadelig, aber jener? Den Daumen nach unten, kreuziget ihn, écrasez l'infame, demissionieren muß er!

Aber sagen Sie mal, würden Sie solche Sache an die Öffentlichkeit bringen mögen? Nicht wahr? Ich auch nicht. Wer tat das doch? Ach so, der große Mann mit dem verrückten Stil. (Auch verrückten Stil, ganz recht.) Hm, ist es nicht eigentlich sonderbar, eine Sache breitzutreten und dabei in offensichtlicher Weise genau in demselben Sinne darzustellen, der von den Nächstbeteiligten als Mißverständnis bereits beseitigt ist. In einem Ehrenhandel? Zur erklärten Zufriedenheit der Gatten? Und ist es nobel, eine reine Privataffäre — denn das bleibt sie, trotz der Berufung auf das Zensorenamt — als politische Waffe zu brauchen? Hat nicht sogar das Athener Tagepapyros so geurteilt? (das will etwas heißen!) und haben nicht auch andre Papyri deutliches Mißfallen an solcher Art bekundet? Eigentlich haben selbige recht, meinen Sie? Ja, ich eigentlich auch. Und ist es nicht sonderbar, wenn einer sein eigenes Verlagspapyros dazu hergibt, eigene, persönliche (immer peinliche) Angelegenheiten zu veröffentlichen, damit sein Freund dabei Stilübungen mache —? hä? (Auffallend ist es. Auffallend ordinär nämlich, dieses „hä".) Und wie würden Sie es nennen, wenn einer im „literarischen" (?) Kampfe mit absichtlich zweideutigen, irreführenden Worten von einer früheren Gefängnisstrafe munkelt, von der kein Wort wahr ist, und die den Angegriffenen zu Fall bringen soll, obwohl der Angreifende selbst, der „bessere Kritiker", zu den „neuen Menschen" gehört, die selber hoch wie der Taygetus erhaben sind über solche Vorurteile? (Was murmeln Sie? Ach so, Sie möchten sich keine Unannehmlichkeiten zuziehen, es ist auch besser, Sie sagen es nicht.) Würden Sie stolz sein auf derartige „Harfeneien"? Würden Sie das selbst als „komisch" bezeichnen? Ist es nicht vielmehr — ich glaube, das Fremdwort fiel schon — ordinär? (Was auf griechisch soviel bedeutet wie „gewöhnlich".) Und, verehrtes Publikum, ist es nicht von Ihnen eigentlich (jawohl, ich sagte eigentlich) genau so ordinär, so geschmacklos, so dumm, so beschränkt und unvornehm, auf solche Sensationsmache (Küchenklatsch mit literarischer Sauce) hereinzufallen und einem Mann beifälliges Gelächter zu spenden, der hämische Schadenfreude und Verdrehung für Geist und Witz verkauft? (Sie murmeln wieder? Gut, schämen Sie sich nur!) Ihre Gunst ist wetterwendisch, liebe Mitbürger, und launisch wie ein phönizisch Weib. Ich will daher nicht für unsern Oberzensor plädieren, der manches Sonderbare vollführt hat in unsrer Mitte, der unterschiedlich mehr Mut bewiesen hat als Geschicklichkeit. Ich will nicht für ihn plädieren, denn Sie sind störrisch, liebes Publikum, ich möchte Ihren Widerspruchsgeist nicht wecken. Aber eine Ihrer tiefen Wahrheiten möchte ich gebrauchen: Was zu weit geht, geht zu weit! Treffliches Wort. Na, also sehen Sie, da sind wir ja wieder ganz einig.

Und nun verzeihen Sie mir, liebe Mitbürger von Athen, daß ich einen Brief geschrieben habe, den ja Sie, an die er gerichtet, gar nicht lesen werden. Aber Sie wissen ja, „der Drang, Ihre Psychologie zu . . . (siehe oben) . . . verachten", erwacht täglich.

Mittlerweile,

herzlich

Tersites.

Der pekuniäre Gesichtspunkt bei Wahl der Offizierslaufbahn.

Von Gustav Dietmar,
Leutnant im Füsilier-Regiment v. Steinmetz.

Noch vor einigen Jahren konnte man in den Ranglisten vieler Truppenteile das Fehlen fast jeden Offiziersersatzes feststellen; Leutnants von 4 und mehr Dienstjahren waren immer noch ohne Hintermann. Seit den letzten Jahren ist dieser Zustand erheblich anders geworden; eine Menge junger Offiziere werden in jedem großen Wochenblatt befördert. Dieser Umstand erklärt sich aus den erheblichen Verbesserungen, die gerade in den letzten Jahren Parlament und Heeresverwaltung durch neue Gesetze und Bestimmungen für diesen wichtigen Beruf geschaffen haben. Es sind die neue Besoldungsvorschrift, das neue Offiziers-Pensions-Gesetz und die Bestimmung über Entschädigung der Abiturienten für die länger auf der Schule zugebrachte Zeit.

Während leider bis vor wenigen Jahren der Offizierberuf bei den gesteigerten Lebensbedingungen und Ansprüchen unsrer Zeit mit der Sicherheit auf ein sorgenfreies Leben im Dienst und nach der Pensionierung nur von einem begüterten Menschen gewählt werden konnte, ist zum

Digitized by Google

Segen des Heeres und seiner Offiziere durch die neuen Verhältnisse darin ein erheblicher Wandel getroffen.

Betrachten wir die Laufbahn eines jungen Mannes, der, ohne besondere Ansprüche erzogen, sich entschlossen hat, nach abgelegtem Abiturienten-Examen mit 18 Jahren bei der Infanterie als Fahnenjunker einzutreten, um Offizier zu werden. Ich nehme Verhältnisse einer norddeutschen Mittelstadt an, obwohl ich vorweg behaupte, daß nach Erfahrungen vieler Kenner, eine Großstadt für einen verständigen Menschen keineswegs teurer, anderseits die Kleinstadt als Garnison durchaus nicht immer billiger ist, als andre Orte.

Dieser junge Mann, der mit 18 Jahren eintritt und zu seiner Equipierung etwa 800 Mk. Anschaffungskosten bedarf, erhält vom Staate neben freier Wohnung, Heizung und Beleuchtung und Dienstbekleidung in den folgenden 15—17 Monaten noch durchschnittlich 45 Mk. an monatlichen Gebührnissen. Erhält er dazu 100 Mk. monatliche Zulage, so kann er in jedem Falle vorzüglich auskommen, zumal er bei allen Reisen die Vorteile des Militär-Tarifs (Kilometer 1 Pf.) auszunutzen berechtigt ist. Ich bin der Ansicht, daß bei der Summe von 145 Mk. barer Einnahme monatlich der Junker sogar kleine Ersparnisse zu machen in der Lage ist. Als Offizier tritt der junge Mann bei seiner Beförderung infolge der Vorpatentierung, welche den meisten Abiturienten gewährt wird, in ein Dienstalter von zwei Jahren und bezieht

das Gehalt der untersten Leutnantsstufe von	1500 Mk., dazu den
Wohnungsgeldzuschuß, den ich auf	360 Mk. annehme,
dazu monatlich Tischgeld 6 Mk. .	72 Mk., mithin
Summa	1932 Mk. jährlich.

Dies im Alter von 19½ Jahren, wo sein Konabiturient 3 Semester studiert. Bereits ein Jahr später steigt sein Gehalt um 200 Mk. und nach weiteren drei Jahren um wieder 200 Mk., so daß er sich dann mit Wohnungsgeld und Tischgeld auf ca. 2330 Mk. Jahreseinkommen steht, dies nach 5½jähriger Dienstzeit mit 23½ Jahren, einem Alter, in dem mancher Kandidat noch dem Staatsexamen mit Bangen entgegensieht und wohl kaum etwas verdient. Ist dies Gehalt noch nicht geeignet, den jungen Mann vollkommen zu unterhalten, so ist doch die Zulage in dieser Gehaltsklasse bereits eine recht geringe, denn ich nehme an, daß mit einer Einnahme von 225 Mk. monatlich insgesamt jeder junge Infanterie-Offizier auskommen kann. Dieses Gehalt erreicht der geschilderte Offizier nach 10jähriger Offizierszeit, also nach etwa 11½ Dienstjahren. Er erhält dann

	2400 Mk. Gehalt
dazu	360 Mk. Wohnungsgeldzuschuß
und als unverheirateter . . .	72 Mk. Tischgeld
Summa	2832 Mk. jährlich

im Alter von 29½ Jahren, wo mancher Mediziner noch mit 100 Mk. Assistentengehalt und mancher Assessor ohne Gebührnisse herumläuft. Selbst der besser gestellte Philologe, als Oberlehrer, ist in dem Alter auch noch nicht viel höher. Aber was hat seine Ausbildung gekostet und was hat der Offizier bereits insgesamt vom Staate erhalten?

Nach ca. 7 (+ 2 Jahre) = 9 Jahren Offiziers-Dienstzeit ist der Leutnant zum Oberleutnant befördert, wenigstens ist dies der zurzeit gewöhnliche Zeitpunkt. Auf Beförderung zum Hauptmann kann heutzutage spätestens nach ca. 15 (+ 2 Jahre) = 17 Offiziers-Dienstjahren gerechnet werden, also 5 Jahre lang bezieht der Oberleutnant das zuvor berechnete Höchstgehalt von ca. 236 Mk. monatlich.

Die Einnahme des Hauptmannsdienstgrades, der somit im Alter von etwa 34½ Jahren erreicht wird, beginnt mit:

Gehalt	3400 Mk.
Wohnungsgeldzuschuß	800 Mk. (Durchschnitt)
Sa.	4200 Mk.

Die Pferdeunterhaltungsgelder werden besonders gezahlt. (Anschaffungskosten zinslos vorgestreckt.) In diesem Gehalt bleibt der Hauptmann 4 Jahre lang, dann erhöht sich sein Einkommen um 1200 Mk. jährlich, es beträgt also 5400 Mk. im Alter von 38½ Jahren. Auch ist mit Erreichung dieser Gehaltsstufe ein Vermögensnachweis bei Verheiratung nicht mehr erforderlich. Nach weiteren 4 Jahren, also mit 42½ Jahren, erreicht der Hauptmann sein Höchsteinkommen von insgesamt 5900 Mk. Die Beförderung zum Major bringt an sich keine pekuniäre Verbesserung mit sich. Erst als Bataillons-Kommandeur — heut nach spätestens 30jähriger Dienstzeit, also mit 47—49 Jahren erreicht — steigt das Gehalt mit Wohnungsgeld auf 7350 Mk. Die Gehälter dieser und der höheren Chargen haben keine oder unbedeutende Änderungen gegen früher erfahren.

Von einer zu geringen Besoldung der unteren Chargen kann aber, wie ich glaube, bewiesen zu haben, gegenüber andern Staatsberufen nicht die Rede sein. Vom 18. Lebensjahre, dem Diensteintritt ab, rechnet jeder Tag zur pensionsfähigen Zeit, und es genügt wohl zu erwähnen, daß der Hauptmann, der sich mit 43 Jahren nach 25jähriger Dienstzeit pensionieren ließe, 3777 Mk. erhält. Die Niedrigstpension eines Bataillons-Kommandeurs beträgt ca. 5100 Mk. Dabei kann aber wohl jeder, der in diesem Alter pensioniert wird, eine Stelle als inaktiver Offizier für mehrere Jahre erlangen, die ihm eine Stellenzulage bringt und die Dienstzeit und damit die Pension jährlich vergrößert.

Jeder Beruf, der viel einbringt, schreibt ein Sparen vor für Zeiten des Alters oder der Gebrechlichkeit; der Staat spart für den Offizier und Beamten, und wenn man die gesamte wirtschaft-

Digitized by Google

liche Lage unsres Offiziersberufs betrachtet, so muß man zugeben, daß bei Vorhandensein der übrigen Bedingungen dieser Beruf selten sichere Aussichten für einen gesunden jungen Mann von Fleiß und Sparsamkeit bietet.

Über neuere biologisch-medizinische Probleme.

(Blut- und Eiweißforschung, Überempfindlichkeit, Idiosynkrasie.)

Von Dr. med. **M. Urstein** (z. Z. Steglitz).

III.

Unter Anaphylaxie versteht man eine gesteigerte Empfindlichkeit und veränderte Reaktionsfähigkeit des Organismus gegen ein und denselben Reiz. Sie wird bedingt entweder durch überstandene oder noch bestehende Infektionskrankheiten, viel häufiger aber durch Einspritzung von Antigenen, d. h. jenen Substanzen, die befähigt sind, Gegenstoffe zu bilden. Jedes mit Umgehung des Darmkanals zugeführte Eiweiß muß also beim Individuum eine Überempfindlichkeit erzeugen. Richet, der die Bezeichnung Anaphylaxie eingeführt hat, wollte damit, im Gegensatz zur Prophylaxie (was soviel wie Vorbeugung oder Verhütung eines Übels bedeutet), zum Ausdruck bringen, daß es sich hier um einen Zustand von Schutzlosigkeit des Organismus handle.

Wir wollen das Phänomen an der Hand des sog. Grundversuchs beleuchten: Einem normalen Meerschweinchen, dem man unbedenklich 20 Gramm Hammelserum unter die Haut bringen kann, werden nur $^1/_{1000}$ Gramm, welchem $^1/_{10000}$ Gramm Eiweiß entsprechen, eingespritzt. Da nun das Tier das Zwanzigtausendfache der Dosis verträgt, so hat die Einverleibung dieser kaum nennenswerten Spur körperfremden Eiweißes keinerlei sichtbaren Effekt gezeitigt. Werden aber demselben Meerschweinchen etwa 10 Tage nach jener Vorbehandlung („Präparierung") oder, wie man in der Regel sagt: „Sensibilisierung" nur $^5/_{1000}$ Gramm Hammelserum, d. h. viertausendmal weniger als ein normales Tier verträgt, ins Blut gespritzt, so bekommt es, während die Körpertemperatur um 3—5—10 Grad sinkt, alsbald schwere Krämpfe und stirbt innerhalb fünf Minuten an den Symptomen einer typischen Erstickung, wobei also die Atmungsorgane gelähmt werden, während das Herz noch eine Zeitlang weiter schlägt.

Daraus folgt, daß Eiweißmengen, welche für normale Tiere absolut gleichgültig sind, bei solchen, die vorher mit winzigen Spuren der gleichen Eiweißsubstanz sensibilisiert worden sind, die allerschwersten Vergiftungserscheinungen hervorrufen.

Geschieht jedoch die zweite Einspritzung, die sog. Reïnjektion, nicht direkt in ein Blutgefäß, sondern z. B. in die Bauchhöhle, so sind die Symptome weniger stürmisch, und das Tier kann sogar am Leben bleiben. Erfolgt die Reinjektion ins Unterhautzellgewebe, dann bildet sich an jener Stelle schon nach wenigen Stunden ein brandiges Geschwür, das schließlich mit Narbenhinterlassung heilt.

Die Überempfindlichkeit, die mit jedem pflanzlichen, tierischen oder bakteriellen Eiweißstoff bei allen Warmblütern — von den Kaltblütern liegen positive Befunde am Frosch vor — ausgelöst wird und etwa 7—10 Tage nach der ersten „präparierenden" Einspritzung auftritt, hält beim Meerschweinchen etwa 2 Jahre lang an. Der einmal mit Pferdeserum behandelte Mensch kann sogar bis zu fünf Jahren überempfindlich bleiben.

Die Anaphylaxie ist ein durchaus spezifischer Vorgang, d. h. die Überempfindlichkeit betrifft stets nur denjenigen Eiweißkörper, der zur Vorbehandlung gedient hat. Interessant und wichtig ist der Umstand, daß Blutserum eines sensibilisierten Tieres, wenn es einem andern normalen Individuum eingespritzt wird, dieses gleichfalls überempfindlich macht, und zwar wiederum streng spezifisch, nur gegen den Eiweißstoff, welcher ursprünglich zur Präparierung angewandt worden war. Mit dem Serum müssen demnach jene Körper übertragen worden sein, die beim vorbehandelten Tier den Ausbruch der Anaphylaxie nach der Reïnjektion bedingen. Weiterhin geht das wirksame Prinzip unter natürlichen Verhältnissen vom (gleichviel ob vor oder während der Schwangerschaft) sensibilisierten Muttertier auf die Frucht über, und die Anaphylaxie ist beim Neugeborenen etwa sechs Wochen lang nachweisbar. Dagegen findet eine Übertragung durch Milch nicht statt.

Wie läßt sich diese Überempfindlichkeit erklären? Vorbedingung dafür ist eine Einverleibung von Eiweißstoffen in den Organismus unter Umgehung des Darmkanals (d. h. parenteral). Nun haben wir aber schon früher darauf hingewiesen, daß so eingeführtes Eiweiß ein mehr oder minder starkes Gift ist, weil es direkt im Blute „verdaut" werden muß. Dies geschieht, wie wir sahen, dank jenen nach der Zufuhr gebildeten Anti-Eiweißkörpern, welche nun jahrelang oder gar, ähnlich den Schutzstoffen nach Impfung mit Pocken resp. überstandenen Masern, das ganze Leben hindurch im Organismus erhalten bleiben können. Bei diesem Abbau entstehen jedoch die von uns bereits erwähnten Zwischensubstanzen, die, wie Versuche lehren, ungemein schnell wirkende Gifte sind. Solche Spaltprodukte bilden sich auch bei jeder normalen Eiweißverdauung im Darmkanal, nur daß sie dort, der schützenden Isolierung

Digitized by Google

anheimfallend, einer direkten Einwirkung auf den Organismus entzogen sind, gar nicht resorbiert, mithin in den Kreislauf nicht aufgenommen werden. Unter abnormen Bedingungen kann aber, beiläufig bemerkt, eine Auffaugung der Abbauprodukte selbst im Darmkanal geschehen, und im Sinne der obigen Auseinandersetzung wird uns die Annahme durchaus plausibel erscheinen, derzufolge nicht nur vorübergehende, sondern auch länger anhaltende Beschwerden, vielleicht gar die sog. Neurasthenie, wenigstens zum Teil auf eine Autointoxikation, d. h. Selbstvergiftung mit den während der Verdauung gebildeten und resorbierten Zwischenprodukten, zurückzuführen sei. Jedenfalls ersehen wir daraus, welchen Nutzen eine geregelte Verdauungstätigkeit mit sich bringt, eine Erkenntnis, zu der schon die ältesten Vertreter der Medizin gekommen sind und die den Äskulapsjüngern eine Zeitlang sogar den Namen „Darmfeger" eingebracht hat.

Durch die erste parenterale Zufuhr von Eiweiß werden also im Organismus Antikörper gebildet. Trifft nun bei der zweiten Einspritzung, der Reïnjektion, das betreffende Eiweiß die durch Vorbehandlung entstandenen spezifischen Anti-Eiweißkörper bereits fertig an, so findet innerhalb der Blutbahn die Vereinigung beider, damit aber auch der Abbau des Eiweißes plötzlich und in größerem Umfange statt, während er sich bei der ersten Zufuhr nur ganz allmählich vollzogen hat. Auf diese Weise werden mit einmal größere Mengen intensiv und rapid wirkender giftiger Produkte abgespalten. Somit ist die Überempfindlichkeit nichts weiter als eine Eiweißverdauung im Blute, d. h. eine Vergiftung durch die dabei entstehenden intermediären Abbauprodukte. Der im Blute des vorbehandelten Tieres kreisende Anti-Eiweißkörper ist demnach die Grundbedingung für einen starken Eiweißabbau und damit für das Zustandekommen der Anaphylaxie. Trifft nun dieser Anti-Eiweißkörper bei der Reïnjektion mit einer Eiweißmenge zusammen, welche zur Bildung resp. Abspaltung einer tödlichen oder krankmachenden Dosis giftiger Zwischenprodukte nicht ausreicht, so wird er dennoch durch Bindung an die vorhandenen Eiweißquantitäten größtenteils außer Aktion gesetzt. Wird daher kurz nach der zweiten eine dritte Einspritzung gemacht, so vertragen nun die Tiere ein Vielfaches der tödlichen Menge, weil eben jetzt nicht mehr genug Antikörper vorhanden sind, um die nötige Giftdosis abzuspalten. Man bezeichnet einen solchen Zustand als Anti-Anaphylaxie.

Bei einer früheren Gelegenheit haben wir mitgeteilt, daß die weißen Blutkörperchen, die Freßzellen, schon normalerweise bakterienschädigende Substanzen produzieren. Diese Schutzstoffe sind ins Blut abgestoßene Verankerer, welche sich von jenen (uns bereits bekannten) nach Eindringen resp. Zufuhr der Bakterien oder ihrer Produkte gebildeten, gleichfalls frei umherschwimmenden Rezeptoren, den eigentlichen Gegengiften, dadurch unterscheiden, daß sie eine zweifache Verkupplung ermöglichen, weshalb sie auch von Ehrlich als Ambozeptoren (ambo = zwei), das heißt Doppelverankerer, bezeichnet worden sind. Weiterhin wurde schon erwähnt, daß jene Ergänzungsstoffe, die wir als Komplemente kennen lernten, von Eiweißverbindungen festgehalten werden, daß sie ferner Blutkörperchen oder Bakterien auflösen, und zwar, wie wir nun hinzufügen wollen, erst wenn sie daran verkuppelt sind. Letzteres geschieht durch Vermittlung der Ambozeptoren, die eben deshalb Doppelverankerer genannt werden, weil sie sich sowohl mit dem Komplement als auch mit den aufzulösenden Blutkörperchen oder Bakterien zu verbinden vermögen.

Die Erörterung dieser Punkte mußte hier noch eingeschoben werden, weil die Komplemente auch im Organismus eine wichtige Rolle spielen, und wir erst mit ihrer Hilfe die Art und Weise der Giftbildung vollauf werden begreifen können.

Trifft also Eiweiß mit Anti-Eiweiß im Reagensglase zusammen, und es findet sich in der Zwischenflüssigkeit Komplement, so wird dieses von der Eiweiß-Antieiweißverbindung regelmäßig gebunden. Hat sich der durch die erste Einspritzung im Organismus gebildete Anti-Eiweißkörper mit dem durch die zweite Injektion einverleibten Eiweiß vereinigt, so muß gleichzeitig Komplement verankert werden, da dieses ja in jedem zirkulierenden Blute reichlich vorhanden ist. Dadurch wird aber die Abspaltung des Giftes erst ermöglicht; denn daß die Verbindung des Eiweißes mit dem Anti-Eiweiß an sich gar keine schädlichen Wirkungen bedingt, die Giftstoffe vielmehr durch das Komplement in Freiheit gesetzt werden, geht daraus hervor, daß, wenn man durch besondere Verfahren die Verankerung des Komplements bei der Reïnjektion verhütet, das Tier eben gar nicht geschädigt wird, obwohl auch hier Eiweiß und Anti-Eiweiß gebunden worden sind.

Die Richtigkeit der obigen Auseinandersetzung tritt noch viel prägnanter dadurch zutage, daß es gelingt, aus Eiweiß, Anti-Eiweiß und Komplement: Anaphylaxiegift, so bezeichnet man die wirksame Substanz, im Reagensglase darzustellen. Friedberger, einer der verdienstvollsten und bahnbrechenden Forscher auf diesem Gebiete, mischt Pferdeeiweiß mit dem Serum eines mit Pferdeeiweiß vorbehandelten Tieres. Dabei entsteht der übliche Niederschlag, das Präzipitat. Wird diese geronnene Masse nach sorgfältiger Waschung zu normalem Meerschweinchenserum hinzugesetzt, so ist letzteres nach kurzer Zeit derart giftig geworden, daß es, artgleichen Tieren ins Blut eingespritzt, sie innerhalb weniger Minuten tötet. Das Meerschweinchenserum, in welchem Komplement normalerweise enthalten ist, hat also tatsächlich aus der

Digitized by Google

festen Eiweiß-Antieiweißverbindung Anaphylaxiegift abgespalten. Hatte man aber das Serum, bevor es zu der ausgefällten Masse zugesetzt wurde, auf 56° erhitzt und dadurch, wie wir wissen, das Komplement zerstört, so blieb das Serum ungiftig, weil eben kein Anaphylaxiegift frei werden konnte. Weiterhin vermochte Friedberger zu zeigen, daß die beim Versuchstier mit dem künstlichen Anaphylaxiegift erzeugten Erscheinungen sich in allen Punkten, klinisch und im Sektionsbefund, mit jenen decken, wie sie nach der Reinjektion beim vorbehandelten Tier regelmäßig aufzutreten pflegen. Selbst die Mengen von Eiweiß, die beim Reagensglasversuch nötig sind, um eine wirksame Giftdosis zu erzeugen, entsprechen den bei der zweiten Einspritzung eingeführten. Friedberger sieht darin einen Beweis dafür, daß dieses Gift tatsächlich identisch ist mit jenem, welches bei der aktiven und passiven Anaphylaxie im Organismus entsteht.

Den ersten klinischen Nachweis einer gesteigerten Empfindlichkeit verdanken wir Robert Koch, der im Jahre 1890 feststellte, daß schwindsüchtige Individuen, denen er Tuberkulin, ein aus den Bazillen selbst gewonnenes Produkt, injizierte, Fiebererscheinungen bekommen hatten. Einige Jahre später hat dann Behring den Begriff und Namen der Überempfindlichkeit geprägt, nachdem er die Beobachtung machte, daß Tiere, welche er mit Diphtheriegift immunisiert hatte, durch einen Bruchteil, selbst ein Millionstel der Giftdosis, die sie anfänglich vertrugen, und welche für nicht vorbehandelte Tiere unschädlich war, plötzlich zugrunde gingen, daß sie also unter dem Einfluß der Giftbehandlung überempfindlich geworden waren. Koch zeigte dann, daß man gesunden Meerschweinchen ohne jeden Schaden sogar ½ Gramm Tuberkulin einspritzen konnte, während ein tuberkulöses Tier bei tausendfach kleineren Mengen sofort getötet wurde. All diese Feststellungen sind uns nun ohne weiteres verständlich. Bei den immunisierten Tieren Behrings kreiste Anti-Eiweißkörper und Komplement im Blute. Führte man von neuem Eiweiß zu, so wurde Anaphylaxiegift frei und das Tier erstickte. Ein tuberkulöses Meerschweinchen hat im Blute gegen die Tuberkelbazillen gerichtete Körper, demnach Anti-Eiweiß und ebenso Komplement. Spritzt man dann Tuberkulin und damit Eiweiß ein, so wird dasselbe schnell und intensiv unter Bildung von Anaphylaxiegift abgebaut — das Tier geht zugrunde. Da nun diese Phänomene streng spezifisch sind, die Einverleibung von Tuberkulin also nur bei Tuberkulösen offenkundige Erscheinungen hervorzurufen vermag, wurde es schon von seinem Entdecker zur Erkennung der Schwindsucht verwandt. Ursprünglich hatte Koch das Tuberkulin zu Heilzwecken empfohlen und jene Volksseuche damit bekämpfen wollen. Leider entsprachen die Erfolge nicht den Erwartungen, und jetzt, nachdem wir das Wesen der Anaphylaxiegiftbildung erkannt haben, vermögen wir leicht einzusehen, wie das Präparat Schaden stiften konnte. Andrerseits darf nicht bezweifelt werden, daß bei sachgemäßer Anwendung mit Berücksichtigung der individuellen Empfindlichkeit eine Tuberkulinkur sicherlich von Nutzen ist. Die diagnostische Brauchbarkeit des Mittels ist jedoch über jeden Zweifel erhaben und hat sogar in letzter Zeit durch mehrere neuere Methoden eine wertvolle Bereicherung erfahren. Pirquet führte die sogenannte Hautreaktion ein, die darauf beruht, daß nach oberflächlicher Impfung mit Tuberkulinlösungen an der betreffenden Stelle zunächst eine Rötung der Haut und dann eine tastbare Quaddel entsteht, die für vorhandene oder überstandene Tuberkulose beweisend ist. Ähnliches erzielt man durch die Tuberkulinsalbe, von der man etwas in die Haut einreibt. Das Zustandekommen der Rötung und Quaddelbildung wollen wir einfach als Reaktion des abgespaltenen Anaphylaxiegifts auf die Haut deuten. Der Anti-Eiweißkörper, der bei den Tuberkulösen im ganzen Organismus kreist, verbindet sich eben an der Impfstelle mit dem neu eingeführten Eiweiß, und da Komplement überall, also auch in den feinsten Blutgefäßen der Haut, vorhanden ist, wird am Ort des Zusammentreffens des Tuberkulins mit dem Antikörper eine kaum bestimmbare Giftmenge in Freiheit gesetzt, die aber dennoch genügt, um lokale Reiz- bezw. Entzündungserscheinungen auszulösen. Analoges beobachten wir ja z. B. nach Mückenstichen, bei denen ebenfalls minimale Giftmengen von den Insekten in die betreffenden Stellen eingespritzt werden. Schließlich mag hier noch die sog. Augendiagnose erwähnt werden, nicht die von jenem famosen Pastor und seinen Anhängern geübte, welche nur dazu beitragen kann, einem Kranken für immer die Augen zu schließen, sondern eine von Calmette und Wolff zuerst nachgewiesene Reaktion, derzufolge bei tuberkulösen Individuen nach Einträufelung einer Tuberkulinlösung ins Auge vorübergehend eine Bindehautentzündung entsteht.

Mehr noch als beim Menschen kommt die Tuberkulinmethode beim Tier zur Anwendung und ist sogar in vielen Kulturländern obligatorisch. Man spritzt bei der Einfuhr oder vor dem Schlachten eine geringe Menge Tuberkulin ein: war das Tier gesund, so zeigt sich keine Reaktion, ist es dagegen tuberkulös, so tritt Fieber zutage. Ebenso werden in besseren Milchanstalten solche Untersuchungen in regelmäßigen Zeitabständen ausgeführt, um festzustellen, ob die Milch von tuberkulösen Kühen stammt oder nicht, was namentlich für die Säuglingsernährungsfrage von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist.

Eine charakteristische Begleiterscheinung der eben erörterten Reaktion ist, wie wir sehen, das Fieber, das heißt eine aus inneren Ursachen resultierende Erhöhung der Körpertemperatur, die

Digitized by Google

mit der Überempfindlichkeit innig zusammenhängt. Schon seit jeher wollte man das Fieber für einen Selbstschutz des Organismus halten und auf Resorption von Eiweißstoffen beziehen. Danach muß jede Infektionskrankheit mit Fieber einhergehen, zumal die Bakterien resp. deren Produkte nichts weiter als Eiweißstoffe sind. Aber nicht allein fremdes, sondern auch körpereigenes Eiweiß ruft, wofern es in den Kreislauf gelangt, Fieber hervor. Wir erleben es regelmäßig nach blutigen Ergüssen in die Körperhöhlen, Gelenkkapseln oder selbst in die Haut, wenn größere Bezirke davon betroffen sind. Ebenso tritt nach Geburten oder ausgedehnteren Operationen, auch wenn die Wundflächen ganz keimfrei bleiben, eine Temperatursteigerung zutage, weil Blutgerinnsel und damit Eiweiß zur Aufsaugung kommt. Nur bedarf, glaube ich, die bisherige Anschauung über die Art des Zustandekommens der Fiebererscheinungen einer Modifikation, insofern als das Eiweiß an sich noch keine Temperatursteigerung bedingt. Diese tritt vielmehr zutage, erst wenn das Eiweiß durch die Antikörper unter Zuhilfenahme des Komplements abgebaut wird und Spaltprodukte frei geworden sind. Von den letzteren muß natürlich eine bestimmte Menge vorhanden sein, um überhaupt einen Effekt auszulösen. Gerade bei der Tuberkulinprobe sehen wir es am besten, denn nach Injektion gleicher Eiweißmengen reagiert *nur* das *kranke* Individuum mit Fieber, während beim gesunden Menschen oder Tier keine Temperaturerhöhung eintritt. Nun haben wir aber gesehen, daß im Blute Tuberkulöser Antikörper umherschwimmen, die sich bei Zufuhr der entsprechenden Eiweißart, hier des Tuberkulins, momentan und in ausreichender Menge mit derselben unter Giftabspaltung vereinigen können. Wir gelangen jedenfalls dazu, das Fieber auf Anaphylaxiegift zu beziehen, und werden später sehen, daß diese Anschauung durch Experimente gestützt wird.

Ähnlich spielt sich der Vorgang bei den übrigen Infektionskrankheiten ab. Nachdem die Parasiten eingedrungen sind, entsteht ebenfalls Fieber, aber nicht gleich, sondern nach einer gewissen Zeit, offenbar erst dann, wenn sich die erzeugten Bakterienprodukte mit den normalen, im Blute stets vorrätigen Schutzstoffen (Alexinen) oder den neu gebildeten spezifischen Antikörpern unter Giftabspaltung vereinigen. Danach geht mit der Temperatursteigerung eine Giftbildung einher, die ihrerseits wiederum Mikroben vernichtet. Und in diesem Sinne stellt sich die Erhöhung der Körperwärme für das Individuum tatsächlich als Schutzwaffe, als Kampf- und Abwehrmittel gegen die Infektion dar. Ich möchte das Fieber einem vom Organismus eigens hergestellten Desinfektionsmittel gleichsetzen, welches gegenüber den im gesamten Körperinnern schmarotzenden Krankheitserregern dasselbe leistet, was unsre stärksten bakterientötenden Substanzen, etwa das Sublimat oder Karbol, bei der äußeren Wundbehandlung schaffen, wo es ebenfalls nur darauf ankommt, die Parasiten unschädlich zu machen. Dazu kommt, daß die gesteigerte Körpertemperatur an sich schon günstig wirken kann, da manche Mikroben bei 39 bis 40 Grad ihre Vermehrungs- und Lebensfähigkeit einbüßen. Ferner wissen wir, daß länger einwirkende Wärme die Produktion von Antikörpern steigert, und damit stimmt auch die Tatsache überein, daß die weißen Blutkörperchen während des Fiebers, besonders vor der Krise, hochgradig vermehrt sind. Weiterhin wurde durch Versuche ermittelt, daß künstlich erhitzte Tiere Infektionen leichter überwinden, und daß auch beim gesunden Menschen die Bildung von Schutzstoffen durch Temperaturerhöhungen (etwa nach heißen Bädern) angeregt und begünstigt wird. Aus alledem ergibt sich für die Praxis die Regel, selbst höheres Fieber nicht mehr so ängstlich wie früher zu beurteilen und dasselbe, wofern keine besonderen Gründe vorliegen, weder herabzudrücken noch ganz zu bekämpfen zu versuchen. Das Vorhandensein von Temperatursteigerungen zeugt eben davon, daß der Organismus die Kraft besitzt, Antikörper und damit Schutzstoffe zu bilden, um sich des Feindes zu erwehren. Und wenn der Volksmund sagt, daß ein Kranker „sich gesundfiebert", so ist dies eine durchaus richtige Beobachtung und zutreffende Bezeichnung.

Seltsam, ja rätselhaft erschien bisher die seit Jahrzehnten bekannte Tatsache, der zufolge Patienten, welche an einer unaufhaltsam zum Tode führenden Krankheit, nämlich der Gehirnerweichung (Paralyse), gelitten, wenn sie von Scharlach, Gesichtsrose bezw. andern fieberhaften Leiden befallen wurden, bisweilen gebessert oder von ihrem geistigen Siechtum gar geheilt worden sind. Ganz analoge Beobachtungen sammelte man auch bei andern Geistesstörungen, was um so merkwürdiger war, als jene Infektionsprozesse an sich den ohnehin schon geschwächten, am Rande des Grabes stehenden Körper nur noch mehr entkräften mußten. Wenn wir uns aber mit Hilfe unsrer obigen Darlegungen das Zustandekommen und die Wirkungen des Fiebers vergegenwärtigen, so vermögen wir uns zwar jene wunderbaren Heilungen der Paralyse (welche immerhin mit einer bakteriellen Erkrankung, der Syphilis, aufs engste verkettet ist) nicht völlig zu erklären, wir sind aber doch in der Lage, in das Verständnis des Rätsels ohne weiteres einzudringen. Dabei darf nicht vergessen werden, daß die Bakterien resp. Eiweißstoffe sich im Organismus nicht in demselben Grade vermehren, daher auch die Bildung von Antikörpern und im Zusammenhang damit stehende Abspaltung von Anaphylaxiegift quantitativ verschieden ausfällt. Auch wollen wir uns der innigen Verwandtschaft bloß bei gewissen Zellgruppen und des Umstandes erinnern, daß ein Schlüssel nur *gelegentlich* in ein fremdes Schloß paßt.

Digitized by Google

Die Tatsache der Heilung mancher Leiden nach Überstehen einer fieberhaften Erkrankung legte indeß den Gedanken nahe, ähnliche Resultate durch künstlich erzeugte Temperaturerhöhungen zu erzielen. Französische Forscher empfahlen bei Wochenbettinfektionen Einspritzungen kleiner Dosen Terpentins in die Haut, wodurch an der betreffenden Stelle Eiweißzerfall und damit Fieber erzeugt wird. Wagner hat dann das vereinzelt schon früher geübte Verfahren der Erzeugung von Temperatursteigerungen durch Zufuhr von Bakterienprodukten bei einer größeren Anzahl Paralytiker erprobt und günstige Resultate erzielt. Viel bemerkenswerter noch sind die Ergebnisse, über welche Pilcz, ein früherer Schüler Wagners, vor einigen Wochen berichtete, und die jedenfalls zu Nachprüfungen ermutigen.

Etwas von Dialogen.

Von Dr. **Erich Everth** (Berlin).

Ich meine hier jene literarische Form der lehrhaften Disputationen, bei denen das Denken und Sprechen wichtig ist, nicht aber ein Handeln wie beim dramatischen, rein künstlerischen Dialog. In letzterem leben die Leute bloß und sind nur da, in jenem dagegen reflektieren sie darüber. Das 18. Jahrhundert kannte das epische Lehrgedicht, wir kaum noch; aber wir haben eine andre, gleichfalls halb poetische Form für Übermittlung eines Wissens, die nun vom Drama herstammt. Dies letztere stand eine Zeit im Vordergrund all unsres literarischen Interesses, daher kam wohl auch das Zurückgreifen auf die Lehrgespräche der Griechen und der Renaissance, wie es gelegentlich z. B. Dehmel übte oder Hofmannsthal, doch auch die Key und andre versuchten.

Nun ist so eine Einkleidung in Dialogform eigentlich recht billig und ganz listig: Auch der Autor zieht das schützende Kleid des Dialoges an und verschwindet dahinter. Denn wie der ein Tor ist, der ein jedes Wort, das die Personen eines Dramas sagen, dem Dichter als dessen eigene Meinung unterschiebt, so entzieht sich hier, bei jener ähnlichen literarischen Form, der Schreibende einem Teile der Verantwortung. Legt er seinen Figuren etwas Kluges in den Mund, so ist das ja natürlich sein Verdienst, läßt er sie etwas Dummes reden, so nennt man das — Charakteristik oder dramatische Kontrastabsicht.

Auch ein bequemes Kleid für den Verfasser gibt solche Dialogisierung, „bemäntelt" viele Schwächen, wie etwa laxe Ordnung und Sprunghaftigkeit, — weil das lebendige Gespräch ja springt, von manchem Punkt abbiegt vor dessen Erledigung und fern Abliegendes hineinmengt durch einen Einfall des Moments. Die gute Unterhaltung soll das ja sogar, darf nicht ermüden, muß Entlassenheit auch selbst bei strengeren Gedanken haben, soll eben Unterhaltung geben. So kann denn mancher Autor eines Dialogs, dem klare und besonnene Gedankenführung, Reihenfolge und der Aufbau nicht gelingen wollten, die Unterlassung zu entschuldigen versuchen mit höhern Werten der Lebendigkeit, die er eben vorgezogen habe.

Der Dialog verführt nun aber auch im Einzelnen zu mindrer Sorgfalt in der Ziselierung der Gedanken, man wird sich eher etwas von dem Feilen erlassen und namentlich vom intellektuellen Gewissen und von der intellektuellen Gerechtigkeit; man wird Meinungen gröber stehen lassen als sonst -- man zeichnet ja nicht direkt verantwortlich dafür. Es ist der Deutlichkeit wohl nützlich, wenn die Kontraste recht herausgetrieben werden; der Schreibende vergißt dann nur vielleicht, daß zwar ein klares Formulieren der Gegensätze und durch Gegensätze wünschbar ist für die Erkenntnis, daß dieses aber nicht dadurch geschieht, daß solche Gegensätze inhaltlich selber übertrieben werden und zu krasser Einseitigkeit bei beiden Parteien führen! Dann scheinen beide Sprecher doch beschränkt und jeder wie auf einem Auge blind, reden zum Teil etwa so dummes Zeug, daß man bloß hoffen kann, der Autor möchte klüger sein, als sie zusammen! Vor mir liegt gerade ein Dialog von Arthur Roeßler über die Stimmung der Gotik, da sprechen zwei, der eine für die Gotik, der andre für die Renaissance; der erste aber weiß kaum etwas Rechtes von der Renaissance, der andre von der Gotik auch nicht mehr.

So arbeitete der Meister des Dialoges, Platon, nicht. Bei ihm gerät Sokrates mit den Sophisten oft zusammen, doch niemals schroff in Ausdrücken, auch nicht einmal von vornherein mit starken Gegensätzen in den Meinungen; nein, die entwickelt Sokrates erst langsam, in sicher vordringendem Fortschritt (der sonst so vielen Dialogen gleichfalls fehlt) und überlegen humorig, während er sich scheinbar unterlegen fühlt gegenüber den selbstbewußt hingelegten Schlagworten der Gegner, die allein extreme Ansichten vortragen. In seiner ganzen abweichenden Stimmung, seiner gesamten Charakterzeichnung überhaupt und seiner Redeweise auch, da liegt hier der Kontrast, ein großer Kontrast, der ganz künstlerisch den immensen, für Jahrhunderte entscheidenden und für Jahrtausende lehrreichen Abstand des Sokrates von den Sophisten veranschaulicht und darstellt. Freilich sind solche belehrenden Unterhaltungen nicht nur Kunst, und es ist auch nie und nimmer ein ordentliches Argument zu sagen: der und der Große oder Größte

Digitized by Google

macht so etwas so; das könnte etwa nur persönlich sein oder auch ein Glücksfall, den man von allen nicht verlangen kann. Dumm ist es überhaupt, stets nur das Höchste zu verlangen, man braucht auch andres und *will* oft gerade andres, das weniger hoch liegt. In diesem Falle Platons aber handelt es sich nicht bloß um Persönliches, sondern um etwas allgemeiner Zugängliches, denn nur die Art, nicht etwa auch der Grad von Grazie und Gestaltung, der bei ihm herrscht, soll allgemein als wünschenswert bezeichnet werden.

Sokrates geht auch am *Schluß* der Dialoge mit seiner Meinung nicht etwa ins umgekehrte Extrem wie die andre Partei; eine gegenseitige Annäherung findet sogar statt, auch die Sophisten lernen etwas vom Gegner, sind ja nicht dumm und auch nicht alle windige Charaktere. Ein Dialog ist überhaupt ja nicht notwendig eine Streiterei! Er hat also auch nicht den Zweck, Ansichten bis zum *Ende* schroff gegeneinander zu stellen, wie in der Parallele gleichsam, und ohne daß sie sich vereinigen, oder wie zur Auswahl für den Leser; nein, diesem kann die Stellungnahme mehr erleichtert werden. Und nicht nur wir, sondern zugleich die am Gespräche selber Teilnehmenden sollen doch wohl an Einsicht hier gewinnen; dann geht es ihnen wie uns, da ist dann auch Leben drin, — nicht bloß in lebhaften Gegensätzen kann das liegen. Daß irgendwie die Linien konvergieren, wird schon im Interesse stärkerer Einheitlichkeit wünschenswert sein. Der eine Partner mag den andern überzeugen mit der Zeit; oder beide können sich gütlich auf ein Mittleres einigen; der eine kann auch siegen wie Sokrates, dem die Sophisten wider Willen manches konzedieren müssen, der andre mag ein andermal Wandlungen seiner Überzeugungen dankbar eingestehen, — nur aneinander vorbeireden sollen sie nicht! Dann wird ein Dialog etwas Harmonisches und Verbindliches bekommen und braucht dabei an Sachlichkeit nichts einzubüßen. Natürlich mögen die Parteien noch verschiedener Meinung sein, ja können das auch einmal *bleiben*. Der Grad des Gegensatzes wird überhaupt mannigfach sein; stellenweis oder gelegentlich auch einmal überhaupt mögen beide Teile gar keine Parteien, sondern sich ganz einig sein, sich nur bestätigen und bestärken.

Immer aber haben wir und die Teilnehmer des Diskurses ein Interesse an einer Frage, die eine Angelegenheit des Wissens ist; wovon dann der reine Kunstdialog oder Elemente eines solchen trotz allerlei Mischungen mit dem Lehrgespräche und trotz vieler Übergänge zwischen beiden aufs Haar genau unterschieden werden können: solch ein rein künstlerischer hat kein Ziel, will nichts erwerben, nichts ausmachen, sondern läßt nur das Leben sich regen. Mauthner z. B. mit den „Totengesprächen“ gehört schon nicht mehr hierher, da ist eher Darstellung der Leute selber, die dort reden, als Untersuchung und Besprechung der Dinge, über die sie reden.

Sommernacht.

Von **Emil Lucka** (Wien).

Wie zieht uns diese Nacht so magisch-mild
Hinauf zur alten Kirche überm See!
Sieh! Durch das letzte Bogenfenster quillt
Verlorner Schein — daß uns kein Aug erspäh!

Und in der tiefen Nische eng geschmiegt
Wir beide! Fern im Silbernebelglanz
Geht unhörbar ein Schifflein, eingewiegt
Von mondbegoßner Wellen Flimmertanz.

Und meine Liebe, die so lang allein
Vom eignen Sehnen kummervoll gezehrt,
Zersprengt mein Herz und strömt in deines ein,
Das süß erbebend ihr ein Tor gewährt.

Und leise schwinden Berg und Mondespracht,
Und jeder Ton versiegt im Nebelgrund.
Ein Ahnen nur fließt durch die stille Nacht —
Wir sterben hin, mein Mund an deinem Mund.

* * *

Schließ widerum das Aug und lausch,
Wie's draußen im Hollunder singt!
Wie's durch die silberblaue Nacht
Von unsrer Liebe Wunder klingt!

O laß uns schlafen — Traum und Sang
Gehn Hand in Hand um unser Land
Und Schleier eng an Schleier spannt
Sich schimmernd unsern Schlaf entlang.

Das Fehlende.

Von **Werner Richter** (Grunewald).

Der Regentag, an dem eine Versammlung seiner Gläubiger den vierundvierzigjährigen, aus Böhmen gebürtigen Alois Hasenöhrl hatte wissen lassen, daß er am nächsten Morgen sein Kaffeehaus zu verlassen habe, war nun vorbei und der gleichmäßig rinnende Stundenstrom der Nacht spülte ihm das folgende Erlebnis zu.

Er hatte in der Tür gestanden und mit jener ratlosen Stumpfheit, die allzu großes Unglück er-

Digitized by Google

zeugt, auf die breite, nachtschimmernde Straße hinausgeblickt; der Himmel war schwer feucht wie ein vollgesogener Schwamm; ein gespenstischer gelber Schein in den Wolken verriet den verborgenen Mond; einzelne Tropfen fielen von Dachrinnen und Zweigen. — Von außen waren die Stöße des Nachtwindes auf ihn eingedrungen, von innen die Musik, die sich einsam zwischen den leeren, schadhaften Wänden und den abgenützten, fettig roten Polstern wiegte; an keinem der Tische hatte irgend jemand gesessen, und Hasenöhrl war überzeugt, daß auch niemand mehr kommen würde. Kurz vor zwölf Uhr allerdings waren zwei sonnverbrannte, geblendet blickende Soldaten des Kolonialheeres mit je einem blöd und grell geputzten Frauenzimmer am Arm eingetreten; nachdem indes eine der letzteren auf ihre Frage nach der Polizeistunde erfahren hatte, daß dieselbe um ein Uhr sei, hatten sie sich ohne eine Antwort geringschätzig schiebenden Schrittes wieder entfernt; selbst das Wippen ihrer Federhüte hatte etwas unsagbar Verächtliches gehabt. — Da, während Hasenöhrl, ohne es selbst zu wissen, in Wut gegen etwas unfaßlich Boshaftes die Hände ballte und seine Augen weit offen standen, als müsse er Tränen zurückhalten, während die Musiker, von Zwecklosigkeit ermüdet, die Instrumente absetzten, der Kellner lautlos den roten Läufer entlangschritt und loses Geld in der Tasche seiner weißen Jacke klimperte, ging die Tür jäh auf, zerrissene Laute eines Wortwechsels, mit Frauenweinen vermischt, stürzten herein, dann stand auf der Schwelle, die Klinke umkrallend, ein junger Mensch, fieberäugig, mit grauer Haut und lächerlich dreist aufgedrehtem Schnurrbart, töricht und bunt, offenbar gefallsüchtig gekleidet, doch ungenügend rasiert; daher um Kinn und Wangen wie mit Ruß gepudert; aus irgend einem Grunde öffnete sich lautlos sein Mund und zeigte schlechte, schief stehende Zähne. — Die Augenlider aller spannten sich erwartungsvoll empor, der Fremde ließ die Tür los — der Wind warf sie krachend zu — kam unstät blickend, schwanken Schrittes heran, setzte sich und begann seine Taschen zu durchsuchen; der Kellner fand sich stumm neben ihm ein; er förderte eine bunte Streichholzschachtel hervor, ein teures, verschmutztes Seidentuch, einen Damenhandschuh, Fetzen von Einlaßkarten für verrufene Vergnügungsorte und sprach dabei halblaut und mit hämischem Lachen von einem weiblichen Wesen, das nicht mit ihm hätte kommen wollen, weil sein Geld zu Ende sei; allem Anschein nach beschäftigte ihn noch der vorhergehende Wortwechsel an der Tür; er hätte aber doch noch Geld, erklärte er und hatte plötzlich ein umfängliches Portemonnaie in der Hand. Bei diesem Anblick glomm dem Wirt in der verschwommenen Düsternis seines Bewußtseins ein heller Schein empor: daß er jetzt noch eine Einnahme haben sollte, schien ihm großes, unverhofftes Glück; er lief rasch zu dem Gaste hin. Als dieser aber mit zitternder Hand das Portemonnaie geöffnet hatte, waren nur zwei oder drei geringe Nickelmünzen darin. In erster Regung wollte Hasenöhrl ihn zornig zur Rede stellen, vielleicht sogar an der Gurgel packen; gleich aber sagte ihm eine matte Überlegung, daß das zu nichts führen könne; er stand kummervoll still und sein Denken sank wieder unter. — Auf einmal schrie der Fremde wild und drohend: „Wollt ihr wohl spielen“ zu den Musikern hinüber, die trübe von ihrer kleinen Bühne herabstarrten. Sofort setzte die Musik von neuem ein. — Hiernach sog sich der Blick des Fremden in der Gegend des weiß lackierten Schenktisches fest, wo Bertha, die Tochter Hasenöhrls stumm und gerade hinter einem Aufsatz mit vertrocknenden Tortenstücken und Waffeln saß; sie war früh gealtert und hatte ein flaches, übellauniges Gesicht; er verlangte mit vernehmlicher, wenn auch stockender Stimme, sie und nicht der Kellner solle ihm ein Glas Likör bringen, und als sie dann das Gläschen vor ihn stellte, äußerte er mit lauernden Augen einige nicht feinsinnige Scherze; sie aber, die gewöhnt war, von niemandem beachtet zu werden, erwiderte in derselben Weise und mit geblähten bebenden Nüstern; darauf wollte er ihre Wange streicheln; sie schlug geziert lässig nach ihm, lächelte aber und ging nicht fort; er trank das Glas aus, doch so achtlos, daß klebrige Fäden ihm aus den Mundwinkeln flossen, reichte es dem Kellner, der es neu gefüllt zurückbrachte und sagte zu Hasenöhrl, der immer noch reglos zwei Schritte entfernt stand: „aber setzen Sie sich doch.“ Obschon der Wirt nun sah, wie der Fremde fortdauernd trank, ohne doch bezahlen zu können und wie er die Armut seiner Tochter mißbrauchte, war doch sein Hirn vom ewigen Denken immer derselben qualvollen Dinge allzu zermürbt, um verbindende Gedanken festhalten zu können; stumm, bleischwer und ganz anteillos ließ er sich nieder. Der Fremde redete auf ihn ein, die Worte übereinander stürzend; unter anderm nannte er Bertha ein gutes Mädchen; er hob rühmend hervor, sie würde ihn nicht verlassen, wenn er auch kein Geld mehr hätte, und überhaupt hätte er doch noch Geld; er holte wieder seine armseligen Nickelmünzen hervor; woher er das Geld aber hätte, fuhr er eindringlich fort, ginge niemanden an, und beharrte hierbei, bis der Wirt es bestätigte. Nichtsdestoweniger ließ er sogleich unverhohlen merken, er habe in irgend einer Vertrauensstellung beträchtliche Summen veruntreut und auf niedrigste und leichtsinnigste Art verschwendet; nun sei er am Ende; deshalb könne kommen, was wolle; alles überhaupt sei gleichgültig. — Der Wirt wollte zurückprallen, aufspringen, fortstürzen; doch hielten ihn die letzten Worte mit ganz grausiger Gewalt fest, ja diese äußerste Hoffnungslosigkeit schien ihm eine eigene Verwandtschaft mit diesem fremden, ver-

Digitized by Google

brecherischen Menschen und seiner — wie ihn dünkte — stolzen Ausnahmestellung zu offenbaren; fast bewundernd sagte er: „das viele Geld!“ Der Fremde fühlte sich geschmeichelt, redete weitere Sinnlosigkeiten hervor, sprach schließlich seufzend: „Ja, mir ist nun jede Hoffnung abgeschnitten,“ und diese seichte, zweifellos irgendwo entwendete Redensart gefiel ihm derart, daß er sie noch mehrmals andächtig für sich wiederholte „mir ist nun jede Hoffnung abgeschnitten“. — Unterdessen aber hatte sich im wirren, halb toten Bewußtsein des Wirts ein neues mühseliges Leben angesponnen: die sonderbar verführerischen Worte des Gastes hatten ein schwerfällig dumpfes Wühlen und Grübeln entfesselt; alles, was von der Lebenserbschaft seiner bäuerlichen Väter noch in Hasenöhrl vorhanden war, sträubte sich verzweifelt gegen dieses Unfeste, durchaus Bodenlose, bis schließlich ein für ihn ganz großer Gedanke blitzhaft in die Finsternis schlug, die ihn innerlich umstrickt hielt; er lehnte sich in seinem Stuhl zurück und ließ sich unbeholfen und mit gerunzelter Stirn vernehmen: „Es muß wohl etwas sein, was uns fehlt; — uns fehlt etwas, — ganz sicher fehlt uns etwas.“ Der Fremde fragte: „Wie denn? Geld?“, offenbar aber kam ihm wenig auf die Frage an. Hasenöhrl griff aufgeregt rückwärts an den Halskragen, zupfte daran herum und meinte: „nein, so nicht; ich denke, wir müßten etwas haben, was uns bleibt, sehen Sie, auch wenn wir kein Geld mehr haben, was bleibt, damit dann nicht alles fort ist, — verstehen Sie — irgend etwas doch; — ja, wer es nur wüßte?“ „Ja, überhaupt“ — sagte der Gast ausholenden Tones, schwieg aber alsbald und ließ nur ein zähes Knurren hören. — „Wer es nur wüßte, wer — es — nur — wüßte“ murmelte Hasenöhrl aus zusammengebissenen Kiefern hervor und konnte doch keinen sammelnden Ausdruck finden. — Da heulte der Fremde plötzlich verzweifelt auf: „wir können uns ja gar nicht wehren“; Jammer wogte über sein Gesicht, spülte fort, was von Keckheit dagewesen war; er krümmte sich wie ein Fisch an unbarmherziger Angel, fiel dann in sich zusammen, die Schultern bohrten sich empor, und es hatte den Anschein, als wäre er innerlich leer gebrannt, hohl, und könne — nur durch eine unsäglich dünne Haut zusammengehalten — jeden Augenblick in Staub versinken und verschwinden. Allein noch einmal sprang er gewaltsam gerafft empor, schlug Bertha, die nun, wo er nicht mehr zu ihr sprach, schlaff und gähnend dasaß, klatschend auf den bloßen Nacken und fragte, ob man Billard spielen könnte; sie bejahte; man ging ins Nebenzimmer, wo das Mondlicht in bleichen Scheiben auf den Dielen lag, das Billard undeutlich, riesenhaft, drohend stand und eine Elfenbeinkugel aus einer seiner Ecken hervordämmerte; der Fremde ergriff sie, warf sie wie einen Kinderball empor, fing sie, wiederholte dies unzählige Male und sprach dabei immerfort, laut, überheblich, von Einfall zu Einfall hastend, einen jeden kaum fassend; doch war viel Gemachtes, im Grunde Hilfloses, Weinerliches dabei unverkennbar, und seine schwarzen Augensterne irrten ruhelos suchend im kreideweißen Gesicht, an die gefangenen Wildes gemahnend. Plötzlich verfehlte er die Kugel, sie krachte herab und rollte lange, bis sie irgendwo im Dunkeln Ruhe fand; als sei nichts geschehen, verlor er einige leichtfertig verächtliche Worte über Gottesglauben, der für ihn mit Christentum gleichbedeutend war und schlug darauf vor, man wolle versuchen, das Billard zu überspringen; er tat es sogleich selbst und Bertha — einfältig und erregt, wie sie war — folgte ihm, indem sie sich hinaufschwang, droben mit überschwänglich drehenden Hüften stand, um dann zur andern Seite hinabzuspringen; immerfort mit ganz teuflischer Gelenkigkeit schnellte der Fremde seine Glieder, und immer wieder folgte ihm Bertha flammend von Mühe und mit pustendem Atem; maßlos und gell lachten sie dazu. — Durch die Nacht draußen schlug ein plötzlicher, rasselnder Regenschauer herab; irgendwo klapperten Dachziegel ganz toll im Wind; unablässig griff dazwischen das dumpfe Getöse der Baßgeige nebenan und die süßlich schaukelnde Melodie der Violinen; wie im Traume spielten die Musikanten immer weiter; oft griffen sie fehl: wehleidige Töne kreischten auf. — — Ganz Neues, nie Gekanntes kam über Alois Hasenöhrl: als schlösse sich allmählich um ihn ein machtvoller, doch nicht unlieber Strudel, in dem er die Augen zutun mußte und nichtsdestoweniger sah: feuriges Blitzen, Wirbeln, Stieben, beweglich wachsende und schrumpfende Schatten; sein Ohr ward fast zersprengt von Gestöhn, Gekreisch und Lärm und dem ewigen Gehämmer der Musik: da schwand, was noch von Festigkeit in ihm war; er glitt völlig in eine lechzende Gier nach Unerhörtem, seltsam uferlos Wildem, aufgewühltem, aufgehäuftem, lästerlichem Wahnsinn: er lachte wüst, fletschte die Zähne, stampfte mit den Füßen im Takte der Musik, die schaukelnd immer weiter ging, und plärrte dazwischen seine Wut in ungeformten Lauten aus Verlassenheit und Pein heraus, wie ein gestrafter Hund winselt und kläfft, nicht anders als ein Hund. Und bei alledem sagte ihm doch ein dumpfer, tierischer Spürsinn, daß das Schicksal diesen vermessenen Hohn unverzüglich rächen werde, daß beim nächsten Atemzug schon Ungeheures, Maßgebendes der dicken Luft entstürzen müsse, fühlte Zermalmendes ganz nahe, ganz locker über seinem Scheitel hängen und war doch gezwungen, sich an diese letzte, weinenswerte Lust so lange wie möglich zu klammern! Und schon blieb Bertha, die immer hastiger sprang, mit der Stiefelspitze an der Bande hängen, stürzte vorn über, lag einen Augenblick starr, schleppte sich dann wimmernd in eine dunkle Ecke; die Musik brach mitten durch. — In die tiefe, angstgefüllte Stille schlug die Uhr

Digitized by Google

stöhnend: eins! — Wie ein eiskalter Wasserstrahl platzte es dem Wirt ins innerste Wesen. Nur das Wort „Polizeistunde“ brachte er aus verquollener Kehle hervor, als die Uhr schwieg. Bertha weinte leise aus dem Finstern. Draußen wütete der Wind. Der Fremde hielt plötzlich einen Revolver umspannt, hob ihn mit schwankem Handgelenk zur Gegend seines lackroten Schlipses und schoß. Der Knall dehnte sich, schien die Wände sprengen zu wollen, verlor sich aber schließlich im klirrenden Tanz der Gläser auf dem Schenktisch nebenan; dann lag in der großen Stille der Fremde am dunklen Boden, den Kopf hintenüber gesunken. Zwischen den Lippen, die klanglos auseinander bebten, traten schlechte, schiefstehende Zähne hervor. —

Dem Wirt ging das Herz in schwer taumelnSchlägen; sein Gesichtskreis begann sich zu wiegen; er wußte nichts, als daß er hier nicht bleiben konnte; halb blind, schlürfend gelangte er zur Außentür, stützte sich mit ausgestrecktem Arm auf die Klinke; sie senkte sich, die Tür ging auf, wohltuend kühl drängte Finsternis herein; Alois Hasenöhrl schlug die Augen auf und sah über den Dächern in zerrissenen Wolken den Mond wie ein flaches, verräterisches Talerstück in der zerlumpten Tasche eines Bettlers. Im Ohre hatte er ein Brausen gleich dem enteilenden Schwingenschlag eines großen Vogels. Zu seiner Tochter, die verstört schluchzend heranstolperte, sagte er leise und in ungefüger Ehrfurcht: „Wie war es doch? — es fehlte ihm etwas, meinte er auch, — es fehlte uns allen irgend etwas; — ja, was es nur sein mag, was uns fehlt? — was es nur sein mag? —“

Der Dritte.

Man erwarte beim Lesen des Titels etwa keine literarisch-psychologische Abhandlung über die Bedeutung des Dritten im modernen Drama und Roman; von dem berühmten dreieckigen Verhältnis nach dem unerreichten Muster der Ibsenschen „Hedda Gabler“ soll hier nicht die Rede sein. Unter diesem Dritten stelle man sich, bitte, keine Person aus einer französischen Komödie der Eheirrungen vor. Auch der Gedanke an den dritten Mann im Skat wäre hier falsch, schon deshalb, weil mein Dritter ein ganz ungreifbares, geheimnisvolles Geschöpf ist, vor dem ich wie vor einem Rätsel stehe. Die Heimat dieses Mystikus ist der Schreibtisch des deutschen Kanzleimenschen. In Gerichts- und Parlamentssälen, in Polizeistuben und andern Amtszimmern, aber auch in den Redaktionen vieler Zeitungen ist „der Dritte“ zu Hause.

Ich beginne mit einem Pröbchen aus der Geheimsprache eines Geheimen oder wirklich Geheimen im preußischen Ministerium für Unterricht usw.: „Zu Beihilfen für Veranstaltungen Dritter zwecks Förderung der Pflege der schulentlassenen männlichen Jugend sowie zur Ausbildung und Anleitung von für die Jugendpflege geeigneten Personen ist in den diesjährigen Kultusetat eine Million eingestellt worden.“ Gerade das Kultusministerium müßte sich eines guten Stils befleißigen; aber in der angeführten Mitteilung gewahrt man das Gegenteil von Klarheit und gutem Geschmack. Wer sind denn z. B. die „dritten“ Personen, für deren Veranstaltungen „zwecks“ Förderung der Jugend eine Million bewilligt wird? Wenn das Ministerium für geistliche und geistige Angelegenheiten sich selbst, seiner Würde entsprechend, doppelt zählt, dann allerdings ist ein Philanthrop, der sich der nicht mehr schulpflichtigen Knaben annimmt, der dritte, jeder folgende aber der 4., 5., 6. usf.

Einigermaßen verständlich, wenn auch nicht empfehlenswert, ist eine Wendung wie: „Treffen wir uns doch an einem dritten Ort.“ Das soll heißen: nicht bei mir (1), nicht bei dir (2), sondern an einer neutralen Stelle (3).

Ganz sinnlos aber behandeln unsre Juristen und Zeitungsschreiber das Wort „der dritte“, wenn sie ihm dieselbe Bedeutung geben wie dem Worte „der andre“. Ein alter Tertianerwitz behauptet, daß Cäsar das zweite Buch des Gallischen Kriegs seinem Vater gewidmet habe; die Überschrift lautet nämlich: „liber alter“. Das lateinische alter kann sowohl „der zweite“ als auch „der andre“ heißen; unsinnig ist es jedoch, die Begriffe der dritte und der andre gleichzusetzen. Gerade das geschieht am öftesten. Daß der törichte Dritte auch in dem neuen Strafgesetzbuch Aufnahme finden soll, ist wieder ein Beweis für den Mangel an echtem Sprachgefühl bei unsern Gesetzfabrikanten. Dem 253. Paragraphen ist der folgende Inhalt zugedacht: „Wer in der Absicht, sich oder einem Dritten (statt: einem andern!) einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen, das Vermögen eines andern (na also!) dadurch beschädigt (statt: schädigt!), daß er durch Gewalt oder Drohung zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung nötigt, wird wegen Erpressung mit Gefängnis nicht unter einem Monat bestraft. Der Versuch ist strafbar.“ Der juristisch gebildete und schon deshalb in stilistischen Dingen nicht zuständige Herr Stadthagen hat im Reichstage gesagt, durch diesen Wortlaut werde „zum Unterschied von dem bisher geltenden Paragraphen klar (?) zum Ausdruck gebracht, daß zum Tatbestande der Erpressung auch die Beschädigung des Vermögens eines andern gehöre“. Nach des Gesetzes genauem Texte, der ja das allerheiligste Dogma unsrer Richter ist, müßte eine Erpressung ungesühnt bleiben, die nicht im Interesse „eines dritten“, sondern zugunsten „eines zweiten“ begangen würde.

Wieder auf das Gebiet des Strafrechts begebe ich mich mit der Erwähnung eines im Berliner Tageblatt (1911, Nr. 44) erörterten Falles. Dort behauptet der Landrichter Mumm — also wieder ein Jurist —, daß einem rechtswidrig Angegriffenen, der sich in der Notwehr befindet, „jeder Dritte“ Beistand leisten dürfe; es sei nicht strafbar, daß eine Brutalität von dem Angegriffenen oder „einem Dritten“ mit einem Revolverschuß zurückgewiesen werde. Die Erscheinung des Dritten in diesem Satze ließe sich durch das folgende Rechenexempel entschuldigen: Der Angreifer ist der erste, der Angegriffene der zweite und jeder beliebige Helfer ist „jeder Dritte“. Viel größeren arithmetischen Scharfsinn verlangt die Erklärung einer Meldung, die ich neulich las: „Von dritter Seite erfahren wir, daß Generaldirektor Ballin sich einer Blinddarmoperation unterziehen mußte.“ Hätte Herr Ballin diese Mitteilung unmittelbar in die Redaktionen gelangen lassen, so würden die Zeitungen von einer Nachricht „aus erster Hand“ oder „aus erster Quelle“ reden. Folglich kann der Vermittler des Berichtes nicht als dritter bezeichnet werden; denn auf eins folgt nicht drei.*) Ganz mit Recht aber sagen wir „tertius gaudet“, wenn sich zwei Leute streiten; der unparteiische Zeuge,

*) Ein mit dem Sinn deutscher Worte besser vertrauter und dem Schwindeln abgeneigter Redakteur würde sich etwa in der folgenden Weise äußern: „Aus andern Zeitungen schreibe ich die belanglose Meldung ab, daß . . .“

Digitized by Google

der sich darüber freut, ist eben der dritte. In Schillers „Bürgschaft“ heißen die letzten Verse:

„Ich sei, gewährt mir die Bitte,
in Eurem Bunde der dritte!“

Dionysios will sich den beiden Freunden Damon und Phintias als dritter gesellen. Tres faciunt collegium.

Aber einer von den Simplicissimus-Dichtern setzte sich über die einfachste Sprachlogik leichtfertig hinweg, als er (XV, Nr. 42) in dem Gedichtchen „Läuterung“ ein Teilchen seines Fühlens und Denkens den Lesern enthüllte und dann von sich zu andern überging mit den Worten: „Doch nimmt ein Dritter Ärgernis an so beschaffener Arroganz . . .“ Wer ist hier der Dritte? Dieselbe erfolglose Frage muß man sich stellen, wenn man das Gerichtsurteil liest, mit dem ich die Reihe von Beispielen für den falschen dritten Mann schließen will.

Ein Gutsbesitzer unterläßt es, für die Beseitigung der zahllosen Krähen auf seinem Grundstück zu sorgen. Da die Vögel auch auf fremden Äckern der jungen Saat schaden, nimmt ein feindlicher Nachbar zur Selbsthilfe seine Zuflucht. Er schießt auf die Krähen, obwohl sie sich nicht auf seinem Jagdgebiete, sondern gerade auf dem Felde jenes andern Gutsherrn aufhalten. Es kommt zum Prozeß. Aus dem Urteil sei nur ein Satz angeführt: „Es kann an und für sich dem Kläger nicht zugemutet werden, zu dulden, daß auf seinem Terrain ein Dritter das Jagdrecht ausübt.“ Diesen Satz hat im Gespräche mit mir ein Gerichtsassessor, der immer die Entscheidung seiner Kollegen mit rührend kindlichem Respekt in Schutz nimmt, auf die folgende Weise verteidigt: „Der Kläger ist Nummer 1, ein seinen Willen ausübender Beamter (Inspektor, Förster) ist Nummer 2 und der Beklagte Nummer 3.“ In meinem Widerspruchsgeist stellte ich ihm eine andre Rechnung auf: Der Kläger ist der erste, sein Inspektor der zweite, sein Förster der dritte, der Forsteleve der vierte, der Wirtschaftsassistent der fünfte, der Beklagte schließlich ist der sechste. Folglich könnte jener Richterspruch auch so lauten: Der Kläger braucht die Krähen auf seinem Acker nicht „von sechster Seite“ schießen zu lassen. — Juristenlogik!

Hoffentlich verschont mich der Assessor mit einem Strafantrag wegen „Verächtlichmachung dritter Personen“!

Dr. Paul Riesenfeld (Breslau).

Kleine Erinnerungen aus großer Zeit.

Die sogenannte Septennatswahl von 1887 hat bekanntlich zu einer völligen Umgestaltung der innern politischen Verhältnisse Deutschlands geführt. Konservative, Freikonservative und Nationalliberale schlossen ein formelles Wahlkartell, und die Freisinnigen beriefen sich vergeblich darauf, daß sie infolge eines drohenden neuen Krieges mit Frankreich schließlich jeden Mann und jeden Groschen bewilligt und es nur abgelehnt hätten, den Reichstag gleich für sieben Jahre zu binden. Bismarck hielt ihnen, mit viel Glück im Wahlkrieg, entgegen, daß man den Kampf um die Machtstellung des Reichstags nicht so weit treiben dürfe, daß dadurch die Sicherheit des Vaterlandes in Gefahr komme. Das Ergebnis der Wahl war die Kartellmehrheit von 218 gegen 179 Stimmen. Die Nationalliberalen stiegen von 51 auf 99 Mandate, die Freisinnigen sanken von 67 auf 32 Abgeordnete.

In Gandersheim-Holzminden einigten sich Nationalliberale und Konservative auf die Kandidatur des Landgerichtsrats W. Kulemann, der den Freisinnigen Landgerichtsdirektor Baumgarten mit einer Majorität von 4000 Stimmen schlug.

Kulemann gehörte im Reichstag der nationalliberalen Partei an, er war ein guter Redner, arbeitete ungemein fleißig und konnte infolgedessen auch ungewöhnlich rasch in den Vordergrund treten.

Als der Reichstag am 25. Januar 1890 geschlossen wurde, waren alle Sachverständigen darüber einig, daß die neuen Wahlen wieder eine völlige Veränderung in der Stärke der Parteien, insbesondere die Beseitigung der Kartellmehrheit zur Folge haben würde. Aber wenn in der Zeit vor dem Auseinandergehen des Reichstags von den Aussichten der einzelnen Abgeordneten gesprochen wurde, wiedergewählt zu werden, so wurde Kulemann auf seine Zweifel, ob ihm selbst das Schicksal beschieden sein würde, nicht wiederzukehren, von den Kollegen regelmäßig geantwortet, seine Wahl stünde wohl außer allem Zweifel. Aber die Wählerschaft Kulemanns — zum großen Teil Arbeiterbevölkerung — war über die Erhöhung der Branntweinsteuer erbittert, die Kulemann persönlich für eine soziale Ungerechtigkeit hielt, für die er aber der Fraktion zuliebe gestimmt hatte. Bei der Wahl spielte jedenfalls die Branntweinsteuer die absolut ausschlaggebende Rolle. Die schönsten Reden Kulemanns hatten immer nur den Erfolg, daß man ihm entgegnete: Das ist alles ganz gut, aber der Schnaps darf nicht verteuert werden. Das Resultat war denn auch eine Verschiebung, wie man sie nicht für möglich halten sollte. Die Mehrheit von 4000 Stimmen verwandelte sich in eine Minderheit von 10000 Stimmen. Da seine Parteigenossen wünschten, ihn unter allen Umständen in den Reichstag zu bekommen, stellten sie ihn auch im zweiten Wahlkreis (Wolfenbüttel-Helmstädt) als Kandidaten auf. Er unterlag auch hier, und zwar blieb er mit etwa 200 Stimmen gegen Karl Schrader in der Minorität. . . Die Niederlage war für ihn ein schwerer Schlag. Nicht nur persönlicher Ehrgeiz machte sie schmerzhaft, sondern vor allem das Bedauern darüber, für Anschauungen, die er mit voller Überzeugung vertrat, nicht mehr mit dem Nachdruck eintreten zu dürfen, der sich aus der parlamentarischen Stellung von selbst ergibt, und durch das Wirken an einer andern Stelle kaum erreicht werden kann. Kulemann stand seiner Partei lange noch aktiv sehr nahe. Infolge neuer Verschiebungen der politischen Verhältnisse fand er 1895 an einem neuen Mandat keinen Reiz mehr, lehnte alle Anträge, die ihm nach dieser Richtung gemacht wurden, entschieden ab, zog sich auch vom Richteramt zurück, lebt gegenwärtig in Bremen und hat uns in einem soeben erschienenen Bande Erinnerungen an die Zeit vom Kriege gegen Österreich bis in unsre letzten Tage und Betrachtungen über alle namhaften Persönlichkeiten hinterlassen.*)

Kulemann hat den Stellen, an denen Politik gemacht wird, und zahlreichen Personen, die auf sie einen mehr oder minder erheblichen Einfluß geübt haben, eine Weile nahe genug gestanden, um manches zu erfahren und zu beobachten, was andern nicht zugänglich ist und deshalb weitere Kreise interessieren wird.

Die Urteile über Menschen sind auffallend nüchtern, sie ziehen das Erhabene nicht ins Lächerliche, aber ins Menschliche, Allzumenschliche hinab, und sie werden manchen Star stechen.

Von Bismarck schreibt er: „Wenn man ein Monumentalwerk aus der Entfernung betrachtet, wirkt es als gewaltige Einheit; erst bei größerer Annäherung bemerkt man die Einzelheiten und findet oft genug, daß sie unbefriedigt lassen. Ähnlich geht es mit bedeutenden Personen. Solange man ihr Wirken nur von weitem verfolgt, sieht man ausschließlich die großen Züge. Kommt man in größere Nähe, so zeigt sich, daß auch sie der menschlichen Schwäche ihren Tribut zollen. Bei Bismarck lag das Allzumenschliche einerseits in seinem Argwohn gegen Personen, von denen er fürchtete, daß sie ihm gefährlich werden könnten, und andrerseits in der Neigung, die

*) W. Kulemann, Landgerichtsrat a. D.: Politische Erinnerungen. Ein Beitrag zur neuern Zeitgeschichte. Verlag von Karl Curtius in Berlin, 1911.

Digitized by Google

Vorzüge seiner amtlichen Stellung zur Erlangung persönlicher Vorteile auszunutzen."

Das ist nicht neu, die Fälle Stosch, Arnim, Böttticher, Diest-Daber sind ja längst bekannt, aber ein Urteil über Bismarck ist so leidenschaftslos und so scharf dabei kaum je gesprochen worden.

Auch Miquel kommt nicht besser weg, zudem er recht gute persönliche Beziehungen unterhielt: „Seine Ziele lagen ganz gewiß, als er in die politische Laufbahn eintrat, in idealistischer Richtung, der viel besprochene Brief, den er als Student an Karl Marx geschrieben hatte, läßt das mit voller Deutlichkeit erkennen. Aber je länger er im Leben stand, um so realpolitischer wurde er, d. h. um so mehr trat das persönliche Machtstreben an die Stelle der früheren Ideale. Die idealen Ziele waren bei ihm durch reale abgelöst. Aber in der Tat sind Ideale nur möglich auf Grund einer Weltanschauung. Wer sie nicht besitzt, hat ja gar keine Veranlassung, andre als persönliche Interessen zu verfolgen. Wenn es viele Menschen gibt, die trotzdem altruistisch handeln, so beruht das lediglich auf der suggestiven Wirkung der Tradition, die uns die Ansicht beigebracht hat, daß der Egoismus etwas Tadelnswertes sei. Vom Standpunkte des Materialismus ist es im Gegenteil das einzig konsequente Ergebnis."

Er vergleicht Miquel mit dem andern Führer der Partei, Bennigsen: „Von der Sitte, sich gegenseitig als „Kollege" anzureden, machte auch Miquel keine Ausnahme, und er selbst schien am allerwenigsten eine Sonderstellung zu beanspruchen. Zu behaupten, daß Bennigsen dies getan hätte, wäre eine Unwahrheit. Aber tatsächlich nahm er eine Sonderstellung ein. Die Anrede an ihn lautete: „Herr v. Bennigsen" oder später: „Exzellenz". Auch in dritter Person sprach man von ihm in dieser Form, nicht von dem „Kollegen v. Bennigsen". Seine Stellung war gewissermaßen zu hoch, um freundschaftliche oder gar herzliche Beziehungen zu gestatten. Dafür genoß er nicht allein die volle Achtung, die seine überragende Bedeutung mit sich brachte, sondern auch ein unbedingtes Vertrauen. Niemand dachte daran, daß er sich durch andre als ideale und ausschließlich sachliche Motive bestimmen lassen könnte. Er war gewissermaßen der Normalpolitiker, zu dem man mit Bewunderung aufschaute, der aber zu hoch über der Sphäre des Menschlichen stand, als daß ein wärmeres Gefühl zu ihm hätte aufkommen können. Von Miquel läßt sich nicht sagen, daß man ihm unbedingt vertraute und gewiß zu sein glaubte, daß er sich ausschließlich durch ideale Erwägungen leiten ließe. Im Gegenteil, wenn Bismarck von ihm gesagt hatte, seine Augen ließen die pupillarische Sicherheit vermissen, so entsprach das auch der Stimmung der Fraktionsgenossen. Man war nicht sicher, ob das, was er mit faszinierender Beredsamkeit auseinandersetzte, in der Tat seiner wahren Überzeugung entsprach oder weitgehend durch praktische Erwägungen bestimmt war und bei passender Gelegenheit ohne Wimpernzucken verleugnet werden würde.

Eugen Richter, Windthorst, Barth, Stöcker, Meyer-Breslau und viele andre Helden zaubert Kulemann vor mein Auge, und man kann auf 250 Seiten kaum mehr politisches Stallparfum bieten. Dieser „Beitrag zur neuern Zeitgeschichte" ist nicht großzügig, aber er ist lehrreich und amüsant für die — Unbeteiligten.

Dr. Ernst Friedegg (Berlin).

Lanx satura aus Bayern.

Im 6. schwäbischen Reichstagswahlkreis Immenstadt, dessen bisheriger Vertreter (Zentrum) starb, stehen wir bereits im heftigsten Wahlfieber. Der Kampf ist typisch für die kommende Reichstagswahl: Blauschwarzer Block oder nicht, hie Rückschritt, hie Fortschritt. Die Liberalen bearbeiten das Algäu landauf und landab, ebenso die Zentrumsmannen; diesen stehen die Geistlichen zur Seite, die, mit dem Antimodernisteneid gewappnet, allem, was über das Mittelalter und die Gedanken des Thomas von Aquin hinausstrebt, Tod und Verderben speien, ob sie nun Liberale oder Sozi heißen. Man vernimmt auf der ganzen Schützenlinie das liebliche Knattern der vorgeschobenen Posten. So wetterte jüngst der Pater Cyprian, dem die Kapuzinerkutte auch ein Schelmenfutteral ist, wie der wackere Abraham a Santa Clara meint, in Aibling, einem durch schwarze Moorbäder bekannten Städtchen, in einer Lichtmeßpredigt (2. Februar) gewaltig gegen die — politischen Antipoden des Zentrums, nannte die sozialdemokratischen Führer „Lumpen" „mit harten Schädeln, borstigen Haaren und fettschwartigen Ohren", und forderte als Stellvertreter Gottes seine frommen Zuhörer auf, die ungläubigen Blätter, wie die „Münchener Neuesten Nachrichten" und die „Augsburger Abendzeitung" in tausend Fetzen zu zerreißen. Uns ist zufällig ein vertrauliches Rundschreiben an die P. P. Pfarrämter Schwabens zugeflogen, das in poetischer Form Direktiven zur Immenstädter Wahl erteilt:

„Daß die Wahl zur Ehre Gottes
Und des Zentrums sich gestalte,
Tut es not, daß jeder Pfarrherr
Rührig in dem Sprengel walte.
Auf der Kanzel ruft: Gott will es!
In Gefahr ist Euer Glauben!
Modernisten, Liberale
Wollen Euch den Himmel rauben.
In dem Beichtstuhl sagt den Weibern:
„Glaubt, Geliebte, ohne Zweifel:
Jeden, der nicht Zentrum wählet,
Auf dem Todbett holt der Teufel!"
„Eine rechte Katholikin
Weigert alle Zärtlichkeiten,
Bis der Bräutigam, der Eh'mann
Läßt zur rechten Wahl sich leiten."
Euer Liebden, wollt die Mäuler
Eurer Gegner wacker zügeln!
Könnt Ihr sie nicht widerlegen,
Laßt sie von den Bauern prügeln!"

Dr. Hansjacob, der greise Pfarrer von Freiburg, hat in seiner geradsinnigen Weise das Kind beim Namen genannt. Die Sozialdemokratie beherrscht die Massen durch die Magenfrage, das Zentrum durch die Religion. Aber wer die Wahrheit geigt, dem schlagen sie den Fiedelbogen ums Gesicht. Da hatte sich der alte Veteran, der im „Kulturkampf" für seine „ultramontane Überzeugung" Monate im Gefängnis gesessen war, über neuzeitliche Moden entrüstet, daß man z. B. bei einem Wallfahrtszug in der Eisenbahn beichthörte u. dgl.; flugs werden ihm in den „Konstanzer Nachrichten" Schmeicheleien, wie sie eben die ultramontane Presse jederzeit zur Verfügung hat, an den Kopf geworfen. Er wird verglichen mit den „allzeit unzufriedenen Armenhäuslern"; er heißt „sonderbarer Kauz", dem „man eine gewisse Narrenfreiheit" zugestehen müsse; er, der sich nicht entblödet, „das Bild Bismarcks in seinem Zimmer aufgehängt zu haben", sei schlimmer wie der „rötste Sozi" u. a. Solche Giftpfeile können nur aus dem Köcher eines christlichen Mitbruders stammen; denn „Verfolgung der Andersdenkenden ist überall das Monopol der Geistlichkeit", sagt Heine mit Recht.

Unterdessen geht die vom Papst Pius X. begonnene restauratio in Christo ihren folgerichtigen Weg weiter. In den einzelnen Diözesen werden die Geistlichen bereits aufgefordert, ihre weltlichen Geschäfte (Leitung der Raiffeisen-Vereine, Genossenschaften u. dgl.) binnen einer bestimmten Frist niederzulegen, getreu dem paulinischen Worte: „Des ungeistlichen losen Geschwätzes entschlage dich" (2. Timoth. 2, 16). Merkwürdig ist nur das eine, daß man das Weltlichste aller Geschäfte, die oft recht un-

Digitized by Google

heiligen Mandate zum Land- und Reichstag nicht verbietet. Oder kommt das noch?

Kennen Sie schon die neueste Phase des Zweikampfes zwischen Episkopat und Lehrerschaft? Die Tragödie ist unmerklich zur Posse geworden. Stellte sich nämlich erst jetzt heraus, daß die von den Bischöfen zitierten Stellen der Lehrerzeitung und die ausgeschriebenen Erläuterungen der Trabanten-Zentrumspresse schon seit dem April 1910 in der „Passauer Theologisch-praktischen Monatsschrift" von einem Pfarrer E. Hardt in Mömlingen (Unterfranken) unter dem Titel „Die Stellung der bayrischen Lehrerzeitung zu den Grundfragen der katholischen Religion" wörtlich gedruckt vorlagen, drum reichen die Zitate nur bis Anfang 1910. Aus diesem Brunnen tranken die Bischöfe und die Zentrumsjünger; das ist die Quelle, aus der sie ihr Material samt den Fälschungen, „Mißverständnissen", ja sogar Druckfehlern schöpften, in gerade rührender Selbstbescheidung. Merkwürdiger noch ist das Verhalten der Geistlichkeit selbst. Die Leser der Passauer Zeitschrift mußten den Zusammenhang kennen; sie schwiegen; auch der Zitaterich von Mömlingen, ein Mitglied des geistlichen Schulinspektorenvereins, schwieg. Wenn etwas, so kann aus diesem ungebrochenen Schweigen mit Sicherheit erschlossen werden, daß die ganze Aktion wohlvorbereitet und mit den beteiligten Kreisen abgekartet war.

Hinfüro wird der Episkopat besser tun, solche Aktionen zu unterlassen oder den Mömlingern nicht unbedingt zu trauen. Unterdes halten die schwarzen Gazetten Bayerns eine Unmenge von Setzern in Nahrung, um das blühweiße Recht der Bischöfe und das satansschwarze Unrecht der angegriffenen Lehrer nachzuweisen. Mit Indianergeheul wird jeder Lehrer, der, obschon Mitglied des Lehrervereins, sich dem Protest der Bischöfe anschließt, justament jetzt, nachdem er erst durch das bischöfliche Rundschreiben auf die vorher unbeanstandeten Stellen mit der Nase daraufgestoßen wurde, auf den Zentrumsschild gehoben und als Held und Märtyrer gepriesen zu rühmlicher Nacheiferung. Aber ach! mit diesen paar Mitläufern läßt sich der festgefügte Turm des Lehrervereins nicht sprengen! Und wenn man erst hinter den Kulissen die verschiedenen Drahtzieherkunststücke sehen könnte! Da hat ein Lehrer einen geistlichen Bruder oder Erbonkel; da studieren Söhne und Töchter im bischöflichen Seminar oder im Mädchenkloster, mit Freiplätzen bedacht; da ist die Schwägerin die Base des einflußreichen Distriktschulinspektors und Landtagsabgeordneten; da sitzt man auf einem Schulposten mit sehr einträglichem Kirchendienst; da fürchtet die überfromme Frau oder das liebe, alte Mütterchen mit der Qual eines geängstigten Herzens um das Seelenheil ihres Mannes oder Sohnes: wo sich ein lockerer Boden findet, da wühlen die schwarzen Maulwürfe von allen Seiten heran, bis der Zweck erreicht ist.

Und der Zweck ist Herrschsucht; denn in jedem Pfäfflein steckt ein Päpstlein. Der neugebackene Zentrumsparteisekretär für Schwaben, Maurus, hat die Katze aus dem Sack gelassen: „Wir wollen keine Gewissensfreiheit, sondern ein gläubiges Volk". Man könnte diesen Satz als Dogma der Zentrumspartei aufstellen, geradeso wie der jüngst erkorene Bischof von Speyer, Dr. Faulhaber, den kirchlich merkwürdigen Satz verkündete: „Die katholischen Frauenvereine sind unser 8. Sakrament." Man kann ja über diesen Wertzuwachs der katholischen Gnadenmittel verschiedener Meinung sein, aber der Gedanke seiner überspannten Einkleidung beraubt, erfaßt den Kernpunkt der Zentrumsorganisation. Schule und Frauen wollen sie sicher haben, dann haben sie die Zukunft in Händen. Meine Freundin, die Statistik, gibt mir neuerdings einen wertvollen Fingerzeig. Für das laufende Schuljahr 1910/11 sind in den bayerischen, nicht privaten Lehrerinnenbildungsanstalten laut amtlicher Statistik des Kultusministeriums 911 Schülerinnen angegeben. Die „kleinen privaten Anstalten" fanden in dieser Statistik keine Berücksichtigung. Daß diese „kleinen" Anstalten nur Klöster sind, braucht der geneigte Leser nicht zu wissen; noch weniger, daß in den 32 Niederlassungen im Schuljahr 1910/11 im ganzen 2192 Schülerinnen zum Lehrerinnenberuf vorbereitet werden, dreimal soviel wie in allen (weltlichen) staatlichen und nicht klösterlichen Anstalten zusammen. Daß unter diesen „kleinen Anstalten" Frequenzen mit 128, 124, 114 Schülerinnen sind, wird ebenfalls vertuscht. Was lehrt aber die Statistik? Daß die Überfüllung des Lehrerinnenberufes eine himmelschreiende ist, und zwar herbeigeführt durch diese klösterlichen Brutanstalten, die $^8/_4$ des Nachwuchses züchten. Und der Staat steckt die Hände in die weiten Hosentaschen, zuckt die Achseln und erklärt sich machtlos.

Keine Woche vergeht, wo man nicht mit Karlos in Goethes Clavigo sagen kann: „Da macht wieder jemand einmal einen dummen Streich". Zum Jubeltag des greisen Prinzregenten will auch unser Landtagspräsident Dr. v. Orterer ein Scherflein beisteuern in Gestalt eines Festmahles der Abgeordneten. Um aber seiner Sache sicher zu sein, erwirkte er vom Verkehrsminister für jeden Teilnehmer des Festmahles — 8 Tage gültige Freifahrtsvorweise. Schon Bismarck sprach das nationalökonomische Dogma aus: „Man zahlt nicht gern". Ob sich aber der Präsident nicht täuscht? Ob nicht Filser und Genossen bei allem Freifahrtpatriotismus auch noch Freibier und Freizigarren begehren?

Menippus.

Aus den Theatern.

Königliches Opernhaus. Die neue „Zauberflöte".

Die Geschichte der Berliner Kgl. Oper zu schreiben, müßte für einen satirisch veranlagten Schriftsteller ein wahres Labsal bilden. Es wäre ungemein lehrreich, aus einer Statistik des Spielplans der Berliner Kgl. Oper zu erkennen, weß Geistes Kind die Novitäten der letzten zehn, fünfzehn Jahre waren, und an welche Neuinszenierungsaufgaben man in dem Knobelsdorffischen Hause am „Kaiser Franz Josefs-Platz" herangutreten pflegt; am allerinteressantesten aber müßte es sein, festzustellen, inwieweit bei den Novitäten und Neuinszenierungen wirklich künstlerische Gesichtspunkte maßgebend gewesen sind; ich fürchte, die künstlerische Bilanz wird — nun sagen wir mit geziemender Ehrfurcht: recht „ungleich" sein. Außerordentlich typisch ist mir immer jene Neueinstudierung der „Hugenotten" nach dem Muster der Pariser „Großen Oper" erschienen; man hatte damals offiziell die beiden eleganten Direktoren der „Grand Opéra", die Messieurs Messager und Broussan geladen, und sie saßen nun mit tadellos gebügelten Fracks und Mienen in einer smarten Loge und klatschten ohne viel Eifer, mit der kühlen Reserve, die der Franzose allen ausländischen Kunstleistungen entgegenzubringen geruht, schmächtigen Beifall. . . . Diese Verbeugung vor der Meyerbeer geheiligten Pariser „Großen Oper", eine Reverenz, die doch nur schwache Gegenliebe fand, dünkte mir seinerzeit fast wie eine gerechte Strafe für die übereifrige Pflege der „Großen Oper" am Berliner Kgl. Opernhause, das immer nachdrücklicher und einseitiger auf den Kultus dieser Kunstgattung auszugehen scheint und dabei auch solche Werke nicht mehr verschont, die wirklich nicht den Ehrgeiz haben, als Gala-Opern zu gelten.

Mit Mozarts „Zauberflöte" ist es ja nun ein ganz besonders eigen Ding! Ursprünglich als Zauberoper gedacht, als naive Zauberkomödie mit freimaurerisch-sakralem Einschlag, hat es sich der Salzburger Meister bei diesem köstlichen Schwanengesang wohl nicht träumen lassen, daß er dereinst den Anlaß zu bitteren Kontroversen über seine freimaurerischen Tendenzen, über den Schauplatz der Handlung und andre derartige Dinge geben werde. Es ist charakteristisch für die künstlerische Gewaltherrschaft an deutschen Hofbühnen, daß man es unternehmen durfte,

Digitized by Google

Schikaneder-Mozarts tief-naives — um mich paradox und vielleicht nicht unzutreffend auszudrücken — Werk auf das Piedestal der höfischen Neuinszenierungsfragen zu stellen. Niemals noch ist mir die Absichtlichkeit der „durch höheren und allerhöchsten Willen" diktierten Poesie so deprimierend zu Bewußtsein gekommen, wie in diesem Fall der „Zauberflöte" des Herrn v. Hülsen; denn daß es sich diesmal um eine sogenannte Direktive des Operninstendanten handelte, geht schon aus dem Inhalt der Denkschrift hervor, die Herr v. Hülsen im Anschluß an seine Neuinszenierung des unsterblichen Werkes veröffentlicht hat. Ich kann es mir nicht versagen, zur Bekräftigung meines tiefen Unmutes, der wahrlich nicht der Ausdruck irgendwelcher persönlichen Invektive sein, sondern nur der uns Musikfreunden heiligen Mozartsache gelten soll, einige besonders charakteristische Stellen aus der Denkschrift hier zum Abdruck zu bringen. Nachdem der Verfasser in ganz hübsch stilisierter Art und Weise über die Erstaufführung der „Zauberflöte" in Wien gesprochen hat, geht er auf die heikle Frage ein, ob es sich in der „Zauberflöte" denn in der Tat um eine „absichtliche Verherrlichung der damals so verfemten Freimaurerei" handeln könne; er muß zugeben, daß beide Autoren überzeugte Freimaurer gewesen sind, erinnert daran, daß der Schauplatz vom persisch-indischen Hochland in das heilige Land Ägypten verlegt worden sei, und kommt dann ganz plötzlich zu dem überraschenden Schluß, man habe „in die arme „Zauberflöte" allerhand hineingeheimnißt, bis das Werk sich selbst kaum noch gehörte!"; mit überzeugter Gewissensreinheit meint der Verfasser dann wörtlich: „Selbst angenommen, daß der Freimaurergedanke aus ethischen oder spekulativen Gründen tatsächlich in die Dichtung hineingetragen wurde, und daß dem Meister ... religiöse freimaurerische Kultformen vorgeschwebt haben (sic!), so bleibt dies ohne jeden greifbaren Einfluß auf meine neue Fassung der Oper!" Ich wollte, man bemerkte diesen Einfluß wirklich nicht! Aber man verspürt den Odem der dick aufgetragenen Kulissennaivität des sogenannten „holden Märchenlandes" in der unangenehmsten, aufdringlichsten Art; kann man die idyllischen und naiven Pamina-, Monostatos- und Papageno-Szenen sich noch zur Not in dem Gewande der 1001 Nacht-Indienkostüme gefallen lassen, so haben die Sarastro-Szenen, vor allem die vorbereitenden Weiheszenen im Isistempel, den von Mozart so herrlich getroffenen sakralen Charakter durch die typisierende Schönmalerei der Herren Kautsky ganz beträchtlich an Innerlichkeit der Wirkung eingebüßt, und nur ganz wenige Momente, etwa die Szene der geharnischten Männer mit ihrem schauerlichen Götzenschrecken, wirken einigermaßen echt, wogegen ich z. B. an der so vielfach gepriesenen Wanderungsszene mit dem „echt kinematographischen" Wasserfall aus der Schweiz auch nicht die geringste Förderung dieser noch nirgends illusionskräftig wiedergegebenen Szene finden konnte; denn nicht auf die Natürlichkeit des Wassers, sondern auf die täuschende Wirkung des Wasser-*Durchschreitens* käme es hier für einen wirklich tief nachdenkenden Regisseur-*Künstler* an; und die holde Balletteuse, die dem vielgeprüften Paare den Weg zu den Schreckknissen weist, mutet fast komisch an! .. Leider, leider — und das ist das Allerbetrüblichste an dieser „Zauberflöte" des Herrn v. Hülsen! — kann die Neuinszenierung auch vom musikalischen Standpunkt nur wenig Freude erwecken; zumal wenn man das Unglück hatte, der zweiten Aufführung beizuwohnen, in der die treffliche Hempel nicht sang, in der Berger indisponiert war und in der ein Herr v. Schwind den Sarastro mit unsäglicher Mühe auf die so wichtigen tiefsten Töne herniederpreßte! Nur Lieban (Mohr) und Hoffmann (Papageno) waren mozartisch, und dann vor allem der Leiter des Orchesters, der wundervoll begeisterte und begeisternde Herr Dr. Muck! Ob er wohl an die Mozart-Festspiele in Salzburg zurückdenken mochte, als Lilli Lehmann in ihrer Regie auf möglichste Vereinfachung der Szenerie bedacht war? ....

Dr. Arthur Neisser.

Kammerspiele.

Carl Sternheim: Der Riese. Ein bürgerliches Lustspiel in 4 Akten.

Selbst die Wellen der Spree, dieses devoten Flüßchens, rollen heute mit kleinen Schaumkämmen (habt ihrs gesehn?); auf Bahnhof Friedrichstraße fluche ich dem Sturm. Ich bin durchaus nicht in anmutiger Stimmung; ich wate durch Pfützen. . . Dann wird plötzlich alles so anders; ein richtiger vierschrötiger Mann zankt mit seiner vollständig verheirateten Frau, weil sie in Gegenwart des Königs die Höschen verloren hat; worüber er sich doch eigentlich hätte freuen müssen — doch nein, er zankt ehrlich, mit untermischten Tobsuchtsanfällen, und ohne verschmitzte Sinnlichkeit sogar. Fast kriegt sie Haue — er fürchtet nämlich für sein Amt! Man muß der kleinen, bedrängten Frau zu Hilfe springen. . . Das tun auch bald ein hypersensorischer Zärtling voll überschwachen Willens und ein Friseur, Kulturbastard und Bazillenträger in einer Person; der Zuschauer bleibt bis zum Schluß in die schmunzelnde Sicherheit gewiegt, daß sie der gefährdeten Tugend Frau Maskes wenig oder gar nichts anhaben werden, daß diese weiterhin die gönnerhaften Liebesumarmungen bald, bald die Wutausbrüche ihres gesunden Gemahls hinnehmen wird als das ihr einzig von Gott selber bestimmte Los, und daß dann endlich — wenn nur die Einkünfte steigen, und das tun sie! — neue, waschechte Maskes mit schlauchdicken Nerven das löbliche Fortpflanzungsgeschäft der Erde weiter besorgen werden. . .

Mir wird so wundervoll behaglich zumute — ich glaube, ich sehe ein gutes Lustspiel vor mir; deutschen Landen zur Kunde: ein gutes Lustspiel —, wie lange ringt man schon um seine Palme? Da verzeiht man mir, daß ich noch schüchtern und unsicher bin, ich urteile ja nicht nach der unbestechlichen Konstanz eines Manuskripts, sondern nach lauter fließenden Gesichts- und Gehörsvorstellungen, aber wie wunderbar schießt nun eben alles kristallisch zusammen. Schießt geheimnisvoll um einen Mittelpunkt, einen kleinen, dürftigen Punkt nur, früher die „Fabel" genannt, die absichtlich so an und für sich noch nichts sagen soll, und dennoch im Verlauf zu etwas ganz Typischem, Symbolischem gerinnen kann: zweifellos, das ist grade die Geschichte von den verlornen Höschen allein, die Hose also. Vielleicht war es bloß hypermodern von der Zensur, daß sie einen „Riesen" dafür an die Stelle setzte, weil sich neuestens Inhalt und Überschrift nicht mehr zu entsprechen brauchten, wie? Denn wenn sie sich wirklich an ein paar Beinkleidern gestoßen haben sollte, wenn sie wirklich die ungeheuer tiefe Dezenz, die diesem realistischen Kleidungsstück hier nur die Ehre unendlich tiefer Idealisierung und beinahe mythischer Ausdrucksvertauschung zukommen läßt, nicht verspürt haben sollte, — wenn das wirklich der Fall ist, dann muß man doch endgültig zweifeln, ob in einem Staate höhere Sittlichkeit überhaupt möglich sei. Also mein erstes Empfinden: wie tiefmoralisch ist vielmehr dieses Stück! Weil es so intelligent ist, und in so vornehmer, nur den Besten sich unaufsällig gesellender Form die Schäden des Dritten aufdeckt (vielleicht die einzige Erhöhung und Modernisierung, die der Molièreschen Art — um diese handelt es sich — heute werden konnte). Schopenhauer sagt, wer nicht ins Schauspiel gehe, gleiche demjenigen, der seine Toilette ohne Spiegel mache; wie große Freude hätte er an dieser ironischen und wirklich überlegenen Hechelung des Spießerdaseins, an dem glatten Sieg seines alten, dumpfen Willens (Maske) über so schwächliche Erkenntnisansätze (wie hier bei den Gegenspielern) gehabt! Es scheint doch, als ob wir wieder einem höheren Realismus zusteuerten — aber ich muß auch sogleich erklären, was dieses „höhere" beim wirklich guten und modernen Lustspiel nur bedeuten könnte. In diesem Stück, das von nur fünf Personen eigentlich agiert wird — schon welche edle Ökonomie wieder! —, empfangen wir fortwährend Eindrücke eines wahren Seins und Vorkommens im Leben, aber durch keine Wahrscheinlichkeit der Handlung,

Digitized by Google

keine Naturechtheit der Situationen und Verwicklungen, sondern immer einzig von der bloß durchschimmernden Wahrheit eines zugrunde liegenden Tatsächlichen. Das klingt so, als ob demnach Sternheim exemplifiziere und moralisiere: seht, Herr Maske, „der Riese", dieser Durchschnittsbarbar und wirklich nur infolge seiner eigenen Dumpfheit und Ungeschminktheit erträglich und selbst überlegen wirkende Kerl, ist so, und seine Frau Luise, die Gans, ist so, und Frank Skarron, die eine der nach der Hosengeschichte sich begeistert bei Maskes einmietenden Personen, zeigt den impotenten, am Wirklichen vorbeischwärmenden Zwitterheros als solchen, Mandelstam, die andre, wieder den viel zu potenten Tiermenschen, dessen Kulturtünche und geliehene Neurasthenie vor lauter Girrsucht und Ausschweifung bald ebenso wie sein letztes heiles Fleisch abfallen dürften, Fräulein Deuter endlich, die Nachbarin und Kupplerin — und sehet also, von solchen Narren ist die Welt zu Dutzenden heut voll, und ich, Sternheim, zeige euch eben usw. usw. . . Ich sage, so kann man es aus jedem Satz, jeder Zeile herausbören, das tat twam asi — und dennoch ist es keine Predigt, keine Moralität. Sternheim hat das große Problem gelöst, an dem auch Ibsen kläglich gescheitert ist: trotzdem man die Wirkung eines Exempels in fortwährender lichter Klarheit verspürt, sieht man doch nirgends ein Exempel, denn die Handlung ist ohne Ausbrüche, ohne scharfe Ecken und Kanten, sie spitzt sich nicht grade auf Maskierung oder Demaskierung des Herrn — Maske &c. zu, sondern mit allen, auch den scheinbar triumphierenden Personen, leicht ihr Spiel, Ironie treibend, reiht sich vor unsern Augen etwas aneinander, das schließlich auch als Handlung gelten kann, vor allem aber durch sein Ineinander wie Erleuchtung, Aufklärung schlechthin wirkt.

Ich komme also zu dem einfachsten und scheinbar höchst allgemeinen Schluß: Sternheim hat die heruntergerutschten Höschen Frau Maskes zu einer statutarischen Darlegung und Exemplifizierung von Welt und Menschen „erhöht". Wodurch erweist er sich nun aber auch gerade als Moderner, nicht bloß als irgend ein Komödienschreiber von je, der uns trotz einer gewissen Vortrefflichkeit schließlich kalt lassen muß, wenn sein Witz ein zu häufig gehörter ist? Wie gesagt, ich urteile wieder bloß nach der summarischen Wirkung, aber sie scheint mir restlos glücklich. Sternheim kommt auch rein intellektuell aus einer Welt, die aus den psychologischen Impressionen der Hofmannsthal, der alten wie der neuen Romantiker eine neue, komprimiertere Geistblüte sich gezogen und sie als Überlegenheit sowohl der falschverstandenen Darwinschen Naturanschauung (Ibsen) als der verballhornten Nietzsche-Moral (Wilbrandt und Genossen) gegenüber vortrefflich auszuspielen verstanden hat; bei ihm ist gerade der von kaputen Nerven, Medizin, Dekadenz der andern Schwätzende der als Brutalist und Egoist heimlich Gefoppte und (vom Zuschauer aus) bös Ironisierte; und der als ästhetischer Schwächling und Niegenießer freilich auch genug Genarrte immerhin derjenige, der seiner Weltanschauung der des Durchschnittsbarbaren gegenüber den höheren Abgang sichert. . . Jetzt aber stelle man sich den Fall des Publikums vor: Armer Reinhardt! Du bist doch hier in jedem Falle, möchte man fast sagen, ein Prediger in der Wüste, vorausgesetzt selbst, daß Du einer sein wolltest! Du bist ja beinahe hier in dem Fall des Predigers, der den einen Teil seines Publikums durch die Wuchl seiner Wahrheiten bald überhaupt aus der Kirche getrieben, den andern, der durch seine Dickfelligkeit und Selbstverliebtheit ohnedies vor ihnen bewahrt bleibt, durch Langeweile bald eingeschläfert haben wird. Nein, schlimmer, diese Ironie wird sich womöglich zu einem Mißverständnis gröbster Art auswachsen, denn indem die Zuschauer den blutigen Hohn auf sich selber gerade dumpf noch spüren, behalten sie daneben (der Autor ist kolossal weise, überlegen und intelligent!) noch immer soviel aufrechten Mut, sich nur ein bißchen ironisiert zu fühlen und es daher — Tableau! — dem Dichter in die Schuhe zu schieben, daß er gewissermaßen nicht doch noch mehr Witz und Humor aufzubringen vermochte, sie sozusagen deutlicher zu treffen. . . Sie halten ihn gleichsam für einen kleineren Witzbold, der von ihnen, den Gründlingen im Parterre, immerhin noch lernen könne. . . Tableau und Parbleu! Sie sind so vollständig getroffen und niederkartätscht, so gut und schmerzlos zugleich, daß sie infolge der Wohlgezieltheit der Streiche — beinahe nichts verspürt haben und jetzt erst schwerfällig auf die rechten Schläge warten. . . O menschliche Komödie — fast noch unfaßbarer, als diese Komödie auf der Bühne! Ich habe verdutzte Männer, Frauen gesehen, Leute wie Herrn Maske und Frau Maske, Mandelstams und Skarrons —, sie ahnten gar nichts, gar nichts. Und vielleicht war es darum doch gut, den Titel „Hose" in „Riese" zu ändern, d. h. dem Philister erst gar nichts von einer Damenhose zu erzählen: was hätte seine Brutalität erst daraus vorher gemacht — und wie enttäuscht wäre er dann erst! . . . Jetzt ist er wenigstens noch gutmütig dem Autor gegenüber.

Aristophanes: haben Dir Deine Athener auch so gegenübergestanden? Ah, pardon, Du warst politisch — ja, und — oh, auf die politische Satire dieser Art müssen wir noch warten, vielleicht — jetzt — hier wäre das Eis am Ende zu brechen! . . . Aber Molière: Deine Einsamkeit, Deine Tragödie, Du Komödiant, verstehe ich jetzt — —.

Ganz innerlich rund und glücklich ging ich nach Hause. Da ich solchen Tiefsinn zu spüren bekam, kann das Spiel selbst wahrhaft nicht schlecht gewesen sein. Immerhin war Margarete Kupfer als kupplerische Nachbarin etwas zu äußerlich, kokett und aufdringlich in ihrer Rolle, und auch Herr Biensfeldt als Friseur Benjamin Mandelstam übertrieb sichtlich die feine Komik des Gesellen. Freilich ist es auch immer gut, an letzte Zwecke zu denken, und ein so überfein gearbeitetes Stück gerade deshalb an manchen Stellen durch Übertreibung zu retten. Josef Wörz ließ es dagegen seinem Frank Skarron sowohl in seiner Hyperzartheit wie Schmachtlappenhaftigkeit beidemal an einem Körnchen Geschmeidigkeit und Glaubhaftigkeit fehlen, oder er brachte wenigstens keine persönliche Mischung beider Elemente recht heraus. Vortrefflich war dagegen Else Heims als Frau Maske, und ganz vorzüglich Jakob Tiedtke als der Riese selber: wohl noch nie kam blutiger Hohn auf die Philister- und Spießermoral zu so adäquater Erscheinung wie hier!

Dr. Anselm Ruest.

Randbemerkungen.

Monsieur Delcassé

ist wieder da. Hu, uns läuft eine Gänsehaut über den Rücken, — meinen die Franzosen. Aber sie läuft nicht, nirgends, so weit man schaut, schüttelt sich einer vor Wut oder Entsetzen. Ob wir Deutsche nichts als Gott fürchten, bleibt dahingestellt, unsern alten Freund Delcassé fürchten wir jedenfalls nicht. Man zittert nicht mehr vor einem Mann, mit dem man schon einmal auf jede Gefahr hin den Verkehr abgebrochen hatte. Man betrachtet seine Auferstehung höchstens mit kalter Verwunderung und mit dem Gedanken: Na, da ist er ja wieder. Fünf Jahre sind eine lange Zeit. Die Erde hat sich in ihr fünf ganze Male herumgedreht, und das geht nicht spurlos an ihr vorüber. Der große Chauvinist betritt eine Bühne, auf der nicht mehr die Triple-Trilogie: „Einkreisung" gespielt wird. Seine Rolle als Revancheintrigant paßt daher ins neue Stück nur schlecht. In was für ein Stück? Ja, wenn wir das selber wüßten. Es hat noch keinen Titel. Aber soviel ist ganz sicher: das alte ist es nicht mehr. Der ungeschlachte Nikolaus im Osten hat ein neues Gesicht bekommen und John Bull wird nicht mehr von dem großen Darsteller von einst, einem gewissen

Digitized by Google

Eduard, agiert. Zwar gibt es Welttheaterkritiker, die das für belanglos erklären, aber sie sind allzusehr im unbewußten Banne Mariannes, wenn sie so schreiben. Denn Marianne liegt gar so sehr viel daran, keinen ernstlichen Grund zur Eifersucht zu haben. Dazu ist sie eben viel zu eifersüchtig. Sie tut daher manchmal, als lege sie dem allen, was sich zugetragen, kein Gewicht bei. Allerdings gelingt ihr das schlecht. Denn soeben hat sie ihren verstoßenen Sohn nach fünfjährigem Exil zurückberufen. Das läßt tief blicken in ihre Seelenverfassung. Sie kann doch leider die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß der west-östliche Divan, auf dem sie Revanche träumte, wacklig geworden ist, und ihr bärbeißiger Moskowiter die Allüren eines Rosenkavaliers anzunehmen sich befleißigt, ihre allzu heiße Liebesglut beängstigend findet und vor ihren enttäuschten Potipharaugen sich als Joseph mit der Friedenspalme präsentiert. Détectable! Der Moskowiter will den Frieden. Er will sich in keine Kombination einlassen, in der er sein Blut auf Mariannes Altar der Rache opfern muß, so ein Egoist, so ein miserablichter. Delcassé her! Wo bist du, kleiner Delcassé, komm an meinen verzeihenden Busen. Schon lange beißt mich mein Gewissen, daß ich dich aus Angst verleugnet habe in einem Augenblick der Schwäche. Wirklich, es war nur Schwäche. Aber ich sehe jetzt, wohin ich mit einem sogenannten „vornehmen“ und „anständigen“ Rechtsanwalt, wie diesem Pichon, komme. Ins Hintertreffen komme ich, oder wenigstens meine Eitelkeit. Sei wieder gut, kleiner Rattenbeißer. Gar so offen darf ich mich noch nicht zu dir bekennen, hier nimm diese Schiffchen und tu, als wenn du mit ihnen spielst, mit den harmlosen Dingerchen. Aber dabei sollst du, nnd du ganz alleine mir ins Ohr sagen, was ich zu tun habe. Der andre da, der offizielle, der versteht ja doch nicht viel davon. — Ach, Marianne, du bist unverbesserlich! Aber jedenfalls, wenn du deinem Liebling Schiffchen gibst, so kommt er gerade recht, dafür, daß wir uns neue Bleisoldaten kaufen! Wollen wir denn nun miteinander spielen? W.

* * *

Die Feuerbestattung.

Fast zweitausend Jahre hat es gedauert, bis die christliche Welt sich an den Gedanken der Leichenverbrennung zu gewöhnen beginnt. Das Symbol der „reinigenden Flamme“ ist zwar auch von ihr stets verwandt worden. Aber bei Leben und Sterben der Menschen hat es in kirchlichen Gemütern bis heute doch den Höllen- und Fegefeuerbeigeschmack nie ganz zu verlieren vermocht. Die Theologie ist ja auch nicht verpflichtet, sich mit der Chemie auszukennen, anders als mit jener Sorte von biblischer Chemie, die von Bettex und andern bis ins Komische betrieben worden ist. (Bei den Echten und Rechten hat selbst dagegen stets eine gesunde Antipathie bestanden. Es ist doch nicht Fleisch von ihrem Fleische und kanns nie werden.) „Aus Erde bist du, und sollst wieder zu Erde werden“, steht geschrieben. „Erde“? Ist eben Erde, darauf man geht. Basta. Kommt hinzu der Glaube, daß man „in dieser Haut“ auferstehen werde am jüngsten Tage. Wenn ein Teil dieser Haut in Form von Rauch, Gas und Dampf durch den Schornstein eines Krematoriums in die Wolken steigt, wird er die übrigen, die Aschenreste, auch wiederfinden? Heilige Einfalt, du bist entschuldigt. Das ist „fast“ undenkbar. Daraus entwickelt sich dann noch der Irrtum einer irregeleiteten Pietät, der eine „gewaltsame“ Auflösung der teuren Überreste als Roheit empfindet, ohne an die Schrecken der Verwesung zu denken, und ohne zu ahnen, daß es einen Gegensatz von gewaltsamer und natürlicher Auflösung der Stoffe gar nicht gibt, sondern nur eine schnelle und eine langsame, die beide gleich „natürlich“, aber nicht beide gleich wohltuend für das Empfinden sind. Ich kenne einen, der seine Mutter verlor. Sie ruht auf einem — es ist wahr — unendlich friedlichen, traulichen Friedhof von großer Schönheit. Er ging gern hinaus in erster Zeit und saß an ihrem Grabe. Wenn seine Augen sich in den schwindenden Farben des sommerlichen Abendhimmels verloren, so entschwand ihm jedes Gefühl von Zeit und Vergänglichkeit, von körperlicher Schwere und schmerzender Erinnerung. Von dem Tage an, da er zum erstenmal diesen Fleck „Erde“, der seine Mutter barg, unter den Regenschauern eines kalten, windigen Herbsttages sah, ward ihm die Stätte und der Gedanke, dort „ruht“ sie, unerträglich. Er wurde innerlich von beiden losgetrennt und hat sie nicht wieder aufgesucht. Aber sonderbar, seit jener Zeit erst scheint ihm das Bild seiner Mutter ein fester Begleiter geworden zu sein. Nur eine leise, landschaftliche Erinnerung ist ihm geblieben an jene Bäume, jenen Sonnenschein und jene Sommerabende, die er dort gesessen. Seine Mutter findet er dort nicht mehr. So hat er mir erzählt. Ich glaube, es leben viele, die ihn verstehen, wie ich ihn verstehe, weil sie Ähnliches bei sich erfahren haben.

Preußen will jetzt die Feuerbestattung freigeben. Der Bestattungsmodus soll mutatis mutandis derselbe bleiben. Das ist erfreulich. Wenn auch noch die Reste von Vorurteil, die der Entwurf enthält, beseitigt werden. Das Erfordernis einer doppelt beglaubigten Willenserklärung des Verstorbenen geht zu weit. Ja, es müßte genügen, daß die Hinterbliebenen erklären, der Verstorbene würde nichts dawiderhaben. Wenn die „reinigende Flamme“ ihnen ein Trost ist, bedeutet das gar nichts? Aus demselben Grunde ist es unbillig und mit der prinzipiellen Zulassung der Feuerbestattung unvereinbar, wenn man die Verbrennung bei Verstorbenen unter 16 Jahren überhaupt ausschließt, wie der Entwurf es tut. Halbe Zugeständnisse sind nichts nütze. Halbe Freiheit ist immer noch Knechtung. W.

* * *

Das Ende der europäischen Massenauswanderung.

„Raum für Alle hat die Erde.“ Das sagen die Sozialisten, und das denken auch die meisten „bürgerlichen“ Volkswirtschaftler. Wer mit politischen Kräften zu rechnen weiß, kann solchem Anti-Malthusinismus und Anti-Darwinismus kein rechtes Vertrauen entgegenbringen. Gewiß, der Augenschein sprach in den letzten Menschenaltern für diese Gedankenrichtung. Dort, wo in Europa die Kultur am höchsten stieg, minderte sich das Auswanderungsbedürfnis in dem Maße, wie die Bevölkerung wuchs. Und die Lebenshaltung der Massen, die in modernen Industrien Beschäftigung fanden, stieg. Orthodoxen Marxisten ward dabei gewiß schließlich ungemütlich zumute. Sie sahen ihre Verelendungstheorie auf flinken Füßen davonlaufen und konnten ihrer nicht wieder habhaft werden. Dafür aber fanden anpassungsfähige Sozialisten vom Schlage der Revisionisten um so leichter Glauben, wenn sie redeten: Seht, alle Werte entquellen der Arbeit! Gebt nur jedem, der arbeiten will, Arbeit, Arbeit gegen angemessene Bezahlung, damit er soviel verbrauchen kann, wie er hervorbringt. Dann werden Zeiten der Überproduktion, also Krisen, vermieden. Brot wächst genug für alle Menschen. Und Zuckererbsen nicht minder. Eine Kleinigkeit wurde übersehen. Trotz vermehrter Produktivkraft mußte man in wachsendem Umfange Boden in Gestalt von Nahrungsmitteln und Rohstoffen einführen, um den Bedürfnissen der Industrien und ihrer Arbeiterheere zu genügen. Weil die Massen der Auswanderer, die der Druck feudaler Zustände aus wechselnden Gegenden Europas über das Meer trieb, drüben jungfräuliche Böden der Weltwirtschaft erschlossen, wurde es für dichtbevölkerte alte Kulturländer vorteilhaft, Arbeit aus- und Boden einzuführen. Vorübergehend konnte der Reichtum der Kulturnationen in rascherem Tempo zunehmen als ihre Kopfzahl. Jetzt hat ein Umschwung in diesen Verhältnissen begonnen. Nordamerika, das bisher vorzugsweise als Sammelbecken für die europäische Auswanderung diente, sucht sich gegen eine Menschenzufuhr aus der alten Welt abzusperren. Zur Entschuldigung wird angeführt, daß heute fast ausschließlich kulturlose Landproletarier aus Süd- und Osteuropa,

Digitized by Google

minderwertige Elemente einwanderten, die sich nicht assimilieren ließen. Fauler Zauber. Es gibt manche waschechte Yankees, deren Familienchronik nach Andalusien, Kalabrien, Ungarn oder Rußland zurückführt. Die Einwanderer von heute sind nur deshalb für den amerikanischen Wirtschaftsorganismus schwer zu verdauen, weil sich für sie kaum noch Gelegenheit bietet, den Weg zu einer selbständigen Existenz als freie Farmer zu betreten. Nur wenn dies der Fall ist, wird der Einwanderer vom Yankeetum aufgesogen. Bleiben die fremden Zuwanderer in den Städten hängen, so finden sie sich nach Nationalitäten gesondert in bestimmten Vierteln zusammen, beharren in den niederen Sitten und Gewohnheiten der alten Heimat, können sich nur als Lohndrücker oder in mißachteten Erwerbszweigen eine Lebensmöglichkeit verschaffen und bleiben für die Einheimischen unwillkommene Fremdlinge. Es ist ja bezeichnend, daß der amerikanische Volksinstinkt um dieselbe Zeit anfing, sich gegen jede fernere Masseneinwanderung zu richten, wo der Schwerpunkt der amerikanischen Volkswirtschaft sich mit großer Geschwindigkeit dem Gebiete der Industrie zu zubewegen begann. 94% der Nahrungsmittelproduktion der Vereinigten Staaten werden heute im Lande konsumiert, und mit einer stetig steigenden Tendenz werden dort die eignen Naturschätze verarbeitet. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß während der letzten großen weltwirtschaftlichen Krise im Jahre 1907 nicht wie in früheren Niedergangs- und Depressionsperioden die „industrielle Reservearmee“ nach dem Westen abgeschoben und von dem riesigen Lande leicht aufgesogen werden konnte, sondern in das Elend der Arbeitslosigkeit hineingeschleudert wurde. Damit hing die neuartige Erscheinung einer Rückwanderung der Europamüden zusammen. Jene Krise war ihr Anlaß, die Ursache der in größerer Tiefe vor sich gehende völlige Umschwung in den amerikanischen Wirtschaftsverhältnissen.

Deutschland mag unmittelbar wenig von dem Abflauen der europäischen Auswanderung betroffen werden, mittelbar um so schwerer. Das macht sich schon durch einen gesteigerten Druck fremder Arbeitskräfte auf die Lebenshaltung der nationalen Arbeiterschaft bemerkbar. Bei dem innigen Zusammenhange zwischen guten Ansiedlungs-, also Auswanderungsländern, und lohnenden Absatzgebieten drohen den europäischen Industrien auf der andern Seite ernste Gefahren. Diese müssen von oben, wie die Massen süd- und osteuropäischer kulturloser Landproletarier von unten auf die westeuropäische Kultur pressen, die dann auf die Dauer gleichsam zwischen zwei Mühlsteinen zermahlen werden könnte. Eine Rettung davor gibt es nur in einer systematischen Intensivierung des Ackerbaues in Mittel- und Osteuropa. In den fieberhaften Anstrengungen der englischen Gesetzgebung, durch innere Kolonisation wieder zu einem lebensfähigen Bauernstande zu gelangen, wirft dieser große, allgemeine Umschwung in den europäischen Wirtschaftsverhältnissen seinen Schatten voraus. O. C.

Staats-Photographen.

Ich muß einen Doppelgänger haben — und der muß Geheimpolizist sein. Anders läßt sich die Sache nicht erklären. Neulich ging ich nämlich im Botanischen Garten zu Dahlem bei den Orchideen herum. Und mich verfolgt ein Herr mit feuerrotem Halstuch.

Mir wird die Geschichte lästig.

Ich drehe mich plötzlich um und sage:

„Wünschen Sie etwas?“

„Jawohl“, versetzte er, den Hut ziehend, „Herr v. Stiebelmann! Jawohl, Herr v. Stiebelmann!“

„So! So!“ sage ich erstaunt, „Sie kennen mich also. Gut! Gut! Ich kenne Sie aber nicht.“

„Oh!“ rief er lachend, „mein Name ist Ohbein. Ich

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
—— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. ——

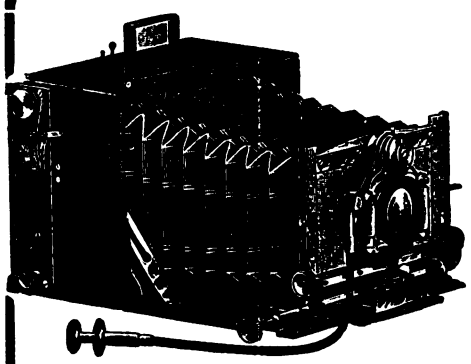
Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ∴ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —



Die geeignetsten Cameras für den

Wintersport

sind Apparate mit Schlitzverschluss vor der Platte wie z. B. obenstehende Ernemann-Zweiverschluss-Cameras Heag VI, oder Heag XIV oder Klapp-Camera Mod. II. Der absolut zuverlässig und fast geräuschlos arbeitende Ernemann-Schlitzverschluss gestattet Aufnahmen bis zu 1/1000 Sekunde! Reich illustrierter Camera-Katalog kostenlos!

Heinr. Ernemann A.-G., Dresden 260.

Digitized by Google

bin Photograph. Und ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen."

„Ah!" sag ich da, „Sie wollen was mit mir gründen? Oh, wieviele Leute wollen immer was mit mir gründen. Und — es kommt niemals soweit. Ich war noch niemals Aufsichtsrat — noch niemals Bankdirektor. Das ist eigentlich das Tragische in meinem Leben. Also: Herr v. Ohbein, ich bin durchaus nicht hoffnungsvoll. Aber schießen Sie los. Was solls sein? Etwas Großes? Etwas Ungeheuerliches? Na?"

Ohbein sah mich sehr verschmitzt an, und dann flüsterte er mir mit kolossaler Hast und Heftigkeit das Folgende zu:

„Ich bin Photograph. Und Sie können mirs glauben: alle Photographen haben heute nicht genug zu tun. Es wird noch lange nicht genug photographiert. Da kam mir neulich eine blendende Idee: wir müßten den Staat für uns interessieren — Staats-Photographen müßte es geben. Die müssen gegründet werden. Und dazu können Sie mir als Geheimpolizist sehr wohl behilflich sein."

„Wollen Sie", fragte ich da tiefernst, „von der Polizei angestellt werden — und alle Untertanen zwangsweise photographieren? Schöne Idee das. Vielleicht jeden Menschen in jedem Monat einmal. Oh, daran läßt sich was verdienen. Ich werde vielleicht ebenfalls Photograph. Wie sind Sie denn nur auf diese prachtvolle Idee gekommen? Staats-Photograph ist jedenfalls höher als Bankdirektor und Aufsichtsrat. Wie sind Sie nur darauf gekommen, Herr v. Ohbein? So reden Sie doch."

„Sie haben", versetzte er melancholisch, „mich zunächst so vollkommen verstanden, daß ich, ganz sprachlos, zunächst nichts sagen konnte. Ich wollte Sie auch nicht unterbrechen. Also abgemacht! Wir werden die beiden ersten Staats-Photographen."

Wir schüttelten uns innig alle vier Hände, und er fuhr fort:

„Will Ihnen auch erzählen, wie ich darauf kam. Die Innung der Berliner Bäckermeister feierte ihr hundertjähriges Jubiläum. Und sie ließ dazu ein Album von Klempnern — von photographierten — ein Album von Fleischern usw., kurzum: zehn Albums verwandter Berufsarten herstellen — in jedem Album zehntausend Photographien. Donnerwetter! dacht ich da — die Idee kann erweitert werden. Jetzt Polizei her! Die muß erklären, daß alle Berufsarten regelmäßig photographiert werden müssen. Das ist doch auch sehr notwendig. Man kann doch nicht Leute regieren, von denen man nicht einmal eine Photographie hat, nicht wahr? So was ist doch auf die Dauer unmöglich."

„Herr v. Ohbein", rief ich nun lachend, „ich heiße aber gar nicht von Stiebelmann. Ich bin Schriftsteller und möchte gerne eine Allgemeine Photographen-Zeitung herausgeben. Und da photographieren wir auch Alles und Jedes. Auch ein gutes Geschäft."

Da sah mich Herr v. Ohbein vorwurfsvoll an, drehte sich auf dem rechten Stiebelabsatz um, wandte mir den Rücken zu und ging ins große Palmenhaus.

Und ich bewunderte wieder — die Orchideen.

Paul Scheerbart.

Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9 und Leipzig.

Zwei Geschenkwerke für alle Gebildeten:

Die deutschen Kolonien

in Wort und Bild.

Eine Schilderung unserer Kolonien an der Hand der Schriften bekannter und hervorragender Kenner der deutschen Schutzgebiete.

Herausgegeben von Dr. L. Sander, Marinearzt a. D., Kolonialsekretär der deutschen Kolonialgesellschaft.

Mit 4 farbigen Karten, 8 Originalbildern des Orientmalers R. Hellgrewe und 250 Text-Illustrationen.

Elegant gebunden 3,50 Mk.

Im Fluge durch die Welt.

240 ausgezeichnete photographische Aufnahmen der schönsten Natur-, Landschafts- und Städtebilder.

Die hervorragendsten Städte und malerisch bedeutendsten Gegenden der ganzen Welt * * in Wort und Bild veranschaulicht. * *

Meisterhaft gedruckte Ansichten aus Europa, Asien, Afrika, Nord- und Südamerika.

Herausgeben von John L. Stoddard.

Elegant gebunden 3,50 Mk.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Mießler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 12. Berlin, den 18. März 1911. 40. Jahrgang Band 79.

Antiantimodernismus.

Der Modernist ist kein moderner Mensch, der Modernismus keine moderne Erscheinung. Aber diese beiden Sätze haben nichts miteinander gemein. Denn Modernisten hat es zu allen Zeiten gegeben, und sie waren nie moderne Menschen. Der Modernismus ist eine Krankheit, wie Rom mit Recht behauptet. Er ist genau sowohl eine Krankheit, wie der Orthodoxismus. Mit der Endsilbe „—ismus“ soll bei dieser Art von Wortbildung die irgendwie entartete Spielart eines Dinges bezeichnet werden. Niemand kann den „Orthodoxismus“ schärfer verurteilen als die rechte „Orthodoxie“. Schon darin liegt, daß der Modernismus etwas andres ist als die Moderne. Allerdings ist das Wort dann miserabel gebildet. Denn unter Modernismus müßte man von rechtswegen eine ultramoderne, den Begriff des Modernen zum Selbstzweck, zum hohlen Selbstzweck (ohne Rücksicht auf den Inhalt) erhebende, utrierte Richtung verstehen, etwa die Neopatheten, die „neue Gemeinschaft“, die sich als Überblüte des modernen Menschentums fühlt und auf ihren schlechten Geruch stolz ist. Man sehe sich dagegen die katholischen Modernisten an, Max von Sachsen, den von einem leichten Anfall glücklich nach rückwärts Genesenen. Nicht eimal moderne Menschen kann man sie nennen, geschweige denn „Modernisten“ im sprachlich korrekten Sinne. Was der Vatikan unter Modernisten versteht, ist vielmehr eine von an sich gesunden, modernen Ideen „angekränkelte“ Sorte von Leuten, die sich im Grunde doch vom Mittelalter nicht loszureißen vermag. Die Ursachen dieses Unvermögens sind von zweierlei Art: Charakterschwäche oder intellektuelle Unzulänglichkeit. Schwache Charaktere bringen den Widerstreit, den Glauben und Wissen in ihnen vollführen, aus Furcht vor den Konsequenzen nicht reinlich zur Lösung, sei es, daß sie für ihr eigenes, religiöses Leben fürchten, oder auch etwa für ihre äußere Existenz. Diese „Modernisten“ sind schwerkrank, fast hoffnungslos. Denn sie verfallen meist der inneren Zerrüttung oder der Heuchelei und Lüge. Die andre Sorte dagegen, die intellektuelles Unvermögen am Konsequenzziehen hindert, ist harmloser infiziert. Entweder sie lebt — wie die meisten Menschen — mit einem eisernen Bestand unverdauter Inkonsequenzen in Kopf und Herz seelenruhig weiter, ohne an inneren Nöten Schaden zu leiden, oder sie läßt sich von stärkeren Intelligenzen nach vorwärts oder rückwärts bekehren und bringt in beiden Fällen ein sacrificium intellectus, ein gänzlich unbegriffenes. Gesunde Modernisten aber gibt es nicht; denn im selben Moment, da sie die Halbheit überwinden, sind sie entweder wieder rechtschaffene Glieder ihrer Kirche, oder nicht mehr nur „Modernisten“, sondern einfach moderne Menschen, die nach einer Krise durch Konsequenzziehung genesen sind. Diese Auffassung vom Modernismus ist unabhängig von der Beurteilung des Wesens der römischen Kirche. Jeder theologisch-orthodoxe Logiker, einerlei ob Katholik oder Lutheraner, muß sie im Prinzip — wenn auch nicht in der Tendenz, die aus den hier gewählten Ausdrücken spricht — teilen. Wenn man die „Kölnische Volkszeitung“ zu den orthodoxen Logikern rechnen darf, selbst sie, obwohl sie, wie wir zu unsrer Freude gesehen haben, von unsrer Beurteilung des „Modernen Mittelalters“ der römischen Kirche, wenig erbaut ist.

Darin, daß der Modernismus, gegen den sich die vatikanischen Dekrete der letzten Zeit wenden, in genau demselben Sinne eine Gefahr für den Bestand der evangelischen Orthodoxie bildet, wie für den der katholischen, beruht die Stärke der päpstlichen Aktionen. Der Antimodernisteneid ist eine gewissenschärfende, konzentrierte Zusammenfassung des katholischen Kirchenglaubens (heißt Glaubens an die Kirche), als Eid gefordert, um mit dem spezifisch römischen Operationsmittel des Gewissenszwanges die Geister zur Entscheidung zu bringen und die „Gefährdeten“ zurückzuholen. Obwohl die protestantische Kirche anscheinend viel tiefer im Modernismus steckt als die römische (anscheinend, weil bei den Römischen infolge des systematischen Gewissenszwanges die Heuchelei viel weiter um sich frißt), obwohl also der Protestantismus von liberalisierenden, modernen Ideen viel offensichtlicher ergriffen scheint, kann er sich der gleichen Mittel nicht bedienen. Denn

Digitized by Google

sein Kirchenglaube ist kein Glaube an die Kirche (oder doch noch nur im geistigen Sinne), sondern der Glaube der Kirche als Gemeinde. Das eben unterscheidet ihn im tiefsten Grunde vom Katholizismus. Deshalb trafen die Gegenhiebe der Zentrumredner im preußischen Abgeordnetenhause neulich ein empfindliche Stelle: Seht in eure eigenen Reihen, der Modernismus ist keine speziell katholische Gefahr, er bedroht die Grundlagen des gesamten Christentums. Sehr richtig. Wenn die Konservativen nicht schon aus politischen Gründen die katholischen Blockgenossen hätten schonen müssen, sie können an dieser Wahrheit auch so nur schwer vorbei. Die evangelische Kirche sitzt im Glashause. Zog sich Herr v. Heydebrand doch außerdem sichtlich zurück hinter die nicht unrichtige Behauptung, im Grunde fordere der Eid nichts Neues. Den Gegensatz von Protestantismus und Katholizismus kann man doch von heut auf morgen so wenig lösen, wie es die letzten vier Jahrhunderte vermocht haben. Muß man also nicht den Papst seine „innerkirchlichen" Sachen nach den Methoden seiner Kirche behandeln lassen? Und ist nicht seine Ansicht vom Ernste der Zeiten wohlbegründet?

Dieser Standpunkt wäre alles, was man dazu sagen könnte, wenn nicht der Eid eben Konsequenzen auf staatlichem Gebiete hätte und Konflikte nahelegte, die bisher nicht vorhanden waren. Rom scheint seit einem Jahre ein freches Spiel mit unsrer Regierung zu treiben. Wir können ihm nur nichts nachweisen. Wer hat einen Fuchs je mit Beweisen festgenagelt! Wir müssen uns mit einer drohenden Warnung bescheiden. Wir dürfen auch die katholischen Fakultäten nicht auflösen. Wenn sie schwören, schwören sie „freiwillig". Wenn sie ihr Ansehen mindern, haben sies selbst zu tragen. Nur das können wir verlangen, daß man Staatsbeamte nicht zwingt, sich ihrer Freiheit zu begeben. Das würde geschehen, wenn geistlichen Gymnasiallehrern, die auch in weltlichen Fächern unterrichten, ein Strick gedreht würde aus der Verweigerung des Eides. Weil aber die zum katholischen Religionsunterricht erforderliche missio canonica künftig nur solchen Geistlichen erteilt werden darf, die den Eid geleistet haben, tut man — auch zur Wahrung der Autorität bei den Schülern — besser, um allen Konflikten vorzubeugen, künftig geschworene „Antimodernisten" nicht mehr für profane Fächer anzustellen. Zu dieser Gegenmaßregel hat sich der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg entschlossen. Wie tief sein protestantisch-kirchliches Eigenleben dabei mitspricht, entzieht sich unsrer Kenntnis, interessiert auch nicht. Uns interessiert höchstens, wieviel davon er als offizieller Vertreter des Preußischen Staates offenbaren muß, in dem Thron und Altar verwachsen sind. Für das politisch notwendige Maß evangelischer Gesinnungstüchtigkeit aber gelten sonst die Konservativen als Muster, und in diesem Falle sind sie hinter dem Ministerpräsidenten zurückgeblieben. Ja, sie schulmeistern ihn rücksichtslos ob seiner „inkonsequenten", „ungeschickten" und überflüssigen Modernistenrede. Droht er ihnen doch die schwarzblaue Suppe anzubrennen mit seiner antiantimodernistischen Energie. Das Interessante dabei aber ist, daß auch der Kanzler gar nicht etwa aus evangelischen, sondern aus rein politischen Motiven heraus gehandelt hat. Protestantismus hin und her, die politische Macht ist das Kampfobjekt. Die Konservativen, sonst grimmer Hort und Hüter der evangelischen Interessen, waren schon bei der Borromäusdebatte wortkarg und in der Modernistenfrage milde wie ungesalzene Butter, so will es die schwarz-blaue Empfindsamkeit. Der Kanzler, der vor einem Jahre einen Anlauf zur Energie nahm, ging diesmal gegen der Konservativen Willen durchs Ziel, ebenfalls nur aus Politik, weil er sich nicht die Arme verschnüren lassen will, und weil es sein staatliches Ehrgefühl so gebietet. So stehen die Sachen heute. Das Zentrum aber wartet, die Hand in der Soutane geballt, bis seine Zeit reif ist, so oder so. Dann: entweder herunter mit dem Ketzer, oder mit fliegenden Kulturkampffahnen in die Opposition marschiert!

Also ein politischer Antimodernismus! Was hat man prinzipiell von seinen Aussichten zu halten? Es liegt eigentlich schon in diesem zungenbrecherischen Worte. Wir werden es im Höchstfalle eben über einen „Antiantimodernismus" nicht hinausbringen, d. h. über eine rein negative Stellung. Kulturkampf wollen wir bekanntlich nicht. Weil wir ihn fürchten. Wir fürchten ihn, weil wir das Zentrum brauchen, solange die bürgerlichen Parteien sich gegenseitig zerfleischen. Wir fürchten ihn auch wegen der Rückwirkung auf den schon ohnedies bedenklich derangierten Zustand der evangelischen Staatskirche, die ihrer sicheren Auflösung entgegen zu gehen scheint. Gehalten wird sie nur durch ihr staatliche Seite, nicht durch ihr inneres Leben. Weil aber der Preußische Staat die Kirche braucht, weil sein Thron vom Fundament der Staatskirche nicht losgelöst werden kann, ohne sein überliefertes Wesen zu gefährden, darum muß die Staatskirche bestehen bleiben um jeden Preis. Ein neuer Kulturkampf könnte nur enden mit einer Trennung von Kirche und Staat, mit einer radikalen Beseitigung des üblen Grenzgebietes — in diesem Falle würde auch die evangelische Staatskirche mitfallen — oder mit einer ganz schmählichen Niederlage. Aus dieser verzwickten Situation heraus ergibt sich mit Notwendigkeit die innere Ohnmacht der preußischen Regierung gegen die skrupellose Macht- und Angriffspolitik des wiedergekehrten Ultramontanismus. Die Zeiten sind den Römischen denkbar gewogen. Unsre Parteien

Digitized by Google

sind zerfallen, das Zentrum triumphiert. Parieren wir nicht, so werden wir zwischen ihm und der gleichzeitig anschwellenden Sozialdemokratie zerrieben ohne Erbarmen. Muß man also nicht bei aller jüngst gezeigten Energie der Regierung mehr als skeptisch der Taten warten, die den Antiantimodernismus ihrer Worte bewähren sollen? Und können wir anders — so wenig es nützt —, als immer wieder auf das ceterum censeo gedrängt werden: Die Schuld an dieser verzweifelten Lage tragen jene, denen das Zentrum „zufällig" auf ihrem Wege begegnete, die es aufnahmen und zurückführten? Die Politik ist ein kulturwidriges Geschäft.

Die Stetigkeit der Ostmarkenpolitik.

Von Germanicus.

Der Hauptvorstand des Ost.markenvereins hält es für die Aufgabe der nationalen Parteien des Abgeordnetenhauses, Aufklärung über die von der Regierung in dieser anerkannt wichtigsten Frage des preußischen Staatslebens, der Ostmarkenpolitik, beobachtete Haltung in nächster Zeit herbeizuführen", — so heißt es mit Bezug auf die Fortführung des ostmärkischen Ansiedlungswerkes in jener Entschließung, die der Hauptvorstand des Deutschen Ostmarkenvereins jüngst zur Enteignungsfrage gefaßt hat.

Man hat bestritten, daß eine solche Aufmunterung erforderlich war, nachdem die Erfahrung doch so überzeugend erwiesen, daß in der Ostmarkenpolitik nichts nötiger ist als Stetigkeit, nachdem die Regierung sich so oft zu dieser Erkenntnis öffentlich bekannt hat, und nachdem die nationalen Parteien in dieser Hinsicht jahrelang mit der Regierung einmütig zusammengegangen sind. Und doch lag die Notwendigkeit vor, da trotz aller Versicherungen seitens der Regierung in der Ostmarkenfrage gegenwärtig eine Politik der Unentschlossenheit zutage tritt, und da auch die nationalen Parteien im Abgeordnetenhause bisher nichts Ernsthaftes unternommen haben, um die Regierung aus dieser Unentschlossenheit hinauszuführen und zur Wiederaufnahme tatkräftiger Initiative zu veranlassen.

Bei dieser Sachlage erscheint es am Platze, auf autoritative Äußerungen aus neuerer Zeit über die Notwendigkeit einer stetigen Ostmarkenpolitik zurückzugreifen:

„Ich halte die ostmärkische Frage nicht nur für eine der wichtigsten Fragen unsrer Politik, sondern geradezu für diejenige Frage, von deren Entwicklung die nächste Zukunft unsres Vaterlandes abhängt." Diese Äußerung des Fürsten Bülow in seiner Polenrede vom 13. Januar 1902 kennzeichnet deutlich die der Polenfrage seitens seiner Regierung damals beigemessene Bedeutung.

Fast genau ein Jahr später, am 19. Januar 1903, sprach unter lebhaftem Beifall der Reichskanzler über die notwendige Stetigkeit der Ostmarkenpolitik, wiederum gelegentlich der Etatsdebatte im Abgeordnetenhause:

„Die Königliche Staatsregierung hofft, daß durch die von ihr in den Etat eingestellten Forderungen das Vertrauen im Lande in die Festigkeit unsrer Ostmarkenpolitik gestärkt werden wird, und daß sie dazu beitragen werde, unsern Landsleuten im Osten den Mut zu beleben zu treuem Ausharren, zu festem Zusammenhalten ohne Unterschied der Partei und Konfession. Wir wissen sehr wohl, daß die Aufgabe, die wir uns im Osten gestellt haben, nicht von heute auf morgen gelöst werden kann; dazu werden Jahre, vielleicht Jahrzehnte erforderlich sein. Diese Aufgabe ist auch nur zu lösen mit Tatkraft und Konsequenz. Da kann es für uns kein Rückwärts und es kann für uns kein Schwanken geben . . ."

In der Thronrede, mit der die Eröffnung des preußischen Landtages am 8. Januar 1907 stattfand, fand sich dann folgende Ankündigung zur Fortsetzung der Ostmarkenpolitik:

„Die gegenwärtige Lage in den östlichen Provinzen zeigt deutlicher denn je, daß Preußens geschichtliche Aufgabe der Stärkung des Deutschtums in diesen Landesteilen zu ihrer Lösung die ernstesten Anstrengungen erfordert. Die Königliche Staatsregierung hält die kraftvolle und beharrliche Durchführung der zur Erfüllung dieser Aufgabe eingeleiteten staatlichen Maßnahmen für unbedingt notwendig. Sie wird dem Landtage eine entsprechende Gesetzesvorlage unterbreiten."

Der hier bereits angekündigte Entwurf wurde zwar nicht mehr in der mit dieser Thronrede eröffneten Session, wohl aber noch im Laufe des Jahres 1907 fertiggestellt und aufs neue in noch deutlicheren Worten durch die Thronrede vom 26. November jenes Jahres angekündigt:

„Wie die Entwicklung der Verhältnisse in den östlichen Provinzen der Monarchie zeigt, sind die gesetzlichen Befugnisse der Regierung nicht ausreichend, um die deutsche Bevölkerung in diesen Landesteilen wirksam zu schützen und zu stärken. Die Regierung ist deshalb gezwungen, eine Erweiterung ihrer Vollmachten in Anspruch zu nehmen, und wird die entsprechenden, bereits in Ihrer vorigen Tagung angekündigten Gesetzesvorschläge alsbald Ihrer Beschlußfassung unterbreiten. Sie ist überzeugt, daß sie in dieser so ernsten nationalen Frage die tatkräftige Mitwirkung beider Häuser des Landtages finden wird."

Digitized by Google

Bei der Einbringung des Enteignungsgesetzes sagte Fürst Bülow dann noch an demselben 26. November 1907 im preußischen Abgeordnetenhause:

„Es steht für mich außer allem Zweifel: die Tätigkeit der Ansiedlungskommission muß fortgesetzt werden, und zwar uneingeschränkt. Dazu brauchen wir alljährlich eine große Fläche Landes, und wir brauchen dieses Land an der richtigen Stelle; denn die Ansiedlung deutscher Bauern und Arbeiter erfüllt ihren nationalpolitischen Zweck nur, wenn sie in großen geschlossenen Gebieten erfolgt. Wir können aber nicht ruhig mitansehen, daß die Polen durch rücksichtslose politische Verhetzung den Staat in seinem Landerwerb lediglich auf deutschen Besitz beschränken, und daß hierdurch in Verbindung mit einer ungesunden Preistreiberei der alte deutsche Privatbesitz in bedenklichster Weise gelockert und trotz aller staatlichen Gegenmaßregeln seiner allmählichen Vernichtung entgegengeführt wird. Wir können also unsern Landbedarf im freihändigen Ankauf nicht mehr decken. Hieraus folgt mit zwingender Notwendigkeit, daß ein eminentes Staatsinteresse die Anwendung des Enteignungsrechtes durch die Ansiedlungskommission erfordert . . ."

In der zweiten Lesung des Enteignungsgesetzes fielen am 16. Januar 1908 seitens des leitenden Staatsmannes folgende Äußerungen:

„Die Königliche Staatsregierung war überzeugt, daß, wer eine konsequente Fortsetzung unsrer Ostmarkenpolitik will, durch das Schwergewicht der sachlichen Gründe dahin geführt werden mußte, die Notwendigkeit der Anwendung der Enteignung durch die Ansiedlungskommission anzuerkennen. — Diese Hoffnung hat uns nicht getäuscht: Ihre Kommission hat der Anwendung der Enteignung durch die Ansiedlungskommission unter bestimmten Voraussetzungen zugestimmt. Ich hoffe, meine Herren, daß das dazu beitragen wird, daß die Ansiedlungskommission die scharfe Waffe der Enteignung in ruhiger, besonnener Weise und mit jeder Schonung anwenden wird, die mit dem ernsten Kampf um den Boden in der Ostmark verträglich ist. —"

Fürst Bülow erwähnte dann die Einschränkungen, die in den Kommissionsbeschlüssen gegenüber den Regierungsvorschlägen vorgenommen waren, und fuhr fort:

„Ich halte mich für verpflichtet, bei diesem Anlaß denjenigen Parteien, die diesen Antrag unterstützt haben, den Dank der Königlichen Staatsregierung auszusprechen für die Einmütigkeit, mit der Sie unter Zurückstellung gewichtiger Bedenken sich bereit erklärt haben, freie Bahn zu schaffen für die Fortsetzung unsrer Ansiedlungspolitik, einer Politik, durch die allein unser Staatswesen bleiben kann, was es ist und immer bleiben muß: nämlich ein nationaler Staat."

Im Herrenhause endlich lautete sein letzter, erfolgreicher Appell:

„Will das preußische Herrenhaus, wollen Sie, meine Herren, durch Ablehnung der von uns geforderten Machtmittel die Fortsetzung der von uns in voller Übereinstimmung mit der Krone und unter Zustimmung des andren Hauses des Landtages weitergeführten Bismarckschen Politik lahmlegen und unmöglich machen? Die Regierung gibt sich der Hoffnung hin, daß das Bewußtsein dieser Verantwortlichkeit Sie, meine Herren, dahin führen wird, mit dem andern Hause des Landtages der Regierung die Mittel zu gewähren, die notwendig sind, um schwere Beeinträchtigungen der Interessen des Landes zu verhindern. Von diesem Gesichtspunkte aus kann ich Sie nur bitten, dem jetzt vorliegenden Antrage der Herren Adickes und Genossen Ihre Zustimmung zu erteilen."

Allen diesen Äußerungen hat der preußische Landtag zugestimmt. Überall ist hier die Rede von der Stetigkeit der Ostmarkenpolitik und von der Anwendung des Enteignungsgesetzes. Überall findet sich der durchaus richtige Grundgedanke, daß die Stetigkeit der Ostmarkenpolitik nicht zu finden ist in einem Beharrungszustand, sondern in einem beständigen Fortschreiten. Demgegenüber sehen wir jetzt einen Beharrungszustand, ja, weniger als das: nicht einmal die Anwendung der bereits vorhandenen Mittel der Ostmarkenpolitik! Das ist eine Zurückhaltung der Regierung, die nichts andres zur Folge haben kann als den Rückgang des Deutschtums in der Ostmark. In dieser Zurückhaltung ist die Regierung durch die nationalen Parteien des Abgeordnetenhauses nicht nennenswert gestört worden. Es sind ein paar Anfragen erfolgt, jedoch in solcher Form, daß der Regierung eine ausweichende Beantwortung recht leicht gemacht wurde, und das Abgeordnetenhaus hat sich mit diesen ausweichenden Antworten vorläufig begnügt. Tatsächlich ist also die Mahnung sehr wohl geboten, daß sie von der Regierung in nächster Zeit Aufklärung heischen sollen. Die jetzige Politik der Zurückhaltung und des unentschlossenen Zauderns dulden und dadurch mittelbar unterstützen, heißt die so dringend notwendige Stetigkeit der Ostmarkenpolitik aufs schwerste gefährden. Denn ein neues Vordringen des Polentums ermöglichender Stillstand ist auf diesem Gebiete das Gegenteil jener Stetigkeit, die in einem stetigen Vorwärtsschreiten bestehen muß! Man wird es nur mit Freude begrüßen können, wenn, wie angekündigt wird, in diesem Zustande der Apathie, wenigstens soweit das Abgeordnetenhaus in Frage kommt, jetzt ein Wandel eintreten soll.

Digitized by Google

Der deutsche Richter.

Von Staatsanwalt Dr. **Paul Elwert** (Stuttgart).

Die Reichstagsdebatten anläßlich der Strafprozeßreform und des Justizetats haben in der breiten Öffentlichkeit nicht das Interesse gefunden und wachgerufen, das der Bedeutung der augenblicklich zur Debatte stehenden Fragen entspräche. Man überläßt die Fragen den zünftigen Juristen und kümmert sich nach wie vor um andre Dinge, namentlich sozialen, volkswirtschaftlichen Charakters. Genau wie vor 15 Jahren, als man in Deutschland ein einheitliches bürgerliches Recht schuf: der Kampf um die Handelsverträge war weit wichtiger, als die nationale und ideale Aufgabe, ein neues Recht zu kodifizieren. Der Kulturhistoriker, der das Recht und die Justizgesetzgebung seinen treusten Maßstab nennt bei der Beurteilung des Kulturbilds einer Zeit, wird dem deutschen Volk der Gegenwart dereinst hierwegen kein glänzendes Zeugnis ausstellen.

Nur eine Frage hat bei den Erörterungen über die Strafprozeßreform in weiten Kreisen lebhaftes Interesse geweckt: es war das Volksurteil, das der Deutsche Reichstag über die deutschen Richter gefällt hat. Ist es wirklich wahr, daß wir in Deutschland keinen brauchbaren Richterstand haben? Sind unsre Berufsjuristen, die jahraus, jahrein still und fleißig an der Anwendung und Weiterbildung unsres Rechts gearbeitet haben, allesamt unfähige Köpfe, so daß sie schleunigst, wenigstens auf dem Gebiet der Strafrechtspflege, durch einfache Bauern und Handwerksmeister ersetzt werden müssen? Ist es richtig, daß der Berufsrichter, weil er sich seiner Erziehung und Bildungslaufbahn gemäß meist aus dem Stand der Gebildeten und Besitzenden rekrutiert, kein Herz und kein Verständnis fürs Volk, für den gemeinen Mann hat, daß er — bewußt oder unbewußt — zur Klassenjustiz neigt? Haben wir in Deutschland überhaupt einen freien, unabhängigen Richterstand, der in einem modernen Kulturstaat doch unumgänglich nötig erscheint?

Je nach der Parteistellung wurden diese Fragen verschieden beantwortet. Wie der Gerichtssaal häufig genug zur politischen Arena degradiert worden ist, so ist auch die Justizgesetzgebung ein Tummelplatz der Parteipolitik geworden. Daß, wenn irgendwo, so doch gewiß auf dem Gebiet der Justiz nur für rein sachliche, der Gerechtigkeit dienende Erwägungen und für nichts andres Raum sein sollte, — dieser selbstverständliche Satz verklingt ungehört hinter dem Phrasenschwall agitationbedürftiger Parteiführer. Auch das wird der Geschichtschreiber dereinst zu unsrer Belastung buchen. Er wird nnsre Zeitgenossen kurzsichtig schelten, weil sie ganz offensichtliche Mängel und Fehler eines veralteten Strafrechts die Richter büßen lassen, die dieses Gesetz pflichtgemäß anzuwenden haben; und er wird es nicht verstehen, wie ein gebildetes Volk, das sich doch sonst auf seine Statistik alles zugute tut, aus einzelnen Fehlsprüchen oder unbefriedigenden Urteilen einzelner Gerichte angesichts vieler Tausende täglich ergehender, das Rechtsgefühl befriedigender gerichtlicher Erkenntnisse ein allgemeines Verdammungsurteil über die ganze Rechtsprechung und den ganzen Richterstand ableiten kann.

Eine rein sachliche Prüfung der in der vorliegenden Prozeßreform brennendsten Frage, nämlich der Erweiterung der Laienrechtsprechung und der möglichsten Verdrängung des gelehrten Richters durch den Mann aus dem Volk — eine ruhige und sachliche Prüfung dieser Frage würde zu einem ganz andern Ergebnis führen, als den mit Leidenschaft gebrauchten Schlagworten „hie Berufsrichter — hie Laienrichter“! Der Praktiker, der die Laienrichter aus eigener jahrelanger Berührung kennt, urteilt über diese ganz anders als der Universitätsprofessor, der heutzutage leider mit seinen in der Studierstube ausgeheckten Vorschlägen und Theorien auch bei den gesetzgebenden Faktoren viel zu viel Gehör findet. Der Praktiker weiß es an vielen Laienrichtern zu schätzen, daß sie eine erfreuliche Frische und Natürlichkeit der Auffassung und Empfindung zeigen, die manchem zu handwerksmäßigem Urteilen neigenden Berufsrichter, zumal dem überarbeiteten und überhasteten Richter, abgehen. Der Praktiker weiß auch aus Erfahrung, daß mancher Laie aus den Erfahrungen seines Berufs und seines Lebens den Schlüssel zur Lösung mancher Frage mitbringt, den der Berufsrichter, zumal wenn er noch jung und ortsunkundig ist, nicht gefunden hätte. Allein der Praktiker weiß auch, daß das nur einzelne Vorzüge einzelner Laienrichter sind, und daß es auf das Gros der Schöffen und Geschworenen nicht zutrifft, wenn man nun solche Ausnahmen verallgemeinert. Die meisten dieser Laienrichter folgen ja überhaupt nur sehr ungern und gezwungen dem Rufe zum Richteramt; das haben nun die fortgesetzten Ablehnungs- und Befreiungsgesuche bewiesen, mit denen das Laienrichtertum seit 30 Jahren in Deutschland für die angebliche Ehre dankend quittiert hat. Viele Schöffen und Geschworene — man denke an einfache Bauern und Handwerksmeister — sind auch bei allem guten Willen gar nicht imstande, tagelangen Verhandlungen mit Aufmerksamkeit zu folgen. Sie werden aus den Gewohnheiten ihres täglichen Lebens gewaltsam herausgerissen, sollen stunden- und tagelang stille sitzen und zuhören und sich schließlich in einer widerspruchsvollen Beweisaufnahme, die durch lange Reden eines Staatsanwalts und eines Verteidigers noch komplizierter gemacht wird, zurechtfinden! Und das alles meist ohne jede Kenntnis des Prozeß- und materiellen Rechts, ohne die nötige forensische

Digitized by Google

Erfahrung, ohne die Schulung von Gedächtnis und Phantasie, ohne die Erziehung zu streng logischem Denken! Ist es da ein Wunder, wenn man allmählich auch über die Urteile der Schwurgerichte vielfach den Kopf schüttelt, wenn es sogar ganze Sammlungen von offenbar verfehlten „Wahrsprüchen" der Geschworenen gibt? Kein Geringerer als Ihering, der größte deutsche Jurist, hat sein Urteil über das Laienrichtertum dahin zusammengefaßt, daß er sagte: ein einziger Berufssoldat tauge mehr, als ein Dutzend Milizsoldaten und ein einziger Berufsrichter mehr als ein Dutzend Laienrichter!

Indessen ist es überhaupt ganz verkehrt, den Richterstand allein nach seinen intellektuellen Fähigkeiten zu beurteilen. Irren ist und bleibt menschlich. Sowohl unter Berufs- wie unter Laienrichtern wird es immer begabte und unbegabte, erfahrene und weniger erfahrene, kluge und unkluge Köpfe geben. Die wichtigste Eigenschaft des Richters ist doch seine völlige Unparteilichkeit, seine Unabhängigkeit nach allen Richtungen, nach oben und nach unten. Und gerade dieser Kernpunkt hat noch viel zu wenig Beachtung gefunden. Prüft man die Berufs- und Laienrichter nach dieser Seite, so erscheint die Erweiterung der Laienrechtsprechung in unsrer von Klassenfehden und Parteikämpfen durchwühlten Gesellschaft geradezu als ein gewagtes Experiment. Aber auch die staatsrechtliche Stellung des Berufsrichters erscheint keineswegs ideal.

Der zum Schöffen- und Geschworenendienst berufene Kaufmann, Handwerker, Bauersmann bringt in den Gerichtssaal seine politische, konfessionelle und soziale Weltanschauung mit, von der er sich auch bei der Urteilsfindung nicht trennen kann. Der Fabrikbesitzer ist schwerlich unbefangen bei einer Verhandlung gegen streikende Arbeiter; der Arbeitersekretär haßt den als Zeugen auftretenden Großgrundbesitzer oder Kaplan und fühlt sich verpflichtet, dem angeklagten Arbeiter, seinem Partei- und Gesinnungsgenossen, beizuspringen. Der Kunstmaler hat kein Auge mehr für obszöne Darstellungen und der Pietist kein Verständnis für die Weltanschauung des Freigeistes. So kann ein einziges Geschworenenkollegium sich aus Leuten zusammensetzen, von denen keiner die Sprache des andern versteht, und von denen jeder den Angeklagten und seine Tat mit andren Augen betrachtet. Dazu kommen dann noch die tausenderlei Rücksichten, die der Laie sich aufdringen läßt. Konkurrenz und Geschäftsneid beeinflussen den Geschäftsmann, die Sorge um die Rache, um die verlorene Kundschaft des Angeklagten den Handwerker, die Angst vor der Gewalttat des Schwerverbrechers den einsam wohnenden Bauersmann. Denkt man an all dies, wenn man immer die Laienrichter als die idealen Organe der Urteilsfindung und Strafrechtspflege hinstellt? Weiß man in der Öffentlichkeit gar nichts davon, daß die Angeklagten (oder die durch eine Straftat Verletzten) häufig die Schöffen und Geschworenen vor der Verhandlung aufsuchen und mit oder ohne Alkohol oder andre Hilfsmittel für sich Stimmung zu machen verstehen? Und denkt man gar nicht daran, welchen verwirrenden Einfluß gerade bei sog. Sensationsprozessen die Presse auf den Laien ausübt, der sich doch gewohnheitsmäßig von seinem Leib- und Parteiblatt leitartikeln läßt? Justizrat Dr. Sello-Berlin, einer der bedeutendsten Verteidiger der Gegenwart, hat erst kürzlich sein beachtenswertes Urteil über diese Frage dahin zusammengefaßt: „Wenn der rechtsgelehrte Richter unsrer Zeit gegen die sinn- und geistesbetörende Massensuggestion, die die urteilslose Masse mit sich fortreißt, in der täglich geübten, pflichtmäßigen Gewohnheit des Rechtsuchens und Rechtsprechens ein Gegengewicht besitzt, so gehorcht der Laienrichter auch heute noch allzu oft und allzu leicht dem suggestiven Druck der öffentlichen Meinung. Und diese hat meist schon lange vor der Verhandlung ihr unappellables Schuldig oder Nichtschuldig gesprochen. Ist doch der Geschworene schon an sich geneigt, der massenpsychologischen Disposition des Schwurgerichtssaales zu unterliegen. Wie nun erst in einem Fall, wo ihn die Zeitungen seit Wochen darüber belehrt haben, daß an der Schuld oder Unschuld des Angeklagten, über den er heute urteilen soll, kein vernünftiger Zweifel möglich ist."

Also nicht das sollte die Losung sein: Verdrängung des Berufsrichters durch den Laienrichter, sondern: Schaffung von Garantien für eine vollständige Unabhängigkeit unsrer Richter, und zwar sowohl der Berufs- als auch der Laienrichter. Die Zuziehung der letzteren zur Strafrechtspflege ist nun einmal aus Gründen politischer Natur notwendig. Sie wird gefordert auch von dem Bedürfnis, die Rechtspflege wieder volkstümlicher zu machen. Und wenn das vermehrte Zusammenarbeiten von erfahrenen Berufsrichtern und von Laien die Achtung der letzteren vor dem Können und der Arbeit der ersteren stärkt, so wird die Vermehrung der Laienrichter vielleicht sogar wohltuend wirken im Sinne einer sozialen Verständigung. Aber man lese dann die Laienrichter nach andren Gesichtspunkten aus als nach den Vermögensverhältnissen; man berücksichtige Alter, Erfahrung, Unabhängkeit und rufe nicht politische Agitatoren und einseitige Klassenvertreter in den Gerichtssaal!

Noch wichtiger aber ist die staatsrechtliche Besserstellung der Berufsrichter, die den Laienrichtern naturgemäß die Führer und Berater sein werden. Leider bringt die Novelle zum Gerichtsverfassungsgesetz zu diesem wichtigsten Punkt keine Neuerung. Zwar verlangte schon das bisherige Recht „unabhängige, nur dem Gesetz unterworfene Richter, die ein festes Gehalt unter

Digitized by Google

Ausschluß aller Gebühren beziehen sollen". Allein aus Sparsamkeitsgründen ist diese Forderung des alten Gerichtsverfassungsgesetzes vielfach nicht in Erfüllung gegangen. Allerorts gibt es noch Hilfsrichter, die kein festes Gehalt beziehen, sondern je nach Bedürfnis versetzt werden können und in ihrer abhängigen Stellung dem Verdacht der Streberei besonders ausgesetzt sind. Und die Richtergehälter sind in Deutschland nirgends so geregelt, daß sich nur die tüchtigsten Elemente zu diesem Beruf drängen würden. Hier gilt es in erster Linie einzusetzen: durch reichsgesetzliche Normierung der Richtergehälter müßte der Richterstand auf ein soziales Niveau gehoben werden, das seiner Tätigkeit entspricht. Daneben müßten unsre Richter vor aller Überlastung, besonders mit dem ihnen heute noch obliegenden unseligen Schreibwerk, befreit werden und ihnen dadurch nicht nur neue Berufsfreudigkeit, sondern vor allem auch die Zeit gegeben werden, ihrer eigentlichen Hauptaufgabe, der gewissenhaften und gründlichen Ermittlungstätigkeit und einer pflichtgemäßen Fortbildung, gerecht zu werden. Die Justizverwaltungen haben bis jetzt den vielfachen Klagen über die Weltfremdheit der Richter noch wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Im heutigen Zeitalter der Technik und des Fortschrittes auf allen Gebieten ist es für jeden Gebildeten, für den gebildeten Richter aber ganz besonders Pflicht, nicht bloß in seiner Fachwissenschaft, der Jurisprudenz, sondern auf allen möglichen andern Gebieten sich umzusehen und weiterzubilden. Der deutsche Richter der Zukunft wird nur d e r sein, der durch ein umfassendes praktisches Wissen und Können, durch eine Menschen- und Lebenskenntnis und durch eine tatsächliche Unabhängigkeit und Souveränität seiner amtlichen und sozialen Stellung dem Volk die Achtung abnötigt, die dieses seinem natürlichen Rechtsbewußtsein gemäß den Organen der Rechtspflege entgegenbringen will. Darum verschone man die Richter auch mit Ordensverleihungen und gebe ihnen nur den einen Titel, den sie z. B. auch in der freien Hansastadt Lübeck führen, nämlich den Titel „Richter". Erst wenn auch der deutsche Richter zu dieser Vertrauensstellung in seinem Volk emporgestiegen ist, ähnlich wie in England, erst dann werden die Klagen über unsre Rechtsprechung, über Klassenjustiz usw. verschwinden. Und eine Stärkung des Ansehens unsrer Justiz tut heute dringend not. Denn die Rechtspflege muß der unerschütterliche Fels bleiben im brandenden Meer der politischen und sozialen Kämpfe der Gegenwart! Kein andrer als der preußische Soldatenkönig Friedrich der Große hat das alte, durch tausendjährige Erfahrung bestätigte lateinische Wort „justitia fundamentum regnorum" ins Preußisch-Deutsche dahin übersetzt, daß er sagte: eine gute Justiz ist für einen Staat wichtiger als ein gutes Militär!

Über neuere biologisch-medizinische Probleme.

(Blut- und Eiweißforschung, Überempfindlichkeit, Idiosynkrasie.)

Von Dr. med. **M. Urstein** (z. Z. Steglitz).

IV.

Die Auffassung der Überempfindlichkeit, wie sie im vorigen Aufsatz dargelegt wurde, erschließt uns auch das Verständnis einer Reihe bisher dunkler Vorgänge, in erster Linie der sog. Idiosynkrasie gegen gewisse eiweißhaltige Nahrungsmittel. Hierbei erfolgt zwar die Aufnahme des Eiweißes vom Mund aus, allein wir haben bereits betont, daß im Säuglingsalter oder bei Verdauungsstörungen Spuren natürlichen Eiweißes unverändert ins Blut gelangen können. Besteht also eine Abneigung gegen bestimmte Nährmittel, so muß, wie wir annehmen dürfen, ein gegen das betreffende Eiweiß gerichtetes Anti-Eiweiß normalerweise schon in so reichen Mengen vorhanden sein, wie es sonst nur bei „präparierten", d. h. parenteral vorbehandelten Individuen sich findet. Die Idiosynkrasie mancher Kinder gegen Kuhmilch ist demnach so zu deuten, daß ein Rindereiweißantikörper bei ihnen primär vorhanden ist oder sehr frühzeitig gebildet wurde, indem Kuhmilch etwa bei Darmstörungen zur Resorption gelangte. Treten nun bei solchen Kindern Kuhmilchspuren ins Blut, so wird jedesmal Anaphylaxiegift abgespalten, es entstehen Fieber, Erbrechen, Durchfall, Atemkrämpfe und andre Störungen, die bei Ernährung an der Mutterbrust schwinden. Ob unsre Vermutung zutrifft, läßt sich leicht feststellen. Man braucht nur einen dem Säugling entnommenen Blutstropfen dem Versuchstiere einzuspritzen und nach etwa 10 Tagen die Reinjektion mit einigen Milchtropfen zu machen. Geht das Tier zugrunde, so ist dies ein Beweis dafür, daß wir ihm bei der Vorbehandlung mit dem Serum des Kindes den gegen Milcheiweiß gerichteten Antikörper zugeführt haben. Ähnlich wird sich die beim Kinde häufig vorhandene Überempfindlichkeit gegen Eiereiweiß erklären lassen. Mit den Jahren pflegen derartige Anaphylaxien zu schwinden, wahrscheinlich weil, wie wir bereits sagten, die Darmwände weniger durchlässig werden. Gelegentlich aber bleibt eine solche Überempfindlichkeit das ganze Leben lang bestehen, wie dies folgender, von Landmann vor etwa zwei Jahren publizierter Fall lehrt: Ein 35jähriger Hotelier besaß von Geburt an eine „Idiosynkrasie" gegen Hühnereiweiß, und zwar ausschließlich gegen dieses. Die geringste, fast undenkbare und in Zahlen kaum wiederzugebende Spur, ja schon die Einreibung winziger Mengen Eiweißes in die Haut förderte bei dem betreffenden Herrn heftige Erscheinungen zutage. So traten z. B. beim Kosten eines Fisch-

Digitized by Google

gelees, in dem einzig und allein die verwendete Gelatine mit etwas Eiweiß geklärt war, bedrohliche Vergiftungssymptome auf. Mit Hilfe dieses gewissermaßen lebenden Prüfungsmittels auf Eiereiweiß gelang es nachzuweisen, daß ein vielgepriesener Fleischsaft, welcher ursprünglich aus Fleisch hergestellt worden war, später aus Hühnereiweiß fabriziert wurde. Landmann ließ seinen Patienten ein erbsengroßes Stückchen des betreffenden Nährmittels schlucken; aber schon nach $^1/_4$—$^1/_2$ Minute ruft jener: „Hier ist Hühnereiweiß!“ Fast momentan schwollen Zunge, Rachen und Gaumen an; Tränen, starke Schleimabsonderung aus der Nase, Würgen und Erbrechen stellten sich ein; auf der Zunge erschienen kleine Geschwüre und eine Viertelstunde später Durchfälle, die sich elfmal wiederholten. Nach 8 Stunden waren alle Erscheinungen vorüber. Bemerkenswert ist, daß der Patient früher, das heißt als der Fleischsaft noch wirklich aus Fleisch hergestellt wurde, das Präparat ohne Beschwerden nahm, und er von der nunmehrigen Zusammensetzung desselben nichts wußte. Übrigens konnte das Eiereiweiß durch die biologische Methode unschwer nachgewiesen werden. Landmann schließt seine interessante Mitteilung mit den Worten: „Wir stehen vor einer Tatsache, welche ebenso rätselhaft, unerklärlich, als selten ist.“ Selten ist sie schon, aber im Sinne der Anaphylaxielehre keineswegs mehr rätselhaft und unerklärlich.

Praktisch wichtig ist die zum Glück ungemein seltene Überempfindlichkeit des Menschen gegen Pferdeserum, das bekanntlich im Diphtherieheilmittel enthalten ist*). Einer der tragischsten Fälle ereignete sich in Berlin gleich im Beginn der von Behring inaugurierten Serum-Ära und betraf das $1^1/_2$jährige Kind eines bekannten Mediziners. Dem Knaben, der völlig munter war, wurden wegen der Diphtherie vom Vater selbst relativ geringe Mengen Heilserum unter die Haut gespritzt. Schon nach 5 Minuten wurde das Kind unruhig, schrie laut, bekam Erstickungskrämpfe und war nach weiteren zwei Minuten tot. Ähnlich verlief eine Reihe andrer Fälle — stets unter Erscheinungen, wie wir sie von der Meerschweinchenanaphylaxie her kennen.

Der denkbar höchste Grad von Überempfindlichkeit gegen Pferdeeiweiß betraf jedoch einen Arzt, Dr. Besche, der vor $1^1/_2$ Jahren seine Erlebnisse mitteilte. Soweit er sich erinnert, litt Besche an einer „Idiosynkrasie“ gegen Ausdünstungen und Geruch von Pferden. Wenn er sich im Stall aufhielt oder 2—3 Kilometer weit gefahren war, bekam er schwere asthmatische Beschwerden, die ausblieben, wofern er rückwärts saß, resp. im geschlossenen Wagen fuhr. Anstandslos konnte sich Besche aber im Kuhstall aufhalten und ebenso beliebig lange Zeit unter Maultieren, Eseln und sonstigen Haustieren zubringen. Offenbar genügten also die Spuren von Pferdeeiweiß, welche mit den Hautschuppen der Tiere in die Luft gelangten, um, sobald sie auf die Mund- resp. Nasenschleimheit fielen, bei Besche die schweren Atemstörungen auszulösen. Und tatsächlich hatte er beobachtet, daß die Beschwerden in der Nähe frisch geputzter, sauber gehaltener Pferde geringer waren. Eines Tages wurde Besche von einem Diphtheriekranken, den er untersuchte, ins Gesicht gespien. Um einer etwaigen Ansteckung zu entgehen, machte er sich prophylaktisch eine Injektion mit geringen Mengen Heilserum. Fünf Minuten später erkrankte er auf der Straße mit heftigem Hustenanfall, schwerem Asthma und mußte nach Hause getragen werden, woselbst sich noch Temperatursturz und völlige Mattigkeit einstellten. Diese bedrohlichen Symptome gingen — und das ist für die anaphylaktischen Beschwerden ganz typisch — schon innerhalb einer Stunde vorüber, während der Patient sich nach zwei Stunden wieder völlig wohl fühlte. Der Anfall hatte noch eine höchst interessante Nebenwirkung, nämlich die, daß Besche nunmehr etwa drei Monate lang — aber nur für diesen Zeitraum — die Nähe der Pferde anstandslos vertrug.

Wie ist das zu erklären? Einfach durch die Tatsache, daß während des Anfalls Anti-Eiweiß verbraucht wurde, so daß beim erneuten Eindringen von Eiweiß Anaphylaxiegift nicht abgespalten werden konnte. Die dritte Komponente, eben das Anti-Eiweiß, muß erst wieder gebildet werden, und dazu ist Zeit nötig. Ähnlich haben wir früher das bemerkenswerte Phänomen erklärt, demzufolge Tiere, bei denen die Reïnjektion mit untertödlichen Eiweißmengen spezifische Antikörper in beschränkter Zahl außer Aktion setzte, gleich hinterher große Dosen der nämlichen Substanz vertrugen, weil nunmehr das Anti-Eiweiß nicht genügte, um nennenswerte Quantitäten Anaphylaxiegifts frei werden zu lassen. Wir bezeichneten einen solchen Zustand als Anti-Anaphylaxie.

Immerhin beweist das zeitweise Ausbleiben der Asthmaanfälle nur deren anaphylaktische Natur, daß Besche mit andern Worten vorübergehend antianaphylaktisch geworden war.

Häufiger ruft natürlich die Reïnjektion mit Diphtherieserum Störungen hervor, zumal das Anti-Eiweiß, welches angeboren nur ungemein selten beim Menschen vorhanden ist, nach der ersten Einspritzung auf den Reiz des eingeführten Eiweißes hin gebildet werden muß, so daß bei der zweiten Einspritzung eine krankmachende und sogar tödliche Giftmenge abgespalten werden kann.

Schon Besche wies darauf hin, daß die bei ihm nach Aufenthalt im Pferdestall auftretenden

*) Hiervon zu unterscheiden ist die sog. Serumkrankheit, die etwa 10 Tage nach der Injektion bei 10 % aller Behandelten auftritt, sich in Hautausschlägen sowie andern Erscheinungen äußert und eine natürliche Reaktion auf die Einfuhr des körperfremden Serums darstellt.

Digitized by Google

Symptome viel Ähnlichkeit mit dem sog. Heuschnupfen hatten, obwohl er ausdrücklich betont, daß er an Heufieber nicht leide, vielmehr zur Blütezeit sogar im Heuschuppen übernachten konnte. Dieser Vergleich war aber sehr treffend, denn es hat sich ergeben, daß Heufieber nichts andres ist als eine anaphylaktische Krankheit. Wie bei Besche die in der Stallluft befindlichen Spuren von Pferdeeiweiß durch Einwirkung auf die Schleimhaut des Atmungsapparats Gift in Freiheit setzen konnten, so genügen die minimalen Mengen der im Frühjahr aus der Luft eingeatmeten eiweißhaltigen Pollen vom Ruchgras u. a., um bei disponierten Personen Anaphylaxiegift zu erzeugen. Die Richtigkeit der obigen Anschauung hat Wolff-Eisner dadurch bestätigt, daß er nach Injektion von Polleneiweiß zu jeder Jahreszeit die bekannten Erscheinungen des Heufiebers auszulösen vermochte. Der Umstand aber, daß Heufieber bei Kindern nicht beobachtet wird, vielmehr sich erst nach dem 10. Lebensjahre einstellt, spricht dafür, daß es sich hierbei nicht um angeborene, sondern um erworbene Idiosynkrasie handelt, daß also erst durch die Aufnahme des Polleneiweißes in den ersten Lebensjahren die spezifischen Antikörper gebildet worden sind.

Im Sinne der Anaphylaxie werden neuerdings auch gewisse Krampfanfälle (Eklampsie) gedeutet, die sich bei manchen Frauen kurz vor oder während der Geburt einstellen. Man erklärt sich den Hergang so, daß während der Schwangerschaft eigenes Fruchtwasser, in dem Eiweiß enthalten ist, und das somit als Antigen, d. h. Gegeneiweißerzeuger, wirkt, zur Auffaugung gelangt, wodurch der Organismus sozusagen vorbehandelt wird. Die verstärkte Resorption des Fruchtwassers, die während der Geburt stattgefunden hat, würde dann die Giftabspaltung ermöglichen. Diese Annahme hat viel für sich, zumal es gelungen ist, nach Einspritzung von Serum solcher Frauen bei Meerschweinchen durch die Reinjektion mit Fruchtwasser Anaphylaxietod zu erzeugen; es muß also das Anti-Eiweiß übertragen worden sein. Es liegt nahe, anzunehmen, daß auch Zahnkrämpfe oder sogar echte epileptische Anfälle sich als anaphylaktische Erkrankungen entpuppen werden.

Anaphylaktischen Ursprungs sollen auch jene, dem Chirurgen wohlbekannten schweren Vergiftungserscheinungen sein, die sich nach Operationen von mit Flüssigkeit gefüllten Blasen, in denen Finnen des Hundebandwurms (Echinokokkus) wuchern, zuweilen einstellen. Die Träger dieses beim Menschen keineswegs so seltenen Leidens bilden durch Resorption geringer Mengen des in der Flüssigkeit befindlichen Parasiteneiweißes Antikörper. Werden dann gelegentlich einer Eröffnung der Blasen größere Quantitäten Eiweißes plötzlich ins Blut aufgenommen, so entstehen eben durch Freiwerden von Anaphylaxiegift recht bedrohliche Symptome.

Bei der bis jetzt erörterten Überempfindlichkeit zu der wohl auch die Idiosynkrasie gegen Krebse, Erdbeeren, Honig &c. gehört, handelte es sich um Zuführung organischer Stoffe. Nun gibt es aber Individuen, die auf anorganische Substanzen, z. B. Arzneimittel, in gleicher Weise reagieren. Letztere haben jedoch, wie die chemischen Körper überhaupt, keine Antigenqualität, sie sind demnach außerstande, Antikörper zu erzeugen, und werden auch gar nicht abgebaut. Wenn ich daher Arsenik, Quecksilber oder Jod dem Organismus zuführe, so kommt es wohl zu gewissen Verbindungen, aber es entsteht nicht Anti-Arsenik, Anti-Quecksilber oder Anti-Jod, und die Stoffe müssen über kurz oder lang in der ursprünglich einverleibten Menge wieder ausgeschieden werden. Freilich kann ich, wie wir es gerade vom Arsenik wissen, durch allmähliche Steigerung der Dosis die Zellen so abrichten, daß sie von der gegebenen Substanz immer mehr und schließlich ein Vielfaches der sonst tödlichen Menge vertragen; diese, wenn man will, Immunität ist jedoch eine Folge der Einübung, der Gewöhnung an das Mittel und nicht dadurch bedingt, daß, wie bei organischen Giften, jede Einheit Toxins durch das im Organismus entstandene Gegengift neutralisiert werden kann. Da nun die Anaphylaxie ohne Bildung von Antikörpern undenkbar ist, so hat man, trotz der Ähnlichkeit der klinischen Symptome, einen Zusammenhang zwischen beiden Idiosynkrasiearten abgelehnt. Und doch scheinen, wie Bruck neuerdings zeigte, gewisse Beziehungen hier zu bestehen. Wir wissen, daß Jod, Quecksilber und die Metalle überhaupt im Organismus regelmäßig eine Eiweißverbindung eingehen. Diese neuen Stoffe müssen jedoch, wie alle Eiweißsubstanzen, Antikörper bilden. Daher ließe sich z. B. eine Jodsynkrasie so erklären, daß nicht Jod als solches, wohl aber die entstandene Verbindung im Sinne eines Antigens wirkt und auf Jodeiweiß eingestellte Gegenstoffe erzeugt.

Wenngleich der eben erörterte Punkt noch der Klärung bedarf, so ist für andre ungemein wichtige Gebiete der Zusammenhang mit der Überempfindlichkeit bereits sichergestellt. Das gilt für die Infektionsprozesse und, so paradox es klingen mag, für die Unempfänglichkeit gegenüber den krankheitserregenden Mikroorganismen. Dies wollen wir in unserm nächsten Aufsatz beweisen, hier dagegen über die Funktion der Zellen einiges berichten, um das Phänomen der Immunität und Anaphylaxie noch mehr zu ergründen.

Die Zellen sind Elementarorganismen und streng zu unterscheiden von den Anorganen, das heißt den Objekten der unbelebten Natur. Bei den letzteren findet zwar eine Anziehungskraft statt, welche die kleinsten, nicht mehr teilbaren Einheiten, die Atome und deren Komplexe, die wir Moleküle heißen, zu festen, flüssigen oder luftförmigen Aggregaten verbindet und ihnen

Digitized by Google

eine bestimmte Form, nämlich die der Kristalle gibt, aber die einzelnen Teilchen an sich verharren in einem ruhenden (stabilen) Zustand. Dagegen ist jeder Organismus, jedes Lebewesen, gleichviel ob Tier oder Pflanze, mit dem Vermögen begabt, den Stoff zu wechseln, d. h. aus seiner Umgebung Substanzen aufzunehmen, sie chemisch zu verarbeiten und zu Bestandteilen seines Leibes zu machen, dafür aber solche wieder nach außen abzugeben, die für ihn unbrauchbar geworden sind, sich mithin, solange das Leben währt, in stetem Fluß, in anhaltender Wechselwirkung befindet. Damit verbunden sind noch eine Reihe von Erscheinungen, wie: Wachstum, Fortpflanzung, Eigenbewegung und Empfindung, die wir nur an den belebten Wesen beobachten. In den Zellen vollziehen sich also alle vitalen Vorgänge, und jede Veränderung der Lebensbedingungen bedeutet einen Reiz, auf den die Zelle mit einem Wechsel des Gleichgewichts antwortet. Da nun die Reizbarkeit und Reaktionsfähigkeit der Zellen immer die gleiche (der betreffenden Art speziell zukommende) Wirkung auslöst, so muß vorausgesetzt werden, daß der lebendigen Substanz eine spezifische Arbeitsrichtung innewohnt. Diese letztere wird durch die mannigfachen Reize nur quantitativ, d. h. hinsichtlich ihrer Leistungsgröße, aber nicht in bezug auf die Natur ihrer Produkte beeinflußt. Die Zelle arbeitet ihr Leben lang in der für sie charakteristischen Richtung, eine Erscheinung, für die Leube den Namen Beharrungstendenz (Tenazität) der Zelltätigkeit eingeführt hat.

So liefern die Magendarmzellen nur Verdauungsfermente, die Leberzellen ausschließlich Gallenbestandteile usw. Unter abnormen Bedingungen kommen allerdings quantitative Veränderungen als Ausdruck der Krankheitswirkung vor. Wir wissen z. B., daß bei fieberhaften Affektionen oder bei Katarrhen des Magens resp. Darms die Produktion der Verdauungssäfte hintangehalten wird. Ist der Zustand von kurzer Dauer, so stellt sich nach Ablauf des Leidens das frühere Verhalten wieder ein. Hält aber die veränderte Tätigkeit in bestimmter Richtung längere Zeit an, so wird damit ein abnormer Zustand geschaffen, der nur schwer rückgängig zu machen ist, da die Zellarbeit kraft ihrer Beharrungstendenz zu einer dauernden krankhaften Lebensäußerung wird.

Sehr intensive, länger einwirkende Reize vermögen durch abweichende Gruppierung und Umstimmung der Atome sogar qualitative Änderungen hervorzubringen. Ist aber die neugeschaffene Tätigkeitsrichtung einmal fest entwickelt, so wird auch sie dank der Verharrung in der Zellfunktion mit großer Standhaftigkeit eingehalten. — Eine veränderte Arbeitsleistung gereicht dem Organismus in der Regel zum Schaden, bisweilen aber doch zum Nutzen. Letzteres ist eben bei der Immunisierung der Fall, und je länger in den Zellen spezifische Reaktionen ausgelöst werden, umso nachhaltiger verharren sie in der Produktion von Antikörpern. Ja, selbst wenn die Abgabe von Schutzstoffen vermindert oder aufgehoben ist, werden die Zellen vermöge ihrer Beharrungstendenz durch die gleichen Reize schneller und energischer als das erstemal Antikörper bilden. Und tatsächlich konnte Leube durch Versuche bei Menschen oder Tieren feststellen, daß scheinbar verloren gegangene Schutzstoffe schon nach minimaler Einwirkung der früheren Reize, rasch wieder zur alten Höhe emporschnellten, daß also die einmal erlangte Fähigkeit, Antikörper zu erzeugen, durch geringen spezifischen Anstoß leicht wieder geweckt wird.

Aber nicht nur auf den spezifischen Reiz, der seinerzeit die Tätigkeitsrichtung (d. h. Erzeugung von Schutzstoffen) aufzwang, reagieren die zur Bildung von Antikörpern befähigt gewordenen Zellen mit erneuter, stärkerer Produktion derselben; auch nicht spezifische, aber ausgiebige Reize wie Wärmewirkung oder Arzneimittel bringen die einmal angeregte Erzeugung von Schutzstoffen wieder in Gang. So gelang es Leube, bei Menschen, die vor längerer Zeit einen Typhus überstanden hatten, und bei denen die spezifischen Antikörper nicht mehr nachweisbar waren, die letzteren durch warme Bäder zum Vorschein zu bringen, da eben die Zellen mit einer Zähigkeit noch an ihrer Arbeitsrichtung festhalten, zu der sie früher in höherem Grade befähigt gewesen sind.

Die Beharrungstendenz erklärt uns auch die verschieden starke Entwicklung und Dauer der Immunität. Je weniger tiefgreifend die Bakterienprodukte die Zelltätigkeit beeinflussen, umso leichter und rascher wird die Zelle jene im Kampf mit den Parasiten neu erworbene Arbeitsrichtung verlieren und später auch nicht so leicht durch entsprechende Reize wiedergewinnen. Hat aber eine schwere und langwierige Infektion die Zellen zu ausgiebiger Produktion von Antikörpern angeregt, so wird dank der Beharrungstendenz die spezifische Arbeitsrichtung nachhaltig sein. Damit stimmen auch die klinischen Erfahrungen überein, denn je schwerer die Infektion eingewirkt hat, umso länger bleibt das Individuum von derselben Krankheit verschont.

Als weitere Konsequenz muß angenommen werden, daß die einzelnen Infektionsstoffe, wie wir bereits angedeutet haben, sich bezüglich der Einwirkung auf die Zellarbeit und ihre Anregung zur Bildung der immunisierenden Antikörper ganz verschieden verhalten. Bei der einen Krankheit wird also die spezifische Reaktion weniger, bei der andern mehr tiefgreifende Gruppierungen und Umstimmungen der Atome in den Zellen bedingen und im letzteren Falle kraft des Beharrungsvermögens umso intensiver und länger vorhalten.

Vermutlich spielt die Beharrungstendenz der Zellarbeit auch bei Stoffwechselerkrankungen eine

Digitized by Google

bedeutsame Rolle — hier aber nur zum Schaden des Individuums. Die quantitativ, eventuell auch qualitativ, fehlerhaft gewordene Zellfunktion würde es begreiflich machen, warum z. B. die Fettsucht oder die Zuckerkrankheit so hartnäckig sind und den ärztlichen Bestrebungen ziemlich schwer überwindbare Widerstände entgegensetzen: Die in falsche Richtung geratene Zelltätigkeit verfällt eben bei jeder Gelegenheit in ihren alten Fehler zurück. Eine Rückkehr ins normale Geleise ist noch am ehesten zu erwarten, wenn den funktionell erkrankten Zellen (wie das übrigens durch ärztlich zu ordnende Ernährungsvorschriften geschieht) zunächst keine oder nur das geringste Maß von Arbeit in der Richtung auferlegt wird, wo ihre Funktion geschädigt ist. Haben sich dann die Zellen genügend erholt, so kann man ihnen auch mehr zumuten und sie zur Wiederaufnahme ihrer regelrechten Tätigkeit allmählich zu erziehen versuchen.

Drei Gedichte.

Von **Arrien Johnsen** (Kiel).

März.

Zwischen Feldern schritt ich einsam hin,
kühl und fahl dämmerte früher Abend im März.
Brauner Lehm und Schnee und graues Grün
lagen zäh über der Erde bebendem Herz.

Raben krächzten heiser mir ins Ohr,
purpurn zog tief durch den Dunst verlorener
Schein —
und der Sinne rätselvoller Chor
hob mich hoch, tauchte mich tief in Welten hinein:

Horch, die Töne und der Strahl des Lichts,
erdenfern schwingen sie noch und brausen im Flug,
der mich durch Unendlichkeiten trug; —
Herzweh auch zittert hinaus und wimmert im
Nichts.

Und meine Kinder tragen mich zu Grabe.

Und meine Kinder tragen mich zu Grabe
und meine Kinder sind das stille Sehnen,
das mit mir flutete aus dunkeln Zeiten
zum Strand des Alltags und der Sichtbarkeiten.
Und dorten wieder schwillt ein neues Dehnen,
das alle Grenzen möchte überweiten
und seine Arme reckt in Ewigkeiten.
So ebbt ins Nichts zurück des Daseins Wähnen,
und meine Kinder tragen mich zu Grabe
und meine Kinder sind ein Strom von Tränen..

Vergangenheit.

Was schaut so fremd, wenn lieb dein Auge blickt
und mich wie deine Hand so zart umschmeichelt,
woher der kalte Hauch, der mich erschrickt
in deinem warmen Odem, der so streichelt?
Was dringt wie Stahl aus deiner Stimme Klang,
was ist so herb an deiner milden Brust,
wie klingt so dunkel mir dein heller Sang,
was starrt so streng aus deiner süßen Lust?
Was brennt in mir, wenn du mich labst und tränkst,
wer haßt mich wild, wenn du mich innig liebst,
und wer versteckt sich, wenn du dich mir schenkst,
und mordet mich, wenn du mir Wonne gibst? —
Was du erlebt, ists, als ich nie dich kannte,
wer immer dich mit Lust und Leid erfüllt,
was je an Groll und Liebe in dir brannte,
bevor es lodernd nun auch mich umhüllt:
Ein helles Licht, in allen Raum verflößt —
Empfindungsflut, zerspritzt in weiße Schäume —
ein bunter Tag, in Dämmrung aufgelöst —
und Flammenglut, verweht in tausend Träume.

Der Einsiedler.

Von **Paul Altheer** (Berlin).

Sitten im Grünen lag das berühmte Kurdorf, nach dem alle Jahre ungezählte Kranke und Gesunde wallfahrten. Es war in den letzten Jahren Mode geworden, weshalb es auch für vornehm galt, hier gewesen zu sein. So drängte sich eine buntgemischte Menge auf den saubern Straßen. Alle Sprachen konnte man hören, vom breiten, schwerfälligen Dialekt der nächsten Umgebung bis zum Gezwitscher russischer Jungfrauen und zum müden Wortgeplänkel amerikanischer Girls.

Nach allen Seiten verloren sich diese hübschgepflegten Wege weit hinaus, in den Schatten stiller Wäldchen oder ins Gewoge eines Kornfeldes, das golden und leuchtend in der Sommersonne lag.

Auf einem dieser Wege wandelte ein schweigsames Paar. Sie waren nicht mehr jung, gingen langsam und gemütlich und schauten mit hellen, ernsten Augen, die sich an der Schönheit rings um sie herum satt sehen wollten, bald über das wogende Gold des Kornes, bald nach dem Dunkel eines hochstämmigen Tannes und dann wieder nach dem Zug eines Schwalbenfluges, der jetzt den Tiefen zustrebte, um gleich darauf wieder die blaue, endlose Höhe zu gewinnen.

„Wir hätten doch nicht gerade hierher kommen sollen", sagte endlich mit weicher, wohlklingender Stimme die Frau, die etwa fünfzig Jahre alt sein mochte, und deren wohlgepflegtes

Digitized by Google

Haar leuchtend wie Silber unter einem schmucken Hütchen hervorguckte.

Er war ein paar Jahre älter und über den Schläfen weiß, während die Haare, die ihm am Hinterkopf zum Nacken strebten, noch in frischer, dunkelbrauner Jugend protzten. Er schaute seine Gattin sinnend an; dann sagte er: „Warum nicht? Wenn doch der Arzt es dir empfiehlt?“

„Ja, das wohl, aber . . .“

„Was denn? Warum denn sonst nicht?“

„Ach, du weißt doch, daß er sich hier aufhalten soll. Schon lange.“

„Er? — Ach so! Du meinst — hm — Fabian?“

„Ja.“

„Nun? Was ist denn dabei?“

„Ich möchte ihm doch nicht gern begegnen.“

„Na! Er wird uns nicht mehr kennen. Denk mal, dreißig Jahre!“

Sie gingen weiter, schweigend wie vorher und verloren sich in ein stilles, einsames Tälchen, wo nur da und dort ein Haus oder ein Hof zu sehen war. Abgeschieden vom Lärm der Welt, schien das ein Ort zu sein, wo man sich ungestört seinen Träumen und Gedanken hingeben konnte. Sie freuten sich der Stille und der Schönheit, wie nur Stadtleute sich der Natur zu freuen vermögen. Auf einem Bänklein, das am Wege stand, ließen sie sich nieder und ruhten sie sich aus von der Anstrengung des Spazierganges, der ihnen doch etwas ungewohnt war und sie ermüdet hatte.

Langsam und keuchend stieg ein alter Mann in ungepflegten Kleidern den Weg hinan. Seine Rechte umklammerte den Griff eines kräftigen Stockes, um so, indem sie sich schwer darauf stützte, den Beinen einen Teil ihrer Last abzunehmen. Ein ruppiger Vollbart umrahmte düster und unheimlich sein dunkelbraunes Gesicht, das von der Sonne arg verbrannt war, und in dem die Runzeln standen, wie Furchen auf frischgepflügten Äckern, so tief und zahlreich. Sein Kopfhaar war schmierig und stark angegraut und schien sich zu bemühen, sich zu kleinen und großen zottigen Strängen zusammenzufinden, um so, in einer Art Karikatur von Locken, vom Haarwirbel aus nach allen Seiten niederzubaumeln. Auf diese Haare, die im Wind wie türkische Feldzeichen flatterten, brannte die Sonne, daß sie leuchteten in ihrem Schein. Des Fremden Augen blickten meistens auf den Weg, schweiften aber auch hie und da ein bißchen ins Grüne oder schnell einmal nach dem Blau des Himmels. Sein Gesicht sagte deutlich, daß er mit der Welt fertig war und weder gutes noch schlimmes von ihr erwartete. Ein kurzer, vorübergleitender Blick traf auch die zwei Leutchen auf der Bank. Dann schaute er wieder vor sich hin auf die Straße. Aber etwas mußte er gesehen haben, dessen er sich erst nachträglich bewußt wurde. Er drehte rasch den Kopf noch einmal und heftete seine Blicke eine Weile auf die beiden Gestalten. In seinem Gesicht, das sonst den Eindruck vollständiger Gleichgültigkeit machte, zuckte es auf wie erwachende Aufmerksamkeit, verschwand aber gleich wieder und war vorbei, ehe es recht dagewesen war. Nach ein paar Schritten bog der Weg um eine kleine Bodenerhöhung, hinter der der Mann verschwand.

Die Frau war ihm mit ihren Blicken unwillkürlich gefolgt und hatte dabei mit der einen Hand den Arm ihres Gatten heftig erfaßt. Der schaute sie an, sah die Spannung, die sich in ihren Zügen ausprägte, und fragte mit erstauntem Gesicht: „Marie? Was hast du?“

Eine Weile noch schwieg sie; dann sagte sie leise und scheu, als könnte jemand in der Nähe stehen und sie behorchen: „Er war es.“

„Er?“

„Ja. Fabian.“

„Du bist nicht klug. Denk mal! Fabian! Dieser!“

„Ja, ja. Ich bin überzeugt. Mit jeder Sekunde werde ich es mehr. Diese Augen! Hast du nicht gesehen, wie er uns anschaute?“

„Ja, ja, schon. Wie ein alter Bauer einen Fremden anschaut, gerade so.“

„Nein, nicht so. Wie einer, der etwas Verlorenes sucht, seit Jahren sucht und eigentlich kaum mehr weiß, was. Und doch sucht er unbewußt und sieht auf einmal etwas, das ihn daran wieder erinnert und ihm wieder Klarheit verschafft. Er glaubt gefunden zu haben, stutzt einen Augenblick, sieht deutlicher hin und ist überzeugt, sich getäuscht zu haben. Gerade so war sein Blick.“

„Das bildest du dir ein. Aber du hattest recht vorhin. Wir hätten nicht hierher kommen sollen. So ein Ort, mit dem so entscheidendes in eines Menschen Leben verknüpft ist, weckt immer wieder alte Erinnerungen und Träume, die eigentlich längst tot sein sollten. Aber wir werden ja nicht lange bleiben.“

Nach einer Viertelstunde erhoben sie sich und wandelten langsam den gleichen Weg, den der Fremde gegangen war. Vor einem halbzerfallenen Häuschen mit verwildertem Garten saß der Alte, den Kopf in beide Hände gestützt und schaute halb träumend, halb sinnend zur Erde. Als er die beiden kommen hörte, blickte er auf. Und wieder traf jener fragende Blick eines Suchers die beiden Gesichter.

„Er ist es“, flüsterte Marie und drängte sich dichter an ihren Gatten, indem sie die Schritte beschleunigte. Bei einem schmucken kleinen Häuschen in der Nähe hielten sie an. Ein Gasthausschildchen deutete an, daß man hier etwas zu trinken und wohl auch zu essen bekommen konnte, wenn man nicht gerade unbescheiden war. Sie gingen hinein und wurden von einem einfachen Manne freundlich empfangen. Um seine Augen

Digitized by Google

hatten sich zahlreiche feine Fältchen gebildet, und sein kurzgeschnittenes Haar zeigte an den Schläfen und in der Nackengegend schon zahlreiche Silberfäden. Er brachte ihnen, was sie bestellten, wünschte ihnen, daß es ihnen wohl bekomme, und ließ sich in der Nähe nieder, sichtlich bemüht, sie zu unterhalten, und das nicht zuletzt darum, weil auch ihm ein kleiner Schwatz nicht unangenehm war.

„Sagen Sie mal, kennen Sie den alten Mann, der in der Hütte da vorne wohnt?“ fragte der Gatte nach einer kleinen Gesprächspause den freundlichen Wirt.

„Natürlich kenn ich ihn. Ja, ja. Den alten Fabian meinen Sie?“ lachte er fröhlich vor sich hin.

„Er heißt also Fabian?“ rief Marie und warf ihrem Gatten einen bedeutungsvollen Blick zu. „Fabian, sagen Sie?“

„Ja, ja, Fabian. Natürlich. Warum soll er nicht Fabian heißen? Er sagt es wenigstens. Alles nennt ihn so hier.“

Und Sie kennen ihn gut?“ wandte sich der Gatte wieder an den Wirt.

„Ja, ja. Natürlich. Ich kenn ihn gut. Er ist ja schon dreißig Jahr mein Nachbar.“

„Dreißig Jahre?“

„Ja. So ungefähr. Er ist aber ein ganz sonderbarer Geselle. Er redet mit keinem ein Wort, außer mit mir und einem alten Bauern am Berg oben. Ja, ja, ein sonderbarer Mensch. Man sagt, er sei reich. Sehr reich soll er sein. Aber man weiß das nicht. Er lebt wie ein Einsiedler, einfach und armselig. Manchmal, wenn er gut aufgelegt ist, nimmt er mich hinein in die Hütte. Aber sonst keinen. Dort ist alles alt und schmutzig. Da lebt er wie ein Tier im Stall. An den Dielen hängen die Spinnwebe wie Teppiche, so dicht. Und überall liegt Staub, den man mit Händen abschöpfen könnte.“

Der Wirt ruhte sich ein bißchen aus. Er schien sich etwas auf diese Bekanntschaft einzubilden, das sah man ihm an. Er war ordentlich stolz geworden und machte es nun wie ein guter Redner, der seiner Sache sicher ist. Er dehnte die Pause aus und schluckte bedächtig ein paarmal aus seinem Glas von dem hellroten, dünnen Wein, den er sich eingeschenkt hatte, und wußte gut genug, daß er auf diese Weise die Leute neugierig machen konnte auf das, was er noch etwa zu erzählen hätte.

Marie fand denn auch, daß er sich ein bißchen wohl lange ausruhe, und fragte ihn: „Sind Sie schon lange bekannt mit ihm? Ich meine, so — näher, wie Sie jetzt sind?“

„Etwa zehn Jahre. Vielleicht etwas mehr. So genau weiß man das ja nicht. Aber das weiß ich, daß er eine ewige Zeit keinen Menschen angesehen hat. Man hatte sich schon ganz daran gewöhnt, ihn nie reden und erzählen zu hören. Damals wagte auch keiner, sich ihm zu nahen. Das ging lange, lange Jahre. Man erzählte allerhand von ihm. Einige sagten, er sei geflohen, er habe etwas Unrechtes begangen. Andre meinten, es seien Weibergeschichten, die ihn halb verrückt gemacht haben. Und wieder andre gab es, die hielten ihn für einen, der gelehrte Bücher schreibt, für einen Philosophen oder so etwas. Dann gelang es mir, nach vielen, vielen Jahren endlich dann und wann einen Gruß von ihm zu erhalten. Daraus ergab sich dann manchmal eine kleine Frage über das Wetter oder die Zeit, wie es sich gerade am besten machte, bis wir regelmäßig stille standen, wenn wir uns trafen und über dies und das redeten. Und da hab ich gemerkt, daß er nicht immer gewesen ist, was er heute ist. Er hat mir nie etwas Zusammenhängendes erzählt. Aber doch habe ich dann und wann ein Wort gehört, das mir von tieferher zu kommen schien. Das habe ich mir in meiner Einfalt zusammengestellt, so daß nach und nach ein kleines Bildchen daraus wurde, das der Wahrheit wohl ungefähr ähnlich sehen wird.“

„Und was haben Sie sich denn für ein Bildchen gemacht? Oder ist es ein Geheimnis, das man nicht erfahren darf?“ fragte Marie und hing gespannt an seinem Munde.

Der Wirt lachte vergnügt in sich hinein. „Ein Geheimnis? Nein. Gewiß nicht. Ja, daß ich es unsern Nachbarn nicht vorplappere, versteht sich. Geht sie auch nichts an. Es hat auch keinen Wert. Außerdem hat man sich jetzt so sehr an ihn gewöhnt, daß man gar nicht mehr daran denkt, von ihm zu reden. Was soll ich da wieder anfangen?“

„Dann können wir das also auch nicht erfahren?“

„O! Warum nicht? Sie gehen ja bald wieder weg und kennen ihn auch nicht. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, warum nicht?“

„Aber ganz gewiß wird es uns freuen. Auch werden wir Ihnen nichts ausplaudern, lieber Herr Wirt“, meinte Marie, indem sie sich zurecht setzte und hörte.

„Na, na, das fürcht ich ja auch gar nicht. Ich meine nur, es ist besser, wenn hier, bei uns, nicht wieder davon zu reden angefangen wird. Gut also: Ich fand bald heraus, daß er weder ein Bücherschreiber noch ein Flüchtling ist. Er denkt schon viel, ja, ja, schon. Aber das ist etwas andres, etwas aus dem Leben, was er überdenkt. Er hat auch ein paar Bücher bei sich. Aber es sind keine gelehrte Bücher. So Geschichten von Leuten sind es, die sich lieb haben. Darin liest er viel und weint manchmal dabei. Ich hab ihn einmal so angetroffen. Das Buch war ihm aus den Händen geglitten und die Tränen fielen darauf. Als er mich hörte, fuhr er zusammen und erschrak. Er legte das Buch sorgfältig in

Digitized by Google

einen Winkel und sagte: Die Jugend ist wieder zu mir gekommen. Und die ist immer traurig, wenn sie zu mir kommt. Dann muß ich weinen.

Da wollte ich ihn fragen; aber er schickte mich weg. Ja, er muß sehr schwer gelitten haben, als er jung war, ehe er zu uns kam. So schwer, daß er nicht mehr leben konnte, wo er früher war. Ja, viel hat er gelitten, viel — durch Frauen."

„Durch Frauen?" fragte Marie und schaute ihn an. „Hat er denn etwas davon gesagt?"

„Lange nicht. Aber ich habe es doch gemerkt. Wenn ich von Frauen sprach, wurde er immer nachdenklich und traurig. Dann sah ich oft eine Träne in seinem Auge. Einmal aber hat er mir gebeichtet. Nur wenig Worte hat er mir gestanden. Aber es war genug. Ich war zufällig in ein kleines Zimmer gekommen, das neben der Stube liegt. Dort stehen an einem Tischchen zwei Stühle, und vor den zwei Stühlen auf dem Tischchen liegen zwei Gedecke. Wein, Brot und alles, was dazu gehört, ist dabei. Über allem aber liegt dreißigjähriger Staub. Zuerst wollte er mich hinauswerfen, als er sein Geheimnis verraten sah. Dann aber beruhigte er sich und sagte mir, während ich sah, wie schwer die Worte ihm wurden: Da hab ich eine Frau erwartet. Vor dreißig Jahren. Die einzige Frau, die ich geliebt habe. Sie hatte mir das Wort gegeben. Sie wollte kommen. Und ich saß da und wartete. Und sie kam nicht. Ich wartete einen Tag. Sie kam nicht. Ich wartete eine Woche, ein Jahr, dreißig Jahre. Ich warte noch immer. Vielleicht kommt sie doch noch einmal. Vielleicht auch nicht. Ich weiß nicht. Aber ich warte. —

Ich fragte ihn, ob er nichts von ihr erfahren habe? Da sagte er: Sie schrieb mir ein Brieflein, es sei ihr unmöglich gewesen. Und einen Monat später bekam ich ihre Verlobungsanzeige. Mein bester Freund hat sie geheiratet.

Das ist alles, was er mir je gesagt hat. Aber es ist genug. Ich weiß, daß er an seiner Liebe krank geworden ist."

„Was hast du, Marie?" flüsterte ihr Gatte, als er merkte, wie sie blaß wurde und zitterte.

„Ach, nichts. Aber es ist so traurig. Daß einer das nicht überwinden kann."

„Ja", sagte der Wirt, „es gibt Männer, die kommen darüber nicht hinweg. Sie lieben nur einmal. Dafür aber ist ihre Liebe groß und stolz. Und wenn sich ihr Hoffen erfüllt, werden zwei Menschen glücklicher als andre ein ganzes Leben lang. Sonst aber — stirbt dieser Mann an seiner Liebe."

„Fabian ist aber doch nicht gestorben", wandte sich der Gatte wieder an den Wirt.

„Nein. Aber so gut wie gestorben. Dem sagt man doch nicht leben. Die Welt ist tot für ihn. Und er ist tot für die Welt. Und das nur — weil Sie nicht kam."

Marie stand auf. Ihre Wimpern zuckten, und um die Mundwinkel huschte ein wehes, schmerzhaftes Lächeln. „Laß uns gehen, Lieber", wandte sie sich an ihren Mann. „Das ist zu traurig."

„Ja, ja", nickte der Wirt. „Und die Frau . . ."

„Was meinen Sie?"

„Sie hat wohl nicht gewußt, wie sehr sie geliebt wurde."

„Warum nicht?"

„Sonst hätte sie vielleicht den andern warten lassen."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Na nichts. Ich kenn sie ja nicht. Aber dann wäre sie doch dumm gewesen. Oder glauben Sie, der andre würde noch heute warten?"

Die beiden gingen und reisten noch am gleichen Abend weiter. Als sie im Eisenbahnwagen saßen, griff Marie nach ihres Gatten Arm und fragte: „Du, sag, hättest du auch getan, was er tat, wenn . . ."

„Wenn?"

„Wenn ich dich hätte warten lassen?"

„Aber Frau, das weiß man doch nicht."

Lanx satura aus Bayern.

Die Schlacht von Immenstadt ist geschlagen, aequo Marte. Statt vieler Worte lassen wir Zahlen sprechen!

Man gab im Reichstagswahlkreis Immenstadt Stimmen ab:

für	1903	1907	1911
Zentrum . . .	11 017	12 013	11 866
Liberalismus . .	9 593	10 633	10 585
Sozialdemokratie	1 343	1 999	3 808

Während sich also Zentrum und Liberale so ziemlich den Besitzstand wahrten, schnellte der Zuwachs der Sozialisten seit 1903 um das Dreifache in die Höhe. Und wie anno 1907 ist die Sozialdemokratie bei der Stichwahl das Zünglein in der Wage. Bei der Stichwahl (Februar 1907) gestaltete sich das Ergebnis also:

Zentrum 13 820; Liberal 10 827, d. h. gemäß der Abmachung stimmte Ballonmütze und Weihwedel zusammen. Nunmehr aber, nach den Intimitäten des Zentrums mit den Junkern könnte selbst der Erzbischof von München trotz seiner Erfahrung die getrennte Ehe nicht mehr zurückwenden, und so wird wohl der liberale Kandidat in der Stichwahl siegen, wennschon die fromme Presse jetzt mit rührender Geschäftigkeit Äußerungen des Dr. Thoma gegen sozialdemokratische Prozeßgegner aufstöbert und aufwärmt, bezw. keck erfindet. Außerdem wird das Erstarken der sozialdemokratischen Stimmen dem Liberalismus in die Schuhe geschoben und das eventuelle Bündnis gegen den blauschwarzen Block mit allen Zeichen der sittlichen Entrüstung gebrandmarkt. Dabei weist man mit verzücktem Augenaufschlag auf die Partei hin, auf die sich die Throne allein noch stützen könnten im drohenden Kampf gegen die Mächte des liberal-sozialdemokratischen Umsturzes. Der Zentrumseifer macht es wie Storms Held:

Digitized by Google

„Links nehm' von Christi Mantel ich
Ein Zipfelchen, daß es mir diene;
Und rechts — du glaubst nicht, wie das deckt —,
Rechts von des Königs Hermeline."

Leider aber hat Jesus Sirach recht: „Eine jegliche Sünde ist wie ein scharfes Schwert und verwundet, daß niemand heilen kann." Und so wird dem scheinheiligen Erzsünder immer wieder vorgeworfen werden können, daß er dank der „göttlichen Vorsehung" im Jahre 1907 gegen die Nationalliberalen in 17 Reichstagswahlkreisen sich mit der Partei des Umsturzes, den Feinden der Monarchie, den Verbreitern des Unglaubens verbunden hat: in Immenstadt, München II, Germersheim, Zweibrücken, Speyer (unter des jetzigen Erzbischofs von München priesterlicher Assistenz), Würzburg; ferner in Duisburg, Bielefeld, Bochum, Wiesbaden, Dortmund, Karlsruhe, Pforzheim, Osnabrück, Hamm-Soest, Donaueschingen, Freiburg und Straßburg; daß er dabei 10 Mandate ergatterte und den Rest den †††-Wahlgenossen überließ. Den Fleck bringt Ihr, trotz aller stultitia hominum, nicht mehr weg, ebenso wenig wie Lady Macbeth. — Am 7. März ist die Stichwahl. Man wird hernach den Wahlbezirk desinfizieren müssen; denn die Stinkbomben, die klerikale und Laienultramontane bisher schon geworfen haben, werden in den letzten Tagen das Land noch mehr verpesten. Ohrfeigen hat es schon abgesetzt; vielleicht kommen die Käsemesser auch an die Reihe und werden die würdigen Kapläne das Rüstzeug des Kemptener Bauernaufstandes von 1525 zur Verteidigung der hl. Religion und des Herrscherhauses noch in Bereitschaft setzen. Wie man agitiert, das möge ein Sätzchen aus einem obskuren Allgäuer Zentrumsläseblatt beleuchten: „Allgäuer! Wollt Ihr den Radikalismus und das Neuheidentum fördern? Wollt Ihr mit den revolutionären Sozialdemokraten und Reichsfeinden zusammengehen?" (Vor vier Jahren wurden sie von ihren Kaplänen dazu kommandiert!!) „Was die großen liberalen Redner aus Norddeutschland (Bassermann und Naumann) an Honorar für einen Vortrag erhalten, sind kleine Vermögen.

In München rüstet man sich ebenfalls zum Krieg gegen die oberbayrischen Milchbauern. Im Laufe eines Jahres ist nämlich die Milch in der Hauptstadt pro Liter um 4 Pf. in die Höhe geschnellt, und weitere Preistreibereien sind im Zuge. Da nun die Münchener im Interesse der Kaffeevettern und -basen und Säuglinge gegen die chronische Milchverteuerung protestierten, versammelten sich in Holzkirchen 1200 oberbayrische Kuhbesitzer wie weiland vor der Sendlinger Mordweihnacht, schlugen mit den ehrlichen Fäusten und hainbuchenen Knotenstöcken auf den Tisch, spien auf den Boden und schworen, falls sich die schuldigen Stadtleute im geringsten muckten, einen umfassenden Milchstreik. Fort mit the milk of human kindness! „Trinkt Galle statt der Milch!" rufen sie wie Lady Macbeth. Leider ist die „Milch der frommen Denkart" kein Ersatz für Kuhmilch, zumal wenn sie in gärend Drachengift verwandelt ist. Die Bauern sind auch verärgert, weil die Stadtleute es so lächerlich genau mit der Unverfälschtheit der Milch nehmen, Wasserzusätze bestrafen und mit ihren verfluchten Instrumenten hinter alle Stallgeheimnisse kommen. Wie wir hören, soll Filser zum Höchstkommandierenden der Milchfabrikanten auserlesen sein.

In München ist fernerhin eine neue Hofrangordnung (1910) herausgekommen, die merkwürdige Ähnlichkeit mit den Rangordnungen vor dem Reichsdeputationshauptschluß hat. Wenn Schopenhauer auch dem Rang an sich nur einen konventionellen, d. h. eigentlich simulierten Wert beimißt; wenn er seine Wirkung als „eine simulierte Hochachtung" und „das Ganze als eine Komödie für den großen Haufen" betrachtet, so legen doch nicht wenige eine Bedeutung in dieses „Münzgepräge". Darum berührt es merkwürdig, daß die Hofmusiker, darunter Künstler von europäischem Ruf, hinter dem Hofküchenmeister, ja hinter der Leinwandmeisterin rangieren, ähnlich wie im Hessen-Kasselschen Reglement vom 13. März 1762 die doctorati mit den Kammerdienern, Büchsenspannern und Küchenschreibern gleichgestellt waren. Der Generalmusikdirektor Mottl marschiert hinter den Oberstabsärzten und Oberbauräten. Den Vortritt vor den Hofkapellmeistern haben die Assistenten der Hofapotheke, Stallmeister, Hofkassierer, ja sogar der Hoftheaterkassierer. Das sind noch Rudimente aus jenen Zeiten, da man die „freien Künstler" als Müßiggänger und liederliche Subjekte mißachtete und der Lakai herrschte.

Aus dem Kultusministerium weht stets der gleiche Wind. Wird es vor eine Entscheidung gestellt, so liefert vorher schon die wohlinformierte Zentrumspresse das Konzept. Übersieht es einmal einen „Fall", so erinnert diese so energisch daran, daß das Versehen schleunigst nachgeholt wird. „Nicht, was der Knecht sei, fragt der Herr (von Orterer), nur, wie er dient", meint Helena in Goethes Faust. Ein neues Heldenstück! Hatte die bayerische Lehrerzeitung vor 6 Wochen einen Artikel, den L. Thoma im „März" verfaßt, mit Auslassung verschiedener scharfer Stellen gleichsam zur Zeichnung der Stimmung abgedruckt. Darin war der Gegensatz zwischen dem starken Festhalten der Lehrer an freiheitlichen Ideen und der auffälligen Nachgiebigkeit hoher und höchster Staatsbeamten gegenüber Angriffen der Klerikalen hervorgehoben und zwar mit der Thoma eigentümlichen drastischen Plastik des Ausdrucks. Kein Mensch entrüstete sich, kein Beamter; auch das Ministerium und die zuständige Kreisregierung von Mittelfranken beanstandete den Abdruck der gepfefferten Thomainvektive nicht. Aber „die Rachgötter schaffen im stillen". Just nach 6 Wochen, nachdem das Duell zwischen Episkopat und Lehrerschaft so kläglich für die hohe Geistlichkeit und das Zentrum verlaufen war, machte die Zentrumspresse Lärm wegen jenes Artikels: er stelle eine Verhöhnung der bayerischen Beamtenschaft dar, eine Herabsetzung der Staatsautorität usw. Dieselbe Presse, die gelegentlich nicht absprechend genug sich über die „glaubenslosen" Beamten, über den „Racker Staat", über die lächerliche „Staatsomnipotenz" äußert; dieselbe Presse, die hohe und höchste Beamte in den Kot zieht, wenn sie nicht ins Zentrumshorn tuten; deren Führer und Aktionäre von königlichen Prinzen als „gekrönten Agitatoren" sprach, Bischöfe als „Salber" bezeichnete, die der Partei in den „Rücken fallen". Just diese Leute reden von verletzter Staatsautorität, rufen nach Polizei und Büttel, und — er fand sich raschestens. Der Regierungspräsident von Mittelfranken (von Blaul) zog Lehrer Meyerhöfer, den Redakteur der „Bayerischen Lehrerzeitung", zur Verantwortung, der frühere Ministerialreferent des Herrn v. Wehner. Soll nun der Inkulpant den Wahrheitsbeweis antreten? Soll er nachweisen, daß Herr v. Blaul, der einstige Ministerialbeamte, in früheren Jahren selber recht kräftig „liberal" sich gebärdete? Ebenso Herr v. Wehner, Herr v. Frauendorfer, der Verkehrsminister? Soll er nachweisen, daß soviele hohe und höchste Beamte, die in der liberalen Ära des Ministeriums Lutz recht liberale Anschauungen kundtaten, dem Zug der Zeit folgend, abfärbten und schließlich „schwarz wie die Hölle" wurden. Soll er die Geschichte der bayerischen Beamtenschaft bis zu ihrer Entwicklung in die Gegenwart schreiben mit dem Uhlandschen Motto: „Nun muß sich alles, alles wenden"? Soll er an des Zentrumsmacht Börnes Wort erhärten: „Das Geheimnis jeder Macht besteht darin, zu wissen, daß andre noch feiger sind als wir"? Oder meint Herr v. Blaul, ein Lehrerredakteur, hinter dem Tausende seiner Amtsgenossen stehen, den die acht Bischöfe Bayerns nicht klein kriegten, werde vor ihm in Nichts zerfließen und zittern, wie etwa ein Ministerialbeamter vor seinem rauhen Chef?

Aber nicht bloß ernste Dinge hört man bei uns, auch das Satirspiel kommt zu seinem Rechte. Will man hier und da was Schnurriges erfahren, so muß man Provinzblättchen [illegible] ultramontaner Färbung; die verraten manches, was die ausgewitzte Weisheit der führenden Presse verschweigt. So brachte jüngst die „Ammergauer

Digitized by Google

Zeitung“ im Sperrdruck folgendes ergötzliche Kulturdokument:

„Es sind jetzt zehn Jahre, daß Hochw. Herr Pfarrer Schröder für seine hervorragenden Verdienste um die Leitung der Passionsspiele 1900 durch Vermittlung der mit dem Kardinal Rampolla befreundeten englischen Gräfin Spaltiswood den Rang und Titel eines päpstlichen Kämmerers und Hausprälaten erhalten hat. Wie wir in Erfahrung bringen, strebt Herr Prälat Schröder nunmehr die Erlangung der Würde eines päpstlichen Protonotars an. Mit Erwerbung dieser, nach den Kardinälen eine der höchsten Würden des päpstlichen Stuhles, würde der hochwürdige Prälat die Inful erhalten und damit dem Range eines Erzbischofs gleichstehen. Dem Vernehmen nach soll diesmal eine im Vatikan sehr einflußreiche adelige Dame aus Hamburg die diesbezügliche Vermittlung in Rom übernommen haben.“

Jesus Sirach meint zwar: „Es ist keine List über Frauenlist“; aber daß der Unterrock auch im Vatikan eine solche Rolle spielt, das ewig Weibliche auch den Monopolinhaber der Unfehlbarkeit — hinabzieht, ist doch vielen überraschend. Welch lockender Stoff für eine Operette!

Menippus.

Bachkonzert des Philharmonischen Chors.

Herr Professor Ochs hat sich vor versammeltem Chor bitter über die herbe Kritik beklagt, die in der „Gegenwart“ an seiner „Missa solemnis“ geübt wurde. Ich bin leider nicht in der Lage, ihn diesen Tadel durch eitel Lob bezüglich seiner Bachschen Kantaten vergessen zu machen. Es war ziemlich viel daran auszusetzen: so vor allem das Vorlaute des Chors dem Orchester gegenüber — seine Soprane haben in der Höhe eine unangenehme gesellschaftliche Säure und Spitze —, so das überhitzte Tempo, unter dem fast die ganze Streit-Kantate zu leiden hatte, namentlich der Eingangschor, der presto statt vivace genommen wurde, und die Tenor-Arie „Bleibt, ihr Engel“, die aus dem Adagio in ein Vivace transformiert wurde; so das viel zu arg verschleppte Tempo des Eingangschors in „Du Hirte Israel“, wodurch dann das fast ekstatische „Erscheine“ zu mattem Blöken wurde. Es wäre ferner zu monieren, daß in der Tenor-Arie „Jesu, laß uns auf dich sehen“ Singstimme und Orchesterpart (die Triolen der Geigen schwiegen sogar zeitweilig) mehrfach auseinanderfielen, daß in dem Choral „Ach, bleib bei uns“ die Hast des Dirigenten dem Solo-Cello des öfteren die Passagen verdarb, — wie denn die Beherrschung der Orchestermasse in ihren Einzelheiten überhaupt Prof. Ochs' schwächste Seite bei seinen Aufführungen ist. Aber das alles ist ja bis zu gewissem Grade schließlich Anschauungssache oder, wenn man will, Sache des Temperaments. (Ich empfehle Prof. Ochs, bezüglich des Tempo-Nehmens einmal den Aufsatz („Allegro“) von Carl Spitteler in „Raschers Jahrbuch“ Bd. II zu lesen.) Was mir viel wesentlicher erscheint, ist, daß der Geist Bachs, daß die Poesie, die aus fast allen Bachschen Chor- und Orchesterwerken quillt, nicht recht erfaßt und also auch nicht recht wiedergegeben wird. Ich will dies an der zuerst aufgeführten Kantate „Bleib bei uns“ aufzeigen. Ich nehme das Programmbuch vor, das doch wohl das Publikum in das Verständnis des Werkes einführen soll, und setze die Erläuterung zu der Kantate verbotenus her.

„Die Kantate beginnt mit einem groß angelegten Chorsatz in dreiteiliger Form. Während das erste und das ihm entsprechende letzte Drittel des Chores verhältnismäßig einfach gestaltet sind, läßt Bach im Mittelsatz dieser Nummer seiner Meisterschaft im kontrapunktischen Gestalten freien Lauf. Das Orchester beginnt und sogleich das Hauptthema des Chores „Bleib bei (Notenbeispiel). Auch ohne besondern Hinweis wird dem Hörer die lang ausgehaltenen Noten auf das „Bleib“, die durch das ganze Stück wiederkehren, weiteres auffallen. Sie bilden einen ungemein ausdrucksvollen Gegensatz zu der im übrigen leicht faßlichen in mildem Ausdruck dahinfließenden Weise des Hauptgedankens. In dem bereits erwähnten Mittelsatz bringt Bach ein neues Thema, das nun, wie bereits angedeutet, in der Art einer Fuge und wiederum unter Verwendung der lang ausgehaltenen Töne durchgeführt wird, während der Ausdruck des Ganzen allmählich sich steigert, bis schließlich die Wiederholung des Anfangs, allerdings in abgekürzter Form, eintritt. Milde, wie es begonnen hat, klingt das Chorstück aus.

Ein kurzes Rezitativ für Alt*) folgt ihm. Die hier in der Partitur stehende, ziemlich spröde Altarie bei unsern Aufführungen fort.

Das nächste Stück, ein Choral für Sopran mit Begleitung des Violoncello piccolo, ist, wenn wir von in großen Intervallen sehr bewegten Part der Begleitung absehen, so einfach, daß es von jedem Hörer ohne weiteres verstanden werden wird. Auch die nun folgende Tenor-Arie, deren Hauptthema (Notenbeispiel) von fast Schubertscher Art ist, bedarf kaum eines Wortes der Erläuterung.

Ein kurzer Choral schließt das ganze Werk ab.“

Das klingt unglaublich gelehrt und ist ebenso unglaublich töricht. Es ist dieselbe Manier, in der trockner Schulmeister etwa ein Goethesches Gedicht „erklärt“: es hat vier Strophen zu je vier Verszeilen, die Verse sind vierfüßige Jamben, man beachte, wie immer die erste und dritte Zeile gereimt sind, u.s.f. Glaubt wirklich der Herausgeber des Programmbuches, mit solchem gelahrt klingenden, dürftigen Geschwafel einem naiven Publikum — wie naiv es ist, davon weiterhin ein paar Worte — die Bedeutung und Schönheit dieser Kantate klarmachen zu können? Was hier bombastisch gepredigt wird, verrät, daß der Schreiber das Handwerkmäßige bei Bach beinah erfaßt hat, daß ihm aber das Eigene Bachscher Kunst, die Größe und Poesie dieser Musik, offenbar ein Buch mit sieben Siegeln ist. Verehrtester Herr Musikhistoriker, ich will Ihnen einmal zeigen, wie man dem naiven Hörer die Schönheiten dieser Ostermontags-Kantate deuten könnte: „Ein Vorfrühlingsabend geht zur Rüste, schon mischt sich in das Dämmern die erste Dunkelheit (Moll). Und zagend, hoffend, glaubend schreiten die Jünger zur Seite des doch nicht erkannten Herrn gen Emmaus, und bittend und klagend hallt ihr ängstliches Rufen über das Feld: „Bleib bei uns“, flehen sie, der Abend sinkt schwer, und dunkel hernieder, die Nacht ängstet uns. Das Natürliche dieser Landschaftsstimmung und dieser zagenden Menschen — schon in den ersten Takten durch das leise Beben der Streicher, das seltsam ergreifende Klagen der Holzbläser, das Absinken der Stimmen gemalt und bis zum Schlusse als Grundstimmung durchgehalten — verklärt das Mystische, Glaubenstreue des Evangeliums, wie etwa auf Uhdes Gemälden, von Bach durch den Übergang aus dem anfänglichen düstren c-moll in das liebliche, glänzende dur (Es-g-b-des) gemalt. (Hier würde ich nun die ersten 6 Takte in Noten geben.) Zwischen Zagen, Hoffen und Glauben schwanken die Jünger, immer inniger ruft ihr Flehen: Bleib bei uns, und Bach variiert den Akzent mehrfach (Bleib bei uns, bleib bei uns, bleib bei uns), so wie wir alle wohl bei inständigem Flehen und Klagen ihn wechseln: er verstärkt das zagende Bitten (im Basse zuerst, dann folgend in den andern Stimmen) zu langhallendem, eintönigem Klageruf (Notenbeispiel). Er malt die wachsende Angst durch bewegteren Rhythmus (4/4-Takt),

*) „In der Stimme (soll heißen im Original) steht es im Baßschlüssel und hinter dem Choral“, sagt die Erklärung in einer Anmerkung. Und es ist durchaus ein Rezitativ für Baß und gehört textlich durchaus hinter den Choral.

Digitized by Google

reicheres Figurenwerk, durch den sich rascher folgenden Klageruf, der schließlich in verzweifeltem, lang gezogenem (unisono), dann hoffnungslosem, hastigem Aufschrei aushallt. . . Der Abend sinkt, die Nacht steigt herauf, leise verklingt das Flehen, ist ruhiger geworden, und wie wenn ein letzter Sonnenstrahl noch einmal Glück verheißend, Gewährung blitzend über die Felder aufzuckt, klingt der Satz ganz unvermittelt in dur aus." — So etwa könnte man zu dem naiven Hörer sprechen, und aus diesem Sinne auch müßte der Satz dirigiert werden, und nicht in der etwas abstrakten, an das gelahrte Textbuchgeschwafel gemahnenden Art von Prof. Ochs, der ja auch, indem er den Unfug zum mindesten duldet, seine Zustimmung dazu ausdrückt.*) Bezüglich des weiteren Textbuchunsinns will ich nur noch in Parantheſe bemerken, daß es mir unbegreiflich dünkt, wie man die Melodik (oder was sonst?) der Tenor-Arie „Jesu, laß uns auf dich sehen" mit „Schubertscher Art" vergleichen kann. Solche Vergleichung wird nur dadurch verständlich, daß man sich vorhält, der Textbuch-Musikhistorikus verstehe auch von Schubert so wenig wie von Bach.

Albert Schweitzer, der Straßburger Musikhistoriker und Organist, hat von Bach das erkennende Wort geprägt: le musicien-poète; er hätte ihn vielleicht noch treffender den musicien-peintre nennen können, denn wer sich in die Chorwerke Johann Sebastians versenkt und ist kein lederner Pedant mit blöden Augen und stumpfen Ohren, der fühlt allüberall, wie das, was die Musik uns tönt, vor allem *gesehen* ist, gesehen mit den durstigen Blicken dessen, der sich an der Schönheit der lieben Gotteswelt nicht genug tun kann. Und nur, wer ähnlich empfindet, kann Bach erfassen und wiedergeben.

Ich sprach oben von dem naiven Publikum der Konzerte des Philharmonischen Chors. Ich glaube an die von Ochs diesem Publikum suggerierte Bach-Begeisterung nicht; die ist nun mal bei ihm Modesache geworden, wie es der Humpelrock in diesem Konzert noch war, und wie es beim nächsten Konzert vermutlich der Hosenrock schon sein wird. Bach ist ihm Hekuba, das Im-Ochsschen-Konzert-gewesen-sein alles. Vereinzelte Ausnahmen bestätigen die Regel. Nur das Publikum des „Stehplatzes" nehme ich zum größten Teile von dieser Verurteilung aus. Beweis für die behauptete „Naivität": Hinter mir unterhielten sich nach „O Ewigkeit, du Donnerwort" zwei Damen folgendermaßen (wortwörtlich): „Sie wollten eigentlich in die Oper gehen: Tannhäuser, hab ich ihnen gesagt, geht lieber in die „Fledermaus", da habt ihr *mehr* von" — Bachreife — weiter: ein Jettchen Gebert von heute (im Humpelrock natürlich) neben mir in der Pause nach „Komm, süßer Tod": „Getanzt hab ich viel, aber amüsiert hab ich mich nich" — Bachreife — „Tag, Kollege!" „Hähä, Sie sind nu schon der neunte Kollege heut abend, 's war nett, was, das „Bleib bei uns" — Bachreife — und da sitzt nun so ein Unglückswurm wie meine Wenigkeit, die wie zu höchstem Gottesdienst gekommen ist, mitten drin und muß ihren Johann Sebastian derart beleidigen lassen, ohne mucksen zu dürfen. Nein, nein, die Bachbegeisterung dieses Publikums ist üble Phrase; Prof. Ochs gehe einmal in die „Singakademie", da wird er ein andres Bachpublikum sehen und Bach verstanden-empfunden hören.

Noch ein Wort über die Solisten. Der Tenor war kläglich und eigentlich nur in „Verbirgt mein Hirte" erträglich, die Altistin nur in den beiden Liedern anzuhören.**) Bach gesungen hat allein Prof. *Messchaert*; es war für unsereinen eine wahre Erquickung, wenn der warme, biegsame Ton seines Basses über den andern strahlte, wenn er seine edle Kunst zu singen in einer Arie zeigen konnte. Freuen durfte man sich auch an dem Wettgesang der beiden Oboi d'amore, dem hellen Jubelklang der Trompete, mit der Bach fast stets ganz eigene feierlich-frohe Stimmungen zu erzielen weiß, und schließlich auch am Violoncello piccolo.

Dr. A. Hn.

*) Zur Einführung in den Gedankengehalt der Solokantate: „O Ewigkeit, du Donnerwort" hatte man glücklicherweise die Darlegungen Hermann Kretzschmars gewählt, der Bach denn doch anders erfaßt hat als der Textbuchschreiber von Prof. Ochs und dieser selbst, dem es trotz dieses guten Kommentars nicht gelang, den Gehalt des Werkes zu klingender Darstellung zu bringen.

**) N.B. Das herrliche „Bist du bei mir" ist meinem Empfinden nach durchaus ein Lied für Sopran, wie es ja Bach auch schrieb. Es verliert durch das Tieferlegen wesentlich an Ausdruck und Klang.

Aus den Theatern.

Kammerspiele. Scheerbart-Matinee.

Isis, Schauspiel in einem Aufzuge. *Der Direktor*, Schauspiel in einem Aufzuge.

Es wird nachgerade Gepflogenheit, so oft etwas Scheerbartsches zur Aufführung gelangt, dem Publikum diesen Geist gewissermaßen anempfehlend vorzuerläutern. So geschah es damals, als das Wohlbrücktheater in der Sezession jene fünf Revolutionsdramen zur Aufführung brachte, deren auch äußerlich zwingende Komik (ganz abgesehen von ihrem tieferen Gehalt und Humor, der ja überall nur für die — Tieferen ist) keiner Vorrede bedurfte, so wieder gestern in den „Kammerspielen", wo Dr. *Edgar Groß* eine übrigens in den Hauptpunkten gute und vortreffliche Analyse der Scheerbartschen Poesie dem Szenischen voranschickte. Ich frage nur, wem wird damit geholfen? Und fühlt man nicht selbst dabei das Sonderlinghafte, in das gerade auch die Verstehenden und Mitgehenden den Dichter so hineindrängen? Natürlich wären Reden und Vorträge, ja selbst dicke Bücher über diesen einzigartig und zeitlos Schaffenden zu begrüßen; aber sie gehören doch nicht just vor sein Werk, seine Stücke. Da ist der eine Teil des Publikums, der vielleicht zufällig noch nichts von Scheerbart vernommen hat, der setzt gleich eine mitleidige und gönnerhafte Miene auf, da man ja offenbar durch Vorwort und Hinweis seine Gunst vorausgewinnen will; da ist ein andrer Teil, das sind die Ewigstumpfen, die Hartgesottenen und Brutalen, die haben nun einmal seit Jahren ihre festgeprägte Note für den Heiterkeitskünstler und Überweltsdichter — wehe, wenn er sie nicht auch heute mit ein paar urkomischen Intermezzi und derbgesunden Späßen unterhält; da ist endlich die (ich hoffe doch schon weitaus überwiegende) Zahl seiner echten Leser, die fühlen sich nur moralisch geohrfeigt, weil man ihnen immer wieder zutraut, sie wüßten über einen der Besten ihres Zeitalters nicht Bescheid.

Und freilich war und blieb gerade auch diesmal das Spiel nur für die letzteren wieder; für diejenigen, die über allem, auch dem Fragmentarischsten dieses Dichters, längst den weiten Himmel der ganzen Scheerbartlandschaft ausgespannt sehen und darum auch aus der begrenzteren Versinnlichung noch immer sein Symbol lesen werden. Fräulein *Gwynne* bringt entschieden Begabung für die Pantomime mit, und ihr mag es geschienen haben, als ob der einfache, eigentlich nur Sehnsucht nach dem toten Geliebten schlechthin ausdrückende Text der „Isis", sowie die paramythische Eitelkeitserklärung von Welt und Menschen im „Direktor" Gelegenheit genug für eine auch in sich zusammenhängende Zeichensprache böten, die ihrerseits das hohe Drama eines Tanzes, eines Reigens, mit Auftakt, Peripetie, Katastrophe zur Anschauung brächte. Und gewiß, diese Mimik, Spiel und Bewegungen bringt sie, naturalistisch genommen, recht gut und anmutig heraus, in manchen Momenten und Stellungen sogar mit klassisch-edler Linie; aber da vergißt sie doch im ganzen, daß Sprache und Ausdruck eines Scheerbart sich nicht so leicht zu bloßen Illustrationszwecken und wiederum als Textunterschrift verwenden lassen, wie Sprache und

Digitized by Google

vor allem der Geist eines viel Kleineren. So unterstützt Fräulein Gwynne in der „Isis“ die Phantasie durch einen eigentümlich belebten, bald suchenden, bald stockenden Gang, durch sehnsüchtiges Fragen und Armebreiten, durch Horchen am Sarg des Osiris; zuletzt glaubt sie die Stimme ganz deutlich zu vernehmen, „komm zu mir“, und da stürzt sie sich denn, wiederum wie im völlig realistischen Drama, am Sarg des Osiris in ihren Dolch. . . Dazu ist dann nur eines zu bemerken, daß man die ganz bestimmte Empfindung hat, in diesem lapidar-einfachen Drama sei eins von den aufgewandten Kunstmitteln sicher überflüssig; da aber gerade nur der Scheerbartsche Text und nicht irgendeine Handlung des Inhalts zu illustrieren war, so ist offenbar nur Fräulein Gwynne mit naturalistisch zu verallgemeinernder Form daran vorbeigegangen: denn wenn sie wirklich den Dichter geben wollte, so hätte sie schon das Ägyptische des Ensembles, das Orientalische des Motivs &c. &c. lehren müssen, daß sie nur mit ganz, ganz starker Stilisierung zu Werke gehen durfte. — Im „Direktor“ gebe ich hingegen dem auch stark allegorischen und fast ideellen Charakter der Szene selber die Schuld, daß alle sinnliche Verkörperung ihre schöne Geisteinheit eher ablenken und stören als vertiefen könne. Ironie über Welt und Leben, über Mensch und Publikum, über Erhabenes und Lächerliches hat hier ihr kräftiges Symbol im Theaterdirektor gefunden, vor dem die Engagement suchende Schauspielerin tanzt, und der nun zu allem bloß pagodenhaft nickt, hinter dessen Willen und Entschlüsse sie nicht dringt — so wenig wie jene junge Priesterin im Tempel hinter das Wesen des Oberpriesters und des Gottes selber, deren Schicksal wie um ihr eigenes zu enträtseln sie ihm gerade vorspielt. Und siehe, sie enträtselt es mit einer tiefen Ironie, löst es für sich, für uns durch ein bitterschneidendes Lachen . .; das ist ein urtiefes Symbol, ohne Frage, — soll das Symbol nun noch einmal symbolisiert werden? Nein, sondern wenn es gespielt (d. i. anders ausgedrückt) werden sollte, so dürfte es höchstens, wie hier schon der pagodenhafte Direktor, ganz pantomimisch gezeigt werden - dann aber fiele ja doch der tiefsinnige Scheerbartsche Text fort, den ich wahrlich nicht missen möchte! (Dem stummen Nicken stände dann nur ein höchst lebhaftes, bewegtes Spiel gegenüber, mit Salto mortale am Schluß, — nicht das einer andern Sphäre gehörige Wort.) — Mein Schluß ist, daß gerade „Isis“ und „Der Direktor“*) von Paul Scheerbart viel zu eigenkräftig sind, besonders das letztere auch in seinem geistigen Aufbau viel zu selbständig ist, als daß es äußerlich wirksam unterstützt werden könnte, — das rein innerlich ausgelöste Phantasiegebilde scheint mir zu überwiegen. Wie schade, nachdem man dem Publikum auch endlich vom Dramatiker Scheerbart zu sprechen angefangen, ihm doch keinen richtigen Begriff von ihm zu geben, nicht gerade die beweiskräftigsten Stücke auszuwählen! Da hätte doch zunächst sein reiner, göttlicher, wundervoll-befreiender Humor, wie er in den meisten Revolutionsdramen lebt, zu Worte kommen müssen, und zwar in demselben Rahmen der Kammerspielbühne, der dafür äußerst wirkungsvoll wäre (z. B.: Ein Jupiterdrama, Kammerdiener Knetschke &c. &c.). Dies Versäumte kann nachgeholt werden, und wird es hoffentlich bald!

Dr. Anselm Ruest.

*) Die übrigens beide in der „Gegenwart“ zuerst veröffentlicht wurden.

Randbemerkungen.

Die Quadratur des Zirkels

ist entdeckt. Elsaß-Lothringen wird Bundesstaat und bleibt dabei Reichsland. Zu 58 sind 3 hinzugekommen, doch das Stimmverhältnis ist gewahrt. Der Kaiser ernennt einen Statthalter, der Statthalter drei Bevollmächtigte. Sie werden dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, aber dem König von Preußen bringt es kein Gewinn. Sie werden dem König von Preußen nicht geben, was er wünscht, doch dem Kaiser kanns nicht schaden. Preußen bringt ein Opfer und kommt auf seine Kosten, die andern nehmens an und sind doch nicht die Sieger, das Reichsland wird mündig, aber wird uns nicht entlaufen. Und dieser Sieben-auf-einen-Streich, dieser Vater des Steins der Weisen, dieser Salomo der Kompromisse, dieser Urquell der Auskünfte hat in preußischen Landen gewohnt, ohne daß man ihn kannte! Wer mag es sein? Es wird geheim gehalten. Erst die Zukunft kann den Kolumbus dieses Eies preisen. Wir müssen uns begnügen mit der Bewunderung: daß man darauf nicht früher verfiel! Aber so ist es mit den Offenbarungen, sie liegen auf der Straße, sie sind da, und keiner sieht sie. Bis einer drüber stolpert, nicht weil er will, sondern weil seine Gehirnrinde will. Da sammelt er sie auf, die erlösende Idee, vielleicht gar nicht ahnend noch, daß sie es ist, er zeigt sie einem andern, der einem dritten, und plötzlich geht das große Licht auf: Voilà, was wir suchten, meine Herren! Das Geheimnis der behobenen Gleichgewichtsschmerzen beruht in dem einfachen Akte preußischer Großmut: Hier sind die Stimmen, ich verzichte auf ihre Nutznießung. Damit sind die andern Staaten entwaffnet und die Elsasser auch; denn ob sie bei Verfassungsänderungen mitwirken oder nicht — es kommt ja kaum in Frage —, die Hauptsache ist, daß sie in allen materiellen Fragen, auch des Heeres und der Marine, bei allen nationalen Gesamt- und Teilaufgaben des Reiches vollwertig mitzureden haben. Preußens Schwergewicht, beruhend in seinen 17 Bundesratsstimmen und seinem Vetorecht bei allen Neuerungen in Rüstungs-, Zoll- und fundamentalen Steuerfragen kann ja schließlich nicht den Elsässern zuliebe vermindert werden. Es bleibt unangetastet. Zudem behält der Preußische König als Kaiser und Herr der Reichslande die Hand auf dem Statthalter, aber trotzdem wird auch kein Wetterlé aus der Welt diskutieren können, daß er seine eigene Regierung für die Haltung des reichsländischen Bundesratsbevollmächtigten verantwortlich zu machen berechtigt sein wird, und daß er mit diesen drei Leuten verfassungsmäßig in die Lage versetzt ist, Preußen z. B. im elsaß-lothringischen Spezialinteresse wie bei Fragen südstaatlicher Sonderstellung, oder wann er will, zu majorisieren. Ob der Fall eintreten wird, kommt nicht in Frage. Damit zu argumentieren, ist sinnlos. Dem Verdachte illegitimer Beeinflussung wird Preußen sich nicht aussetzen, und wenn es normalerweise auch ohne die drei Reichsländer die Mehrheit auf seiner Seite hat, so ist das eben Kismet. Tatsache ist: Elsaß-Lothringen wird auch als Reichsland Bundesstaat sein mit materiell unbeschränktem Stimmrecht in allen auf Grund der Verfassung weiterführenden Gesetzes- und Verwaltungsfragen. Oder wollen sich die Elsässer beschweren, daß sie den Preußen nicht zur Majorität verhelfen dürfen, daß man in Berlin auf ihre positive Hilfe verzichten will? Bei aller herzlichen Zuneigung, die man sicherlich dort unten für uns Preußen hat, das möchten wir doch nicht annehmen! — Übrigens und nebenbei: Wenn der Vorschlag Gesetz wird (er scheint Aussichten zu haben), ist in die Verfassung des Reiches der Schlußstein gefügt und für die Reichslande erreicht, was erreicht werden kann, — es sei denn, daß man mediatisierte.

W.

* * *

Das europäische Gleichgewicht und der Orient.

Als im letzten Sommer die kretische Frage wieder brennend geworden war, verursachte dem Pariser „Temps“ plötzlich die Entente cordiale ein gewisses Unbehagen. Die englische Diplomatie machte Miene, zur alten traditionellen Sympathie für die Bestrebungen der Kretenser zurückzukehren, was dem Frieden im Orient schlecht be-

Digitized by Google

kommen konnte. An dessen Gedeihen aber ist Frankreich finanziell stark interessiert, und deshalb regte sich in den Kreisen, deren Organ der „Temps“ ist, so etwas wie ein festländisches Gewissen. Unter der Parole: Für die europäische Einheit richtete das Blatt einen moralischen Appell an Deutschland und Österreich, um sie zu veranlassen, ihre Zurückhaltung aufzugeben und die kretische Angelegenheit endgültig erledigen zu helfen. London rückte dann seine traditionelle Griechenfreundschaft in den Hinter-, seine nichts weniger als traditionelle Türkenfreundschaft in den Vordergrund, wodurch der französische Argwohn einstweilen beschwichtigt war.

Jetzt liest man im „Temps“ wieder viel von einer „Sterilität“ der Triple entente, die hauptsächlich dadurch bedingt sein soll, daß Frankreich im Orient den Kontakt mit England verloren habe. Daraufhin hat die englische Regierung dem Londoner Korrespondenten des „Temps“ versichern lassen, England nehme in bezug auf Koweit und die Bagdadbahn von der Türkei Vorschläge entgegen, werde aber nichts mit ihr vereinbaren, ohne vorher Frankreich ins Vertrauen gezogen zu haben. Dem „Temps“ genügt das nicht; er verharrt in seinem Mißtrauen. Übrigens hat sich die Freundschaft zu England bei den Franzosen im allgemeinen schon stark abgekühlt. In der „Revue des deux Mondes“ vertritt Comte d'Haussonville die Ansicht, daß England an Schwerkraft für das Gleichgewicht der europäischen Mächte sehr viel durch seine inneren Spaltungen verloren habe, und der Pariser Korrespondent der „Times“ berichtet, man hielte es in Frankreich vielfach für ausgemacht, daß England für die nächste Zeit durch die konstitutionelle Krise, die Krönungsfeierlichkeiten und die Kolonialkonferenz viel zu stark in Anspruch genommen sein werde, um der auswärtigen Politik genügend Aufmerksamkeit schenken zu können.

Zu der Verstimmung über England kommt nun die viel schlimmere Verstimmung über Rußland. Umsonst hat man weder auf die letzte ungarische noch die letzte türkische Anleihe lieber verzichtet, als daß man es zuließ, daß sie für strategische Zwecke verwendet werden könnten, die in erster Linie gegen Rußland gerichtet wären. Die Petersburger Diplomatie fand trotzdem den Weg nach Potsdam zu einer selbständigen friedlich-schiedlichen Verständigung mit Deutschland über orientalische Angelegenheiten.

Sollte Deutschland diese Situation nicht ausnützen können, um seine Beziehungen zu dem westlichen Nachbarn zu verbessern? Der Wert der deutsch-russischen Wiederannäherung ist in der deutschen Presse erheblich überschätzt worden. Man hat sich dadurch täuschen lassen, daß die russische Regierung aus der Not eine Tugend machte und als freiwilliges Entgegenkommen erscheinen ließ, wodurch sie durch die Umstände gedrängt wurde. Rußland traut dem Frieden im fernen Osten nicht. Als es sich während der serbischen Krise anschickte, es zum Äußersten kommen zu lassen, trafen aus dem fernen Osten, besonders aus Wladiwostock, beunruhigende Nachrichten über die Haltung Japans ein. Seitdem es sich aber mit Japan verständigt hat, sieht es die Pekinger Regierung unter dem Drucke einer immer größeren Umfang annehmenden Volksbewegung zu fortgesetzten feindseligen Handlungen geneigt.

Herr v. Kiderlen-Waechter hat angeblich kürzlich dem Vertreter eines auswärtigen Blattes erklärt, auf das russische Volk sei kein Verlaß, die deutsch-russische Freundschaft beruhe allein auf der persönlichen Stimmung des Zaren. Den tatsächlichen Verhältnissen würde eine solche Äußerung, mag sie gefallen sein oder nicht, durchaus entsprochen haben. Deutschland kann unter solchen Umständen von der Schonzeit, die ihm die russische Diplomatie gewährt hat, keinen bessern Gebrauch machen, als sie zu einer Entspannung in seinem Verhältnis zu den Westmächten, besonders Frankreich, zu benutzen.

Otto Corbach.

* * *

Internationaler Studentenverein.

Herr Professor Münsterberg von der Harvard-University, der bei uns auf Austausch verweilt, hat geglaubt, etwas Übriges tun zu müssen, und hat nach dem Muster der amerikanischen Cosmopolitanclubs in Berlin einen Internationalen Studentenverein gegründet. Wozu, warum ist gewiß vielen Leuten ein Rätsel. Wer noch der schlichten, altmodischen Ansicht ist, daß der Student zum Studieren da ist, wird zugleich auch die Meinung hegen, daß schon zuviel, allzuviel den Studenten vom Studieren abhält. Die jungen Herren werden in die Politik gezogen, sollen „die Wissenschaft ins Volk tragen“, spielen Theater, geben Gedichtsammlungen heraus, kurzum sie treiben tausend mehr oder weniger schöne, mehr oder weniger nützliche Dinge, nur ihre Fachwissenschaft nicht. Wer diesen Standpunkt nicht teilt und den Jüngern der Wissenschaft gern zugestehen will, daß sie sich auf den verschiedensten Gebieten umtun, auch wenn ihnen zu solcher Betätigung die Reife fehlt, der wird doch wenigstens diese neue Vereinsgründung nicht gern sehen. Man braucht nicht zu den Leuten zu gehören, die mit den Worten „völkisch“ und „völkische Eigenart“ zu operieren pflegen, und kann doch finden, daß auf die akademische Jugend gerade in Berlin genügend internationale und entnationalisierende Strömungen einwirken. Günstigstenfalls handelt es sich bei der neuen Gründung um einen Akt überflüssiger, wahrscheinlich aber um einen Akt schädlicher Vereinsmeierei. Die Tagespresse meldete: „Nach den in einem drolligen gebrochenen Deutsch gemachten Feststellungen des Vorsitzenden, Dr. Nasuyth, sind in dem Vereine 23 Nationen vertreten. Unter den Anwesenden befanden sich 33 Russen, 13 Ungarn, 8 Chinesen und 6 Japaner.“ Die letztere Feststellung spricht Bände. Bei der ganzen Geschichte kommt nichts Vernünftiges heraus und Herr Professor Münsterberg hätte besser getan, diesen internationalen Menschen-Salat erst nicht zu mischen.

Dr. M. P.

* * *

Mond und Wetter. Rückblick.

Drum hat der Mond, der Fluten Oberherr,
Vor Zorne bleich, die ganze Luft gewaschen,
Und fieberhafter Flüsse viel erzeugt.
(Shakespeare, Sommernachtstraum II. 1.)

Sollte wirklich dem großen britischen Dichter mit seinem allumfassenden Wissen jene Wirkung des Vollmondes nicht entgangen sein, die ich schon früher wiederholt hervorgehoben habe? Denn daß er mit dem Beiwort „der Fluten Oberherr“ nicht nur die Wirkung des Mondes auf das Heben und Senken der ozeanischen Wasserflut gemeint hat, läßt der Nachsatz ja zur Genüge erkennen.

Und in der Tat, auch diesmal hat der winterliche Vollmond die ihm von dem Dichter beigelegte Eigenschaft betätigt. Denn kamen auch erst um die Zeit kurz vor dem Neumond aus vielen Gegenden die Meldungen von dem starken Anschwellen der Flüsse — beispielsweise in Hannover: Leine, Innerste; in Hessen: Werra und Fulda —, so läßt sich doch nicht verkennen, daß diese Wirkung auf die Tauwetterperiode und die damit verbundenen starken Niederschläge, die mit dem Vollmonde einsetzten, zurückzuführen ist. Aber wenn auch in einzelnen Gebieten Deutschlands die Flüsse über ihre Ufer getreten sind, so kann doch von einer eigentlichen Hochwasser- und Überschwemmungsgefahr nicht wohl die Rede sein. Zum Eintritt einer solchen fehlte es an den dazu gehörigen Voraussetzungen: große Schneemengen in höheren Lagen, starke Vereisung der Flüsse und allzu plötzlicher Umschlag zu Tauwetter. Ich erinnere nur an die Hochwasserzeit Anfang Februar 1909. Nach einer vorhergegangenen stärkeren Frostperiode und gegen deren Ende reichlichen Schneefällen setzte mit dem Tage der höchsten Deklination — 2. Februar — und drei Tage vor dem Vollmonde urplötzlich ein so gewaltiges Tauwetter ein, daß weite

Digitized by Google

Gebiete unsres Vaterlandes von verheerenden Überschwemmungen heimgesucht wurden. Im vorigen Jahre (1910) war es namentlich der Westen Europas — Frankreich, Paris, aber auch die Rheingegend —, der um dieselbe Mondzeit, 20. bis 27. Januar, — höchste Deklination: 23. Januar, Vollmond: 25. Januar — durch Überschwemmungen zu leiden hatte.

In diesem Jahre scheint dagegen der Osten die Gegend zu sein, die nach der vorhergegangenen strengen Kälte und den niedergegangenen Schneemassen am schwersten vom Hochwasser betroffen ist. Wenigstens läßt darauf schließen ein Bericht aus Breslau vom 28. Februar, wonach die Überschwemmungen in Russisch-Polen immer größeren Umfang annehmen und an einzelnen Orten alles lebende Inventar ertrunken sein soll.

Die gewaltige Sturmperiode, die unmittelbar nach dem Vollmonde einsetzte, hat nach einer kurzen Unterbrechung am Tage des letzten Viertels selbst — 21. Februar — weit über dieses hinaus angehalten und mit dem Wiederbeginn am 22. Februar in einem furchtbaren Orkan, der tief ins Festland hinein große Verheerungen angerichtet hat, ihren Höhepunkt erreicht. Der Grund für dieses überaus heftige Drängen der Luft vom Ozean und in weiterer Linie vom Aquator her dürfte vielleicht darin zu suchen sein, daß die in der Passatregion nach Westen zurückfließende Luft, die in dem jahreszeitlichen Wechsel ihre Grenze allmählich nordwärts verschiebt und auf das amerikanische Festland auftreffend an diesem und dessen Erhebungen zur Umkehr gezwungen wird und ihren Weg nach Osten nimmt, bedrängt einerseits durch die im Osten Europas nach Süden gerückte polare Luftwelle, andrerseits im Westen auf dem amerikanischen Festlande und Grönland durch das auch dort während des Überganges des Mondes auf die südliche Halbkugel begünstigte stärkere Vordringen der polaren Luft zu stark gepreßt wurde, so daß auf engerem Raum ein um so stärkerer Abfluß stattfand.

Während aber so die tiefe Mondstellung am 24. Februar dem Westen Kälte nicht mehr gebracht hat und damit für unsre Gegend die Macht des Winters endgültig gebrochen war, ist in andern Gegenden der Einfluß der südlichen Stellung des Mondes doch wieder zur Genüge erkennbar hervorgetreten. Im ganzen Osten sowie am Vorrande der Alpen hat sich noch einmal in den Tagen vom 25. bis zum 28. Februar, unmittelbar nach der tiefsten Deklination, die Kälte wieder etwas weiter nach Süden und Westen vorgeschoben. Mit dem Neumonde ist aber auch dort die Kälte wieder völlig geschwunden und damit hat sich denn auch gezeigt, daß diese Mondstellung ihre Wirkung sehr bald in das Gegenteil von dem verkehren wird, was sie im Winter zu bringen pflegt.

Meine Vermutung in Nr. 10, daß der Neumond am 1. März wieder eine Auffrischung der westlichen Luftbewegung mit zunächst verhältnismäßig kaltem, regnerischem Wetter bringen werde, hat sich gleichfalls bestätigt. — Nach einem kurzen Abflauen der großen Sturmperiode der Vollmondzeit erhob sich am Tage nach Neumond die Luftbewegung nochmals zum vollen Sturm, der in vielen Gegenden mit Gewittererscheinungen verbunden war. Auch die Niederschläge haben keine wesentliche Unterbrechung erfahren, vielmehr seit dem Neumondtage wieder in erhöhtem Maße eingesetzt.

Die Witterung hat in den letzten Tagen mehr und mehr den Charakter des richtigen Aprilwetters angenommen, teils schnell vorübergehende Schauer stellenweise in Graupelform, teils trocken, bald etwas kältere Temperatur, bald wieder etwas wärmer bei lachendem Sonnenschein. Immerhin ist jetzt schon der Einfluß des höher steigenden Mondes leise erkennbar.

Hildesheim, den 6. März 1911.

Emil Brandt.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Die Masken des Arthur Sakheim.

Das romantische Theater ist die Schaubühne seiner Sehnsucht. In drei formgewandten Gedichten gibt er uns eine leicht hingehauchte Skizze dessen, was er ersehnt. Hymnen, Heilige und Liebe. Mit fast erstaunlicher Schärfe drückt er das metaphysische, um nicht zu sagen das religiöse Moment in den Vordergrund. Und wenn er sich auch scheut, ernst zu erscheinen, obgleich er es ist, so klingt es aus diesen letzten Versen doch wie ein Bekenntnis: „Er aber glaubte an Hymnen der Erde . . .“

Da ist es denn kein Wunder, daß Sakheim der realen Schaubühne, der Hamburger Schaubühne, gegenüber in die Opposition tritt. Er, der Mysterien ersehnt und Gauklerkünste sieht, erhebt sich gegen die Tempelschändung. Er nimmt das Messer des Anatomen und schneidet mit wahrhafter Lust all diese Seelen und Seelchen in Stücke. Er, der bachisch jubeln, schreien, genießen möchte, der „Sankta Magdalene des Quinten Massys“ beschwört, er zersetzt all die halben und Viertelgötter und untersucht die Ahil-Talma, Kreidemann, Carl Wagner und findet, daß der Talma ein Alma Tadema ist, daß dem klugen Kreidemann Frans-Halssche Unklugheit fehlt, daß schließlich der Knabe Carl Wagner eben ein Wagner ist und kein Faust. Durch das neue Werk des Hoffmann-Biographen von „intangibeler Akribie“ (um in seiner teilweise mit geistvollen Konditorornamenten überladenen Sprache zu reden) geht die Melodie von der seligen Olympia, die ein Automat war.

Automaten! Er erschrickt selbst vor der Fülle der Automaten. Er möchte sie bannen, indem er sich in ihr Wesen vertieft; indem er sie untersucht, möchte er vergessen, daß sie fast gar kein Seelchen haben, aber es nützt ihm nichts. Olympia hüpft weiter, er rennt hinterher. Und dann zerschellt so ein Figürchen an der zu großen Aufgabe, und der Doktor, der an Hymnen der Erde glauben möchte, hält die Reste traurig in der Hand.

Manchmal wird's eine „Automatomanie“. Franziska Ellmenreich wäre doch mehr wert als ein Gedicht, in dem er dieser Dame auf seinem sonderbar blinkend aufgeschirrten Pegasus die hohe Schule seiner Bosheiten vorreitet. Dieses Kunststück scheint mir der tiefsten Tiefe seines Pessimismus entsprungen, der eben, weil er so tief ist, Blüten und Früchte treiben muß. Es folgt mit Notwendigkeit die Renaissance. Aus Trotz bekennt sich Sakheim dann zu Strindberg in einem Sonett, hart und fest wie ein erratischer Block und ebenso unbehauen.

Und mit dieser Forderung des Strindberg-Od präzisiert sich sein Buch mehr und mehr. Adele Dore und Jessner werden seinem Ideal teilweise gerecht. Aber all das Nette, was unten krabbelt, ist vielleicht noch reizend, ist Hohn, ist Verachtung und zuletzt — nichts. Darüber thronen in reinen Höhen ewige Götter . . .

Kein Buch für die Verdauungsimporte. Man verfolgt diesen Kampf „Künstler-Gelehrter“, den der Verfasser in sich durchmacht, und erkennt, daß dieser Kampf es ist, der dem Buch den eigenen Wesensausdruck verleiht. Alles, was Sakheim fühlt und weiß, hat er in die „Masken“ hineindestilliert. Das Resultat? Etwas von Menschlichkeitswert. Wir danken ihm dafür von ganzem Herzen.

Dr. Werner v. d. Schulenburg (Hamburg).

Masken, Hamburgische Schauspielerbildnisse von A. Sakheim, Hamburg, A. Janssen 1911. Geb. M. 3.—.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Meißler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 13. Berlin, den 25. März 1911. 40. Jahrgang Band 79.

Der Mann für alles.

Es ist nicht leicht, einen Mann zu finden, der sich auf Aviatik, Gesundbeten und innere Kolonisation ebensogut versteht, wie auf Handelsverträge und Wahlklosetts, der am Morgen über Elsaß-Lothringens Verfassung, am Mittag über Kalischmerzen, am Nachmittag über Hochseefischerei, Jugendfürsorge, Theater, Museen, Hausierer, schwarze Listen, Warenhäuser, Vereinsgesetz, Schundliteratur, Tarifverträge, Automobil- und Bankwesen redet, um sich abends bei einem Glase Sekt mit seinen Gästen über die Schiffahrtsabgaben und die Chancen der Privatbeamtenversicherung zu unterhalten. Der die Bedürfnisse der arbeitslosen Tabakarbeiter und der Millionensyndikate mit einem und demselben Herzen umschließt, dem das Größte nicht zu groß, das Kleinste nicht zu klein ist, der alles kann und alles weiß und immer zur Stelle ist, wenn etwas geredet sein will. Es ist nicht leicht, einen solchen Mann zu finden. Weil alle diese Dinge und noch viele andre zum Inneren eines Staatsleibes gehören, nennt man ihn den Staatssekretär des Inneren, oder wenn einem das zu lang ist, sagt man: der Sprechminister. Das ist eine perfide Bezeichnung, denn es klingt gerade so, als wenn er bloß auf der Welt wäre, um für 50000 Mark jährlich zu sprechen. War Posadowski ein Sprechminister? Man wird ihn schwerlich so bezeichnen. Auch Bethmann Hollweg hieß eher der Soziale, solange er im Reichsamt des Inneren blieb und sich redlich nährte. Im Sprechen war ihm außerdem Bülow über. Aber heute hört man das Wort „Sprechminister“ wieder gern und häufig. Herr Delbrück hat es zu Ehren gebracht.

Alle Achtung, er spricht wie gedruckt. Er ist der nie Verlegene, der immer Sichere, Gewandte, Verbindliche, Auskunft Erteilende. Man hat ihn noch nicht stocken hören. Es ist ihm gleich, worüber, er spricht es alles. Man kann ihm 50 Resolutionen an den Kopf werfen über 50 weltverschiedene Dinge, er greift sie im Fluge auf und spinnt aus dem Stegreif in zweistündiger Rede den Faden der Antwort herunter wie nichts. Mit einem Einschlag für jeden. Ob dieser Faden Farbe hat? Eigentlich nein. Man liest zwar von dem „bunten Bild“, das die Debatten zum Reichsetat des Inneren bieten sollen, aber kurzweilig sind sie nicht, vielmehr ein recht ödes Gemengsel, so buntscheckig vorüberfliegend, daß der Eindruck grau in grau haftet. Ganz so steht es mit den Redegebilden des rechten und echten Sprechministers. Wie die Rede, so die Antwort. Das hat auch noch seine inneren Gründe.

Posadowski, der große Posa, war kein Sprechminister, sondern ein Mann von schöpferischen Ideen. Er drang nur nicht durch die Widerstände hindurch, die ihm entgegenstanden. So hinterließ er ein reichliches Erbe von Gedanken, seinen Nachfolgern zum Ruhme. Bethmann Hollweg hat dies Erbe gut verwaltet. „Fast ein Posadowski“, sagte man, wenn er eine seiner gründlich durchdachten und vornehmen, sozialpolitischen Programmreden gehalten hatte. Ihm gebührt auch die eigentliche Ehre der Reichsversicherungsordnung, obwohl erst Delbrück das Werk vollenden soll. Im Grunde allerdings war auch Bethmanns Sozialpolitik schon weniger eigenes, schöpferisches Tun, als Ausführung überkommener Ideen, ungeachtet der speziellen Blockfrucht, des Vereinsgesetzes. Bei Delbrück tritt das noch mehr zutage. Es ist allmählich nicht mehr so viel zu reglementieren, meinte er kürzlich. Das muß ja auch einmal aufhören. Man darf die Selbst- oder besser Amtserkenntnis begrüßen, mit der er es ablehnte, allem und jeden „seinen gesetzlichen Segen zu erteilen“. Je individueller, desto besser, lautet ein andrer seiner Aussprüche. Er lehnte damit die reichsgesetzliche Regelung der Tarifverträge ab. Ist nicht schon die Arbeitskammervorlage, die doch im allerintimsten Sinne der sozialen Pazifizierung dienen soll, mit mehr als gemischten Gefühlen gerade von den Nächstbeteiligten empfangen worden? Und ist ihr Scheitern nicht so gut wie besiegelt? Es hat alles seine Grenzen. Da nämlich, wo sich die unvermeidlichen Schattenseiten aller Sozialpolitik nicht mehr hinter die Vorzüge zurückdrängen lassen.

Über die Schattenseiten wäre viel zu sagen, sowohl im Interesse der hinreichend belasteten

Digitized by Google

Arbeitgeber, als in dem der immer mehr atomisierten, entindividualisierten Menge der Arbeitnehmer. Sie kommen, ohne es zu wissen, mit jedem neuen Siege der Koalitionsidee in noch engere Fesseln. Vor allem spürt die sozialpolitischen Schattenseiten der Mittelstand. Je individueller, desto besser, wäre ein glänzender Grundsatz für einen Sozialpolitiker. Schade nur, daß er aller Sozialpolitik zuwiderläuft, die mit jedem Reichsgesetz, trotz lokaler Reglementsvariationen doch Gleichmacherei betreibt. Der gewerbliche Mittelstand ist geradezu identisch mit dem Begriff der individuellen Wirtschaft. Soziale Reichsgesetze aber helfen gerade in die Wurzelstätten dieses Mittelstandes, d. h. in die kleineren und mittleren Städte den Keim seines Unterganges hineinverpflanzen. Sie bringen Lasten mit sich, die nur der große Betrieb mit seiner Rekordüberbietung tragen kann, sie schieben zwischen Meister und Gesellen ein Recht in den Vordergrund, das einer feindlichen Gegenüberstellung entwachsen ist. Sie töten dadurch alles Patriarchalische und werden ein Anstoß zur Mißzufriedenheit dort, wo man bisher von Haß und und Trotz und „Verelendung“ nichts wußte. Wem hat die Sozialgesetzgebung mehr genutzt, denen, die sie schufen, oder denen, die sie als unzureichend ablehnten, also den Sozialdemokraten? Sicher den letzteren. Erst mit Hilfe dieser Sozialpolitik ist den „Massen“ der Begriff des Sozialen aufgegangen, den der Sozialismus als ABC-Buch für seine utopistischen, rein destruktiven Theorien zu nutzen verstanden hat. Delbrück hat recht, man muß nicht allen sozialen Erscheinungen gleich den Segen gesetzlicher Regelung erteilen wollen. Die Dinge schleifen sich auch an sich selber ab. Man soll soziale Gesetze machen, um ihr Entwicklungstempo zu mäßigen, um entstandene Schäden gut zu machen oder drohende zu verhindern, aber niemals, um das soziale Problem zu lösen, will heißen, zu seiner Lösung zu drängen. Wer das zu können meint, mag bei den sieben Welträtseln anfangen. Er ist ein Gott. Oder vielmehr ein Narr. Denn ob er auf einem Katheder sitzt oder am Vorstandstisch einer Volksversammlung, er ist ein Gläubiger des Himmels auf Erden, irgend eines Zukunftsstaates, indem er statt Tausender und Abertausender von sozialen Gesetzen nur ein Gesetz gibt, das im Unterschied zu jenen auch wirklich befolgt wird und also lautet: Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung sein kann. Das soll ein gewisser Immanuel Kant gesagt haben. Aber sein kategorischer Imperativ hat die Menschheit nicht anders gemacht.

So ähnlich mag man denken, wenn man sagt: Je individueller, desto besser. Man machte Delbrück den Vorwurf sozialer Müdigkeit. Er konnte solchen Verdacht mit einer simplen Handbewegung auf die stattliche Zahl von Gesetzen entkräften, die aus seinem Ressort noch der Erledigung dieses Jahres harren. Im Grunde hat man doch wohl ein richtiges Empfinden. Delbrück ist ein Mann, dessen Fleiß und Gewandtheit nie versagen. Er soll einem Politiker auf eine Anfrage geantwortet haben: „Darüber kann ich Ihnen heute keine Auskunft geben, ich pflege mich in die Materien erst hineinzuarbeiten, wenn sie an den Reichstag kommen“. Das will bei dem Leiter eines so immensen Ressorts nicht viel sagen. Anders kann er nicht alles bewältigen. Wozu hat man die bevölkerten Reichsämter? Nur das eine läßt sich doch daraus entnehmen, daß er gerade kein sozialpolitischer Stürmer und Dränger ist! Sein Herz mag weit entfernt sein von vielem, was sein Mund sprechen muß. Neue Ideen zu lancieren, hat er keine Ambition. Er ist eben kein Posa, und nicht einmal ein Bethmann, der das Überkommene mit ethischem Pathos und kraft seiner philosophischen Philanthropie wenigstens in der Verwirklichung zu seinem Eigenen machte. Er ist eine kühle, kluge schnell auffassende Natur, überall zu brauchen wegen seiner elastischen Glätte und seiner konzilianten Verhandlungsformen. Er ist im besten Sinne das, was Bismarck von Böttticher sagte, ein Mann, der die Ideen in parlamentarisches Kleingeld umzusetzen versteht. In einer Zeit, in der wir uns nach dem Abschluß unsres sozialpolitischen Monumentalbaues sehnen, aber nicht nach Neubauten, ist diese Sprechministerklasse „Böttticher“ gerade das, was wir brauchen.

Neue Rhythmen im Balkanwirrwarr.

Von Dr. Frhr. v. Mackay (München).

Die Konstruktion des Balkanproblems war in der hamidischen Zeit sehr verwickelt und prätentiös der Form nach, ziemlich eindeutig und ärmlich den Ideen und Reduktionswerten nach. Die zersetzende Säure im Gewässer der zusammengedrängten, fremdartigen nationalen Elemente bildete das mazedonische Bandenwesen. Griechische, bulgarische, serbische, montenegrinische Komitees hetzten ihre raufluſtigen Parteigänger gegeneinander, und die Türkei brauchte nichts zu tun, als die Trümpfe der streitenden christlichen Brüder gegeneinander auszuspielen, um gegen die Gefährdung der osmanischen Autorität durch die revolutionären Umtriebe sicher zu sein. Die geistigen Urheber der in ewigem Kreislauf, ohne Aktschluß und Katharsis sich fortspielenden Tragikomödie waren Großgriechentum, Großbulgarentum, Großserbentum, deren Schrittmacher sich mit ungemeinem Phrasenschwall für ihre ausschweifenden Pläne ins

Digitized by Google

Zeug legten, dennoch aber nicht von der Stelle rückten, weil eben die Erfüllung irgend einer dieser Ideen nationalistischer Gernegroße die Verwirklichung der andern ausschloß und die Konstantinopler Regierung auch hier die Karten geschickt so mischte, daß keiner den andern ausstechen konnte, und ihr selbst die Rolle des tertius gaudens blieb. Im Hintergrund der Bühne stand als Schildhalter des Allslavismus Rußland, in der Pose eines gewaltigen Herren, in Wirklichkeit sehr geringen Einflusses, weil der mißtrauische und selbstbewußte Despot am Goldenen Horn sich nicht im geringsten durch die Winkelzüge der Agenten des absolutistischen Herrschers in Petersburg beeinflussen ließ. Die übrigen Vertragsmächte sahen dem Schauspiel verschränkten Arms, in kombinatorischem, aber ziemlich erfolglosem Schach- und Mattspiel zu, ohne Gewißheit, welchen Ausweg sie schließlich in dem mit Fallen und Fußangeln reichbesetzten Operationsgebiet finden würden.

Der fundamentale psychologische Unterschied der gegenwärtigen und früheren Lage ist der, daß damals die diplomatische Technik und demagogische Geste herrschte, während jetzt die Bewegung an die Seele der Balkanvölker greift und ihr Empfinden und Wollen nicht von außen, sondern von innen heraus revolutioniert wird. Als Abdul Hamid gestürzt war und das Komitee für Einheit und Fortschritt seinen dezentralistisch-freiheitlichen Plan der Gleichheit und der Brüderlichkeit aller Nationalitäten verkündete, horchte man in Athen wie Sofia, wie Belgrad, wie Cettinje erfreut und zugleich spekulativ auf. Man erwartete große Dinge von dem Edelmut der Jungtürken und der liberalen Behandlung der im türkischen Exil schmachtenden Volksgenossen. Dann drehte sich der Wind am Bosporus um. Die idealistische Verbrüderungspolitik mußte einer höchst realistischen und dabei brutal durchgeführten Osmanisierungspolitik weichen. Die christlichen Nationalitäten sahen ihre politischen, wie religiösen Rechte in gleicher Weise bedroht, und das Feuer des Bandenkrieges wäre so sicherlich über kurz oder lang auch dann ausgebrochen, wenn die türkische Regierung nicht durch ihr unglückseliges albanisches Unternehmen und ihr nicht weniger undiplomatisches Kirchen- und Schulgesetz selbst brennenden Zunder an den angehäuften Explosivstoff gelegt hätte. Das Triebwerk der alten mazedonischen Anarchie war so glücklich wieder im Gang, den Arbeitsmitteln nach dasselbe wie ehedem, den Verrichtungen und Ergebnissen nach ein ganz andres wie früher.

Die sinnfälligste der neuen Funktionen ist die Wanderbewegung: Auch zu ihr hat die osmanische Regierung selbst den Anstoß gegeben durch die Begünstigung der Auswanderung der mohammedanischen Bosniaken nach den albanischen und mazedonischen Wilajets Skutari, Asküb, Monastir. Die Verdrängung christlicher Bauern um der Ansetzung dieser mohammedanischen Gäste willen war das Signal zu einer Art Völkerwanderung und -Verschiebung, die seitdem unter dem Einfluß der mit äußerster Härte durchgeführten Entwaffnungs-Aktion immer größeren Umfang angenommen hat und zu einer vollständigen Umbildung der ethnographischen Landkarte führen zu sollen schien. Die Bulgaren Mazedoniens zogen in hellen Scharen nordwärts und sammelten sich in Sofia an. Die Flut der Unzufriedenen, die von Kossowo, dem altserbischen „Herzland“ aus, über die Grenzen des serbischen Königreichs vordrangen und den Behörden mit ihren Klagen in den Ohren lagen, wuchs gleichfalls von Tag zu Tag. Cettinje ward von katholischen und orthodoxen Arnauten so überlaufen, daß Nicola Petrowitsch Riégos in größter Verlegenheit war, wie er die Mittel zur Unterhaltung der Zuwanderer beschaffen sollte. Die moralische Wirkung dieses Völkerumzugs war die, daß die Flüchtigen, die Straßen, Herbergen, Dörfer, Flecken und Städte mit ihrem Jammern über die Grausamkeit des osmanischen Regiments erfüllten, eine fieberhafte Stimmung höchster Leidenschaftlichkeit, eine Atmosphäre des Türken- und Muselmanenhasses auf dem Balkan verbreiteten, wie sie zur Zeit der Kreuzzüge in Westeuropa durch ritterliche und geistliche Wanderredner erzeugt wurde. Hielte die Bewegung aber an, so daß der Quartierwechsel schließlich zur vollständigen Absonderung, Polarisation und geschlossenen Gruppenbildung der verschiedenen nationalen Elemente führt, so bedeutete das offenbar nichts andres als den Untergang der Türkei, die nur als Völkerbund, nicht als nationaler Einheitsstaat bestehen kann. Erweist sich das Osmanentum, das Träger einer selbständigen Kultur niemals gewesen ist, unfähig, die von ihm beherrschten Nationalitäten, die kulturell die Führerschaft haben, durch eine Politik der mittleren Linie, der billigen Wahrung der Rechte der Minderheiten und der maßvollen Ausübung der eigenen Hoheitsgewalt, zusammenzuhalten, so verliert sein Regiment — mindestens in Europa — jede Daseinsberechtigung und auf die Dauer sicherlich auch jede Daseinsmöglichkeit.

Eine wesentliche Charakteränderung des mazedonischen Bandenkriegs wird landläufiger Kritik nach darin gefunden, daß die christlichen Nationalitäten früher gegeneinander kämpften und sich selbst dezimierten, während sie jetzt einmütig ihren Angriff gegen die Türken richteten. Das Urteil ist richtig und falsch zugleich. Richtig der Idee nach, insofern der Widerwille und die Kampfbegier gegen die Agas heute allen Rajahvölkern in gleicher Weise eigen ist. Falsch der Schlußfolgerung nach, insofern die christlichen Banden nichts weniger als einig sind, vielmehr nach wie vor, wie es der Zufall und das anarchische Durcheinander mit sich bringt, sich gegenseitig

Digitized by Google

überrumpeln, balgen, ausplündern. Der energetische Effekt der gegenwärtigen Krisis ist nicht so sehr die größere konzentrische Sammlung und Verdichtung, als die weiter und weiter um sich greifende exzentrische Zersetzung und die Potenzierung der Gegensätze. Als nächste Rückwirkung des gesteigerten religiösen Fanatismus zeigte sich, daß in der Schutztruppe auf die christlichen Rediffs kein Verlaß mehr war, so daß Schefket Pascha sich gezwungen sah, sie durch muselmanische Nisams zu ersetzen. Demselben „Läuterungsprozeß" ist das Parteiwesen unterworfen. Für Nichtmohammedaner war im jungtürkischen Komitee kein Platz mehr; eins seiner christlichen Mitglieder, Pantsche Doreff, wurde sogar vor das Kriegsgericht gestellt unter der Beschuldigung, in geheimer Verbindung mit den bulgarischen Banden zu stehen. Der Gottesfriede, den die sozialistische Partei Sandanskis und seine Genossen Pannitza und Tschernopejeff in Ostmazedonien herstellten, mußte neuen Wühlereien Platz machen. Gegenüber der verhängnisvollen Völkerflucht wußte sich die Regierung nicht anders zu helfen, als daß sie den Auswanderern bestimmte Fristen für die Rückkehr stellt und, wenn diese nicht eingehalten werden, Hab und Gut der „Landesverräter" konfiszierte, worauf natürlich deren Stammesgenossen wieder mit Überfällen auf türkisches Eigentum antworteten. Zugleich breitete sich der Bandenkrieg von dem mazedonischen Zentrum immer mehr gegen die Peripherie hinaus. Die griechisch-orientalischen Arnauten durchkreuzten bereits ganz Nordalbanien und sogar den Sandschak Novibasar; damit entstand wieder die Gefahr, daß die albanische Opposition mit der von der bulgarischen, serbischen, griechischen, montenegrinischen Komitadschis geschürten Bewegung, der sie bisher fernstand, zusammenquirlte, und daß so die Wucht des gesamten Aufruhrs verdoppelt wurde. Der Druck gegen die Grenze setzte natürlich die Nachbarstaaten in höchste Erregung und drängte sie mit ihrem oder gegen ihren Willen aus der Reserve heraus; der Austausch verwarnender Noten zwischen den Höfen des Balkans wurde ein diplomatisches Tagesgeschäft.

Wie wenig von einem wirklichen Zusammenschluß der kleinen Balkanmächte gegen den gemeinsamen osmanischen Gegner die Rede sein kann, zeigt scharf die Umbildung einer dritten Reihe der das Balkanproblem bestimmenden Faktoren: der allslavischen Bewegung. Vor fünf Jahren ging aus ihrem Schoß ein neuer, mit großem Enthusiasmus begrüßter Sprößling hervor, der Neuslavismus, der heute, nach einem Lustrum, schon wieder altersschwach und hysterisch dem Tod ins Auge schaut. Das allslavische Programm hatte, so lautete die Diagnose seiner enttäuschten Verfasser, zwei Kardinalfehler. Erstens war es rein politisch, und selbst der blindeste Rassenfanatismus mußte allmählich bemerken, daß bei jeder politischen Auseinandersetzung von der slavischen Brüderlichkeit nur noch Dezimalbrüche übrig blieben. Zweitens fußte es auf stillschweigender Voraussetzung des Primats der „Nordslaven", d. h. der Tschechen und Russen, was der Stolz der Südslaven nicht vertrug. Der Neuslavismus machte also aus der Not eine Tugend und verkündete, daß die slavische Solidarität lediglich auf einer Kulturgemeinschaft unter Anerkennung gleicher Rechte des Nordens wie des Südens und zum Zweck, dem Drang der deutschen Zivilisation nach Osten einen einheitlichen Wall entgegenzusetzen, beruhen sollte. Der spiritus rector der neuen Idee war die russische Matuschka, bearbeitet wurde sie in Prag, praktiziert auf dem Balkan, und zwar zunächst durch die 1905 begründete Zollunion zwischen Serbien und Bulgarien. Die „Neutralisierung" des Allslavismus erwies sich alsbald als eine Maßregel von der Schildbürgerart, wie wenn man ein Heer mit neuen Gewehren ausrüstet, ihm aber keine passende Munition dazu gibt. Der Baum der slavischen Vereinsmeierei schoß kräftig in die Höhe — heute fehlt auch ein slavischer Bienenzüchterverein nicht mehr. Aber irgend eine der praktisch bedeutsamen Forderungen des neuen Programms zu verwirklichen, gelang nicht. Slavische Zentralbank und slavische Telegraphenagentur blieben was sie waren: holde Zukunftsträume. Das Bündnis zwischen Belgrad und Sofia hatte keinen andern Erfolg als den, daß das Reich Milans in den zweiundeinhalbjährigen Zollkrieg mit Österreich um das „serbische Borstenvieh" verwickelt wurde, in dem es natürlich unterlag. Die Iswolskische Balkanpolitik machte Fiasko, und in Bulgarien trieb der Koburger Herrscher seine persönliche Diplomatie, die sich von allslavischen Hirngespinsten niemals hat umgarnen lassen, ruhig weiter. Die sichtbare Bilanz der ganzen Aktion war so die vollständige wirtschaftliche und politische Vereinsamung Serbiens, des Hochsitzes der südslavischen Propaganda. Schlag um Schlag folgte der Einverleibung Bosniens, des serbischen „Brandenburg", durch Österreich das Vorrücken türkischer Truppen in Kossowo, die Erhebung Montenegros zum Königreich und endlich die Versuche zur deutsch-tschechischen Verständigung, die zeigten, daß auch auf die böhmischen Genossen kein Verlaß ist. Und so gewinnt heute in Belgrad sichtlich eine nach Westen hin gerichtete Strömung die Oberhand, die der Neuslavismus zu vernichten gehofft hatte. Dem intransigenten und überspannten Großserbentum hat sich seit Alters eine „habsburgische Partei" der Gemäßigten entgegengestellt, deren Programm auf der Anerkennung der geschichtlichen Tatsache fußt, daß Bosnien und die Herzegowina weder zum heutigen serbischen Königreich noch zum früheren Fürsten-

Digitized by Google

tum, noch zum altserbischen Zarenreich, das mit der Schlacht auf dem Amselfeld zusammenbrach, jemals gehört haben. Da andrerseits die Mehrzahl der Serben in den österreichischen Nachbargebieten angesiedelt ist, so führt nach der Meinung dieser Besonnenen einfachste Logik zu der Schlußfolgerung, daß die staatliche Einigung des Serbentums unmöglich, dessen nationale Einigung aber nur realisierbar ist, wenn man enge Anlehnung an die habsburgische Doppelmonarchie sucht. Der Gedanke läuft, wie nebenbei bemerkt sei, in gewisser Parallele zu ziemlich fantastisch anmutenden Plänen, mit denen in den politischen Zirkeln Wiens gespielt und als deren Begünstiger sogar der Thronfolger Franz Ferdinand hingestellt wird: es solle an Stelle des gegenwärtigen Reichsdualismus ein neues Großösterreich mit Selbstverwaltung aller Völker gesetzt und als erster Schritt zu diesem Ziel hin Kroatien und Slavonien von Ungarn losgelöst und mit dem völkisch gleichgearteten Dalmatien und Bosnien-Herzegowina zu einem Staat serbischer Sprache und Kultur verbunden werden. In Belgrad aber frischen eben jetzt, da die radikalen Kabinette mit ihrer Politik, die alles über großserbischen Leisten schlägt, vor dem Bankerott stehen, die Nationalen und Fortschrittler das Habsburger Programm unter der Parole „Wiedergeburt Serbiens!“ und „Zollunion mit Österreich!“ auf, und finden damit Beifall in der ganzen Kaufmannschaft wie Bauernschaft, die die verderblichen Folgen der Einkreisung des Reichs bitter am eigenen Leib spüren. Ja, die Serben in Bosnien haben bereits praktisch die Konsequenzen aus der veränderten Sachlage gezogen und betreiben im Sabor durchaus nicht, wie man in Wien vorausgesetzt hatte, eine antiösterreichische Obstruktionspolitik, beteiligen sich vielmehr in nüchterner Sachlichkeit eifrig an der Reformarbeit zur kulturellen Entwicklung des Landes.

Ein unruhevolles Durcheinanderquirlen der völkischen Elemente im Zentrum des Balkan, dem mazedonischen Hexenkessel, ein regelloses Einzwängen fremder Bestandteile von außen in das Gefäß, von dem unter dem so erzeugten Druck wilde kochende Bestandteile zum Rand darüber hinausschossen, um die anarchistisch-revolutionäre Temperatur weiter und weiter zu verbreiten: das waren die Hauptcharakterzüge der Physiognomie des nahen Ostens bis zur Jahreswende. Glücklicherweise erkannten die Gewalthaber am Goldnen Horn noch rechtzeitig, daß sie das politische Gefährt auf ein abschüssiges Geleise geschoben hatten, an dessen Ende ein alles vernichtender Abgrund drohte. Der Stimmungswechsel setzte mit der Erkenntnis ein, daß das von den Freiheitsaposteln Nasim Bei und Ejub Gabri geleitete bosniakische Ansiedlungsunternehmen ein vollständiger Fehlschlag war. Das Fiasko wird in dem jüngst erschienenen Jahresbericht von der Gesellschaft selbst verblümt zugegeben. Das bosnische Proletariat, das sich ostwärts in Marsch setzte, schleppte wohl Seuchen mit in die Niederungen des Csardas ein, war aber in keiner Weise fähig, die Arbeitskräfte der vertriebenen Christen zu ersetzen. Anstatt des erwarteten wirtschaftlichen Aufschwungs trat daher alsbald Teuerung, ja Hungersnot in dem Siedelungsgebiet ein; die Märkte wurden leer, der Handel stockte, und die eingesessenen Moslems klagten am lautesten über den Zustrom der Glaubensgenossen. Die jungtürkische Regierung duldete es daher ruhig, als die verbannten Giaurs allmählich zurückkehrten, nahm außerdem den alten Plan wieder auf, Teile der serbisch-arnautischen Mischbevölkerung von Kossowo in Südmazedonien anzusiedeln, und war im übrigen froh, als die österreichische Regierung nach den Erfahrungen bei den Wahlen zum bosnischen Sabor, die einen unerwarteten Erfolg der serbischen Parteiverbände ergaben, den Bosniaken die Rückwanderung erlaubte, um das alte Mischungsverhältnis der völkischen Bestandteile in dem neuen Kronland wiederherzustellen. Von da zur Revision der verfehlten Schul- und Kirchenpolitik war nur ein Schritt, zu dem sich denn auch die Jungtürken mit anerkennenswerter Unbefangenheit entschlossen. Eine allgemeine Amnestie für die albanischen Flüchtlinge wurde erlassen, und die Zentrale des Komitees für Einheit und Fortschritt wies ihre Provinzialklubs an, dafür Sorge zu tragen, daß fortan jede Verletzung der Rechte der Christen unterbleibe und daß diese auf völlig gleicher Stufe wie die Moslems behandelt würden.

Alles das sind Lichtschimmer im dunklen, über dem Balkan lagernden Gewölk, die zu einigen Hoffnungen berechtigen trotz aller Prophezeiungen mit dem Nimbus der Allwissenheit sich umgebender politischer Auguren, es sei im Frühjahr ein neues Aufeinanderschlagen der Balkanvölker mit Sicherheit zu erwarten. Die Vernunft statt der Leidenschaften hat wieder mehr das Oberwasser erlangt, und damit ist die Neigung zu Frieden und Verträglichkeit allerseits stärker geworden. Die Stichprobe darauf, ob der Optimismus oder Pessimismus berechtigt ist, wird das Gelingen eines Unternehmens sein, das jüngst von der Hohen Pforte angekündigt wurde. Nach Art politischer Klubs, die um die Aufrechterhaltung ihrer Diktatorengewalt ängstlich bemüht sind, ist das jungtürkische Komitee bislang bemüht gewesen, jedes öffentliche Hervortreten des Trägers der kaiserlichen Autorität hintanzuhalten. Jedem aber, der mit orientalischem Wesen halbwegs vertraut ist, kann es nicht zweifelhaft sein, daß die Türkei einen Schattenherrscher nicht verträgt. Geschichte, Überlieferung, Charakter- und Gefühlsanlage des Volks, Aufbau und Lebensprinzipien des Staats erfordern in gleich zwingender Weise die Vereinigung geistlicher und weltlicher Gewalt

Digitized by Google

in einer kraftvollen Herrscherhand. Der Demokratismus hat im osmanischen Reich nur Aussicht, sich durchzusetzen in der Form des konstitutionellen Monarchismus mit starker Betonung der dynastischen Hoheitsrechte. In dem merkwürdigen seelischen Wandel- und Wandergang, den das Jungtürkentum seit seinem Sieg durchlief, hat es sich scheinbar heute auch zu dieser Einsicht durchgerungen: seine Führer haben beschlossen, daß der Thronfolger im Frühling eine Reise durch das Aufstandsgebiet von Kossowo antreten soll. Welchen Eindruck es auf die islamische Welt machen wird, wenn Jussuff Izeddin auf dem geschichtlich hochberühmten Amselfeld am Grabmal Murads sein Gebet verrichtet, läßt sich leicht ausmalen. Tausende von Gläubigen werden den großen Padischah preisen, der in der hamidischen Zeit, wohl wissend warum, sich niemals zu zeigen wagte. Aber auch die Christen werden keinen Grund haben, über die Manifestation kalifischer Würde ungehalten zu sein. Zeigt doch die Entwicklung der Balkanwirren seit dem Sturz des Absolutismus deutlich, daß die ursächliche Antriebskraft der blutigen Zusammenstöße zwischen den Bekenntnissen gerade die Schwächung des theokratischen Staatsgrundsatzes war, die das Reich aus seiner Gleichgewichtslage hob und dessen ängstlich gewordene Verweser in einen christenfeindlichen Chauvinismus hineintrieb.

Über neuere biologisch-medizinische Probleme.

(Blut- und Eiweißforschung, Überempfindlichkeit, Idiosynkrasie.)

Von Dr. med. M. Urstein (z. Z. Steglitz).

V.

Unempfänglichkeit und Überempfindlichkeit sind, rein äußerlich betrachtet, gleichsam zwei entgegengesetzte Pole. Bei der Immunität haben wir die Tatsache, daß Überstehen einer Krankheit oder künstliche Einverleibung von Bakterienprodukten in untertödlichen Dosen einen Schutz verleiht gegenüber primär ungemein giftig wirkenden Stoffen. Die Anaphylaxie aber lehrt uns, daß parenterale Zufuhr eines an sich gleichgültigen und unschädlichen Eiweißkörpers die Empfänglichkeit derart steigert, daß eine zweite Injektion derselben Substanz auch in bis zu tausendfach geringeren Dosen nach wenigen Minuten den Tod verursacht. Und doch sind, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, Unempfänglichkeit und Überempfindlichkeit nur durch quantitative Verhältnisse bedingte mannigfache Erscheinungsformen eines einheitlichen Vorganges.

Da die Anaphylaxie mit jedem Eiweiß erzielt werden kann, die Mikroben aber, wie wir gesehen, nur Eiweißstoffe sind, so darf es uns nicht wundern, daß, wenn wir einem Meerschweinchen kleine Mengen von Bakterien zuführen und nach etwa 14 Tagen die gleichen Parasiten reïnjizieren, wir bei dem betreffenden Tier den charakteristischen Erstickungstod hervorrufen. Und genau wie bei den Eiweißstoffen ist es Friedberger gelungen, das bakterielle Gift im Reagensglase darzustellen. Er mischte Bazillen mit dem Serum vorbehandelter Tiere; dadurch entstand eine Bakterien-Antibakterieneiweißverbindung. Fügte dann Friedberger zu dieser normales Meerschweinchenserum hinzu, so wurde letzteres durch den bloßen Kontakt mit den Bakterienstoffen schon nach kurzer Zeit derart giftig, daß es, in kleinen Dosen eingeführt, bei artgleichen, nicht präparierten Tieren das typische Bild der Erstickung erzeugte. Mehr noch! Friedberger stellte fest, daß es gelingt, schon aus dem Bakterieneiweiß allein (also ohne Beimengung von Serum vorbehandelter Tiere) unter Zuhilfenahme eines Normalserums genügende Giftmengen abzuspalten, — eine höchst bemerkenswerte Tatsache, auf die wir gleich zurückkommen müssen, die uns aber durchaus erklärlich erscheint. In jedem Normalserum finden wir eben Schutzstoffe, unter ihnen auch geringe Mengen jener fermentartigen Anti-Eiweißkörper, die das Eiweiß im Blut abbauen und durch Vorbehandlung immunisatorisch in kolossalen Quantitäten angehäuft werden. Vermöge dieser schon normal vorhandenen Antikörper wirkt jedes artfremde Eiweiß, das in minimalen Dosen beim präparierten Tier Anaphylaxie erzeugt, in großen Mengen auch beim Normaltier giftig. Und wenn im Organismus die Vorgänge bei der schädlichen Wirkung fremdartiger Sera sich ebenso abspielen, wie bei der echten Anaphylaxie, dann muß eben aus dem Eiweiß durch Normalserum allein im Reagensglase Gift in Freiheit gesetzt werden können. Tatsächlich vermochte auch Friedberger aus geronnenem Pferdeserum durch normales Meerschweinchenserum Anaphylaxietoxin abzuspalten; selbst gewöhnliches, festes Eiereiweiß läßt, mit Meerschweinchenserum zusammengebracht, infolge der im letzteren enthaltenen Normal-Antikörper Gift entstehen.

Wir sehen also, daß die Bakterienanaphylaxie sich in gleicher Weise erklärt, wie die Eiweißanaphylaxie. Ob wir ein Individuum gegen Bakterien immunisiert oder es mit Eiweiß vorbehandelt haben — in beiden Fällen wird nach der Reïnjektion im Organismus Anaphylaxiegift abgespalten. War die Dosis groß genug, so trat hier wie dort der Tod ein. Gewöhnlich ist aber der Eiweißgehalt der Bakterien, die zu Schutzimpfungen injiziert (oder bei Erkrankungen der Tiere von den Mikroben gebildet) werden, so gering, daß nur wenig Toxin freiwerden kann. Diese Giftmenge reicht mithin nicht aus, um das Individuum selbst

Digitized by Google

zugrunde zu richten, sie genügt aber doch, um bei Infektionen die vermehrungsfähigen Mikroben nach und nach zu zerstören. So stellt sich die Bakterienanaphylaxie mit Abspaltung untertödlicher Giftdosen eben als Immunität dar! Deshalb dürfen wir die Unempfänglichkeit gegen Bakterien und die Anaphylaxie nicht mehr als Gegensätze hinstellen, sondern wir müssen beide Prozesse als ihrem Wesen nach identisch ansehen. Beide bestehen nebeneinander, aus denselben Ursachen; nur der Endeffekt ist ein verschiedener, bedingt durch die quantitativen Verhältnisse. Jede Infektion macht anaphylaktisch und immun.

Die Ursache, warum das im Reagensglase entstehende Gift im Organismus der immunisierten Tiere nicht so stark in Aktion tritt, erblickt Friedberger darin, daß durch ständigen Verbrauch der Antikörper eine teilweise Anti-Anaphylaxie erzeugt wird und ein schnellerer Abbau der Bakteriengifte statthat, so daß eine tödliche Dosis, zu deren Bildung im Reagensglase die Bedingungen günstiger sind, sich nicht ansammeln kann.

Wie liegen nun die Verhältnisse beim Menschen? Nehmen wir als Beispiel die Lungenentzündung, die bekanntlich durch spezifische Bakterien, sog. Pneumokokken, erzeugt wird. In den ersten Tagen wuchern die Parasiten in der Lunge, was sozusagen eine fortgesetzte parenterale Zufuhr von Bakterieneiweiß ermöglicht. Ein Teil der Kokken zerfällt dank jenen im Blute normalerweise enthaltenen Schutzstoffen, die wir als Alexine kennen lernten, sowie durch die immunisatorisch neugebildeten Antikörper, und zwar unter Abspaltung von Anaphylaxiegift und dadurch bedingten Fiebererscheinungen. Das dauert in beschränktem Grade bis sich etwa am 7. oder 9. Tage die Mikrobenvernichter reichlich gebildet haben, genau wie bei einem Meerschweinchen nach Injektion von Pferdeserum um jene Zeit ebenfalls Anti-Eiweißkörper gehäuft auftreten. Unter Komplementzutritt verbinden sich nun an diesem Tage die Antikörper mit dem Bakterieneiweiß, und es findet eine reichliche Abspaltung von Anaphylaxiegift mit nachfolgender Zerstörung der Kokken statt. War die Bildung von Schutzstoffen genügend, um alle Bakterien zu vernichten, und die Zahl der Kokken nicht so groß, daß im gegebenen Falle eine tödliche Giftdosis entstand, so erfolgte die „kritische" Heilung mit dem charakteristischen Temperatursturz um 3—5 Grad. Ist die Menge des Parasiteneiweißes zu reichlich vorhanden, so wird sehr viel Gift auf einmal frei, und der Kranke geht zugrunde. Bei beschränkter Anzahl von Antikörpern werden die Kokken infolge relativ geringer Bildung von Anaphylaxiegift nur allmählich vernichtet, und wir haben dann das klinische Bild der Lungenentzündung mit schleppendem Verlauf vor uns.

Betrachten wir die Kinderkrankheiten: Während des Inkubationsstadiums d. h. der Zeit zwischen dem Aufnehmen der Keime bis zum Erscheinen des Leidens überschwemmen die Masern- oder Scharlacherreger allmählich den Organismus mit parenteral zugeführtem Eiweiß. Treten die „kritisch" neugebildeten Antikörper in Aktion, dann wird überall, also auch in der Haut, Anaphylaxiegift frei, und wir bekommen den Ausschlag (Exanthem) ähnlich jenen Reiz- bezw. Entzündungserscheinungen, die nach Tuberkulinimpfungen resp. Insektenstichen auftreten. Nur daß die Quaddeln &c. in den letzteren Fällen lediglich an denjenigen Stellen zum Vorschein kommen, wo die Toxinabspaltung direkt stattgefunden hat, während der Ausschlag bei Masern oder Scharlach, wo, wie wir uns vorstellen wollen, die ganze Haut sozusagen mit Gift beimpft wurde, sich über den gesamten Organismus ausbreiten muß. Der Ausgang in Heilung oder Tod hängt auch bei diesen Leiden vom Verhältnis zwischen Anzahl der Krankheitserreger und Menge der Antikörper ab. Sind von den letzteren genug vorhanden, um alle Keime zu vernichten, von den Parasiten aber nicht so viel, daß in einem bestimmten Moment die tödliche Dosis Anaphylaxiegifts frei werden kann, so erfolgt eben die Genesung.

Die obigen Auseinandersetzungen machen es uns auch begreiflich, warum die Masern- oder Scharlachfälle mit deutlich ausgesprochenen Hautausschlägen in der Regel günstig verlaufen, während jene mit zögerndem Ausbruch, geringer resp. nur stellenweiser Entwicklung des Exanthems oft genug einen bösartigen Charakter tragen. Verlangt doch schon der Laie, daß die Krankheit nur „ordentlich herausschlagen" möge. Da der Ausschlag, unsrer Auffassung gemäß, die Folge einer Bindung von Antigen (Parasiteneiweiß) und Antikörper ist, so beweist sein Auftreten — analog dem Fieber — daß der Organismus Schutzstoffe liefert, um sich selbst genügend desinfizieren und die Erreger abtöten zu können.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse bei den übrigen Infektionskrankheiten, doch würde es zu weit führen, dies im einzelnen auseinanderzusetzen. Bei chronischen Leiden, etwa dem Aussatz (Lepra), ganz besonders aber der Tuberkulose, hängt der Verlauf ab von der mehr oder weniger nebeneinander hergehenden Vermehrung des Bakterieneiweißes und Bildung von Antikörpern mit nachfolgender Abspaltung des Toxins, das die Bazillen zum Teil vernichtet und den Organismus vorübergehend anti-anaphylaktisch macht.

Eine Sonderstellung nehmen nach Friedberger die Diphtherie und der Wundstarrkrampf ein. Diese Infektionen sind angeblich nicht anaphylaktischen Ursprungs, werden vielmehr zu den reinen Vergiftungen (Toxikosen) gerechnet, da die von den Bakterien gelieferten Eiweißprodukte an sich schon so giftig sein sollen, daß sie lebende Zellen zugrunde zu richten vermögen. Bei der Einheitlichkeit der Phänomene erscheint es mir aber fraglich, ob die Toxikosen als etwas Be-

Digitized by Google

sonderes betrachtet zu werden brauchen, und wir sie in einen Gegensatz zu den übrigen Infektionsprozessen bringen sollen. Bedenkt man, daß die normalerweise im Serum befindlichen Antikörper schon imstande sind, aus Nahrungseiweiß Gift abzuspalten — warum soll bei den Produkten der Diphtheriebazillen das Toxin nicht auch erst im Organismus in Freiheit gesetzt werden? Die Tatsache, daß sie bei Menschen und Tieren tödlich wirken, während andre Bakterienstoffe, in gleichen Mengen injiziert, gar keinen oder geringen Schaden stiften, beweist noch keineswegs, daß jene Diphtherieprodukte als solche giftig sind. Auch hier kann es sich sehr wohl um anaphylaktische Vorgänge handeln, die allerdings quantitativ verschieden sind, insofern als bei den Diphtheriebazillenprodukten, im Gegensatz zu den andren, schon die minimalsten Mengen, vielleicht die Normal-Antikörper allein genügend Anaphylatoxin frei werden lassen.

Ebenso berechtigt ist die Frage, ob bei den organischen Giften pflanzlicher Herkunft (z. B. Pilzen, Pfeilgiften) oder tierischer Art (z. B. Schlangengift) nicht auch erst im Organismus eine neugebildete Substanz, das Anaphylatoxin, den Tod des Individuums verursacht. Wenn weiterhin nach Mückenstichen lokale Reizerscheinungen auftreten, so zeugt das wohl davon, daß ein Gift an der betreffenden Stelle in Aktion getreten ist. Dies braucht aber nicht vom Insekt schon fertig geliefert gewesen zu sein, denn auch hier können die in den Hautgefäßen vorhandenen Antikörper genügen, um den anaphylaktischen Prozeß zu ermöglichen. Daß dazu infinitesimable Mengen noch ausreichen, geht aus dem früher Gesagten ohne weiteres hervor. Übrigens können Experimente hier Klärung bringen. Wir sahen, daß Bildung von Anaphylaxiegift ohne Komplementzutritt ausgeschlossen ist, und daß man die Verankerung desselben im Tierkörper verhüten kann. Hat man also letzteres getan und z. B. Produkte der Diphtheriebazillen injiziert, so darf, wenn unsre Annahme richtig ist, das Individuum eben nicht zugrunde gehen, da Anaphylatoxin nicht frei werden kann, und wir den Produkten an sich noch keine Giftwirkung zu supponieren geneigt sind. Andrerseits müßte bei Diphtheriekranken oder bei Tieren, denen man dieses Bakteriengift einspritzt, wofern Anaphylatoxin gebildet wird, das Serum komplementarm werden, wie denn überhaupt das Komplement verbraucht werden muß bei allen mit Giftabspaltung einhergehenden Krankheiten, einerlei ob infektiösen Ursprungs (hier ganz besonders während der Krise) oder mehr toxischer Art (wir denken da z. B. an bösartige Geschwülste, in erster Linie den Krebs, ferner auch an gewisse mit Verblödung einhergehende Geistesstörungen, Krampfzustände &c.) Der Komplementgehalt läßt sich indes unschwer bestimmen. Wir wissen, daß Serum vorbehandelter Tiere die Fähigkeit besitzt, Blutkörperchen der Spezies, die zur Injektion benutzt waren, aufzulösen, und zwar wenn Komplement zugegen ist. Aus dem quantitativen Ausfall der Blutauflösung lassen sich also zahlenmäßige Variationen feststellen. Je weniger Komplement vorhanden ist, um so geringer wird die Blutauflösung sein; ist das Komplement ganz verbraucht, so wird überhaupt kein Blutkörperchen mehr aufgelöst.

Mag man nun über die Toxikosen denken wie man will — die übrigen Infektionskrankheiten sind nichts weiter als eine Art sich in die Länge ziehender Vergiftungen, die durch den Abbau parenteral im Organismus vorhandenen Parasiteneiweißes bedingt werden. Ob es sich um tierisches oder um Bakterieneiweiß handelt — das Endprodukt des Abbaues, das Anaphylaxiegift, ist überall dasselbe. Dieses einheitliche Toxin verursacht die bei den Infektionen beobachteten klinischen Erscheinungen, richtet aber auch die Parasiten selbst zugrunde. Die Vielgestaltigkeit der Krankheitsbilder, sowie der mannigfache Verlauf der Leiden hängen von der Lokalisation der Erreger und den gebildeten Giftmengen ab.

Die Anaphylaxie kann demnach als eine blitzartig verlaufende Form der Infektion bezeichnet werden, während die Infektion im Sinne einer leichteren, aber langwierigeren Anaphylaxie zu deuten wäre. Jetzt begreifen wir auch, wie an sich ganz harmlose, nicht zu den krankheitserregenden gehörende Mikroorganismen bisweilen schwere Vergiftungserscheinungen auszulösen vermögen, da unter gewissen Bedingungen selbst aus ihnen das einheitliche Anaphylaxiegift frei werden kann. Ebenso verstehen wir, warum die verschiedenartigsten Stoffe sowohl bei Menschen als auch bei Tieren dieselben Symptome hervorzurufen imstande sind. Und in der Tat wissen wir, daß z. B. eine Hirnhaut- oder gar Lungenentzündung, ferner ein Mittelohrkatarrh oder allerlei Magendarmstörungen durch die mannigfachsten Bakterienarten verursacht werden, während klinisch die gleichen Erscheinungen, meist auch der nämliche Verlauf und Ausgang, anatomisch dasselbe Bild entsteht.

Gegen die Auffassung der Infektion als Vergiftung mit Spaltprodukten könnte der Einwand geltend gemacht werden, daß bei der Eiweißanaphylaxie, wie die Reinjektion der Tiere lehrt, stets ein Temperatursturz erfolgt, während es sich bei der Infektion um Fiebererscheinungen, also Temperaturerhöhung handelt. Allein, auch dieser Gegensatz ist nur ein scheinbarer und dadurch bedingt, daß beim Experiment Eiweißmengen zugeführt werden, die in gar keinem Verhältnis stehen zu jenen, welche bei den mit Krankheitserregern infizierten Tieren zu einer gegebenen Zeit dem Körper zur Verfügung stehen. Friedberger konnte eben zeigen, daß tierisches bezw. bakterielles Eiweiß in Mengen, die tausendfach und mehr hinter der zur Auslösung des ana-

Digitized by Google

phylaktischen Temperatursturzes (Schocks) nötigen, an sich schon minimalen Dosen zurückbleiben, streng spezifisch beim präparierten Tier gleichfalls regelmäßige Temperatursteigerungen um 3—5 Grad erzeugen. Ja, er vermochte durch wiederholte Darreichung solcher Eiweißspuren unter Wechsel der Dosen und zeitlichen Verhältnisse nach Belieben anhaltendes, unregelmäßiges oder in ganz bestimmten Zeitabständen wiederkehrendes Fieber d. h. die uns bekannten Typen und sozusagen die verschiedensten Formen der Infektionskrankheiten künstlich hervorzurufen — eine Tatsache, die für unsre Anschauung über das Fieber und die Ansteckung von größter Bedeutung sein wird. Demnach hängt es bei der Eiweißanaphylaxie lediglich von der Dosis ab, ob Fieber oder Temperatursturz eintreten soll. Das stimmt auch mit der klinischen Erfahrung durchaus überein: Werden im Organismus kleine Giftmengen abgespalten, so bekommen wir Fieber; sind größere Dosen auf einmal in Freiheit gesetzt, wie dies bei jeder Krisis der Fall ist, dann erfolgt eben ein jähes Sinken der Temperatur, die plötzliche Entfieberung. Jener, namentlich bei älteren Leuten so gefürchtete, durch Herzschwäche herbeigeführte Kräfteverfall (Kollaps), wie er sich im Gefolge eines Temperatursturzes öfters einstellt, wäre demnach das Resultat einer deletären Wirkung des in größeren Mengen zirkulierenden Anaphylaxiegifts auf den an sich nicht mehr ganz leistungsfähigen Herzmuskel.

Wenn die Innentemperatur des Körpers schnell in die Höhe steigt, so erfolgt in der Regel ein Schüttelfrost (Zusammenziehung der Blutgefäße der Haut). Umgekehrt pflegt nach jähem Sinken des Fiebers, beim Temperatursturz, das Schweißstadium einzutreten (meist Erweiterung der Hautgefäße). Nun kennen wir eine Erkrankung, bei der die eben geschilderten Phänomene, namentlich aber die Wirkung kleiner und großer Giftmengen, binnen weniger Stunden in recht anschaulicher Weise zur Geltung kommt. Es ist das die Malaria, die bekanntlich durch spezielle Parasiten, Plasmodien genannt, hervorgerufen und durch besondere Mücken (Anophelesarten) übertragen wird. Beim Stechen von Malariakranken saugen eben die Moskitos*) mit dem Blute auch die Parasiten ein, und die so verschluckten spezifischen Erreger werden, nachdem sie in die Speicheldrüsen gelangt sind, von der Mücke beim Stechen gesunder Menschen diesen ins Blut gebracht. Hier vollzieht sich binnen 2 oder 3 Tagen die geschlechtslose Vermehrung (durch Teilung) und Ausreifung der Plasmodien. Der Malariaanfall beginnt mit der Teilung der Parasiten, das Fieber fällt mit dem Einwandern von jungen Plasmodien in die roten Blutkörperchen zusammen. Zunächst kann nur wenig Gift frei werden, weil die Bildung allmählich geschieht. Infolgedessen muß die Körpertemperatur steigen, und da dies relativ schnell vor sich geht, bekommen wir einen Schüttelfrost, der etwa eine Stunde währt. Auf diesen folgt dann das Hitzestadium, das in der Regel 3—4 Stunden vorhält. Während dieser Zeit ist aber verhältnismäßig viel Gift gebildet und frei geworden, so daß, da größere Mengen Toxins im Blutstrom kreisen, zahlreiche Plasmodien, nachdem sie massenhaft rote Blutkörperchen vernichtet haben, nunmehr auch selbst zugrunde gehen. Im Zusammenhang damit steht ferner der Temperatursturz und das sich an diesen anschließende Schweißstadium, wonach die fieberfreie Zeit eintritt.

Damit dürfte die Zahl der Prozesse, die im Sinne einer anaphylaktischen Vergiftung zu deuten wären, keineswegs erschöpft sein. Ich will daher in meinem Schlußartikel aus dem bis jetzt Gesagten noch einige Konsequenzen ziehen, insbesondere aber auf die Bedeutung hinweisen, welche die Anaphylaxielehre bei den Hautkrankheiten gewinnen kann, und wie wir uns mit ihrer Hilfe das Absterben (Nekrose) und den geschwürigen Zerfall der Gewebe bezw. Organe des menschlichen oder tierischen Körpers zu erklären vermögen.

*) Bekanntlich stechen nur die weiblichen Mücken, offenbar weil sie das Blut zu Entwicklung der Eier in ihrem Leibe brauchen.

Ein süddeutscher Träumer.

Von Erich Schlaikjer (Groß-Flottbeck).

Es gibt eine Romantik, die einfach die reale Welt eskamotiert, um in ein fabelhaftes Land zu fliehen, in dem sich fabelhafte Handlungen entwickeln. Die reale Welt ist nicht nur in ihrer Alltagsfarbe, sondern auch in ihren Gesetzen aufgehoben und daraus ergibt sich von selbst, daß eine derartige Romantik zu den Regungen der Menschenbrust keine Beziehungen mehr unterhält. Wie weit wir nämlich auch der nüchternen Wirklichkeit entfliehen, bleibt unsre Seele doch an die Gesetze der Welt gebunden. Selbst in dem wirrsten Traum ruhen Furcht der Welt und Freude der Welt unverlierbar in unsrer Seele. Wir werden von der Furcht geschüttelt wie im Leben, die selige Freude durchströmt uns wie im Leben, wir sehen alles in einem sprunghaften Zusammenhang, in phantastischen Farben, aber in der scheinbaren Regellosigkeit ruhen doch zu unterst die Gesetze des Lebens. Das Leben mit seiner Lust und seinem bitteren Bodensatz ist auch im Traum vorhanden. Jene Romantik nun, die nicht nur die Farben der Welt, sondern auch die Welt selber hinter sich läßt, muß darum notwendig eine Romantik der äußeren Staffage bleiben. Sie kann die Bäume blau anstreichen und den Himmel gelb; sie kann die Schwerkraft und die räumliche Entfernung

Digitized by Google

aufheben, wenn es ihr so paßt, sie kann die Sonnenstrahlen durch Felsen scheinen lassen und kann mitten am hellen Nachmittag eine Tarnkappe der Finsternis um ihren Helden breiten; sie kann aber kein menschenähnliches Wesen zeichnen, mit dem unser Herz im gleichen Takt schlägt, weil unser Herz rettungslos und auf ewig in den Gesetzen dieser Welt verstrickt ist. Künstlerisch angesehen ist eine derartige Romantik darum immer nur ein müßiges, leeres und kaltes Spiel; es kann Grazie in den Farben haben, es kann durch Keckheit der Erfindung frappieren, es kann durch methodische Verrücktheit belustigen — das Gefühl, daß diese treibenden Schatten mit uns nichts zu tun haben, wird das vorherrschende bleiben. Genau gesehen, wird sich überdies ergeben, daß auch diese artistischen Vorzüge in Beziehungen zum Leben wurzeln; sie sind da, weil es dem Künstler beim besten Willen nicht gelang, alle Beziehungen des Lebens aufzuheben, oder weil er sich — zur eigenen und unsrer Erholung — gelegentlich auch zur Berührung mit dem Leben zurückrettete. Wenn man sich wirklich alle Gesetze des Lebens restlos aufgehoben denken könnte, stünde man der kalten Fremdheit, dem kalten Unsinn gegenüber, wie brennend man die Farben aufzutragen sich auch bemüht hätte, nur daß dieser Zustand so unmöglich ist, daß ihn nicht einmal ein Tollhäusler denken könnte. Auch ein Wahnsinniger unterliegt insofern noch den Gesetzen des Lebens, als er wahnsinnig nur im Widerspruch zu ihnen ist. Sie bilden den Hintergrund, auf dem gesehen sein Geist als krank erscheint, die Welt bildet den Inhalt auch seines Gefasels, wenn sie in ihm auch nur wie in einem Zerrspiegel zum Ausdruck kommt. In einem fabelhaften Land, in dem alle Gesetze des Lebens wirklich suspendiert wären, wäre er weder verrückt noch vernünftig, weil beides eine Relation zur Welt zur Voraussetzung hat, auch wir selber wären weder verrückt noch vernünftig, es käme ein leeres Drittes heraus, das ein menschlicher Geist zu fassen gar nicht imstande ist.

Neben dieser Romantik, die eine Flucht der Ohnmacht oder eine Flucht der Caprice vor den Gesetzen des Lebens ist, gibt es dann eine andre und echte, die ihre besonderen Träume träumt, aber den realen Inhalt der Welt in ihre Träume hinüberrettet. In dieser Romantik sind alle Wirkungen der Kunst möglich, vermehrt um den Reiz des Phantastischen, vermindert um den Glanz, den die Sonne Homers und Goethes nun einmal über die Felder gießt. In diesem Sinne ist etwa Böcklin ein Romantiker, der sich ins Fabelreich flüchtet, seine Faune und Nymphen aber mit herrlichem Realismus malt und die sommerliche Natur mit goldenem Segen schmückt. Mit diesen Romantikern in Ursprung und Wesen verwandt sind dann andre, die ein reales Weltbild zeichnen, dieses Bild dann aber mit einer Art zauberhafter Ahnung übergießen, so daß wir zwar die Dinge dieser Welt sehen, nur daß sie uns sonderbarer und tiefer und bedeutungsvoller erscheinen wollen, als es sonst der Fall ist. Über den Novellen des Schleswigers Storm liegt mitunter so ein romantischer Hauch, der nicht zum mindesten ihren Wert ausmacht; über den Roman Konrad Pilater von Jakob Schaffner, der bei S. Fischer in Berlin erschienen ist, sind diese Farben des Traumes ebenfalls in reichem Maße ausgegossen.

Schaffner ist ein Schweizer, der unverlierbar mit seinem Volkstum zusammenhängt; sein Buch könnte in dieser Farbenmischung in Norddeutschland gar nicht gedacht, geschweige denn geschrieben werden. Es ist von der besonderen Sonne Süddeutschlands überschienen, und in seinen Gestalten ist etwas von der süddeutschen Helle, die ich so sehr liebe. Ich glaube sonst meiner norddeutschen Heimat ein treuer Sohn zu sein, wenn ich aber in einem Buch einen Glanz des freundlicheren süddeutschen Wesens finde, bin ich rettungslos hingerissen. Ist es, weil in Süddeutschland so viel Bauernblut steckt, und ich selber aus einer Bauernheimat stamme, so daß verwandte Beziehungen wach werden? Ist es, weil die volkstümliche Färbung des süddeutschen Wesens mit der volkstümlichen Färbung meiner Heimatsprovinz Schleswig-Holstein übereinstimmt? Ist es das Verwandte oder ist es vielleicht das Gegensätzliche? Ist es die süddeutsche Sonne, in der Trauben reifen, die nicht die Fremdheit der romanischen Trauben haben? Ist es jene Mischung von Sonne und verwandtem Blut, die gleich einem fröhlich durchleuchteten Germanentum so zutraulich anmutet und so fröhlich stimmt? Ist es der Norden, der sich nach dem Süden sehnt? Oder ist es das Verwandte und das Gegensätzliche in untrennbarer Mischung? Ist es die Sehnsucht nach dem Protestantenblut und zugleich nach der Buntheit des Katholizismus? Ich weiß darüber keine genaue Rechenschaft zu geben, aber die Disposition der Seele ist da und bringt es mit sich, daß ein süddeutscher Poet immer um so leichter mein Herz zum Klingen bringt, je süddeutscher er ist. Und Jakob Schaffner ist ein so echter und sonniger Süddeutscher, wie nur je einer germanische Träume geträumt hat.

Er nennt seine Arbeit einen Roman, und da ein einzelnes Schicksal auf dem Hintergrunde der Zeit erscheint, da das brausende, moderne Leben der Motor der Entwicklung in der Seele des Helden ist, hat er dazu auch ein gutes Recht. Nichtsdestoweniger ist es das novellistische Einzelschicksal, das am meisten interessiert. Die Zeit ist Hintergrund; wir hören sie wie ein Meer von ferne rauschen und branden, das psychologische Schicksal des Schustergesellen Konrad Pilater beherrscht den Vordergrund.

Wir lernen ihn kennen, wie er, ein stiller, fröhlicher Handwerksbursch, an einem friedlichen

Digitized by Google

Vorherbstabend in Straßburg hineinwandert, wo er in der Herberge die Bekanntschaft seines späteren Freundes Reske macht, der seinem Leben die entscheidende Wende gibt. Bei dem Romantiker Schaffner kommen die entscheidenden Bekanntschaften und die Abenteuer immer fröhlich auf der Straße einher, dem Helden entgegen; er ist sorglos in den Äußerlichkeiten, um dafür aber im Seelischen um so echter zu sein. Auch die Gestalt Reskes ist echt, ist farbig, obwohl eigentlich nur einige Farbenflecke auf einen dunklen Hintergrund gesetzt sind; gerade der dunkle Hintergrund, das sozusagen Fragmentarische und Fragwürdige, das mystisch Umwitterte erhöht in diesem Fall die Wirkung sehr. Woher kommt Reske? Wir erfahren darüber so wenig, daß uns seine Herkunft mehr verschleiert als eigentlich geschildert wird. Er ist Dr. juris, sitzt nun aber dort in der Herberge und schlägt sich als Handwerksbursche zum Handwerksburschen. Er ist etwas von einem Politiker, einem Agitator, einem Dichter; es liegt irgendein Abenteuer mit einer Frau im Hintergrunde seiner Existenz, wohl auch irgendein Konflikt mit den Eltern; wir erfahren nichts Zuverlässiges, nur Andeutungen, die zusammen einen dunklen Hintergrund ausmachen. Und auch auf diesem Hintergrund sind die Farben keineswegs bestimmt. Es ist alles in einem gewissen Zwielicht gehalten, und das ist darum so fein, weil ich diesen Reske für einen Zwielichtcharakter halte. Es ist ein Ungewisses und Unsicheres in seiner Natur wie in seinem Bild. Wenn es auch nur wenig deutlich, sozusagen nur ahnungsweise auftritt, zwingt es uns doch mit einer Art hypnotischer Gewalt, daß wir uns in das Dunkel seiner Seele vertiefen. Wie ein hypnotisches, fernes Dunkel aber soll er auch auf den Schustergesellen Pilater wirken, der in einem bestimmten Sinne sein Opfer wird. Schaffner schlägt den Ton dieses Wesens nur an, aber er schlägt ihn so an, daß wir ihm nachdenken müssen, wenn er schon lange verhallt ist. Mir ist, als wäre irgendwo in der Natur des Reske ein Bruch, als wäre er eine sterile Natur, die sich nach Großem sehnt, aber nichts ausrichten kann; als fräße zu unterst in seiner Seele der Neid auf den armen, reichen, träumenden Schustergesellen; als müßte er ihn vernichten, weil er ihn beneidet. Wer irgendwie von träumender Art ist, ist diesem Reske einmal begegnet, mit seiner scheinbaren skeptischen Überlegenheit, zu der er so leicht kommt, weil seine Seele nicht träumt, mit seiner Weltverachtung, die in der Fragwürdigkeit der eigenen Veranlagung wurzelt, mit seiner Unruhe, die aus einem zwiespältigen Wesen stammt. Dem Schustergesellen Pilater ist ihm gegenüber ein Schutzengel beigegeben, der ihn zur Rechten gardiert; die schmucke, lebenstüchtige, selbstsichere Barbara, die ihn in einem kleinen, behaglichen Städtchen zum Meister machen will, die ebenso einheitlich und instinktsicher ist, wie Reske zwiespältig. Aber Reske symbolisiert den Widerspruch zur Enge, die große, brausende, moderne Welt, in der eine neue Zeit werden will, und Barbaras egoistischer und schließlich doch aufopferungsvoller Mädcheninstinkt (die beiden Widersprüche sind im weiblichen Instinkt eins) unterliegt im ungleichen Kampf; sie muß in Kälte und Elend sterben, damit das unsichere, schillernde, faszinierende, dämonische, im Tiefsten vielleicht niederträchtige Phantom Reske siegen kann; denn Reske ist die Welt, so unsicher und verlockend und zwiespältig wie sie, aber im Kampf zwischen Weib und Welt wählt ein rechter Mann immer die Welt. Wer die Vierzig überschritten hat, wird Pilater gegenüber die Empfindung haben, daß er dem Unheil in den offenen Rachen rennt, und daß sein Erkenntnisdrang auch in der stillen und kleinen Stadt die Welt hätte durchforschen können. Es ist aber das tragische Schicksal der Jugend, daß ihr die brausende Welt draußen sirenenhaft im Blute singt, daß sie der unausrottbaren Illusion verfällt, als ob in all dem rauschenden Wesen draußen irgendetwas zu holen sei, und daß sie zur Einsamkeit und Besinnung gewöhnlich erst kommt, wenn sie zugleich an einem einsamen, verlassenen Grabe knien muß. Es ist die lockende Weite, die große, brausende Welt, das alte, gefräßige Ungeheuer, das Konrad Pilater verschlingt und höhnisch über die Leiche der kleinen Barbara hinweggrinst, und es ist unser aller Tragik, daß wir zu dem allen ja sagen müssen, weil es unabänderlich ist. Der Mann kann die Stille wählen, weil er sie mit den Erfahrungen des Lebens bevölkern kann; aber das Blut der Jugend hat darin recht, daß die Erkenntnis erst durch das Leben hindurch muß, obwohl die Freuden das Flüchtige und die heimgebrachten Wunden das Bleibende sind.

An Michelangelo.

Ein Zyklus von **Karl Ernst Knodt** (Bensheim).

I.

An Michelangelos Hände.

In deinen Händen ward der Stein so stolz,
Als wüßt' er, daß er sei von Gottes Gnaden.
In deinen Händen formte sich das Holz,
Als sei's gewachsen all zu Bundesladen.

Du warst ein Meister jeglicher Gestalt.
Den Farben liehen deine Hände Leben,
Und über Päpste hattest du Gewalt . . . .
Nur einem wagtest du nicht Form zu geben:

Digitized by Google

Dir selber, deiner eigensten Natur.
... Sie war so stark — und wieder so gebrochen,
Daß du dich fühltest als die Kreatur,
In die der Schlange Biß zutiefst gestochen.

Und brannte dich der Biß, dann wardst du klein,
Dann ließest du dich formen von den Händen,
Die keins noch sah ... Du knietest ganz allein,
Ein Büßender, in deiner Kammer Wänden

Und schriest aus tiefer Qual zu deinem Gott:
Er möge dich, den härtsten Stein, zerschlagen
Und dich aus aller aller Menschennot
In seines hohen Hauses Freiheit tragen!

II.

Vor Michelangelos Statuen.

Wenn ich vor deinen Statuen stehe
Und spüre meine innre Pein
Und all der Menschheit waches Wehe,
Dann ruf ich wohl: „Was weißt du, Stein,

Von uns? .. Von mir? .. Und doch! wenn wieder
Aufatmend ich ins Antlitz seh
Von deinem Moses — und die Glieder
Von „Tag“ und „Nacht“, das Fieberweh

In ihrem unberuh'gten Leibe,
Dann weiß ichs: Wer so Wahres schuf,
Wie du in diesem Mann und Weibe,
Ward selbst ein ew'ger Lebensruf.

III.

Wenn er den Mann erschuf, so löste er die letzte
Der Hüllen von dem stummen Steine nicht.
Er fürchtete, es möcht' zu dunkle Trauer
Sich legen auf sein eigen Angesicht.

Und wenn das Weib er schuf, so legte er
das letzte,
Das liebste Lächeln nicht um ihren Mund.
Er mochte ihre ganze Schönheit nicht entschleiern,
Auf daß die Sehnsucht sich nicht schleppe wund.

IV.

Pietá.

Gott rief zu ihm: „Wer ist im Stein?“
Die Antwort kam: „Wer wird es sein,
Denn du allein?“

Und wieder rief's: „Komm her zu mir!“
Die Antwort kam: „Kann nicht zu dir!
Tritt du herfür!“

Und neu rief Gott: „Hau mich heraus!
Dein Herz ist mein ersehntes Haus.“
— — — — — — — — —

So wuchs die Pietá daraus.

V.

Warum?

Warum gab er nie der Stirne ihre ganze
Klarheit?
Warum lieh er nie der Schulter ihre volle
Wahrheit?
Warum hüllte er den schönsten Stein
Noch in einen letzten Schleier ein?

War es wohl aus jener innern Pein,
Daß erlahmen möcht die Seele sein,
Wenn er säh den ganzen Widerschein
Gottes sich enthüllen aus dem Stein?

Oder wars, daß Gott, dem höchsten Schöpfer mein
Immer doch die höchste Ehre möchte sein?

Die Geige.

Eine Skizze von **Lothar Fredrik** (Steglitz).

Vor Jahren in der Pußta hatte ich den Alten und seinen Sohn das erstemal gesehen. Am Feuer von Pferdehirten hatte ich mich nach einem wilden Ritt durch die weite Steppe ermüdet eingefunden. Ein milder Sommerabend sank nieder und ein leichter kühler Wind trieb die Glut des Tages aus den erschlafften Gliedern. Allmählich erhoben sich die Nachtschatten und die Sterne flammten auf. Es war Neumond, so daß das ganze Himmelsgewölbe sich in ein geheimnisvolles, sternedurchglitzertes Dunkel barg. Wie aus weiter Ferne leuchteten andre Hirtenfeuer oder die Lichter von Dörfern zu uns herüber; nur im Nordwesten lehnte sich ein hellerer Schein an den Nachthimmel. Dort lag Ofen-Pest, wohl noch ein gutes halbes Dutzend Reitstunden entfernt. Sachte schlief die Steppe ein, bis nur noch selten der Schrei eines Nachtvogels die lauschende Stille durchbrach.

Wir lagen abseits vom Feuer, über dem ein kleiner Wasserkessel summend schaukelte, und plauderten miteinander. Da kam der Alte mit seinem Sohn zu uns. Es war ein rüstiger Mann von etwa fünfzig Jahren, der Sohn ein Knabe noch, kaum ein Dutzend Jahre alt. Sie lagerten sich bei uns. Und auf unsre Fragen teilte uns der Alte mit — ich will ihn weiter so nennen, da er auch von andren so bezeichnet wurde —, daß er den Sohn in die Stadt zu einem berühmten Meister bringe; er solle mal mehr werden als ein einfacher Geigenspieler. Und dann begann er von der Geige zu erzählen; die habe der Ahne gebaut, und von Vater auf Sohn habe sie sich nun schon fünf Geschlechter hindurch vererbt. Auch

Digitized by Google

der Knabe sollte sie empfangen, wenn er ihrer würdig geworden sei. Er sprach von der Seele, die in der Geige lebe, von ihren lachenden, lockenden Tönen und von ihrem Schluchzen und Weinen. Wir baten ihn, und leise fing er an die Saiten zu streichen. Wie wenn flüsternder Abendwind im Riedgras spielt, glockten und glitten die Töne. Dann erhoben sie sich, wurden ernster, strenger. Auf einen stummen Wink setzte der Knabe ein und sang mit einer zarten, feinen, etwas schwachen Mädchenstimme. Es war ein altes Volkslied, mehr eine Volkssage: wie der Mensch, Mann und Weib beisammen, auf dem Altar der Liebe sein Herz opfert, und wie der Mond aus seinen Strahlen eine unzerreißbare Fessel flechtet, die die beiden Herzen umschlingt. Die Töne schwollen noch mehr an, zu einem wilden Rollen und Grollen; nach einigen harten, schrillen Disharmonien setzten sie einen Augenblick aus, um dann mit wenigen ruhigen, vollen, aber gedämpften Akkorden das Lied zu beenden. Die Töne sangen davon, wie sich das Menschenherz gegen diese Fessel unwillig aufbäumt; es begehrt frei zu sein und will die Fessel zerbrechen, und an diesem Kampfe zerbricht es selbst.

Lautlos hatten wir zugehört. Nicht nur die schlichten Worte des Volksliedes drangen uns zu Herzen — mir schien die kindliche Stimme oft nicht der Kraft der Worte gewachsen zu sein — mehr noch riß das von heißer Leidenschaft und tiefem, echtem Gefühl durchbebte Spiel der Geige uns mit. — An jenem Abend draußen in der Pußta hörte ich Anton Berzy das erstemal. Auf die Bitten der andren spielte der Geiger noch einige Lieder. Ich weiß nicht mehr welche; sie sind meinem Gedächtnis entschwunden; denn in mir klangen die Töne des ersten Liedes nach, und als die Sterne zu bleichen begannen und einer von den Gefährten nach dem andern sich müde in seine Decke hüllte, da schrieb ich beim matten Schein des sachte verlöschenden Lagerfeuers die schlichten Verse des alten Volksgesanges in meinem Reisetagebuch nieder. In freien Rhythmen, wie sie mir damals kamen, will ich sie hier wiedergeben:

Auf den steinernen Altar der Liebe
legte einst der Mensch sein Herz,
als die Sonne tagmüd sank
und der Mondschein seine Strahlen
um den Altar flocht und schlang.

Mann und Weib da standen beieinander.
Ewger Liebe Fessel schlug
ihre Herzen unzertrennbar
aneinander, daß kein Gott selbst
eines von dem andern trug. — —

Doch die harte Fessel drückte, hemmte.
Wild empörte sich das Herz.
Rang und kämpfte, frei zu sein.
Rastlos reißt es an der Fessel
Strebend, endlich frei zu sein . . .

Doch nur härter schnürt die Fessel;
ob es mählich sich vertropft,
nur noch wunder preßt sies ein — — —
Herzen, die der Mond gebunden,
müssen ewig treu sich sein.

Am nächsten Morgen brachen wir nach einem gemeinsamen Frühmahl, das allerdings recht kärglicher Art war, zusammen auf. Auch mich führte der Weg nach Ofen-Pest. Ich mußte in die Heimat zurück, wo mich die Arbeit erwartete. Unterwegs fragte ich den Geiger, warum er denn nicht in den Städten debütierte. Ihn schienen die Mauern zu erdrücken, er fühle sich beklommen und unfrei, entgegnete er mir; wen die Pußta geboren und ein Menschenalter und mehr in ihren Armen gehalten habe, den ließe sie nicht mehr los. Und deshalb solle der Sohn beizeiten in die Stadt kommen, sich an fremde Menschen gewöhnen. — — —

Jahre sind seit jener Juninacht in der Pußta verstrichen. Meine Tagebuchblätter vergilbten, und ich vergaß die rasch durchstürmte, jugendheiße Zeit, bis sie durch ein Ereignis wieder lebendig in mir wurde. In Paris war es im Jahre 1907. Ein geschäftlicher Auftrag hatte mich gerade in die Blütezeit der Pariser Saison geführt. Mit einem Jugendfreunde hatte ich am Abend eines arbeitreichen Tages einen Konzertsaal aufgesucht. Da sollte ich Anton Berzy zum zweiten Male hören und auch Zoltan Berzy zum ersten und letzten Male. Der Name weckte noch keine Erinnerung in mir. Als ich aber den Alten — er war nun wirklich alt geworden, die Haare, noch immer voll und lockig, waren schneeweiß, und um die tiefen dunklen Augen lagerten Runenzeichen der Zeit — auf dem Podium stehen sah, die Geige im Arm, da flammte etwas in mir auf, und die Begegnung in der Pußta war mir mit einem Schlage lebendig. Und der Alte spielte, wie — ich kanns nicht sagen. Er riß mich wie damals fort — — und dennoch, in mir regte sich etwas, das wie Mitleid aussah. Mir war, als spielte er mit aller Kraft, mit aller Leidenschaft, als wolle, als müsse er einen bösen Feind in seinem Innern durch die Gewalt der Töne niederkämpfen. Unter brausendem Beifall trat er ab. Der Begleiter, ein bekannter französischer Pianist, blieb auf seinem Platze, und nach wenigen Minuten stand der junge, stand Zoltan Berzy vor uns. Aus dem Knaben war ein Mann geworden, groß und schlank gewachsen, mit einer unbewußten Grazie in allen Bewegungen, als er sich vor den Zuhörern verneigte und die Geige ergriff. Er spielte etliche Stücke von Bach und Beethoven und ging mit Mozart zu einigen polnischen Virtuosenstücken über. Leicht und mühelos nahm er die schwierigsten Stellen. Die Geige lebte in seiner Hand; hier hörte ich wieder ihre heitere, lachende Seele, die mir vor Jahren der Vater so anschaulich geschildert hatte. Nichts Ringendes, Kämpfendes, nichts Gequältes lag in seinem Spiel; frei und

Digitized by Google

selbstbewußt, wie die Art seines Auftretens war, formten sich die Harmonien. Als er geendet hatte, jubelte man ihm zu, man jauchzte, schrie, bis der Künstler nochmals an die Rampe trat. Im selben Augenblick erschien der Vater im Saale. Sein Gesicht war weiß wie ein Leichentuch; nur die dunklen Augen glühten wie feurige Kohlen daraus hervor. Doch mit ruhigem festen Schritt trat er bis in die vorderste Reihe vor und ließ sich dort nieder.

Der junge Künstler hatte unterdes ein wenig sein Instrument gestimmt. Jetzt verbeugte er sich lächelnd und sagte, daß er ein altes Volkslied aus seiner Heimat zugeben werde. Da hörte ich die alte, tiefsinnige Mondscheinsage zum zweiten Male, diesmal ohne jede Begleitung. Und wieder wirkten die Töne gewaltig auf mich. Ich schloß die Augen. Der wilde Kampf des Menschenherzens gegen die freiwillig geschaffene Fessel setzt ein. Da eine Bewegung in meiner Nähe. Der Alte hat sich erhoben; aufrecht lehnt er an seinem Sessel mit noch immer furchtbar bleichem Antlitz, die Rechte krampft sich zitternd um die Lehne. Jetzt hallen die schrillen, herzzerreißenden Töne durch den Saal; da — wieder eine Bewegung. Mit einem schnellen Sprunge steht der Alte neben dem Sohne auf dem niedrigen Podium. Ein Ruck — und zerschmettert fliegt die Geige gegen die Wand ... Ein Sturm der Entrüstung durchbebt den Saal, während der Alte ohnmächtig niedergesunken ist. Der junge Künstler ist bewundernswert ruhig geblieben. Er spricht einige beruhigende Worte zum Publikum. Dann kniet er neben dem Vater nieder. Ich biete ihm meine Hilfe an. Wir schaffen den Unglücklichen in einen Wagen. Zoltan Berzy bittet noch um einige Augenblicke. Dann steigt auch er ein; in seinem seidenen Halstuch trägt er die Trümmer der Geige. Auf dem Wege ins Hotel kommt der Alte zu sich, er erinnert sich an alles, er weint. Der junge Geiger schweigt hartnäckig. Die Fahrt wird mir fast unerträglich. Endlich sind wir am Ziel, und endlich ist der Alte gebettet. Zoltan Berzy lehnt meine Gesellschaft ab. — —

Die Arbeit des nächsten Tages hinderte mich, Zoltan und seinen Vater frühzeitig aufzusuchen. Aber am Nachmittag will ich zu ihm. Als ich gegen mittag in mein Hotel zurückkehrte, las ich in einer Mittagsausgabe unter der Überschrift: „Eine Künstlertragödie“ die kalten Worte: „Heute Nacht erstach der bekannte Geiger Anton Berzy, genannt der Geigerkönig, in einem Anfall von Irrsinn seinen Sohn, den nicht minder bekannten, hochbegabten Violinvirtuosen Zoltan Berzy. Eifersucht auf den von Jahr zu Jahr wachsenden Ruhm des Sohnes scheint das Motiv zu der Tat gewesen zu sein. Die Angst, den Glanz des eigenen Namens vor dem des Sohnes verblassen zu sehen, hatte wahrscheinlich die geistige Umnachtung herbeigeführt. Denn schon an dem gestrigen Konzertabend störte der Vater in brutaler Weise, wie wir berichteten, das Spiel des Sohnes dadurch, daß er die Geige vernichtete. Der vollkommen apathische und ganz gebrochene Mörder wurde verhaftet und wird zunächst auf seine geistige Zurechnungsfähigkeit hin beobachtet werden.“ — — —

Ich habe Anton Berzy noch einmal wiedergesehen. In einem Dorfe bei Genf lebt er bei seiner Schwester. „Lebt“ ist falsch, er welkt dahin, stirbt langsam ab. Er saß auf der Bank vor dem Hause und spielte mit einigen Stückchen Holz — mit Splittern der Geige, die er zerbrach.

Erich Wolfgang Korngold.

Von **Adolf Schreiber** (Berlin).

Wenn wir dem ruhigen Fluge eines Luftschiffes zusehen, erfaßt uns Bewunderung und Erstaunen über die Kraft des menschlichen Geistes. Aber der Fachmann, der neben mir steht, belehrt mich: den Anstoß zu dieser Idee gab jenes Vorbild, durch die Ausnutzung der Eigenschaft dieses Materials in Verbindung mit diesen, uns längst bekannten Faktoren sind diese Zwecke erreicht ..... und so weiter. Unser Erstaunen löst sich zum großen Teil — in Sachkenntnis auf! Anders stehen wir vor dem Rätsel des Genies und der Musikbegabung im besonderen. — Man verzeihe mir diesen unästhetischen Vergleich zwischen Wissenschaft (Anhäufung von Fähigkeiten und Fertigkeiten) und Genie, dem Gottesgnadentum. — Freilich, auch hier wissen wir: die Erfahrungen der vorhergegangenen Jahrhunderte, die Kompilation der gegenwärtigen Kunstzustände, der Sitten des Geistes sind hier kondensiert. Dies ist Zeitgeist, dies persönliches Temperament, dies ererbt! Woher aber diese eigenartige Vereinigung dieser in der Zeit verstreut liegender Kräfte in höchster Potenz — die dies eine Resultat, das Genie, ergeben haben. — Wir bleiben die Staunenden, die Bewundernden dem — Wunder gegenüber!

An die ewig schaffende, Wunder gestaltende Natur mahnt uns wieder die Erscheinung des dreizehnjährigen Komponisten Korngold! Für die Galerie der Wunderkinder ist der Knabe hoffentlich verloren, und wenn wir im folgenden die Tugenden und Fehler seiner Komposition erwähnen — legen wir den Maßstab an die Arbeit eines Jünglings, ja eines Mannes, und sind damit des übermäßigen Lobes seiner Jugend überhoben.

Vor mir liegt sein Opus 1, Trio für Klavier, Violine und Violoncell*), „Meinem lieben Papa“ gewidmet. Ich bin also imstande, ganz sachlich, durch das Notenbild unterstützt, doch unbeeinflußt von der Ausführung durch den Komponisten am Flügel (im Rosé-Konzert) urteilen zu können.

Recht behaglich geht der erste Satz an, breit, melodisch ausladend, träumerisch bewegt. Der erste Takt, die Arbeit eines geschickten Musikers von gutem Geschmack und nobler Empfindung. — Jetzt, den ersten Akkord des zweiten Taktes, was war das? Steht Richard Strauß hinter dem Schreibenden, hat der die Versetzungszeichen hinzugesetzt, und aus einem harmlosen g-moll den reizvollen Akkord gestaltet, wie er jetzt heißt, gis-b-d-f-g. Das schreibt Korngold und löst diesen Zusammenklang nicht etwa wie ein Moderner in eine neue, noch spannendere Dissonanz auf — nein, nach der Auflösung kehren wir ruhig zu unsrer begonnenen Melodie zurück,

*) Universal-Edition.

Digitized by Google

und wiegen uns, froh der überwundenen Klippe, in schöner Melodik. —

Bezeichnend, recht eigenartig, zwei Paten standen ihm zur Seite. Der Harmoniker Strauß und höchst erfreulich der stärkste Melodiker der Gegenwart — der Süden ist ihm nah, die Lustigkeit, der Frohsinn, die laue Luft des Südens weht ihn an, — Puccini ist der zweite Pate.

Die Physiognomie des ersten Satzes zeigt einen überladenen Klaviersatz, ein Schwelgen in homophoner Vielstimmigkeit. Die Violine kommt nicht recht als Melodie-Instrument zur Geltung. Das Cello ist stets in hoher Lage geschrieben und büßt infolgedessen ganz seinen selbständigen Charakterklang ein. Ich habe aber gar nichts gegen die etwas kurzgefaßte, aber lebenerfüllte Form des Satzes. Der Kontrast der Themen, die Durchführung und die kurze Coda sind straff und logisch zusammengefaßt und stimmen uns erwartungsvoll für die folgenden Sätze. Beim Scherzo stand der zweite Pate an seinem Schreibtisch. — Lustiges Leben herrscht da ungetrübt, erst spukartig, dann in einer echten Scherzo-Laune bis in die äußerst gewandten Kadenzen, die uns doppelt erfreuen, da sie uns Zeugnis geben von der sichern Führung, die der Komponist über seine Themen behält. Denselben Charakter trägt auch der vierte Satz; zwar in ihm ermüdet schon ein wenig die Phantasie, die Themen sind etwas verschwommen, die Anlage nicht natürlich breit, sondern auseinandergezogen, die vollgriffigen Akkorde ermüden, aber die Walzerthemen stimmen uns bald wieder lustig; sogar der ernste Sechsviertel-Takt lacht in lustigen Sprüngen, und die Coda macht einen kurzen, aber herzhaften Sprung auf die schellenbehangenen Schlußakkorde. Mir war vor dem Larghetto bang, aber nun durfte ich es doch, als das Beste, zuletzt lassen. Dieses Probestück für jeden Komponisten hat Korngold — schon geliefert. Was tuts, daß er zu Anfang etwas schwülstig erscheint mit seiner Vorliebe für volle Akkorde? In den letzten zwanzig Takten dieses Satzes sind schon Spuren des künftigen Meisters, des Melodikers, der etwas zu sagen hat, des Musikers, den wir zu finden erwarten. Ja, wir hoffen und erwarten das Schönste von Korngold, und er verdient das Aufsehen, das sein frühreifes Auftreten verursacht hat. Möge es ihn nur nicht zur Überreife und Übereiltheit führen, dann — mag er es jetzt auch noch nicht begreifen — wird er die Erfüllung eines verwaisten Erbes werden!

Aus den Theatern.

Lessing-Theater zu Berlin.

Karl Schönherr: Glaube und Heimat. Die Tragödie eines Volkes.

In doppelter Weise tritt dies mit dem Grillparzer-Preise gekrönte Werk aus dem Rahmen der modernen Bühnendichtung und überragt sie hoch. Einmal ist hier ein Stoff behandelt, der in der Tat das ganze Volk, Gebildete wie schlichte Naturen, in gleicher Weise ergreifen kann: die Austreibung der Protestanten aus den österreichischen Alpenländern. Dann aber hat Schönherr in einer Zeit, wo die Technik des Dramas durch den Realismus verloren schien, nach allen Regeln der Kunst einen tadellosen Aufbau geliefert: Gedrängtheit der Handlung und Konflikte, Steigerung, Kontraste. Was zur Handlung gehört, ist bei ihm ausgezeichnet; diesem geborenen Dramatiker verwandelt sich alles zu sichtbarem Vorgang. So variiert er auch die verschiedensten Spielarten von Heimatsliebe.

Diesen Vorzügen stehen aber auch Mängel gegenüber. Im Sinne des Volksstückes, ja der Posse bringt Schönherr die Menschen seines Dramas auf ein einziges Motiv, ja auf einen refrainartigen Ausspruch zurück, den sie als ihre Losung selbst ausgeben und öfters wiederholen. Es ist klar, daß sich mit diesen Figuren bequem operieren läßt und ihre Charakteristik die Handlung nicht aufhält. Ebenso klar ist es aber auch, daß wir in ihnen reiches Menschentum vermissen, und sie uns leicht als Präparate erscheinen, die trotz aller ergreifenden Vorgänge etwas kühl lassen. Der größte, auch menschlich freilich ungleich reichere Ahne von Karl Schönherrs Kunst ist nicht Goethe, sondern Schiller, und einen Vetter hat er in Hermann Sudermann. Den stärksten Gegensatz zu ihm bildet unter den modernen Dichtern aber Gerhart Hauptmann. Wenn dieser in intuitiver Weise blitzartig in die Menschenseele mit ihren Klüften und Widersprüchen hineinleuchtet, so bleibt dies Karl Schönherr versagt. Dafür ist er an technischem Können Gerhart Hauptmann, dem die Handlung oft zwischen den Händen zerrinnt, weit überlegen. Man könnte Gerhart Hauptmann einen Dichter ohne Handwerk, Karl Schönherr aber einen Dramatiker nennen, dem das letzte Dichterische fehlt.

Aus geschichtlicher Wirklichkeit und aus Sehnsucht ist das Drama aufgebaut. Der Geschichte entstammt die Verfolgung der Protestanten und die Grausamkeit der Gegenreformation. Historisch ist auch die duldende Seelengröße mancher „Ketzer“, wie hier des Bauern Rott, der dem wilden Reiter zum Schluß nach Christi Gebot verzeiht und zur Versöhnung die Hand reicht, trotzdem er ihm alles geraubt, ja sogar seinen einzigen Sohn genommen hat. Dem Lande der Sehnsucht gehört das Schlußbild an, in dem der Repräsentant der Gegenreformation das Schwert zerbricht und ohnmächtig vor dem Marienbilde zusammenstürzt, durch die Seelengröße des Gegners besiegt. Charakteristisch genug, daß gerade dieser Schluß so stark auf der Bühne wirkt.

Es ist ein neuer großer Vorzug Schönherrs, daß ihm dieser Glaubenskampf ein Symbol wurde und er mit seinem Werk keinen Angriff gegen den katholischen Glauben beabsichtigt. Er wird dem wilden Reiter ebenso gerecht wie den Protestanten; folgt er doch der inneren Stimme nicht weniger redlich, als diese. Die Frage, die er sich in seinem Werke stellte, war die: „Was geschieht, wenn die beiden Triebe der menschlichen Seele, die Empfindungen für den Glauben und für die Heimat, die als Verbündete Hand in Hand miteinander gehen sollten, in heftigen Streit geraten?“ Der Bauer Rott, die Hauptfigur des Dramas, zieht schließlich mit seinem Weibe und dem toten Sohne fort und trägt „Glaube und Heimat“ in sich, wohin er gelangen möge. Ähnlich und doch ganz anders ist dieser Gedanke in dem Landstreicher-Paar durchgeführt. Dagegen wird der Bauer, der seinen Glauben um der Heimat willen abgeschworen hat, durch Selbstmord endigen, und Rotts Wort, „er sei der stärkste“, ist nur aus seinem augenblicklichen Schmerze zu verstehen. Die Art, wie Schönherr um der Handlung willen seine Figuren vernachlässigen kann, macht sich am stärksten in dem Weibe Rotts geltend, dieser überzeugten Katholikin, die der Dichter nicht so einfach und ohne alle inneren religiösen Kämpfe zu ihrem Manne treten lassen kann, nachdem ihr Mann sich zu dem Protestantismus bekannt hat.

Im Gegensatz zu der vorzüglichen Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Ratten“ muß die recht mäßige Darstellung von „Glaube und Heimat“ hervorgehoben werden. Nur Herr Reicher und die beiden Frauen Sussin und Hertwich bilden hiervon eine Ausnahme; und Herr Marr fand sich mit dem wilden Reiter eben ab. Sonst aber vermochte das Lessing-Theater die Holzschnittlinien der Gestalten nicht mit reichem warmen Leben zu erfüllen. Dabei läßt sich freilich schwer entscheiden, ob hieran Regie und Darstellung oder die Lücken und die Luftleere schuld sind, die der Dichter zwischen seinen Figuren belassen hat. Dennoch hätte aber manches vertieft werden können, wie aus dem Spiel der erstgenannten Darsteller hervorging.

* * *

Digitized by Google

Vom Münchener Residenztheater.

Herbert Eulenberg: Alles um Liebe. Eine Komödie in fünf Aufzügen.*)

Nach der jetzt beliebten Methode an zwei Theatern gleichzeitig als Uraufführung gegeben — am Deutschen Schauspielhause in Hamburg und in München —, ist Eulenbergs neues Bühnenwerk an beiden Stellen unter skandalösen, tumultuarischen Kundgebungen abgelehnt worden. Nach allem, was ich sonst von Eulenberg wußte, schien mir dies Stück deshalb erst recht interessant, obgleich ich mich noch nicht dafür begeistern kann. Dieser Dichter hat eine entschiedene Vorliebe für das Bizarre und Ungewöhnliche; es erscheint dem oberflächlich Hinschauenden (und dazu gehört meist unser deutsches Premierenpublikum) alles gesucht; man gibt sich keine Mühe, darüber nachzudenken, daß jede neue Stilform zunächst etwas Unsympathisches hat, daß man sich im Laufe der Zeiten an mancherlei Ungewohntes, Neues wie an etwas Selbstverständliches gewöhnt. Man gibt sich auch in der Premierenstimmung keine Mühe, das neue Werk aus dem ganzen Schaffen des Dichters und seiner Persönlichkeit heraus zu verstehen und wenigstens zu würdigen. So kommen denn heute diese einen bedenklichen Mangel an Bildung und Anstand offenbarenden Premierenskandale zustande, die jeden sorgfältiger Prüfenden zu der Überzeugung bringen müssen, daß der Erfolg einer Premiere in unsern Tagen unmöglich noch als ein vernünftiges Urteil über Wert oder Unwert eines dargebotenen Werkes gelten kann. Ich glaube jedoch heute, nach dem Eulenberg so ungefähr im allen bisherigen Dramen in Berlin und anderwärts durchgefallen ist, daß ein Mann, der uns die „Schattenbilder" schenken konnte und in diesem Band so viel feinstes Verständnis, so subtile Darstellungskunst offenbart hat, mindestens so viel dichterische Qualitäten besitzt, daß er einen Anspruch hat, in Ruhe und Anstand zu Ende gehört und sachlich beurteilt zu werden. Schließlich gehört doch auch ein beträchtlicher und achtbarer Mut dazu, nach so vielen Durchfällen wieder mit einem neuen Opus aufzutreten und zu riskieren, daß jeder Erste, Beste — und von solchen wimmelt es heute leider in der Provinz wie in der Hauptstadt — darüber herfällt. Deshalb verstehe ich auch Dr. Hagemann, den Hamburger Direktor, und finde den Erlaß an seine Schauspieler berechtigt, der ja durch die ganze Presse seinen Weg gefunden hat.

An Eulenbergs Werk wird man jedoch auch bei ruhiger Überlegung nur schwer besonderen Gefallen finden können. Da ist alles immer noch Sturm und Drang. Wann wird die Ruhe über ihn kommen, die Reife, die aus dem gärenden Chaos Festgeformtes gestaltet? Eulenberg ist wie viele andere auf dem Wege zum modernen Lustspiel; auf einem davon, denn mehrere führen hin. Der seinige führt ihn an Shakespeare vorbei, von dem wir unbewußt so manches Bizarre, Groteske, manche Narrenspossen auch nur deshalb hinnehmen, weil er eben der große Brite ist. Eines möchten aber doch alle Modernen, auch die Lustspielaspiranten bedenken, daß sie mit erotischen Motiven heute nicht ebenso und nicht so frei umspringen können, als frühere Zeiten. Deren Naivität mußte uns schwinden, wo das sexuelle Problem und die Erotik der reinen Poesie entzogen und öffentlicher Diskussionsgegenstand geworden ist. So wenig uns heute erotische Freiheiten der Klassiker etwa behelligen, diese moderne, ja ich möchte sagen brutale Sinnlichkeit; diese nüchterne, reale Erotik, die uns heute so oft von Zeitgenossen serviert wird, muß befremden, muß abstoßen. Sie kann auch in dieser Form, wie Eulenberg sie bringt, unmöglich Lebensinhalt der deutschen Komödie sein. Deshalb ist es nicht nur die Form, sondern auch der Kern, der das neue Werk zum Falle gebracht hat. Auf den Inhalt der Komödie, die wie ein toller Faschingsspuk anmutet und just um diese Zeit über die Bretter ging, soll hier nicht näher eingegangen werden. Die an sich einfache Handlung macht ihr Wesen nicht aus, und das Leben, die Poesie, die sie ausstrahlt, läßt sich doch mit Worten nicht wiedergeben. Dies Leben, diese durch und durch poetische Ausarbeitung verrät aber gerade den echten Dichter, der in Eulenberg, zunächst also noch in dieser bizarren Verkleidung, steckt. Auch seine „Sonderbaren Geschichten", die eben im gleichen Verlage herauskamen, atmen diese Luft. Warum soll man nicht annehmen, daß wir es hier mit einer ersten Produktionsperiode zu tun haben, die sich eben der Groteske als Ausdrucksform bedient? Warten wir, ehe wir aburteilen, ruhig ihr Ende und den Beginn einer neuen, reiferen ab mit der Geduld, die man einem an sich arbeitenden und so unverdrossen arbeitenden dichterischen Talent schuldig ist!

Franz E. Willmann (Leipzig).

*) Buchausgabe bei Ernst Rowohlt, Leipzig (2,50 M.)

Randbemerkungen.

Drei Glaubenshelden

sind festzunageln. Ort: Deutscher Reichstag, Sitzungssaal, unter der goldenen Kuppel. Zeit: 17. März 1911. Gelegenheit: Jubiläumstag der Einheit des verbündeten Königreichs Italien. Personen: Ein Präsident, ein Publikum, die drei Helden. Handlung: Der Präsident hält eine kurze Ansprache und gedenkt in herzlichen Worten des transalpinen Freudentages. Ein anwesendes Publikum von Politikern (darunter wirkliche Zeitgenossen) hört die Worte stehend an. Die drei Helden bleiben sitzen. Ist das kein erschütternder Akt? Ist solch ein Bekennermut schon erhört? Sind es nicht drei ultramontane Luthers? (Bitte nicht sächseln!) Hier sitzen sie und können nicht anders. Sie verdienen, in dieser Stellung ausgehauen zu werden. Vorläufig seien sie angenagelt. Der heilige Vater erbarme sich ihrer. W.

* * *

Die Abrüstung

winkt. Sir Edward Grey hat „mit ernster Überlegtheit und in sehr eindrucksvoller Weise" zwar keine Abrüstungsrede gehalten, aber doch wenigstens eine „Hochwassermarkenrede" in der Flut des Wettrüstens. Wenn nämlich das Flottenprogramm der andern Mächte, soll heißen Deutschlands, seinem normalen, beabsichtigten Gange folgt. Man füge hinzu: wenn die liberale Regierung in England am Ruder bleibt und wenn wir nirgends dem altenglischen Egoismus, dem die „Norddeutsche" erst neulich ein Privatissimum über Wünsche und Rechte las, aus Versehen aufs Pedal treten. Dieselbe „Norddeutsche" hat sich beeilt, Sir Edward Grey herzlichst in die dargebotene Hand zu schlagen, und sich alles Guten für die Zukunft zu versehen, wenn das Mißtrauen dadurch beseitigt werden kann. Soll heißen: wenn England in der Bagdadbahnfrage endlich Vernunft annimmt. Wenn es nicht jederzeit wieder so kommen könnte, wie kürzlich bei den südafrikanischen Kriegsentschädigungen, wo England ein Schiedsgericht ablehnte, würde man sogar an einen Schiedsgerichtsvertrag als an die Erlösung von allem Übel glauben. Ja, wenn! A tempo bringen unsre freisinnigen Unverbesserlichen einen Abrüstungsantrag ein, von den Genossen ermutigt. Ihr weltbeglückender Optimismus kann es gar nicht erwarten, bis er mit ihnen durchbrennt. Aber wann werden die „Wenns" nicht da sein? Unser Staatssekretär hat sehr recht getan, die Zukunftsmusik, die aus Greys Worten zu klingen schien, durch einige realistische Andeutungen auf näherliegende Dinge zu beziehen. Die Politik ist nicht ohne ewige Gesetze. Aber zu den ewigen Gesetzen gehört leider auch das Gesetz des sogenannten Zufalls, und darum kann es doch immer nur von Tag zu Tag mit Vorsicht weitergehen, auf möglichst ebenem Terrain. Nicht aber mit der Flugmaschine der Phantasie ins Zeitalter des Weltfriedens. Auch auf die menschlichen Mo-

Digitized by Google

tore ist kein Verlaß. Sie versagen immer einmal wieder wegen der Unzulänglichkeit des irdischen Materials, aus dem wir alle gebaut sind. W.

* * *

Um große Dinge

wird in letzter Zeit gespielt. Der Reichskanzler hat im Dezember Herrn v. Heydebrand eine Abfuhr im Reichstage erteilt, die deutlich war. Er hat ihm Widerpart gehalten im Abgeordnetenhause beim Modernisteneid. In Sachen Elsaß-Lothringens ist er von Anfang sein Gegner. Er steht und fällt mit diesem seinem Lieblingsproblem. Das Zentrum zwar hat beim Modernisteneid zurückgehalten und scheint sich auch bei der reichsländischen Verfassungsreform nicht ohne weiteres den konservativen Wünschen anzubequemen. Obwohl es zur Ablehnung gehetzt wird erst recht von links, von den elsässischen Nationalisten und Sozialisten. Es hält jedoch die Zeit noch nicht für reif. Eins aber ist sicher: Die Konservativen sehen sich in Bethmann schon jetzt enttäuscht. Sie haben sich in der Modernistensache eine Handhabe geschaffen und werden sie beim elsässischen Problem noch mehr haben, um im rechten Moment mit ihm Schluß zu machen. Er ist doch nicht der Mann, sich so plump kommandieren zu lassen, wie sie möchten. Der Kanzler andrerseits hat sich in den gleichen beiden Angelegenheiten die Möglichkeit eines guten Abganges gesichert, — wenn es denn sein muß. Sollte er über sie stürzen, so würde auch diesmal die Konservativen die Schuld treffen: Für einen Kanzler jederzeit eine Art Martyrium der Liberalität, also keine odiöse Sache. Eins aber sollten auch die Konservativen vorher bedenken: Mit der Ablehnung der elsaß-lothringischen Verfassung verhindern sie, daß zwischen dem Reichsland und Frankreich die erste wirkliche, innere Grenze aufgerichtet wird, die es bei den gegebenen Kautelen nur fester ans Reich drängen könnte. Statt dessen würden die Wahlen zum nächsten elsaß-lothringischen Landesausschuß irredentistischer und sozialistischer ausfallen denn je. Aber man ist ja gewöhnt, die preußischen Konservativen gefährliche Spiele spielen zu sehen. W.

* * *

Die Lords und das Referendum.

An demselben Tage, wo im englischen Unterhause das Verfassungsgesetz in zweiter Lesung durchging, beschäftigte sich das Oberhaus erstmals mit einem Gesetzantrag Lord Balfours of Burleigh zugunsten des Referendums oder der „Verweisung an das Volk" (The Reference to the People Act 1911). Nun weiß man jedenfalls, daß die Lords endgültig entschlossen sind, sich des Referendums als Schlepper zu bedienen, um damit das festgefahrene Schiff des Oberhauses wieder flott zu machen. Der Antrag sieht zwei Fälle vor, in denen eine Verweisung an das Volk angängig sein soll; einmal, wenn die beiden Häuser sich über ein wichtiges Gesetz nicht einigen können und dann eine Mehrheit einer Kammer für eine Volksabstimmung eintritt, zweitens, wenn ein Gesetz von beiden Kammern angenommen ist, aber 200 Mitglieder des Unterhauses ein Referendum fordern. Das entspricht durchaus nicht dem Ideal, das Lord Balfour in der Begründung seines Antrags vorspiegelte. Er erinnerte an die alten Germanen, bei denen nach Tacitus die Führer über kleine Dinge, über die großen aber Alle zu beraten und zu entscheiden hatten. In den letzten 20 Jahren sei der Einfluß des englischen Volkes auf die Gesetzgebung ständig zugunsten der jeweiligen Regierungen oder der Parteiführer, die die Ministerämter verteilen und die Kandidaten für die Wahlen bestimmen, zurückgegangen. Der Antrag wolle dem Volke die wirkliche ausschlaggebende Macht zurückgeben. Bei den letzten Wahlen habe das Volk ausschließlich über die Verfassungsfrage seinen Willen kundgegeben; die Mitglieder des Unterhauses könnten daher, wenn sie das Veto des Oberhauses lahmlegten, aus ihrem Mandat durchaus nicht das Recht ableiten, jedes beliebige andere wichtige Gesetz zu beschließen, ohne danach zu fragen, ob das Volk damit einverstanden sei. Man könne z. B. gar nicht wissen, ob die letzten Wahlen ein gleiches oder ähnliches Ergebnis gehabt haben würden, wenn statt um die Verfassungsfrage in erster Linie um Home Rule gestritten worden wäre. Unter den heutigen Verhältnissen käme es ferner oft vor, daß in vielen Bezirken Minoritäten von 100 bis 150 Stimmen den Ausschlag geben, und die Kandidaten, die von ihnen gewählt sein wollen, zur Bevorzugung ihrer kleinlichen Interessen verpflichten. Das alles sind gewiß Gründe, die sich hören lassen. Aber die Lords erstreben ein Referendum, das sie zwar selbst vor Übergriffen des parlamentarischen Repräsentativsystems schützt, nicht aber eins, das das Volk zum wirklichen Herrn seines Geschöpfes, des von ihm gewählten Parlaments, macht. Wollten sie wirklich, wie sie vorgeben, die tatsächliche gesetzgeberische Macht dem Volke zurückgeben, so müßten sie sich mit der Volksinitiative zum Referendum befreunden, wie sie anderwärts damit verbunden ist, z. B. in der Schweiz, wo 20000 Wähler genügen, um das Veto des Volkes gegen ein Gesetz heraufzubeschwören. Wenn freilich auch nur ein Gesetz wie „The Reference to the People Act 1911" zur Durchführung gelangte, würde man sich durch die Umstände bald genug genötigt sehen, auf der einmal betretenen Bahn weiterzuschreiten. O. C.

* * *

Öffentliche Beamte und Privatangestellte.

Zu den hervorstechendsten Merkmalen der modernen Beamtenbewegung gehört das Bestreben der öffentlichen Beamten, die Kluft des Kastengeistes zu überbrücken, die sie bisher von der Mehrheit der privaten Staatsbürger trennte. Das kommt z. B. in ihrer wachsenden Neigung zum Ausdruck, in gemeinsamen Organisationen mit den verschiedenen Gruppen der privaten Angestellten zusammen eine Verbesserung der beiderseitigen Lebensbedingungen zu erstreben. Am deutlichsten ist dies bisher im Propramm des „Bundes der Festbesoldeten" zum Ausdruck gekommen, der die Reichs-, Staats-, Kommunalbeamten und Lehrer mit den „Privatbeamten" zusammenschließen will und dazu erklärt, er wolle wohl in seinem Rahmen die Interessen der Beamten vertreten, aber diese Interessen sollten „eingegliedert werden in die Interessen der Allgemeinheit und sämtlicher Volksschichten". Nun macht sich seit einiger Zeit eine Gegenströmung bemerkbar, die es verhindern soll, daß Privatangestellte und öffentliche Beamte ihre sozialen Zwecke in einen Topf werfen. Man sagt den öffentlichen Beamten, sie möchten zunächst für sich um bessere Gehalts- und Arbeitsverhältnisse kämpfen lernen und dadurch Selbstvertrauen erwerben, was nicht möglich sei, wenn sie sich immer hinter den privaten Angestellten verkriechen könnten. In einer Organisation, die die Interessen der privaten Angestellten wahrnehmen wolle, hinderten die öffentlichen Beamten die Bewegungsfreiheit, besonders im Kampfe um bessere Gehaltsverhältnisse. Dem mag auch in der Tat so sein, da der öffentliche Arbeitgeber nicht wie der private ein Geldinteresse daran hat, die materiellen Ansprüche der Arbeitnehmer ungebührlich zu drücken, weshalb der öffentliche Beamte nicht wie der Privatangestellte fortwährend um seine wirtschaftliche Lage zu kämpfen braucht. Recht hat auch die „Industriebeamtenzeitung", wenn sie hervorhebt, von allen Einrichtungen privater gewerkschaftlicher Verbände seien neun Zehntel für die öffentlichen Beamten zwecklos. Arbeitslosenunterstützung, Solidaritätsunterstützung, Stellennachweis und Auskünfte kommen für öffentliche Beamte gar nicht, Rechtsschutz und Gemaßregeltenunterstützung nur höchst selten in Frage.

Es läßt sich aber andrerseits nicht verkennen, daß die Lagen der öffentlichen Beamten und der privaten Angestellten längst begonnen haben, sich auszugleichen. Die wachsende Schwierigkeit für Staat und Gemeinde, durch neue Steuern die Gehälter der Beamten in dem Maße aufzubessern, als es die unaufhaltsame Verteuerung der notwendigsten Lebensbedürfnisse erheischt, schafft auch für

Digitized by Google

den öffentlichen Arbeitgeber künstlich ein Geldinteresse an der Niederhaltung der materiellen Ansprüche der von ihm abhängenden Arbeitnehmer, macht die Sicherheit der Versorgung für den einzelnen Beamten teilweise illusorisch und zwingt ihn, für die Aufbesserung seines Einkommens genau so zu kämpfen, wie es der private Angestellte tun muß. Die dadurch entstehende Spannung in dem Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen innerhalb der Beamtenschaft erschüttert bei der Strenge, womit hier im öffentlichen Interesse auf Disziplin gesehen wird, wiederum die Sicherheit der Anstellung überhaupt. Die ganzen Beamtenprivilegien geraten so allmählich ins Wanken. Während aber die Verhältnisse der öffentlichen Beamten sich von dem Pol wirtschaftlicher Sicherheit zu dem Pol wirtschaftlicher Unsicherheit bewegen, streben die der privaten Angestellten von diesem nach jenem. Das private Wirtschaftsleben hat längst begonnen, sich zu bureaukratisieren. Die Zahl der Betriebe wächst nicht mehr, wohl aber die Zahl der Angestellten, und während die kleineren Betriebe in ihrer Bewegungsfreiheit immer mehr von wenigen großen eingeschränkt werden, lernt der Angestellte sich immer mehr als kleines Rad in einer großen Maschine betrachten. Die Möglichkeiten, selbständig zu werden, schmelzen ebenso rasch zusammen, wie die, sich durch persönliche Eigenschaften, einen materiellen Vorsprung vor andern zu verschaffen und infolgedessen verdrängt das Streben nach sicherer Anstellung und Versorgung den Wunsch, die eigene Lage durch Geltendmachung persönlicher Vorzüge im freien Wettbewerbe zu verbessern. Das ist jener Vorgang, der es mit sich bringt, daß sich immer zahlreichere Vertreter des privaten Angestelltentums mit Stolz „Privatbeamte“ nennen.

Unter solchen Umständen kann es sich bei dem Streit, ob öffentliche Beamte und private Angestellte am besten vereint oder gesondert ihren sozialen Bestrebungen nachgehen können, nur um eine vorübergehende Erscheinung handeln; die Gesamttendenz der Entwicklung der sozialen Verhältnisse ist zweifellos auf einen allmählichen, vollständigen Ausgleich der Lagen der öffentlichen Beamten und privaten Angestellten gerichtet. Otto Corbach.

* * *

Aus der Finanzwelt.

Die großen Berliner Banken haben nunmehr ihre Jahresergebnisse veröffentlicht, und mit Staunen sehen die Aktionäre und sonstigen Interessenten das beständige Wachstum der Ziffern und die unaufhörliche Erweiterung ihrer wirtschaftlichen Macht. Die Umsätze gehen in die Milliarden; die Deutsche Bank z. B., von der behauptet wird, daß sie das ganze Bankgeschäft an sich risse, weist einen Gesamtumsatz von 112 Milliarden gegen 102 Milliarden im Vorjahr auf. Die Zahl ihrer Kundenverbindungen betrug Ende des Jahres 172995 gegen 167661 im Vorjahr. Die Reichsbank mit ihren mehr als 300 Zweigstellen setzte im Vorjahr 354 Milliarden (im Vorjahr 331 Milliarden) um, davon die Zentrale in Berlin 137 Milliarden Mark. Über $1^1/_3$ Milliarden Mark fremde Gelder hatte die Deutsche Bank im Verwahr. Diese waren mit etwa 900 Mill. in Kasse, Wechsel, Schatzanweisungen, Guthaben bei Banken und deutschen Staatspapieren angelegt. Das Jahreserträgnis stieg auf 61,8 Mill. gegen 58,1 Mill. Mark. Die Unkosten betrugen 26,8 Mill. Mark, ein Reingewinn von 32,6 Mill. Mark wurde ausgewiesen, wovon, wie seit Jahren, $12^1/_2$ % Dividende gezahlt wird, und zwar auf ein Grundkapital von 200 Millionen Mark, also ebensoviel wie bei der Dresdner Bank und der Discontogesellschaft, die vor kurzem eine Erhöhung des Grundkapitals beschlossen hat. Sieht man sich die Geschäftsberichte näher an, so sind sie dürftig wie nur möglich. Man darf doch wirklich fragen, ob es denn im Wesen des Geschäftsberichtes einer Bank liegt, daß er sich vorwiegend mit wirtschaftstheoretischen Fragen beschäftigt, auf das Thema selbst aber, auf die Entwicklung der Bank selbst kaum eingeht? Da werden die Aktionäre über die Krisis von 1907 belehrt, über das amerikanische Wirtschaftsleben, über den Kapitalreichtum Deutschlands und dessen jährliche Zunahme, über die Einlagen bei den Sparkassen, über den deutschen Außenhandel. Sehr interessant sind die Geschäftsberichte unter dem Gesichtspunkte der vielfachen Erörterungen über die Großbanken. Bekanntlich erwartet man von ihnen, daß sie vor allem für die Stabilität unsrer Staatsanleihen sorgen. Unter anderm war vorgeschlagen worden, die Aktiengesellschaften möchten doch einen Teil ihrer Reserven in Konsols anlegen. Natürlich nicht zwangsweise, aber schon die bloße Anregung fällt ihnen auf die Nerven. „Die den Banken anvertrauten Gelder,“ heißt es in dem Geschäftsbericht der Deutschen Bank, „müssen vielmehr im wesentlichen in flüssigeren Aktiven angelegt werden, in Wechseln, kurzfristigeren und dergleichen.“ Und dergleichen! Sollten vielleicht Reichsanleihen und bundesstaatliche Anleihen nicht „dergleichen“ sein? Und wie kann man nur verlangen, daß die Aktiengesellschaften ihren Reservefonds in „dergleichen“ Papieren anlegen? Dafür sind in erster Linie die Sparkassen da. Die mögen dergleichen Papiere anlegen. Dann will man ihnen auch gern den Ruhm patriotischer Denkweise zuerkennen. Und merkwürdig: was diese Papiere bei den Banken nicht vermögen, das sollen sie, wie der Bericht der Deutschen Bank meint, bei den Sparkassen zuwege bringen, die hierdurch die „dringend erforderliche bessere Liquidität“ erlangen würden. In der Tat eine rührende Sorge für die Liquidität der Sparkassen. Aber wenn doch die Sparkassen durch die Anlage von Staatspapieren die „dringend erforderliche Liquidität“ bekommen, warum soll diese Wirkung alsdann auf die Banken ausbleiben? „Seltsam, wenn ich der Bey von Tunis wäre usw.“ Aber an demselben Tage, an dem dieser Bericht in den Zeitungen erschien, gab der Preußische Finanzminister im Abgeordnetenhause dieselben Erklärungen ab: die Banken muß man hübsch in Frieden lassen, aber die Sparkassen sollen gesetzlich gezwungen werden, ihre Gelder in Anleihen anzulegen! Genau nach Vorschrift der Deutschen Bank am 6. März 1911! Und wie sollte es auch anders sein! Der Vorgänger des jetzigen Finanzministers hatte sich die allerhöchste Ungnade eines Direktors der Deutschen Bank zugezogen und mußte infolgedessen gehen! Mit Recht konnte der frühere Finanzminister sagen: Unsinn, du siegst und ich muß untergehen! Herr v. Gwinner hätte es wirklich damals „verdient“, damals Finanzminister zu werden.

Während so die Banken in ihren Ratschlägen unerschöpflich sind, wie sie dem arg bedrohten Staatskredit zu Hilfe kommen könnten, schweigen sie über ihre eigenen Angelegenheiten in allen Sprachen. Wozu auch? In den Zweimonatsbilanzen werden ja angeblich die intimsten Geheimnisse ausgekramt, wozu also noch die vielen Erklärungen in den Jahresberichten? Jetzt kommt eine weitere Konzession: Die Zweimonatsbilanzen werden „ausgestaltet“, d. h. es wird in noch mehr Worten als bisher nichts mitgeteilt. Die Öffentlichkeit soll eben um jeden Preis beruhigt werden. Allein, was nützen Einem diese vielen Ziffern, solange man nicht weiß, was dahinter steckt. Sobald aber ein in dieser Richtung liegender Vorschlag, wie eine den gesetzlichen Bestimmungen nur entsprechende Bilanzrevision, gemacht wird, erhebt sich ein mörderliches Geschrei bei allen Bankdirektoren. Und doch müßten die Vorgänge bei der Vereinsbank in Frankfurt a. O. wieder allen die Augen geöffnet haben. Die Direktoren taten, was ihnen paßte, und der Aufsichtsrat „prüfte“ das auf seine Art. Entdeckt wurden die Dinge erst, wenns zu spät war. Die Revision in Aktiengesellschaften in der heutigen Form ist nicht viel mehr als Formsache. Mercator.

Digitized by Google

Der Flammentod des Satirikers.

Im Verein für Prügelstrafe wurde neulich folgendes Stückchen aufgeführt:

Der Titel lautete wie der Titel dieser Glosse.

Die Handlung spielte sowohl in der Zukunft wie in der Gegenwart und Vergangenheit.

Die Personen waren die folgenden:

Der König
Der Minister
Der Satiriker
Das Hof- und Dienstpersonal.

Nu gings los.

Das Hof- und Dienstpersonal stand im Hintergrunde und so tief, das man nur einige Hüte sah.

Vorn saß der König auf seinem vergoldeten Thron mit Zepter, Krone und Reichsapfel, weißem Vollbart und Monokle. Rechts vom Thron stand der Minister, links der Satiriker.

Ich werde die Namen der Hauptpersonen abkürzen, um Raum zu sparen.

Kö: Fangt an zu reden, sonst hau ich mit dem Zepter — aber eklig — daß die Brillanten man so rumfliegen.

Mi: Der da drüben macht sich perpetuierlich über unsern Hof und über das Hof- und Dienstpersonal lustig; ein solcher Mensch, der immerzu lacht, ist doch nicht ein ernster Mensch — also ist er doch nicht ernst zu nehmen.

Kö: Seht mal an! Dieser lächerliche Mensch! Lacht immerzu! Man muß sich ja schämen, daß so was Nichternstes an unserm Hofe weilt. Warum benimmst du dich nicht wie jeder andre verständige Mensch? Warum nicht? Sprich!

Sa: Das weiß ich nicht.

Kö: Ein Unwissender also. Ungebildeter Mensch! Und so was hier an meinem Hofe! Minister, rede! Was machen wir mit diesem Kerl?

Mi: Auf den Scheiterhaufen mit ihm, dann kann er nicht mehr lachen, und dann kann er sich nicht mehr anders benehmen als jeder anständige Mensch. Man lacht doch nicht über die andern, wenn man ernst genommen werden will. Und heutzutage will doch jeder Mensch ernst genommen werden. Schämen sollte sich der Kerl.

Sa: (brüllend): Sa! Sa! Sa!

Mi: Schon wieder ist er ganz lächerlich. Der Mann gehört auf den Scheiterhaufen. Da wird ihm das Lachen vergehen.

Kö: Erst muß er bekehrt werden. Sage, mein Sohn, siehst du ein, daß sich das Lachen über andre nicht schickt?

Sa: Ja! Ja! Ja!

Mi: Schon wieder lächerlich. Wozu die dreimalige Wiederholung? Ich glaube — der läßt sich nicht bekehren.

Sa: Nein! Nein! Nein!

Kö: Ein unverbesserlich lächerlicher Mensch. Siehst du ein, daß du lächerlich bist?

Sa: Selbstverständlich.

Mi: Renommist! Tut so, als könnt' er alles einsehen. Der Kerl ist größenwahnsinnig. Auf den Scheiterhaufen mit ihm. Da gehören alle die Leute hin, die man nicht ernst nehmen kann.

Kö: Hof- und Dienstpersonal, benehmt ihr euch immer ernst — wie sichs geziemt? Antwortet!

Das Hof- und Dienstpersonal: Jawohl! Es lebe der König! Hurra!

Kö: Na also! Da hast dus doch gehört. Wozu machst du dich nun noch über alles lustig? Wozu?

Mi: Er muß rasch beseitigt werden.

Kö: Unbekehrt?

Mi: Jawohl. Seine Krankheit — krank ist er ganz bestimmt — kann ansteckend wirken.

Kö: Ha! Dann schnell — rein in die Flammen (er schmeißt den Satiriker in den Hintergrund, wo er vom Volke mit Jubel empfangen und gleich ins Feuer geworfen wird. Der Himmel rötet sich. König und Minister haben dem Publikum den Rücken zugekehrt und schauen zu. Sie klatschen lebhaft in die Hände).

Danach fiel der Vorhang, und alle Vereinsbrüder klatschten auch in die Hände und sangen:

Jetzt ist er tot der alte Narr!
Jetzt ist er tot der alte Narr!

Und das sangen die Herrschaften immerzu, ich fragte den Herrn Vorsitzenden:

„Entschuldigen Sie gütigst, aber spielen Sie jetzt das große Irrenhaus?"

Ich wurde hinausbefördert.

Paul Scheerbart.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Gustav Streicher: Die Macht der Toten. Zwei Versspiele. Halkyone-Verlag (Salzburg).

Der Verfasser dieser beiden Renaissance-Kostümstücke mit dem melancholischen Zug ist sicher noch jung. Er soll ein Nachkomme jenes treuesten Andreas sein, dem wir unsern Schiller verdanken. Aber er pocht auf seine Kraft und will um seiner selbst willen gelten. Und es ist seltsam: die Fabel der beiden Stücke ist wirklich ziemlich schwach, es weht etwas romantische Kellerluft à la Maeterlinck und doch spürt man die Klaue eines jungen, starken Talents. Es ist wie das Schütteln eines Löwen. Man denke sich, wie die müde feminine Atmosphäre Wiens auf einem jungen, streitbaren Mann-Dichter lasten muß. Streicher hat ihren welken Hauch gespürt, hat gezeigt, daß er die Stimmungen des Hofmannsthal-Kreises verstand, aber das Leben ruft ihn aus diesem seltsamen Larghetto zu einem freudigen, starken Griff. Namentlich das zweite, Kainz gewidmete Spiel „Hofnarr und Fürst" erweckt schöne Hoffnungen. Noch härter werden, Streicher! Halten Sie sich an Hebbel. Ihnen kann ein Trunk von solchem schweren Wein nicht schaden. Wir brauchen Männer als Dramatiker! Denken Sie dran!

Paul Friedrich.

Heinrich Spiero: „Deutsche Geister", Xenien-Verlag (Leipzig).

Es ist wahrlich an Studien und Essaysammlungen im deutschen Literaturreiche kein Mangel: jeder Dilettant, der Germanistik lernte oder berechtigt sein will, auf Jours über die Literatur zu Gericht sitzen zu dürfen, schreibt solche für seinen Bekanntenkreis und, was übler

Digitized by Google

ist, findet jemanden, der armes Papier damit bedruckt. Es ist ein Ekel! Genug davon! — Desto froher begrüße ich Spieros neues Buch, das eine ernste, tiefe Arbeit darstellt, der breiteste Verbreitung zu wünschen ist. Heinrich Spiero gehörte immer zu denen, die wissen, warum sie über Literatur sprechen: Reifstes Verstehen und Begreifen paaren sich mit schlichter, volkstümlicher Darstellung, die aus tief hinabgesenkten Wissenswurzeln Kraft und gemessene Ruhe in sich zieht. Heinrich Spiero sieht stets den Dichter und Mensch, ihm sind nur solche wert, die eine Persönlichkeit ausweisen, er hat Distanz und steht trotz seines wägenden Urteils, das stets über Zeiterscheinungen hinweg nach dem bleibenden Werte sucht, voll in unsrer Zeit. Die Charakteristik Wildenbruchs, Hauptmanns, J. J. Davids, Schmitthenners und Stavenhagens sind Meisterwerke ruhigen Sehens und dichterischen Nachfühlens. Die Studie „Das Volk und die Literatur" möchte ich auf Pappтafeln vervielfältigen lassen und überall dorthin hängen, wo des Volkes „Bildung" gemacht wird — es stünde besser um uns und die deutsche Kunst, wenn man Spieros Worte zur Richtlinie nähme. Dieses neue Buch erscheint mir in hervorragendem Maße geeignet, zum Verständnis der zeitgenössischen Literatur herangezogen zu werden, um Lust und Liebe dazu in weiteste Kreise zu tragen. Zum Schlusse sei es mir persönlich gestattet, Spiero herzlichst dafür zu danken, daß uns hart und schwer für die deutsche Kultur streitenden Deutsch-Österreichern in seinem Werke soviel Gerechtigkeit und Verständnis entgegengebracht wird; dem ist leider nicht immer so im politischen Deutschland, an dessen geistiger Größe wir mit allen Fasern unsrer Volksseele mitschaffen. Walter v. Molo (Wien).

Eine Gesamtausgabe des Werks John Henry Mackays bereitet der Verlag von Bernhard Zack (Treptow-Berlin) vor. Die Ausgabe, zu deren Subskription der Verlag einladet, wird 8 Bände umfassen. Bezüglich aller Einzelheiten wende man sich direkt an den genannten Verlag.

Das Konservatorium. Schule der gesamten Musiktheorie. Methode Rustin. Selbstunterrichtsbriefe bearbeitet von Kgl. Musikdirektor Prof. Blumenthal, Musikdirektor Oesten, Musikdirektor Prof. Pasch, Prof. Schröder, Lehrer am Kgl. akadem. Institut für Kirchenmusik, Hofkapellmeister Thiemann, Direktor Dr. Wolter. Verlag von Bonneß & Hachfeld, Potsdam.

Ein vorzügliches Studienwerk, in dem die gesamte Musiktheorie derart gründlich behandelt wird, daß es einen ausgezeichneten Ersatz für einen von guten Lehrern erteilten Unterricht bietet. Dabei ist der Lehrstoff, dessen außerordentlich geschickte und übersichtliche Anordnung sowie klare Darstellung zu loben sind, in einer Form geboten, die ein sofortiges leichtes Verständnis ermöglicht und immer neuen Eifer beim Studium hervorruft. Ein wahrer Schatz des Wissens für jeden Musiktreibenden findet dieser in dem Werke alles das, was er zu seiner Förderung gebraucht und setzt ihn in den Stand, sich eine abgeschlossene musiktheoretische Bildung anzueignen. Nur wenige musiktheoretische Werke dürfte es geben, die so großen Beifall und solche Anerkennung seitens der Interessenten gefunden haben. So sagt z. B. der Kgl. preuß. 1. Armee-Musikinspizient Herr Musikdirektor Grawert u. a. über „Das Konservatorium": „. . . . . Das neue Musikunterrichtswerk muß für jeden Musiker, der sich eine tiefere allgemeine musikalische Bildung aneignen will, von großem Nutzen sein. Der ganze Unterrichtsstoff ist in leicht faßlicher Art behandelt, dabei aber so anregend gehalten, daß der begabte Schüler mit Fleiß und Ausdauer sein Ziel in verhältnismäßig kurzer Zeit erreichen kann. Ich wünsche dem vortrefflichen Werke weiteste Verbreitung."

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

Mark 1000. bar

für Aufnahmen mit Ernemann-Camera und Ernemann-Optik

Preisausschreiben

offen bis 30. Sept. 1911. Bedingungen und Katalog gratis.

Heinr. Ernemann A. G., Dresden 260

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 134.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Meißler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 14. Berlin, den 1. April 1911. 40. Jahrgang Band 79.

Der Tragödie zweiter Teil.

Bei der Exposition brauchen wir uns nicht lange aufzuhalten. Sie ist im ersten Teil gegeben. Es kann uns auch allmählich gleichgültig sein, wie alles so gekommen ist. Die Dinge sind eben, wie sie sind. Gemeint ist natürlich nicht der Reinhardtsche „Faust", sondern der Bethmannsche, die Tragödie unsrer innern Politik. Als das Gericht des ersten Teils über uns hereinbrach, antwortete keine Stimme von oben: Gerettet! Wir sind im zweiten Teil nicht erwacht „auf blumigem Rasen gebettet", und wenn auch unser zweiter Teil sich mehr ins Philosophische zu begeben schien, so haben wir jedenfalls nie die Lust verspürt, dem Boden, auf dem wir uns wiederfanden, zuzurufen: „Du regst und rührst ein kräftiges Entschließen, zum höchsten Dasein immerfort zu streben". Schließlich sind wir auch nicht verpflichtet zu faustischen Gefühlen. Wenn wir trotzdem so anmaßend sein wollen, im Bilde einer Tragödie zu bleiben, so soll damit nur gesagt sein, daß sich eben auch jetzt wieder etwas wie ein tragischer Knoten zu schürzen beginnt in jenem neuen Faden, der sich anfangs anzuspinnen schien wie ein trocken didaktisches Gedicht.

Bei der Exposition braucht man sich, wie gesagt, nicht aufzuhalten. Bethmann Hollweg schien wenig tragische Keime in sich zu bergen, man hätte denn seine ganze Existenz für eine Tragödie erklären müssen, aber nicht für eine, in der er der Held ist. Er hatte nichts von einem Fels, der sich den Fluten entgegenstellt, er war mehr wie der Sand, in dem sie versiegen. So wollte er es wenigstens selber. Das Schicksal aber hats nicht gelitten. Die Fluten waren stärker als er. Sie gingen über ihn hinweg. Sie würden ihn verächtlich fortspülen, wenn er nicht endlich doch den Stein aus sich geboren hätte, der sie zerteilt. Er wollte kein Kämpfer werden in der Arena der andern. Es sein zu müssen, aus äußerm Zwang, das ist sein tragischer Konflikt. Aus ihm beginnt sich eine neue Tragödie zu gestalten.

Es war ja im Grunde so natürlich wie etwas, daß aus den Trümmern des débacle vor anderthalb Jahren sich neues Leben nicht sachte und harmonisch entfalten konnte. Sie lagen zu wüst übereinander. Es mußten neue Einstürze nachfolgen. Siehe Wahlreform. Und auch Menschenopfer mußte es noch kosten. Siehe die Ministerbank. Siehe die lange Reihe der Nachwahlen. Und warte ab den allgemeinen Tag der Abrechnung! Aber so unvermeidlich das von Anfang an erschien, so hätte sich doch denken lassen, daß der in seiner Objektivität und parteientrückten Schweigsamkeit einsam wandelnde Staatsmann im Philosophenmantel davon unberührt geblieben wäre. So dachte man wenigstens. So dachte er auch selbst. Aber es ist anders gekommen. Es war ein Fehler in diesem Gedanken. Man durfte nicht übersehen, daß die Welt, je mehr sie sich streitet, um so weniger duldet, daß einer diesem Streite fernbleibt. Die Menschen kennen kein „Jenseits" von den kontradiktorischen Begriffen, mit denen sie sich in zwei Lager teilen. Auch „jenseits von gut und böse" erlaubt sie ja keinem zu leben. Haben nicht die sogenannten Mittelparteien die Erfahrung gemacht, daß sie unvermeidlich nach rechts oder links abgedrängt werden, je gehässiger die Kontroversen zu beiden Seiten sich über ihnen zuspitzen? Wir erleben es alle Tage. So muß auch Bethmann, der oben schwebende, Farbe bekennen, Partei ergreifen. Mit Gewalt zwingt man ihn in die Gegensätze hinein. Erst spotteten sie links: seht da den verkappten Geschäftsführer Heydebrands! Es ließ ihn unberührt. Dann begannen sie rechts, dreist geworden durch sein Schweigen, ihn immer offener zu versuchen: haben wir eine Parteiregierung, so soll sie sich bekennen! Wir alle glaubten, eine zu haben. Das war im vorigen Herbst, als der Kanzler monatelang auf nichts reagierte, immer noch hoffend, die Ungeduld durch Schweigsamkeit zum Schweigen zu bringen. Aber dann packte man ihn beim Ehrgefühl, bei seiner Autorität als Lenker des Staates, und das vertrug er nicht. Als Heydebrand sich hinstellte, um ihn vor versammeltem Lande zu schulmeistern wie einen Buben, richtete er sich auf zu dem gereizten Worte: „Ich führe die Politik". Von diesem Momente ab war der Keim zum neuen Konflikt gelegt. Die Konservativen reden viel von der Autorität der Regierung und den unantastbaren Rechten der Krone, aber man

Digitized by Google

weiß, daß sie nur ihre eigene Macht und eigenen Privilegien darunter verstehen. Sie können nur einen Mann gebrauchen, der sich ihnen mit Haut und Haaren verschreibt, als Führer oder Gefolgsmann. Das aber tut kein Bethmann. Er ist ihnen schon bei der Wahlreform zu weit gegangen, hat zu stark „liberalisiert", wenn nicht durch Initiative, so doch durch Konzessionen. Er hat später ihre antisozialdemokratische Wahlparole nicht mit der nötigen Begeisterung aufgegriffen. Er hat ihnen beim Modernisteneid die Geschäfte mit dem Zentrum gefährdet. Und was das Ärgste ist, er macht den Versuch einer liberalen Verfassungsreform im Elsaß. Die drei kümmerlichen Bundesratsstimmen müssen herhalten, um dies Verbrechen recht zu beleuchten. Du lieber Gott, diese drei Stimmen, die aus achtundfünfzig einundsechzig machen und ausdrücklich nur solange gültig sind, als die kaiserliche Staatsgewalt im Elsaß unangetastet bleibt. Nein, diese drei Stimmen sind es nicht, die den Heydebrand und Zedlitz das Patriotenherz mit Sorge erfüllen. Das Prinzip ist es, das sie hassen. Ihre preußische Junkermacht ist ihr Patriotismus. Dies ganze süddeutsche Gesindel ist ihnen von Grund auf zuwider. Unzuverlässiges Volk für sie, leider Gottes nötig, um das Deutsche Reich als Rahmen für Preußen voll zu machen. Aber wehe dem Kanzler, der die Eigenart dieser südlichen Umrahmung als etwas Selbstberechtigtes behandelt, ihr als Preuße Rechnung trägt, der überhaupt fähig ist, auf etwas andres Rücksicht zu nehmen, als auf die Interessen des preußischen Konservatismus. Ein solcher Mann „liberalisiert", er gefährdet „den Bestand der Reiches". Wenn die Wahlen den erwarteten großen Ruck nach links bringen, wenn das Reich demokratisiert zu werden droht, muß man fürchten, ein solcher Mann sei imstande, einem *starken* Liberalismus Konzessionen zu machen, die er einem schwachen nur aus Furcht etwa nicht gemacht hat. Wer aber nur aus Furcht dem schwarzblauen Block gehorcht, ist kein Mann für eine Zeit, die diesem Block zuleibe will. Darum muß er herunter, die Beine seines Stuhles müssen angesägt werden, solange man die Säge noch in Händen hält. Und siehe, sie sägen.

So ist Bethmann Hollweg, ohne zu wollen, ein Gegner der Konservativen geworden. Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Das ist das tragische Motto des zweiten Teils unsrer Tragödie. Wann die Peripetie eintritt, und ob es nicht angenehm sein mag, kurze Zeit nur Kanzler gewesen zu sein: viel schöne Stunden sind den guten Vorsätzen nicht mehr beschieden, mit denen der Hohenfinower vor anderthalb Jahren aus Kiel kam. Die Konservativen machen Ernst. Denn das Wasser steht ihnen an der Kehle, und sie haben viele Wege, krumme und gerade, zum Ziele zu kommen. Wie soll sich auch ein Kanzler halten, der über den Parteien stehend auf keiner Partei steht? Rechts Feinde, im Zentrum kalte Egoisten, links lauter Leute, die sich sagen, daß es ihnen schlechter nicht gehen kann, als unter der schwarzblauen Konstellation. Ein Block von Zentrum und Nationalliberalen? Auch das Unmöglichste ist möglich, wenigstens vorübergehend. Aber Verlaß wäre auf diese widernatürlichste aller Paarungen nicht. Und für den „Block der Linken" ist ein Bethmann der Ungeeignetste der Ungeeigneten. Wir wollen grundsätzlich nicht prophezeien. Nicht in die Seele des Herrn v. Heydebrand hinein, noch in die Hohenfinower, noch in die irgendeines andern Sterblichen. Ihnen allen ziemt wie uns und „dem ganzen Reich, in eine Stirn des Grames sich zu falten". Wir sind Zuschauer unsres eigenen Spieles.

Oesterreich-Ungarns Flottenprogramm 1911.

Von H. Prehn-v. Dewitz (Brüssel).

Im Budapester Delegations-Gebäude schwirren große Zahlen durch die Luft. Mit Spannung horcht man am Ballhausplatz in Wien auf die Redeschlachten, die Offizielle und Volksvertreter sich im Heeresausschuß liefern. Dort, im Zentrum Magyariens, werden die Fragen entschieden, an denen die Bevölkerung der ganzen Monarchie auf das stärkste interessiert ist. Mit den Marinevorlagen beginnt der Tanz. Der Marineminister, Graf Montecuccoli, verlangt Dreadnoughts, Kreuzer, Torpedo- und Unterseeboote; jedes Wort, das er spricht, fordert Millionen. Vier Dreadnoughts zu je 20 000 Tonnen Deplacement, 3 Kreuzer, 6 Torpedofahrzeuge und 18 kleine Schiffe sieht der Regierungsbauplan vor. 312 Millionen Kronen, die von 1911 bis 1916 fällig sind, dürften den Bedarf decken. Viel Worte wagt der Minister nicht zu machen. Die Begründung seiner Forderungen trifft nicht den Kernpunkt. Er müßte ansonst die geplanten Neubauten offen als Rüstungen gegen einen verbündeten Staat bezeichnen.

Zum ersten Male zeigt man in Wien Nervosität über die stets schärfer klingenden Programmrufe der Irredenta. Der Optimismus à tout prix, der in den maßgebenden Kreisen der österreichischen Metropole den italienischen Herausforderungen gegenüber bis jetzt geherrscht hat, ist im Schwinden begriffen. In das kommende Jahr fällt abermals der Kündigungstermin des Dreibundes. D'Annunzios Kampfesruf „mare nostro" hat im italienischen Volke das erwartete Echo gefunden, und immer

Digitized by Google

zuversichtlicher streckt das „unerlöste Italien“ seine Hände nach der Adria aus.

Die Flotte des Habsburg-Reiches ist schwach. Österreich-Ungarn hat nie Aufwendungen für seine Marine gemacht. Seit den Tagen Tegetthofs hat es sie vernachlässigt. In Anbetracht der relativ geringen Küstenlinie wurde eine Flotte stets nur als Luxus betrachtet. Unter diesen Umständen wurde die österreichisch-ungarische Flotte, die so weit hinter den Marinen andrer Mächte zurückstand, bald zur quantité negligeable. Die Seestärke Österreich-Ungarns zu derjenigen Italiens steht heute im Verhältnis von 1 : 1,6. Solange Habsburgs Flotte aber so schwach ist, kann Italien hoffen, bei einem etwaigen Zusammenstoß die unvermeidliche Niederlage zu Lande durch einen Seesieg und damit Lahmlegung des österreichischen Seehandels zu kompensieren.

Zwar ließ auch Österreich-Ungarn, getreu dem Vorbilde Englands und der Nachahmung aller andern zivilisierten Nationen, den Auftrag zum Bau zweier Dreadnoughts ergehen. Da aber die Regierung bei den unglücklichen Verhältnissen die Parlamente nicht um Geld anzugehen wagte, so wurden beide Schlachtschiffe erstmalig auf dem Stabilimento Technico in Triest auf Gefahr und für Rechnung dieser Schiffbaugesellschaft auf Stapel gelegt. Daß die Regierung sie nach Vollendung abnimmt, und daß die gesetzgebenden Körperschaften die erforderlichen Mittel nachträglich bewilligen, darf man wohl hoffen. Vorläufig fungieren sie in den Aufstellungen für 1910, trotzdem das erste bereits am 30. September 1909 vom Stapel gelaufen ist, noch als „im Bau“. So ergibt sich denn von der Stärke der österreichisch-ungarischen Flotte, verglichen mit der Flotte Italiens, als deren Gegengewicht sie heute zu gelten hat, das folgende drastische Bild:

	Österreich-Ungarn		Italien	
	Anzahl	Tonnendeplacement	Anzahl	Tonnendeplacement
Kriegsschiffe, fertig	10	88 120	9	110 280
im Bau . . .	2	29 000	4	85 500
Befestigte Kreuzer, fertig . .	3	18 870	9	69 700
im Bau .	—	—	1	9 830
Geschützte Kreuzer, fertig . .	3	7 050	5	12 320
im Bau .	1	3 540	3	9 900
Somit überhaupt fertig (1910)	16	114 040	23	192 300
„ „ im Bau „	3	32 540	8	105 230
Im Ganzen	19	146 580	31	297 530

Beachten wir hierbei wohl neben der Überlegenheit Italiens an schwimmendem Material auch seine Überlegenheit hinsichtlich des Deplacements der Schlachtschiffe der Dreadnought-Klasse. Während Österreich-Ungarn zwei Schiffe dieser Klasse zu je 14 500 Tonnen Deplacement in Bau gegeben hat, sieht das italienische Programm vier solche mit einem Deplacement von 21 000 und 21 500 Tonnen vor.

Das kleine Deplacement wurde bei den österreichischen Schiffen durch eine unangebrachte Sparsamkeitssucht erreicht. Dieser in Fachkreisen als unerhört empfundene Mißgriff konnte auch nur den Vizeadmiral Chiari veranlassen, in unsern Tagen Österreich den Rat zu geben, seine Schiffe als „alt Eisen“ zu verkaufen.*) Denn wahrlich, veraltet waren sie. Seine neueste Type selbst war eine Antiquität, längst überholt von den Bauten andrer Nationen. Diesen Fehler sucht es jetzt wieder gut zu machen, und Montecuccolis Programmforderung: 4 Dreadnoughts mit mindestens je 20000 Tonnen Deplacement, ist der erste Schritt in dieser Richtung. Noch widersetzen sich freilich, wie immer, wenn es sich um die Marine handelt, die magyarischen Delegierten der Vorlage. Doch man wird sie gewinnen. Nicht umsonst brachte die Reichsregierung zugleich mit der Flottenvorlage eine Heeresvorlage ein. Ihre Forderung: Ausstattung der transleithanischen Honved (d. h. der ungarischen Landwehr) mit Artillerie, mußte die ungarischen Volksvertreter gefügig machen. Denn hiermit wäre für sie nicht mehr und nicht weniger erreicht, als eine ungeahnte, kräftige Stärkung des Magyarentums. Die verlangte Gleichstellung der ungarischen Landwehr mit der regulären Armee bedeutet die Schaffung einer königlich ungarischen Armee, die im nationalen Geiste ausgebildet ist. Nur das besondere Vertrauen, das der Monarch einst Andrassy und Franz Déak entgegenbrachte, hatte überhaupt die Gründung der Honved zugelassen. Artillerie hatte sie indessen nie erhalten. Nun soll sich in aller Stille vollziehen, was man 40 Jahre lang standhaft und im Bewußtsein des Risikos den ungarischen Heißspornen geweigert hatte. Das Zuckerbrot wird den Magyaren munden, und zum ersten Male wird das Marineministerium seine Vorlage voll und ungeschmälert unter Fach bekommen. Es bleibt höchstens noch ein Abkommen zu treffen, durch das den ungarischen Fabriken die Hälfte an den Baulieferungen zugewiesen wird.

Wird Österreich-Ungarn mit der Durchführung dieses Programms auch nicht seine Inferiorität zur See gegenüber Italien vollständig beseitigen (Italien arbeitet auch bereits an neuen ausgedehnten Flottenplänen), so wird es sie doch mildern und voraussichtlich in Zukunft das scharfe Wort des Obersten Gädke: „Ohne ein Wunder kann die österreichische Flotte das adriatische Meer gegen Italien nicht halten**)“, als veraltet erklingen lassen.

*) In Danzer's Armee-Zeitung.
**) Berliner Tageblatt, 25. 8. 08.

Digitized by Google

Wandern und Reisen.

Von Adolf Heilborn (Steglitz).

Nun wird es bald auf allen Wegen und Stegen wieder jubeln: „Der Mai ist gekommen“, und jäh erwacht dann in unsrem Herzen aus dem winterlichen Schlummer die Wanderlust, jene urdeutsche Sehnsucht, die uns ewig im Blute singt, und die in Eichendorffs „Reisesegen“ gleichsam ihr Glaubensbekenntnis gefunden hat: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt“.

Es ist etwas Eigenes um diese sehnsüchtige, abenteuernde Wanderlust im deutschen Blute. Sie trieb einst unsre Altvordern, hinabzusteigen in die rebengrünen, sonnenleuchtenden Gefilde Italiens, sie schwebte unsichtbar-uneingestanden den Bannern der Kreuzritter voraus, sie führte nicht zuletzt die Scharen der Auswandrer übers Meer. Sie ist in uns allen lebendig, wennschon sie zu Zeiten wohl schlummert: mit dem ersten Lerchentrillern, dem ersten Birkengrün erwacht sie und nimmt wie ein Fieber Besitz von unserm ganzen Wesen. Den treibt sie ins Hochgebirge, jenen ans Meer; der stillt sie in den schattenreichen Wäldern Thüringens, jener tut ihr gar Genüge in einem freundlichen Dörfchen inmitten goldner Ährenfelder. Sie zehrt am Städter heißer als am Landmann; sie läßt ihm seine Häusermauern als düstre Gefängnisse erscheinen, und sie befriedigen ist ihm, seiner Ketten ledig werden. Sie ist im letzten Grunde der Ausdruck unsrer Sehnsucht nach der Natur und dem Natürlichen, die uns wie ein verlorenes Paradies dünken, und darum hat das Wörtchen „Wandern“ für uns so feierlich-frohen Klang wie für Kinderherzen das einzige „Weihnachten“.

„Wandern“ — wem wird bei diesem Klange nicht heimlich die ganze Poesie der Romantik und Biedermeierzeit wieder lebendig? Da rollt die Postkutsche den Berg hinan, da wandern Schüler mit Ränzel und Stab „durch Feld und Buchenhallen“, da ziehen Wanderburschen zum Tor hinaus, und hinter ihnen winken die Tränentüchlein. Da geht im tiefen Grunde ein Mühlenrad, das Wasser schäumt übers Wehr und sprüht in tausend Funken; da webt das Jagdhorn goldne Töne durch den dunklen Tann. Da gießt vom nachtschwarzen Sternenhimmel ein blasser Frühlingsmond sein silbern flutendes Licht über „Täler weit und Höhen“, über einsame Häuschen, zerfallene Burgen. Da grüßen alte Nester mit roten Ziegeldächern und winkligen Gäßchen, mit plätschernden Brunnen und lustigen Wirtshauszeichen. Da ragen kühne Dome mit trotzigen Türmen, und der breite Strom, darin sie sich spiegeln, trägt segelblähende Schiffe. Beim Wandern und Reisen erfährt mans: „Wie wunderschön ist Gottes Erde“. Und nicht nur die deutsche Heimat ergreift uns mit seltenem Zauber: die Menschen darin, die Wanderburschen auf gleichem Wege; wie weitet sich das Herz, wie möchten wir nicht alles und alle mit quellender Liebe umfangen! Wie fallen all unsre törichten Vorurteile von uns ab, all unsre Geschicklichkeiten, hinter denen wir den Menschen in uns so mühsam verbergen. Wie lernen wir beim Reisen erst, die Eigenart der andren richtig werten, da wir mitten unter sie gestellt und auf sie angewiesen sind. „Reisen bildet“, sagt ein kluges Wort, und es bildet nicht nur den Verstand, es bildet und rundet auch die Persönlichkeit in uns. „Reisender Leut Gemüt und Sinn, gleichwie ihr Leib schwebt her und hin“, heißt's schon in des alten Fischart „Trostbüchlein“. Reisen öffnet uns die Augen, es lehrt uns sehen, macht aufmerksam, und auch der kleine Kreis seines Wirkens erscheint dem Heimgekehrten in ganz andrem Lichte fruchtbar. Der unvergängliche Sonnenschein der frohen Wander-Ferien-Zeit vergoldet ihn auf lange hinaus; ein Neues ist gleichsam jedes Alte geworden. Und wie die Biene des Winters von dem Honig zehrt, den sie von ihren Flügen in den Stock getragen, so zehrt er manchen trüben Tag der Unlust von den Erinnerungen der vergangenen Reisezeit.

Freilich, man muß auch zu wandern und zu reisen verstehen. Wer immer nur die Uhr in der Hand reist, mit Minuten geizt und rechnet, nur den „Panoptikumberühmtheiten“ gleichsam nachjagt, mit den Augen seines Reisebuchs allein sieht, immer nur das sieht, was im Baedeker einen Stern hat, so bewußt sieht, so genau, daß er daheim versichern kann, wenns im Reisebuch steht, dann hab ichs auch gesehen, der hat freilich vom Reisen keinen Gewinn. Wer nur, mit Anastasius Grün zu reden, „weils Mode just“, reist und nicht vom „Drang in der Brust“ getrieben wird, dem ists besser, er bleibt „mit Sorgen zu Haus“. Und solch ein Griesgram, der sich über alles erhaben dünkt, mag denn zu Zeiten auch unsereinem die Laune für ein Weilchen trüben. Zu rechtem Reisen gehört ein guter Wille und ein fröhlich Herz. Ich blättre in Reisebriefen der „guten, alten Zeit“, die noch ganz eine Zeit des Wanderns und des ruhig genießenden Reisens war, und lese: „Eines so heiteren, frischen Reisetages, wie des gestrigen, weiß ich mich gar nicht zu entsinnen seit meiner Reisepraxis. Frühmorgens war der Himmel grau und bedeckt, die Sonne kam erst später durch; dazu kühle Luft und Himmelfahrtstag. Die Leute waren geputzt, und ich sah sie in einem Dorfe in die Kirche gehen, in einem andern wieder herauskommen, in einem dritten Kegel schieben. Überall in den Gärten gabs bunte Tulpen. In Weißenfels gaben sie mir einen kleinen Korbwagen, in Naumburg gar eine offene Droschke; die Sachen wurden hintenauf gepackt, samt Hut und Mantel, ich kaufte mir ein paar Maiblumensträuße, und so gings durch das Land wie auf einer Spazierfahrt ... Die Gegend sah so

Digitized by Google

frühlingsmäßig und geputzt, bunt, heiter aus, und dann ging die Sonne so ernsthaft hinter den Hügeln unter, und dann fuhr der russische Gesandte in zwei großen, vierspännigen Wagen so mürrisch und geschäftsmäßig, und ich fuhr in meiner Droschke als Hasenfuß so bald bei ihm vorüber, und abends bekam ich noch städtische Pferde, damit ein kleiner Verdruß auch nicht fehlte — er gehört nach meiner Theorie zum Pläsier —, und ich komponierte den ganzen Tag so sehr gar nichts, sondern genoß faul." So begann 1830 Felix Mendelssohns italienische Reise, und das sah und erlebte er alles auf einem kleinen Streckchen Wegs zwischen Halle und Weimar. — Doch es wird wohl immer jene beiden Reisenden geben, von denen der eine, gefragt, was er denn alles gesehen, jauchzt: „Ei, Bäume, Wiesen, Bach und Hain und blauen Himmel und Sonnenschein", der andre, mürrisch mit Gähnen und einem wegwerfenden „Ach", dasselbe gelangweilt aufzählt.

Was weiß solch bedauernswerter Griesgram von den heimlichen Wonnen, die im bloßen Reise-Planen liegen! Wohin — an die See, ins Gebirge, in die Idylle trauter, alter Nester, zu den Wundern und der Pracht der großen Städte? Über Büchern und Karten sitzt du da, die Augen werden dir blank und die Wangen rot von all dem Träumen und Planen, dem Sehnen und Rechnen. So geheimnisvoll und festlich froh ist uns die Zeit, wie Kindern die grauen Tage vor Weihnachten sind. Und das Fieber wächst, das Sehnen: hinaus, je näher der Tag, der unsern Plänen Erfüllung verheißt! . . .

Wie köstlich klingt doch dieses „Wandern und Reisen", und wie bitter weh tut jenes: „Nicht-reisen-können". In den Fesseln täglicher Fron ist unser Leib zermürbt, die Seele müde geworden. Die goldne Sonne lockt, der blaue Himmel, das Grün der Sträucher und Bäume, das Jauchzen der Drosseln und Finken, und wir — wir sind Gefangene, eingekerkert in die düstren Mauern der Häuser, Gefangene harter Pflichten und des — schmalen Beutels. Wie schleichen sie dahin, die Ärmsten, die nicht reisen können, und rings um sie der frohe Lärm der zur Reise Gerüsteten! Wie gibts uns einen Stich durchs Herz, die blassen Kinder zu sehen, die mit weit aufgerissenen Augen und dem Munde, um dens wie aufsteigendes Weinen zuckt, der Abfahrt ihrer glücklicheren Spielgefährten zuschauen müssen! Wer hier Abhilfe schaffte, er wäre ein Wohltäter der Menschheit zu nennen. Geht einmal auf die Bahnhöfe, wenn milde Hände die Kinder der Armen in die Ferien senden, und schaut Euch die jungen Menschenblumen an, wenn sie vom Sonnenschein gewärmt, von der reinen Luft der See und des Gebirgs erquickt, heimkommen aus den Ferienkolonien! Ists doch, als trüge ein jedes Kind von dem heilenden, glücklich machenden Hauch der Natur mit sich heim in die düstre Stube des winterlichen Kerkers. Aber das ist nur wie ein Tropfen auf den heißen Stein, die Hilfe an den wenigen, kranken Kindern. Wer vielen solches Glück verschaffen will, der bedarf dazu des Helfens vieler, aller. Und darum erscheint mir die Idee des „Reisebundes"*): im Austausch vielen, allen Bedürftigen, den Segen des Reisen-Könnens zuteil werden zu lassen, eine so großartige, der Unterstützung aller Menschenfreunde wert. Darum, und weil sie auf einem Grundzuge deutschen Wesens beruht, dem Üben der Gastfreundschaft, die unsern Altvordern wie religiöse Pflicht galt.

Über neuere biologisch-medizinische Probleme.

(Blut- und Eiweißforschung, Überempfindlichkeit, Idiosynkrasie.)

Von Dr. med. M. Urstein (z. Z. Steglitz).

VI.

(Schluß.)

Wenn wir uns die früher angeführte Tatsache ins Gedächtnis zurückrufen, derzufolge bei einem Meerschweinchen an jener Stelle, wo die Reïnjektion geschieht, sich bereits nach wenigen Stunden ein brandiges Geschwür zu entwickeln pflegt, und weiterhin an den Patienten Landmanns denken, bei dem schon einige Minuten nach Genuß des Eiereiweißes, gegen das er anaphylaktisch war, auf der Zunge kleine Geschwürchen erschienen, so läßt sich dies nach meiner Überzeugung ganz ungezwungen in der Weise erklären, daß ähnlich wie im Reagensglase an den betreffenden Stellen das vorhandene Anti-Eiweiß sich unter Zuhilfenahme des Komplements mit dem ganzen neueingeführten Eiweiß blitzartig verbindet. Dadurch werden jedoch relativ große Mengen von Gift in Freiheit gesetzt, die nun das Gewebe überfluten und abtöten. Bei der Reïnjektion direkt in ein Blutgefäß verteilt sich die einverleibte Substanz durch den Kreislauf mehr oder weniger gleichmäßig auf den gesamten Körper, so daß die verschiedensten Organe beeinträchtigt und in ihrer funktionellen Leistungsfähigkeit auch zugrunde gerichtet werden können. Nach der Einspritzung in die Haut aber muß sich der ganze Prozeß rein örtlich abspielen, weil alles Eiweiß lokal verbraucht wird, und die Vereinigung sich vollzogen hat, bevor eine Resorption überhaupt möglich war, da die Bedingungen hierzu gerade im Unterhautzellgewebe oder -Muskel an sich schon ungünstiger liegen und verhältnismäßig viel Zeit beanspruchen. Überdies wird, ähnlich wie nach Anwendung stärkerer Karbol- oder Sublimatlösungen, durch die Eiweißgerinnung an der betreffenden Stelle gleichsam

*) Geschäftsstelle Berlin W. 9.

Digitized by Google

ein Schutzwall gebildet, so daß alles hier deponiert bleibt, zumal das Eindringen in die tieferen Gewebspartien und damit eine Resorption sehr erschwert sein oder gar auf unüberwindliche Festungsmauern stoßen muß.

Aber auch im Körperinnern wird eine schwere Gewebsschädigung überall da eintreten können, wo größere Giftmengen auf einmal abgeladen werden, gleichviel ob dieselben aus bakteriellem oder sonstigem Eiweiß in Freiheit gesetzt worden sind. Wenn also Mikroben an einem umschriebenen Ort in reicher Zahl nisten, so ist dieser gerade während der kritischen Neubildung der Antikörper resp. nach Zufuhr bazillenvernichtender Arzneien am meisten gefährdet. War die abgespaltene Giftmenge im gegebenen Bezirk sehr groß, so werden, zumal bei ungünstigen Resorptionsverhältnissen, die Bakterien zwar abgetötet, aber mit ihnen auch die Gewebe oder Teile der Organe, in denen diese Krankheitserreger bezw. deren Produkte angehäuft gewesen sind. Der Lungenbrand und selbst die Zerstörung bei der Tuberkulose ließe sich mithin nach unsrer obigen Auffassung so erklären, daß an jenen Stellen zuviel Parasiteneiweiß und Antikörper auf einmal in Aktion treten und durch reichliche Giftabspaltung den Untergang des Lungengewebes bedingen. Beim Typhus wuchern bekanntlich die spezifischen Erreger vorwiegend in der Darmwand. Während der beiden ersten Wochen sind nur wenig Antikörper vorhanden, das Fieber steigt und hält sich auf einer bestimmten Höhe. In der dritten Woche aber haben sich, wie angenommen werden muß, genügend Schutzstoffe angehäuft, — und gerade um diese Zeit treten auch im Darm Geschwüre auf. Ist indes unsre Vermutung richtig, so wird es uns nicht weiter wundern, wenn in den Depots der Typhuserreger bei der Vereinigung von Bakterieneiweiß mit den Antikörpern und nachfolgender reichlicher Giftabspaltung in der Darmwand sich ein Gewebszerfall etabliert, der dadurch noch gesteigert wird, daß andre im Darmkanal schmarotzende Parasiten sich in jenem toten Gewebe, das keinen Widerstand mehr leisten kann, einen günstigen Nährboden zu ihrer Vermehrung schaffen. Das Absterben des Gewebes ist eben das Resultat einer Giftwirkung und an sich nicht fortschreitend, wofern kein Toxin mehr weiter einwirkt. Erst durch Hinzutreten von Wunderregern kommt es zu den eigentlichen Geschwürsbildungen und eventuell auch zu Umsichgreifen des Prozesses.

Man könnte einwenden, es sei kein Wunder, daß die typhösen Geschwüre erst in der dritten Woche auftreten, da zu ihrer Bildung eine bestimmte Zeit nötig sei. Gewiß, aber es muß doch wiederholt werden, daß diese Gewebsnekrose gerade in die Zeit fällt, wo die typhöse Erkrankung bereits im Ablaufen begriffen ist und, wie nachgewiesen werden kann, der Organismus viel Schutzstoffe enthält. Die Stellen, welche später zerfallen, sind ja schon in den ersten Tagen der Infektion verändert, aber entsprechend der spärlichen Antikörperzahl und geringen Giftabspaltung finden wir eben zu jener Zeit nur Reiz- und Entzündungserscheinungen, ähnlich wie bei den Hautausschlägen, die sich als lokale Reaktionen auf spärliche Toxinmengen darstellen. Überdies haben wir bei der Reinjektion schon nach wenigen Stunden und bei jenem Hotelier innerhalb von Minuten eine totale Zerstörung des Gewebes eintreten sehen, die lediglich als Giftwirkung gedeutet werden kann.

In gleicher Weise ließe sich das Absterben der Gewebsteile bei andren toxischen oder infektiösen Prozessen erklären, wir wollen aber nur noch die syphilitischen betrachten. Die spezifischen Erreger (Spirochäten) gelangen in die meist durch Schrunden oder sonstige ganz kleine Verletzungen beschädigte Haut resp. Schleimhaut. Hier findet zunächst eine Vermehrung der Bakterien und damit auch eine Anhäufung der Stoffwechselprodukte statt. Nach einiger Zeit — in der Regel vergehen 3 Wochen — tritt an der Eingangspforte Gewebszerfall ein, weil eben (nach Analogie mit andren Prozessen) in der Infektionsquelle Spirochäteneiweiß mit den normalen oder inzwischen neugebildeten Antikörpern zusammentraf und Gift in einer Menge abgespalten wurde, die genügte, um einen Untergang der Gewebspartie herbeizuführen. Gegen die Annahme einer streng lokalisierten oder zunächst jedenfalls ganz auf die abgestorbenen Gewebsteile beschränkten Vermehrung der Bakterien und ihrer Produkte spricht keineswegs der Umstand, daß die Menschensyphilis (bei Tieren liegen die Verhältnisse etwas anders) eine Allgemeinerkrankung ist. Auch beim Typhus findet man nach einiger Zeit die spezifischen Erreger im Blute oder in der Haut (daher die „Roseolen", jene rosaroten Flecken, deren Auftreten wir uns genau so erklären können wie den Ausschlag bei den Kinderkrankheiten), aber zunächst nisten die Bakterien im Darm und haben dort ihr Hauptdepot. Weiterhin ist bekannt, daß die frühzeitige chirurgische Entfernung der Infektionsquelle bisweilen — ohne jede spezifische Behandlung — vor weiteren Krankheitserscheinungen geschützt hat, ferner, daß die Erreger in diesem Stadium sich nur in den betroffenen Partien nachweisen lassen und endlich, daß die für das Leiden so charakteristische Wassermannsche Reaktion erst sechs Wochen später auftritt, woraus gefolgert werden darf, daß die Spirochätenprodukte vorher noch nicht in den Kreislauf gelangt sind. Versuche mit Material, das aus den Geschwüren selbst resp. deren allernächster Umgebung zu entnehmen wäre, scheinen nicht vorzuliegen. Daß aber die Wassermannsche Reaktion auf bestimmte Körperteile beschränkt bleiben kann, ist wiederholt festgestellt worden. Gerade bei der Paralyse und dem Rückenmarksschwund führt die Untersuchung des Blutes bisweilen zu negativen Ergebnissen, während sie positiv ausfällt in der

Digitized by Google

sog. Lumbalflüssigkeit, d. h. jener Flüssigkeit, die das Gehirn und Rückenmark umspült und einschließt, in der die beiden Organe sozusagen schwimmen, was offenbar den Zweck hat, bei etwaiger Erschütterung des Körpers ein Anprallen an den harten Knochen zu verhüten. In der Flüssigkeit also, die mit den vom Krankheitsprozeß ergriffenen Organen direkt in Berührung kommt, läßt sich die Wassermannsche Reaktion schon nachweisen, während sie im Blute noch fehlt.

Wie bereits erwähnt wurde, findet man in den primären Erscheinungen die spezifischen Erreger. Daraus folgt, daß die in der Infektionsquelle abgespaltene Giftmenge zwar genügte, um einen lokalen Gewebszerfall zu erzeugen, aber nicht ausreichte, um alle Bakterien abzutöten. Diese gelangen vielmehr nach einiger Zeit in den Kreislauf, und aus der örtlichen wird eine allgemeine Infektion. Nachdem sich die Spirochäten, etwa wie die Masernerreger, im Organismus genügend vermehrt haben, treten — abermals vergehen 3 Wochen — die sekundären Erscheinungen auf, die sich in Hautausschlägen, entzündlichen Veränderungen im Halse &c. äußern. Unsrer Auffassung gemäß wären auch diese Symptome das Resultat einer Giftabspaltung, die nach Inaktiontreten der Antikörper ermöglicht wird. Offenbar vermag indes der menschliche Organismus, wenn überhaupt, dann nur ganz ausnahmsweise, soviel Schutzstoffe zu bilden, daß alle Spirochäten auf einmal vernichtet werden. Wohl kann es zu Stillständen, sogar zu spontaner Heilung kommen, diese ist aber gewöhnlich nur eine scheinbare. Die Parasiten vegetieren eben weiter und rufen, nachdem sie sich allmählich genügend vermehrt haben, Rückfälle hervor, wobei sich die Symptome vom Sitz des Krankheitsprozesses ableiten lassen. Andrerseits darf angenommen werden, daß innerhalb des Körpers oder im Blute gewisse Regulations- und Entgiftungsmechanismen sich vollziehen. Ob es sich da um Zustände etwa nach Art der antianaphylaktischen oder um eine Selbstimmunisierung resp. Erzeugung von Toxinmengen handelt, die keine krankhaften Erscheinungen veranlassen können — genug, ein Ausgleich muß möglich sein. Sonst wäre es unbegreiflich, warum manche Individuen 10, 20 und gar 30 Jahre anscheinend völlig gesund sind, obwohl sie die ganze Zeit hindurch lebende Spirochäten beherbergen. Es gelingt eben selbst nach so langen Intervallen, bei etwaigen Rückfällen die spezifischen Erreger in den betroffenen Organen nachzuweisen und ebenso darzutun, daß es sich nicht um frische, neue Infektionen, sondern um ganz alte, wie wir sagen, tertiäre Prozesse handelt. Die Spirochäten müssen demnach die vielen Dezennien im Körper vorhanden gewesen sein, nur haben sie keine Störungen ausgelöst, die als krankhafte Symptome hätten auffallen müssen.

Bekanntlich werden die Gehirnerweichung und der Rückenmarksschwund, die in der Regel erst Jahre bezw. Jahrzehnte nach stattgehabter Ansteckung auftreten, als Folgezustände dieser Infektion betrachtet. Da indes, wie wir sahen, die Parasiten unheimlich lange Zeit im Körper verweilen, ohne zunächst noch ihre verderbliche Wirkung zu dokumentieren, da ferner gewissen Tatsachen zufolge die Wassermannsche Reaktion mit der Anwesenheit und dem Vegetieren von Spirochäten innigst zusammenhängt, wir sie aber bei solchen Kranken regelmäßig, sei es im Blute oder in der Lumbalflüssigkeit nachzuweisen vermögen, so können diese beiden Erkrankungen als eigenartige, aber doch direkte Erscheinungsformen der Syphilis aufgefaßt werden. Ich stelle mir vor, daß es sich hier um chronische Vergiftungen des Gehirns oder Rückenmarks handelt, wobei das Toxin zwar in spärlichen Mengen gebildet, jedoch immer wieder erneuert wird, weil eben die Quelle nicht versiegt. In der ersten Zeit reichen die in Freiheit gesetzten Giftquanten nicht aus, um eine nennenswerte Schädigung zuwege zu bringen. Dadurch aber, daß die Zellen jahrelang unter anhaltender Toxinwirkung stehen, sich sozusagen ununterbrochen verteidigen müssen und gezwungen werden, immer wieder neue Antikörper zu bilden, erlahmen sie schließlich und gehen dann nach und nach zugrunde.

Die Paralyse ist also m. E. eine Manifestation der Syphilis. Daß dieser chronischen Vergiftung ebenfalls anaphylaktische Vorgänge zugrunde liegen, ist in hohem Grade wahrscheinlich. Manche Symptome, insbesondere die Krampfanfälle der Paralytiker, lassen sich auch am befriedigendsten im Sinne einer Intoxikation deuten. Wir haben aber gesehen, daß bei Tieren und Menschen die allerkonstanteste Erscheinung der Anaphylaxie sich eben in Krampfanfällen äußert, und dieser Umstand war für uns der Grund, daß wir die echte Epilepsie (Fallsucht) für ein anaphylaktisches Leiden erklärt haben. Andrerseits wissen wir, daß nur ein relativ geringer Prozentsatz früher infiziert gewesener Individuen später an Gehirnerweichung oder Rückenmarksschwund erkrankt; wovon dies abhängt, läßt sich noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Es kann jedoch unmöglich geleugnet werden, daß Schädlichkeiten, die den Körper treffen, die Wirkung des wenn auch in noch so spärlicher Menge erzeugten Giftes mehr in Erscheinung treten lassen, weil dann die Zelle nicht von einer, sondern von mehreren Seiten einem Angriff widerstehen muß. In erster Linie ist es der Alkohol, der hier seinen verderblichen Einfluß geltend macht und den Ausbruch des latenten Leidens beschleunigt. Wenn ferner Krafft-Ebing sagte, die Paralyse sei eine Folge der Syphilisation und Zivilisation, so ist das insofern richtig, als der aufreibende Kampf ums Dasein und jene im hastigen Getriebe unsrer Zeit unvermeidliche Nervenanspannung die psychischen Kräfte leichter verbraucht und die Leistungsfähigkeit der Zellen bei bestehender Giftwirkung noch mehr herabsetzt. In dieser Beziehung sind eigentlich

Digitized by Google

die kulturell tieferstehenden Völkerstämme besser dran als die modernen. Ich selbst habe während eines längern Aufenthalts in Zentralasien, wo ich mich mit vergleichenden psychiatrischen Studien besonders beschäftigte, bei den Mohammedanern, die ja Abstinenzler sind und sich geistig keineswegs übermäßig anstrengen, nur äußerst selten eine Gehirnerweichung gesehen, trotzdem die Syphilis unter ihnen recht verbreitet gewesen war.

Was also der Organismus nicht allein schaffen kann, nämlich die Befreiung von den Spirochäten, das soll er mit Hilfe von Arzneistoffen zuwege bringen. Früher war es das Quecksilber und Jod, jetzt ist es das Ehrlichsche Wundermittel Salvarsan, auf das alle Hoffnung gesetzt wird. Wie diese Substanzen im Organismus wirken, ob direkt spirochätentötend oder dadurch, daß sie die Bildung gewaltiger Mengen von Antikörpern ermöglichen, ist noch nicht sichergestellt. Tatsache bleibt, daß Schutzstoffe sich wirklich nachweisen lassen und sogar in die Milch übergehen, weshalb es auch gelingt, durch Behandlung der Mutter die Infektion des Säuglings außerordentlich günstig zu beeinflussen. Ebenso vermochte man mit dem Serum behandelter Patienten bei andern Kranken einzelne Symptome zu beseitigen.

Bemerkenswert ist der Umstand, daß nach Injektionen von Salvarsan an den betreffenden Stellen mehr oder minder schwere Schädigungen, zuweilen sogar Zerfall des Unterhautzellgewebes bzw. Muskels, beobachtet werden, ebenso, daß manchmal eine Woche später bedrohlichere Symptome mit Hautausschlägen &c. aufgetreten sind. Beides, namentlich der Gewebszerfall, kann chemischen Ursprungs sein, da Arsenpräparate, zu denen Salvarsan gehört, bisweilen auch bei Gesunden das Gewebe vernichten. Bedenkt man aber, wie sehr diese Zustände an jene durch Reïnjektion bedingten erinnern, so muß man sich fragen, ob da nicht doch zwischen diesen Vorgängen Beziehungen bestehen, derart, daß nicht Salvarsan, sondern ein mit seiner Hilfe frei gewordenes Eiweißgift die örtliche Gewebszerstörung auslöst. Und wenn es sich ergeben hat, daß bei spezifischen Erkrankungen im Gebiete der Seh- oder Hörnerven nach der Salvarsanbehandlung mitunter eine vorübergehende, ausnahmsweise auch dauernde Verschlimmerung eingetreten war, so kann dies darauf bezogen werden, daß an Stellen, wo die Bakterienprodukte lagern oder die wuchernden Spirochäten abgetötet werden, am meisten Toxin entsteht.

In gleicher Weise möchte ich ferner ein Phänomen erklären, das während einer Kur zur Beobachtung gelangt. Es ist das die sogenannte Jarisch-Herxeimersche Reaktion, die sich darin äußert, daß der bestehende Hautausschlag bei der Behandlung mit Quecksilber oder nach Salvarsaninjektionen deutlicher hervortritt und eine größere Verbreitung gewinnt, wobei vorher nicht sichtbar gewesene bzw. zweifelhafte Eruptionen leichter erkannt werden können. Bemerkenswerterweise findet man das Phänomen bei den lokalen spezifischen Geschwüren resp. den primären Erscheinungen nicht oder in ganz geringem Grade vor. Nach unsrer Annahme ist das jedoch nur zu erwarten, da an jenen Stellen das Parasitengift, besonders aber die Antikörper zum allergrößten Teil schon verbraucht sind, und der örtliche Gewebszerfall eben als Resultat der Bindung beider anzusprechen wäre.

Man hat die Herxeimersche Reaktion auf ein infolge von Quecksilber bzw. Salvarsan bewirktes Zugrundegehen, d. h. eine rapide Auflösung größerer Mengen von Spirochäten, zurückgeführt, wodurch aus den Bakterienleibern stammende Gifte zur Resorption gelangen sollen. Ehrlich u. A. erblicken hingegen in dem Phänomen die Wirkung einer ungenügenden Dosis des angewandten Medikaments, weshalb die Erreger nicht abgetötet, sondern nur gereizt werden. Die Reaktion sei demnach als ein ungünstiges Zeichen anzusehen und berge die Gefahr von Rückfällen in sich.

Im Sinne unsrer bisherigen Darlegungen wäre aber gerade das Gegenteil zu erwarten, denn je stärker der Hautausschlag ist, um so mehr Antikörper mußten vorhanden gewesen sein. Auf diese Weise war mehr Gift freigeworden, so daß eine größere Menge von Parasiten vernichtet werden konnte. Die Steigerung der örtlichen Reiz- bzw. Entzündungserscheinungen läßt sich demnach als Resultat eines anaphylaktischen Vorgangs auffassen, genau so, wie das im Verlauf einer spezifischen Kur auftretende Fieber die Folge des Zusammentreffens von Spirochätengift und Schutzstoffen sei.

Man hat, wie beim Chinin, Salizyl, Arsen oder Quecksilber, auch schon beim Salvarsan die Beobachtung gemacht, daß manche Personen auf das Medikament nicht reagieren, daß sie, wie man sich ausdrückt, salvarsanfest sind. Eigentlich darf es uns keineswegs wundern, denn wir wollen doch nicht vergessen, daß Bakterien im Grunde genommen Mikroorganismen sind, die denselben Gesetzen unterliegen, wie die Zellen überhaupt. Genau wie es durch vorsichtige Behandlung mit einem Bazillenprodukt gelingt, die Zellen gegen dasselbe zu immunisieren oder wie wir durch Einübung resp. Gewöhnung an Gifte eine Unempfänglichkeit gegen dieselben erzielen können, so vermögen wir auch die Widerstandsfähigkeit der Krankheitserreger ganz erheblich zu steigern und sie sogar gegen allerlei Stoffe immun zu machen. Die Anpassungsfähigkeit der Bakterien ist eben wohl so groß, wie die der tierischen und pflanzlichen Zellen im allgemeinen. Jede Veränderung der Lebensbedingung bedeutet auch für die Mikroben einen Reiz, auf den sie mit einem Wechsel ihres Gleichgewichts ant-

Digitized by Google

worten. So sagten wir früher, daß gewisse Krankheitserreger schon bei 40 Grad Hitze vernichtet werden. Wenn man aber ganz allmählich die Wärme steigert, dann gelingt es nach einiger Zeit dieselben Bakterien noch lebensfähig auf einer Temperaturhöhe zu erhalten, bei der sie ohne Vorbehandlung sofort zugrunde gehen. Ähnliches konstatieren wir bei den Desinfektionsmitteln. Man kann durch ganz vorsichtige Erhöhung des Prozentgehalts einer Sublimat- oder Karbollösung resp. nach Zufuhr von Arsen bzw. Quecksilber die Bakterien dermaßen an die betreffenden Stoffe gewöhnen, daß sie ein Vielfaches der sonst tödlich wirkenden Dosis vertragen. Diese neu erworbene Eigenschaft vermag sich aber dank der Beharrungstendenz der Tätigkeitsrichtung auch auf die folgenden Generationen zu vererben. Wir ersehen daraus, wie wichtig es ist — und dieses Ideal schwebte Ehrlich gerade beim Salvarsan vor — sämtliche Krankheitserreger mit einem Schlage abzutöten, das Individuum gleich nach der ersten Zufuhr des Medikaments ganz keimfrei (steril) zu machen. Gelingt das nicht, so können einige Bakterien gerade durch die fortgesetzte Behandlung mit dem betreffenden Arzneistoffe allmählich eine Giftfestigkeit erlangen und diese sogar auf ihre Nachkommen übertragen.

Sehr wenig Nutzen hat leider auch die Salvarsanbehandlung gerade bei jenen Erkrankungen gestiftet, denen gegenüber unsre bisherigen Maßnahmen versagten, d. h. bei der Paralyse und dem Rückenmarkschwund. Es ist von vornherein verständlich, daß, falls hier wirklich Erfolge erreicht werden sollen, dies nur im Beginn, beim „Wetterleuchten" der Krankheitsprozesse geschehen kann. Selbst wenn es gelingt, alle Spirochäten durch Salvarsan abzutöten, so wird dem Patienten nur geholfen sein, wofern lebenswichtige Zellen und Organe vor der Behandlung noch nicht zu sehr geschädigt resp. vergiftet worden waren. Ist das Gehirn bzw. Rückenmark bereits so defekt, daß es sich nicht mehr zu erholen vermag, sind normal arbeitende Zellen nicht mehr zu retten, so kann man höchstens das Weiterschreiten des Prozesses verhindern, die Giftquelle endlich zum Versiegen bringen und eine Neubildung von Toxin vereiteln. Was aber schon zugrunde gegangen oder funktionsunfähig geworden ist, das läßt sich durch kein Medikament, überhaupt durch keinen künstlichen Eingriff wieder gut machen. Hinzu kommt, daß eine langwierige abnorme Zellarbeit kraft ihres Beharrungsvermögens selbst nach Aufhören des pathologischen Reizes in Permanenz treten und als dauernd krankhafte Lebensäußerung erscheinen kann.

Man hat mit dem Salvarsan bei der Paralyse oft genug sogar recht böse Erfahrungen gemacht. Allein auch das läßt sich wohl erklären, denn selbst ein Heilmittel vermag bei einem Patienten Segen, beim andren aber Unheil zu stiften. Im Beginn eines Krankheitsprozesses, bzw. da, wo lebenswichtige Organe nicht oder nur wenig affiziert sind, gleicht die Abtötung der Parasiten, und wenn sie sich noch so plötzlich vollzieht, einer Genesung. Anders z. B. bei der Paralyse. Hier wurden die Zellen unaufhaltsam, aber doch allmählich geschädigt und einer Giftwirkung ausgesetzt. Der Organismus hatte Zeit, sich den neuen Verhältnissen mehr oder weniger anzupassen, den Ausfall gewissermaßen noch zu regulieren. Werden dagegen durch Salvarsan Spirochäten abgetötet und damit größere Giftquanten auf einmal frei, so bedeutet dies eine jähe Gleichgewichtsstörung, und das Toxin stürzt sich auf die ohnehin schon sehr invaliden Zellen, wodurch der Prozeß des Absterbens noch beschleunigt wird. Überdies werden (z. B. im Gegensatz zum Blut, den Muskeln, Knochen oder der Haut) die Nervenzellen nicht erneuert. Sie wachsen zwar bis zu einem gewissen Alter aus, werden größer, voluminöser, aber sie vermehren sich nicht. Jede Gehirnzelle ist demnach so alt, wie das Individuum selbst und eine zugrunde gegangene oder funktionsunfähig gewordene bedeutet einen dauernden Ausfall. Nur mag der Leser nicht ängstlich werden! Sofern es sich nicht, wie bei der Paralyse, um einen mehr oder minder gleichmäßig fortschreitenden Untergang aller Zellgruppen handelt, brauchen wir keineswegs in Sorge zu sein und können auch größere Verluste ohne weiteres decken. Wir wissen ja gar nicht, wieviel von den Milliarden Gehirnzellen während des Lebens überhaupt in Anspruch genommen zu werden brauchen. Man möchte glauben, daß wenn bei den Menschen nur ein geringer Teil der vorhandenen entwickelt und in Aktion treten würde, es lauter Kapazitäten unter ihnen geben müßte. Jedenfalls hat uns unsre große Wohltäterin Natur in reichstem Maße versorgt! Überdies wird gerade im Gehirn das Prinzip der Nächstenliebe und Uneigennützigkeit wie nirgends sonst gewahrt. Gehen eben einzelne Zellgruppen zugrunde — sofort springen andre für sie ein und übernehmen deren Arbeit. Auf diese Weise brauchen selbst sehr ausgebreitete Läsionen des Gehirns keinen dauernden Schaden zu verursachen, da sie durch brach liegende oder gar andren Funktionen dienende Zellkomplexe vollauf ersetzt werden können.

* * *

Ich bin mit meinen Ausführungen zu Ende. Wir haben gesehen, daß die von uns erörterten biologischen Probleme im wesentlichen als gelöst zu betrachten sind, daß eine zunächst rein abstrakte theoretische Forschung uns nicht nur in der Erkenntnis mancher Lebens- und Krankheitsprozesse weiter gebracht, sondern auch für die praktische Nutzanwendung zum Wohle der Mitmenschen reiche Früchte getragen hat. Viele rätselhafte

Digitized by Google

Vorgänge vermochten wir zu klären und scheinbar die schärfsten Gegensätze auf gleiche Ursachen zurückzuführen. Ein großes, an sich kompliziertes, ja bis vor kurzem nur dem Fachmann zugängliches Bauwerk haben wir in seine Bestandteile zerlegt und diese gesondert betrachtet. Nachdem es uns dann gelungen ist, Einheitlichkeit und Ordnung zu schaffen, vermochten wir ein Gebäude zu errichten, vor dem sich nicht bloß der Fernerstehende bewundernd beugt, sondern in das sich auch jeder gebildete Laie hereinwagen darf und wo er sich unschwer zurechtfinden wird. Weiterhin konnten wir zeigen, welche Bedeutung die Erkenntnis des Wesens der Anaphylaxie für die Auffassung der Infektion und Immunität gewonnen hat. Damit ist aber die verheißungsvolle Bahn, die der Forschung gewiesen wurde, erst beschritten, und es leuchtet ein, daß manche Stoffwechselkrankheiten ebenfalls anaphylaktischer Natur sein können:

Geheimnisvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Gewiß nicht, aber heutzutage gilt das wohl nur, soweit es sich um Enträtselung der die Natur belebenden geheimen Kraft als solcher handelt. Nachdem dieser selbe Geist Unsichtbares sichtbar machen konnte, im Zeitalter des Tierexperiments, Reagensglasversuchs, Mikrotoms und Ultra-Mikroskops, der Photo- und Kinematographie, die ebenfalls der Biologie erschlossen wurden, mußte es auch gelingen, die Äußerungen und Erscheinungen jener Macht, die Kunstwerke der Natur bis ins Kleinste zu verfolgen, ebenso zu erforschen, was die tierischen oder pflanzlichen Elementarorganismen, die Zellen, unter normalen und krankhaften Bedingungen leisten. Vieles hat der Mensch schon seinem Willen unterordnen können; stolz darf der Arzt und Biologe auf das sein, was er bereits entdeckte. Bedeutendes ist da erzielt worden, aber noch mehr dürfen wir erwarten, denn das Genie des Gelehrten vermag kraft seines großartigen Apparats, des Gehirns, nicht nur den Schleier zu heben, sondern auch — zu durchleuchten!

Zwei Gedichte.

Von **L. Koch-Schicht** (Wien).

Aveglocken.

Nie kann ich mehr die Aveglocken hören,
ohn' daß ich dein geneigtes Antlitz seh —
als lauschtest du vielsüßen Engelchören,
die armen Augen nur so groß und weh,
Als seien deine Leiden schlafen gangen,
beim Sang der Abendglocken still und gut —
und hättest flehend nur mehr das Verlangen:
Kein neuer Tag mit neuer Schmerzensglut!

Auszug.

Wir müssen unser Haus verlassen —
noch einmal will ich deine Sterbestube sehn,
in dich verloren, wieder bange Wege gehn,
noch einmal Glut und Glück erfassen.

Schon hochgetürmt harrt unsre Habe
und schwankt hinaus, bereit, dem neuen Heim zu dienen —
Oh, weh ist mir! Und Andre sind mit Freudemienen
und kommen schon und träumen frohe Labe.

Und wissen nicht, was schon an Glück verdarb —
wie schwer hier Einer starb. . .

Die heilige Kümmernis.

Eine Legende.

Von **Otto Stoessl** (Wien).

In einer alten Stadt, wo viele Fromme wohnen, steht im Seitenaltar einer dunklen, abseits gelegenen Kapelle die Heiligenstatue einer fürstlich gekleideten, in allen Stücken sonst mit zierlichem, weiblichem Wuchs und Wesen gebildeten, ans Kreuz geschlagenen Frauenfigur, der nur — entsetzlich anzuschauen — an den zarten Wangen und unterm sanften Kinn ein richtiger Mannesvollbart flaumt. Viele Stammgäste beten gerade zu dieser „heiligen Kümmernis“ — so heißt sie — mit leidenschaftlicher Vorliebe: „Vor Deinem Bilde knien wir hier, o wundertätige Heilige und Märtyrerin Gottes, heilige Kümmernis! Mit Lobeshymnen preisen wir den Herrn und Dich und danken ihm, daß er Dich aus der Finsternis Deines Heidentums gerissen, zum Lichte des Christenglaubens geführt, so wunderbar Deine Reinheit Dir erhalten und Dich in Leiden gestärkt hat. Ans Kreuz geschlagene Jungfrau! Zu Dir erheben wir unsre Herzen und allen unsern Kummer legen wir auf Dich, heilige Kümmernis!“

Um das Jahr zweihundert nach Christi Geburt hatte der heidnische König von Lusitanien eine schöne und edle Tochter, namens Vilgeforlis, die sich im stillen zu dem neuen Glauben bekehrt hatte, dessen Lehre damals in der ganzen Welt noch der Feindschaft der Götzendiener begegnete. Da geschah es, daß ihr Vater aus Gründen der Politik und weil sie in den Jahren war, wo eine Königstochter

Digitized by Google

vermählt werden soll, den Prinzen von Sizilien zu ihrem Gatten bestimmte. Das gefiel nun der Vilgeforlis gar nicht, weil er ein Heide war, weil sie sich den viel herrlicheren himmlischen Bräutigam erkoren hatte und sonst aus andren triftigen Ursachen. Kurz, sie weigerte sich entschlossen, diesem mißliebigen Freier ihre Hand zu gewähren und bekannte sich deshalb mutig zu ihrem Glauben. Doch half ihr dies nichts, denn ihr grausamer Vater wollte sie zur verhaßten Ehe durchaus zwingen und setzte schon für den nächsten Tag die Hochzeit mit dem Prinzen von Sizilien fest. Da betete die schöne Vilgeforlis in der tränenvollen letzten Nacht ihrer Unvermähltheit zu Gott, er möchte ihr die Anmut ihres Gesichtes benehmen, damit sie ihrem bösen Freier zum Abscheu werde und weiter ihrem Himmelsbräutigam unangefochten dienen dürfe. Weil sie so, was einer Jungfrau das Teuerste ist, die eigene Schönheit um des Glaubens willen zu opfern bereit war, erhörte sie Gott, und siehe da, am nächsten Morgen erfand man sie mit einem schwarzen, flaumenden Mannesvollbart. Als ihr Vater diese furchtbare Veränderung wahrnahm und den Grund erfuhr, geriet er in solchen Zorn, daß er sie unverzüglich ans Kreuz schlagen ließ, damit sie, wie er sagte, Christo nun vollkommen ähnlich werde. Derart erhielt diese heilige Jungfrau durch die Grausamkeit des Vaters zur Krone der Unschuld auch die der Märtyrerschaft, und man nannte sie in Erinnerung ihrer Bedrängnis „heilige Kümmernis“ und suchte ihr Bild mit Vorliebe auf, wenn man, von Not erfaßt, einen verzweifelten Ausweg zu wünschen hatte.

Nun geht es aber mit der Heiligkeit wunderbar zu; das Erreichen dieses bevorzugten Standes, obschon mit manchem Ungemach verbunden, ist ein vergleichsweise rascher Leidensweg, aber das Heiligsein und -bleiben währt lange. So hatte die „heilige Kümmernis“, weiland die schöne Vilgefortis, in der Einsamkeit der kühlen Kapelle, in der betrüblichen Bewegungslosigkeit am Marterholze und bei der Anbetung so vieler Schwerbetrübter manches Jahrhundert lang Zeit, sich zu besinnen. Zuweilen sah sie in den Glastüren eines gegenüberstehenden Reliquienschrankes mit Entsetzen ihr entstelltes Antlitz und gedachte dabei ihrer einstigen untadeligen Lieblichkeit, und wie sie so recht ohne Kunde der Welt, ohne Freude am Leben heilig geworden und hingeschieden. Es war doch wohl auch für ein gläubiges Menschenkind keine Sünde, wenn es sein kurzes Erdendasein in ehrbarer Freude hinzubringen wünschte. Was so vielen frommen, aber unangefochtenen Mädchen gegönnt ist, in ihrer Blüte einen geliebten Mann zu finden, schöne Kinder, sich selbst und dem Herrn ein Wohlgefallen zu bekommen oder auch nur eine einzige Stunde irdischen Glückes innig zu genießen, war ihr versagt geblieben, und nun hing sie schon all die längste Zeit am Kreuze mit diesem unseligen Vollbart und verdankte nur der Abscheulichkeit ihres Martyriums ihre Beliebtheit, während kein Mensch sie sonstwo hätte freundlich anschauen mögen, das Jahrmarktwunder, das sie war. Der Gedanke, noch manche weitere hundert Jahre, ja eine ganze Christenewigkeit bis zum jüngsten Tage so bebartet hier zu hängen, schnitt ihr ins Herz und sie duldete als vollendete und geschichtliche Heilige in aller Stille noch ein weit bittereres Martyrium, als das kurze von dazumal. Und wenn die Kapelle leer war, so daß sie sich nicht zurückzuhalten brauchte, weinte sie helle Tränen in ihren Flaumbart hinein.

Gott, der alles sieht, kümmert sich auch um seine lieben Heiligen, obgleich er sich auf ihre Charakterstärke im allgemeinen verlassen kann. Aber auch sie bedürfen seiner Barmherzigkeit. Und da er ihren Schmerz wahrnahm, beschloß er, sie zu trösten, zumal sie bei sich in ihrer Bescheidenheit gar oft dachte, sie möchte sich ja mit ihrem Mißgeschick abfinden, wenn sie nur ein einziges Mal und nur eine Stunde lang wieder lebendig, in ihrer einstigen Schönheit, untadeligen Gesichts sich einer schuldlosen Mädchenfreiheit sollte erfreuen dürfen. Diesen Wunsch wollte der Allgütige erfüllen, aber nur diesen und nur ein einziges Mal, um nicht etwaige Berufungen und weitergehende Forderungen der vielen übrigen berücksichtigungswürdigen Heiligen zu erwecken, denn bevorzugt man irgendeinen und gestattet eine Ausnahme, „so kommen gleich alle und wollen auch etwas haben“. So reich ist selbst der Himmel und sein Herr nicht, um die Begehrlichkeiten ringsum zu stillen.

An einem Abend, als es dunkelte, führte der Allgerechte einen jungen Musikanten an den einsamen Altar der „heiligen Kümmernis“. Die bärtige Jungfrau erfreute sich ohne Arg an dem wohlgefälligen, freundlichen, armen, aber aus der Maßen liebenswerten Gesellen. Zu ihren Füßen hingen so manche dankbare Weihgeschenke erhörter Beter. Der flehende Musikant besaß aber keinen Kreuzer Geldes, geschweige denn eine kostbarere Spende; da er aber der „heiligen Kümmernis“ doch auch seine Erkenntlichkeit bezeugen wollte, fühlte er sich ja vor ihr wunderbar erhoben, wie noch nie, so nahm er seine Geige und bot ihr das Beste, was er vermochte, seine Musik, zu ihrem Preise. Und er spielte so herrlich — Gott wohnte in seinen Saiten —, daß ein warmer Strom von Jugend und Anmut, von Licht und Liebe und Maienheiterkeit von seiner Seele zum Herzen der einsamen Vilgefortis drang und ihre ganze hölzerne Gestalt belebte. Da jauchzte sie zum erstenmal aus tiefster Brust und fühlte sich frei wie in ihrer jahrhundertweiten Mädchenzeit, da sie in Lusitanien mit ihren Gespielen getanzt, gesprungen und noch von Heiligkeit nichts gewußt. Mit einem Male spürte sie auch keinen Flaumbart mehr um ihre Wangen, sondern daß sie glatt und rund und

Digitized by Google

blühend waren wie Pfirsiche. Der Geiger sah dies Wunder, welches Gott durch ihn erwirkt, und spielte sich und der schönsten Heiligen ein Triumphtanzlied und dem allmächtigen Herrn der Welt, der ihm diesen Augenblick vergönnt. „All meine Fröhlichkeit lege ich auf dich, heilige Kümmernis“, dachte er, und sie glänzte ihm mit ihren lachenden Zügen entgegen. Wäre sie nicht ans Kreuz geschlagen gewesen, so wäre sie sicherlich zu ihm herniedergestiegen, aber in ihrer Ergebung und Unschuld dachte sie nicht entfernt an ein so kühnes Unterfangen. Doch verspürte sie in ihren zierlichen Füßen, welche noch von der Prinzessinnenzeit her in kostbaren Pantoffeln staken, den stärksten Anreiz, zu solcher Musik einen Walzer zu tanzen. Und sie wußte kaum, was sie tat, als sie mit der raschesten Geberde — an jeder andern war sie behindert — von ihrem rechten Fuße den seidenen Schuh abstreifte und dem Jüngling zufallen ließ, wie eine Blüte von einem Rosenstrauch. Mit diesem Gegengeschenk flüchtete der Beseligte.

Übermütig und wonnetrunken begab er sich in eine Schenke, wo er, zum Tanz aufspielend, ein Stück Geld zu verdienen gedachte. In seiner gehobenen Stimmung geigte er dort so trefflich, daß er manchen Schluck Wein bekam, der ihm schließlich die Besinnung vollends raubte, so daß er in höchster Erinnerung an das widerfahrene Glück den Pantoffel aus seiner Brusttasche hervorzog, aus einem dargereichten Becher mit Wein füllte und aus dem heiligen Schuh den Trunk wie die himmlische Seligkeit schlürfte. Das kostbare, mit Perlen besetzte Stück im Besitz des blutarmen Jungen fiel auf, man erkannte es bald, drang in ihn, und er schrie, halb noch von Stolz, halb von Angst erglühend, in alle Welt hinaus, die „heilige Kümmernis“ habe ihm selbst dieses Geschenk gemacht. Nein, er mußte es geraubt und den Altar geschändet haben! Heulend schleppte man ihn vor die Obrigkeit, die ihn aller Beteuerungen ungeachtet zum Tod am Galgen verurteilte. Die einzige Vergünstigung, noch einmal am Altar der „heiligen Kümmernis“ beten zu dürfen, bevor er hingerichtet wurde, glaubte man dem armen Jungen doch nicht verweigern zu sollen, und brachte ihn denn am nächsten Morgen, von einer Schar von Wächtern, Neugierigen und Frommen umringt, in die Kapelle.

Da ging die arme „heilige Kümmernis“ gar betrübt und mit traurigem Gesichte, den rechten Fuß ohne Pantoffel, den ewigen Flaumbart wieder um ihre bleichen Wangen, an dem Marterholze. Sie hatte eine böse Nacht hinter sich. So ging es, wenn ein Wesen ihresgleichen auch einmal eine einzige gute Stunde begehrt! Es soll sein Glück mit dem Tode eines Unschuldigen, des liebsten Nächsten bezahlen! Und ihrer unwiderruflich wiedergekehrten bärtigen Häßlichkeit schämte sie sich bitterlich, denn wie mußte sie der Jüngling jetzt anschauen, der sie gestern so schön erfunden. Gestern war sie für eine Stunde die Königstochter Vilgefortis gewesen, die reich und frei in ihrem Glücke sich selbst und ihn beglückt hatte, heute und von nun an, die graueste Ewigkeit lang, blieb sie nichts andres mehr, als eben „die heilige Kümmernis“. Der Gefangene kniete vor ihr nieder, betete inbrünstig und schien — der Allgütige würdigte seine schwache Magd zum zweitenmal seines Trostes — von ihrer Häßlichkeit nichts zu merken, sondern zog, als sei sie die blühende Vilgefortis von gestern, seine Geige an die Brust, welche er wie ein lebendes Wesen liebkoste, so daß das selige Holz sang und klang, noch viel schöner als das erstemal zum Preise der „heiligen Kümmernis“ und Gottes. Da lauschten alle Anwesenden tief ergriffen, denn eine gute Musik ist immer ein Wunder.

Und Vilgefortis lebte noch einmal auf, aber mit anderm Gefühl als gestern, nicht für sich und ihre Lust, sondern für diesen Erdensohn besorgt, den sie nicht mehr als einen anmutigen Jüngling, sondern als ein bedrohtes armes Kind liebte. Blaß und schmerzenreich blickte sie auf ihn herab, wie eine Mutter, die sie nach ihren heiligen Jahren denn auch war, und nun verspürte sie in ihren Füßen abermals den Drang, sich zu rühren, aber nicht zu einem Tanz. Hätte sie sich befreien können, so wäre sie zu diesem Spielenden hinabgestiegen, um ihren königlichen Mantel schützend über ihn zu breiten. Dies durfte sie nun nicht, durfte kein Wort sagen, ihn zu retten, und war an ihr Holz geschlagen. Da löste sie — Gott mußte es erlauben — mit einer himmlischen Sanftmut, anders als gestern, den zweiten Schuh, den von ihrem linken Fuß, und ließ ihn sanft hinabgleiten, wie eine Träne, so daß er vor den Geiger hinfiel als stummes Zeichen ihres Dankes, seiner Unschuld.

Die Menschen, welche Wunder brauchen, um die Übermacht des Schicksals zu verstehen, jetzt begriffen sie freilich alles und jauchzten gewaltig der „heiligen Kümmernis“ zu, die ihre Kraft an einem Schwerbedrängten neuerdings so herrlich erwiesen. Sie führten den Spielmann dann ins Freie und feierten einen guten Tag mit ihm.

Das wußten sie freilich nicht und ließen sich's nicht träumen, einen wie schweren Kampf die stille Vilgefortis zwischen zwei Tagen bestanden und daß sie viele hundert Jahre nach ihrer Heiligung erst das eigentliche Wunder ihres Lebens erlitten und überlebt, und daß sie sich ihren Namen „heilige Kümmernis“ noch einmal bitter hatte verdienen müssen.

Digitized by Google

Elsaß-Lothringen und die Süddeutschen.

Bethmann Hollweg ist zwar stark philosophisch veranlagt, aber er ist kein starrer Dogmatiker. Er weiß sehr gut, daß Politik die Kunst des Möglichen ist und er versteift sich nicht auf Dinge, deren Ausführung auf unüberwindliche Hindernisse stößt. Er ist Kompromissen gar nicht abgeneigt. Nur eins hält er mit zäher Beharrlichkeit fest, die Lösung der elsässisch-lothringischen Frage. In der Tat ist die Frage von größter Bedeutung. Sie erhebt sich weit über das Niveau der Katzbalgereien empor, mit denen sonst nur zu oft die kostbare Zeit des Reichstags ausgefüllt ist. Die Frage gewährt die Möglichkeit großzügiger Kulturpolitik, sie gibt Ausblicke auf mächtige Strömungen, die sich durch alle Zufälligkeiten des Tages hindurch behaupten, Ausblick auf Jahrhundertprobleme.

Das Verhältnis von Süd zu Nord ist viele Geschlechter hindurch der Hauptinhalt der deutschen Geschichte gewesen. Auch Bismarck hat dies Verhältnis nicht für immer geordnet. Das gibt es ja überhaupt nicht in der Weltgeschichte, denn ewig rollt das Rad des Seins, immer tauchen neue Gestaltungen aus dem Strome des Lebens auf und werden bereits vorhandene Zustände umgewandelt, um allmählich in neue Entwicklung übergeleitet zu werden. Auch die Stellung des Südens zum Norden bedarf von Zeit zu Zeit, bedarf im Laufe der Jahrhunderte und selbst der Jahrzehnte einer Neugestaltung. Es scheint, daß nach 40 Jahren verhältnismäßiger Ruhe jetzt wieder ein solcher Augenblick gekommen sei. Seit 40 Jahren hat Preußen die unbedingte Vorherrschaft mit Deutschland ausgeführt. Gewiß, es gab gelegentlich Fragen, die nach einer Neuregelung verlangten, es gab sogar Konflikte, wie mit Lippe und Bayern, und meist wurde die Sache sehr rasch, in der Regel auch befriedigend geordnet, wie im Falle Braunschweig. Bei Elsaß-Lothringen jedoch ist man auf einen toten Punkt gelangt, kein Mensch weiß recht ein noch aus. Drei Möglichkeiten sind vorhanden. Entweder die beiden Reichsländer werden an Preußen angegliedert oder sie werden einem süddeutschen Staate zugeteilt, oder man gibt ihnen die Autonomie. Im einzelnen sind natürlich so mancherlei Abstufungen möglich. Zu Preußen können die Länder entweder unmittelbar kommen, können als preußische Provinzen verwaltet werden, oder es wird eine secundo genitur mit einem Hohenzollernprinzen geschaffen. Die Zuteilung an einen süddeutschen Staat mag dadurch etwas verändert werden, daß sie nicht an einen einzigen, sondern an mehrere Staaten erfolgt. Der geographischen Lage nach käme Baden, das auch dem Volkstume oder besser dem Stamme nach am meisten recht dazu hätte, und Bayern in Betracht; zur Not auch noch Württemberg. Nicht minder wäre die Autonomie verschiedener Formen fähig. Sie kann ausgesprochen, kann vollkommen sein; sie kann aber, ähnlich wie bei britischen Kolonien, durch die Überordnung eines Statthalters, der das Reich zu vertreten hätte, beschränkt werden. Die letzte Form hat augenblicklich am meisten Aussicht.

Es liegt nahe, britische Verhältnisse heranzuziehen. Kanada, Australien und Afrika haben ihre Selbständigkeit, jedoch unter der Kontrolle eines Generalgouverneurs, errungen; und in Irland ruft man nach home rule. Der Wunsch der Iren ist auch der Wunsch der Elsaß-Lothringer. Sie wollen nicht vom Reiche los, aber sie wünschen die weitestgehende Selbstverwaltung. Sprachlich paßt der Vergleich ebenfalls, insofern noch ein Sechstel der Iren lediglich keltisch spricht, während vielleicht eine Million sich des Keltischen und Angelsächsischen zugleich bedient. Und in Elsaß-Lothringen ein nicht unbeträchtlicher Bestandteil der Bevölkerung mit Vorliebe das Französische anwendet oder gar es ausschließlich zu gebrauchen imstande ist. Nun wollen aber die Engländer den Iren die Home rule nicht gewähren. Selbst die Liberalen, selbst Gladston, der sie mit besonderem Eifer verfocht, und Asquith haben es nicht vermocht, den Iren ihren Lieblingswunsch zu erfüllen; die Torris, heute Unionist genannt, und zwar gerade deshalb, weil sie sich für die einheitliche Verwaltung der britischen Inseln, also auch Irlands einsetzen, wollen vollends von einer Loslösung der grünen Insel nichts wissen. Sie weisen darauf hin, daß Irland bei mehr als einer Gelegenheit sich direkt reichsfeindlich gezeigt hat. Die Stadt Doublin hat den burischen Kriegern zugejauchzt und hat den Präsidenten Krüger zum Ehrenbürger der Stadt ernannt. Der Ire Lynch hat Anfang 1800 in Johannisburg ein irisches Regiment zusammengebracht und es nach Legismed gegen die britischen Truppen ins Feld geführt. Die irischen Parlamentsführer, wie jetzt Redmond, wie früher Parnell, sammeln Gelder bei den Iren Amerikas, die von ausgesprochener Feindseligkeit gegen Großbritannien erfüllt sind. Gegen Ende der 1860er Jahre haben irische Fenier eine bewaffnete Invasion Kanadas unternommen und 1885 haben irische Terroristen im Phenix-Park von Doublin hohe britische Beamte ermordet. Es ist nicht zu leugnen, daß Ansätze zu reichsfeindlicher Gesinnung auch in Elsaß-Lothringen zu widerholten Malen aufgetaucht sind. Bei dem Gebrauch der französischen Sprache, der beispielsweise in der Schweiz mehr oder weniger ungefährlich ist, ist es in Elsaß-Lothringen nicht geblieben; Kundgebungen politischer Art, Sympathiekundgebungen für Frankreich haben nie ganz gefehlt. Die Freunde einer Autonomie der Reichslande machen demgegenüber geltend, daß eben nur der Druck einen Gegendruck erzeuge, daß nur die schlechte Behandlung von seiten der Altdeutschen eine übrigens platonische Liebe zu den Franzosen hervorrufe. Falle die Bedrückung durch Berlin fort, so würden ohne weiteres die Elsaß-Lothringer die zufriedensten und loyalsten Reichsbürger werden. Es komme eben auf den Versuch an.

Du mußt wetten, du mußt wagen,
Denn die Götter leihen kein Pfand.

Die Süddeutschen aber sind, allerdings nicht ohne belangreiche Ausnahmen, den preußischen Wünschen entgegen. Sie hoffen, daß die Stellung der süddeutschen Regierungen im Bundesrate durch eine entsprechende Ordnung der Reichslande gehoben werden könnte. Ohne Zweifel haben die Süddeutschen ein gewisses Anrecht auf den Anfall Elsaß-Lothringens, da doch anerkanntermaßen die Bewohner dieses Gebietes zu den Süddeutschen gehören. Allerdings nicht ohne Einschränkung. Denn die Lothringer sind erstens einmal in ihrer ganzen Eigenart und auch der Lebensführung von den Elsässern himmelweit verschieden und stehen zweitens den Moselländern nahe. Auch begründet Stammesverwandtschaft kein historisches oder zum mindesten kein politisches Recht. Preußen hat doch einmal bereits süddeutsche Gebiete, es besitzt nicht nur Hessen-Nassau, sondern auch Hohenzollern-Sigmaringen. Außerdem neigen die Rheinländer in ihrer Gemütsart mehr zu dem Süden, als zu dem Norden oder gar dem Nordosten. Man kann jedenfalls Preußen keineswegs mehr als einen rein norddeutschen Staat ansprechen. Süddeutsche Ansätze und Übergänge sind sicherlich in ihm bereits vorhanden und stark entwickelt. Allein gerade weil schon der größte Bundesstaat in bedeutendem Maße nach Süden übergegriffen hat, sehen die Südstaaten ein weiteres Wachstum Preußens nicht gern. Um so weniger gern, als in den letzten Jahren, besonders durch die Wahlbewegung, ein fühlbarer Gegensatz zu Preußen entstanden ist, ein Gegensatz, der zu Bismarcks Zeiten überhaupt nicht da war oder zum mindesten keine gefährlichen Symptome aufwies. Man ist im Süden ganz allgemein demokratischer, sei es nun, daß sich diese Stimmung auf dem Boden der Liberalen oder der Ultramontanen oder der sozialdemokratischen Partei äußert. Daß ja die Zentrumsleute, besonders in Bayern, durchaus sich in volkstümlichen Bahnen bewegen, steht außer Zweifel, häufig hat man ja auch direkt von Demagogie geredet. Genug, eine breite Flut von Massentendenzen

Digitized by Google

strömt der konservativen — die Gegner sagen: reaktionären — Stellung des Nordens entgegen. Da auch die Elsaß-Lothringer ganz überwiegend liberalen Gedanken huldigen, so würde die südliche Strömung des Liberalismus durch einen engeren Anschluß der Reichslande eine weitgehende Unterstützung erfahren.

Dies führt uns auf eine weitergehende Betrachtung. Auch ausländische Staaten sind an dem elsaß-lothringischen Problem interessiert. Im republikanischen Frankreich ist man naturgemäß für die Liberalen von Metz und Straßburg. Das wäre ja allerdings ein Grund, um das preußische Gegengewicht bei uns zu begünstigen. Aber auch die Niederlande und die Schweiz schauen der Entwicklung mit hoher Spannung zu. Die beiden jedoch sind eher von freundlicher Gesinnung für Deutschland erfüllt. Erst kürzlich hat ein bedeutender Schweizer, Jakob Schafner, einen Aufsatz in der Hamburger „Zeitschrift" veröffentlicht, worin er darlat, daß die deutschen Schweizer ihre ganze neueste Entwicklung, daß sie den Aufschwung ihrer Wirtschaft und nicht minder ihrer Kultur fast ausschließlich dem großen Deutschen Reiche verdanke. Schafner deutete an, daß ein späterer Anschluß der Schweiz keineswegs ausgeschlossen sei. Natürlich ein Anschluß mit vollkommener Wahrung der schweizerischen Souveränität. Was aber verhindere fortwährend, daß die Schweizer jemals ernstlich einen solchen Gedanken erwägen? Die Wahrnehmung, daß in Deutschland der Einzelne zu wenig der Träger des Staates, daß er zu sehr von der Meinung, ja der Willkür der Behörden abhängig sei. Kurz, daß er keine eigene Meinung habe, oder doch, wenn eine solche vorhanden, eine solche nicht durchsetze. Schafner spricht von der Unfreiheit im Deutschen Reiche von der Servilität. Wenn daher in Elsaß-Lothringen der liberale Gedanke siegte, sei es durch Autonomie, sei es durch Anschluß an süddeutsche Staaten, so wird ganz von selber die Stimmung in der Schweiz freundlicher für das Reich werden. Das ist ganz gewiß von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Im übrigen ist das der Hauptvorwurf, den uns ständig die Holländer machen, daß wir zu bureaukratisch regiert werden und daß wir uns jede Art behördlicher Bevormundung ruhig gefallen lassen.

—t×.

Lanx satura aus Bayern.

In der Demokratie ist die Entscheidung stets bei der Mehrheit, d. h. beim Unsinn, wie jeder ehrliche Politiker zugibt; in der Monarchie kann die Entscheidung wenigstens zuweilen an einen Vernünftigen gelangen", sagt einmal Friedrich der Große, ein Wissender. In Bayern feierte man jüngst ein monarchisches Fest mit dem echten Jubel, der hierzulande Volk und Fürstenhaus vereint. Kein Mißton störte; selbst ausgesprochene Gegner der Monarchie feierten wenigstens mit taktvollem Schweigen mit, und der Parteien Zank und Hader verstummte, als das 90. Wiegenfest des Prinzregenten Luitpold erschien: der graubleierne Himmel legte wenigstens an diesem Tage die bayerischen Landesfarben an, blau mit weißem Gewölk gesprenkelt. Blauweiß war die Parole. Von den Fahnen herab bis zu den Rockschleifen, von den Ziertüchern bis zu den blauweiß umwundenen Würsten. Unmengen von herzlichschlechten Prologen und Festgedichten überschwemmten den Markt; Festschriften schlugen sich gegenseitig; Reden kauten sich gegenseitig wider und leidige Byzantineret wedelte verächtlich. Im ganzen aber trug der Festtag ein würdiges, erhebendes Gepräge, das nichts Gemachtes, nichts „Offizielles" an sich trug.

Es hieße Eulen nach Jsarathen tragen, wollte man das Wirken des Prinzregenten zum xten Male auftischen. Viel nützlicher war es zu zeigen, welche Fortschritte Bayern unter der Regentschaft seit 1886—1911 gemacht hat. Die Einwohnerschaft hat um 27 % zugenommen; die Volksdichtigkeit beträgt auf einem Quadratkilometer 90,2 Personen, gegenüber 112,1 im Reiche. Der Zuwachs erfolgte aus Eigenem, ohne nennenswerte Beihilfe Eingewanderter. Freilich sank auch hier, wie in allen andern Bundesstaaten, die Geburtsziffer von 3,8 % auf 3,34 %. Mögen auch ökonomische Gründe und wirklich moralische Einsicht daran beteiligt sein, so ist doch nicht zu verkennen, daß die Hauptschuld die Säuglingssterblichkeit trägt, die (Sachsen-Altenburg ausgenommen) in Bayern am höchsten ist, besonders in Niederbayern und Oberpfalz, den kulturell rückständigsten Kreisen.

Am interessantesten ist die Verschiebung in der Berufsgliederung. Die landwirtschaftliche Bevölkerung sank weiterhin von 45,8 % auf 40,3 % (i. J. 1907), während die Industriebeschäftigten von 28,3 % auf 33,3 %, die Handeltreibenden von 8,3 % auf 11,6 % stiegen. Bayern hat längst aufgehört ein Agrarierland im reinen Sinne zu sein; immerhin ist die politische Vertretung des Landes, wie in Ost- und Westelbien ausschließlich agrarisch. Während aber in Ostelbien 47 %, in Westelbien 12,5 % auf die Betriebe über 100 ha fallen, haben wir in Bayern nur 35,7 % Großbetriebe, wobei nur 4,1 % der Bahnfläche verpachtet ist. Wie in den bäuerlichen Berufen der Mittelbauer zugenommen, so wuchs in den gewerblichen Betrieben, die um 13,3 % zunahmen, der Kleinbetrieb in Zahl und Personal (+49,3 %). Die Prophetie der Kathedersozialdemokraten, daß die Großbetriebe in Bälde die kleinen verschlucken würden, hat sich bisher als eitel erwiesen. Dabei ist eine erfreuliche Benutzung moderner Maschinen und Motore festzustellen. — Freilich blieb Bayern von den Folgen der Blockfinanzpolitik nicht verschont: die Lebensmittelpreise zogen wesentlich an. Trotzdem sind die Lebensverhältnisse noch billig gegenüber andern Bundesstaaten und die Löhne überholten die Preissteigerung. Dies kommt dem Sparsinn zugute; das durchschnittliche Konto der Sparkasseneinlagen, das einzige Regulativ der sparsamen Kleinbevölkerung, stieg von 282 auf 543 Mk. — Die Industrie leidet mehr und mehr an der ungünstigen geographischen Lage, die die Zufuhr der Kohle und Rohprodukte sehr verteuert. Der Ersatz der schwarzen durch die weiße Kohle steht einstweilen erst auf dem Papier. Nach offiziellen Berechnungen ist in der Bayern gehörigen Strecke der Donau samt ihren südlichen Nebenflüssen während $^3/_4$ des Jahres eine rohe Wasserkraft von 1 900 000 PS. enthalten, wovon 37 % (700 000 PS.) ausnützbar sind. Davon sind heutzutage erst 75 000 PS. als Kraftquelle verwertet. Jedenfalls ist es angezeigt, die Führung eines Großschiffahrtsweges in das Innere Bayerns angesichts der technischen Ausnutzung der Wasserkräfte nicht aus dem Auge zu verlieren.

Immerhin ist die wirtschaftliche Entwicklung Bayerns unter der Regentschaft erfreulich. Weniger erfreulich ist die politische. Niemand wird dem Prinzregenten eine Schuld beimessen wollen, daß der Klerikalismus und Ultramontanismus immer mehr erstarkte, der Liberalismus sank, die Sozialdemokratie springflutartig anwuchs. Prinz Luitpold regiert in so streng konstitutionellem Sinne, daß noch keine Stimme von irgendwelcher Beeinflussung reden konnte. Von dem Parteileben, wie es sich im ganzen Reiche gestaltet, konnte Bayern sich nicht ausschließen. Man vergleiche den Stand der Parteien, wie er in ihren Vertretern im deutschen Reichstage sich abspiegelt:

	1871	1881	1890	1903	1907
Konservative	57	50	79	69	88
Reichspartei	37	28	20	19	24
Nationalliberale . . .	125	46	42	50	55
Zentrum	81	143	143	133	134
Sozialdemokraten . .	2	12	35	81	43

Daß in Bayern das Zentrum Trumpf ist, ist Tatsache; aber jedes Volk hat die Vertretung, die es ver-

Digitized by Google

dient. Je mehr die Sozialdemokratie auch auf die ländlichen Kreise übergreift, desto mehr Boden wird das Zentrum verlieren, das in der extremen Vertretung der Agrarier seine Hauptstütze hat. Daß es dabei die konservative Religiosität der Anhänger skrupellos mit in die Wagschale wirft, ist, ethisch genommen, ein verwerflicher Trick; aber in der Politik gelten, wie im Krieg, alle Finten. Vorwürfe verdienen nur die leitenden Regierungskreise, die vor der Macht der ausschlaggebenden Partei immer mehr zurückweichen und die Rechte des Staates nicht immer energisch wahren; die Konflikten scheu aus dem Wege gehen wie Abergläubische den Kreuzwegen; die um des lieben Friedens willen Kirchtumsinteressen dem allgemeinen Staatswohl vorziehen; die die Autorität des Staates dem nächstbesten Filser opfern. Hier liegen die Wurzeln der allgemeinen Unzufriedenheit freiheitlichgesinnter Bayern; hier der Herd des Mißmutes über parlamentarische Nebenregierung und Parteimachinationen, wie er gerade in Beamtenkreisen, wenn auch in stillem Ingrimm, mit jedem Tage mehr auflodert. Daß Parteien ihre Chancen ausnützen, kann nur politische Heuchelei oder Unverstand verdammen; daß aber die Staatsregierung zum Knechte der gerade herrschenden Partei wird, ist bei unserm konstitutionellen Staatswesen eine Schwäche sondergleichen. Daran aber wird der Regentschaft ein Teil Mitschuld, bewußt oder unbewußt, aufgebürdet. Die Parole „Frieden" wird von geschäftigen Dienern dahin umgedeutet, als müsse man um jeden Preis Frieden halten und in Konfliktfällen lieber nachgeben, um dem greisen Regenten jede Aufregung, jede Störung des seelischen Gleichgewichts zu ersparen. Solche Zeiten sind günstig für selbstlose Parteiführer und werden auch rücksichtslos ausgeschlachtet.

Das muß offen ausgesprochen werden, wenn es auch zu manchen byzantinisch tönenden Hymnen nicht stimmt; dieser Hinweis beeinträchtigt auch die menschlichen Vorzüge des Prinzregenten in keiner Weise. — Daß ein ausgiebiger Ordensregen die nach Ehren und Titeln Dürstenden labte, versteht sich: die Ordensliste enthielt 4128 Auszeichnungen; dabei fiel auch auf die Vertreter der Presse aller Schattierungen — ausgenommen die sozialdemokratische — die Prinzregenten Luitpold-Medaille. München feierte natürlich wieder ein Fest, und zwar mit künstlerischem Schwung. Die Schmückung der Stadt war in einheitlichem Geiste ungemein wirksam und herzerfreuend, ebenso die Illumination. Merkwürdig genug freilich sah es aus, daß die Staats- und Stadtgebäude abends im tiefsten Dunkel lagen, während die Ärmsten in den äußersten Vorstadtvierteln Wachstöpfchen vor die Fenster stellten. Oder meinten die Behörden, sie müßten zu dem flammenden Lichtermeer den stimmungsvollen, schwarzen Hintergrund abgeben?

Das Fest ist verrauscht; der Werkeltag tritt wieder in seine Rechte. Las man jüngst wieder einmal im St. Antoniusblatt, einem jener frommen Blätter, aus der Küche der Kapuziner in Altötting: „Durch die Fürbitte des hl. Joseph ein schwieriges Examen bestanden." Der geneigte Leser wird sich fragen, wieso denn der ehrwürdige Pflegevater Christi, seines Zeichens ein Zimmermann, bei Examensnöten Kandidaten zu Hilfe kommen könne. In der Tat handelt es sich dabei nicht um den Patron des 19. März, sondern, wie uns Kehrlers Buch über „Die Patronate der Heiligen" verraten kann, um einen Josef von Cupertino, der am 18. September 1563 starb. Er war schon als Knabe so erfüllt von himmlischen Gedanken, daß man ihm die Elemente der weltlichen Wissenschaften nur mit Mühe beibringen konnte. Der Glanz seiner Tugenden zog später die Aufmerksamkeit des Bischofs von Nardo auf ihn, der den frommen Jüngling zu sich berief und beschloß, ihn zum Diakon zu machen. So mußte sich nun der spätere Heilige einem Examen unterziehen, in dem er glücklicherweise gerade die Bibelstelle zu erklären hatte, deren wissenschaftliche Exegese ihm allein geläufig war. Bei der Promotion zum Priester antworteten seine Vorgänger so gut, daß der Examinator auf die Prüfung der übrigen Kandidaten verzichtete, so daß der Heilige auch dieses Examen glänzend bestand.

Man sieht, wie die heidnischen Alten für jede Hantierung einen Dämon ersannen, so weiß sich auch die fromme Einfalt zu helfen. Hoffentlich steht der Heilige Guiseppe di Cupertino besonders hilfsbedürftigen Theologen kräftigst bei.

Im Zentrum ist zurzeit eine kleine Palastrevolution entstanden. Das bayerische enfant terrible der Partei, Dr. Heim, trübt wieder einmal das Wässerlein. Man hatte ihn in die Budgetkommission des Reichstags nicht beigezogen, weil er bei den Kaliverhandlungen den lieben Verbündeten, den konservativen Agrariern, zweifellos Schwierigkeiten zu bereiten drohte. Ebenso hatte man den „Zentrumsgeneral" Häusler nicht beigezogen, weil er gegen die Militärvorlage ist und der Partei, die nun wieder durch verstärkte Regierungsfreundlichkeit Hahn im Korbe werden will, das Konzept verderben konnte. Häusler kroch in seinen Busch zurück: aber Dr. Heim war nicht so leicht abzuschütteln. Mit Hilfe der polnischen Fraktion trat er an Stelle des Abgeordneten Korfanty in die Kommission ein und wandte sich scharf gegen die eigene Partei. Die „Germania" erläßt eine gewundene Erklärung gegen den Eindringling; Dr. Heim eine kurze Antistrophe; das dicke Ende kommt noch nach. Freiherr v. Hertling, der seinerzeit das schöne Wort vom „Hausknecht der Partei" auf Heim gemünzt hatte, kann sich auf etliche Bosheiten gefaßt machen. Aber das Zentrum ist ein Muster von Einigkeit. . . . .

Menippus.

Aus den Theatern.

Kgl. Opernhaus.

Leoncavallo: Maïa. Lyrisches Drama in drei Akten. Text von Paul de Choudens. (Deutsche Übersetzung von Georg Droescher.)

Man hat von Leoncavallo und Mascagni schon lange nichts mehr zu erhoffen; sie haben beide in einer und derselben Zeitepoche mit ihren beiden wilddramatischen Opern „Der Bajazzo" und „Cavalleria rusticana" meteorhaft aufstrahlende Siege erfochten, Siege, die ihnen jene Buntdruck-Unsterblichkeit der vergilbten Lexika sichert, die von der echten inneren, künstlerischen Unsterblichkeit meilenweit entfernt ist. Während aber Mascagni trotz aller seiner äußeren kompositorischen Mißerfolge sich immerhin noch als tüchtiger ausübender Musiker betätigt und mit großem, rührendem Ernst an der Entwicklung seines Künstlertums arbeitet, begnügt sich Leoncavallo damit, Opernpartitur auf Opernpartitur zu häufen, ohne sich im mindesten einer Ausfeilung und Vertiefung seines Stiles zu befleißigen. Es fehlt ihm vor allen Dingen die künstlerische, harmonische Ausgleichbeflissenheit, die dazu gehört, will ein Musiker von Weltruf diesen Ruf befestigen und erweitern. Wer sich einem einflußreichen Verleger derart höflingsknechtisch unterwirft, wie dies in dem Falle der Oper „Maïa" Leoncavallo gegenüber dem Pariser Verleger und Librettisten Choudens tat, der hat sich das Vertrauen der Fachkreise auf seinen künstlerischen Ernst ein für alle Male verscherzt. Geradezu unglaublich ist es, daß sich der Oberregisseur der Berliner Kgl. Oper, Georg Droescher, dazu hergegeben hat, ein solches Libretto niedrigstnaivster Fabrikprovenienz ins Kulissendeutsch zu übertragen; ein würdiges Gegenstück fürwahr zu der „Zauberflöte" auf höchsten Befehl, diese „Maïa"-erei des „Roland von Berlin"-Sünders! Ist es nun noch zu verwundern, wenn sich die wirklichen Könner und Künstler mehr und mehr von der Kgl. Oper zurückziehen, und wenn die Aufführungen am Opernplatz einen immer provinzielleren Anstrich gewinnen? Was soll selbst eine innerlichere Darstellerin als Frau Kurt mit dieser traurigen „Heldin"

Digitized by Google

Maïa anfangen, die sich immer abwechselnd ihrem Erwählten, dem sieggewöhnten Tenor, und dessen „düsteren", weil Bariton singenden Rivalen an den Hals wirft und schließlich sich aufs Gerateunwohl in irgendeinen im Schlußakt ja unfehlbar gezückten Dolch wirft, auf daß ihre und der Zuhörer arme Seele endlich Ruhe bekomme? . . . In der Pause nach dem ersten Akt begegnete mir im Foyer Madame Borgo, der Star der Pariser Großen Oper — sie war eben erst ins Theater gekommen — „ich komme spät!" entschuldigte sie sich bei mir, und ich fühlte, wie alles auf Erden seine Berechtigung hat, selbst dieses Zuspätkommen der Theaterbesucher in romanischen Landen, das mir im Lande selbst immer so unkünstlerisch erscheint und das doch in diesem Falle fast als berechtigt gelten darf; ist doch der zweite Akt die einzige Musikoase in der Wüstenei dieser Partitur, weil hier wenigstens das Volkselement, der Tanz und das Volkslied impulsiv hervorbricht und den Komponisten zu etwas mehr Eigenart, etwas mehr innerlichem Temperament animiert, während im ersten und letzten Akt, einige wenige Ansätze zu harmonischen Ausweichungen abgerechnet, die unendlich abgeklapperte schwülstige Pathetik des längst vergessenen Verismo zu einem grellen, kurzen Strohfeuer aufflammt, ohne uns nun einmal kritische deutsche Hörer im mindesten zu wärmen! . . Und ein solches Opuskulum muß nun kontraktgemäß ein Leo Blech dirigieren! . . Dr. Arthur Neisser.

* * *

Lustspielhaus.

Toni Impekoven: Die Grüne Neune. Ein Stück altes Berlin.

Wenn Impekoven, der, nach dieser ersten Probe zu urteilen, zweifellos das Talent zu einem guten Possendichter (im Sinne der alten Berliner Posse) hat, mit seiner „Grünen Neune" nur einen halben Erfolg erzielte, so „verdankt" er das der Überladung des Stücks mit (meist stillosen) Couplets — jeder will natürlich seinen „Schlager" haben —, einer ganz unoriginellen Musik, und vor allem dem Umstande, daß in ganz Berlin keine Schauspielerin zu finden oder doch zu bekommen war, die eine so durchaus berlinerische Rolle, wie die der Mutter Pfeiffern, wirklich verkörpern konnte. Was wir als Urberlinerin statt dessen zu sehen bekamen, war böse. Daß es aber überhaupt ein Erfolg wurde, verdankt Impekoven dem Umstande, daß er gleichsam im letzten Augenblicke die Rolle des Berliner Komikers Patzig selbst zu spielen gezwungen war und uns nun einen wirklichen Berliner Volkskomiker der fünfziger Jahre schuf. Ihm, dem Zapfer Paul Körners, dem Drechslermeister Franz Arnolds, dem Schmierenkomiker Kämmerers allein von all den zahlreichen „Berlinern" glaubte man das Berlinische, sie allein sprachen es auch. Wie soll da wohl eine Berliner Posse Erfolg haben? Und doch hat die „Grüne Neune" mit ihren wirklich gut gesehenen und ebenso gut gezeichneten Gestalten die Qualitäten einer echten Posse, müßte sie, von Berlinern, wie einst Helmerding, Reusche, Agnes Wallner, Thomas, Meißner u. s. f. gespielt, von stärkster Wirkung sein. Die Posse bringt eine frei erfundene Episode aus der Geschichte des Berliner Volkstheaters der fünfziger Jahre, als „Mutta Freeberten" am Weinbergsweg der „Göttin Dahlja" einen Tempel erbaut hatte und darin dem naiven Berliner Publikum, das durchaus nicht solche „verwegene Nation" ist, wie Goethe urteilt, ganz unglaublich naive Theaterstücke vorführte, bei denen der Intrigant, der seine Bosheit schon äußerlich durch Schleichen auf Gummischuhen dokumentierte, von dem ehrlich entrüsteten Publikum hernach die schönste Keile besah. Daß Impekovens Posse ungezählte dankbare „Rollen" hat, ist für die Aufführung meines Erachtens nur ein Vorteil; aber diese Rollen müßten eben auch gespielt werden, und das wurden sie leider meist nicht. Nur einer spielte noch im Sinne der alten Berliner Posse, das war Paulmüller als sächsischer Komiker Er verstand es, nicht nur gleichfalls einen lebendigen Menschen auf die Beine zu stellen, sondern er stattete seine Rolle mit manchen feinen, echten Zügen aus. H.

* * *

Kölner Schauspielhaus.

Otto Eysae: Höhere Menschen. Komödie in drei Aufzügen.

Daß Max Martersteig in Köln nicht nur durch tüchtige Regiearbeit im Schauspiel Bedeutendes geleistet hat, sondern mitsamt seinem Dramaturgen große Verdienste um die Förderung junger dramatischer Literaten und eine außerordentlich glückliche Hand bei deren Entdeckung hat, ist genügsam bekannt. So stellte er uns kürzlich wieder einen Lustspieldichter vor, der berechtigte Hoffnungen auf Bedeutenderes erweckt, als diese noch die Eigenschaften einer Anfängerleistung tragende Komödie „Höhere Menschen" ist. Aber gegenüber dem erstaunlich vielen Schund, der heute unter der Flagge Lustspiel über unsre Bühnen segelt und, meist jeder feineren Komik bar, mit den derben Mitteln des Schwanks und der Posse arbeitet, haben wir es hier mit einem Bühnenwerk zu tun, das alle Wesenszüge des feineren Lustspiels bewußt herausgearbeitet enthält, und auf alle Situationskomik verzichtend, das Problem konsequent durchführt. Dieses Problem aber ist eine moderne Ehe, die zwei sogenannte „höhere Menschen" miteinander verbindet. Auf der einen Seite der Kunstgelehrte Dr. Moritz Greven, seines Zeichens Museumsassistent, ein im Grunde harmloser, natürlicher, etwas schwacher und suggestibler Mann; ihm gegenüber seine, diese Suggestibilität für ihre Zwecke benutzende, zur Hysterie neigende Frau, mit sehr modernen Emanzipationsgelüsten ausgestattet. Sie hat ihren Mann glücklich soweit beeinflußt, daß er mit ihr an ein neues Eheideal glaubt: ein freieres Ausleben der Persönlichkeit erscheint ihnen als eine geistige Höherentwicklung. Kein Teil darf dem anderen im Wege stehen, wenn er außerhalb der Ehe ein Erlebnis haben kann, durch das er eine Bereicherung erfährt. Die Frau ist sehr bald soweit und fühlt sich mächtig angezogen von einem früheren Jugendfreund ihres Mannes, der, eben aus Afrika zurückgekehrt, nicht abgeneigt wäre, mit der jungen hübschen Frau die altmodische Ehe zu brechen. Auch der Ehemann hat sein Erlebnis, freilich ein weniger gefährliches und bald endendes, mit einer Cousine seiner Frau, und beweist da so recht, wie wenig er zu solchen Experimenten geschaffen ist. Auch der Versuch der Frau scheitert gänzlich, denn als der afrikanische Freund erfährt, daß er sich auf ein dreieckiges Verhältnis einlassen soll, zieht er sich unter Protest zurück. Sein natürliches Empfinden verlangt: ganz oder gar nicht. Was bleibt da dem höheren Ehepaar übrig, als nach allerhand Temperamentsausbrüchen, die psychologisch sehr echt und fein beobachtet sind, sich wiederzufinden, und von seinen Höhenflügen ablassend, fernerhin im Flachland des Durchschnittsmenschen miteinander weiterzuleben. Die anfängliche Ironie wird schließlich recht bitter, und es ist bemerkenswert, mit welchem Interesse und Verständnis diese gesellschaftliche Satire aufgenommen wurde. Die einzelnen Figuren sind ziemlich sicher und treffend gezeichnet; nicht übertrieben und auch nicht von der leblosen Blässe oder theatralischen Puppenhaftigkeit, wie wir sie sonst in modernen Lustspielen gewöhnt sind. Martersteig hatte Spielleitung und Inszenierung in Händen und schuf ein fein abgestimmtes Ensemble und einen sehr stimmungsvollen äußeren Rahmen. In dem nobel dekorativen Interieur und Garten des Landhauses entwickelte er den subtilen Geschmack eines modernen, künstlerisch gebildeten Regisseurs. Der starke Beifall lockte dann mit dem Verfasser und den Darstellern auch ihn vor den Vorhang.

Franz E. Willmann (Leipzig).

* * *

Wiener Theater.

„Mesalliance" von Bernhard Shaw.

Nun glaubt man Bernhard Shaw endlich völlig erkannt und durchschaut zu haben. Man hängt dem Viel-

Digitized by Google

fältigsten eine einförmige Marke um, heißt ihn Skeptiker, der nichts tut als das Für und Wider in jedem Problem gegeneinander zu hetzen, und ist mit dieser Katalogisierung wohl zufrieden. Irgend etwas Wahres steckt ja auch in der Behauptung: die Stücke Bernhard Shaws sind problematische Auseinandersetzungen des sozialpolitischen und kulturphilosophischen Denkers Bernhard Shaw. Dadurch allein schon bedeuten sie mehr als launige Klownerien, mit denen man herzhaft lachen darf, wenn man gut gelaunt, und die man verketzern darf, wenn man griesgrämig, gouvernantenhaft gestimmt ist. Sicherlich stammt der ethische Wille der Shawschen Dichtung aus dem ethischen Willen der Shawschen Kulturphilosophie. Aber diese Dichtungen wären schlechte Dichtungen, wenn sie nicht über philosophische Essayistik hinauskämen, wenn sie nicht gestaltet, sondern bloß gesagt wären. Bernhard Shaw ist aber Künstler, Menschenbildner und Schicksalsgestalter. Die Geschöpfe seiner Dramatik leben in „Candida", im „Arzt am Scheideweg", in dem Heilsarmeestück „Major Barbara". In dieser Komödie „Mesalliance" freilich leben sie nicht. Hier bringen sie es nur zu einem schablonenhaften Vegetieren, das uns menschlich weiter nicht bereichert. Und doch wird dieses bloß gewollte, nicht gekonnte Werk in der Gesamtheit der Shawschen Kunst an hervorragender Stelle bleiben, weil es — wie ich glaube — subjektiv für seinen Schöpfer von höchster Bedeutung ist. Denn hier wollte Shaw die Tragödie des Wortes schreiben, wollte er das Wort gegen die Tat ausspielen und zeigen, wie das Wort nivelliert, die Tat behindert und erdrosselt, ehe sie geschieht. Das wird an der einzigen Menschlichkeit dieses Stückes, an Barker-Schießer ganz klar, der seine verführte, verlassene und im Elend verkommene Mutter an ihrem früheren Geliebten mit dem Revolver rächen will. Allein dieser ewige Schwadroneur beginnt zu reden; er läßt den jungen Mann sozusagen nicht zum Schuß kommen, und da er sich des Namens seiner einstigen Geliebten nicht erinnert und nicht weiß, wie der junge Mann vor ihm heißt, nennt er ihn Schießer, Herr Schießer. Mit diesem Worte schlägt er ihm die Tat von den Händen. Barker-Schießer wird geschwätzig, und seine Geschwätzigkeit macht ihn lächerlich. Was sonst noch in dem Stücke geschieht, gesagt und erörtert wird, ist zuweilen witzig, zuweilen tiefsinnig, manchmal auch nur amüsant oder sogar überflüssig und geschmacklos. Das Deutsche Volkstheater hat es mehr possenhaft als ironisch überlegen gespielt, und nur Herr Pallenberg verstand es, die Gestalt Barker-Schießers mit ergreifender Groteskkunst nachzuschaffen. Dr. Hans Wantoch.

Randbemerkungen.

Die Stolypinkrise
war das reine Genrebild. Intrige mit höfischem Einschlag, zum Klappen gebracht, parlamentarisches Oppositionstheater: Stolypin ist gestürzt! Der Nachfolger wird in alle Winde telegraphiert, ein neues Kabinett ist beisammen — in den Zeitungen wenigstens , Stolypinsche Nekrologe schreibt die ganze zivilisierte Welt, seine Freunde machen ihm den Vorwurf, persönliche Gefühle über das Wohl des Vaterlandes gestellt zu haben. Im Ausland erwägt man mit gefurchter Stirn, ob etwa und welche Konsequenzen der Kabinettswechsel auf die internationalen Beziehungen haben könnte. Sassonow ist schwer erkrankt, auch das gibt zu denken. Man hat Mühe, das Bild der neuen Situation zu erfassen, die Möglichkeiten alle abzuschätzen — da, vierundzwanzig Stunden später: Stolypin bleibt? Erst mit einem Fragezeichen, nach beliebter Manier, in der Überschrift, und dann nach weiteren 12 Stunden: Stolypin bleibt. Mit einem festen Punkt dahinter. Der siegreiche Stolypin! Ukas des Zaren! Durnowo und Trepow in Ungnade! Dreitägige Aufhebung der Duma und des Reichsrates! Gott weiß, wie die Titel alle heißen. So etwas gibts bloß in Rußland. Man hebt die Gesellschaft einfach drei Tage auf, schiebt derweil die verbogenen Kulissen zurecht. „Wegen Renovierung drei Tage geschlossen." Dann werden die Pforten wieder geöffnet. Und Herr Stolypin empfängt die Herrschaften am Portal. Für uns sind solche Renovierungsarbeiten nicht interessant. In einem Reich der unbegrenzten Unmöglichkeiten, „wo der Pope lebt und leibt, wo das Volk stiert in Verblendung, wo der Zar in grimmer Wendung seinen grausen Ukas schreibt", passiert noch viel Wunderbareres. Wenn nur Sassonow wieder gesund würde. W.

* * *

Von Zentrumsdissonanzen
ist in den letzten Zeiten viel geschrieben worden. Wo alle Politik dissoniert, warum nicht auch die schwarze? Die Kölner und die Nicht-Kölner, die Konfessionellen und die Laren, Oppersdorf, Roeren, Erzberger, der große und der kleine Spahn, neuerdings Hertling und Heim. In Broschüren und Versammlungen, in Ausschüssen und Zeitungsartikeln, offen und heimlich. Wo alles haßt, kann Karl allein nicht lieben. Aber wie töricht, sich deswegen die Fäuste zu reiben! Wenn das Zentrum seine schmutzige Wäsche wäscht, hat sich noch nie ein Dritter dran zu freuen gehabt. Das alles ist vergessen und vergeben, sobald nur ein einziger draußen seine Witze macht. Unerschüttert steht dann der Turm und aus dem Inneren tönt es grimmig: Wer lacht da? „Gemeinheit, niederträchtige und verlogene Verdächtigungen", sind das Ausdrücke, die der brüderlichen Liebe Abbruch tun? I wo. Mir san mir, sagt Dr. Heim und fordert seine Kirchengenossen zur gerichtlichen Klage heraus. Mir san mir, sagt das ganze Zentrum; und wenn einer denkt, da gäbs für einen Dritten ein Gaudi, der ist schief gewickelt.
—a—

* * *

Der Seniorenkonvent
des Reichstages will eine Herbstsession machen. Bis nach seinem Tode soll dieser hippokratische Reichstag Lebenszeichen von sich geben. Der Seniorenkonvent heißt in diesem und jedem anderen Falle soviel als der schwarzblauen Mehrheit. Woher diese Arbeitslust? Miserabiliter se subjecit! Wem? Der Regierung? Ihrem besseren Selbst? Nein, ihrem ganz schlechten Gewissen.
—ck—

* * *

Ich habe ein Telephon.
Daran ein Nebenanschluß. Der Nebenanschluß wird entbehrlich. Am 8. Januar. Aber der Kündigungstermin ist verstrichen. Gut, ich werde ihn bis zum 1. Juli bezahlen. Mit kürzeren Kündigungsfristen kann man bei einem solchen Objekt (!) nicht arbeiten. Das sehe ich ein. Im Februar wird an der Stelle des Nebenanschlusses ein andrer Apparat — von andrer Seite — beantragt. Die Post nimmt den alten Kasten ab und setzt ihn auf die Erde. Dort steht er nun. Die Leute bitten, ihn doch mitzunehmen. Nein, das muß beantragt sein. Sie schreiben. Unnütz. Ich, der Inhaber des Hauptanschlusses, muß den Antrag stellen. Gut. Ich telephoniere deswegen. Auch das ist nicht das Richtige. Ich muß es mündlich oder schriftlich tun. Hinzulaufen habe ich keine Zeit, das Schreiben vergesse ich. Nach zwei Tagen mahnt mein verflossener Nebenanschluß beim Amt. Das Amt fragt telephonisch bei mir an. Ich sage: Jawohl, ja, nehmen Sie den Kasten weg! Bedaure, Sie müssen schreiben. Na also ich schreibe. Der Kasten verschwindet endlich am 15. April. Am 17. kommt ein Beamter zu mir, um mir statt des

Digitized by Google

bisherigen Klappenschrankes, der durch Fortfall des Nebenanschlusses überflüssig geworden ist, ein gewöhnliches Wandtelephon zu befestigen. Ich möchte aber einen Tischapparat. Bedaure, das kostet 10 Mark. „Verlegungskosten". (Die Arbeit ist ganz genau die gleiche, auch technisch um kein Haar anders.) Hilft nichts. Aber ich ziehe ja zum 1. April um, habe bereits die Verlegung meines Anschlusses in die neue Wohnung beantragt und erhalte dort ohne weiteres einen Tischapparat! Die Entgegnung: Es stehet geschrieben . . ., Vorschrift! Ich bekomme ohne Erbarmen für die 13 Tage einen neuen Wandapparat, dann erst einen Tischapparat! Also daß ich binnen 2 Wochen drei verschiedene Apparate gehabt habe. Ein kaiserliches Fernsprechamt scheut keine Arbeit und Mühe um meinetwillen. Alles von wegen des Buchstabens Heiligkeit.

—er.

* * *

Mond und Wetter.

I. Rückblick. Diejenigen, die meiner Ansage in Nr. 10 vertraut haben, daß die Zeit um das erste Mondviertel und den Hochstand des Mondes — 7. und 9. März — die ersten warmen und milden Frühlingstage in Aussicht stelle, werden sich kaum betrogen gefühlt haben. Die Witterung vom 7. bis 11. März unterschied sich in iherm Charakter sehr wesentlich von der vorhergegangenen Periode. Die Luft war im allgemeinen milde und das Wetter tagsüber märzlich sonnig und heiter. Wurde die Wirkung des höchsten Mondstandes allerdings durch diejenige des Mondviertels insofern etwas abgeschwächt, als die zeitweise schon mehr östliche Windrichtung uns kalte Luft von Osten her zuführte, die mondklare Nächte mit zum Teil recht kräftigen Nachtfrösten im Gefolge hatte, so erreichten die Tagestemperaturen doch schon eine recht ansehnliche Höhe und der Südostwind hatte bei weitem nicht die Härte und Schärfe, die wir bei dem gegenwärtig herrschenden Ost- und Nordostwind beobachten können.

Die vordem so starke Luftbewegung flaute mit dem Mondviertel völlig ab, und ebenso ließen die Niederschläge nahezu ganz nach oder lieferten doch nur unmeßbare Mengen.

Im Osten, der ja weit mehr dem Einfluß der polaren Luftströmung untersteht als das Gebiet westlich der deutschen Mittelgebirge, hat die Kälte auch die höchste Mondstellung überdauert. Es scheint aber, als ob dort die mit dem hohen Mondstande nordwärts vordringende Luft äquatorialer Herkunft wieder zu stellenweisem Schneefall Veranlassung gegeben hat.

Mit dem 12. März erreichten, wie ich gleichfalls vermutet hatte, die schönen Märztage ihr Ende. Ein kalter, unfreundlicher Südost beherrschte zunächst das Wetter, mußte jedoch bald dem Einfluß des herannahenden Vollmondes weichen. Der am 13./14. März herrschende Sturm war zweifellos schon auf die Rechnung dieser Mondstellung zu setzen. Im übrigen hat aber der Vollmond für unsre Gegend dieses Mal nur eine geringe Wirkung gehabt. Weder die Niederschläge waren von erheblicher Bedeutung, noch war die stürmische Luftbewegung ozeanischen Ursprungs von längerer Dauer.

In andren Gegenden ist aber der Einfluß des Vollmondes um so stärker hervorgetreten.

Es ist eine auffallende und wohl zu beachtende Erscheinung, daß fast stets zur Zeit des Vollmondes wie auch des Neumondes in den Zeitungen die Rubrik der Wetternachrichten besonders stark anschwillt und aus allen Gegenden Westeuropas die Hiobsposten zusammenträgt. Allein diese Tatsache sollte genügen, um auch die größten Zweifler, die den Einfluß des Mondes auf die Witterung völlig leugnen, eines Bessern zu belehren.

Am 14. März berichtete man aus Paris, daß in den letzten 36 Stunden in ganz Frankreich, besonders im Osten und Nordosten, einer der fürchterlichsten Stürme wütete, die dort seit Jahren beobachtet wurden; an vielen Orten ist er von Frost und starkem Schneefall begleitet gewesen. Das Sturmgebiet erstreckte seine Herrschaft allmählich weiter ostwärts, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die bei uns in der Nacht zum 14. März einsetzende starke Luftbewegung ein Ausläufer jener zuerst im Westen aufgetretenen Stürme war. Sowohl aus den hohen Lagen der mitteldeutschen Gebirgserhebungen, wie aus der Schweiz, Tirol usw. kamen in jenen Tagen die Meldungen eines plötzlichen Wettersturzes mit Stürmen und starken Schneefällen. Ebenso tobte in den Tagen vom 15. März ab an der Südküste Norwegens ein heftiger Schneesturm.

Der Luftaustausch zwischen Aquator und Pol, Ozean und Festland muß also wieder einmal ein ganz gewaltiger gewesen sein. Zugleich hat der bereits auf absteigender Linie sich bewegende Mond die Wirkung gehabt, daß die vom Aquator herkommende warme Luft sehr erheblich mit kalter polarer Luft gemischt und durchsetzt war.

Was die Temperatur betrifft, so hat der niedersteigende Mond in dieser Richtung im Osten seine Wirkung wieder voll getan. Die Kälte hat nicht nur ihren Standort gewahrt, sondern namentlich im äußersten Nordosten und Osten von neuem kräftig angezogen.

Sehr rasch nach dem Vorübergang des Vollmondes hat sich der Charakter des Wetters in dem Sinne der von mir vorausgesagten, mit dem letzten Viertel zu erwartenden Witterungsänderung gestaltet. Seit dem 18. März herrscht rauher, kalter Nordost und Ost, der die nächtliche Temperatur zum Teil sehr erheblich unter den Gefrierpunkt gedrückt hat. Damit dürfte es entschieden sein, daß vorläufig auf etwas längere Zeit, etwa bis zur Annäherung an den nächsten Neumond — 30. März — die kalten trocknen Ostwinde für den Witterungscharakter bestimmend bleiben. Denn daß beim Herannahen des letzten Viertels und tiefsten Mondstandes — 23. März — wieder eine westliche Windrichtung mit weicher Luft herrschend werden sollte, ist wenig wahrscheinlich. — Die durch die große Trockenheit der Luft begünstigte starke Wärmestrahlung der Sonne wird allerdings, wenigstens an windgeschützten Stellen, sehr zur Milderung des rauhen Witterungscharakters beitragen.

II. Ausblick. Je mehr wir uns dem Sommer nähern, um so mehr verliert für die Wettervoraussage der Gegensatz zwischen Wärme und Kälte seine Bedeutung. Die strenge Scheidung zwischen dem Gebiet der polaren und der äquatorialen Luftströmung und damit der Einfluß der jeweiligen Mondstellung auf die größere oder geringere Stärke der einen oder der andren dieser beiden Strömungen läßt sich in den täglichen Wetterkarten auch weit weniger leicht erkennen, als dieses im Winter bei dem scharf hervortretenden Gegensatz zwischen den Gebieten mit Frost und Tauwetter möglich ist.

Andre Witterungserscheinungen sind es daher, auf die eine praktische Wettervoraussage, die von Nutzen sein soll, ihr Augenmerk richten muß. Niederschläge, Trockenheit, Unbeständigkeit und Beständigkeit des Wetters, Häufung von Gewittern und besonders starke Hitzeperioden sind die hauptsächlichsten Fragen, deren Beantwortung von allen, die in ihrem Tun und Lassen vom Wetter abhängig sind — Landwirten, Luftschiffern, Wanderern usw. —. erwartet wird.

Meine letzte Voraussage ging bis zum 5. und 6. April, den Tagen der höchsten Deklination und des ersten Viertels. Außer der vorübergehend sehr warmen Luftwelle, die nach meiner früheren Bemerkung diese Mondstände uns in Aussicht stellen, können wir um diese Zeit auch die ersten vereinzelten Wärmegewitter mit Niederschlägen warmer Temperatur erwarten.

Auf eine längere Dauer dieser Wärmeperiode dürfen wir aber noch nicht rechnen. Denn schon am 12. April überschreitet der absteigende Mond mit $-0^0\ 56'$ wieder den Aquator und am 13. April steht der Vollmond weitere 6^0 südwärts. Die Temperatur wird daher bald — etwa schon vom 10. April ab — wieder eine sinkende Tendenz zeigen. Nachtfröste dürften in den letzten Tagen vor dem Vollmond kaum ausbleiben.

Digitized by Google

In der Periode zwischen dem Vollmond und der auf den 19. April fallenden tiefsten Deklination mit −27° 39′ werden böige Regenschauer, unter Umständen auch Hagel-, Schnee- und Graupelschauer mit verhältnismäßig niedriger Temperatur vorwiegend den Charakter der Witterung bestimmen.

Auch nach der tiefsten Deklination und dem letzten Viertel — 21. April —, das noch mit −25° 47′ unter dem Aquator steht, ist eine wesentliche Besserung des Wetters in dem Sinne einer mehr sommerlichen Temperatur kaum zu erwarten, wenn auch aller Wahrscheinlichkeit nach das Wetter etwas trockener und beständiger sich gestalten und damit am Tage die Wärmestrahlung der Sonne wieder mehr Einfluß gewinnen wird. Um diese Zeit der tiefsten Deklination und des letzten Viertels besteht aber auch wieder die Gefahr der Nachtfröste.

Dann nähern wir uns jedoch rasch dem Neumonde, der am 28. April schon mit 11° 5′ nördlich vom Aquator steht. Am 2. Mai erreicht der Mond seinen höchsten Stand mit +27° 32′. Der Anfang des Monats Mai verspricht daher warm und schön zu werden, wenn das Wetter durch kräftigere Gewitter auch etwas beeinträchtigt werden wird. Die zu erwartenden schweren und warmen Niederschläge äquatorialer Herkunft werden die Frühlings-Vegetation mächtig zur Entwicklung bringen, so daß der Wald wohl schnell seine Blätterpracht entfalten wird. Den winterlichen Ofen werden wir zeitweilig schon außer Dienst stellen können, wenngleich ich befürchte, daß er noch nicht völlig überflüssig werden wird. Denn wir müssen noch damit rechnen, daß der demnächst wieder niedergehende Mond zwischen dem ersten Viertel — 5. Mai — und dem Vollmond — 13. Mai — nochmals ein Vordringen polarer Luft von Osten und Norden her begünstigt und empfindlich kühles Wetter im Gefolge hat. Die drei gestrengen Herren, die im vorigen Jahre bei höchster Monddeklination der winterlichen Heizperiode endgültig ein Ende machten, werden dieses Mal bei einer Stellung des Mondes mit −10° 42′ — 11. Mai —, −15° 44′ — 12. Mai —, −20° 7′ — 13. Mai — uns aller Wahrscheinlichkeit nach ihre Herrschaft schon fühlen lassen.

Hildesheim, den 21. März 1911.

Emil Brandt.

Die Entstehung unsres Sonnensystems.

Als Kant seine „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ schrieb, da war er noch ziemlich jung, — und Uranus und Neptun waren noch nicht entdeckt. Und daß dann später ein sehr prahlerischer Reklameheld, Mr. Laplace, mit dem Namen unsres großen Immanuel Kant in unliebsame Verbindung gebracht wurde, das ist einfach beklagenswert; die Nebulartheorie von Kant-Laplace wirkt heute schon wie ein Alb auf uns; man möchte sich davon befreien.

Immer wieder muß man betonen, daß die Monde des Uranus und Neptun anders laufen als die andern Monde unsres Planetensystems; auch der zehnte Saturnmond läuft anders.

Dieses ist mit der berühmten Nebulartheorie niemals in Einklang zu bringen.

Ferner: über das Entstehen von Weltkörpern nachzudenken, wirft uns in die Uranfänge der Philosophie zurück, allwo Kosmogonien eine ehrwürdige Rolle spielten. Wir sollten solch ein Spiel vermeiden. Es schickt sich

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ∴ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

Mark 1000. bar

für Aufnahmen mit Ernemann-Camera und Ernemann-Optik

Preisausschreiben

offen bis 30. Sept. 1911. Bedingungen und Katalog gratis.

Heinr. Ernemann A. G., Dresden 260

Digitized by Google

nur für Kinder — aber nicht für Erwachsene. Wir wissen von unserm Stern und von den andern Sternen unsres Planetensystems so bitterwenig, daß man sich ridikül vorkommen muß, wenn man mit dieser so sehr sehr oberflächlichen Rindenkenntnis auf die Verhältnisse des Kerns Schlüsse ziehen möchte.

Sodann: auch die Existenz der 600 entdeckten Asteroïden ist mit der Nebulartheorie nicht zu vereinen; Zertrümmerung eines größeren Planeten hätte weitere Folgen haben müssen.

Die Nebulartheorie ist somit fallen zu lassen. Das muß immer wieder ganz heftig betont werden: es wird ja kein Mensch krank davon, wenn er an solche Kindheitsphantastereien glaubt — aber es wirkt doch so schrecklich ungebildet; man sollte sich doch schämen ....

Nun fahre ich aber so fort: man sollte sich auch schämen, wenn man immer wieder sich erklären will, wie die Sterne entstanden sind. Die „Entstehung" der Sterne unsres Sonnensystems können wir uns mit unsrer Sternoberflächenbildung niemals zurecht legen; die Geschichte ist einfach zu hoch für uns. Hier Analogien zum menschlichen Sexualsystem vorzubringen, halte ich für dumm und geschmacklos.

Nachdem ich aber dieses alles gesagt, möchte ich doch kurz erklären, wie ich mir die Entstehung unsres „Sonnensystems" denke — d. h. wie ich mir das Zusammenkommen aller dieser Sterne — von Neptun bis Venus plausibel mache. Ich denke mir nicht, daß sie aus einem Teig gemacht wurden.

Merkur und Venus waren zwei Monde der Sonne. Nun kam eine dunkle Sonne, die Erde, hinzu und drehte sich auch um die Sonne — dann kam Mars und dann die Asteroïden. Und das Sonnensystem war eigentlich fertig.

Woher kamen diese Sterne?

Nun — aus den unergründlichen Tiefen des Weltenraumes, in dem noch viel mehr Weltenwunder existieren können — als der größte Phantasiemensch zu ahnen vermag. Sehr viele kleinere dunkle Sonnen sind ganz bestimmt noch da. Wer will denn das bezweifeln?

Kometen und Meteore füllen auch überall den Raum — und sind doch so selten für uns zu sehen.

Als die Asteroïden aber zu unsrer Sonne gekommen waren, da muß unsre Sonne in psychischem Sinne eine mächtige Anziehungskraft besessen haben. Ganz große Sonnen, Jupiter und Saturn, kamen ebenfalls näher, um unser großes Zentralgestirn kennen zu lernen — usw. Es muß sehr interessant sein — dieses Zentralgestirn....

Paul Scheerbart.

Soeben erschienen:

Ernst von Wolzogen

Das Kaisermanöver

und andere Erzählungen

Nr. 769 von Kürschners Bücherschatz.

In letzter Zeit gelangten in Kürschners Bücherschatz Erzählungen der beliebtesten zeitgenössischen Schriftsteller zur Ausgabe. Es wurden veröffentlicht:

Fedor von Zobeltitz — Die Abenteurer. Roman. Nr. 750/51.

Hugo Ganske — Die Kaiserrede. Humoristischer Militärroman. Nr. 752.

Ada von Gersdorff — Gerettet. Roman. Nr. 753.

Carl Muusmann — „Artistenblut". Erzählungen. Nr. 754.

Fl. Robertson — Ein verschwundener Millionär und andere Abenteuer. Nr. 755.

B. v. d. Lancken — Gräfin Sophies Heirat. Roman. Nr. 756.

Fjodor Dostojewski — Der ehrliche Dieb und andere Erzählungen. Nr. 757.

Hermine Villinger — Randglossen. Das goldene Zeitalter d. Süggebachers. 2 Erz. Nr. 758.

Carl Tanera — Ernste und heitere Erzählungen. Nr. 759.

Max Kretzer — Mit verbundenen Augen. Roman. Nr. 760/61.

Carl Busse — Schuld und andere Novellen. Nr. 762.

E. Vely — Das Fräulein. Roman. Nr. 763.

Theodor Fontane — Onkel Dodo und andere Erzählungen. Nr. 764.

Prosper Mérimée — Lokis. Tamango. Zwei Erzählungen. Nr. 765.

M. Gerbrandt — Ringende Herzen. Erzählung. Nr. 766.

L. Stevenson — Ein merkwürdiger Fund. Kriminal-Roman. Nr. 767.

L. Stevenson — Das Ende eines Diamanten. Kriminal-Roman. Nr. 768.

Ernst v. Wolzogen — Das Kaisermanöver und andere Erzählungen. Nr. 769.

Jeder Band 20 Pfg.

Berlin W. 9 und Leipzig — Hermann Hillger Verlag

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Mießler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 15. Berlin, den 8. April 1911. 40. Jahrgang Band 79.

Kulturkonservatismus.

Scheu in der Wahl ihrer Mittel hat man bei den Konservativen nie gefunden. Wenn es in ihre Geschäfte paßt, sind sie blind, taub und stumm. Einer wohlgesitteten Regierung und einem hilfreichen Freunde gegenüber drücken sie beide Augen zu und gehen mit nichtssagenden Phrasen, Lachen oder Achselzucken über das Unbequeme zur Tagesordnung. Oder sie suchen den Spieß umzudrehen, was ihnen noch lieber, allerdings nicht immer möglich ist. Sobald aber die Lage es erheischt, werden sie andre Leute mit einem Schlage. Da ist die Ruhe, die Vornehmheit und alle anscheinende Indolenz wie weggeblasen. Jeder Anlaß, jedes Mittel, jede Person ist ihnen recht, das konservative Prinzip, — das sich ihrem jeweiligen materiellen Interesse anzupassen gewohnt ist, — mit aggressiver Schärfe zu verfechten. Kulturelle Mittel müssen politischen Zielen dienen und umgekehrt, die Religion dem Geldbeutel, die Moral der Macht. Sie leugnen diese Verbindungen, aber sie liegen klar zutage wie die Sonne. Denn was ist so unbestreitbar, daß man es nicht bestreiten könnte, und was so durchsichtig, daß man sich nicht mit eiserner Stirn stellen könnte, als sähe man es nicht? Die eherne Stirn ist das Geheimnis der Macht, das beharrliche Leugnen fand noch stets den Glauben des beschränkten Anstandes, und wer in eine Kerbe haut alle Tage, immer in dieselbe eine Kerbe und immer mit der gleichen Unverfrorenheit, darf hoffen, es dem dümmsten Holze einzubläuen. Wenns nicht ein so gemeines Schauspiel wäre, man wäre versucht, es einen ästhetischen Genuß zu nennen, dies bis zur Selbsttäuschung verlogene Gebaren starrer Einseitigkeit. Wir haben in dieser Zeit Gelegenheit, es täglich wieder bei der Arbeit zu beobachten.

Aus der zahlreichen Fülle der Symptome sollen nur zwei herausgegriffen werden, die besonders charakteristisch sind, weil sie im eigentlichen Tageskampf nur an der Peripherie auftreten, die konservative Taktik bei der Beratung der beiden preußischen Gesetzentwürfe über die Feuerbestattung und das Fortbildungsschulwesen. Wenn eine königliche Staatsregierung in Preußen die Einäscherung erlauben will, so darf man eo ipso feststellen, daß ernstliche Bedenken dagegen in protestantischen Landen nicht bestehen. Es braucht sich ja kein ängstliches Gemüt den Flammen zu übergeben, es soll nur den weniger Befangenen freistehen, die es wünschen. Der König von Preußen, der vor dem Tode durch eigene Hand zur Seite tritt und nicht richten will, was kein Lebender richten darf, kann auch den freien Willen über die letzten Schicksale des zerfallenden Leibes nicht binden. Das will auch nicht der strengste Diener der evangelischen Kirche. Nur die katholische Kirche stemmt sich dagegen, genau wie sie sich gegen die Drehung der Erde um die Sonne gestemmt hat. Es ist dieselbe Sache; denn ihr ist alles greulich, was nach Erkenntnis und Freiheit und Entwicklung schmeckt, weil es aus anderm Geiste stammt, als dem ihren. Kein Wunder daher, daß sie in Preußen das neue Gesetz zu verhindern sucht. Schmählich aber, daß heftiger, als selbst sie, der politische Konservatismus die Feuerbestattung bekämpft, kirchlicher als die evangelische Kirche, polizeilicher als die preußische Polizei, katholischer als der katholischste Katholik. Und das mit Mitteln allerniedrigster Art. Nicht das Zentrum, nein sie, die Konservativen, verlangen durch Anträge, daß die Leichen „aus kriminalistischen Bedenken“ nackt verbrannt werden, daß vorher in jedem Falle die Leiche zu öffnen sei, sie suchen die Gültigkeit der Willenserklärung des Verstorbenen mit allen Mitteln zu erschweren und, was das Lieblichste ist, verlangen statt des dezenten und schönen Namens „Feuerbestattung“ um jeden Preis die Abänderung in das (abschreckend sein sollende) „Leichenverbrennung“. Abschreckend sollen alle diese Forderungen wirken, das Gesetz möglichst illusorisch zu machen. Ob ihre Erfüllung diesen Zweck erreichen würde, steht dahin; aber ist solche Art der Mittel nicht von niederster Qualität? Sie nennen, heißt, sie für jeden Anständigen verurteilen. Und wozu das alles, als einzig und allein, weil die Angst vor der Zukunft der konservativen Machtstellung, weil das böse Gewissen volksfeindlicher Taten und nicht zuletzt ein Kanzler, der ihnen kein Sklave ihrer Willkür zu sein scheint, ihnen den Glauben eingegeben haben, es gebe jetzt kein Zurück mehr auf

Digitized by Google

der verfehlten Bahn, sondern nur ein rücksichtsloses Draufgehen ins reaktionärste Extrem. Die Rücksicht auf den ultramontanen Helfer in der Not spielt daneben gar keine so hervorragende Rolle. Es soll mit der ganzen Brutalität eines Kampfes um den stärkeren Egoismus die ultrakonservative Ära proklamiert werden. Das ist die Sache. Und dazu sind die übelsten Mittel gerade recht, selbst auf rein kulturellen Gebieten.

Nicht viel anders steht es beim Fortbildungsschulwesen. Es ist dem Handelsministerium unterstellt, wie das in der Natur der Sache liegt. Die Konservativen aber greifen jetzt nach jedem Strohhalm. Der Kultusminister ist ihr Heiliger, und sie, die früher der gerade entgegengesetzten Überzeugung waren, verlangen heute den obligatorischen Religionsunterricht für schulentlassene Lehrlinge des Kaufmanns-, Handwerker- und Arbeiterstandes. Muß man nicht lachen? Sydow als Religionslehrer! Bürgerkunde soll unterrichtet werden. Sicherlich, denn von dem praktischen Wesen des staatlichen Gesellschaftsbetriebes hat der Bürgerschüler keinen leisen Begriff bekommen, und Bürgerkunde ist als etwas völlig Objektives zu denken, nicht als Erziehung zu einer Parteigesinnung. Das aber scheinen die Konservativen davon zu erwarten; denn da die Religion ihnen als bestes Konservierungsmittel gilt, und selbstverständlich nur eine konservative Gesinnung zu erzeugen ist, wollen sie dem Lehrling von Staats wegen bis ins Mannesalter Religionsstunden erteilen. Muß sich nicht die Kirche schämen, daß man sie zu einem politischen Erziehungsmittel erniedrigt und ihr zu Parteizwecken zwangsweise auflegt, was sie um ganz andrer Ziele willen aus eigenem Antriebe leisten will? Sie wird wenig Freude erleben an der Herde, die ihr Rogalla v. Bieberstein und Oldenburg, Hahn und Heydebrand zwangsweise in die Arme treiben, weil ihnen vor der Frucht ihrer Taten graut!

Das sind Symptome des neuesten Kulturkonservatismus. Ihre parteipolitische Tendenz ist durch keinen Phrasenmantel zu verstecken. Wir sehen, wie die Konservativen die evangelischen Interessen verleugnen um des antimodernistischen Zentrums willen, wir sehen, wie sie unter der Decke der monarchischen Interessen in der elsaß-lothringischen Reform das heilige Gut des ostelbischen Wahlrechts verteidigen, wie sie unter der scheinheiligen Maske besorgter Staatsbürger einen gewissenhaften Kanzler zu stürzen bestrebt sind, weil er nicht tanzt, wie sie pfeifen. Wir sehen sie direkt und indirekt, in wirtschaftlichen, politischen und rein kulturellen Fragen mit Heuchelei und Rücksichtslosigkeit, mit Gelächter und gemachtem Ernst, heimlich und offen sich und dem Zentrum die absolute Macht erkämpfen, wenns sein muß, selbst auf Kosten aller der Interessen, die sie zu schützen vorgeben, wofern nur das eigene davon Vorteil hat. Sie haben den Schein der Ruhe abgestreift und gehen auf allen krummen und geraden Wegen zum Angriff vor, hinweg über die Schemen des Anstandes, der Ehrlichkeit und der Gerechtigkeit. Aber das eine soll ihnen gesagt sein, mag ihr Bemühen ausgehen wie es will: ihr neuester Kulturkonservatismus wird ihrem Ansehen und ihrer Sympathie beim Volke, soweit sie dort besteht, tausendmal mehr Schaden tun, als alle ihre Kanzlerstürze und ihre andern Heldentaten zusammengenommen!

Türken und Araber.

Von Otto Corbach (Charlottenburg).

Die Araber waren von jeher ein Volk von Kämpfern. Als Mohammed aus ihnen hervorging und ihren Willen zur Macht nach bestimmten Zielen hin entfesselte, hatten sie schon eine Reihe von Jahrhunderten hindurch die Unterjochungsversuche der babylonischen, assyrischen, ägyptischen und persischen Könige abgewiesen. Selbst das römische Weltreich hatte bei ihnen nur Teilerfolge erzielen können. Sie verdienten sich wirklich immer Freiheit wie das Leben, weil sie sie täglich erobern mußten. Fehlte es an einem auswärtigen Feinde ihrer Freiheit, so kämpften sie unter sich um Blutrache, um einen Brunnen, um Weidegründe für ihre Herden, oder auch um ganz nichtssagende Dinge, wie um ein paar zertretene Lercheneier oder um den zweifelhaften Ausgang eines Pferderennens jahrzehntelang die blutigsten Fehden. Was Wunder, daß dieses Volk die Erinnerung an die Glanzzeit des arabisch-islamitischen Weltreiches nicht los werden kann, das bei seiner größten Blüte von den Säulen des Herkules und dem großen Ozean des Westens bis zu den fabelhaften Meeren der Finsternis, wie die Araber den indischen Ozean nannten, über ein Gebiet von der Ausdehnung des europäischen Erdteiles und noch einmal die Fläche von Deutschland und Österreich-Ungarn hinzugerechnet, sich ausdehnte. Nie ist die Herrschaft der Türken bei ihnen sicher begründet gewesen; immer wieder haben sie sich dagegen empört und auch stets in weitem Umfange ihr Selbstbestimmungsrecht zu behaupten gewußt.

Jetzt stehen die Jungtürken vor der Aufgabe, durch einen schwierigen, langwierigen Feldzug zu beweisen, daß sie den Trotz der Araber endgültig zu beugen verstehen. Im Yemen hat der Imam Yahia, der ein direkter Nachkomme Mohammeds zu sein behauptet, die türkische Garnison in Sanaa eingeschlossen und marschiert mit angeblich 50 000 gut bewaffneten Leuten auf Hodeida zu, und in der Landschaft Assyr, die zwischen dem Yemen

Digitized by Google

und den heiligen Plätzen Mekka und Medina liegt, sucht ein neuer „Mahdi", Said Idris, der sich früher lange in Oberägypten aufgehalten hat, mit 40 000 Reitern die Türken zu verjagen. Im Hintergrund aber lauert John Bull, der die Aufrührer von Koweit aus mit Gebirgs- und Schnellfeuergeschützen, mit Gewehren und Maschinen zur Patronenerzeugung reichlich ausrüsten ließ, um im gegebenen Augenblick der lachende Dritte zu sein. Das wird auch durch die Verlegung des Oberkommandos über die englischen Mittelmeerstreitkräfte von Malta weiter ostwärts nach Ägypten und durch die Verstärkung der Befestigungen des ägyptischen Sudans angedeutet.

Sollte England eine Idee ausführen wollen, die einst Napoleon Bonaparte ganz erfüllte, als er nach Ägypten gekommen war? Napoleon verstand es damals vorzüglich, die anhaltende Eifersucht, die zwischen dem Sultan Selim und den Scherifen von Mekka herrschte, sich zunutze zu machen. Er ließ nichts unversucht, um diesen in der ganzen islamischen Welt verehrten Männern zu schmeicheln, sie an sich zu fesseln, ihren Einfluß gegen den der Türkei auszuspielen. Er vermied solange wie möglich den offenen Bruch mit der Pforte; als es aber dazu gekommen war, erklärte er sich für den Verteidiger Ägyptens und des Islams; mit diesem Anspruch führte er seine Armee in die Schlacht bei Tabor; im Namen Mekkas, Medinas und Kairos, als der „einzigen heiligen Städte", redete er zu den Muselmanen. Sein Plan war, die Zuneigungen der mohammedanischen Völkerschaften von Syrien bis Marokko zu gewinnen, um aus dieser Welt ein einheitliches, der religiösen, von Konstantinopel unabhängigen Führung Mekkas und dem politischen Einfluß Frankreichs unterworfenes Reich zu machen. Bezeichnend ist hierfür z. B. eine Proklamation vom 30. Juni 1799, in der es hieß: „Es ist Zeit, daß die Herrschaft der Osmanli aufhöre, einer Herrschaft, die für die Ägypter tyrannischer gewesen ist, als selbst die der Mameluken. Es geschah erst dreihundert Jahre nach dem Tode des Propheten, daß Konstantinopel muselmanisch wurde. Wenn Mohammed auf die Erde zurückkehrte, so würde er nicht in Konstantinopel, sondern an den Ufern des Nil in der heiligen Stadt Kairo Wohnung nehmen; das Oberhaupt der muselmanischen Religion ist unser Freund, der Scherif von Mekka, wie die wahre Wissenschaft in der Gemeinschaft der Ulemas von Kairo, unstreitig der weisesten des ganzen Reiches, zu finden ist; es ist die Absicht des kommandierenden Generals, daß alle Kadis geborene Ägypter seien, es sei denn, daß sie aus den heiligen Städten Medina und Mekka wären; sie sollen alle von dem durch die Versammlung der Ulemas in Kairo ernannten ersten Kadi eingesetzt werden". Auf diese Weise sollte Konstantinopel die religiöse wie politische Oberhoheit über Ägypten entrissen werden. Als sich Napoleon am 24. August 1799 nach Frankreich einschiffte, ließ er eine Denkschrift zurück, worin er seinen Offizieren einschärfte: „Die Araber sind die Feinde der Türken und der Mameluken . . .; sie fühlen sich den Osmanli von Natur überlegen . . . Wir haben Vermittler nötig, um diese Völker, denen wir so fremd sind, zu lenken . . . Kairo ist der zweite Schlüssel der heiligen Kaaba; Mekka ist das Zentrum der mohammedanischen Religion. Die Politik der Sultane von Konstantinopel ist es gewesen, den Scherifen von Mekka zu diskreditieren, die Beziehungen der Ulemas zu Mekka zu beschränken und zu vernichten; unsre Interessen müssen uns naturgemäß in eine entgegengesetzte Bahn drängen . . ."

Offenbar verfolgen die Engländer in Ägypten und Arabien ähnliche politische Ziele wie einst Napoleon, aber ihre Mittel sind doch von den seinigen verschieden. Sie stützen sich auf ihre Macht, die sie bei den Metzeleien von Ondurman und der Beschießung Alexandriens fühlen ließen, aber für sie wirkt nicht der Eklat glänzender Siege. Sie haben Geld, womit sie die Gesinnungen zu kaufen suchen, Tatkraft, Unternehmungsgeist, Entschlossenheit, wodurch sie zu den großartigsten Anlagen befähigt werden; aber ihnen fehlt der Gerechtigkeitssinn und die Großmut, die Zugänglichkeit und das entgegenkommende Wesen, die Sieger und Besiegte durch gemeinsame Wirksamkeit zusammenschließt. Sehr treffend ist, was ein französischer Kenner Nordafrikas, Eduard Ferry, von dem Verhalten der Engländer in Ägypten sagt: „Ils travaillent pour eux seuls. Derrière leurs actes les mieux etudies, on sent leur impérialisme; derrière leur respect pour le culte mahometan, on divine la Bible. Leurs mises en scène sont fastueuses, mais tout à la gloire de la seule Angleterre".

Die Jungtürken sind entschlossen, den Aufstand im Yemen und in Assyr mit aller Kraft niederzuwerfen. Sie wollen nötigenfalls 150 000 Mann aufbieten, um ihre Herrschaft in diesen für ihr Prestige in der mohammedanischen Welt so wichtigen Teilen des ottomanischen Reiches ein für allemal zu sichern. Wenn sie klug sind, zeigen sie sich als Sieger versöhnlich. Der frühere Großwesir Halmi Pascha, der 7 Jahre lang Gouverneur über den Yemen war, wollte seinerzeit dieser Provinz ganz umfangreiche Selbstverwaltungsrechte gewährt wissen. Das Parlament lehnte aber seine Vorschläge ab. Vielleicht war das auch zunächst das beste. Vielleicht ist es erst nötig, die ottomanische Einheit mit Blut und Eisen herzustellen, nachdem es den Jungtürken nicht gelang, ihre ursprünglich gefaßten freiheitlichen, kulturpolitisch bindenden Grundsätze durchzuführen. Die Araber werden sich aber nicht dauernd in diese Einheit fügen, wenn ihnen nicht bedeutende Zugeständnisse in bezug auf die verlangte Autonomie gemacht

Digitized by Google

werden. Geschieht dies, so könnten es die Engländer auch leicht noch einmal bitter bereuen müssen, der türkenfeindlichen Bewegung in Arabien durch umfangreichen Waffenschmuggel heimlich Vorschub geleistet zu haben.

Goldlager in Deutschland.

Von Dr. E. Carthaus (Berlin).

Da in den letzten Monaten die in der Eifel gemachten Goldfunde berechtigtes Aufsehen erregt haben, wo man doch den deutschen Boden seit Menschengedenken als durchaus arm an dem gelben Edelmetalle anzusehen gewohnt war, dürfte es wohl angebracht erscheinen, hier einige Mitteilungen über deutsche Goldlagerstätten zu machen, die manchen Leser nicht wenig überraschen werden.

Was zunächst das Goldvorkommen in der Eifel südöstlich von Malmedy in der Umgebung der Dörfer Faimonville, Ivelding-Montenau und Emmels angeht, so stammt das Edelmetall hier wohl aus Trümmergestein bezw. Konglomeraten des sogenannten Taunusquarzites. Dieser bildet das Gedinnien der belgischen und französischen Geologen und ist er in Rheinland und Nassau als die unterste Etage der Devonformation anzusehen. Die zu ihr gehörenden Schichten sind in ihrem Habitus sehr verschieden. Hier bilden sie Konglomerate, dort rote, grüne oder dunkle Schiefer oder sandsteinartige und quarzitische Gesteine. Der Taunusquarzit tritt sowohl auf der rechten als auch auf der linken Seite des Rheines auf und ist dort (bei Malmedy) vielleicht ein Trümmergestein aus den Quarzitphylliten und den alten Schiefern des Hohen Venn, hier aber ein solches aus den Sericitgneißen, Sericitschiefern und den Phylliten des Taunus. Sehr interessant ist es nun, daß die Konglomerate, sowohl an der Südseite des Taunus, als auch unsern Malmedy, Gold führen. Am Taunus sind auch die Schieferschichten selbst goldführend, d. h. vornehmlich die in diesen vorkommenden Schnüre, Knollen und Linsen von Quarz. Während nun das Gold der Eifel erst seit kurzem, nachdem allerdings schon in vorgeschichtlicher Zeit Bergbau darauf betrieben worden, mehr bekannt geworden ist, berichtet über die in der Nähe von Wiesbaden im Taunus, und zwar bei der Ortschaft Nordenstadt gemachten Goldfunde bereits der fürstlich hessen-darmstädtische Kammerrat P. E. Klipstein, der auch Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft in Berlin war, in seinem 1782 erschienenen „Mineralogischen Briefwechsel“ (S. 313ff.) Genaueres. — Der Entdecker des gelben Edelmetalles war hier ein fremder Bergmann, der in Wiesbaden eine Kur durchgemacht hatte. Klipstein sagt über die schon vor seiner Anwesenheit im Taunus gemachten bergmännischen Versuchsarbeiten u. a. folgendes:

„Nach einigem Schürfen wurden Quarzgeschiebe erhalten, welche einen russischen (rußigen?) Mulm mit metallischen Blättchen eingesprengt enthielten. Die erste Probe hiervon im Kleinen nach einer nicht hochgetriebenen Sicherung gab 3 Mark Silber. Mehrere dieser Schliche, welche in Menge zu haben waren, da sie allenthalben in Nieren zwischen dem talkigen Letten und Schiefer steckten, gaben 6, 8, 10, 18 Lot im Zentner Schlich. Der Schlich aus 4 Pfund schwer Gewicht dieser Nieren gab wenig Silber, aber $^1/_8$ Dukaten schwer Gold. Nach einer Mittelzahl vieler Proben kam ein Gehalt heraus von 10 Lot Silber, darinnen gegen 1 Dukaten Gold auf den Zentner Schlich. Ein sich beständig bleibender, gleicher Gehalt erschien aber nie.“ Rechnet man den hier von Klipstein angegebenen Goldgehalt in moderner Weise um, so ergibt sich, da 4 Pfund der Quarznieren im Schlich $^1/_3$ Dukaten an Gold, d. i. 0,43175 Gramm, lieferten, für die Tonne (= 1000 Kilo) ein Goldgehalt von 216 Gramm. Wenn es ferner heißt, daß als Durchschnitt vieler Proben ein Goldgehalt von 1 Dukaten auf den Zentner Schlich konstatiert wurde, so würde das pro Tonne einen Goldgehalt von 69 Gramm ergeben. Klipstein sagt dann weiter:

„Aus der Dammerde (einem fetten, talkigen Tone mit Kieseln) ragen hier und da starke Geschiebe von Felsstücken 2 bis 3 Schuh hoch aus weißem Quarz mit Spath gemischt hervor. Ein durch das Quarzgestein getriebener Versuchsstollen verschaffte von jenen Nieren genug. Erst im vierzigsten Lachter wurde das Gebirge mehr fest und die Lagen mit Nieren mehr Trümmern ähnlich. Der Gneiß (Sericitgneiß?) fiel in das Graugrünliche, doch schloß sich das Gebirge selbst bei 60 Lachter Tiefe noch nicht völlig und das Ganggestein lag bald schwebend, bald saiger. Zuletzt traf man eine Menge Schwefelkies und einen Trumm talkigen Gesteins. Da nun ein Luftloch mit ansehnlichen Kosten hätte vorgeschlagen werden müssen, und man bei allen diesen Anzeichen noch keinen vollkommenen Gang getroffen hatte, so unterblieb die Fortsetzung dieses Versuches. Die in den Quarznieren eingesprengten Erze hatten teils Ähnlichkeit mit Fahlerz (einer Schwefelverbindung von Kupfer, Silber, sowie andren Schwermetallen mit Antimon oder Arsen), teils mit Bleiglanz; teils waren es gelbe Kiesfunken ... Es ist immer eine schwere Sache, in einem Gebirge, worin noch nie Bergbau betrieben worden ist, auf Entdeckungen auszugehen. Die ersten mißratenen Versuche dienen meist bloß dazu, den künftigen den Weg zu weisen.“

Nach dem hier Gesagten ist es in der Tat zu bedauern, daß sich später der deutsche Bergbau,

Digitized by Google

welcher ja heute der Goldgewinnung völlig fernsteht, nicht mehr weiter mit diesem Goldvorkommen am Taunus befaßt hat. Vor 15 bis 20 Jahren hatte sich freilich eine Gewerkschaft („Friedrich Wilhelm") gebildet, welche auf Grund des Klipsteinschen Berichtes zwischen den Dörfern Breckenhain und Wildsachsen Schürfungen auf Gold unternahm und eine Anzahl von Versuchsschächten anlegen ließ. Die Bergbehörde hatte damals selbst Bedenken getragen, die Mutung zu verleihen und wurde dieses erst beseitigt durch eine Befürwortung einer deutschen Autorität auf dem Gebiete des Goldbergbaues, des Geheimen Bergrates Schmeißer, bekannt durch sein vortreffliches Werk über die Goldfelder von Transvaal. Leider scheint nun jene Gewerkschaft nicht die Mittel besessen zu haben, um festzustellen, ob es sich bei jenem Goldvorkommen in der Tiefe um Gänge von goldreichen Schwefelerzen (womöglich mit hohem Silbergehalte) handelt oder nicht. Das tiefste der genannten Versuchsschächtchen soll nur eine Tiefe von 32 Meter erreicht haben, während Klipstein schon von einem Versuchsschachte von 60 Lachter spricht.

Wenn man den Klipsteinschen Bericht vom mineralogisch-geologischen Standpunkte aus genauer prüft, dann erscheint es sehr wahrscheinlich, daß man es bei dem Goldvorkommen des Taunus mit Arsenikkies und Schwefelkies als ursprünglichen Trägern des Goldes zu tun hat; ob dagegen das dort auch durch die späteren Versuchsarbeiten konstatierte Silber von Fahlerzen herrührt, dürfte noch fraglich erscheinen.

Die reichsten Goldlagerstätten auf deutschem Boden sind wohl die von Niederschlesien gewesen. Wenn man noch heute die erstaunlich weit ausgedehnten Pingenzüge sieht, welche z. B. bei Schmottseifen unfern Löwenberg von den Goldwäschern aufgeworfen worden sind, dann kann man keinen Augenblick in Zweifel darüber bleiben, daß dort im Osten von Deutschland einmal sehr viel Gold gewonnen sein muß. Wie alt der Goldbergbau in Schlesien ist, läßt sich schwer sagen. Möglicherweise steht die Sage des überall goldspendenden Berggeistes vom Riesengebirge, Rübezahl, mit einem sehr frühen Beginne der Goldgewinnung dort zu Lande im Zusammenhange. Wie uns Brückmann in seinem Buche „Magnalia dei in locis subterraneis" (Braunschweig 1727) berichtet, versichert Bohuslaus Balbinus (Miscell. Bohem. p. 33), „daß die alten Einwohner der Gegend beim Riesengebirge nichts andres getan, als Goldsand geheiffet und gesiebet — und davon ganze Städte und Dörfer ihren Ursprung, Nahmen und Wachstum bekommen und die Sandhügel, davon man das Gold geschieden, viele Meilen lang am Ufer der Bäche und Flüsse hin gelegen seien". Brückmann spricht sogar von Goldstückchen bis zur Größe einer Wallnuß, welche auf den schlesischen Goldfeldern vordem gefunden seien sollen. Sicher ist, daß die Stadt Goldberg, unter der sich stellenweise noch heute gangbare Stollen hinziehen, dem Goldbergbau ihren Namen verdankt, wie auch die Kirche daselbst aus Beiträgen der Goldgräber erbaut ist. Nach Chroniken des vierzehnten Jahrhunderts kämpften 500 Bergleute unter Herzog Heinrich II. mit in der Schlacht bei Wahlstatt (9. April 1241). Alle Angaben stimmen darin überein, daß dieses Aufgebot dadurch zustande gebracht war, daß man aus der Belegschaft der Goldgräber von Goldberg jeden fünften Mann aushob. Um diese Zeit soll der Bergbau in dortiger Gegend wöchentlich der Stadt Goldberg allein eine Mark Goldes abgeworfen haben, während der Goldbergbau um Löwenberg im Jahre 1203 wöchentlich 232 Pfund Silber geliefert und die Stadt davon allwöchentlich anderthalb Mark Gold und Silber erhoben haben soll. Zahlreiche Urkunden verschiedener schlesischer Stadtarchive (Goldberg, Liegnitz, Breslau) sowie auch besonders die des Archivs vom Kloster Lebus zeigen deutlich genug, welch große Bedeutung der niederschlesische Goldbergbau im Mittelalter gehabt haben muß. Wie die Bergleute von Goldberg, welche in der Schlacht bei Wahlstatt im Vordertreffen standen, größtenteils getötet, zum Teil aber gefangen wurden, so scheint auch das Erliegen des Goldbergbaus in Niederschlesien teilweise eine Folge der Verheerungen durch die Tatarenkriege gewesen zu sein, abgesehen von einer teilweisen Erschöpfung der Goldlagerstätten daselbst. Im Jahre 1661 machten die Herzöge von Liegnitz als Herren des schlesischen Goldgebietes noch einmal einen schwachen Versuch, den Bergbau auf Edelmetall wieder ins Werk zu setzen und ebenso im Jahre 1853 der preußische Fiskus bezw. der Besitzer der Reichensteiner Pulverfabrik, Güttler. Vor fünfzehn Jahren ungefähr wurden auch noch Versuche zur Wiederaufnahme des alten Goldbergbaues bei Schmottseifen unfern Löwenberg gemacht, jedoch wohl mit zu geringem Kapitalaufwand. Da sich stellenweise ein Goldgehalt des Ganggesteins von mehr als hundert Gramm pro Tonne ergeben haben soll und außerdem auch rentable Arsenerze aufgeschlossen sein sollen, so ist es eigentlich zu bedauern, daß man dort nich weiter gearbeitet hat.

Was nun die geologischen Verhältnisse angeht, unter denen das Gold in Niederschlesien gefunden wurde, so gehören dessen Lagerstätten dem weitausgedehnten Diluvium an, welches am nördlichen Fuße des Riesengebirges die schlesische Ebene bedeckt. Das Edelmetall findet sich hier in einer Zone, die sich von Jauer über Bunzlau bis über Löwenberg hinaus hinzieht, und zwar erscheint es eingelagert in Sandlagen, welche mit Letten und Geröllschichten abwechseln. Zugleich mit dem Golde werden sehr kleine Saphire, Spinelle, Titaneisen und kleine Partikeln von

Digitized by Google

andern selteneren Mineralien ausgewaschen. Dabei scheint das Gold ursprünglich am Arsenikkies und Schwefelkies gebunden gewesen zu sein. Der Goldbergbau scheint ungefähr zu derselben Zeit in der Gegend von Goldberg, Löwenberg und Bunzlau begonnen zu sein und werden, als ehedem sehr ergiebige Fundorte Goldberg, Nikolstadt, Wandris, Mertschütz, Plagwitz, Höfel und Lauterseifen genannt. (Genauere Angaben über diesen alten Bergbau aus der Feder des bekannten Oberberghauptmannes H. v. Dechen findet man in Karstens Archiv, Bd. II, S. 209 ff.)

Das Gebirge, aus dem das Gold von Niederschlesien im allgemeinen hervorgegangen zu sein scheint, muß ein sehr alter Tonschiefer oder Phyllit sein, da man Stücke davon zusammen mit zahlreichen Quarztrümmern so häufig auf den alten Halden liegen sieht. Nur die Halden des Nikolstädter Bergbaues setzen sich stellenweise auch aus Stücken von einem talkigen Glimmerschiefer, welcher einigermaßen an die Sericitschiefer des Taunus erinnert, zusammen.

Von dem Golde einiger deutschen Flüsse, wie besonders des Rheins, dann aber auch der Eder, der Isar, ferner einiger Schwarzwaldbäche (Kinzig, Rench, Elzach, Wiese usw.) will ich hier nur weniges berichten, da wir über dessen meist in eine weit zurückliegende Zeit fallende Ausbeutung zu wenig bestimmte Angaben haben und sich die Spuren der Flußgoldwäscherei zu schnell verwischen. Der Rhein bezw. das Rheintal mag einmal in grauer Vorzeit recht viel Gold geliefert haben, ebenso wie auch andre deutsche Flüsse und Bäche. Mögen sich nämlich auch die Angaben des Herodot, daß die nördlichen Grenzen Europas außerordentlich reich an Gold seien, auf den Ural und nicht auf Deutschland beziehen, so verdient doch der Umstand alle Beachtung, daß die Kelten schon sehr früh, als das alte Rom nur noch Silbermünzen kannte, die Goldwährung bereits eingeführt hatten. Die von ihnen herrührenden, so vielfach gefundenen, rohgearbeiteten Goldmünzen sind unter dem Namen der „Regenbogenschüsselchen“ den Numismatikern allgemein bekannt. Das zu ihrer Anfertigung verwandte Gold möchte wohl zum großen Teile den Flußablagerungen des Rheins, in dessen Fluten ja auch der Nibelungenschatz oder Hort der deutschen Sage versenkt erscheint, entnommen sein. Auch sprechen zwei oder drei Schriftsteller des klassischen Altertums von den reichen Goldfeldern Germaniens, und dabei läßt es sich wohl annehmen, daß unsre Vorfahren die Goldwäscherei, welche die Römer im Gebiete des Rheins und seiner Nebenflüsse betrieben, schnell erlernt haben. Im Mittelalter werden als Goldwäschen am Oberrhein die von Straßburg, Freiburg und andern Orten, am Mittelrhein die von Bacharach, Bingen, Mainz, Mannheim und Worms hervorgehoben. Heute aber ist der Rhein mit seinen Ufern ein goldarmer Fluß zu nennen, wie überhaupt die einstigen Golddistrikte nicht nur von Deutschland, sondern von ganz Europa, mit Ausnahme von Ungarn und Siebenbürgen, als fast gänzlich erschöpft gelten können, womit jedoch keineswegs gesagt sein soll, daß hier und da nicht auch in andern Teilen von Europa durch den Bergmann noch eine recht hübsche Nachlese des gelben Edelmetalls zu halten ist. Ich möchte das um so mehr annehmen, als die so erstaunlich vervollkommneten Abbau- und Gewinnungsmethoden des Goldes, die in früheren Zeiten gezahlten außerordentlich billigen Arbeitslöhne nicht nur kompensieren, sondern auch den Goldbergbau heute auf Lagerstätten noch rentabel erscheinen lassen, an deren Ausbeutung vordem auch selbst dann nicht zu denken war, wenn die Goldgräber als Tagelohn nur einige Pfennige erhielten.

Die Synthese der Edelsteine.

Von Dr. Albert Neuburger (Berlin).

I.

Zwei Gründe sind es, die den Besitz der Edelsteine von altersher als wünschenswert erscheinen ließen: einmal besticht ihre Schönheit und Seltenheit und dann bilden sie eine gute Kapitalsanlage, die, wie man annahm, ihren Wert niemals verlieren konnte. Das, was Jahrhunderte lang wahr war, wird heutzutage in rascher Folge durch die Fortschritte unsrer modernen Technik über den Haufen geworfen! So geht es jetzt auch mit den Edelsteinen. Die Chemie hat sich ihrer angenommen, und ihren Erfolgen ist es zuzuschreiben, daß eine ganze Anzahl von kostbaren Steinen nunmehr rasch im Werte sinkt und daß wir auch unsre Ansichten über die Anforderungen, die bezüglich Schönheit dieser seltenen Naturgebilde zu stellen sind, ganz bedeutend reformieren müssen. Die Chemie schafft nämlich seit kurzem Edelsteine, die weit größer und schöner sind, als ihre natürlichen Vorbilder. Dabei sind sie — und das ist das Tragische für alle, die ihre Kapitalien in solchen Steinen angelegt haben — unzweifelhaft echt!

Wenn wir uns darüber klar werden wollen, wieso sich diese rasche Umwandlung zu vollziehen vermochte, so müssen wir uns zunächst mit dem Begriff der „Echtheit“ etwas näher beschäftigen. Nehmen wir an, wir haben zwei Steine: den einen hat die Natur vor Millionen von Jahren geschaffen, damals, als unsre Erdkruste sich zu bilden begann, als die Massen, die sie zusammensetzen, aus dem feurig-flüssigen in den festen Zustand übergingen. Den andern Stein aber hat ein Chemiker in seinem Laboratorium hergestellt; er ist

Digitized by Google

bei dieser Herstellung genau denselben Weg gegangen, den damals — vor Millionen von Jahren — die Natur ging. Er hat dieselben Stoffe verwendet wie sie, und hat sie in den gleichen Mengenverhältnissen gemischt. Er hat das Gemisch ebenso hoch erhitzt und es dann wieder abkühlen lassen. Auf diese Weise ist dann ein Stein entstanden, der sich von seinem natürlichen Vorbild in keiner Weise unterscheidet; er hat genau dieselbe chemische Zusammensetzung wie dieses und weist auch die gleichen physikalischen Eigenschaften auf. Seine Härte, seine Farbe, sein Lichtbrechungsvermögen stimmen mit denen des Naturproduktes in jeder Hinsicht überein. Kein Chemiker oder Physiker, denen man beide Steine in die Hand gibt, vermöchte zu sagen, welchen die Natur und welchen der Herr Kollege in seinem Laboratorium geschaffen hat. Ist es da nicht berechtigt, auch das aus dem Schmelztiegel des Laboratoriums hervorgegangene Produkt als „echt" zu bezeichnen? Die Sachlage stellt sich dann folgendermaßen dar: beide Steine sind echt, das eine aber ist ein Naturprodukt, das andre ein Kunstprodukt. Schlimm genug für das erstere, wenn man das Kunstprodukt von ihm auf keine Art und Weise mehr zu differenzieren vermag! Schlimm genug auch für alle die, die ihre Kapitalien in solchen Naturprodukten anlegten oder die große Werte, z. B. in Form alten Familienschmucks ihr Eigen nennen, Werte, die in dem Moment sinken müssen, wo der Chemie die Synthese des gleichen Steins gelingt, der den Wert dieses Schmuckes repräsentiert!

Die Synthese! Wieviele alte Werte hat sie schon zerstört und wieviele neue, anders geartete, hat sie nicht schon geschaffen? Zu den Triumphen, die die chemische Wissenschaft in neuerer Zeit auf dem Wege synthetischer Darstellungen von Naturprodukten erzielt hat, reihte sich als jüngster die Synthese der Edelsteine an. Was ist nun unter einer Synthese eigentlich zu verstehen? Es ist im ganzen und großen der Weg, den wir oben schon in kurzen Strichen gekennzeichnet haben. Die meisten Körper, die wir um uns sehen und deren wir uns im Leben bedienen, sind in ziemlich komplizierter Art zusammengesetzt. Wenn sie der Chemiker zerlegt, so kommt er zuletzt auf Stoffe, die sich in keiner Weise weiter zerlegen lassen. Diese Stoffe nennt er „Grundstoffe" oder „Elemente". Die Zerlegung eines zusammengesetzten Körpers in seine Grundstoffe oder Elemente bezeichnet man als „Analyse". Setzt man aber umgekehrt den Körper aus seinen Grundstoffen wieder zusammen, so hat man eine „Synthese" ausgeführt. Die Analyse ist also die Zerlegung in die Grundstoffe, die Synthese der Aufbau aus ihnen. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß jeder Synthese die Analyse vorangehen muß. Je komplizierter die Zusammensetzung eines Körpers ist, desto schwieriger gestaltet sich die Synthese. Die Chemie ist jetzt aber so weit vorgeschritten, daß sie eine Reihe der kompliziertest zusammengesetzten Körper auf dem Wege der Synthese künstlich wieder aufzubauen vermag. So hat man, um nur einige Beispiele anzuführen, den kostbaren Indigo-Farbstoff synthetisch hergestellt, ein Erfolg, der den einst so blühenden Indigohandel Indiens lahm gelegt hat. Man hat ferner den Hauptbestandteil der Vanille, das Vanillin, synthetisch erzeugt, und ebenso die Ursache des Wohlgeruchs der Veilchen, das Jonon, im Laboratorium aus seinen Bestandteilen, seinen Grundstoffen aufgebaut. Der künstliche Indigo ist ebenso ein echter Indigofarbstoff, wie das Vanillin ein echter Vanillinbestandteil ist und wie das Jonon den echten Veilchenduft darstellt. Sie sind nur keine Natur-, sondern Kunstprodukte.

Es ist nur allzu erklärlich, daß man schon lange den Wunsch hegte, auch die seltensten und kostbarsten Produkte, die die Natur jemals geschaffen hat, die Edelsteine auf synthetischem Wege zu erzeugen. Wenn dieses erst jetzt gelungen ist, so liegen die Ursachen an der Unzulänglichkeit der früheren Hilfsmittel, vor allem daran, daß man Temperaturen von bestimmter Höhe noch nicht hervorzubringen vermochte. Dies war die hauptsächlichste Schwierigkeit, die sich der synthetischen Darstellung der Edelsteine jahrzehntelang entgegenstellte; denn schon lange hat uns die Analyse gelehrt, daß die meisten Edelsteine aus den allerwertlosesten Grundstoffen zusammengesetzt sind, -- ein merkwürdiges Spiel der Natur, die ihre kostbarsten Produkte aus den verbreitetsten und deshalb billigsten Materialien schuf! Der Diamant besteht aus Kohlenstoff, also aus demselben Grundstoff wie die gewöhnliche Kohle und wie der Graphit unsrer Bleistifte, der herrliche Rubin und die so hoch bezahlten blauen Saphire, sind weiter nichts als Tonerde, die noch einige färbende Bestandteile enthält! Diese Einfachheit der Zusammensetzung ermutigte geradezu, die Synthese in Angriff zu nehmen. Die Versuche begannen bereits im Jahre 1839. Damals erhitzte der französische Chemiker Gaudin Tonerde im Knallgasgebläse und erhielt dabei in der Tat Rubine, die aber außerordentlich klein und auch unter dem Mikroskop kaum zu erkennen waren. Mit Recht sagte sich Ebelmann, der Direktor der weltberühmten Porzellanmanufaktur zu Sèvres, daß die Größe dieser ersten künstlichen Rubine eine um so bedeutendere werden müsse, je höher die Temperatur ansteigt, bei der man sie erschmilzt. In den Öfen seiner Manufaktur standen ihm Temperaturen zur Verfügung, die damals als die höchsten in technischen Betrieben überhaupt hervorgebrachten gelten konnten. So ging er denn im Jahre 1848 ans Werk und erhitzte in einem Porzellanofen einen Tiegel, der mit Tonerde, Chromoxyd und Borax gefüllt war. Es entstanden tatsächlich kleine Rubine, die aber gleichfalls nur

Digitized by Google

unter dem Mikroskop zu erkennen waren. Alle weiteren Bemühungen, durch Steigerung der Temperatur bessere Erfolge zu erzielen, verliefen ergebnislos.

Der wirtschaftliche Kampf der Schauspieler.

Von Erich Schlaikjer (Groß-Flottbeck).

Die darstellenden Künstler sind auf der ganzen Linie in einen Kampf eingetreten, über den sich die kapitalistischen Theaterkreise um so mehr zu entsetzen scheinen, je mehr sie sich an die wirtschaftliche Gefügigkeit der Schauspieler als ein ewiges Faktum gewöhnt hatten. Wer sich das Gezänk der Parteien aus den Ohren zu bringen wünscht, um selber die Dinge in ihrem wirklichen Zusammenhang anzuschauen, muß sich zunächst über den Hintergrund klar werden, auf dem ganz allein der Kampf verstanden werden kann. Der wirtschaftliche Betrieb eines Theaters war von vornherein einer Reihe von Bedingungen unterworfen, die in keinem wirtschaftlichen Betriebe der ganzen Welt wiederkehren, und die darum auch ein wirtschaftliches System erzeugten, das in seiner besondern Art einzig ist. Im Schauspieler, wie er dem Direktor gegenübertrat, steckte einmal ein Arbeiter, ein Angestellter, eine wirtschaftliche Persönlichkeit, die an einer möglichst anständigen Entlohnung interessiert war; dann aber steckte in ihm auch ein Künstler, der sein Inneres offenbaren, der auf den weltbedeutenden Brettern etwas gelten wollte und darum mit der ganzen Kraft seiner Seele nach einer Rolle lechzte, die ihm die Befriedigung seines künstlerischen Dranges bringen konnte. Wer sich genauer über die ungeheure Bedeutung zu unterrichten wünscht, die die Rolle für den Schauspieler besitzt, kann auf den Beitrag zur „Psychologie des Schauspielers“ verwiesen werden, den ich bereits früher an dieser Stelle veröffentlicht habe. Da der Schauspieler seine künstlerischen Entwicklungsmöglichkeiten überhaupt erst von der Rolle empfängt, wird ihre ernste, unter Umständen auch tragische Bedeutung in diesem Zusammenhang auch ohne nähere Begründung verstanden werden. War nun der Arbeiter im Schauspieler am Lohn interessiert, so war es der Künstler vor allem an der Rolle, und da der Direktor Lohn wie Rolle zu vergeben hatte, war er oftmals in der Lage, den Künstler mit der Rolle zu bezahlen und den Arbeiter hungern zu lassen. Die künstlerische Abhängigkeit von der Rolle erzog dem Schauspieler eine wirtschaftliche Gefügigkeit an, die zu einer systematischen wirtschaftlichen Ausbeutung geradezu herausforderte. Die Sucht nach dem Mammon aber, die hinter jeder wirtschaftlichen Ausbeutung steckt, pflegt sich im allgemeinen in dieser schnöden Welt auch ohne jede Aufforderung einzustellen; wird sie von einer bestimmten Situation noch besonders herausgefordert, braucht man sich nicht zu wundern, daß sie in ihrer ganzen Schönheit zum Vorschein kommt. Neben der Abhängigkeit von der Rolle liefen dann noch eine ganze Reihe von Sondermomenten, die geeignet waren, den Schauspieler wirtschaftlich zahm zu machen, ohne daß wir in der Lage wären, sie hier einzeln anzuführen. Es braucht nur darauf hingewiesen zu werden, daß an der Bühne auch allerlei minderwertiges weibliches Personal zusammenkommt, dem es nicht um eine anständige Gage, sondern um allerlei diskrete Nebeneinkünfte zu tun ist, die im allgemeinen nicht als anständig angesehen werden. Auch wer sich hinter den Kulissen nicht umgetan hat, wird sehr leicht einsehen, daß diese Damen dem Direktor die Bettelgroschen der Gage gerne schenkten, wenn ihnen nur Gelegenheit geboten wurde, ihre weiblichen Reize und ihre Pariser Kostüme im verschönernden Licht der Rampen auszustellen. Zu dem allen wäre dann noch hinzuzurechnen, daß die Schauspieler, wie Künstler im allgemeinen, in wirtschaftlichen Dingen ahnungslos waren und sich gewöhnlich gar nicht die Mühe nahmen, die langen Verträge durchzusehen, die sie zu unterzeichnen hatten. Wenn ich will, lasse ich einen Schauspieler unterschreiben, daß er beim ersten Niesen geköpft werden soll, sagte mir einmal ein Theateragent, und der Mann kannte seine Leute aus einer langen, langen Praxis. Da nun 90 % aller deutschen Bühnen reine Privatunternehmungen sind, die keiner staatlichen oder kommunalen Kontrolle unterworfen werden, braucht es nicht wunder zu nehmen, daß sich am Theater ein wirtschaftliches System entwickelte, das in keinem andern Betriebszweig der arbeitenden Nation ein Gegenstück hatte. Eher muß man sich schon darüber wundern, daß dieses System dem sozial-kritischen Geist unsrer Tage solange standgehalten hat; aber auch diese Erscheinung erklärt sich schließlich aus dem Umstand, daß der Schauspieler einmal sehr stark gefesselt, zweitens aber innerlich zwiespältig war: der rollenhungrige Künstler machte immer wieder dem profan hungrigen Arbeiter einen Strich durch die Rechnung. Daß aber einmal ein Tag des Erwachens kommen, daß auch dieser Stand sich einmal wirtschaftlich modernisieren mußte, scheint uns so selbstverständlich zu sein, daß wir die Entrüstung der Theaterunternehmer in diesem Punkt nicht ganz zu begreifen vermögen.

Es läßt sich jetzt die Frage aufwerfen, ob diese Dinge nicht besser in einem Fachorgan der Schauspieler behandelt würden. Was geht es uns an, wenn die deutschen Schauspieler um Brot und Leben kämpfen? Sind ihre Sorgen nicht Standessorgen, die als solche auf den Stand

Digitized by Google

beschränkt bleiben müßten? Hat die gebildete Welt in ihrer Gesamtheit an diesem Kampf überhaupt ein Interesse? Wenn die Schuhmachergesellen höhere Löhne verlangen, geht das die Schuhmachergesellen und die Schuhmachermeister an, uns andren aber braucht es glücklicherweise den Seelenfrieden nicht zu stören. Wer so argumentieren wollte, würde übersehen, daß die Arbeit des Schauspielers mit der Kulturarbeit der ganzen Nation zusammenhängt. Wenn er aus wirtschaftlichen Gründen unsichere Spekulantenbühnen ausmerzen will, merzt er zugleich künstlerische Schädlinge aus, die am kulturellen Mark der Nation fressen; wenn er sich bemüht, das Verantwortungsgefühl der kommunalen und staatlichen Instanzen gegenüber dem Theater zu schärfen, so schärft er ihnen zugleich kulturelles Pflichtgefühl ein; kurz: weil das Theater nicht nur ein wirtschaftliches Unternehmen, sondern zugleich eine Einrichtung der nationalen Kultur ist, ist die gesamte Intelligenz an seiner wirtschaftlichen Säuberung interessiert. Daß es sich aber bei dieser ganzen Säuberungsarbeit nicht um eine flüchtige Laune der Schauspieler handelt, geht aus dem ausgezeichneten Buch hervor, das Gustav Rickelt über „Schauspieler und Direktoren“ im Verlag Langenscheidt (Groß-Lichterfelde) hat erscheinen lassen. Rickelt ist einer der gewerkschaftlichen Führer seines erwachenden Standes, er beherrscht das statistische Material wie kein andrer und verdient darum auch, vor allen andern gehört zu werden. Sein Buch ist in einem prächtigen, temperamentvollen Deutsch geschrieben, vermeidet die agitatorische Phrase und läßt überall die harten, unerbittlichen Tatsachen sprechen. Um die Leser zugleich für das Buch und für die bedrängten Schauspieler zu interessieren, wird es genügen, einige dieser harten Tatsachen hier ihre schlichte Sprache reden zu lassen.

Es gibt in Deutschland 350 Wintertheater, von denen nicht weniger als 144 nur 6 Monate oder darunter spielen; die andren spielen 7, 8, 9, 10 oder 11 Monate, nur 30 Bühnen haben ganzjährige Kontrakte. Wo bleiben nun also die vielen, vielen Schauspieler, die nach einem Winter von 6 Monaten aus ihrer Arbeit entlassen werden? Sie werfen sich alle miteinander wie verzweifelte Kämpfer auf die 150 Sommertheater, die es in Deutschland gibt. Es wird aber auch dem Laien ohne weiteres verständlich sein, daß die Sommertheater ihren Personen-Etat einschränken müssen, wenn sie überhaupt bestehen wollen; daß ein Sommertheater also niemals in der Lage ist, den Personenbestand eines Wintertheaters aufzunehmen. Wir hatten nun aber oben 144 Wintertheater, die nur 6 Monate und darunter spielen, und es würden also sehr ernste Schwierigkeiten entstehen, wenn sich auch nur das Personal dieser 144 Winterbühnen auf die 150 Sommertheater stürzte. Nun aber spielen von den 150 Sommertheatern nicht weniger als 80 nur 3 Monate und weniger. Selbst also, wenn wir den unmöglichen Fall annehmen wollten, daß das Personal von 144 Winterbühnen in 150 Sommertheatern unterkommen könnte, würde für die Mitglieder von 80 Sommertheatern noch immer eine jährliche Arbeitslosigkeit von 3 Monaten übrig bleiben. Nun aber ist es ja eine von uns lediglich angenommene günstige Fiktion, daß nur die Mitglieder der 144 Winterbühnen mit 6monatlicher Spielzeit in Frage kommen; auch die Mitglieder der Bühnen mit einer Spielzeit von 7, 8 Monaten usw. wollen ja versorgt sein, und so ergibt sich das trübe Resultat, daß eine Arbeitslosigkeit von nur 3 Monaten für die meisten Schauspieler ein unerreichbarer Idealzustand ist. Um den Becher des Elends überlaufen zu lassen, gibt es dazu noch eine Reserve-Armee von 1500 engagementslosen Schauspielern, die Winter und Sommer die Preise zum Erbarmen drücken und das Gedränge an den Vermittlungsstellen lebensgefährlich machen. Nach der Aufstellung Rickelts haben denn auch mehr als 50 % aller Schauspieler ein Einkommen von weniger als 1000 M. jährlich. Rechnet man von diesem Einkommen noch Reisespesen, Agentenprozente und Kostümausgaben ab, so hat man den dunklen Hintergrund, auf dem der gewerkschaftliche Emanzipationskampf der Schauspieler gesehen werden muß. Wer über die Einzelheiten des ganzen wirtschaftlichen Systems unterrichtet zu werden wünscht, muß auf das Buch selber verwiesen werden. An dieser Stelle muß es genügen, einem nur allgemein interessierten Publikum ein nur allgemein gehaltenes Bild zu zeichnen; in Rickelts Buch aber findet das besondre Elend seine besondern Kapitel, auf die von den Zeitungen schon darum hingewiesen werden sollte, weil alljährlich Hunderte von jungen Menschen sich ahnungslos zum Theater drängen, um hier das Elend der andern zu vermehren, indem sie selber einem schrecklichen Elend zum Opfer fallen.

Martin Greif.

Von Hans Benzmann (Berlin).

Martin Greif, der nach schwerem Siechtum am 1. April dahingegangen ist, gehört als Lyriker weder zu den alten noch zu den jungen. Als die moderne Bewegung noch nicht geahnt wurde, ging er seinen eigenen Weg, der jedoch nicht so absonderlich war, daß er ihn seinen Dichtergenossen entfremdet hätte. Als die Moderne dann kraftvoll einsetzte und fortwährend neue Ziele, neue Schulen und Richtungen auftauchten, blieb Greif immer nur auf seinem Wege, der schließlich auch

Digitized by Google

den späteren Wegen der modernen Kunst nicht allzu fern verlief. Das Goethesche Wesen seiner Kunst trennte Greif von Alten und Jungen und verband ihn doch auch wiederum mit beiden. Aus der Richtung Mörike-Storm kam Greif her, wenn seine Lyrik auch einen ganz andern Grundton und ganz andre Nuancen aufzuweisen hat, als die Dichtung dieser Poeten. Charakteristisch ist für ihn eine knappe, einfache, doch außerordentlich prägnante Form; sie ist spröde bei aller Biegsamkeit, sie ist oft nüchtern bis zum wesenlosen Dilettantismus und vermag doch durch ihre impressionistische Geradheit und Richtungssicherheit trotz der Nüchternheit oft mit ein paar Worten weite Naturstimmungen, blühende, von Farben und Düften erfüllte Landschaften zu erschließen, ebenso wie das geheime Leben der Seele. Natur und Empfindung, Landschaft und Seele — das sind die Wesensbestandteile der Lyrik Greifs, und weiter ist die Form des Liedes für ihn besonders bezeichnend.

Ich gebe als Proben seiner einfachen, doch überaus impressionistischen, plastisch und farbig wirkenden Kunst zwei kleine, an sich unwesentliche, aber interessante Gedichte wieder, die einen Gegensatz — Gebirg und Ebene — vortrefflich illustrieren.

Nähe der Ferne.

Des Bergstocks hoher Gipfel
Winkt aus dem Holz schon nah,
Und frei steht jeder Wipfel,
Um ihn zu zählen, da.

Doch richten wir im Wandern
Uns nach der Quelle Lauf:
Ein Rücken nach dem andern
Steigt waldig vor uns auf.

In der Bannweite der Stadt.

Die Flur im weiten Kreise
Liegt da, vom Pflug bestellt:
Das starre Bahngeleise
Durchschneidet fruchtbar Feld.

Ein Zug, vorbei geflogen,
Eilt schon der Ferne zu: —
Die Sonn am Himmelsbogen
Geht ernst und still zur Ruh.

Es sind dies zwei Greiffsche Durchschnittsgedichte, sie sind besonders charakteristisch für ihn, man findet ähnliche zu Dutzenden in seinen Sammlungen. Hierbei möchte ich gleich eins betonen. Es gibt reihenweise Gedichte in Greifs Sammlungen, deren poetischer Gehalt außerordentlich dünn ist, die auf ein sehr bescheidnes Kunstgefühl schließen lassen könnten. Mir ist es jedenfalls unbegreiflich, wie dieser Dichter, dem die feinsten, stimmungsvollsten Naturbilder gelingen, der die zartesten Regungen der Seele wiederzugeben weiß — ich möchte sagen, restlos wiederzugeben weiß —, die unbedeutendsten lyrischen Einfälle in seine Sammlungen aufnehmen konnte, und zwar massenweise, wenn ich so sagen darf. Mir ist die Freude an dem zweiten Liederbuche Greifs dadurch verdorben.

Ganz Goethisch dagegen in der einfachen und doch bezeichnenden Sprache, in dem leisen, lieblichen Rhythmus, von dem Wort und Gefühl gleichmäßig getragen werden, in der tiefen, seelischen Schönheit, in der bewegten Ruhe der Stimmung und endlich in dem Endgefühl, in der lyrischen Pointe ist das folgende Gedicht:

Erhellte Ferne.

Nach entlad'nem Wetterregen
Hat die Ferne sich erhellt,
Und der Alpen Zug entgegen
Siehst du einsam dich gestellt.

Die im Wolkenduft verschwammen,
Tief erblauend stehn sie da,
Und so eng geschart zusammen,
Wie sie nie dein Auge sah.

Vor den wildgetürmten Massen,
Hebt ein Dorf sich friedlich ab —
Deinem Sehnen überlassen,
Lehnst du still am Wanderstab.

Die feine gegenseitige Durchdringung von Sprache und Gefühl, von Bild und Klang, von Bewußtem und Unbewußtem, dieses — ich möchte es nennen — lyrisch-reine Menschentum ist nun doch ein entschiedener Wesenszug Greifs, und ebensowenig, wie ich seine vorhin charakterisierten Schwächen verkennen will, möchte ich sein starkes, sicheres und intensives poetisches Gefühl, wie es sich so oft in seltener Unmittelbarkeit offenbart, verkennen.

Eine solche Dichternatur steht natürlich dem Volksliede besonders nahe. In der Tat: manches kleine Lied, manche liedartige Ballade Greifs (so „Die wilden Frauen von Untersberg") wirkt wie ein Volkslied. Für das Wesen, für die poetischen Mittel, Momente und Motive des Volksliedes, für seine leisen Wortmelodien hat Greif das allerfeinste Gefühl; er geht nie fehl, wenn er eine derartige Stimmung behandelt, er wird nie sentimental und süßlich wie die Dilettanten, wie die Butzenscheibenlyriker seiner Zeit, er bleibt im echten vollen Ton. Die kleine Liebesballade, auch die Soldatenballade gelingt ihm am besten, auch leichte Sagenmotive verwendet er mit Glück.

Freilich das ernste, von tragischen Gefühlen schwere Volkslied, in dem sich ganze Schicksale spiegeln, ist wiederum nicht des Dichters Gebiet. So versagt er auch in größeren Balladen. Seine Balladen nach historischen und antiken Motiven wie „Ariadne auf Naxos", „Kaiser Karl und die Normannen", „die Glocke von Speyer" und viele andre sind ganz epigonenhaft, sie wirken nüchtern, sind ohne poetischen Reiz. Nur ein paar Romanzen möchte ich auch aus diesen Gruppen herausnehmen, es sind „Prinzessin Rhodopis", „Held Reinhold" und das bekannte „Klagende Lied". Mitten in einem Wust mittelmäßiger episch-lyrischer Dichtungen findet man plötzlich diese hochpoetischen, in-

Digitized by Google

halt- und wortschönen Gebilde wie Edelsteine zwischen grauen Feldsteinen. Und wiederum ist es mir unbegreiflich, daß der Dichter hier nicht eine strengere Auswahl zu treffen wußte.

In diesem ganzen dichterischen Schaffen kommt eine durch und durch harmonische Lebens- und Kunstauffassung zum Ausdruck. Aber als eine höchst persönliche und universale Weltanschauung kann diese kaum bezeichnet werden. Eine Persönlichkeit in diesem Sinne kann Greif nicht genannt werden. Er bleibt sich immer gleich in seinen Stimmungen und Gedankengängen. Gelegentlich versucht er es, in freien Rhythmen tiefere Ideen zu veranschaulichen. Diesen Gedichten fehlt jedoch — abgesehen von schönen Einzelheiten — Größe, Aufschwung, originelle Kraft und Phantasie. Ähnliches läßt sich von seiner Spruch- und Gelegenheitsdichtung sagen. Darunter findet man edel Gedachtes, aber wenig Packendes, Epigrammatisches.

Ich komme zu Greifs Dramen. Ich schicke voraus, daß es mir fern liegt, jedes einzelne der Dramen zu charakterisieren und zu entwickeln; das käme recht prosaischen Inhaltsangaben gleich. Man kann nämlich an Greifs Dramen, wenn man auf sie im einzelnen eingeht, nicht etwa dramatisch-heroische Probleme analysieren, sondern nur Handlungen, die sich mit mehr oder weniger Logik abspielen, deren Beweggründe allerdings psychologische, aber doch oberflächlich psychologische sind. Weder Charaktere noch Handlungen sind in Greifs Dramen psychologisch tief und sicher durchempfunden und durchgearbeitet, und deshalb fehlt — ganz abgesehen von Fehlgriffen im einzelnen — allgemein das echte dramatische Leben. Greifs Dramen sind erdacht, nicht dramatisch gestaltet. Man findet allerdings gute, dramatisch wirksame Partien in ihnen, geschmackvoll arrangierte Szenen; zumeist setzen die Dramen sogar sehr fesselnd ein, um dann im Verlaufe der Handlung an psychologisch unmöglichen Situationen zu zerschellen oder in breiter uninteressanter Entwicklung zu versanden oder endlich in der schnellen Folge der springenden Katastrophen vor dem Ende zu verbluten. Man kann dies z. B. an „Corfiz Ulfeld", an „Heinrich dem Löwen", an „Hans Sachs" beobachten. Prächtig entworfen ist die große Reichstagsszene in „Heinrich dem Löwen"; aber der Zwiespalt zwischen Barbarossa und Heinrich dem Löwen wird psychologisch ungenügend, unglaubwürdig begründet; ferner gelingt es dem Dichter nicht, — dazu fehlt ihm die ursprüngliche Kraft und Leidenschaft —, diesen gewaltigen, ein Menschenalter durch dauernden Konflikt zwischen zwei Heroen zu steigern und ihn seiner Natur nach zu sich wiederholenden Zusammenstößen tragisch zu verdichten. Ebensowenig gelang es ihm, die Charaktere, Kaiser und Herzog, auch nur zu individualisieren. In breiter Darstellung, fast mit behaglicher epischer Ruhe, wird diese, an Katastrophen reiche Epoche vorgeführt. Ähnliches läßt sich über das Drama „Ludwig der Bayer" sagen. Gewiß, wie die „Hohenstaufen", eine tüchtige, nach Vermögen gründlich durchgearbeitete Leistung; aber trotz des Schlachtenlärms eine wenig motorisch fortgetriebene Entwicklung, so daß alle Bewegtheit, alles Einzelleben und Einzelgetriebe sich abflacht und aus dem Wirrwarr heldenhaften Gebarens kaum mehr sich abhebt als Lanzenspitzen und Schwerterblitzen. Und auch diese Schlachtepisoden wirken oft in ihrem Wechsel so unwillkürlich und opernhaft! Wie ganz anders hätte Grabbe solch einen Kampf angefaßt! Welch eine breite Ebene trennt seine Hohenstaufen-Dramen von diesen.

Menschlich große Probleme — also wahrhaft tragische — habe ich in diesen Dramen nicht gefunden. Auch z. B. in den Verschwörungsdramen „Corfiz Ulfeld" und „Marino Fallieri" nicht. Es ist an ihnen besonders auffällig, daß der Dichter den Leser anfangs zu interessieren weiß, als ob sich fein psychologische und historisch interessante Konflikte vorbereiteten. Bald aber läßt die Spannung nach. Knoten, die schwer geknüpft sind, werden leicht gelöst, unglaublich leicht. Das äußere Motiv einer tragischen Schuld wird sichtbar herausgearbeitet, z. B. Verrat am Vaterlande; aber dann ist es mit dem sauberen Auf- und Abbau papierner Kulissen getan. Die Situationen wechseln ebenso schnell wie die Konstellationen, und ein Geschick hat sich vollendet, das keines war, weil ihm die Seele fehlte: der psychologische, richtige und exakte Aufbau und die psychologischen Möglichkeiten, die von seiten der handelnden Charaktere sich ergeben konnten oder mußten.

Ich greife ein andres Drama heraus: „Franzeska da Rimini" — es hat mich mit am meisten gefesselt; hier bot sich ein Thema, das dem Lyriker vielleicht besonders lag. In der Tat, die Liebesszenen zwischen Paolo und Franzeska sind lyrisch schön und dramatisch stimmungsvoll und fesselnd zu nennen. Die Sprache erinnert in ihrer edeln, maßvollen Bewegtheit an den Stil der Zeit, ich möchte sogar sagen, selbst an Hofmannsthals Renaissance-Dramen. Auch die Hauptcharaktere gehen etwas mehr als sonst bei Greif aus sich heraus; sie scheinen zu leben. Welch nüchterne, kleinliche, künstlerisch kleine Intrige aber spinnt sich daneben ab zwischen der verlassenen Lucinda, ihrem Vater einerseits und dem Liebespaar! Und welch unglaublich prosaische, ja triviale Worte fallen in den Zwiegesang der beiden Liebenden hinein! Das ist noch ein besonderer Fehler Greifs; er vermag den Stil nicht recht festzuhalten; wo es ihm aus äußeren Gründen nicht nötig erscheint, die Sprache poetisch durchzugestalten, spricht man in seinen Versdramen in blanker stilwidriger Prosa.

Auch „Nero" z. B. enthält manche feine lebendige Szene — ich erinnere mich z. B. einer

Digitized by Google

Gastmahlsszene —, aber Personen von Bedeutung tauchen auf, präsentieren sich nicht übel und verschwinden lautlos wie Schemen wieder, man weiß dann nicht, weshalb sie überhaupt erschienen sind und so schnöde wie Holzpuppen erledigt wurden.

Gänzlich mißlungen scheint mir das Drama „General York" zu sein. Der Stil der Zeit war doch gewiß nicht ein so unsagbar nüchterner wie in diesem Drama. Persönlichkeiten hatten diese Zeit umgewandelt, und gerade York war eine dieser Persönlichkeiten. Aber nichts, gar nichts davon haftet diesem Festspielgeneral an, nicht einmal etwas Persönliches, geschweige denn, daß irgend eine andre Figur sich aus dieser flüchtigen Szenenfolge greifbar und geistig bedeutsam abhebt.

Recht stimmungsvolle Szenen findet man im „Hans Sachs" und im Nachspiel zum „Demetrius". Hier kam der Lyriker zu Worte, nur der Lyriker. Daher mischt sich in diese künstlerischen Arrangements kein fremder falscher Ton.

Ich wiederhole, daß Greifs Dramen wohl ernst zu nehmende Leistungen sind, daß wir heute aber, in einer Zeit, in der das psychologische Drama Hebbels und Kleists endlich zur Geltung gekommen ist, in der wir künstlerisch — sprachlich, poetisch — hochstehende dramatische Dichtungen zu dem alten klassischen Bestande hinzugewonnen haben, höhere Anforderungen stellen müssen.

Die bleibende Bedeutung Greifs ist nicht in seinen Dramen, sondern in seinen lyrischen Dichtungen zu suchen.

Eine chinesische Kunstgeschichte.

Von **Carl Blümlein** (Homburg v. d. H.).

China lag lange abseits vom Wege derer, die sich mit Kunst oder Kunstgeschichte genießend oder lernend beschäftigten; nicht, daß das Verlangen gefehlt hätte, die Kunst des Landes der Mitte kennen zu lernen und einzudringen durch die Mauern, die sie umschlossen hielten. Aber es mangelten die Hilfsmittel, die z. B. für die griechische und römische Kunst in so reichem Maße vorhanden sind. Wohl konnte man die zahllosen, wahllos nach Europa gebrachten Erzeugnisse chinesischer Kunst, die die Kunstkammern vergangener Jahrhunderte und die modernen Museen zieren, konnte die Einzelobjekte beobachten, die Wohlgefallen oder Mißfallen, jedenfalls aber durch ihre Absonderlichkeit die Aufmerksamkeit des Beschauers erregten. Sie aber einigermaßen aus dem Zusammenhang ihres Werdens heraus zu würdigen, war unmöglich. Gerade die in der letzten Zeit häufigeren Ausstellungen chinesischer Kunstgegenstände zeigten so recht, mit wie mangelndem Verständnis wir ihnen gegenüberstehen und wie bei dem Erwachen regeren Interesses die Möglichkeit, aus einem bequemen Hilfsmittel sich zu unterrichten, nicht gegeben war.

Dem ist nunmehr abgeholfen durch ein Werk, das geeignet ist, weiteren Kreisen bekannt gemacht zu werden, weil es bestimmt und — wie wir gleich vorwegnehmen wollen — überaus geeignet ist für weitere Kreise.*) Als kühnes Unterfangen wird man die Abfassung eines solchen bezeichnen müssen, wenn man bedenkt, wie wenig Vorarbeiten zu Gebote standen, als bewundernswertes Unternehmen, wenn man überschlägt, welche Fülle von Beobachtungen und Nachrichten zu prüfen und in Beziehung zueinander zu setzen waren. Möglich wurde ein solches Buch überhaupt erst durch die moderne Vervielfältigungstechnik, die das meist entlegene und schwer zugängliche Material nun dem Leser bequem an die Hand gibt und ihm ermöglicht, seine eigenen Wahrnehmungen und Urteile an denen des Verfassers zu messen und zu prüfen.

Natürlich ist Münsterberg weit davon entfernt, überall abschließende Urteile zu geben, das ist schon deswegen unmöglich, weil auch ihm für manche Partien seines Werks kein erschöpfendes und in jeder Hinsicht unanfechtbares Material zur Verfügung stand.

Das zeigt sich gleich bei den ersten Kapiteln über die Stein- und Bronzezeit. Zu deren Ergründung sind umfassende Ausgrabungen nötig, aber bis jetzt ist zu diesem Zwecke kaum ein Spaten geführt worden. Sind wir hier also vorwiegend auf Mutmaßungen angewiesen, so bewegen wir uns in den folgenden Perioden auf etwas festerem Boden. Und dann werden die Darlegungen besonders interessant. Denn Münsterberg steht auf dem Standpunkt, daß der chinesische Kulturstaat, wie die asiatischen überhaupt, nicht eine isolierte, aus sich heraus selbständig entwickelte Kulturoase ist, als welche er sich heute darstellt, sondern aufs merklichste durch die Ausstrahlungen andrer Kulturvölker beeinflußt wurde. Wie, das legt er nun dar, indem er im ersten Teil mykenische, skythische, griechische und römische Einflüsse nachweist. Schon lange hatte der Leipziger Sinologe Conrady**) nachdrücklich darauf hingewiesen, nun gibt Münsterberg für das Gebiet der Kunst evidente Belege, die uns die oft wunderbare Wanderung und Wandlung westlicher Motive klar vor Augen führen. Überall erhalten wir neue Ausblicke und neue Anregungen. Der Autor ist vielleicht dankbar, wenn ich ihn auf ein neu-

*) Chinesische Kunstgeschichte von Oskar Münsterberg. I. Band. Eßlingen a. N. (Paul Neff). 350 S. mit 15 Kunstbeilagen und 321 Abbildungen im Text. Preis 20 Mk.

**) Conrady hat S. 78 ff. einen wertvollen Beitrag über die ältesten Erwähnungen einer figürlichen Kunst in China beigesteuert.

Digitized by Google

erschlossenes Gebiet der römischen Kleinkunst hinweise, das seinen Ausführungen über römische Einflüsse noch eine Reihe wertvoller Belege zu geben imstande ist; ich meine die römische Kunsttöpferei, wie sie in den arretinischen und den Terra-sigillata-Gefäßen zum Ausdruck kommt. Hier finden wir viele Motive, die Münsterberg auf mykenische Einwirkung zurückführt, die aber doch vielleicht eher jenem Zweige der römischen Keramik zuzuschreiben sind. Wir finden diese charakteristischen römischen Gefäße in Kleinasien, Arabien, Syrien, so dürfte es nicht unmöglich sein, daß sie oder ihre Vorbilder der Metalltechnik den Weg nach dem Osten gefunden haben. Ich erinnere nur an die Jagdszenen, besonders die zwischen Weinranken mit Trauben, den fliegenden Galopp des Pferdes, das Flügelpferd, die Hirsche, Vögel, Drachen, die Baumdarstellung, wofür schon Ludowici in seinen für den Forscher so dankenswerten „Urnengräbern" und „Stempelbildern römischer Töpfer" Belege genug gibt.

Der größere Teil des Werkes behandelt dann die sog. hohe Kunst in China. Daß die Einführung des Buddhismus an ihrer Entstehung, wie man früher annahm, wesentlich beteiligt sei, wird hier ein für allemal widerlegt. Daß sie natürlich bedeutende Einwirkungen auf die Weiterbildung ausgeübt und welche, wird ebenfalls in lichtvoller Darstellung gezeigt. Es kann an dieser Stelle natürlich nicht irgendwie Erschöpfendes über die folgenden Kapitel des Werkes, die die bildende Kunst in ihrer Entwicklung bis zur Neuzeit betrachten, referiert werden. Nur das sei bemerkt, daß gerade hier das reiche Illustrationsmaterial, zumal in farbiger Ausführung, auch dem Laien die wunderbaren, oft verblüffenden Schönheiten chinesischer Malkunst deutlich vor Auge und Gemüt führt. Gemüt setze ich ausdrücklich hinzu, denn es ist erstaunlich, mit welcher Liebe und Hingebung die chinesischen Künstler die Natur und ihre Stimmungen empfunden, ergründet und oft mit den schlichtesten Mitteln in geradezu raffinierter Weise zum Ausdruck gebracht haben. Mit wenigen Strichen und Farben versetzen sie den Beschauer in die vom Maler gewollte Stimmung. Besonders interessant ist es nun zu sehen, wie sich bei so lebensvollen Anfängen allmählich der Prozeß der Erstarrung vollzieht, in der wir so lange Zeit die chinesische Kunst allein gekannt haben. Hier hat Münsterberg gründlich Klarheit und Aufklärung geschaffen. Wenn wir hinzufügen, daß das Werk jede trockene Gelehrsamkeit, jedes geistlose Einregistrieren bloßer Daten und Namen ohne vorstellbaren Inhalt vermeidet, daß überall lebendiges Wissen, nachdrückliche Betonung der Entwicklung und der Eigenheiten der Stile in klarer Darstellung zutage tritt, so glauben wir genug zur Empfehlung des Werkes gesagt zu haben; es wird, auch ohne tönende Reklame, seinen Weg machen.

Der 2 Band, sicher nicht minder interessant, wird die verschiedenen Zweige des Kunstgewerbes und die Architektur behandeln.

Drei Gedichte.

Von **Gustav Schüler** (Berlin).

Fern und nah.

Frag nicht nach Dingen, die im Fernen liegen,
Die dich mit ihrem Fernerausch betrügen,
Weil sie nach ihrem Wesen Dämmerung sind
Und Formen bilden, wie sie's selber wollen.
Frag nach den Dingen, die dicht bei dir stehn
Und fröhlich dir ins wache Auge sehn,
Wie treue, warme Blicke sehen sollen.

Einsamkeiten.

Das ist der Dunkelheiten
Gewollter Himmelssinn:
Felsgrate wirst du schreiten
Und gehst doch sicher hin.

Dein Auge wird sich füllen
Vom Licht der großen Nacht,
Und Bilder sich enthüllen,
An die du nie gedacht.

Dich wird so lind umkühlen
Ein hohes Einsamsein,
Dein Herz, dein Geist, dein Fühlen
Ist unzerstückelt dein.

Dich stärken die Gewalten,
Die still im Stillsten ruhn.
Geheimstes wirst du halten
Und Unermessnes tun.

Junger Tag.

Der regsam bleiche Tag beginnt zu tagen,
Die flaumenleichte Frühe schwimmt heran.
Das Licht fängt an zu wogen und zu wagen,
Ein unermeßlich Neues regt sich an.

Vor Fülle weiß man nicht, wohin sich wenden,
Hier winkts zu Tal, dort lockts den Berg empor.
Die Welt wird grenzenlos, wo will sie enden?
Nach weit und breit sperrt weder Tür noch Tor!

Hinein ins Große laufen alle Pfade,
Bis ins Vollkommene. Keiner denkt es aus.
Gedanken brausen. Taten werden Gnade.
Der höchste Tempel wird zum Heimathaus.

Digitized by Google

Der Weg zum Ruhm.

(Aus dem Nachlaß seines Freundes.)

Von **Paul Friedrich** (Berlin).

Wenn ich das Siegel der Verschwiegenheit, mit dem ich mein ziemlich langes Leben herumgelaufen bin, heut breche, wo es nach menschlicher Voraussicht mit mir zu Ende geht, so will ich es auf diesem Wege tun, denn mein Freund, der berühmte Dichter Aloysius Reinlich, hat mich verpflichtet, was sein Geheimnis anbelangt, das Maul zu halten, na — ist ja schließlich auch der Fall. Mit um so größerer Beruhigung und Erleichterung schreibe ich diese Zeilen nieder, als ich damit zugleich mein Gewissen von einer Sünde entlaste — nämlich der Sünde meines Freundes Reinlich.

Wie oft mußt ich im Leben den verwunderten Ausruf irgend eines Kunstfreundes oder steckengebliebenen Künstlers hören: Wie märchenhaft leicht ist Aloysius Reinlich zu seinem wohlverdienten Ruhm gelangt! Ohne daß ich etwas andres von mir geben konnte als ein: „Hm, hm!“ „Nicht wahr, unbegreiflich“, und dabei wußt ich doch alles bis ins Kleinste ganz genau. Aber mir war die Zunge gebunden, und schriftlich tun mocht ichs nicht. Jetzt aber in dieser für mich nicht unbedeutenden Stunde meines Todes brech ich das Schweigen, um meine unsterbliche Seele zu retten.

Zunächst heißt Aloysius Reinlich weder Reinlich noch sonst was, sondern Michael Hinkelbühl.

Mit besonderer Genugtuung sehe ich das Entsetzen in den Zügen derer, die dies lesen, und — sie *werden* es lesen . . . aber sie dürfen nicht an mir zweifeln oder etwa glauben, daß ich dies im Irrsinn oder unter Nötigung schreibe, sondern, so wahr ich noch lebe, als ich dies schreibe, so wahr habe ich freiwillig nach bestem Wissen und Gewissen ausgesagt, was notariell beglaubigt ist (s. unten).

Also Reinlich hieß Hinkelbühl — das sagt alles. — — — Nun wird Ihnen die ganze Sache klar sein, das seltsame Verschwinden dieses sonderbaren Autors nach dem Aufsehen erregenden Prozeß.

Sie wissen jedenfalls nichts von den ersten Arbeiten und Versuchen Michaels. Die waren gar nicht talentlos, krochen nicht auf allen Vieren dem Wunsch des Publikums nach wie der berühmte Aloysius Reinlich . . ., sondern sie waren voll von dem echten Feuer für alles sozusagen Wahre, Schöne und Gute.

Aber damit kommt man wohl in den Himmel, jedoch hier auf Erden nicht weiter, und da es Hinkelbühl zunächst mehr auf die Dinge, die die Motten und der Rost fressen, als auf seine unsterbliche Seele ankam, so gab er den Einflüsterungen des ††† Gottseibeiuns nach und schrieb jenen Roman, der an Pornographie alles bisher Dagewesene in Schatten stellte, neben dem ein Crebillon und Sade Klippschüler des Bösen waren. Nach längerm Suchen fand er schließlich einen Verleger — Gottlob ein nicht geringerer Spitzbube als er, und das Geschäft . . . ging.

Sie erinnern sich dann des Tages, wo der Haftbefehl gegen ihn erlassen wurde auf Grund einer Denunziation eines gewissen v. Rot. v. Rot, der Hinkelbühl hereinlegte, so daß der Verleger vier Jahre Gefängnis bekam, während Hinkelbühl flüchtig wurde — war eben niemand anders als: Reinlich, d. h. er selbst.

Die Anzeige hatte die Beschlagnahme zur Folge, und diese machte mit einemmal den Namen Hinkelbühl berühmt.

Hinkelbühl schlug daraus Münze; er ging ins Ausland und schrieb dort einige Zeit als Korrespondent für deutsche und englische Blätter... bei seinem klugen Kopf kein Wunder unter dem alten Namen. Bis eines Tages ein gewisser Reinlich von dem Verschwinden Hinkelbühls berichtete und behauptete, Hinkelbühl habe bedeutende Kolonialverwaltungsenthüllungen niedergeschrieben und sei infolgedessen beiseite gebracht worden.

Er stellte in verschiedenen, spannend geschriebenen Erzählungen den Charakter seines verschollenen Freundes als höchst romantisch, aber zweifellos genial dar, und fand mit diesen Affen reißenden Absatz.

Nach seiner Rückkehr . . . er hatte sich ganz unkenntlich gemacht durch Haar- und Barttracht, Brille, Haltung, Teint, sowie sorgfältig gebrochenes Deutsch — war er der Held des Tages, als er von zwei vergeblichen Expeditionen nach dem Verschollenen berichtete. Er erhielt eine Stellung bei einer angesehenen Zeitung als Leiter des Feuilletons und Kunstkritiker. Die Schärfe seiner Theaterrezensionen zwang die Bühnenleiter, Stücke von ihm aufzuführen, und er brachte sogar eins von seinen bessern heraus, das er einst als Hinkelbühl klanglos hatte in den Orkus der Theaterpapierkörbe versinken sehen. Der Verleger, den er ins Gefängnis gebracht hatte, war gestorben, und mich — als seinen einzigen Freund, band bis heute — der Schwur. . . .

Nun fühle ich meine unsterbliche Seele um einige Zentner einer schweren Schuldlast leichter, und wenn ich dereinst zu seligen Urständ erwecket werde, dann brauche ich nicht die Augen niederzuschlagen und „Hm, hm!“ zu brummen. Sondern frei kann ich dann meinem himmlischen Richter ins Auge sehen und ohne Furcht, denn es ist alles notariell beglaubigt.

Dies geschrieben zu haben
bescheinigt
Ignaz Huber.

Beglaubigt
Bastian,
Rechtsanwalt und Notar.

Digitized by Google

Aus den Theatern.

Paul Scheerbart-Abend.

Paul Scheerbart. Wer ist er? In welche Formel hinein kann man ihn, falls er zu arm ist, dehnen, oder, falls er zu reich ist, komprimieren? Was weiß man von ihm? Erstlich, daß er aus Sternen und mathematischen Visionen irre Reigen baut, daß er mit dem Perlmutterglanz seiner Flügel in Wolken und Milchstraßen taucht, daß er durch die Schwere seines Befehls Sonnensysteme verrückt und nachher hungrig — als wäre gar nichts geschehen — ein Stück aus dem Monde frühstückt wie aus einem Edamer Käse. Wenn man derlei von Scheerbart weiß, so weiß man obschon manche Freunde des Dichters mir hier widersprechen werden — nicht eben wenig. Denn das meine ich allerdings, daß diese wütende Wollust am Unsinn, die alle Bücher des Magiers Scheerbart scheckig durchtobt, sein eigentlich Primäres ist und nicht etwa die Zugabe zu irgendeinem Ideellichen, Ethischen. Zu allererst will er, gleich Meyrink, gleich Morgenstern, Groteskkünstler sein. Um des bildhaften Reizes willen stößt er Mohrrüben durch die Sonnenscheibe, bevölkert er das All mit Flugschweinen, stürzt er alle Dinge in die heiterkeitsträchtigsten Verzerrungen und Verkürzungen: und ich glaube, er würde es schließlich eher tragen, ein Groteskkünstler ohne tiefere Bedeutung zu sein, als, Tieferes bedeutend, nicht grotesk zu wirken. Würde denn nicht überhaupt diese schleusenlos strömende, nur noch Jean Paul anzugleichende Phantasiekraft stören, wenn sie, lediglich der Verkündung eines Ethos dienend, nur Mittel zum Zweck wäre? Sie hat in der Tat meist sich selbst zum herrischen Zweck, und alles Ideeliche bei Scheerbart ist aus ihrem Lavafluß, wo er einmal vorübergehend erkalten wollte, heraus erstarrt. Daß es aber ist — wird nur ein Philister nicht sehen.

Das erste Postulat, zu dem die tollen Farbenwürfe Scheerbarts in Riesenlettern zusammenflossen, heißt: „Fühlt Euch im All!“ So pflegt auch Mombert mit metallenem Munde zu verkünden, aber, von einer andern, viel heroischeren Warte. Er führt die Seele geradenwegs ins sturmdurchstürmte All, wo die Erde nicht mehr Basis, die Körperexistenz aufgehoben ist; Haus und Frühstückstisch sind versunken. Der sehr gemütliche Scheerbart aber denkt nicht daran — wenn man so sagen darf — den Schuhfabrikanten Stiller und das Warenhaus Wertheim zu negieren, er schiebt nur mit ernstem Lächeln die Wolken ein wenig zurück, nimmt Venus und Jupiter in die Hand und sagt, diese seien auch noch da, und wir möchten uns nicht gar so dicke tun. . . Er spricht nämlich gerne berlinisch — weshalb mancher glaubt, Scheerbart habe keinen Stil: ein großer Irrtum. Aber nicht nur, daß die Erde etwas recht Relatives ist, daß sie auch da sind und nicht unwirklicher um uns herstehen, als jenes Tägliche, haben ihn die Gestirne gelehrt; noch einen andern Satz zog er aus ihrem edlen Kugelleib und ihrer göttlich vernünftigen Bahn: schön ist nur, was die höchste Spezies seiner selbst ist, was die in ihm ruhenden Möglichkeiten restlos erschöpft. Der Mensch des Sternes Erde — beispielsweise — hat die Möglichkeit zu hören, erschöpft sie aber nicht restlos, da er besser hören würde, wenn seine Ohren nicht flach am Kopfe anlägen. Scheerbarts Menschen sind schöner, da sie besser hören, und sie hören besser, weil sie Stengelohren tragen. Einen ganzen Ton möchte ich auf dieses „weil“ legen; Scheerbarts Schönheitsgesetz entspringt in der Tat durchaus der Kausalität. Es lehrt nicht: da diese Menschen, um besser zu hören, Stengelohren tragen, sind sie schön — im Gegenteil: mit Finalem, Teleologischem, amerikanischer Gesinnung hat Scheerbart nichts zu tun, und wir begegnen nirgends bei ihm irgendeinem pathetischen „damit“. Er, der das in sich selbst Vollendete so liebt, verfolgt mit geradezu lodernbem Haß das, was außer sich selbst noch ein andres vollenden soll. Ein Antipode des großen Johannes V. Jensen, bei dem ein Ding nur gerade dann für schön gilt, wenn seine Vollkommenheit auch ein Nützliches, Soziales, Zweckhaftes zeitigt, tritt er von den entgotteten, versklavten Maschinen fort und bejammert die Luftschiffe, daß sie dem Militarismus fronen müssen. Seine ganze Geschichte vom Perpetuum mobile, das „theoretisch allerdings läuft“, ist nichts als eine außerordentlich gelungene Zeitalter-Verhöhnung des „Schreis nach der Praxis“. Wenige wissen es. Viele glauben ein Gegenteil, fühlen nicht, daß Scheerbart einzig daran lag, denen, die unaufhörlich die reine Idee zugunsten ihrer Materialisierung verketzern, eine Nase zu drehen, indem er sie zwang, langweilige Räderkonstruktionen ernsthaft nachzuprüfen. Wenige wissen es. Aber einst wird dieses Buch von einem antiken, niemals zu Ende schallenden Gelächter unwittert sein.

Derlei (diesen Dichter keineswegs Erschöpfendes) und manches ähnliche fiel mir ein, als ich unlängst Anselm Rüst und Catérine Gwynne in ausgezeichneter Auswahl, von allen Seiten beleuchtend, aus Scheerbart vortragen hörte. Es war auf dem ersten literarischen Abend, den die Zeitschrift „Die Action“ veranstaltet hatte. Voran ging ein vieles aufschließender Vortrag von Dr. Rüst; den Beschluß machten, von Franz Pfemfert wiedergegeben, die erschütternden Katerpoesien. Es ergab sich als Gesamteindruck, daß, wenn Scheerbart mit seinen Mitfürsten Meyrink und Morgenstern endlich das ideale deutsche Witzblatt gründen wollte, die Meggendorfer sehr schlechte Geschäfte machen würden. Heinrich Eduard Jacob.

Drei Zensurverbote.

In Florenz das Verbot eines Irredentastückes, in Linz an der Donau das Verbot von Karl Schönherrs „Glaube und Heimat“, im Prager Tschechentheater das Verbot von Wilhelm Meyer-Försters „Altheidelberg“. Ein Dreibund von Falschheit, Dummheit und Chauvinismus. Es wirft in die Tiefen der politischen Konstellation ein erhellendes Blitzlicht, und die kohlrabenschwarzen Schatten ringsum verlangen Deutung. Es ist jetzt sehr viel vom Ausgleich zwischen Deutschen und Tschechen die Rede und der § 14 - Ministerpräsident Thun ist als Ausgleichsstatthalter nach Prag gegangen; aber der verbissenen Germanophobie der Slaven gilt das schwarz-rot-goldene Band des deutschen Freiheitsgedankens als rotes Tuch, das sie nicht einmal auf der Bühne sehen können. Unsre Studenten sind gottlob von andrer, männlicherer und tapferer Art als sie Meyer-Förster in seiner rührsamen Liebelei- und Zech-Komödie dargestellt hat, und den Moldau-Slaven müßte bei diesem Anblick das Herz vor Freude hüpfen; aber ihr Chauvinismus, ihre nationale Unduldsamkeit ist so verbohrt, daß ihnen der dreifarbige Tuchstreifen jede tiefere Einsicht verhängt, und so wird auf einmal die kulturelle und künstlerische Unwichtigkeit dieses Zensurverbotes zu einer nationalpolitischen Affäre, an der wir die Friedensstimmung der Tschechen drastisch erkennen. Sie können das Zeichen der deutschen Männlichkeit nicht sehen, selbst wenn es von ein paar Komödienfiguren getragen wird; und da wollen sie sich allen Ernstes mit wirklichen deutschen Männern an einen gemeinsamen Beratungstisch setzen? Ihr Haß erträgt doch nicht einmal ein Zerrbild des deutschen Gedankens, und man brauchte über die Zensurierung „Altheidelbergs“ nicht eine Silbe zu sprechen, wäre es nicht ein drastisches Symptom des politischen Zustandes. Ganz anders das Verbot von „Glaube und Heimat“. An „Altheidelberg“ stößt sich die Feindschaft des deutschen Freisinnes trotz der künstlerischen Wertlosigkeit des Stückes, an „Glaube und Heimat“ gerade wegen der unerbittlichen dichterischen Wahrheit, die mit keinem Augenzwinkern über die Alpen schielt. Aber Linz ist die Landeshauptstadt jenes Erzherzogtums Oberösterreich, in welchem ein pflichttreuer Arzt wegen seiner Amtserfüllung zu Tode gehetzt worden ist, in welchem sich ein Landeshauptmann nicht gescheut hat, die Ärztekammer anzugreifen, weil sie, rebus sic stantibus Riedau boykottiert und keine zweite Hinopferung an pfäffischen Fanatismus dulden will. Klerisei und

Digitized by Google

Klerikalismus sind so hochmütig verbohrt, daß sie für sich eine Unfehlbarkeit beanspruchen, daß sie ihre Schuld an dem Mord des Dr. Franz gar nicht erkennen und ein künstlerisches Abbild ihrer blindwütigen Unduldsamkeit, wie es Schönherr gibt, unerträglich empfinden. In der ganzen deutschen Kulturwelt, in England und Amerika wird das größte deutschösterreichische Drama seit Grillparzer und Anzengruber gespielt; aber Linz und Riedau liegen außerhalb der deutschen Kulturwelt. Die edelste Tugend des Germanen ist seine kosmopolitische Schätzung fremder Vorzüge und Fähigkeiten; aber die Tschechen in Prag und die Pfaffenknechte in Linz sind in ihre eigene Dummheit eingedickt. Die Deutschen im Reich und die Deutschen innerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle sind die Repräsentanten des Völkerfriedens; darum fahren die deutschösterreichischen Abgeordneten jetzt nach Italien, um von Volk zu Volk den Bundesgruß zu bringen, darum haben sie das Opfer sich abgerungen, einer italienischen Fakultät in der deutschen Hauptstadt Wien gastliche Aufnahme zu gewähren; aber diese offenherzige Freundschaft wird ihnen übel vergolten. Die italienische Regierung läßt zwar die Aufführung eines Irredentastückes verbieten, doch der Irredentabewegung wird aus dem Reich südlich von Ala Zündstoff zugeführt. Auf dem Papier sind wir die besten Freunde, und die Deutschösterreicher geben Opfer daran, um den Papiertraum in der Wirklichkeit aufleben zu lassen; doch eine Hand wäscht hier nicht die andre, und man verbietet zwar Stücke, die Mißvergnügen wecken könnten, baut aber umso eifriger seine Panzerschiffe, die .... ganz gewiß den Schutz des österreichischen Kaiserstaates vor ... Portugal bezwecken sollen. Keiner kann keinen dran hindern. Aber es könnte auch Keiner es dem Andern wehren, in seinem Staat welche Dramen auch immer aufführen zu lassen.

Janus.

Randbemerkungen.

Die Kinderstube

ist zugemacht, der deutsche Reichstag in die Osterferien gegangen. An einem seiner letzten Tage hat er sechs Stunden lang mit Pflastersteinen gespielt, sechs Stunden Pflasterreden, und immer, wenn der Stein dem einen von der Seele fiel, rollte er dem andern auf die Zunge. Aber schließlich, Pflastersteine sind wohl etwas, mit dem man sich einen Tag lang beschäftigen kann. Auch mit Reden läßt sich jeder Weg nach Philippi pflastern. Was für ein angenehmes Ding ist weiter der Konjuntiv Plusquamperfekti! „Wenn — hätten, würden — haben", „wenn würden — hätten gehabt". Was wäre eine Reichsfinanzreform ohne diese hypothetischen Konjunktive? Gar nichts wäre sie. Nicht drei lumpige Jahre könnte man an ihr Freude haben und die Permutation ist doch die Seele des Parlamentarismus! Wie plötzlich traf man also das, was der Augenblick erforderte, als man am Tage nach der Abrüstungsrede des Kanzlers die Kommentierung getrost dem Auslande überließ und über das ewig erlösende Wort „Finanzreform" parteipolitische Schüttelreime ungereimtester Art schüttelte, bis die Zunge aus dem Halse und dem Hörer der Ekel ins Gemüt geschüttelt war. Das war vortrefflich. Denn Niveaus sind dazu da, daß man auf sie herabsinkt, und Tiefstände, daß man sie erreicht, und Kinderstuben, daß man sie einmal gründlich reinmacht, und die liebe Ostersonne, daß man — nicht in den deutschen Reichstag geht.

W.

* * *

Die Ehe — eine Lustbarkeit?

Daß man am Gründonnerstag keine Redoute veranstaltet und am Karfreitag keine Steeple-Chase, ist naheliegend, und daß die Karwoche ursprünglich nicht als geeigneter Termin für ein Sechstagerennen gedacht war, läßt sich nicht nur auf historischem Wege nachweisen. Aber daß die evangelische Kirche von Sonnabend vor Palmarum bis zum Ostertag inklusive keine Trauungen vollzieht, war mir neu und wundersam. Ich kann mir das nur daraus erklären, daß der Apostel Paulus gesagt hat, heiraten sei gut, aber nicht heiraten besser, und daß die Kirche aus diesem allzu wahren Worte die Lehre gezogen hat, heiraten müsse etwas wie eine öffentliche Lustbarkeit sein. Heiraten — eine Lustbarkeit, Gott behüte! Oder aber man rechnet vielleicht das Eheschließen zu jenen moralischen Grenzbetätigungen, von denen der biedere Claus Harms gesagt hat:

„Tanz, Karten, Spiel und dererlei,
Das nennt die Welt wohl sündenfrei,
Doch willst du hören guten Rat:
Es ist ein Eis, das Waken hat!"

Na ja, Waken, zu Deutsch Löcher, hat die Ehe leider gern und häufig, aber was kann die Ehe, wie sie sein soll, für die Ehe, wie sie ist! Trauungen dürfen in dieser Woche nicht stattfinden, erklärte mein Küster, und er muß es wissen. Auf die Frage warum? sagt er schlicht und schlagend: Na, Sie können doch in der stillen Woche nicht heiraten! Wir wollen ja gar keinen Lärm dabei machen, erwidere ich kleinlaut. Da sah er mich bloß strafend über die Brille hinweg an. Ich bin zur Tür hinausgeschlichen, und immer muß ich mich nun fragen, warum wohl die Küster in der Osterwoche keine Leute zusammengeben wollen. Aber ich finde es nicht.

—a—

* * *

Glasmalereien.

Es ist längst nicht mehr zu übersehen: Das Kunstgewerbe hat auf allen Gebieten, die ihm zugehören, in den letzten Jahren höchst bedeutsame Fortschritte gemacht. Das gilt auch von jenem Zweige, der so lange Zeit scheinbar gar nicht gepflegt wurde: der Glasmalerei. Was uns dieser Tage die Berliner Werkstätten für Glasmalerei von J. Schmidt im Palais Lipperheide in der Potsdamerstraße an Proben davon vorführten, stand zumeist auf bewunderungswürdiger Höhe. Erst beim Betrachten einer solchen dankenswerten Ausstellung kommt uns zum Bewußtsein, welch ungeahnte Wirkungsmöglichkeiten auf dem Gebiete der Glasmalerei zu erzielen sind: diese satt leuchtenden Farben, dieser Wechsel von froher Helle und mystischem Dämmerlicht. Wie vermag schon eine einzige künstlerische Scheibe einem ganzen Raum Stimmung, gleichsam Musik zu geben, wie kann ein wenig Gold in geschickter Verteilung auf den Scheiben mit der Möglichkeit der Wechselwirkung von auffallendem und durchscheinendem Lichte einem Raum etwas Festlich-Frohes zu geben! Es waren zahlreiche, ganz wundervolle Arbeiten aus den Schmidtschen Werkstätten ausgestellt: so von Alfred Böld eine herrliche „Heilige Veronika", ein wunderbarer Crucifixus von Prof. A. Gußmann, ein „betender Ritter" nach einem klassischen Motiv, die prachtvollen „Faune und Nymphen" von Prof. Jos. Goller, F. W. Mayers „Bacchantenzug", Pfannschmidts „Lasset die Kindlein zu mir kommen", und vor allem auch eine Reihe moderner Fensterbilder, wie der bunte Vogel (von Helene Kuttner glaube ich), das Bildchen „Im Park" von Lucian Bernhard — mit verblüffend einfachen Mitteln gemacht und von fabelhaft plastischer Wirkung, freilich nicht ganz im Charakter der Glasmalerei —, ein „Blumenstück" von Ludw. Hohlwein, ein „Reiter" von Wilh. Bartz, von Hubert Wilm ein „David" und „Hirsch" — Atzungen —, „Fische" von Berth. Körting in gigantischem Stil mit raffiniert naiver Technik u. a. m. Wir sind den Schmidtschen Werkstätten zu Dank verpflichtet, daß sie uns einmal Gelegenheit gaben, die heutige Entwicklung der Glasmalerei an so (auch rein technisch!) hochvollendeten Kunstwerken kennen zu lernen.

Dr. A. Hn.

Digitized by Google

Eine sozialistische Stadtverwaltung in Amerika.

In Australien — das wurde unlängst in den „Sozialistischen Monatsheften“ anerkannt — haben viele Versuche, sozialistische Theorien in die Praxis zu übertragen, die wirtschaftliche Entwicklung des Landes im ganzen mehr gehemmt als gefördert. Die Anziehungskraft für fremdes Kapital habe abgenommen, die Einwanderung sei verschwindend gering geblieben und die australische Bevölkerung vermehre sich selbst nur schwach. Das Trachten des australischen Arbeiters sei auf ein sorgloses Dasein gerichtet, das keine Verpflichtungen kennt, außer denen gegen die eigene Person, und keine Aufgaben, außer denen der eigenen Existenzerleichterung. Der Eisenbahnbau schreite langsam vorwärts; und im allgemeinen sei der öffentliche Unternehmungsgeist nicht in dem Maße angefacht worden als man den privaten einschränkte.

Im April vorigen Jahres ergaben in der amerikanischen Stadt Milwaukee die Wahlen für die Stadtverwaltung eine starke sozialistische Mehrheit. Zum Bürgermeister wurde einer der Hauptführer der amerikanischen Sozialisten, Emil Seidel, gewählt. Mit großen Plänen gingen die sozialistischen Stadtväter ans Werk. Jetzt liegt ein Bericht des „Federated Trades Council“ vor, wonach sie viel Unheil, aber wenig Segen angerichtet hätten. Unter einer Bevölkerung von 375 000 Köpfen sind 20 000 Arbeiter beschäftigungslos, und nach den Berichten der vereinigten Wohltätigkeitsgesellschaften der Stadt sind Armut und Elend weiter verbreitet als je. Sonst sollen allerwärts günstige Verhältnisse auf den Arbeitsmärkten vorherrschen. In Wiscounsin, das zwei Millionen Einwohner zählt, gibt es angeblich keine Beschäftigungslosigkeit. Alles mögliche soll in Milwaukee im Argen liegen, private wie öffentliche Betriebe ins Stocken geraten sein, weil die sozialistischen Stadtväter sich gewagten sozialpolitischen Experimenten widmeten, statt den nächstliegenden praktischen Aufgaben obzuliegen. Arbeiter wie Geschäftsleute, heißt es, verließen die Stadt, um sich an andern Orten mit weniger Sozialismus aber besseren Erwerbsmöglichkeiten niederzulassen.

An dem Bericht mag vieles übertrieben sein, und mancher Mißerfolg mag eher auf übermäßigen Eifer für eine vermeintlich gute Sache als einer falscher Maxime zuzuschreiben sein, aber im ganzen scheinen doch in Milwaukee im kleinen die gleichen Ursachen die gleichen Wirkungen wie in Australien im großen hervorgebracht zu haben. Man hat in den Arbeitermassen das Verlangen zum Genuß eines politischen Lohnmonopols geweckt, und das rächt sich, wenn die Umstände den Führern die Gesetzgebungsmaschine in die Hände spielen. Die freie Konkurrenz müssen sie, um die Wünsche, die sie weckten, zu stillen, immer mehr einschränken, gegen das Ausland chinesische Mauern durch Einwanderungsbeschränkungen oder Verbote der Einfuhr von Produkten fremder Industrien aufrichten, und dann wundert man sich, daß Lohnmonopole bestimmter Gruppen von Handarbeitern das Wirtschaftsleben ebenso zum Stillstand und Rückgang bringen können, wie kapitalistische Profitmonopole, von denen man die Menschheit befreien will. O. C.

* * *

Wunderliche Weltverbesserer.

Herr v. Oldenburg-Januschau hat wieder einmal viel von sich reden gemacht, da er unter die Weltverbesserer gegangen ist. Allerdings unterscheidet er sich von den meisten dieses Standes wie seinerzeit der sog. Dreschgraf durch die Methode, die er empfiehlt. Diese Methode ist nichts weiter als Tötung des Sünders. Sicher ist das eine erfolgreiche Methode, denn wenn der Sünder tot ist, so ist auch seine Sünde weg.

So brutal einfach, wie diese Methode hier erscheint, hat der Herr v. O. sie jedoch nicht empfohlen, sondern mit der Hinweisung auf Alexander den Großen, der mit dem Gordischen Knoten fertig geworden sei.

Fertig mit diesem Knoten ist Alexander schon geworden, aber gelöst hat er ihn nicht, sondern nur zerhauen. Zerhauen ist aber nicht lösen, wie man kaum zu sagen braucht.

Wie ist diese Sache doch gewesen? Ja wie darf man sie sich anschaulich machen, gleichsam malen in ihren einzelnen Momenten?

Erzählt wird ja ganz einfach, daß in einem Tempel der Stadt Gordium in Klein-Asien ein Knoten geknüpft gewesen sei, an dem die Weissagung haftete, daß der, der ihn gelöst haben werde, ganz Asien erobern werde; Alexander habe von diesem Knoten und seiner wunderbaren Zugabe gehört, sei nach Gordium gezogen, habe den Knoten lösen wollen, aber nicht lösen können, dagegen ihn kurz entschlossen mit dem Schwerte zerhauen.

Wie kann man diese einfache Erzählung auflösen, sie gleichsam kinematographisch vor sich vorübergehen lassen? Da ist in dem Vorhofe des Tempels ein Wagen, gewiß der Wagen, auf dem das Götzenbild in Prozessionen herumgefahren wird, und um die Deichsel dieses Wagens ist der Knoten herumgeschlungen. Da die Ankunft des Königs aus Griechenland, der den Großkönig von Persien besiegt hat und in Sardes eingezogen ist, angemeldet ist, so stehen Priester und Diener um den Wagen herum. Der König kommt angeritten, umgeben von seinem Stab, von Generalen, Obersten, Leutnants und der Leibgarde. Vor diesen Männern will Alexander zeigen, daß er imstande ist zu tun, was keiner bisher gekonnt hat. Er steigt vom Pferde, tritt an den Knoten heran und sieht ringsum, wie die Augen aller auf ihn gerichtet sind. Die Lage ist nicht angenehm! Allerdings Zutrauen, Stolz sieht er in den Augen der Einen, aber auch Ironie und Zweifel in denen der Andern. Zaudern darf aber ein König nicht! Also —! Alexander zieht die Handschuhe aus, beginnt an dem Knoten zu nesteln — aber der Knoten bleibt Knoten. Doch ablassen, zurückweichen darf der König nicht, wenn er der König bleiben will. Also — Schwert aus der Scheide — der Knoten ist zerhauen.

Ringsum jauchzen die Begleiter, am lautesten die Herren Leutnants, bedächtig, unter Kopfschütteln, die alten Generale, die soliden, denn der Knoten ist nur zerhauen, nicht gelöst, der schöne Strick ist dahin, nicht mehr zu gebrauchen.

Was mag der König denken? Er sagt es nicht, wahrt aber durch Schweigen seine Würde, steigt zu Pferde und reitet davon. Ob er zufrieden gewesen ist? auch das wird nicht erzählt.

Hat er ganz Asien erobert? D. h. hat er den verheißenen Erfolg gehabt? Wir brauchen nicht zu streiten, ob der Name Asien damals mehr als unser Vorderasien heute benannt hat, denn es genügt, zur Beantwortung der Frage zu sagen, daß Alexander am Flusse Hyphasis (Sudledge) hat umkehren müssen, d. h. das nicht erreicht hat, was er hat erreichen wollen.

Früh haben Humor und Ironie diese Methode, eine schwierige Sache auszuführen, behandelt. Bekannt sind die Mär von dem Dr. Eisenbart und seinen Kuren, und die Fabel von dem Bären, der seinen Herrn tötet:

Dr. Eisenbart singt bekanntlich:

„Den Koch des Alten Friederich
Zu Potsdam trepanierte ich;
Ich schlug ihn mit dem Beil vorn Kopf:
Verendet ist der arme Tropf.“

Doch der Kopfschmerzen war er ledig.

Die Fabel dichtet: Ein Einsiedler hatte zum Gesellen einen Bären; er hatte ihn zu allerhand Diensten abgerichtet, darunter zu dem Dienste, ihm die Fliegen während des Schlafes abzuwehren. Eines Tages war unter den Fliegen ein besonders hartnäckiges, blutdürstiges Vieh; oft hatte der Bär es versagt, jedoch stets war es wiedergekommen. Da griff der Bär zu einem gewaltartigen Mittel: Er nahm einen großen, schweren Stein und warf ihn, als die Fliege dem armen Einsiedler sich wieder auf die Nase gesetzt hatte, auf die Fliege. Er hatte gut gezielt, hatte auch Jagdglück, aber er hatte auch den Einsiedler getötet, denn der schwere Stein hatte

Digitized by Google

diesem den Schädel gebrochen. Die Fliege war aber tot! Sie konnte den armen Einsiedler nicht wieder plagen.

Heute haben wir unter dem Bestande fast volkstümlicher Redensarten ein merkwürdiges Trostwort für resultatlose Operationen an Schwerkranken: „Die Operation ist glänzend ausgeführt, aber der Kranke ist an Entkräftung durch Blutverlust gestorben". Das ist ja aber die Aufgabe der Operation, daß der Kranke gerettet wird. Allerdings muß man hinzufügen, daß von vornherein eine Bedingung ist, daß der Kranke sie aushält.

Eine Zeitung hat zur Empfehlung dieser Eisenbartkur in der Politik lobend auf Napoleon hingewiesen, der hundert geopfert habe, um tausend zu retten. Ja, — das mag jeder von beiden Napoleonen getan haben, aber an sich selbst haben sie es nicht getan, denn sich selbst haben beide trotz der Opfer verloren, der erste bei Leipzig, der dritte, der von der Kreuzzeitung einst als Retter der Gesellschaft gepriesene, bei Sedan. Gewiß — Erfolg haben beide Napoleone gehabt, jedoch nur eine kurze Zeit, jeder etwa 18 Jahre, doch nicht für lange Zeit. Alles hat ein Ende! mag da jemand sagen! Gewiß! Aber für die Napoleons ist das Ende früher gekommen, als sie gedacht hatten: Sie hatten gedacht, ihre Erfolge auf ihre Söhne zu vererben. Das ist nicht geschehen. Nach dieser Hoffnung und diesem Fehlschlag muß man ihren Erfolg messen, nicht mit dem leeren Worte, daß alles sein Ende habe.

Dafür lobe ich Friedrich Wilhelm IV., denn er hat den Staatsstreich, den zu machen man ihm geraten hatte, nicht gemacht, nachdem ihn der Oberpräsident der Provinz Sachsen gewarnt hatte, den auf die Verfassung geschworenen Eid zu brechen.

Ob seine Dynastie noch heute regieren würde, wenn er den Eid gebrochen hätte? Es kann sein, aber Vertrauen zwischen König und Volk würde auch im Königreich Preußen gering sein, wo nicht gar fehlen, denn unser Leben im Staat wird auf die Dauer nur durch Treue gebunden. Prof. Dr. Ritter (Luckenwalde).

* * *

Abonnentenversicherung.

Was ist eigentlich dem Zentrum in die Krone gefahren, daß es so eifrig gegen die von sehr vielen durchaus anständigen Zeitungen eingeführte Abonnentenversicherung eifert? Daß sogar der Abg. Giesberts dagegen wettert, dessen „Essener Volkszeitung" selber ihre Abonnenten versichert hat? In der letzten Reichstagsdebatte über die Zentrumsresolution, die ein Verbot der Abonnentenversicherung wünscht, hat auch nicht ein einziger Redner einen einzigen Grund gegen dieses Institut vorgebracht, wohl aber mußte der Vertreter der Reichsregierung einräumen, daß durch dasselbe den Abonnenten und ihren Hinterbliebenen große Summen zugeflossen seien. Er mochte also, wie auch alle andern Parteien, außer natürlich den Sozialdemokraten, von dem Verbot nichts wissen, was ihn gewiß auf die schwarze Liste der regierenden Fraktion bringen wird. Ein Verleger, der die Versicherung seiner Abonnenten einführt, will natürlich durch dieses Mittel ihre Zahl erhöhen. Aber das ist doch nicht zu beanstanden und vielleicht mit die fairste Art der Propaganda. Er muß für diesen Zweck beträchtliche Opfer bringen, und nur die Konkurrenzblätter werden ihm dies übelnehmen, die diese Opfer nicht bringen können oder wollen. Und hierin liegt auch der Schlüssel zum Verhalten des Zentrums, seine kleine Kaplanpresse fürchtet den Wettbewerb der vielen Provinzblätter, die ihre Abonnenten, und da sie selbst das Geld für eine solche Versicherung nicht aufbringen will, soll sie der Konkurrenz verboten werden. Es gibt weder einen moralischen noch logischen Grund für so ein Verbot. Nun wäre es ja möglich, daß hier und da Mißstände auftreten, daß etwa ein Verleger einmal nicht bezahlt, aber dergleichen abusus darf doch nicht sofort zur Aufhebung des usus führen. Im übrigen hat aber der Regierungsvertreter selbst bemerkt, daß solche Mißbräuche nur selten vorgekommen sind. Sie brauchen aber gar nicht vorzukommen, wenn das Aufsichtsamt für Privatversicherungen seine Pflicht tut und zunächst darauf hält, daß die Verleger das betreffende Versicherungsgeschäft nicht „in sich machen", es sei denn, sie stellten das erforderliche Kapital unbedingt sicher, sondern ihre Abonnenten bei leistungsfähigen Versicherungsgesellschaften versichern. Das geschieht aber heutzulage fast durchgehend. Die Resolution Bassermanns verlangt denn auch nur die Vorlegung einer Denkschrift darüber, welchen Umfang die Verbindung einer Versicherung mit der Herausgabe von Zeitungen und Zeitschriften angenommen hat und ob Mißstände dabei hervorgetreten sind. Diese Denkschrift wird erweisen, daß die Abonnentenversicherung Nutzen, aber nicht Schaden stiftet, und daß die gegenteilige Behauptung des Abg. Marcous (Ztr.) falsch und daß seine Bemerkung: „Es widerspricht der Natur des Zeitungswesens, sich auf Versicherungsgeschäfte einzulassen", eine haltlose Phrase ist.

* * *

Ein probates Mittel.

In letzter Zeit ist es mehrfach vorgekommen, daß Personen, die durch eine gewisse Unbeholfenheit und Unkenntnis des großstädtischen Bahnhofgetriebes Unfälle erlitten, von der Bahnbehörde mit Strafmandaten bedacht wurden. Während sie mit gebrochenen Gliedern auf ihrem Schmerzenslager stöhnten, kam der auf Grund der Eisenbahnbetriebsordnung erlassene Strafbefehl an. Die Zeitungen haben nur die Tatsache selbst berichtet, sich aber nicht weiter den Kopf darüber zerbrochen, was diese sonderbare Praxis für einen Zweck haben sollte. Die Herren unsrer Eisenbahnverwaltung sind keine Dschirgis-Chane. Sie wollen ein an sich unglücklich gewordenes Menschenkind gewiß nicht unnötig plagen, sie sehen auch ein, daß ein Strafbefehl über eine Mark das Unglück eines schwer Verletzten nicht sonderlich steigern kann. Gedankenlosigkeit wird es auch nicht sein, es wäre zu abgeschmackt, wollte man der Behörde zutrauen, sie wüßte nicht, wie verletzend, wie aufregend auf jeden menschlich Empfindenden diese Bestrafung Verunglückter wirken muß. Was ist es nun? Wer Skt. Bureaukration, den Sparsamen, kennt, sieht den Grund bald ein. Es kann kein andrer sein, als daß sich der Eisenbahnfiskus davor sichern will, in einen Schadenersatzprozeß verwickelt zu werden. Durch das Strafmandat wird dargetan, daß der Verletzte die Schuld an seinem Unfalle allein trägt, und wenn er es bezahlt, dann gibt er zu, daß dies der Fall ist und hat keine Aussicht, einen Haftpflichtprozeß gegen den Eisenbahnfiskus zu gewinnen. Unter diesem Gesichtspunkt ist das Vorgehen des Fiskus zwar nicht schön, aber erklärlich. Es ist ein probates Mittel, Geld zu sparen. Zieht man diesen Erklärungsversuch nicht heran, dann freilich ist die Handlungsweise der Verwaltung schwer zu charakterisieren. Dr. P.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Max Brod: Tagebuch in Versen.

Eine endgültige Wirkung auf die heutige Generation schienen bis vor kurzem jene Dichter ausgeübt zu haben, deren Weltbild und Formgebung sich dem mächtig erdrückenden Vorbilde Stefan Georges näherten. In diesem Kreise ist die Beziehung zwischen Außenwelt und künstlerischer Form zu einem sehr bewußt durchgebildeten Gegenseitigkeitsverhältnis geworden. Das Weltbild ist auf einfachste Elemente zurückgeführt. Auf so einfache, daß der Dichter als letzte Lösung die Notwendigkeit sieht, sich ganz unwissend zu allem Nicht-Ich zu stellen, im Kunstwerk jede Realkenntnis der Dinge abzulehnen; und um die reine Empfindungswirkung der vorhandenen Weltdinge in der

Digitized by Google

ihm höchsten Form — der symbolischen — äußern zu können, sich schließlich fast gewaltsam zum Nichtwissen von der Welt zwingen muß. Im Gegensatz dazu werden alle Formen, die Gefühlsmitteilungen von der Mannigfaltigkeit dieser irrealisierten Dinge ausdrücken sollen, aus Gründen des Gleichgewichts sehr kompliziert sein. Unwissenheit um die Welt, Vielheit der Form — das ist fast schon eine Tradition, die den Dichtern unsrer Zeit ins Blut gegangen ist.

Indes haben bereits Einige den Mut der Energie bewiesen, sich dieser Kunsttradition zu entziehen. Außerordentlich bewußt tut es Max Brod in seinem „Tagebuch in Versen“ (Berlin, Verlag von Axel Juncker). In diesen Gedichten spricht — mit scheinbarer Harmlosigkeit — Einer, der weiß. Er kennt die Wirkung vieler Dinge, glaubt durchaus nicht an ihr Dasein in der bloßen Erscheinung. Und seine Überraschung vor der Vielheit des realen Weltbildes zeigt sich, indem er sie nicht leugnet. Als notwendig erweist sich hier: diese unsymbolische Vielheit ist künstlerisch nur durch die höchste Einfachheit der Form zu fassen. Dabei ist merkwürdig, daß gerade Brod, der theoretisch immer die Flaubertsche Unwichtigkeit des Stofflichen betont, in seiner Produktion diesen großen Schritt zur Neuschätzung des Inhaltes und des aktiven Wertes der Außenwelt macht. Er findet für das Gedicht die Außenwelt wieder; und das bedeutet, daß er von ihr nichts abgibt an den Inhalt des Ich: an Traum, Ahnung oder Idee. Also kann in diesen Gedichten nicht Kosmisches oder Mythisches sein. Das Ich darf sich nur in den Linien der Form äußern. Die Wirklichkeit ist wieder ganz vielfältig, und das Ich ganz einfach.

Eine neue Art von Polytheismus drückt sich hier künstlerisch aus: Jedes Ding der Wirklichkeit hat sein besonderes Leben, seine Existenzbedingung, aber auch das Ich spricht sich in einem der großen Allgemeingefühle aus, die für kurze Momente scheinbar die Einheit zwischen Ich und Außenwelt herstellen. Und hier gewinnt die Sentimentalität, die eine Dichtergeneration der Irrealisierenden notwendig als etwas allzuwirklich Stoffliches ablehnen mußte, wieder einen neuen, sehr tiefen Inhaltswert. Wenn in diesen Gedichten von Brod die Liebe zur stärksten Brücke für die Einheit von Ich und Außenwelt wird, so handelt es sich nie um erotische Einzelempfindungen, sondern um ein allgemeines Gefühl, dessen sentimentaler Unterwert die Mannigfaltigkeit der Realität scheinbar in die Subjektivität des Ich einordnet. Es heißt in dem Gedicht „Der Verliebte“:

Ich habe die hohen Viadukte gebaut,
Lange Beine aus Eisennetz,
Darunter Dörfer, wohlriechendes Kraut
Gestreut nach meinem Gesetz.

Wer, wie ich, der Meinung ist, daß die Einführung der „Psychologie“ in die Dichtung nicht ein „Fortschritt“ des neunzehnten Jahrhunderts über die Literatur früherer Zeiten war, sondern nur ein Abbiegen auf die Gebiete der Naturwissenschaften bedeutet, wird mit Freude sehen, daß dieser letzte Weg der Dichtung sich nur noch auf den vieldeutend psychologischen Interessen des Lesers aufbaut, nicht mehr die persönliche Psychologie des Dichters in Anspruch nimmt.

Aus dem „Besuch auf dem Lande“:

Zirpen ist erklungen
Lampe hell erglommen.
Neben mir der Junge
Liest ein Buch von Kampe.

Die herrlich überzeugende Trivialität der Tatsache „Buch von Kampe“ schließt plötzlich alle persönlichsten Erinnerungen des Lesers auf. Nach diesen Versen möchte man zweifeln, ob die schwirrende Nächtlichkeit eines gewöhnlichen Abends vor der Stadt erinnerungsvoller wiedergegeben werden kann, als durch diese verschobenen Reimklänge, die aneinander vorbeihören, sich gegenseitig Platz lassen und die Situation in die unpersönliche Wahrscheinlichkeit tausendmaliger Wiederholung deuten. Brods Gedichtbuch zieht die Objekte der Tatsachenwelt aus ihrer Auflösung ins Symbolische und gibt ihnen wieder den

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ∴ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Fuensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

Mark 1000. bar

für Aufnahmen mit Ernemann-Camera und Ernemann-Optik

Preisausschreiben

offen bis 30. Sept. 1911. Bedingungen und Katalog gratis.

Heinr. Ernemann A. G., Dresden 260

Digitized by Google

Raum zurück, den sie erfüllen, und der sie — nicht unsre Geschöpfe, sondern — unsre Nachbarn sein läßt.

Ludwig Rubiner.

* * *

Catherina Godwin: Begegnungen mit Mir. Hyperion-Verlag. Hans v. Weber (München).

Dieses Buch gibt einen famosen Querschnitt durch die „moderne" Frau von 1910. Es ist ein unschätzbares Kulturdokument, gleich unschätzbar, wie seinerzeit die Bücher der Laura Marholm, ja wie Maria Baschkirtseffs Tagebücher. Es zeigt die Wandlung, die die Frau von 1910 durchgemacht hat. Das Gemeinsame ist, daß auch sie Sich großschreibt. Das Trennende, daß sie eine enorme Verfeinerung der Selbstverstellung erreicht hat. Sie ist darum nicht unehrlicher geworden. Sie empfindet nur nicht mehr dunkel, sie weiß das schon fast ganz Unsagbare klug zu umschreiben. Manchmal fühlt man ordentlich jene große selbstgenießerische Freude, wenn sie wieder eine Kulisse entdeckt hat, hinter der sie sich als etwas Abgeschlossenes, Unenträtselbares fühlt. Sie drapiert sich mit allerhand Sphinxfinessen und ahnt dabei oft naiverweise gar nicht, wie leicht doch so vieles, was sie „mystisch nennt, durchschaut wird. Sie hat den ästhetischen „cri" adoptiert und weiß ihn zu ihrer „Seele" zu machen. Sie schwärmt für den Dandy, den blasé, sie hat „frissons", wenn sie an den Roué durch kleine Unauffälligkeiten in sich gemahnt wird. Sie sucht die Leidenschaft als Unerzogenheit abzutun auf Grund des „Stils", an den sie abgöttisch glaubt. Dabei weiß sie listig mit dem Laster zu liebäugeln, gleichsam zu flirten, um ihren Verein, der aus den drei großen Buchstaben: „ICH" besteht, abwechslungsreich zu machen. Im Grunde ist sie sehr eitel, sehr klug, sehr distinguiert und — sehr unglücklich. Da ihre Arbeit im Nichtstun besteht, das ganz enorme Verpflichtungen gegen ihr Ich auferlegt. Sie balanciert auf einer fixen Idee und darf nie den Schimmer des Außergewöhnlichen, „Dame" genannt, verlieren. An den kleinsten Details der Toilette, an Treppen, Blicken, Hüten, Stiefeln liest sie ihre Erfahrungen ab, die immer wieder konzentrisch zu ihrem Juwel, ihrem „Ich" zurückweisen. Sie hat für sich Liebkosungen, wie für eine teure und seltene Seltsamkeit. Sie analysiert sich und die Welt, aber im Grunde ist sie von „Sich" felsenfest überzeugt. An diesem eingebildeten und kultivierten Luxusgegenstand mißt sie die Welt und die Dinge. Catherina Godwin ist ein Symbol, sie reflektiert das Aberzärtelt-Ungesund-Subjektivistische dieser Zeit. Es ist keine Schmeichelei für ihre große, kühle Raffiniertheit, wenn ich sage: sie ist ein Pendant zu: Palmström. Und dennoch ist sies, und die Zeit, deren feinste Nuancen diese schillernde Morbidezza widerspiegelt, ist leider noch immer die Zeit von 1910.

Paul Friedrich.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind während der etwa zweimonatlichen Abwesenheit des Chefredakteurs Dr. Heilborn von Berlin nur an die Redaktion der „Gegenwart", Berlin W 9., Potsdamer Straße 124, zu senden, von der alles prompt erledigt werden wird.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Soeben erschienen:

Ernst von Wolzogen

Das Kaisermanöver

und andere Erzählungen

Nr. 769 von Kürschners Bücherschatz.

In letzter Zeit gelangten in Kürschners Bücherschatz Erzählungen der beliebtesten zeitgenössischen Schriftsteller zur Ausgabe. Es wurden veröffentlicht:

Fedor von Zobeltitz Die Abenteurer. Roman. Nr. 750/51.	**Fjodor Dostojewski** Der ehrliche Dieb und andere Erzählungen. Nr. 757.	**Theodor Fontane** Onkel Dodo und andere Erzählungen. Nr. 764.
Hugo Ganske Die Kaiserrede. Humoristischer Militärroman. Nr. 752.	**Hermine Villinger** Bandglossen. Das goldene Zeitalter d. Züggsbacher. 2 Erz. Nr. 758.	**Prosper Mérimée** Colomba. Tamango. Zwei Erzählungen. Nr. 765.
Ada von Gersdorff Gereite.. Roman. Nr. 753.	**Carl Tanera** Ernste und heitere Erzählungen. Nr. 759.	**M. Gerbrandt** Ringends Herzen. Erzählung. Nr. 766.
Carl Muusmann „Artistenblut". Erzählungen. Nr. 754.	**Max Kretzer** Mit verbundenen Augen. Roman. Nr. 760/61.	**L. Stevenson** Ein merkwürdiger Fall. Kriminal-Roman. Nr. 767.
Fl. Robertson Ein verschwundener Millionär und anders Abenteuer. Nr. 755.	**Carl Busse** Schuld und andere Novellen. Nr. 762.	**L. Stevenson** Das Ende eines Diamanten. Kriminal-Roman. Nr. 768.
B. v. d. Lancken Gräfin Sophies Heirat. Roman. Nr. 756.	**E. Vely** Das Fräulein. Roman. Nr. 763.	**Ernst v. Wolzogen** Das Kaisermanöver und andere Erzählungen. Nr. 769.

Jeder Band 20 Pfg.

Berlin W. 9 und Leipzig — Hermann Hillger Verlag

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Meißler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 16. Berlin, den 15. April 1911. 40. Jahrgang Band 79.

Das Barometerparlament.

Warum läßt sich der gebildete Mensch so ungern in den Reichstag wählen? Warum verzichtet er auf nichts so leicht, als auf das „höchste Ehrenrecht", das das deutsche Volk zu vergeben hat? Weil sich der deutsche Reichstag mehr und mehr als Agitationsbude reinsten Stiles präsentiert. Weil kein Anständiger sich von politischen Reisenden vorwärts und rückwärts, kreuz und quer durch die Zähne ziehen lassen mag. Weil niemand gern tagaus, tagein unter Leuten sitzt, die nicht als zu ihresgleichen reden, sondern als zu einem Publikum von Kannegießern. Wieviel nutzloser Schweiß unedelster Sorte wird vergossen um Aufgaben, die an sich wohl groß und des Schweißes der Edlen wert wären. Unsre Öffentlichkeit ist bescheiden geworden, sie frißt die Spreu, als wäre es Weizen. Und sie will es auch nicht anders. Denn wer sonst, wenn nicht sie, trägt Schuld an dem Niveau dieser Spreufabrikanten, denen die Abhängigkeit von denen da unten das höchste Gut ist. Ein Reichstag, der nichts wüßte von kitzelsüchtigen Wählerohren, der mit der Wortkargheit der Sachverständigen handelte, der die Dinge mit Taten in Bewegung brächte, statt nur die Luft um sich mit Schall, ein solcher Reichstag könnte auf unserm Volk von heute nicht mehr wachsen. Ein Volk hat immer das Parlament, das es verdient. Wenn das unsrige keinen Wert legt auf einen straffen Zusammenhang von Wort und Wirkung, dann soll es getrost diesen selben Reichstag nochmals unter die goldene Kuppel wählen. Unter all den Inschriften und Emblemen, unter deren Last das Haus am Königsplatz seufzt, fehlt ja Gott sei Dank das einzig wirklich hingehörige Motto: „Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen."

In der Leipzigerstraße wohnt eine andre Versammlung, der die Masse den Titel „Parlament" am liebsten aberkennen möchte, über deren „verknöcherte Mittelalterlichkeit" sich ein Sturzbach von Spott und Verachtung ergießt, jedesmal wenn man dort den Mund auftut. Die Versammlung nennt sich preußisches Herrenhaus. Denn Herren und nicht Knechte der Masse sitzen drinnen. Mit Hohn spricht der Demokrat von diesen „Edlen und Erlauchten". Von seinem Standpunkt aus mit vollem Recht, denn er sieht nur die Außenseite und ahnt nicht, daß gerade in dieser seiner Geringschätzung der beste Ruhmestitel der Edlen und Erlauchten liegt. Schnurrige Gestalten sind darunter. Köpfe und Figuren aus alter Zeit, aber Charakterköpfe fast ohne Ausnahme und Lebensanschauungen, die auf ganz persönlichem Holze gewachsen sind. Was dieses Parlament auszeichnet vor andren ist die völlige Unabhängigkeit von der Gunst oder Mißgunst des Volkes. Es wirft sein Wort nur selten in die Wagschale, entwertet es nicht durch tägliche Wiederholung, es sagt nur einmal seine Gedanken zu jeder Sache, keiner fühlt sich bemüßigt, was schon der andre gesagt hat, zu wiederholen, um sich selbst zur Geltung zu bringen. Wie dürftig und durchsichtig sind oft die Motive der Einzelredner andrer Parlamente! Im Herrenhause kennt jeder seinen Wert und braucht sich seiner nicht zu vergewissern, dadurch, daß er sich auf der Tribüne sieht und seiner eigenen Stimme lauscht. Mit dem Anstand des vornehmen Alters sitzen sie beieinander und wissen aufmerksam zu hören, was einer von ihnen sagt. Kann der Reichstag hören? Nein, nicht was man wirklich hören nennt. Reden können die Herren dort wie gedruckt, aber hören nur das, was sie zu hören wünschen, und was sie für eigene Reden aufzufangen wünschen. Sie denken immer an sich selbst dabei, an das Interesse ihrer Partei und ihrer politischen Eitelkeit. Sie sind vielfach glänzende Debatter — an der Oberfläche. Aber zu hören, wirklich zu hören verstehen die wenigsten von ihnen. Man sieht es ihnen an, sie hören nicht, sie reden innerlich unablässig. Jeder Satz, der in ihr Ohr klingt, formt sich unverzüglich zu einer Widerrede. Sie verbrauchen deshalb auch so viele Bleistifte. Im Herrenhaus sieht man selten, daß Notizen gemacht werden, wenn einer redet. Das verbietet schon der Anstand, mehr aber noch die Sache selbst, denn wer wirklich hören will, muß ganz hören, muß folgen, nachgehen, sich ziehen lassen, muß mit allen Fasern rezeptiv sein. Hören ist eine schwerere Kunst als Reden.

Aber auch im Reden ist das edle und erlauchte Haus der Herren das überlegene. Schon

Digitized by Google

weil es den Vorzug hat, nicht alle Tage reden zu müssen! Es greift nur selten ein in den Kampf der Tagesereignisse, wendet sich nur bei großen Problemen an die Außenwelt. Darum ist schon die Tatsache einer politischen Herrenhausaktion stets der Beweis, daß eine entscheidende Wendung in die Nähe gerückt ist. Seit dem Fiasko der Wahlreform hat es sich nicht bemerklich gemacht, bis es jetzt eben vor den Osterferien zur elsaß-lothringischen Verfassungsfrage und zum Antimodernisteneid das Wort ergriff. Die Reden des Herrenhauses sind aber auch in solchem Momente keine eigentlich aktuelle Reden. Sie sind bildlich gesprochen hinter Glas und Rahmen. Sie liegen auf höherer Warte. Ihr Horizont hat quasi historische Weite. Und das trotz mancher sonderbaren Beschränktheiten der Ansichten. Es steckt auch in der krausesten Form eine ungebrochene Persönlichkeit und darum wahrer Wert. Kaum eine Rede ist dort gehalten worden, die sich beiseite schieben ließe, an der man ohne weiteres vorbei könnte. Und insgesamt entrollt sich bei scharfem Hinsehen nach jeder großen Debatte dieses Hauses das innere Bild des Problems lückenlos abgerundet und um seine wahren Kernpunkte gruppiert. Das ist ja auch der Zweck eines Oberhauses, Regulativ zu sein, Gradmesser und daher wohl manchmal Hemmschuh, aber doch eben nur dort, wo die wilde Wettfahrt der Parteikarren herrschaftslos einem unsicheren und gefährlichen Ziel zusteuert. Viel treffender als dies vielgebrauchte Bild des Hemmschuhs ist das eines Barometers. Machen z. B. die Herrenhaus-Konservativen die Anti-Bethmannsche Aktion Heydebrands in Sachen Elsaß-Lothringen mit? Nein, aber sie haben erkennen lassen, was in dem konservativen Vorgehen der echte Grund ist, abzüglich aller politischen Machttaktik und aller persönlichen Nebenzwecke. Naturgemäß ist das Tatenbereich eines Oberhauses begrenzt, aber schon sein Wort ist eine Tat, weil es zweifelfrei aufzeigt, was für ein Druck in der Luft liegt und weil diese Erkenntnis für die Entwicklung der Dinge von größerem Gewicht ist, als das Kraftprobenspiel zwischen Regierung und Parteien, das, begleitet von einer Flut von Reden in Kommissionen und Plenarlesungen, sich ansieht wie ein galizischer Geschäftshandel.

Die „jungkassubische Bewegung".

Von **Germanicus.**

Die außerordentlich spärliche Literatur über das einen Teil der Provinz Westpreußen bevölkernde Kassubentum, das die Polen als Vorposten am Meer betrachten, hat den Lehrer Ernst Seefried-Gulgowski veranlaßt, unter dem Titel „Von einem unbekannten Volk in Deutschland" Beiträge zur Volks- und Landeskunde der Kassuben zu liefern. Professor Heinrich Sohnrey hat dem Buche durch ein Geleitwort Geltung zu schaffen gesucht — ein Geleitwort, in dem er den Deutschen die Pflege der kassubischen Stammesart empfiehlt, um sie von dem eigentlichen Polentum und dessen Bestrebungen fern zu halten, statt daß sie durch das scharfe Auftreten der deutschen Ostmarkenpolitiker dem Polentum in die Arme getrieben werden.

Professor Sohnreys Verdienste um Heimatpflege und ländliches Wohlfahrtswesen in allen Ehren! — hier hat er weit daneben gegriffen und einen ihm offenbar vollkommen fremden Boden betreten.

Wie gesagt, ist die Literatur über das Kassubentum außerordentlich spärlich. Die Eigenart des kassubischen Landes und seiner Bewohner ist vor reichlich 10 Jahren in einem Schriftchen von Fritz Braun: „Beiträge zur Landeskunde der östlichen Provinzen Deutschlands" beleuchtet worden. Auch im 11. Bande der von Professor Sering herausgegebenen „Untersuchungen über die Erbgewohnheiten der ländlichen Bevölkerung in Preußen" finden wir einige Glossen zur Beleuchtung der polnisch-kassubischen Eigenart auf wirtschaftlichem und ethischem Gebiete. Eine statistische Betrachtung der Kassuben im Rahmen des gesamten Polentums war im Jahre 1898 in Conrads „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik" in einer Abhandlung: „Das Slaventum in Preußen, seine Bedeutung für die Bevölkerungsbewegung und Volkswirtschaft in den letzten Jahrzehnten" von Arthur Dix versucht. Hier ist alles zusammengetragen, was an amtlichem Material für die Statistik des Kassubentums verwendbar war. Es ist wenig genug, da Volks- und andre Zählungen nur in ganz vereinzelten Fällen die kassubische Sprache und Stammesangehörigkeit von der polnischen getrennt haben.

Zu Anfang der 90er Jahre wurden in Preußen 26 373 männliche Personen mit nur kassubischer Muttersprache ermittelt. Von ihnen entfielen 24 514 auf den Regierungsbezirk Danzig, 1020 auf die benachbarten Kreise des Regierungsbezirkes Marienwerder und kleine Absplitterungen auf Köslin, Posen, Bromberg und Berlin. Deutsch und Kassubisch war in ganz Preußen die Muttersprache von 1223 männlichen Personen, davon 893 in dem Regierungsbezirk Danzig. Zu einer Zeit, in der die Gesamtheit der slavischen und halbslavischen Bevölkerung in Preußen sich auf rund $3^1/_2$ Millionen belief, kamen auf die Gesamtheit der Kassuben nur einige 50 000. Im Jahre 1891 ist auch die Sprache der Schulkinder in den niederen Schulen in der Weise ermittelt worden, daß ein Unterschied zwischen der polnischen und kassubischen Sprache gemacht wurde. Damals sprachen von sämtlichen Volksschülern

Digitized by Google

9,55% nach ihrer Muttersprache nur polnisch, 1,52% polnisch und deutsch, 0,07% nur kassubisch, 0,01% kassubisch und deutsch. Damit blieb die Zahl der kassubischen Schulkinder absolut unter 4000, absolut und relativ beträchtlich hinter den Littauern, Wenden und Masuren zurück. Tatsächlich handelt es sich also nur um einen recht kleinen Volkssplitter, wenn auch nicht zu übersehen ist, daß diejenigen Kreise, in denen das Kassubentum dominiert, zu den Kreisen mit stark wachsender slavischer Bevölkerung gehören.

Weiter hat derselbe Verfasser in einem ostmärkischen Anhang zu seinen „Wurzeln der Wirtschaft" 1899 einen Überblick über den wirtschaftlichen, kulturellen und ethischen Tiefstand der kassubischen Bevölkerung zu geben versucht, aus dem bezüglich der Geschichte der kassubischen Lande zu ersehen ist, daß schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts im Herzen des Kassubentums, bei Berent, deutsche Ansiedler sich an der Kultivierung des Landes führend beteiligt und eine zwei Jahrhunderte lang fortgesetzte Germanisierung der Kassubei begonnen hatten, die unter der Herrschaft des Deutschen Ritterordens mit allen Kräften und gutem Erfolge weitergeführt wurde. Nach einer Zeit verhältnismäßig hoher Blüte kam das Land 1466 wieder unter polnische Oberhoheit und durch die von seiten der polnischen Herrschaft geübte Aussaugung in tiefen wirtschaftlichen Verfall. Die zur Ordenszeit blühende Stadt Berent zählte bei der Rückkehr unter die deutsche Herrschaft, bei der ersten Teilung Polens, kaum ein halbes Tausend Einwohner. Friedrich des Großen energisches Regiment brachte neues Leben in die Kassubei, und wieder begann in dem durch lange Kriege und polnische Mißwirtschaft heruntergekommenen und entvölkerten Lande ein ausgedehntes Ansiedlungswesen.

Verdankt aber demnach die Kassubei die Zeiten wirtschaftlichen Aufschwunges immer nur deutscher Herrschaft, während sie unter polnischer Herrschaft regelmäßig in wirtschaftlichen Verfall geriet, so war auf politischem Gebiete doch nie die geringste Dankbarkeit für die kulturelle Förderung von deutscher Seite zu verzeichnen, sondern eine dauernde Hörigkeit gegenüber dem stammverwandten Polentum. Mit Bezug auf den gegenwärtigen Zustand in dieser Beziehung war an der erwähnten Stelle gesagt: „Auf den Gebieten des Glaubens und der Nationalität ist der Kassube ein willenloses Werkzeug in der Hand gewissenloser Agitatoren. Hieraus entsprangen die Mißhandlungen deutscher Volksschullehrer und ärgere Ausschreitungen, welche die Öffentlichkeit schon so oft in häßlichen Prozessen beschäftigt haben." Unter diesen gewissenlosen Agitatoren sind keine andern Elemente zu verstehen, als polnische Hetzkapläne und ähnliche Triebkräfte der großpolnischen Bestrebungen.

In der eingangs erwähnten Arbeit des Lehrers Ernst Seefried ist ganz zu Unrecht eine scharfe Unterscheidung zwischen Polen und Kassuben in allen möglichen Beziehungen gemacht. Die kassubische Sprache ist tatsächlich nicht mehr als ein polnischer Dialekt. Politisch war in früheren Zeiten der Unterschied zwischen den oberschlesischen sogenannten „Wasserpolen" und den eigentlichen Stammpolen größer als zwischen diesen letzteren und den Kassuben. Hier hat das Band der gemeinsamen Rasse, der engverwandten Sprache und der gemeinsamen Religion sich dauernd als wirksam erwiesen.

Mit Recht wird in einer Kritik der Gulgowskischen Schrift mitsamt dem Vorwort Sohnreys, die soeben in der „Ostmark" veröffentlicht wird, darauf hingewiesen, daß die Bedeutungslosigkeit des Unterschiedes zwischen Kassuben und Polen in politischer Beziehung am besten erwiesen wird durch die Reichstagswahlen, sind doch die kassubischen Wahlkreise (Dirschau-Berent-Pr. Stargard, Konitz-Tuchel und Neustadt-Karthaus-Putzig) seit 1867 ununterbrochen polnisch vertreten gewesen! „Nie ist in diesen Kreisen ein andrer Kandidat auch nur in die Stichwahl gekommen. Gewiß erklärt sich dieser Wahlausfall nicht nur durch das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Polentum — auch der Einfluß der polnisch-klerikalen Geistlichkeit spielt dabei eine wichtige Rolle; aber das ist doch unbestreitbar, daß sich hiermit die kassubische Bevölkerung in ihrer überwiegenden Mehrzahl von jeher politisch auf die Seite des Polentums gestellt hat."

Sehen wir uns einmal die gegenwärtigen parlamentarischen Vertreter des Kassubentums genauer an: Für Neustadt-Karthaus-Putzig ist es der Pole Roman v. Janta Polczynski, der Leiter des polnischen Landwirtschaftlichen Bauernvereins; für Pr. Stargard-Berent-Dirschau als Nachfolger des bekannten Polen Wollschläger — Wolszlegier — der nicht minder bekannte Jan Brejski, der seine großpolnische Gesinnung durch Absolvierung seiner Studien an der Universität Krakau dokumentiert und sich als Redakteur polnischer Blätter in Bochum und Thorn hervorgetan hat. Konitz-Tuchel endlich wird durch den Abgeordneten Victor Kulerski vertreten, der in Berlin und Danzig polnische Blätter redigiert, in Graudenz ein neues polnisches Organ radikalster Richtung geschaffen und zahlreiche polnische Volksvereine gegründet hat. Die Persönlichkeit dieser drei parlamentarischen Vertreter des Kassubentums beweist hinlänglich seine vollständige, altangestammte Hörigkeit gegenüber dem Polentum und den großpolnischen Bestrebungen.

Es ist ganz verkehrt, den deutschen Ostmarkenpolitikern vorschreiben zu wollen, daß sie mit ihren Bestrebungen zum Schutze des Deutschtums die Hände von den kassubischen Gebieten lassen müßten, um nicht die Gegenbewegung der sogenannten Jungkassuben zu schüren. Diese ganze

Digitized by Google

„jungkassubische Bewegung“ ist nichts als eine polnische Spielerei. Das Kassubentum fühlt sich politisch ohnehin mit dem Polentum eins und wird von diesem als „Wacht an der Ostsee“ geschätzt. Eben weil man es aber polnischerseits wegen seiner exponierten geographischen Lage besonders schätzt, sucht man es jetzt auch noch mehr als bisher politisch zu beleben und zu fanatisieren — soweit das überhaupt noch möglich ist. Hierzu braucht man die Umschmeichelung der Kassuben mit der Berufung auf ihre Stammeseigentümlichkeit und deren Pflege.

Für das Deutschtum ist gar nichts zu erwarten, wenn es sich in dieser Beziehung auf ein Wettrennen mit den Polen einlassen wollte. Die Polen halten das Kassubentum politisch fest in ihrer Hand. Halten sie es trotzdem noch für ersprießlich, die politische Lebhaftigkeit des bei Zoppot und Putzig an die Ostsee stoßenden Völkchens noch mehr als bisher anzufachen, so tun sie es, um insbesondere Zoppot als neuem politischen Brennpunkte ihrer Bestrebungen einen erhöhten Reiz für das Großpolentum zu geben, diese junge, stark aufblühende Stadt zu möglichst polnischem Charakter umzumodeln und die privaten, insbesondere in der Berenter Gegend wirksamen Bestrebungen zur Erhaltung und Förderung des Deutschtums nicht aufkommen zu lassen. Für die deutschen Kreise aber kann die jungkassubische Bewegung nicht das Signal sein, in ganz falscher Sentimentalität mitzuwirken an der Pflege der Eigenart dieses dem Polentum hörigen Volkssplitters, sondern auch hier energisch die Abwehr gegen die so lebhaft gesteigerte Tätigkeit der polnischen Drahtzieher aufzunehmen.

Die Synthese der Edelsteine.

Von Dr. **Albert Neuburger** (Berlin).

II.

Damit hören dann die Versuche, synthetische Rubine zu gewinnen, eine Zeitlang auf, und wenn man sich ihnen nicht sobald wieder zuwandte, so mag daran neben der scheinbaren Aussichtslosigkeit der Bemühungen noch ein andrer Umstand Schuld getragen haben. Am Beginn der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts kamen nämlich von der Schweiz aus plötzlich ziemlich große Rubine in den Handel, die im Anfang von echten nicht zu unterscheiden waren und über deren Herstellung das größte Geheimnis waltete. Angeblich soll es ein Pfarrer gewesen sein, der das Verfahren zu ihrer Anfertigung erfand. Nach einiger Zeit verschwanden sie wieder auf ebenso mysteriöse Art wie sie gekommen waren, und bis auf den heutigen Tag hat niemand zu ergründen vermocht, wer ihr Verfertiger war. Da, plötzlich, im Jahre 1893 tauchen sie von neuem auf und kommen in Massen von Paris aus unter dem Namen „rekonstruierte Rubine“ in den Handel! Sie wurden dadurch hergestellt, daß man die Rubinabfälle und Splitterchen, die sich bei der Bearbeitung der natürlichen Rubine ergaben, einfach zusammenschmolz, so daß aus ihnen ein größerer Stein entstand. Im Anfang wurden sie teuer bezahlt. Im Jahre ihres Erscheinens kostete das Karat 100—150 Francs. Nun konnte aber der Erfinder, ein Juweliergehilfe, namens Michaud, sein Geheimnis nicht für sich behalten, und da man außerdem noch eine Anzahl von Methoden auffand, durch die sich diese rekonstruierten Rubine von den in der Natur gefundenen unterscheiden ließen, so sank ihr Preis außerordentlich rasch. 1903 wurde das Karat noch mit 12 Francs bezahlt, 1904 gab man nur noch 30 Centimes dafür.

Eine Synthese ist das Verfahren, nach dem die rekonstruierten Rubine hergestellt wurden, eigentlich nicht. Es hat mit der Chemie überhaupt wenig zu tun. Die eigentliche Synthese wurde erst im Jahre 1891 von dem französischen Chemiker Frémy im Verein mit seinem damaligen Assisten Verneuil wieder aufgenommen, und es gelang den beiden Forschern in der Tat, Rubine zu erzeugen. Diese Synthese erregte ein derartiges Aufsehen, daß die Steine für das Pariser Museum erworben wurden, wo sie heute noch zu sehen sind. Für den Edelsteinhandel kamen sie jedoch nicht in Betracht, da sie noch eine Anzahl von Fehlern aufwiesen. Seit 1891 bis heute hat jedoch Verneuil an der Ausgestaltung des damals gefundenen Verfahrens weiter gearbeitet, und es ist ihm gelungen, es so zu vervollkommnen, daß seit kurzem ganze Fabriken existieren, die künstliche Edelsteine der verschiedensten Art in den Handel bringen, die sich zum Teil von ihren natürlichen Vorbildern überhaupt nicht mehr unterscheiden lassen und diesen in bezug auf Reinheit, Schönheit sowie auch Größe in jeder Beziehung gleichstehen. Wie gewaltig die Fabrikation dieser Edelsteine eingesetzt hat, mag man daraus ersehen, daß eine einzige, seit kurzem in der Nähe von Paris existierende Fabrik täglich nicht weniger als 7000 Karat künstliche Rubine herzustellen vermag! So umwälzend hat diese Fabrikation auf gewisse Zweige des Edelsteinhandels bereits eingewirkt, daß heute schon die meisten Leihämter Rubinschmuck überhaupt nicht mehr beleihen!

Das Verfahren Verneuils, auf dessen Grundzügen auch alle übrigen Verfahren zur Herstellung synthetischer Edelsteine aufgebaut sind, ist ein ziemlich einfaches. Wie schon erwähnt, ist die Zusammensetzung der Edelsteine und insbesondere derjenigen, die zur Gruppe der „Korunde“ gehören, also des Rubins, des blauen, gelben und

Digitized by Google

weißen Saphirs usw. usw., eine keineswegs komplizierte. Sie bestehen ihrer chemischen Zusammensetzung nach aus Tonerde, die kleine Mengen färbender Bestandteile, sowie unter Umständen noch einige andre Beimengungen enthält. Man verfährt deshalb zur Herstellung dieser Steine folgendermaßen: Zunächst wird Tonerde sehr sorgfältig gereinigt und geglüht; dann wird eine bestimmte Menge davon abgewogen und mit den färbenden Bestandteilen versetzt, die dem Stein seine eigenartige Farbe verleihen. Sind darin noch weitere Beimengungen vorhanden, so werden auch diese in den richtigen, durch die Analyse vorher genau festgestellten Mengenverhältnissen zugesetzt. Als färbende Bestandteile dienen beim Rubin das Chromoxyd, beim blauen Saphir ein Gemenge von Eisenoxyd und Titansäure, beim Alexandrit Beryllerde usw. usw. Das Gemenge muß, wie wir schon andeuteten, sehr sorgfältig hergestellt werden. Die kostbarsten Rubine sind jene, deren Rot einen Stich ins Bläuliche hat und die im Edelsteinhandel als „taubenblutfarbige" bezeichnet werden. Diese kostbare Farbe des Taubenbluts entsteht nur bei einem ganz bestimmten Prozentsatz von Chromoxyd und schlägt in ein reines Rot ohne bläulichen Stich um, sobald zuviel, in ein Rot mit einem Stich ins Braune, sobald zu wenig Chromoxyd genommen wird. „Zuviel" und „Zuwenig" bedeutet hier aber Bruchteile von Milligrammen! Es ist erklärlich, warum deshalb die Zusammensetzung des Gemisches von denen, die es durch ihre Versuche ermittelt haben, sehr sorgfältig geheimgehalten wird und warum zum Abwiegen seiner einzelnen Bestandteile die feinsten Wagen Verwendung finden müssen. In der richtigen Herstellung des Gemisches, liegt aber auch so ziemlich die einzige Schwierigkeit bei der Ausführung des Verfahrens. Das Gemenge kommt in einen kleinen Tiegel, der unten in einen Trichter ausläuft, von dem aus es in ein langes Rohr hinabfällt. In dieses Rohr münden von der Seite her zwei Schlauchleitungen ein, von denen die eine Sauerstoff, die andre Wasserstoff zuführt. Am unteren Ende des Rohres wird das Gemenge dieser beiden Gase entzündet, und in der hierdurch entstehenden heißen Flamme schmilzt das Tonerdegemisch; der gebildete Schmelztropfen fällt auf ein kleines Tischchen aus Platin und erstarrt dort zu einem Kristall von Rubin oder Saphir, der nur geschliffen zu werden braucht, um dann sofort in den Handel gehen zu können.

So einfach ist dieses Verfahren, daß eine Arbeiterin nicht weniger als zwölf derartiger Apparate auf einmal bedient, in denen pro Stunde acht bis neun Karat hergestellt werden und in denen man Steine von einem Gewicht bis zu 80 Karat gewinnen kann, also von einer Größe, wie sie die Natur selbst nicht bildet. Diese Steine würden als Schmuck zu sehr auffallen und schon durch ihre Größe beweisen, daß sie kein Naturprodukt sind. Ihre Verwendung liegt daher auf einem andern Gebiete, auf dem die synthetischen Edelsteine gleichfalls noch eine Rolle zu spielen berufen sein dürften: man stellt daraus heute schon Lager für rasch sich drehende Maschinenteile her, also Lager, die einer raschen Abnutzung unterworfen sind und für die man bisher sogenannte „Hartmetalle" verwendete, welche sich aber viel rascher ausschleifen als der bedeutend härtere Edelstein.

Die Steine, die man bisher auf synthetischem Wege herzustellen vermochte, sind die folgenden: Zunächst der in vorstehenden Zeilen schon so oft erwähnte Rubin, dann der als natürlicher Stein so besonders kostbare blaue Saphir, ferner der weiße Saphir, der gelbe Saphir, der Smaragd, der Alexandrit, sowie verschiedene Quarzvarietäten, wie z. B. der Amethyst und der Topas. Diese beiden letzteren stellen wie noch eine Anzahl weiterer Steine mehr die Lösung eines interessanten Problems der Wissenschaft dar, als daß sie für den Edelsteinhandel irgendwie in Betracht kämen, oder gar als eine Gefahr für ihn aufzufassen sein dürften. Bei ihnen hat schon der natürliche Stein einen verhältnismäßig so geringen Wert, daß sich seine Nachahmung im allgemeinen wohl kaum lohnen dürfte. Beim Smaragd ist es noch nicht gelungen, das künstliche Produkt mit genau derselben chemischen Zusammensetzung zu schaffen, die das Natürliche zeigt. Die in den Handel gebrachten Steine sehen zwar wie Smaragde aus, lassen sich aber von den natürlichen sowohl durch die Analyse wie vor allem durch ihr optisches Verhalten wohl unterscheiden. Es wird natürlich gegenwärtig mit allem Eifer daran gearbeitet, auch synthetische Smaragde zu schaffen, die keinerlei Unterscheidungsmerkmale mehr aufweisen.

Ein besonders interessanter Edelstein ist der Alexandrit, der in Deutschland bisher ziemlich wenig bekannt war, dagegen in Rußland außerordentlich geschätzt wird. Er hat die merkwürdige Eigenschaft, daß er die russischen Militärfarben grün und rot zeigt, und zwar ist er am Tage grün, abends hingegen, bei künstlichem Lichte, rot. Wegen dieser Farben und weil er am Tage der Volljährigkeitserklärung des Kaisers Alexander II. in der Tokowaja entdeckt wurde, erhielt er den Namen „Alexandrit". Seiner chemischen Zusammensetzung nach ist er ein Gemenge von Tonerde mit Beryllerde. Diese Einfachheit seines Aufbaues ist es, die die Nachbildung sehr erleichtert hat.

Es fragt sich nun, ob es denn kein Mittel gibt, um die synthetischen Steine von den natürlichen zu unterscheiden. Hier sind nun von den Mineralogen die weitgehendsten Untersuchungen angestellt worden, die heute noch lange nicht als abgeschlossen gelten können. Merkwürdigerweise liegt z. B. beim Rubin die Sache so, daß

Digitized by Google

sich die minderwertigeren, also die schlechteren Steine, wohl unterscheiden, daß aber die besten Exemplare in der Regel kein sicheres Unterscheidungsmerkmal erkennen lassen. Dies ist ja auch nur allzu natürlich! Gerade diejenigen Steine, die keinerlei wolkige Trübungen zeigen, die keinerlei Einschlüsse haben, die also in ihrer ganzen Masse als vollkommen homogen sich darstellen, sind es, die wegen eben dieser ihrer Reinheit am schönsten aussehen und am höchsten geschätzt werden, ganz gleich, ob ein künstlicher oder ein natürlicher Stein vorliegt. Infolgedessen weisen gerade sie oft keine unzweifelhaften Unterscheidungsmerkmale auf.

Synthetische Edelsteine sind heute schon im Handel zu haben und sie werden sich wegen ihres niederen Preises wohl bald immer mehr einbürgern. Schöne Rubine und Saphire kosten inkl. Schliff etwa 5—15 Mark pro Karat; der echte Rubin wird pro Karat mit etwa 500 Mark bezahlt. In anerkennenswerter Weise haben die noch verhältnismäßig wenigen Firmen, die bisher synthetische Edelsteine in den Handel brachten, dafür gesorgt, daß keine allzu billige, sogenannte „Ramschware" auf den Markt kam. Sie haben die Steine in vorzüglichster Weise schleifen lassen und sie mit echten künstlerischen Fassungen versehen. Natürlich steht der Edelsteinhandel den synthetischen Steinen feindlich gegenüber. Man hat alles mögliche versucht, um ihre Einführung zu verhindern, man hat nach Staatshilfe geschrien und die Schleifer boykottiert, die sich zum Schleifen synthetischer Steine hergeben. Ob alles dies etwas nützen wird, läßt sich heute noch gar nicht beurteilen, dazu ist das ganze Gebiet noch viel zu jung, dazu steht es noch viel zu sehr in den ersten Anfängen seiner Entwicklung.

Besonderes Interesse erregt natürlich die Synthese des kostbarsten aller Edelsteine, des Diamanten. Sie gelang bereits im Jahre 1896 dem französischen Chemiker Henri Moissan, doch waren die von ihm hergestellten Steine, deren Identität mit dem Diamanten durch eine ganze Anzahl von Analysen bewiesen wurde, noch außerordentlich klein. Die Splitterchen, die Moissan erhielt, waren nur unter dem Mikroskop zu erkennen und ihre Herstellungskosten überstiegen bei weitem ihren Wert. Immerhin hat Moissan den Weg gezeigt, auf dem sich Diamanten erhalten lassen, nämlich durch Auflösen von Kohlenstoff im geschmolzenen Eisen und raschem Abkühlen der Schmelze in kaltem Wasser. Bei dieser raschen Abkühlung kristallisiert der Kohlenstoff in Form von Diamanten aus. An Versuchen, größere Stücke zu erhalten, hat es in den inzwischen verstrichenen 14 Jahren nicht gefehlt. Es soll auch dem amerikanischen Chemiker Fisher gelungen sein, durch Verbesserung des von Moissan angegebenen Weges etwas größere Splitter zu erhalten, ob sich aber daraus jemals eine Fabrikation, ähnlich wie für die Rubine, entwickeln wird, läßt sich natürlich heute noch nicht sagen. Sehr wahrscheinlich erscheint es gegenwärtig nicht, aber angesichts der raschen Fortschritte und der vielen überraschenden Erfolge unsrer modernen Technik läßt sich in solchen Dingen ja bekanntlich sehr schlecht prophezeien!

Wilhelm v. Scholz.

Von Dr. Edgar Alfred Regener (Friedenau).

Es ist nicht selten, daß das Wesen hervorragender Künstler, das uns aus ihrer Reife als eine absolute, unlösliche Einheit gegenübertritt, sich in den unreifen Werken als getrennte Einzelkräfte, Einzelbegabungen zeigt, die erst zusammenwachsen, einander erst durchdringen müssen. Ich glaube sogar, daß dem schärferen Blick diese Entwicklung bei jedem Künstler erkennbar sein wird. Denn sie ist das Wesen des schöpferischen Menschen. Sein Werden, sein Reifen ist die Durchdringung der Grundkräfte seiner Natur: ein Vollwerden. In solcher Durchdringung, die dem Ineinanderweben der Weltkräfte entspringt, wird der Geist fruchtbar."

Diese Worte, die Wilhelm v. Scholz in der Einleitung seiner Günther-Ausgabe über die Entwicklung dieses unglücklichen Dichters Schlesiens äußert, geben uns zugleich den Weg an, wie wir die Entwicklung seines eigenen Wesens zu betrachten haben. Jener Entwicklung, die als „Frühlingsfahrt" so leicht und ungebeugt, so kummerlos und freiheitjubelnd in das Leben hineinstürmte, und an deren vorläufigem Ende er mit grübelndem Sinn in einen „Spiegel" schaut, der den Pfad ihm aufzeigt, den sein Wagen fuhr. Da erst weiß er, wie reich seine Seele genoß, wie schwer sein Wollen tastete und rang, wie tief sein Fühlen und Denken aufgewühlt war in dem Spiel widerstreitender Offenbarungen über die Rätsel der Welt und des Lebens. In diesem Rückblick erst wird er sich seiner Kraft bewußt, wird seine Kunst zur Sicherheit und Gewißheit einer ernsten Pflicht. Aus dem Jüngling erwuchs der Mann, dem das Recht, ein „besinnlicher Mensch" zu sein, zu einer Forderung seines Ichs, zu seiner zweiten Natur wurde . . . .

Bei der wiederholten Beschäftigung mit den

Die in obigem Aufsatz zitierten lyrischen Werke von Wilhelm v. Scholz: „Frühlingsfahrt", „Hohenklingen" und „Spiegel", 2. Auflage, sind sämtlich im Verlage von Georg Müller in München erschienen, desgleichen die Buchausgabe der Groteske „Vertauschte Seelen", von deren Aufführung im Dresdener Hoftheater Nr. 2 der „Gegenwart" von 1911 eine ausführliche Kritik brachte.

Digitized by Google

Werken eines Künstlers macht man eine mehr oder weniger große Fülle von Betrachtungen, die uns Freude gewinnen lassen an eigenen Nuancen einer sich entwickelnden Persönlichkeit, und Geduld lehren, wo wir auf Reminiszenzen, blasse Reimtrivialitäten, Unbeholfenheiten in Sprache, Stil und Wendungen stoßen, und die uns schließlich doch trotz allem Merksteine finden helfen, die sich zu einem Gesamtbilde des dichterischen Könnens und Nichtkönnens gruppieren. Und daraus können wir auch bald unsere persönliche Stellung zum Dichter bestimmen, ohne uns um die von manchen Seiten so gern aufgesuchten „Beeinflussungen", unter denen jeder Künstler in seiner Bewertung leiden muß, sonderlich zu kümmern.

Leo Greiner sagt in einem Aufsatz über Scholz, daß die schroffe, harte, rücksichtslose Eigenart seines Stiles ihre Wurzel habe in dem gedrungenen, felsigen Impressionismus der Droste, in ihrer messerscharfen Naturbeobachtung, in ihrer Fähigkeit, das Wort dem Eindruck so sehr anzupassen, daß es nicht mehr wie ein sprachliches Sinnbild, sondern wie der Eindruck selbst wirkt. Und wenn Scholz dann in seinen Anfangsjahren außer bei der Droste noch in Liliencrons Schule gegangen ist, so will das einerseits im Hinblick auf die Allgemeinheit nicht viel, und doch andrerseits im engeren, nur auf den Dichter bezogenen Sinne recht viel sagen. Die Gestalt des nordischen Junkers war und ist neben Richard Dehmel für die jungen Dichter so faszinierend, daß sich nur wenige ihrem Einfluß zu entziehen vermochten. Dieses teilweise Aufgehen in der Persönlichkeit eines Stärkeren, dieses Gehenlernen an der Hand eines Vorbildes, dieses Suchen, Gestalten und wieder Suchen nach besonderen Tönen und Eigenarten bis zum schließlichen Finden und Erobern ist ein Prüfstein für die impulsive Kraft des neuaufstrebenden, noch an sich arbeitenden Talents. Gerade aus diesen Beziehungen lernen wir bald den selbstsichern, eigenbewußten Künstler in kleinen Lichtblitzen und noch knapp bemessenen Feinheiten kennen: wir lernen außerdem den scheinbar Unfreien, den in den verborgensten Tiefen seiner Kraft herrlich sich Offenbarenden sehr bald von dem knechtischen Nachbeter und geputzten Sklaven unterscheiden.

Scholz ist ein solch eigenbewußter Künstler, solch ein Freier. Er hat ungeachtet der entlehnten und dadurch sich unfrei gebenden Töne schon in seinen Erstlingsgedichten, die er voll Dankbarkeit Detlev v. Liliencron zugeeignet, eine besondre, aus seinem Innern geschöpfte Nuance: er lebt in Träumen, die ein dunkel geahntes, sicher gewolltes und erstrebtes, die Wahrheit und die Weisheit einer letzten Frage verbergendes Geisterreich gebar.

Eine Heimat hat der Mensch,
Doch er wird nicht drin geboren —
Muß sie suchen traumverloren,
Wenn das Heimweh ihn ergreift.

Aber geht er nicht in Träumen,
Geht er sicher ihr vorüber,
Und es wird das Herz ihm plötzlich
Schwer bei ihren letzten Bäumen.

Er tritt ein in die Pforte des Tempels, der der Märchen Tiefstes hochwölbend umschließt, er durchschreitet den Säulengang, atmet Weihrauch und Myrrhen, sieht Nebel und Wolken durch den Raum sich schmiegen, ahnt in einer Nische der Wand das Erkenntnis verleihende Götterbild und jubelt und frohlockt. Aber dieses dämmernde Wissen nimmt ihm die Kraft des Bewußtseins und der Klarheit, leise Träume verwischen die ersehnte, letzte Wirklichkeit und damit die Erfüllung seines mühseligen Ringens. Er gibt nicht nach: er will die Schleier lüften in der Schwere ihrer Undurchdringlichkeit, um ein Wissender zu werden von Raum und Ewigkeit. So ist sein Leben ein immer neues Geborenwerden, so ist seine Kunst ein stetes Zerbröckeln und ein ebenso stetes Wachsen ohne Maß und ohne Begrenzung: ein Sichvollenden zu Wahrheit und Schönheit.

Das Wissen von einem sich enthüllenden Traumland, das ist sein Zweck und Ziel, dem er nachgeht. Dieses Gefühl und dieses Ahnen will er im glühenden Drang seiner Seele gestalten, herrschen will er über dieses Neuland, unter seine Faust die widerstrebenden Gewalten zwingen, dem Meere seiner aufrührerischen, halb sich gebenden, halb weichenden Gedanken und Stimmungen ein „Trutz blanke Hans" zurufen. Aber noch fand seine Seele nicht die befreiende Zauberformel, noch schlug sich keine Brücke von hier nach dort, die ihn hinüberführen könnte, um ihn am Quell des Wissens seinen Durst löschen zu lassen. Er müht sich, seinen Gedanken Festigkeit und Entschlossenheit zu geben, seinen Visionen pulsendes Leben einzuhauchen; er durchwacht in seinem Kämmerlein die Nächte und trägt die Kämpfe, ohne zu Sieg und Entscheidung gelangt zu sein, müde mit hinaus in die Natur und das Menschentreiben, das um ihn brandet ohne Mitleid und Sorge um seine bitterste, notwendigste Frage. Da achtet er nicht des Regens, dessen feine Striche vor ihm, der am Ufer des weiten Sees hinschiebt, langsam, aber unaufhörlich auf das Wasser niederschlagen und ihn völlig durchnässen. Er müht sich, seine Blicke, die in den fernen, dunstverschwommenen Tiefen hängen, von dem Bilde, das ihn innerlich nicht ergreift und fesselt, abzuwenden, er möchte dieser toten Welt entfliehen und dennoch

Und dennoch weil ich hier am Strand,
Von einem Traum ins Nebelreich gebannt.

Oder er pilgert langsam durch die öde Ebene zur Herbstzeit:

Nebel quirlen auf dem hellen Feld,
Weites Land . . .
Vom Herbstsonnenlicht erhellt
Weites Land.
Hier und dort ein einzeln stehender Baum,
Ein Gehöft im weltentlegenen Raum

Digitized by Google

Und am Horizont ein Traum.
Weites Land . . .

Dann wieder wandert er im Häuserdunkel und Dunst durch enge Gassen. Der späte Lärm verstummt allmählich, das Knarren eines Schlüssels noch im alten Tor, das letzte Aufflackern eines Lichtes, dann Stille und Nacht. Und da wird ihm die sich so dicht um ihn zusammenpressende Straße weit und lang, die Häuser werden riesengroß, Raum und Zeit fallen in eins zusammen, und in ihm klingt das Singen eines Märchens, das ihn über seine Sorgen und Zweifel erhebt:

Wie mir in den Adern klopfen
Fremden Blutes sickernde Tropfen,
Wie im Herzen der Kreis sich schließt,
Durch den der Strom des Lebens fließt.
Nicht mehr in enge Grenzen gebannt,
Zieht er dahin — in Traumesland.

Das ist das Traumland der Unendlichkeit. Er möchte sie beenden, ihr Grenzen und Bahnen angeben, aus denen er Beruhigung und die Stillung seiner brandenden Wünsche und Sehnsüchte schöpfen könnte. In manchen Stunden kommt ihm ein Sonnensprühen aus dem Lande der Ferne, dessen Wärme und Weihe ihn überrieselt wie das Wehen eines erfüllten Hoffens. Das sind die Stunden, als deren Ergebnis er aufatmend von der lastenden Schwüle einer im Blute liegenden stillen Beklommenheit und Zaghheit laut ruft: „Die Kraft wird frei, wird wieder Wille“.

Die Natur hat ihm noch nicht ihre letzten Geheimnisse gegeben. Ab und zu glaubt er ihnen nahe zu sein, um sie doch nicht lösen zu können. In ihm liegt noch zuviel ungenützte Kraft, zuviel stürmender, drängender und gärender Mut, der ihn von Frage zu Frage treibt, und der ihn mit einem Wort zufrieden sein läßt, das nur Schall und Rauch ist. Der Begriff liegt seiner Hast noch fern. Aber ein dunkles Fühlen davon liegt ihm im Blut.

Und dieses Gären der Gestaltung gibt auch seinen Liebesgedichten jenes herrische Gefühl der Männlichkeit, da die Sinne noch mit jäher Gewalt ihr Recht fordern und das Weib in hüllenloser Nacktheit über den von Schönheit und Lust berauschten Dichter triumphiert. Und doch bei allem kein Hohn und Spott, kein Ekel und Dirnenhaß, sondern ein leises, weiches Stammeln dankbarer Verehrung seltsamen Glückes, das ihm wie eine Offenbarung geschenkt ward und das ihn reich macht. Nur wenige Gedichte dieser Art sind es, die in der „Frühlingsfahrt“ stehen und die in ihrer offenen Ehrlichkeit, in ihrer stark realistischen Färbung eigenartig genug sich ausnehmen zwischen den Visionen und Bildern, Träumen und Stimmungen von zarter Tönung. Scholz liebt noch die blasse, verdämmernde Farbe und meidet scharfe Kontraste und daraus berechnete Wirkungen.

Eine kleine Impression gibt uns den Ton an, der Scholz ganz eignet und den seine Schatten dauernd anklingen läßt.

Tiefe Ruh im Haus.
Da draußen ein Verhallen.
Die müden Gedanken wallen
In keine Ferne hinaus.
Eine tastende Hand greift Töne,
Scheue, einsame Töne
Im stillen Haus.

Die dämmrige Stille des Ganzen legt den Nachdruck auf die letzten drei Zeilen. Dieses Hinlauschen nach einem verklingenden Ton, und die reine Weihe dieser dadurch erzeugten unbewußten Gefühlswallung ist ein fein zusammentönendes Moment in dem Wesen des Dichters.

Was Scholz zu immer reger Steigerung seiner Kräfte treibt, das legt er in zwei kleinen Sprüchen nieder, die er Künstlern ins Stammbuch schreibt. Es heißt der eine:

Nicht eher brich vor dir dein Schweigen,
Bis dich der Augenblick erfaßt,
In dem die Kräfte mit bezwungener Last
Einander helfend aus der Tiefe steigen,
In die du dich verloren hast.

Und der andere:

Die Überwindung
Des Nein,
Die Ergründung
Des Seins
Die Vollempfindung
Des Scheins
Ist die Verkündung.

Diese Erkenntnis bewahrt ihn vor Verflachung, vor Stillstand, vor Banalität und trivialem Geschwätz, das nichtssagend ist wie klingende Schelle. Diese Erkenntnis ist die Formel seiner Entwicklung, ein selbstgeschriebenes Gesetz, das er zu befolgen und zu erfüllen strebt, soweit es das Maß seiner Kräfte nicht überschreitet. Er mag seine Gedanken in noch so weiten und verzweifelten Dunkelheiten sinnen lassen, er mag abirren und sich selbst verlieren, es wird doch stets ein Moment kommen, aus dem ein geringer Beweis, eine kleine Bekräftigung und Bestärkung seines Strebens nach diesem Höhepunkt und nach der Erfüllung dieses Wahrspruches hin genommen werden kann. Darin liegt die Erkenntnis seiner Erbärmlichkeiten und Jugendtorheiten, Trugweisheiten, über die er nicht wie über Jugendtorheiten lächelt, sondern die er achtet als Stationen seines Werdeganges und einer langsam sich vollziehenden Erlösung. Das gibt ihm die Kraft und die Freudigkeit, mit der er sich in die Werke der großen Meister vertieft und das große Fragezeichen ihrer Kunst, das Wie? ihrer Schaffensart beantworten und erfassen kann. Ja, das gibt ihm überhaupt erst die Fähigkeit dazu. Er hat seine Weisheit und die Bejahung seiner Seele und die Bewertung seines eigenen Kunstdranges und -wesens teilweise aus ihnen geschöpft. Die Wahrheiten dieser Großen sind seine eigenen. Mit dem Augenblick, da er sie durchlebt und durchlitten — und verstanden, hat

Digitized by Google

er seine eigene Wesenheit erkannt. Und er faßt das Erlebnis seines Denkens und Empfindens in die Worte, die er den Abt in „Hohenklingen“ sagen läßt: „Ich ward aus Willen und aus Phantasie.“ Das ist seine Wesensoffenbarung, aus der sein Glauben und sein Wissen quillt. In gleicher Weise spricht er sich in den Widmungszeilen eben dieser Dichtung an Rainer Maria Rilke aus. Es heißt dort:

„Weithin ist Frühling. Kraft und Sonne, Phantasie und Willen wird er uns schaffen. Aber wir müssen aufgehen in der Natur, die reicher ist, als lachende Klarheit und Kraft, schaffendes Leben. Sie ist voll Glauben an ihr eigenes Herz. Weithin ist Frühling, leuchtender, undurchbrochener Frühling . . .

Wir beugen uns andachtsvoll vor den ewigen Meistern der Phantasie, Dante, Shakespeare, Goethe. Überlebensgroß ragen sie aus der vorüberströmenden Zeit. Sie aber schufen sich selbst aus Willen und Phantasie.

Und jede Kunst ist überlebensgroß. Darum muß sie sich heben über das schleichende Dunkel des kleinen Lebens, darum muß sie ihre Arme hinausrecken in die freie Luft und mit ihnen wachsen. Und das Kunstwerk, das sie schafft, ist das verbindungstiefe Kunstwerk in Höhenpunkten.

Die Phantasie ist nicht Notbehelf. Sie ist Kern, Wesen und Quelle unsrer Kunst. In ihr ist die Wahrheit unsrer Kunst. Ihr opfern wir.“

In diesen Opfern ruht der Wille. Er ist ihre Lebenskraft und ihr sieghaftes Leuchten wie der des Künstlers.

Zwei Gedichte.

Von **Christian Wagner** (Warmbronn).

Seidelbast.

Wann Reif noch hängt an jedem Baumeszweige,
Von Knospen kahl noch ist ein jeder Ast,
In bangen Nächten ich verzweifelt fast,
Ob je einmal der Winter geh zur Neige.

Dann raff' ich auf mich, wandre hin zur Steige,
Ob blühen ich nicht seh den Seidelbast,
Ein gelber Falter nicht als Sommergast
So wegentlang im Sonnenschein sich zeige.

Und doch, o sieh: Zitronenfalter scherzen
Die schneebefreiten Pfade schon entlang,
Beim ersten, warmen Sonnenstrahl des Märzen;

Und dort, o sieh: Auf sommerlichem Hang
Des Märzenblümleins rosenrote Kerzen,
Dem Winter leuchtend zu dem Abschiedsgang.

Anemonen. (Ostersonntag.)

Sag, woher kommen
Die schönen, die frommen,
Die Tausend und Abermillionen
Weißgekleideter Anemonen?

„Wir sind die Kindlein, die abgeschieden
So frühe hinieden,
Nun wohnen wir oben,
Im Vaterhause da droben.“ —

Was tut ihr nun hier
Im Waldesrevier,
Ihr lieblichen Kleinen
Beim Frühlingserscheinen?

„Drum dürfen wir fort,
Jedes an seinen Heimatort:
Auf Ostern da wird Vakanz gegeben,
Drei Wochen lang. Welch ein Freudenleben!“

„Und drum sind wir hier
Im Waldesrevier,
All weiß gekleidet; Mägdlein wie Söhnlein
Mit goldenen Krönlein.“

Die Courtisane Jamaica.

Von **Hans Bethge** (Steglitz).

I.

Sie wurde Jamaica genannt, des holden, südlichen Ovales wegen, das ihr Gesicht zeigte, und wegen der bräunlich hingehauchten Farbe ihres Teints, der an eine eben angerauchte Meerschaumpfeife gemahnte.

Jamaica hatte seelenvolle Hände, ihr Mund war wie ein Schwertstich, ihre großen Augen hatten einen perlenhaften Glanz. Sie war schlank, schmalschulterig und biegsam, ihr Wesen war stolz und konnte unnahbar sein. Gewiß, sie war eine Courtisane, wie man hören wird, aber sie hätte auch für eine Fürstin aus irgend einem exotischen Lande gelten können.

Als ich sie das erstemal sah, war ein Frühsommertag. Sie ging langsam und aufrecht über die Straße, mit ein wenig gerafftem Kleid, von einem großen, schwarzen Hut überdacht. Eine vollendete Dame, dachte ich, ein märchenhaftes Geschöpf.

Ich folgte ihr, in einem Abstand, daß sie es nicht merken konnte, straßenweit. Wie eine holde Verlockung schritt die schlanke Gestalt vor mir her, mit dem vollen schwarzen Haar und dem schwarzen Hut, dessen Federn sich schwankend bewegten, wie die dunklen Segel eines Schiffes auf dem Ozean.

Digitized by Google

Dann stieg sie unvermutet in einen Wagen, fuhr fort — und ich hatte das Nachsehen.

Nach einiger Zeit sah ich sie wieder, — ich folgte ihr von neuem, lebhaft erregt, da trat ein Freund von hinten an mich heran, klopfte mich auf die Schulter und fragte:

„Wohin?“

„Einer Frau nach“, entgegnete ich, „Sie geht dort vorn, wie eine Fürstin aus dem Süden“.

„Schwärmer“, sagte der Freund, dann lugte er aus.

Ein Lächeln ging über sein Gesicht.

„Das ist Jamaica“, sagte er.

„Jamaica?“

„Ja, — eine Courtisane. Sie hatte ein Verhältnis mit einem Prinzen aus dem Hause Hohenzollern. Später war es ein Künstler, jetzt ist es ein schwedischer Graf, wenn ich nicht irre.“

„Wie gut du orientiert bist“, sagte ich, mit einer kleinen Bitterkeit in der Stimme, „Kennst du sie übrigens?“

Er nickte.

„Stelle mich bitte vor“, sagte ich.

Wir gingen schneller, erreichten sie bald, mein Freund begrüßte sie und stellte mich vor. Dann schlenderten wir alle drei durch den lauen Frühsommertag, Jamaica in der Mitte. Sie plauderte reizend, etwas bestrickend Graziöses war in der Art, wie sie sich gab. Ich war hingerissen.

Plötzlich sagte mein Freund, der sehr geschickt in solchen Dingen war: „Ah, Irene!“ Er tat so, als sähe er eine Bekannte in einem Omnibus, verabschiedete sich schnell, lief fort und sprang auf das Vehikel. Ich war mit Jamaica allein. Plaudernd schritten wir weiter.

Ich sah sie mitunter von der Seite an: ein feines Profil, zart und kapriziös, lange, dunkle Augenwimpern und eine ziemlich sinnliche Nase. Sie hatte so etwas Unbefangenes, wie sie sprach, so etwas Natürliches in Gang und Haltung, daß man sich wohl und froh an ihrer Seite fühlte. Wir setzten uns vor ein Café und tranken etwas Kühlendes, während das bunte Leben der Großstadt an uns vorüberhastete. Von einem Blumenmädchen kaufte ich einen Strauß roter Nelken, sie steckte ihn sich vor die Brust und sog zierlich aus dem Strohhalm die braune Flüssigkeit der Eisschokolade in ihren schlanken Hals.

Nachher trennten wir uns, da sie, wie sie sagte, zur Schneiderin mußte. Wir verabredeten uns für einen der nächsten Abende, um in den Zirkus zu gehen. Sie gab mir die dünne Hand und sagte: „Auf Wiedersehen!“, wobei sie zwischen den roten Lippen die Perlenreihe ihrer Zähne sehen ließ. Dann stieg sie in eine Droschke, die Nelken auf der Brust.

Ich schlenderte durch die Menschen hin und hatte immer noch Jamaica in meinen Augen und in meinem Hirn, ihre Gestalt, ihr Lächeln, ihr Profil, die Meerschaumfarbe ihrer Haut, ihre reizend rieselnde Stimme. Mir wurde die Zeit lang bis zum Wiedersehen, ich saß zu Haus, und statt zu arbeiten, malte ich den Namen Jamaica aufs Papier, — aber dann kam der Abend, und wer nicht kam, war Jamaica.

Ich wartete auf dem kleinen Platz in der Nähe des Zirkus, wo wir uns verabredet hatten, ging auf und nieder, ein paar Rosen in der Hand, sah nach der Uhr, war ungehalten, wartete weiter, sah mich, ironisch lächelnd, selbst, wie ich als ein genarrter Liebhaber hier wartend auf und nieder ging, dann, als schließlich eine öde Stunde vergangen war, stampfte ich unwillig mit dem Fuß auf, schenkte die Rosen einem vorübergehenden Ladenmädchen und ging allein in den Zirkus.

In einer Loge mir schräg gegenüber saß Jamaica. Sie schob gerade ein Stück bräunliches Konfekt in den kleinen roten Mund, an ihrer Seite saß ein blonder Herr, vermutlich der schwedische Graf.

Ich merkte bald, sie hatte mich gesehen, hin und wieder schweifte ihr Auge ruhig über mich hin. Nachher in der Pause begegneten wir uns im Marstall, sie ignorierte mich. Als wir einmal betrachtend nebeneinander bei demselben Pferde standen, sie zwischen mir und dem Grafen, nahm sie flugs meine Hand und drückte sie ein wenig, ohne mich anzusehen, und während sie im Gespräch mit ihrem Freunde blieb.

Es war doch etwas, es war doch ein Händedruck! Später saß sie mir wieder gegenüber, hoheitsvoll, und schob Konfekt in ihren Mund. Nach Schluß der Vorstellung sah ich sie mit dem Grafen in einem Automobil fortfahren, Blicke der Bewunderung folgten ihr. Ich fühlte mich ausgestoßen, ich war voll Neid, voll quälender Eifersucht, voll trotziger, aufrührerischer Gefühle. Ich wollte an ihrer Seite sein, was schert mich dieser schwedische Graf! Ich liebte sie!

Mürrisch, ein angeführter Liebhaber, schritt ich allein durch die nächtlichen Straßen und dann in eine Weinstube, um zu Abend zu essen. Ein vermaledeiter Zufall wollte, daß dort schon Jamaica saß, mit ihrem Freunde, bei Austern und Wein. Sie sah mich erstaunt an und lächelte. Sie mußte denken, daß ich ihr nachgefahren sei. Ich verließ also das Restaurant, ging in ein andres und ertrank meinen Groll in Burgunder.

Am nächsten Morgen traf ein Briefchen ein, in dem sie sich entschuldigte, höhere Pflichten hätten sie verhindert &c. Der Ausdruck „höhere Pflichten“ amüsierte mich nicht etwa, sondern ärgerte mich.

Sie kam eines Nachmittags zum Tee. Schlank, in brauner Seide, diskret und musterhaft angezogen. Sie rauchte von meinen türkischen Zigaretten, plauderte von Theater und Rennplatz und fühlte sich offenbar sehr wohl in meinen weichen Sesseln und auf dem Lamafell meines Divans. Es war mir eine Lust, ihr zuzusehen. Weiß Gott,

Digitized by Google

sie hatte zuweilen Bewegungen, bei denen man zu fühlen meinte, daß sie von einem unsichtbaren Hermelin umflossen sei. Zuweilen saß sie plötzlich schweigend da, mit einem klugen, etwas schwermütigen Glanz im Auge, als dächte sie an etwas ungeheuer Ernstes. Sie war ein wenig nervös, besonders ihre Hände, im übrigen machte sie den Eindruck einer weltlichen, aber vornehmen jungen Frau. Nur wie sie küßte und wie sie mitunter saugend die Arme um mich legte, das war Courtisanen-Art.

Sie kam öfter, und wir waren sehr zärtlich zueinander; wir sprachen nicht von Liebe, obwohl ich sie von Mal zu Mal heftiger liebte, aber ich wollte ihr meine Gefühle nicht zeigen. Da, eines Nachmittags, als ich plaudernd auf dem Divan ausgestreckt lag und sie bei mir saß, die eine Hand auf meiner Schulter, warf sie plötzlich in einer heftigen Bewegung die Arme um mich, starrte mich an wie ein schönes Tier, und dann, während sich die Farbe ihres Gesichtes verdunkelte, quoll es ihr wie glühende Lava zwischen den Lippen durch: „Ich bin in Dich verliebt!“ Darauf folgte ein Ausbruch so ungezügelter Leidenschaft, daß ich glaubte, sie wollte mich ersticken. Von diesem Tage an war eine Nuance der Demut in ihrem Wesen zu mir, die ich liebte und die mich entzückte. Wir verlebten glückliche Stunden, nur der Gedanke an den schwedischen Grafen marterte mich und verursachte mir schlaflose Nächte. Immer, wenn ich zu ihr davon anfangen wollte, drückte sie mir schweigend ihre kleine, weiße Hand vor den Mund, so daß ich nicht sprechen durfte. Ja, ich war eifersüchtig, aber ich merkte, sie hatte nicht die mindeste Absicht, sich von dem Grafen zu trennen. Es war eine zu wichtige materielle Frage für sie; ich hatte keine besonderen Mittel, und sie war sehr verwöhnt.

Eines Tages sagte sie mir lachend, sie wolle auf einige Wochen in ein Seebad reisen, der Schwede ginge auf einen Monat zu Verwandten in seine Heimat. Sie legte die Arme bittend um mich, ich möge mit ihr reisen. Ich sagte sogleich zu, worauf sie ausgelassen durch das Zimmer tanzte.

Ein paar Tage später trafen wir in einem reizend gelegenen Ostseebade ein, das ganz von Buchen- und Nadelwäldern umgeben ist. Wir mieteten in einer schön gelegenen Villa auf der Höhe, von der Veranda aus übersahen wir den Strand und die weite Fläche des Meeres.

Entzückend waren die Tage, welche folgten. Wir ritten viel, es gab ganz brauchbare Pferde zu mieten, und Jamaica fühlte sich im Sattel sehr glücklich. Wir trabten häufig in erster Frühe am Meere entlang, wenn die Sonne noch mit den silbernen Morgenwolken kämpfte und der Frühwind kräftig über das Wasser kam.

Aus den Theatern.

Künstlerhaus.

50 Jahre. So alt ist nun die Genossenschaft bildender Künstler. Aber man merkt es ihr nicht an, denn dieses halbe Jahrhundert ist fast spurlos an ihr vorübergegangen. Malerei und Plastik haben während dieses Zeitraumes eine ungeheure Entwicklung durchgemacht, vom Impressionismus zum Pointilismus und wiederum zur geschlossenen Form einer neuen Stilkunst. Doch wer in den Räumen des Künstlerhauses ausstellt, malt und meißelt in der überkommenen Tüchtigkeit der alten Schule, kaum einem merkt man ein eigentümliches Kunstwollen an. Und auch diese nominelle Jubiläumsausstellung unterscheidet sich in nichts von den gewöhnlichen Frühjahrsausstellungen. Man hat darauf verzichtet, den Augenblick durch eine Rückschau zu feiern, denn es wäre dabei nichts erwiesen worden, als daß man im Künstlerhaus heute noch so malt, wie man vor 50 Jahren nicht hätte malen sollen. Da sind also wiederum die Porträts von Angeli, Laszlo, Schattenstein und Adams zu sehen, die mit äußerlichem Geschick, ohne tieferes Eindringen in das Wesen des Menschen oberflächliche Erscheinungen wiedergeben. So schablonenhaft, daß man ohne die Hilfe der Signatur das Werk des einen von dem des andern nicht unterscheiden könnte. Da findet man abermals nette Landschaften, herkömmliche Genreszenen und bedeutungsleere Historien in riesenhaftem Format. Man ist zufrieden, wenn einmal eine aparte Farbenverbindung die Einförmigkeit unterbricht, wie etwa die schwefelgelbe Abendwolke Em. Baschnys auf silbergrauem Grund. Einen formellen Reiz versucht Heinrich Tomec mit einer Wasserfallandschaft zu geben, indem er die Flächen ornamental ordnet; aber man kennt sofort das überragende Vorbild Frank Brangwyns, dessen Zug der Kundschafter aus dem gelobten Land hier im Vorjahr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Ganz ähnlich verhält es sich mit der Stilisierung Köpfs, der auf einem Tryptichon drei allegorische Figuren der Wahrheit, Malerei und Poesie dargestellt hat und sich dabei ganz an das Muster Stucks hält, sein Stahlblau und Aquamarinblau bringt und wie er die Figuren mit gemalter Architektonik umrahmt. Da hat immerhin noch Max v. Poosch mehr eigentümliche Ausdruckskraft, die sich in einer witzigen Darstellung eines Zugs der heiligen drei Könige durch eine Winterlandschaft zeigt. Und Fritz Beyerlein interessiert durch den Sujetreiz seines Blicks durch das Parktor, indem er den Landschaftsausschnitt reizvoll durch die natürliche Umrahmung des Torbogens und der Torsäulen theaterprospektähnlich umgrenzt. Freilich ist auch hier der Rahmengedanke nicht zu Ende gedacht: er würde ähnlich wie bei Max Klinger eine plastische Fortsetzung in den Bildrahmen erfordern, der aber hier banal und gewöhnlich bleibt wie auf allen Bildern. Auch andren Künstlern der Genossenschaft gelingt es zuweilen, durch ein besonderes Sujet zu fesseln, so etwa Joh. Nep. Geller, wenn er einmal die bunte Lebendigkeit eines Gemüsemarktes wiedergibt. Allein künstlerisch gewertet bedeutet dieser stoffliche Reiz nur wenig. Die besten Könner in dieser Vereinigung wiederholen ihre Spezialität bis zum Überdruß. So malt Ferd. Brunner etwa seit Jahren schon immer dasselbe hochgiebelige ziegelrote Haus, das nur breite Flächen ganz ohne Fassadensonderung hat und bloß durch die freilich meisterhafte Behandlung von Licht und Schatten gegliedert wird. Aber man kennt diese Kunst schon von zehn andern Bildern desselben Künstlers und könnte ihm höchstens bestätigen, daß er trotz des ewigen Einerlei noch nicht Routinier geworden ist. Ein Gleiches gilt von Hans Larwin, der immer wieder seine feschen Volkstypen, Fiaker und Blumenmädeln, Gassenjungen und Pülcher, in breiter Strichführung heruntermalt. Robert Ruß hat eine eigene Technik, die die Fläche mit kleinen Detailspachtelungen belegt, so daß das Bild immer einen kleinsteinchenhaften musivischen Eindruck gibt. Er wählt

Digitized by Google

am liebsten Landschaftsmotive, die ihm die volle Freiheit seiner technischen Besonderheit erlauben, Sandsteinküsten oder Sandsteinbüsten in italienischen Gärten. Ed. Zetsche wiederum setzt das kleine Beiwerk mit Federstrichen in seine kleinen Landschaften aus der niederösterreichischen Provinz. In diesen Bildchen steckt eine entzückte Liebe, die sie den Leuten stets lieb macht; man hängt sich diese Sommersouvenirs gern in die Winterwohnung. Ein andrer intimer Feinmaler ist Max Schödl, der jährlich mit ein paar Stilleben paradiert. Bibliotheksinterieurs sind es, oder Globen, Atlanten und astronomische Geräte auf einem Perserteppich, dessen Knüpfung mit erstaunlicher Feinheit festgehalten wird. Oh ja . . . Aber unwillkürlich denkt man: So etwas tut man doch nicht mehr. Es ist die Kunst von vorvorgestern, die mit dem Heute so erschrecklich nichts gemein hat. Der einzige, der an den gegenwärtigen Problemen der Malerei teilnimmt, ist der junge Karl Sterrer, von dem wir bisher immer nur monumental geschaute Aktstudien von großzügig stilisierender Kraft gesehen haben. Diesmal stellt er eine Allegorie der drei Lebensalter aus, die freilich noch ein wenig unfrei wirkt, aber durch ihr stilisierendes Wollen unbedingt fesselt. Charakteristisch für Sterrer ist, daß er als landschaftlichen Rahmen für die drei Gruppen: Kindheit, Liebesalter und Greisentum keinen heimischen Baum gewählt hat, sondern Palmen, deren ungeheuer wuchtige Blätter seiner kraftvollen Art völlig gemäß sind. Von ihm darf man noch viel erwarten. Ed. Kasparides, der sich durch Jahre in kitschigste Stimmungsmalerei verloren, gibt neue Hoffnung. Seine Vision vom Krieg, in welcher Jesus einen dieser Männer — rings von Leichen umgeben — antritt, ist zwar durch die Parallelität der nebeneinander liegenden Körper etwas ausdruckslos, aber die Einzelbehandlung der Anatomien offenbart einen erstaunlichen Sinn für Formen; nur die Phantasie fehlt noch. Unter den Porträtisten fällt diesmal die Dresdnerin Hildeg. v. Mach durch ihr drastisches Temperament auf. Da hat sie zum Beispiel einen kleinen Buben unter dem Schlagwort „Der Ängstliche“ gemalt, dessen Gemütsstimmung sich in den aufgerissenen Augen und den starr gespreizten Fingern famos ausdrückt. Vielleicht noch etwas bedeutender wirkt das Werk Fritz v. Radlers: das Bildnis einer jungen Geigenvirtuosin. Etwas Aufzuckendes und Energisches steckt in diesem Porträt. Es entzückt durch seinen herben Kontur, durch seine furiose Strichführung, durch die erwartungsvolle Haltung des Mädchenkörpers. Wundervoll ist die Differenzierung der Hände, die eine, die den Bogen hält, wirkt wie ein träumerisches Adagio, die andre klammert sich, als wären ihre Finger aus Holz herausgeschnitten, wie zum wildesten Fortissimo um den Geigenhals. Da ist ein Ganzes zustande gekommen, das der Aufgabe aller Porträtmalerei entspricht: den inneren Menschen durch seine äußere Erscheinung auszudrücken, während die berühmten Porträtisten des Künstlerhauses, Angeli, Laszlo usw., es nie über das Oberflächliche hinausbringen. In der plastischen Behandlung von Nacktanatomien zeigt sich bei sehr vielen, so bei Königs „Satyr“, bei Stundls „Steinwerfer“ und bei der „Heimkehr“ von Schwarz ein merkwürdiges Strecken und Verrenken des Körpers, das zwar die Muskulatur sehr drastisch heraustreibt, aber entschieden unschön wirkt. Kleinere Genrefigürchen sind auch hier besser gelungen als monumentale Werke. Da ist z. B. von Scherpe ein reizender „Steinklopfer“ ganz in realistischer Manier, rissig und zottlig, von Pohl ein pfiffiger Schusterbub, von Val. Kraus die zierliche Biedermeierstatuette eines Gratulanten. Dagegen wirkt die Monumentalplastik Hans Müllers „Die Familie“ (ein plastischer Millet) wenig überzeugend und ebenso auch der ungeheure „Wieland der Schmied“ von Karl Wollek.

Hans Wantoch (Wien).

Randbemerkungen.

Die Denkschrift über die Kosten der Kolonien.

In weiten Kreisen war Stimmung dafür, die Kosten für den Herero- und Hottentotenkrieg den großen Erwerbsgesellschaften von Südwest aufzubürden. An und für sich wäre das nicht unberechtigt, denn jene Gesellschaften haben den größten Vorteil von dem Krieg gehabt, aber rechtlich geht das ganz und garnicht an, da eine solche Aufbürdung nur durch ein Steuergesetz mit rückwirkender Kraft möglich wäre. Was würde man dazu sagen, wenn einer käme und verlangte: durch 70/71 hast du so und so viel an Lieferungen oder Grundstückspekulationen verdient, also zahle einen Sonderbeitrag zur Entschuldung des Reichs! Die Südwestafrikanischen Gesellschaften haben viel auf dem Gewissen, aber das Recht ihrethalben zu beugen, nein! Im übrigen hätte man das gewünschte Ziel sehr einfach durch die verdiente Entziehung der Konzessionen erreicht. Nun tritt auch noch das Reichskolonialamt mit einer Denkschrift hervor, um sich gegen jedwede Aberbürdung auszusprechen. Der Abgeordnete Erzberger hatte neulich beantragt, der ganzen südwestafrikanischen Kolonie eine Kriegssteuer von 80 Millionen Mark aufzuerlegen, der Reichstag aber hat dieses abgelehnt.

Die Denkschrift ist außerordentlich lehrreich in ihren Zahlen; leider ist sie nicht frei von Fehlern. Ihre Darstellung der holländischen Kolonialgebarung dürfte doch kaum Stich halten. Von tatsächlichen Angaben ist die zu gering, die für englische Kriege in Südafrika 4,6 Milliarden Mark ansetzt. Die Kaffernkriege allein bis zum Jahre 1880 hatten 600 Millionen gekostet, dazu kommt der Burenkrieg, den ein englischer Kenner („War and Finance“ im Quarterly Review) auf 4,1 Milliarden veranschlagt; der Feldzug gegen Dingaan und verschiedene kleinere Unruhen haben weitere Kosten verursacht. Die Steuer von 612 Millionen hat England dem Transvaal nicht nur auferlegen „wollen“, sondern hat sie tatsächlich auferlegt. Und Chamberlain hat im Unterhause die bestimmte Versicherung gegeben, daß die Summe bezahlt würde; wider Erwarten aber hat sich das Transvaal so energisch gewehrt, daß die Engländer, um nicht einen zweiten Krieg heraufzubeschwören, die Eintreibung der Kriegssteuer voller Verzweiflung aufgaben. Der Behauptung, daß die algerischen Kriege 4,6 Milliarden Mark gekostet hätten, stelle ich die Behauptung Leroy-Beaulieus gegenüber, daß Algerien bis 1898 nur ungefähr 3,3 Milliarden Franken erfordert habe. Seitdem waren lediglich nicht allzu bedeutende Operationen im Oranais. Außerdem sind in der Angabe des französischen Volkswirtes auch die Angaben für Friedenszwecke enthalten. Ich gebe allerdings zu, daß es gerade hier nicht ganz leicht ist, die richtige Ziffer festzustellen, nicht leicht zu entscheiden, wo algerische Kriege aufhören und — in den 1840er Jahren und seit 1903 — marokkanische Kriege anfangen. Andrerseits haben die Kriege in Madagaskar bis 1897 weit mehr als „99 Millionen Mark“ verschlungen, nämlich allein von 1895 bis 97 annähernd 130 Millionen Franken.

Die ganze Beweisführung der Denkschrift hat etwas schiefes. England kann doch nicht als Eideshelfer gegen eine Besteuerung der Kolonien herangezogen werden, denn es wollte ja das Transvaal bluten lassen. Zweitens aber ist die Niederwerfung der Transvaaler mit der der Hottentoten gar nicht zu vergleichen, denn in dem einen Falle handelte es sich um Weiße, um Rassegenossen, im andern Falle um Farbige; und im einen Falle sollten die einstigen Gegner zahlen, im andern Falle Kampfgenossen, die selbst dazu mitgeholfen haben, den Krieg siegreich zu beenden. Fernerhin darf man nicht tropische Kolonien und Besitzungen der gemäßigten Zone auf eine Linie stellen. In den Tropen hat man andre Mittel, sich bezahlt zu machen. Englische Beamte erhalten, Pensionen eingerechnet, von dem indischen Staatsschatz jährlich über eine Milliarde Mark. Auch gibt jener Schatz Gelder für englische Kriege in Arabien und Ostafrika.

Aus alledem muß man den Schluß ziehen, daß die

Digitized by Google

Methode des Vergleichens, die sonst so überaus lehrreich ist, in diesem Falle versagt und zur Aufklärung kaum beitragen kann. Die Verfasser der Denkschrift haben dies denn auch eingesehen, und haben, als einzig brauchbare Beobachtung aus dem Wuste von Tatsachen, die herausgeschält, daß Kolonien fast nie mit den Kosten belastet wurden, die durch Aufstände von Eingeborenen entstanden. Die Kraft dieser Beobachtung verstärkt sich für unser Südwest, dessen Bevölkerung noch immer so gering ist.

Wirth.

* * *

Staatsraison.

Wahrhaftig, in Österreich ist es eine Lust zu leben. Dem Baron Berger hat man gewiß schon Vieles nachgesagt, aber seine staatserhaltende Tendenz hat ihm noch keiner streitig gemacht. Nur die Polizeibehörde von Czernowitz war sich über die Gesinnung des freilich buntfärbig gesinnten Burgtheaterdirektors nicht ganz klar und hat die Vorlage seines präliminierten Tolstoi-Vortrages an die Zensur verlangt. Den Vorstellungen Baron Bergers wurde kein Gehör geschenkt, man konnte ja wirklich nicht wissen, ob er in der kaisertreuen Hauptstadt der Bukowina nicht spaßhafter Abwechslung wegen einmal antidynastisch, revolutionär und staatsgefährlich auftreten würde. Aber Baron Berger, der alle deutschen Dichter der Knute der Burgtheaterzensur unterwirft, wollte von der Polizeizensur nichts wissen und verzichtete lieber auf die Gelegenheit für seine werbende Kraft in Czernowitz. Er hielt solche Vorsicht und Bevormundung seiner Stellung nicht würdig. Aber — wie in streng vertraulichen Kreisen verlautet — hat das Vorgehen der Czernowitzer Behörde höheren, nicht allerhöchsten Ortes, befriedigten Beifall gewonnen, und es sollen fortan nicht nur die Reden der Höflinge, sondern auch des Hofes selber der Zensurbehörde vorgelegt werden, „da diesfallsig schon in wiederholten Fällen allerdings nicht hieramts, sondern an auswärtigen Stellen beunruhigende Kundgebungen allerhöchster Personen vorgekommen sind." Diese angebliche Verordnung des österreichischen Ministeriums wird Herrn v. Bethmann zur geschwindesten Nachahmung empfohlen.

Janus.

* * *

Das Jubiläum Italiens.

Wenn nicht das russische Ultimatum an China und das amerikanische Ultimatum an Mexiko und die Wirren in Marokko und der Türkei wären, sollte man glauben, die politische Welt hätte nichts zu tun als Jubiläen zu feiern. Nach Kaiser Franz Joseph die deutschen Feiern und Prinzregent Luitpold, nach Deutschland Italien. Die fünfzigjährige Einheit ist ja auch wohl eine Errungenschaft, die des Jubels wert ist. Die Feste lassen sich aber noch glänzender an, als man je hätte erwarten können. Von allen Seiten her beeiferten sich freundwillige Nachbarn, herbeizuströmen, um der Freude der Italiener noch mehr Relief und Glanz zu verschaffen. Die Franzosen kamen, die Russen, der Deutsche Kronprinz, und sogar der türkische Thronfolger. Am gespanntesten war man auf die Haltung Österreichs. Das amtliche Österreich hat sich nicht allzu entgegenkommend gezeigt; es blieb in kühler Reserve oder, wenn man will, es betrachtete den stolz einhertrabenden italienischen Leoparden wie Strandräuber mit saurer Miene ein Schiff, das mit frisch geblähten Segeln fernab der Küste entlang fährt. Um jedoch das Vaterland zu retten, brachte der Abgeordnete Steinwender, der sich noch immer durch großen Eifer für fremde Nationen, z. B. für die bosnischen Bauern, ausgezeichnet hatte, eine Anzahl deutscher Abgeordneter für die Romfahrt zusammen. Dem Beispiele Steinwenders, der einer der vielen Vizepräsidenten des Reichsrates ist, wollte eine südslavische Gruppe folgen. Dagegen hat die italienische Gruppe Österreichs es vorgezogen, von einer Romfahrt abzusehen, und man hat auf beiden Seiten der Adria diesen Entschluß preßlich gefunden. Mit Recht! Denn die Untertanen Franz Josephs hätten es anstellen können, wie sie es wollten, man hätte ihre Reise doch als irredentistische Huldigung aufgefaßt.

Es ist immer schwer, umzulernen. Auch bei der Appeninenhalbinsel müssen wir gewisse Schwierigkeiten und Hemmungen in unsrem Bewußtsein überwinden, wenn wir der jetzigen Lage gerecht werden wollen. Die Halbinsel ist nicht mehr das Land der Makkaroni und Dudelsackpfeifer und Messerstecher — wenn auch Pifferari und Nichtstuer und Attentäter immer noch südlich der Alpen gedeihen — sondern es ist jetzt ein mit allen Kräften wirtschaftlich aufstrebendes Land, das in Industrie und Handel es seinen Nachbarn gleichzutun bemüht ist. Der Handel ist in dreißig Jahren von wenig mehr als zwei auf fünf Milliarden Lire gestiegen. Aus überseeischen Betrieben erzielt Italien einen Jahresgewinn von 55 Millionen. Einen sehr bedeutenden Posten stellt freilich noch immer die Fremdenindustrie dar; sie bringt dem Lande jährlich 600 Millionen. Ich brauche bei diesen Dingen nicht länger zu verweilen, denn man ist in der angenehmen Lage, jetzt auf ein übersichtlich, kurz und klar geschriebenes Büchlein verweisen zu können, das aus der Feder Adolf v. Flöckhers stammt (Unsre Freunde, die Italiener. Berlin, Curtius). Eine der vielen neuen Auffassungen bei dem Buche ist die Wertung der Auswanderung, die dem Lande nützlich sei und ihm 400 Millionen Lire jährlich durch Rückzahlung einbringe. Weiter war mir neu, daß schon amerikanische Ingenieure nach Italien gehen, um elektrische Anlagen und Kraftübertragungen dort zu studieren.

Entsprechend dem dramatischen Charakter der Südländer geschah noch kurz vor dem Jubiläum etwas Unerwartetes. Das Ministerium Luzzati wurde gestürzt, und durch ein Ministerium Giolitti ersetzt. Die Erklärung hierfür ist keineswegs in parlamentarischen Schwierigkeiten zu suchen, sondern lediglich in dem Wunsche Giolittis, während der Feierlichkeiten der Erste an der Spitze zu sein. Und dieser so gewitzte, äußerlich so ruhige Politiker hatte nicht bloß den Ehrgeiz, sein Vorhaben auszuführen, sondern auch die Macht: kaum gewollt, so getan und ausgeführt. Der verblüffte Luzatti, der übrigens seinem Freunde Giolitti seine Stellung verdankte, hatte von den Absichten jenes Freundes keine Ahnung. Nicht nur in seiner ruhigen Sachlichkeit ist Giolitti eine Ausnahme in Italien, sondern auch darin, daß wieder einmal ein Mann des Nordens, ein Piemontese, sich so lange an der Spitze behauptet. In der Regel sind es, genau wie in Frankreich, Männer des Südens, die im Parlament und in den Ministerien die Hauptrolle spielen.

Noch ein Wort über die heutigen Parteien. Am wichtigsten sind Sozi und Klerikale, beide zusammen gegen die Liberalen, die aber in Italien meist Regierungspartei sind. Fast sind aber schon die ökonomischen Fragen wichtiger als alle anderen.

Wirth.

* * *

Christlichsoziale Gemeinbürgschaft.

Seit jeher sind sie unsichere Kantonisten gewesen. Schon in der Ära Taaffe saßen sie im eisernen Ring. Unter Badeni standen die Klerikalen vereint mit den Slaven gegen das Deutschtum. Immer haben sie nur die Macht gesucht und sind darum stets in der Majorität zu finden gewesen; gleichgültig, wie die zusammengesetzt und gefärbt war. Nur in den Wahlen ließ man hie und da faut de mieux ein schüchternes nationales Fähnchen wehen. Aber wie ernst es ihnen mit der Wahrung deutscher Interessen ist, hat sich jetzt wieder exemplarisch gezeigt. In Warnsdorf und Hartmanitz gab es Ersatzwahlen. Beide Bezirke waren deutsches Besitztum, das schon in den Hauptwahlen gegen die Sozialdemokratie nur schwer zu behaupten blieb. Auf Erfolge hatten die Christlichsozialen von vornherein keine Aussicht. Aber sie stellten Zustamentkandidaten auf und das Ergebnis war die Notwendigkeit einer Stichwahl. In Warnsdorf stehen 3748 freiheitliche Stimmen, gegen 4125 sozialistische und 960 christlichsoziale; in Hartmanitz kam der deutsche Agrarier auf rund 3000, der

Digitized by Google

Sozialdemokrat auf 4000, der Klerikale auf 2000. Diese Ziffern rufen den Christlichsozialen ein Si tacuisses zu. Aber ihre schlaue Findigkeit hielt es für bekömmlicher, ein Votum abzugeben. So müssen die Freiheitlichen Prozessionen um die klerikalen Stimmzettel veranstalten. Allerdings die Klerikalen haben für Bittgänge eine angeborene Sympathie. Es war ihnen nicht genug, den Fortschrittlichen die Wahlarbeit zu erschweren, nicht genug, eine Stichwahl mutwillig zu provozieren: am Tage nach der Hauptwahl flatterte plötzlich die Parole auf, die Christlichsozialen würden bei der Stichwahl neutral bleiben und sich der Stimmenabgabe enthalten. Das wäre mit einem Votum für die Sozialdemokratie gleichbedeutend. Vor diesem Gaukelspiel ruhig zu verharren hieße sich an dieser Komödie mitschuldig machen. Es muß den deutschen Bürgern mit leserlichen Lettern hingeschrieben werden, mit welcher Treue die Wiener Rathauspartei an den deutschen Farben festhält. Sie hat vom Testament Luegers nicht einen Punkt eingehalten außer dem famosen Ausspruch: „Laßt's mir meine Böhm in Ruh'". Unter der christlichsozialen Indolenz wurde es möglich, daß Wien heute die zweitgrößte Tschechenstadt ist. Nun sucht dieser Krebsschaden am Körper Österreichs sich unter dem Schlagwort Reichspartei auch in die sudetischen Provinzen einzunisten. Jeder christlichsoziale Sieg käme dort einem deutschen Verluste gleich. Man hat es bereits kürzlich erlebt, daß in einer kleinen Gemeinde Christlichsoziale und Tschechen vereint gegen die Deutschen gestimmt haben. Es ist allerhöchste Zeit, zu erkennen, daß das Deutschtum nicht nur den slavischen Feind im Angesicht, sondern auch die Christlichsozialen im Rücken hat. Das sind aber die Freunde des deutschen Freisinns. Gott schütze ihn vor denen.

Janus.

* * *

Der neue Tetzel.

Das Leipziger Tageblatt berichtet, daß auf der letzten Leipziger Messe zwei Kevelaerer Firmen die bekannten Kevelaerer Altäre ausgestellt haben mit der besonderen Anpreisung von 1000 Tagen Ablaß. Der eine Aussteller, Fritz Lücke, ersucht „Reisende und Wiederverkäufer, auch stille Vermittler sich genügend zu informieren, wie die höchsten unschätzbaren Güter fürs ewige Leben leicht und sicher zu erwerben sind". Der Ablaßhandel Tetzels hat seiner Zeit den direkten Anlaß zu der Bewegung der Reformation gegeben. Damals handelte Tetzel aber nur selbst mit den Ablaßzetteln. Das aufgeklärte 20. Jahrhundert ist weiter vorgeschritten. Es werden jetzt Reisende, Wiederverkäufer und stille Vermittler für den Vertrieb gesucht. Demnach scheint der Umsatz in „Ablaß" bedeutend gestiegen zu sein. Bei Herrn Lücke kann man sich informieren, wie man die höchsten unschätzbaren Güter fürs ewige Leben leicht und sicher erwerben kann. Sicher ist es, daß Herr Lücke die „schätzbaren" Güter für dieses Leben leicht und sicher erwirbt und zwar von denen, die nicht alle werden. Die Konkurrenzfirma des Herrn Lücke hat ihr Firmenschild mit der Muttergottes von Kevelaer und der Devise geschmückt: „Dankbar rückwärts, mutig vorwärts, gläubig aufwärts". Man kann weder dankbar rückwärts schauen auf die Menschen und die Zeit, die uns diesen Ablaßhandel geschenkt haben, aber noch viel weniger mutig vorwärts, wenn heute noch etwas derartiges wie dieser Ablaßhandel möglich ist.

Dr. E. M. (Cöln).

* * *

Mond und Wetter. Rückblick.

Die in Nr. 14 ausgesprochene Vermutung, daß die kalte unfreundliche Witterung, die alsbald nach dem Vorübergange des Vollmondes einsetzte, von längerem Bestand sein und bis zum Herannahen des Neumondes eine wesentliche Änderung nicht erfahren würde, hat sich, abgesehen von einer kurzen Unterbrechung am 22. März, im großen und ganzen bestätigt.

Nach den kalten, harten und trockenen Winden vorwiegend östlicher Richtung in der Zeit vom 18. bis zum 21. März schnellte am 22. März die Temperatur vorübergehend zu einer fast sommerlichen Höhe empor. Daß diese so plötzlich erscheinende warme Luftwelle von längerem Bestand sein könnte, erschien bei der herrschenden Mondstellung — ein Tag vor letztem Viertel und tiefstem Mondstande — von vornherein wenig wahrscheinlich. —

Die starke östliche Luftbewegung, die unmittelbar nach den zur Vollmondzeit aus Westen kommenden Stürmen — wahrscheinlich einem hoch im Norden vorhandenen starken Druck der über dem Ozean nach dem Pol hinstrebenden äquatorialen Luftströmung nachgebend — bis dahin die Witterung beherrschte, flaute am 22. März völlig ab. Bezeichnend war an diesem Tage der Wechsel der Windrichtung, die fast die ganze Windrose durchlief. Während der Wind morgens nahezu von Süden her wehte, gegen Mittag wieder etwas nach Osten drehte, zeigte er nachmittags eine Richtung aus N.N.W. und ging dann bald nach N.O. hinüber. Die Luft kam nahezu völlig zum Stehen, und gegenüber dem Nachlassen der polaren Luftströmung gelang es vermutlich einem Teil der im Süden erwärmten Luft, der durch die vorherige nach dem Aquator gerichtete Luftströmung polaren Ursprungs nach Norden abgedrängt war, einen kurzen Vorstoß zu machen und für einen Tag auch unsre Gegend mit warmer Frühlingsluft zu erfüllen.

Aber schon der nächste Tag zeigte wieder den Charakter einer mehr unter der Herrschaft polarer Luftströmung stehenden Witterung. Der Wind wehte beständig aus nördlicher bis nordöstlicher Richtung, und in den Tagen vom 24. bis zum 26. März war das Wetter besonders unfreundlich. Wenn es dabei doch geringe Niederschläge, zumeist in Graupelform, gegeben hat, so mag dieses wohl darauf zurückzuführen sein, daß die warme äquatoriale Luftströmung, bevor sie den Pol erreichte, über dem Festlande vorzeitig zur Umkehr gezwungen, uns noch einen geringen Rest äquatorialer Feuchtigkeit zurückgebracht hat.

Im Westen und an der deutschen Nordseeküste, wo in jenen Tagen offenbar die Grenzlinie zwischen den beiden gegensätzlichen Luftströmungen sich befand und der Hauptkampf zwischen ihnen sich abspielte, kam es zu heftigen, zum Teil verkehrsstörenden Schneestürmen (Cuxhaven, Ruhrgebiet, Haardtgebirge, Nord- und Ostfrankreich und ganz Belgien).

Erst mit dem 27. März trat wieder sonnenwarmes Wetter ein; die Luft blieb jedoch bei der ständig östlichen bis nordöstlichen Windrichtung kalt und rauh.

Eine grundlegende Änderung des Witterungscharakters wurde erst mit dem Neumond herbeigeführt. Der bis dahin herrschenden polaren Luftströmung mit Winden aus O. bis N.O. wurde endgültig ein Ende bereitet. Am Nachmittage des 30. März drehte der Wind zunächst nach Süden, und seitdem gelangte die westliche Luftbewegung vom Ozean her zur vollen uneingeschränkten Herrschaft. In den oberen Luftschichten hatte sie sich zu einer nicht unbeträchtlichen Stärke entwickelt, wie die verschiedenen Zwischenlandungen, zu denen die Militärflieger auf ihrer Fahrt von Bremen nach Hannover gezwungen waren, zur Genüge haben erkennen lassen.

Bemerkenswert war auch diesmal der auffällige Stillstand in der Luftbewegung, durch den der Witterungsumschlag eingeleitet wurde. Nachdem bis zum 28. März die nächtlichen Temperaturen sich noch ziemlich niedrig gehalten hatten, tagsüber allerdings die Sonne die immer noch kühle, rauhe und trockene Luft erheblich milder erscheinen ließ, stieg im Laufe des 29. März bei noch östlicher Windrichtung die Temperatur zu mächtiger Höhe. Aber während beim voraufgegangenen Vollmond die polare Luftströmung mit kaltem, rauhem Wetter schnell wieder zur Herrschaft gelangte, gewannen jetzt die weichen, milden Lüfte äquatorialen und ozeanischen Ursprungs rasch das Übergewicht.

Früher als ich erwartet hatte, hat zugleich mit dem Neumonde diese Periode frühlingsmäßig warmer Witterung eingesetzt, und damit hat der Neumond zum erstenmal seine Besuchskarte als sommerlicher Wärmebringer auf der nördlichen Erdhalbkugel abgegeben.

Digitized by Google

Die Niederschläge, die an sich mit dem Eintritt westlicher Luftbewegung zu erwarten waren, blieben zunächst noch aus, da infolge des Zusammentreffens mit der polaren Luftströmung in den Tagen vor dem 27. März die äquatoriale Luft im Westen sich schon ziemlich ihres Wassergehalts entladen hatte. Seit dem 2. April sind aber auch diese in reichlicherem Maße eingetreten. An verschiedenen Stellen ist es dabei zu den ersten Wärmegewittern gekommen, wie ich es in Nr. 14 für die Zeit der höchsten Mondstellung vermutet hatte. Sie haben trotz des noch höher steigenden Mondes, der erst morgen seinen höchsten Stand erreicht, zugleich einen ganz erheblichen Temperatursturz im Gefolge gehabt, der die Niederschläge vielfach in Schneeform umgewandelt hat. Man sieht, das sprichwörtliche Aprilwetter bleibt uns nicht geschenkt. In den nächsten Tagen kann allerdings noch auf ein Wiederansteigen der Temperatur gerechnet werden. Von längerer Dauer wird aber diese Erwärmung kaum sein, da der wieder absteigende Mond einem nochmaligen Vordringen äquatorialer Luftströmung nicht günstig ist.

Die Reihe warmer Tage hat die Vegetation schon einen erheblichen Schritt vorwärts gebracht. Sie wird aber jetzt bei der in Aussicht stehenden kühleren Witterung wieder zum Stillstand kommen und erst mit dem nächsten Neumonde zur vollen Pracht sich entfalten.

Hildesheim, den 4. April 1911.

Emil Brandt.

Alter Schauspieler, Shakespeare und die Bierrede.

In der Nähe von Dahlem gibt es eine höchst feudale, kleine Kneipe; sie heißt Krüger-Tempel.

Inhaber ist ein alter, ehrwürdiger Schauspieler, mit Namen Krüger. Einrichtung: alles Eiche — Wände, Tische, Stühle &c. Nur die Gläser und Flaschen sind aus Glas. Es sitzt sich famos in diesem Tempel.

Trank neulich einen sanften Dämmerschoppen bei Krüger. Und der alte Herr setzte sich an meinen Tisch und erzählte mir von seinem Leben.

„Ach", sagte er gutmütig lächelnd, „Sie glauben ja gar nicht, wie glücklich ich bin, daß ich dem Theater endlich entrinnen konnte. Hier ist es doch viel gemütlicher. Allerdings: wir haben hier natürlich auch, wie es jetzt in allen besseren Lokalen üblich ist, eine kleine Bühne, auf der sich drei Personen ganz bequem bewegen können."

Er zeigte mir eine erhöhte Nische, zog da einen alten Sammetvorhang fort — und da war eine kleine Bühne — sechs Meter in der Breite, vier Meter in der Höhe — und ebensoviel in der dritten Dimension.

Wir setzten uns wieder, und ich fragte teilnehmend: „Was hat Sie denn so sehr am Theater geärgert?"

Da versetzte er mit drohend geballter Faust:

„Der alte Shakespeare! Zunächst hat er sich alle seine Dramen von einem wüsten Lord schreiben lassen. Und dann: wir nannten ihn immer unsern Gott — aber den Titel hat er nicht verdient. Denn Shakespeares Lord dramatisierte nur alte, damals vor drei Jahrhunderten sehr bekannte Novellen. Das haben wir ja jahrelang gar nicht gewußt."

„Ja", sagte ich, „das kommt davon, wenn man sich gar nicht um die Literatur bekümmert. Das kommt davon."

Er fuhr fort:

„Das Höhnen steht Ihnen ganz gut. Aber sagen Sie

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

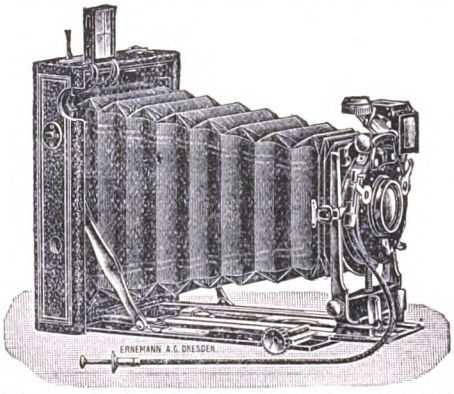
Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ∴ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —



ERNEMANN Cameras

und Objektive genießen Weltruf! Sie sind erstklassig und preiswürdig! Illustrierter Katalog kostenlos!

Verlangen Sie Beteiligungs-Bedingungen zum 1000 Mark Preisausschreiben 1911

Heinr. Ernemann A. G., Dresden 260

Digitized by Google

blos das Eine: bei diesem alten Engländer konnte man immer die Hälfte oder zwei Drittel oder noch mehr ganz ruhig fortlassen. Es kam gar nicht darauf an. Ist das nicht eine Beleidigung des Schauspielers, wenn man ihm Stücke zu spielen gibt, bei denen es immer auf eine Hand voll Noten gar nicht ankommt?“

„Freilich“, erwiderte ich, „Molière und Lessing sind ganz andre Leute. Aber — Sie lassen an dem alten Herrn auch nicht ein gutes Haar.“

„Doch! doch!“ sagte da der alte Krüger, „Shakespeare oder jener wüste Lord war ein sogenannter Formalist. Er konnte mit der Sprache so umgehen, daß einem Hören und Sehen verging. Das klippte und klappte oft so kalauerhaft zusammen, daß man jahrelang geglaubt hatte, — da stäke was dahinter. Es steckt aber nichts dahinter. Deshalb ist dieser Lord grandios, wenn er Idioten vorführt oder radebrechende Franzosen. Und darum sage ich: Shakespeare ist der größte Bierredner aller Zeiten; in einer Bierrede verlangt man keinen Sinn — man will den Unsinn.“

„Aber hören Sie mal, Herr Krüger“, sagte ich da, „gehen Sie mit Ihrem alten Gott nicht zu schlimm ins Gericht?“

„Keineswegs!“ versetzte Krüger.

Wir tranken zusammen eine Flasche ganz alten Rheinwein.

Paul Scheerbart.

Zur Beachtung.

Wir bitten unsre Mitarbeiter und Leser, während der Monate April und Mai sämtliche für die Redaktion bestimmten Sendungen ausschließlich an die Adresse des Verlages (Berlin W 9, Potsdamer Straße 124), zu richten, da unser Chefredakteur während dieser Zeit nicht in Berlin ist. Redaktion der „Gegenwart“.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Heinrich Müller: Der Diebstahl im Urheberrecht, Patentrecht, Warenzeichenrecht und unlauterer Wettbewerb. Berlin. (Puttkammer & Mühlbrecht.) Preis geb. Mk. 2,80.

Die zahlreichen, bisher erschienenen Einzelschriften, die sich mit Urheber-, Patent- und Warenzeichenrecht befassen, hat Müller recht glücklich in diesem Bändchen zusammengestellt. Die knappe, leicht verständliche Fassung der einzelnen Paragraphen, ebenso wie die Einteilung in die drei Gruppen, die künstlerischen Ideengestaltungen, die industriellen Ideengestaltungen und private, gewerbe Rechte verraten den Spezialisten auf diesem Gebiete.

Als Nachschlagewerk ist das handliche Buch sehr zu empfehlen. F. E.

Soeben erschienen:

Ernst von Wolzogen

Das Kaisermanöver

und andere Erzählungen

Nr. 769 von Kürschners Bücherschatz.

In letzter Zeit gelangten in Kürschners Bücherschatz Erzählungen der beliebtesten zeitgenössischen Schriftsteller zur Ausgabe. Es wurden veröffentlicht:

Fedor von Zobeltitz Die Abenteurer. Roman. Nr. 750/51.	**Fjodor Dostojewski** Der ehrliche Dieb und anders Erzählungen. Nr. 757.	**Theodor Fontane** Onkel Dodo und anders Erzählungen. Nr. 764.
Hugo Ganske Die Kaiserrede. Humoristischer Militärroman. Nr. 752.	**Hermine Villinger** Randglossen. Das goldene Zeitalter d. Büggebacher. 2 Erz. Nr. 758.	**Prosper Mérimée** Lokis. Tamango. Zwei Erzählungen. Nr. 765.
Ada von Gersdorff Gerettet. Roman. Nr. 753.	**Carl Tanera** Ernste und heitere Erzählungen. Nr. 759.	**M. Gerbrandt** Ringends Herzen. Erzählung. Nr. 766.
Carl Muusmann „Artistenblut“. Erzählungen. Nr. 754.	**Max Kretzer** Mit verbundenen Augen. Roman. Nr. 760/61.	**L. Stevenson** Ein merkwürdiger Klub. Kriminal-Roman. Nr. 767.
Fl. Robertson Ein verschwundener Millionär und anders Abenteuer. Nr. 755.	**Carl Busse** Schuld und anders Novellen. Nr. 762.	**L. Stevenson** Das Ende eines Diamanten. Kriminal-Roman. Nr. 768.
B. v. d. Lancken Gräfin Sophies Beirat. Roman. Nr. 756.	**E. Vely** Das Fräulein. Roman. Nr. 763.	**Ernst v. Wolzogen** Das Kaisermanöver und andere Erzählungen. Nr. 769.

Jeder Band 20 Pfg.

Berlin W. 9 und Leipzig — Hermann Hillger Verlag

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Mießler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 17. Berlin, den 22. April 1911. 40. Jahrgang Band 79.

Champagnermoral.

Die gesegnete Republik mit den temperamentvollen Citoyens und den noch temperamentvolleren Weinen hat uns in der lieben Osterzeit ein lehrreiches Exempel geliefert. Ein Exempel, das zu den erbaulichsten Betrachtungen Anlaß bietet. Du liebe Zeit, die Welt war still und friedlich, was wäre aus unsrer Frühstückslektüre geworden, wenn die Franzosen nicht der zivilisierten Welt die geistige Nahrung besorgt hätten! Wir wären am Ende auf den Gedanken verfallen, wie Frauen, Literaten und schläfrige Droschkenkutscher nur das unter dem Strich zu lesen und etwa zur Verdauung den Annoncenteil und den Kirchenzettel. So aber hatten wir — wir Zeitungsleser meine ich, wir ernsthaftigen — so hatten wir das glücklicherweise nicht nötig. Es waren noch immer hinreichend Spezialkorrespondenten in den champagnerhaltigen Gefilden, — am Karfreitag, ach, allzu champagnerhaltig, — und diese Herren sorgten für uns mit teils übersichtlichen, teils klaren, teils ganz besonders klaren und übersichtlichen Sonderberichterstattungsspalten. Denn alle Lust will Ewigkeit. Derweil wir aber all diese triefenden Szenen in uns aufnahmen — sie erinnerten uns an unsre Primanerkneipen, an die Greuel der polnischen Krakusen und Sensenmänner, an den Kindesmord zu Bethlehem und ähnlich Historisches —, fingen wir allmählich an zu reagieren, aktiv zu werden und einen Gedanken zu fassen. Einen Gedanken! Preis und Lob den betrunkenen Champagnerbauern, einen moralischen Gedanken. „Das ist der Bürgerkrieg“, à la Champagne comme à la campagne. Und der Gedanke hieß: Das kommt davon!

Es wird dem werten Leser nicht verargt, wenn er das nicht sofort versteht. Vielleicht gehört er ja nicht zu uns „Zeitungslesern“, uns armen, ernsthaften. Aber dazu eben wird diese Champagnermoral jetzo hier auseinandergesetzt werden. Denn das wäre eine erbärmliche Moral, die gleich in die Augen spränge wie ein Pfropfen. Der Unterschied zwischen der Entkorkung einer Champagnerflasche und der Abzapfung einer Moral ist der, daß die geeignete Gemütsverfassung bei ersterem Akte die Folge zu sein pflegt, während sie bereits vorhanden sein muß, soll eine Moral ins Auge springen. Zur Gemütsverfassung also bitte Folgendes zu betrachten: Hier sind Bauern, da sind Bauern. Diese „fabrizieren“ Champagner, jene fabrizieren „Champagner“. Einst waren sie Bauern einer Provinz und hießen alle Champagner, jetzt ist ihnen eine Departementsgrenze zwischen die Weinberge gefahren, da heißen sie die von Marne und die von Aube. Weil die Menschheit leider nicht nur im Kindheitsalter gerne mit Wasser spielt, sondern auch später das Pantschen nicht lassen kann und weil nicht jeder Rüdesheimer in Grüneberg gewachsen ist, kam nämlich eine Kommission von sachverständigen Weinzungen zu dem Ergebnis, man müsse den in Grüneberg gewachsenen Rüdesheimer zum Schutze aller Beteiligten lieber gleich Grüneberger nennen. Also erhielten die von Marne das Monopol auf ihren „Champagner“. Große Erregung darob bei denen von Aube. Solche Erregungen aber sind dazu da, in den parlamentarischen Nervenenden des Wasserkopfes von Paris ausgekämpft zu werden. Folge: Die schmerzlich berührten Nervenenden brachten den Senat in Aktion: er lehnte das Monopol der Marner ab. Grimmiges Weh bemächtigte sich allsogleich der vorher so freudig zuckenden Marnenerven. Sie brachten ihrerseits die Kammer in Zuckungen; die Kammer ist für die von Marne. Ein hilfloser Ministerpräsident aber, der selber in Kognak macht und daher weiß, was ein Namensmonopol zu bedeuten hat, fühlt sich schwach werden und geht zum Staatsrat mit einer Blankovollmacht: Hier, schreib drauf, was zu tun ist, ich weiß nichts mehr. Senat und Kammer fechten unterdeß mit Interpellationen in der Gegend, wie zwei, die in die Luft streichen. Der Bauer aber hat keine Interpellationen, ihm liegt der Winzerknüppel und die Sektflasche näher. Was macht er? Erstens er betrinkt sich sternhagelmäßig. Zweitens er schlägt die geleerte Flasche entzwei. Neben der geleerten auch 5 Millionen volle, Pourquoi non? Die Erde will auch saufen. Sein eigener Brand weckt ihm die Ideenassoziation, auch die Häuser könnten brennen. Eh bien, er zündet sie an. Was ist einfacher? Und

Digitized by Google

je mehr Geschrei, je mehr Brand, je mehr Scherben und jemehr Champagner in der Gosse, um so besser werden die Nervenenden in der Kapitale zucken, denkt er. Kann man mehr Logik verlangen von einem echten Sohne seiner französischen „Mutter Erde“? Die Deputierten sind heruntergereist in ihre Provinz, um zu beruhigen, — als es zu spät war, und all der schöne Wein perdu. Nun sehe man sich die Sache an: Wer peitschte den wirtschaftlichen Interessenegoismus anders auf, wenn nicht diese Herren Deputierten? Das Exempel ist rund und hübsch, wie irgend eins: Spezialinteresse hat Spezialinteresse geschädigt. Das Problem ist zur Zufriedenheit aller nicht mehr zu lösen. Es ist verfahren durch die ohne Weitblick und staatliche Objektivität einmal gegebenen Versprechungen, und fast restlos lassen sich die nackten Zusammenhänge aufzeigen zwischen den Personen, ihren Interessen und den staatlichen Aktionen. Das sind die Segnungen eines Parlamentarismus, dem nicht wie in England eine eherne Tradition oder wie bei uns eine schwer bewegliche Regierung gegenübersteht.

Springt die Moral nun in die Augen? Die Champagnermoral, die wir auch an uns anzuwenden alle Ursache haben, obwohl wir leider keinen so guten Champagner besitzen? Man setze statt Champagner Branntwein oder Kali oder Erbschaftssteuer oder Wahlreform, oder den elsaß-lothringischen Kuhhandel, oder was man will, — wir haben genug Auswahl. In der lieben Osterzeit sind wir mit all dem Zeug in Ruhe gelassen worden, aber ist auch nur ein einziger Punkt seit zwei oder drei Jahren ohne eine Erweiterung und Verschärfung des nackten Systems der Interessenpolitik vorübergegangen, und sind wir bis heute praktisch irgendwie vorwärts gekommen? So ganz leicht ist ja bei uns die Regierung nicht beiseite zu schieben. Gott sei Dank. Aber auch sie kommt zu keiner rechten Arbeitslust und zu keiner Tatkraft. Sie wird notwendig mitbeeinflußt von der umgreifenden Arbeitsunfähigkeit der Parlamente. Ebenso wie die Regierung ist auch unsre Bevölkerung glücklicherweise schwerer beweglich als die französische. Champagnerkriege haben wir nicht zu befürchten, — die Münchener „Bierkriege“ abgerechnet, — das eigentliche Volk ist bei uns für ideelle Rechte und Güter weit einheitlicher zu interessieren, als für reale, praktische. Nicht einmal die prinzipiellen wirtschaftspolitischen Fragen, die das ganze Reich angehen, vermögen es derart aufzurühren, wie den Franzosen die Interessen eines Lokaldistrikts. Aber ungeachtet dessen sollten wir uns nicht vorsehen und uns die Champagnermoral ein wenig zu Herzen nehmen? Wir dürfen nicht vergessen, daß bei der allgemeinen Schwerfälligkeit und größeren Stabilität unsrer Verhältnisse auch Verfall, Gegnerschaft und Abneigung tiefer einfressen und schwerer zu verwinden sind als bei den leichtblütigen Romanen, deren Parteikonstellationen mit dem Winde verwehen, aber auch mit dem Winde wiederkehren. Also die Moral: Champagnerkriege befürchten wir nicht, aber wir befürchten von dem auch bei uns eingedrungenen Personen- und Parteiegoismus der Interessen eine nachhaltigere und ernsthaftere Gefährdung des staatlichen Gleichgewichts, der ruhigen Wirtschaftsentwicklung und politischen Kraftentfaltung, als Frankreich sie durch einige Dutzend demolierte Häuser, einige tausend Mordsräusche und einige Millionen zerschlagene Champagnerflaschen erleiden wird.

Die zwei Seiten der sozialen Frage für die erwerbstätige Frau.

Von Dr. Heinz Potthoff, M. d. R. (Düsseldorf).

Das Soziale unterscheidet sich vom Individuellen, das Volkswirtschaftliche vom Privatwirtschaftlichen hauptsächlich dadurch, daß in der Privatwirtschaft der Mensch nur Subjekt, in der Volkswirtschaft zugleich aber auch Objekt der Wirtschaftstätigkeit ist. Denn mindestens zwei Drittel, vielleicht aber auch drei Viertel alles Vermögens und Erwerbs dient dazu, die 65 Millionen unsrer Einwohner zu ernähren und auszubilden. Daß es sich dabei um ganz riesige Summen handelt, ist verschiedentlich nachgewiesen worden. Das sogenannte Nationalvermögen ist von Sachverständigen auf 300—350 Milliarden Mark geschätzt worden. Das ist das Sachgütervermögen, die Summe der Einzelvermögen. Das Nationalvermögen besteht nicht in der Summe der Einzelvermögen, sondern in den produktiven Kräften des Volkes, zu denen nur ein Teil des summierten Sachgütervermögens aller Bürger gehört. Dafür kommt aber als wichtigste Produktivkraft die Bevölkerung selbst hinzu. Ihre Erziehungskosten dürften gegen 1000 Milliarden betragen. Diese Riesensumme ist der erste Posten der Volkswirtschaftsbilanz. Von seiner Verzinsung hängt das Reicher- oder Ärmerwerden des Volkes zunächst ab. Da der einzelne Unternehmer die Kosten des Menschenlebens nicht mehr in Rechnung zu stellen braucht, so liegt die Versuchung nahe, daß er die Arbeitskraft seines Mitmenschen übermäßig ausnutzt, weil er kein Interesse an der langen Ausnutzung hat, sondern jederzeit den abgearbeiteten durch einen frischen Mann ersetzen kann. Deswegen ist die Hauptaufgabe der Volkswirtschaftspolitik, solcher Bereicherung des einzelnen auf Kosten der Gesamtheit durch Raubbau an der Gesundheit und Arbeitskraft zu wehren.

Digitized by Google

Daraus folgert weiter, daß für den Staat keine Anlage von Geld und Sachgütern rentabler sein kann, als diejenige, die zur Erhaltung und Förderung von Leben, Gesundheit und Arbeitskraft der Bürger dient. Denn jeder Mensch repräsentiert ein mit den Jahren wachsendes Kapital, das nutzlos vergeudet ist, wenn er es nicht durch nützliche Arbeit wieder eingebracht hat. Gelegentlich habe ich berechnet, daß der Rückgang der Kindersterblichkeit in den letzten dreißig Jahren für unsre Volkswirtschaft eine jährliche Ersparnis von 200 Millionen Mark bedeutet und daß wir im ganzen durch den Sterblichkeitsrückgang seit einem Menschenalter unsren Volksreichtum um etwa 6 Milliarden vermehrt haben.

Dieser Hinweis dürfte genügen, um zu zeigen, daß die soziale Frage für die verschiedenen Kategorien von Frauen sehr verschieden liegt, daß insbesondere die Mütter eine besondere Stellung einnehmen. Vom allgemein staatlichen oder volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte aus muß man sagen: Mütter kleiner Kinder haben besseres und wichtigeres zu tun, als in den Fabriken zu spinnen, zu weben, Tüten zu kleben; in den Nähstuben die Maschine zu treten; um Pfennigslohn künstliche Blumen zu garnieren; in Handelsgeschäften Kunden zu bedienen, Bücher zu führen oder die Schreibmaschine zu tippen. Der Staat, der die Männer durch die allgemeine Wehrpflicht zwingt, jahrelang den Beruf zu unterbrechen, dürfte auch den Frauen etwas ähnliches zumuten aus Rücksicht auf die kommende Generation, von deren Gesundheit und Kraft die Wehrmacht einst genau in dem Maße abhängen wird, wie sie heute von der Tauglichkeit der lebenden Männer abhängt. (Natürlich wäre die Anerkennung der Bürgerrechte der Frau eine notwendige Voraussetzung ihrer vollen Bürgerpflichten.) Aber glücklicherweise bedarf es eines solchen Gesetzes heute nicht. Die weitaus meisten Mütter haben die richtige Empfindung, daß sie zu ihrem Säugling gehören, und lassen ihn nur höchst ungern zurück, weil die Not sie in den Erwerb treibt.

Für diese wichtigste, am meisten belastete Frauengruppe besteht die Hauptaufgabe der Sozialpolitik darin, sie von der Berufsarbeit möglichst freizumachen, ihr möglichst viel Zeit für die Pflege ihres Kindes zu gewähren. Eine weitgehende Mutterschafts- und Hinterbliebenenversicherung ist das wichtigste Mittel dazu; eine weitgehende Beschränkung der Frauenarbeit die negative Ergänzung, die allerdings keine großen Unterschiede zwischen den Müttern und den andren Arbeitnehmerinnen machen darf, wenn sie nicht mehr schaden als nützen soll. Die Kosten, die ein Volk für solche Zwecke aufwendet, werden von den heranwachsenden Kindern einst mit hundertfachen Zinsen heimgezahlt werden. Ein „sparsames", unsoziales Volk wird weit größere Summen in Krankenhäuser, Gefängnisse und — Kindergräber werfen.

Im übrigen sind die sozialpolitischen Probleme für Mann und Frau ziemlich gleich. Jede Unterscheidung im Schutze der Arbeitskraft oder in der sozialen Versicherung ist gefährlich, weil sie den Wettbewerb der „billigeren" Partei zum Lohndrucke stärkt. Eine über den allgemeinen Schutz hinausgehende Berücksichtigung der Empfindlichkeit des weiblichen Körpers gegen Arbeitsschädigungen und der besonderen Bedürfnisse und Leistungen der werdenden Mutter aber empfiehlt sich, weil die Männer durch Geschichte, Gewöhnung und Organisation nicht zu Lohndrückern gegenüber den Frauen werden können und weil eine Zurückdrängung weiblicher Arbeitskräfte durch männliche in den meisten Berufen nur zu begrüßen wäre.

Was im einzelnen an sozialem Schutze, an Regelung des Dienstvertrages, der Arbeitsbedingungen, an sozialer Versicherung und an allgemeinen sozialen Rücksichten im privaten und öffentlichen Rechte zu fordern ist, das braucht hier nicht im einzelnen dargelegt zu werden. Es kommt alles darauf hinaus, den Menschen sicher zu stellen gegen die Übermacht des Kapitals; den Arbeitnehmer zu schützen vor einer übermäßigen Ausnutzung, vor einer unzulässigen Beschränkung seiner Persönlichkeitsrechte; das Volksvermögen zu sichern gegen Schädigung durch privaten Egoismus, der zum Raubbau an der Gesundheit und Arbeitskraft arbeitender Bürger führen würde.

Wieder ein Prophet neuer Religiosität.

Von Prof. Dr. Max Schneidewin (Hameln).

I.

Mit seiner neuesten Schrift („Wege zur Kultur", München, Oskar Beck 1910, 140 S.) ist der bisherige gedanken- und kenntnisreiche Forscher im Gebiet der Zusammenhänge zwischen Natur und Kultur, Heinrich Driesmans, wie in schwungvoller Erhöhung seines Wesens, in die vordersten Scharen der auf Lebensreform dringenden Idealisten übergegangen. Man kann nicht anders als mit seinem Ideale, der „wahrhaften Menschwerdung des Menschen", aus vollster Seele sympathisieren und auch des Glanzes und der Begeisterung seiner Redeführung sich lebhaft erfreuen. Dennoch überwiegt bei mir ein gewisses Unbehagen bei dem Gedanken, daß nun gerade in dieser Driesmansschen Linie der Sieg unter den zahlreichen Bestrebungen, die Neuprägung einer idealen Zukunft an sich zu reißen, liegen sollte.

Die Spitze der Driesmansschen Gedanken liegt darin, daß sich ein Kernkreis einer „Hundert-

Digitized by Google

schar" der geläutertsten Persönlichkeiten des deutschen Volkes bilden sollte, welche eine neue höhere Volksgesinnung auf ihre Umgebung ausstrahlte (S. 138). Der Geschmack dieser Menschheitscreme würde — damit mein Leser sogleich wisse, um was es sich handelt — ungefähr der sein, welcher der Geistesart eines Lagarde, eines Johannes Müllers und der neuen Zeitschrift „Lebenskultur", zu deren Geist sich Driesmans in dem letzten der 10 Abschnitte seines Buches enthusiastisch bekennt, entsprechen würde. Den hohen Willen dieser Komponenten eines neuen Geistes des Menschentums will ich mit allen Ehren nennen. Dennoch werde ich zunächst von einem Punkte aus irre, an deren höchster Berufung zu höchstem Werk. S. 137 erklärt ein „Biosoph" — diesen neuen Begriff, weit erhaben über den alten, in der Tat viel weniger umfangreichen und tiefen der Lebensweisheit, will ich einmal gelten lassen — Willy Schlüter, unter entschiedener Zustimmung Driesmans, Eduard v. Hartmann als „unendlich viel tiefer stehend", denn Männer wie Emerson, Carlyle und sogar den fast vergessenen Schwarmgeist Bogumil Goltz! Die „Diktatur der Schulmenschen soll eben gesprengt werden" (S. 136). Ich will nicht sprechen über die häßliche Angewöhnung, das Wort „unendlich" ohne behutsame Vorsicht in anderm Sinne zu gebrauchen, als das mathematische Denken, dem dieser Begriff in Wahrheit allein angehört, erlaubt. Aber E. v. Hartmann — seiner produktiven Leistungen ganz zu geschweigen — überhöht wirklich als der einzige Zeitgenosse sogar alle anerkanntermaßen allergrößten Denker aller Zeiten *aus der Vogelschau ruhig-klarster Kritik*, wie vor allem seine Geschichte der Metaphysik beweist, so sehr, daß man durch keinen, auch R. Eucken nicht ausgenommen, so bestimmt in der großen Aufgabe gefördert wird, das Fazit des Lebenswerkes eines Plato, Aristoteles, Plotinos, Spinoza, Kant, Hegel . . . zu ziehen. Und dieser Mann wird so abschätzig behandelt! Das muß auf völligem Mangel des freilich sehr hohe Zumutungen stellenden Studiums seiner Werke beruhen und dem, der so urteilt, alle Berechtigung, ex tripode abzusprechen, rauben. Denn selbst ein Emerson und Carlyle würden sich der ihrer ganzen Art nach unvergleichlich höhern Mitgift des E. v. Hartmannschen Geistes beugen. Und worauf gründet Driesmans seine Zustimmung zu dieser ahnungslosen Herabsetzung des größten Denkers, den seit Hegels Tagen die Welt gesehen hat? Nach diesem Buche ganz allein (S. 40—42) darauf, daß E. v. H. den Kult des Menschen Jesus nicht mitmacht, sondern eine maßvolle Ansicht von dem geschichtlichen Nazarener hat. Ist Jesus, der zu unsrer Erlösung von der Sünde auf die Erde gekommene Sohn Gottes, die zweite Person einer göttlichen Dreieinigkeit, so ist er der Stern und Kern des Lebens aller einzelnen wie der Menschheitsgeschichte, aller Religion und Philosophie. Nun hatte aber E. v. Hartmann die alles überragende Größe dieses Dogmas, falls es wahr ist, nie angefochten, dagegen seine Wahrheit allerdings durch geschichtliche und metaphysische Kritik vollkommen erschüttert. War dem so, lebte insbesondere in dem geschichtlichen Jesus nicht entfernt das Bewußtsein von dem, was der kirchliche Christus ist, dann konnte und mußte E. v. Hartmann alle Fragen der Philosophie ohne ausdrückliche Bezugnahme auf die Person Jesu lösen, weil dieser von diesen Problemen fast nichts in seinem Bewußtsein getragen hatte: er konnte an ihm vorübergehen, weil die Probleme in sich selbst gar nicht zu seiner Berücksichtigung zwangen. Nun teilt aber Driesmans mit der liberalen Theologie das Vorurteil, daß Jesus auf alle Fälle der höchste persönliche Wert für die Menschheit bleiben müsse, auch wenn er nichts mehr von der göttlichen Wesenheit, wie im alten Glauben, besitze. Da würde nun aber zwischen dem, durch welchen und zu welchem alle Dinge geschaffen sind, und einem bloß menschlichen „religiösen Genie" ein einmal wirklich „unendlicher" Unterschied klaffen und so etwas wie absolute Autorität, den modernen Theologen unvermerkt, nur aus der alten dogmatischen Christologie auf die menschliche Person Jesu unberechtigterweise übergegangen sein. Davor hat also E. v. Hartmann so oft *taube* Ohren gewarnt! Und dabei soll der Nazarener nur „aus dem Milieu des Jordanlandes" zu verstehen sein. (S. 30)! Also noch nach 2000 Jahren größten Fortschreitens durch den summierten Fleiß tausender höchstbegabter Menschenkinder sollte für die allerwichtigsten Dinge aus einer fraglichen Zwergnationalität eines entlegenen Erdenwinkels auch für die bevorzugtesten Rassen der maßgebende Inhalt des religiös-sittlichen Lebens zu beziehen sein! Wird der alte Glaube, daß Gott selbst in Christo Fleisch geworden sei, fallen gelassen, so besteht wirklich die höchste Unwahrscheinlichkeit, daß dem nazarenischen *Menschen* keiner je gleich gekommen sein sollte.

Und worin soll nun nach Driesmans-Johannes Müller die Einzigkeit des Menschen Jesus bestehen? darin, daß er zum erstenmal das „göttliche Urfeuer" im Menschen angezündet habe (S. 61), daß er „das Anorganische in ein Zellengewebe organischen Lebens habe umwandeln wollen" (S. 58), daß er „das religiöse Leben als eine ganz persönliche, allerheiligste und heimlichste Angelegenheit des Individiums angesehen habe" (S. 38), daß er vorgelebt habe, „wie ein jeder seinen eignen Weg zur Wahrheit und zum Leben" finden solle (S. 36). Und nun vergleiche man den einfachen und einfältigen Geist der evangelischen Überlieferung mit diesen hochtönenden modernen Worten: man kann gar nicht anders als sagen, daß sie nicht auslegen, sondern unterlegen, daß es der Herren eigener Geist ist, der

Digitized by Google

sich in den Worten spiegelt. Das Schlimmste ist, daß das Verhältnis zu Christus, statt wie in der alten Kirche, auf Vernunfterwägungen über die Bedürfnisse des Menschenwesens, jetzt auf die Urteilskraft gestellt wird, d. h. also eigentlich auf bloßen Geschmack, der immer subjektiv ist. Da tritt dann das Bemühen auf: auf der einen Seite nicht weniger feinen Geschmack zu haben zu scheinen, auf der andern Seite seinen im Grunde individuellen Geschmack zu immer überspannterem Enthusiasmus hinaufzuschrauben. Das Geschmacksurteil kann eben auch sehr verschieden ausfallen. Diese Verhimmeler des Menschen Jesus sollten auch einmal extreme Gegenschriften lesen, wie: Walliß „Die Lehre von den Menschenpflichten" (Winterthur 1868); Th. Schultze „Das Christentum Christi" (Leipzig 1891) oder die gemäßigte Schrift Maurenbrechers „Von Nazareth nach Golgatha" (Berlin 1910). Aber auch ganz abgesehen davon, ob Jesus diesen Standpunkt, daß jeder sich dem göttlichen Urfeuer seiner Persönlichkeit überlassen solle, vertritt oder nicht, so ist diese Lösung des Rätselwortes der Biosophie doch sehr bedenklich. Bisher hat es in der Übereinstimmung der Jahrtausende immer als die Pointe des Lebens gegolten, daß die Eine Wahrheit selber zu suchen sei, daß man dann ihr sich unterzuordnen, mit ihr in Einklang zu bringen habe, daß sie frei machen werde, frei eben auch von den Zufälligkeiten der individuellen Richtung, des persönlichen Hassens und Liebens. Das Individuelle sollte dabei auch seine Geltung behalten, aber nur in der Art, wie es ein und dieselbe Wahrheit ohne sie zu fälschen in sich zur Erscheinung bringe, nicht jedoch so, daß jeder seine Wahrheit aus seinem Urfeuer heraus zu setzen habe. Ganz besonders hat auch die christliche Urgemeinde den Inhalt des Glaubens als Gemeinschaftsangelegenheit angesehen, um jedem die Gewißheit zu geben, daß er auf dem Boden der Wahrheit stehe; ist doch diese Haltung der Urgemeinde der Keimpunkt des großartigen neuen Gedankens, der sich aus der Vernunft her früh mit den aus Jesus und den Aposteln fließenden religiösen Elementen verschmolz: daß Gott eine allgemeine (katholische) Heilsanstalt für die Menschen eingerichtet haben müsse. Und nun denke man sich einmal dieses neue Lebensprinzip der Souveränität jedes Individiums zur Wirklichkeit geworden: die hundert Besten, die ihrem Prinzip zuwider doch durch das Band der gemeinsamen Vernünftigkeit am Grunde ihrer individuellen Feuerquelle verbunden werden, mögen immerhin noch gefahrlos, ja segensreich so wirken wie sie sind. Aber um die Tausende der Mitläufer einer neuen Lebensparole! Statt an sachlichen Aufgaben, wie das eine köstliche Natureinrichtung ist, die Sachen zu fördern und zugleich ihre Persönlichkeit zu entwickeln, pflegen sie nun vorzüglich ihre subjektive Seite, bemühen sich krampfhaft um den entgleitenden, schwer faßbaren Stoff des eigenen Ich, bauschen ihre Kleinheit auf, lassen ihren Beitrag zu gemeinsamen Obliegenheiten verkümmern.

Zur Technik der Novelle.

Aus Anlaß des neuen Novellenbandes von Clara Viebig.*)

Von **Ludwig Geiger** (Berlin).

Das geflügelte Wort eines Banausen: die Novelle ist ein kurzer Roman und der Roman ist eine lange Novelle, wird heute freilich von keinem mehr ernst genommen; aber eine vollgültige Erklärung, die Trennung und Darlegung beider Arten gäbe, existiert auch heute noch nicht. Ich denke nicht daran, in einer kurzen Studie eine solche zu versuchen, sondern möchte an der Hand eines neu erschienenen Bandes zeigen, was gute Novellen enthalten und wie sie gemacht werden.

Es sind im ganzen sieben Novellen; sie spielen alle oder meist in der Eifelgegend. „Ein einfältig Herz", das treue Festhalten eines alternden Mädchens an ihrem Schatz und die Krönung treuer Liebe, während Stiefmutter und Bruder, die ihr Haus anzündeten, in der Hoffnung, das etwas verblödete Ding werde dabei verbrennen, wegen Brandstiftung in Untersuchungshaft abgeführt werden. „Die Primiz": die erste Messe eines Dorfkindes im Heimatdorf; während er ganz geschwellt von geistlicher Würde kein Familiengefühl und kaum ein Heimatsgefühl mehr besitzt, verzehrt sich die alte Mutter in rührender Liebe. „Der Käse": zwei italienische Bahnarbeiter geraten wegen eines aus der Heimat gesendeten Käse in Streit; der eine, der ein romantisches Verhältnis mit einem kleinen Geschäftsfräulein angefangen, wird das Opfer des andren, eines wilden Gesellen. „Der Jan und der Jup": zwei Wilddiebe entzweien sich, weil der erstere von dem größten Jagdpächter der Gegend in Dienst genommen wird, Jup, der das Wildern nicht lassen kann, wird von Jan erschossen. Er verbirgt aber den Mord, sucht der Witwe und den Kindern alles mögliche Gute anzutun, und erschießt sich endlich selbst, da die Leiche gefunden wird. „Brummelstein": eine alte schwachsinnige Frau, die ein uneheliches Kind geboren hat, verkommt im Elend, die Tochter, die von dem Vater nichts wissen will, der zu spät seine Schuld bekennt, errichtet der Mutter ein kostbares Monument, das ihr Andenken an dem Orte zu Ehren bringen soll, an dem sie in Schande

*) Die heilige Einfalt. Novellen von Clara Viebig, Berlin, Egon Fleischel & Co. 1910.

Digitized by Google

gelebt hat. „Die Wasserratte“: der fast verkrachte Wirt eines Sommeretablissements, der nach einem heißen Frühling seine letzte Hoffnung auf Pfingsten gesetzt hat, erhängt sich, nachdem auch diese letzte Hoffnung buchstäblich zu Wasser geworden ist. „Das Los“: eine ältliche Jungfrau erlangt auf ihr Los einen Hauptgewinn, verlobt sich, will sich vor der Heirat durch eine Operation von einem schweren inneren Leiden befreien lassen, stirbt aber an den Folgen der Operation.

Man sieht, es sind einfache Geschichten, sie enden nicht alle tragisch. Vielmehr verkündet die erste, die wohl dazu beigetragen hat, dem Band seinen Titel zu geben, den Triumph ausdauernder Liebe. Aber sie haben das Gemeinsame, daß alle Helden, weibliche und männliche, etwas Einfältiges an sich haben: die Heldin der ersten Novelle ist wirklich halb verblödet; die Mutter des Geistlichen in der zweiten, eine durchaus ungebildete Frau, die eben nichts andres kennt, als die Liebe zu ihrem Kind; die Heldin der dritten, denn das Postfräulein ist die Hauptperson und nicht die beiden Italiener, eine ältliche Dame, die trotz der Aussichtslosigkeit ihrer Neigung in Hoffnungsseligkeit schwärmt; der Wilddieb in der vierten, ein täppischer, aber schwachgeistiger Geselle; die uneheliche Tochter in der fünften, ein Naturkind, das ohne Liebe aufgewachsen, bei der Nachricht vom Tode der Mutter, die sie nur als eine arme Verrückte gekannt hat, den gewaltigen Liebesstrom in sich emporddämmern fühlt; der armselige Held der sechsten, ein blöder Tor; und die Hauptperson der letzten, ein Mädchen, das sich einbildet, das erste Aufflackern des Glückes werde imstande sein, Krankheit und Körperschwäche zu überwinden.

Wie hat es nun aber Clara Viebig verstanden, diese gleichartigen Stoffe in verschiedener Weise zu gestalten, so daß keine Eintönigkeit herrscht, nie das Gefühl des Gewollten und Ausgeklügelten sich einstellt, ja, daß der Leser, obgleich er nach dem Titel und der Gleichmäßigkeit der ersten Geschichten das Ende der folgenden voraussieht, immer wieder von neuem gepackt, der Dichterin, von ihrer Macht bezwungen, gern folgt.

Daß die Kunst der Viebig zuletzt eine plastische ist, kann man fast als einen Gemeinplatz betrachten. Wie stehen alle diese Menschen vor uns, wie klar und deutlich erscheinen uns die Örtlichkeiten, die sie schildert: hier ein kleines Dorf, dort ein einsam am Wasser gelegenes Wirtshaus, dann wieder eine waldreiche, gebirgige Gegend, ein Arbeiterdorf und eine Straße im nördlichen Viertel Berlins. Kein noch so realistisches Gemälde könnte diese verschiedenen Schauplätze deutlicher vor die Augen des Lesers zaubern, als es die keineswegs wortreiche Schilderung der Erzählerin tut.

Und ein andres: sie erzwingt Sympathie für die Hauptpersönlichkeiten, die freilich keine Heroen sind. Und das ist eins der merkwürdigsten Momente dieses Buches: Teilnahme, Mitgefühl zu erregen, weder für den Kämpfenden, noch für den durch seine Schuld Leidenden, sondern für den, der ein Spielball des Schicksals ist, oder den, der durch die Verhältnisse zu seiner Rolle kommt, gleichsam ohne sein Zutun. Ein ganz besonderes typisches Beispiel dafür ist die Novelle „Der Käse“. Das schon einmal als Hauptperson der Novelle aufgezeigte Postfräulein unterhält mit dem Italiener absolut keine Liebschaft. Sie hat zu ihm keine andre Beziehung, als daß sie ihm allwöchentlich die Postanweisung abnimmt, mittels deren er den Wochenlohn an seine in Italien weilende Frau schickt. Durch diese rein geschäftliche Verbindung erzeugt sich zwischen beiden eine gewisse Sympathie, sie nimmt Teil an der Jubelnachricht, daß er von Hause ein beliebtes Landesprodukt, eben den Käse, bekommen hat. Der Italiener, der des Deutschen fast gar nicht mächtig ist, sitzt allabendlich bei ihr. Es wird nichts oder nicht viel gesprochen, es kommt noch weniger zu Liebeszeichen, das alternde Mädchen gibt sich keiner Hoffnung hin, sie *hat* auch nicht etwa das Bewußtsein, die segnende Madonna zu sein, — sie nimmt eben dieses Minimum wortloser Hinneigung als den einzigen Triumph ihres Mädchentums und beklagt den Ermordeten, als wäre er ihr mehr gewesen, denn der wortlose Gefährte mancher langen Abende.

Und dann wieder: was ist doch die Bäuerin, die nie etwas andres getan hat, als Kochen, Stopfen, Reinmachen, für eine Heldin gegenüber ihrem Sohn, dem Geistlichen; eine Heldin des Herzens, die daran zugrunde geht, daß sie die Herzlosigkeit ihres Sohnes erkennt, der in seiner geistlichen Hoffahrt alle menschlichen Gefühle abgestreift hat.

Und endlich, welche Märtyrerin und Triumphatorin ist das einfache Dienstmädchen (wobei man freilich sagen muß, daß der innere, seelische Vorgang nicht ganz klar, d. h. daß dabei dem Leser zuviel Arbeit zugemutet wird). Wie wird ihr, die Mutterliebe nie genossen, doch das Martyrium dieser Mutter klar, wie schnell und sicher gelangt sie, die sich bisher in den einfachsten Gleisen bewegt hat, zu einer großen Aufgabe, nämlich der, Rächerin der Verunglimpften zu werden, wie stößt sie den Vater zurück, der die Tote in Unehre gebracht und dann vernachlässigt, da er an dem Kinde alles wieder gutmachen will, was er an der Mutter gesündigt. Sie allein, fast über ihre Mittel hinaus, will das Andenken an die Tote verherrlichen.

Und all diese zwingende Kraft wird geübt durch einfache Erzählung, nicht durch lange psychologische Darlegung. Die Notwendigkeit des Handelns, die Folgerichtigkeit der Ereignisse, liegt in der Art der Erzählung. Da ist nichts Willkürliches, nichts Zufälliges, sondern alles ergibt sich aus dem Charakter der Personen, aus den Ereignissen selbst.

Digitized by Google

Das ist das, was man aus dem neuen Novellenband der Viebig lernen kann. Er ist vielleicht nicht so geeignet für den großen Markt der Leser, wie die Romane der vortrefflichen Erzählerin, aber er ist eine Mustersammlung in seiner Art: knapp, sachlich, zwingend, von wunderbarer Gestaltungskraft, die Entwicklung eines Charakters, ohne viele Nebenpersonen, ohne störendes Beiwerk, die Erfüllung von Lebensschicksalen in der ganzen Herbigkeit des Daseins. Diese Erzählungen gewähren besser als ganze Lehrbücher einen Einblick in die Technik der Novelle.

Zwei Gedichte.

Von Arthur Silbergleit (Gr. Lichterfelde).

Der Deuter.

Oft hab' ich fragend Stadt um Stadt betreten,
Ob dein Gesang durch ihre Häuser klingt,
Und ob der Wind in Telegraphendrähten
Die hohen Worte deiner Liebe schwingt,
Ob du in eines Arbeitsmannes Mienen
Die klaren Züge deiner Größe schreibst,
Und ob du im Gerassel der Maschinen
Und in dem Rollen rascher Räder treibst?

Beflügelt uns nicht deine reine Flamme,
Die rote Lohe, die die Felder schlägt?
Sind deine Mond- und Sternenmonogramme
Nicht allen Kirchenkuppeln aufgeprägt?
Sind wir vielleicht beglückter und beglänzter
Als deine Engel in dem hohen Haus?
Und strahlt kein Feuer deiner Tempelfenster
In heißem Glühen unser Auge aus?
Ruft nicht dein Sohn vom Wirbel toller Tänze
Myriaden Winde auf im Weltenraum?
Trägt nicht als schönste Kronen unsre Kränze
Die Himmelskönigin in ihrem Traum?
Sind unsre Seelen einmal Ornamente,
Nie alternder Behang dir am Altar?
Sind unsre Träume Pilger, Losgetrennte
Von deiner Wolken weißer Wallerschar?
Steigt unsre Sehnsucht nicht mit gleicher Träne
Und mit derselben Pilgermelodie
In deinem Vorhof auf wie die Fontäne,
Sinkt sie mit ihr nicht gläubig auf ein Knie?
Braust nicht aus aller Wasserfälle Sprühen
Ein Überschwang, der lange in uns schwieg?
Und überjauchzt nicht dumpfer Orgel Mühen
Des Lebens wildgewirbelte Musik?
Will sich nicht jeder Straßenstein verklären
Wie sich ein jedes Kirchenflies erhellt,
Wenn, wie aus Silberleuchtern auf Altären,
Aus Kandelabern gelber Schimmer fällt?
Der Kirchen Kerzenfreude ist vergebens,
Solange jedes Haus sie funkeln kann,
Und wie die Ampel eines ewigen Lebens
So glüht die Sonne unsre Erde an.
Auf jeder Straßenstufe läßt sich knieen
Und jede Wolke wird zum Baldachin
Und deine Märchen, deine Melodieen
Läßt rollend jedes Rad vorüberziehn.

Fromme Frau.

Du Heilige von Hirt und Herde,
Der alle Aveglocken läuten,
Du mit der sanftesten Gebärde,
Die nur im Traum die Dichter deuten,
Du mit den mädchenhaften Mienen
Und mit dem Ton von Harfensaiten,
Laß unter deinen Baldachinen
Mich, blaue Blumen streuend, schreiten.

Du mit den Himmelsdiademen
Und mit des Mondes Heiligenkrone,
Gleich jubelnden Jerusalemen
Jauchzt Stadt um Stadt zu deinem Throne.
Dir bringen alle Dörfer Steuer,
Die ragenden Kamine ehren
Dein Reich mit Rauch, und Hirtenfeuer
Glühn dir auf Hügeln und Altären.

Der Rose Duft haucht dir, Madonne,
Des heiligen Frühlings Weihrauchsüße,
Dir salbt die Nacht, die Gottesnonne,
Mit Tau die wallfahrtfrohen Füße.
Sie ließ die schwarzen Wolkenklöster,
Wo die verklärten Schwestern wohnen,
Und fühlt sich leichter und erlöster,
Umrauschen sie die Wälderkronen.

Der Himmel ist dir nur ein Rahmen,
Daß er dein Bild geheiligt halte.
Bist du der Anfang, du das Amen,
Daß ich dich singe und gestalte?
Sind wir die Saat aus deinem Samen,
Wir Korn und Rebe, du der Boden?
Es sucht die Nacht dir nahe Namen
Und deinem Odem hohe Oden.

Die Courtisane Jamaica.

Von Hans Bethge (Steglitz).

II.

Am Strande hatten wir eine Burg geschaufelt und mit zahllosen Wimpeln geschmückt. Jamaica trug gewöhnlich einen dunkelblauen Tuchrock am Meere, eine helle Seidenbluse und Panama. Sie lag am liebsten faul im Sande, indem sie die Körnchen behaglich durch ihre Finger gleiten ließ

Digitized by Google

und in den blauen Himmel starrte, oder sie las Maupassant und rauchte Zigaretten. Ich sah sie immer mit einem feinen, wohligen Empfinden des Verliebtseins vor mir liegen: den schlanken Körper, das dunkle Haar auf dem hellen Sande, die blutlosen Hände, die zierlichen Fesseln der Füße unter den durchbrochenen Seidenstrümpfen.

Das Essen nahmen wir auf der Veranda unsres Zimmers. Nebenan aß ein Ehepaar mit seinen zwei halbwüchsigen Buben, auf der andern Seite ein Engländer. Diesen sahen wir öfter, wie er über die Ballustrade seiner Veranda hinauslehnte und eine Shagpfeife rauchte. Er hatte ein scharfgeschnittenes Gesicht und klare, wasserfarbene Augen. Jamaica ahmte ihn mitunter nach, indem sie sich grotesk auf die Ballustrade stützte, mit steifem Nacken und etwas vorgeschobener Unterlippe hinausstarrte, ein paar Tabakswolken vor sich hinpaffte und ein langgezogenes „O yes“ hören ließ. Eines Morgens begegneten wir ihm zu Pferde. Das Pferd war zu klein für ihn, seine Beine hingen lang herab, und aus der Ferne sah er aus wie Don Quichote. Er grüßte uns, als er vorüberritt. Jamaica sah sich mehrmals lachend nach ihm um, was ich überflüssig fand.

Ja, erst lachte sie über ihn und machte sich über ihn lustig, aber ich merkte bald, daß er sie näher zu interessieren begann, mehr, als sie selber vielleicht noch ahnte. Als ich eines Mittags nach Hause kam und auf die Veranda trat, sah ich, daß sich Jamaica über die Ballustrade lehnte, ebenso nebenan der Engländer, und daß sie miteinander plauderten. Ich gestehe offen, es durchfuhr mich heiß vor Eifersucht. Jamaica hatte ein so strahlendes und, wie ich fand, beinahe hingebendes Gesicht, während sie mit ihm sprach, daß ich innerlich empört war über diesen Verrat und, während mich eine lähmende Mutlosigkeit anflog, ich wie in einem Blitz schon alles voraussah, wie es kommen mußte. Als sie mich erblickte, war sie ganz unbefangen und stellte mich als ihren Gatten vor. Nachher bei Tisch sagte sie: „Er ist wirklich sehr nett“. „So?“ fragte ich.

Sie war auch fernerhin zutraulich und liebevoll zu mir, wie ich es gewohnt war, aber jene Nuance der Demut, von der ich vorhin sprach und die ich so liebte, meinte ich nicht mehr zu empfinden. Ich wurde wohl etwas verschlossener in meinem Wesen, ich lachte nicht mehr so unbefangen, und dann kamen bald Tage, wo ich deutlich merkte, daß ihre Gefühle lauer wurden. Sie hatte noch immer etwas Anschmiegsames, aber ich fühlte, sie zwang sich dazu, sie gab sich Mühe, liebevoll zu mir zu sein, da sie mich nicht betrüben wollte. Mit Schmerzen nahm ich dies alles wahr und konnte es nicht hindern.

Ihr verändertes Wesen hatte zur Folge, daß meine Liebe nur noch wuchs. Sie merkte diese sich steigernde Leidenschaft, und ich fühlte, sie war ihr nicht angenehm. Die gegenseitige, untergründige Quälerei, die zwei Menschen so nervös machen kann, fing schon an, in mir strudelte es schon wie in einem aufgeregten Gewässer, aber ich beherrschte mich noch völlig. Ein verrückter Gedanke trat an mich heran, nämlich der Gedanke, Jamaica zu heiraten, damit sie mir nicht entrinnen könne, und dieser Gedanke nahm bald ganz von mir Besitz.

Eines Morgens besuchte uns der Engländer in unsrer Burg am Strande. Jamaica las gerade, sie sah auf, und ein Glänzen ging über ihr Gesicht. Er zeigte uns eine kleine Versteinerung, die er gefunden hatte, und da Jamaica so begeistert davon war, schenkte er sie ihr. Sein Betragen war im übrigen völlig korrekt, nur verdroß mich die übermäßige Ruhe in seinem Wesen, die etwas Überhebliches hatte. Er bat, gelegentlich in der Frühe mit uns ausreiten zu dürfen; Jamaica zeigte sich sehr erfreut hierüber. Dann reichte er uns beiden die Hand und ging.

„Du hättest freundlicher zu ihm sein können“, sagte Jamaica, als er fort war.

„Findest du?“ fragte ich nur; sonst nichts.

Sie las weiter und hielt dabei, ich sah es wohl, die kleine Versteinerung fest in ihrer seelenvollen Hand.

Für den Nachmittag hatten wir Pferde bestellt. Wir ritten den Strand entlang, es war ein heißer, erschlaffender Tag. Wir sprachen wenig, es war etwas zwischen uns, das uns die Lust zum Sprechen nahm. Wir ritten einen kleinen Galopp, ich sah Jamaica scharf von der Seite an, dann sagte ich:

„Jamaica, ich will etwas von dir wissen.“

„Was?“ fragte sie, tief atmend, und sah mich gereizt an.

„Liebst du den Engländer?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Doch“, sagte ich, „denkst du, ich merke es nicht? Ich halte es nicht aus.“

Sie reichte mir die Hand herüber, mit einem freundlichen, teilnahmvollen Lächeln. So gibt man die Hand einem guten Kinde zum Abschied, dachte ich. Ich nahm sie nicht.

„Jamaica, ich liebe dich“, sagte ich nun, „ich wüßte nicht, wie ich in Zukunft meine Tage ohne dich verbringen sollte. Ich will, daß du nur mir gehörst — verstehst du? — nur mir und keinem andern! Sag, willst du meine Frau werden?“

Sie entgegnete nichts und sah nur mit gedecktem Blick auf die Mähne ihrer Stute.

„Ich möchte, daß wir uns heiraten. Jamaica, sag doch etwas!“

Meine Worte klangen, als ob sie vor ihr auf den Knieen lägen, — aber sie lächelte.

„Nein, nie!“ sagte sie bestimmt.

„Du willst nicht?“ rief ich gekränkt und hart.

„Nie!“

Die Wut packte mich. Sie widersetzte sich diesem Wunsch, sie sträubte sich gegen dieses Ge-

Digitized by Google

schenk, durch das ich mich ihretwegen meiner Freiheit berauben und mich ihr ganz zu eigen geben wollte?

„Ich will es!“ rief ich noch einmal, „ich werde dich zwingen!“

„Ich hasse dich!“ schrie sie mir da entgegen, während ihre Augen vor Zorn erglühten, „ich verachte dich! Ich liebe den Engländer!“

Da hob ich die Reitpeitsche und ließ sie mit Wucht auf ihren schönen Rücken niedersausen. Sie stieß einen verängsteten Schrei aus, indem sie wie ein Kind in sich zusammensank, und ihr Pferd ging durch.

Ich sah, wie sie rasend fortjagte, und konnte nichts dagegen tun. Hallo, dachte ich, was wird das werden? Sie hielt sich eine Weile, dann merkte ich, die Kräfte verließen sie, sie taumelte hin und her und fiel schließlich zu Boden. Glücklicherweise blieb sie nicht im Bügel hängen, ich atmete auf. Das Pferd machte kurz darauf halt, sah sich verwundert um und tappelte verlegen hin und her. Ich eilte herzu, sprang ab und hob Jamaica auf. Sie war kreideblaß und halb ohnmächtig.

„Verzeih!“ sagte ich; sie entgegnete nichts und sah mich nicht an. Sie atmete hastig und lehnte sich ein ganz klein wenig an mich, sehr ermattet.

„Verzeih!“ sagte ich nochmals, sie hörte es nicht. Schließlich gab ich ihr die Zügel meines Pferdes und ging hin, um das ihrige einzufangen. Es ließ sich willig festnehmen, es war ganz durchnäßt und dampfte wie ein Schornstein. Ich führte es zu Jamaica hin, diese hatte sich vor Schwäche in den Sand gekauert; da hockte sie nun, schön und blaß wie eine Perle, es sah rührend aus. Jetzt erhob sie sich, ich merkte, sie wollte das Pferd wieder besteigen.

„Hilf mir!“ sagte sie.

Ich half ihr in den Sattel und sprang dann selbst auf.

„Ich reite allein nach Haus“, sagte sie tonlos; ich wagte nichts zu erwidern. Im Schritt, ganz wie zerbrochen, ritt sie am Meere entlang heimwärts, ein trauriges Bild.

Ich trabte in die entgegengesetzte Richtung. Noch oft sah ich mich um: es war immer dasselbe melancholische Bild: in müdem Schritt trottete der dampfende Gaul dahin, die müde Jamaica über sich. Ich bog in die Wälder ein, kam an einem See, an Forsthäusern, an mehreren Dörfern vorüber und zögerte stundenlang, ehe ich heimritt.

Als ich dann abends heimkam, war Jamaica mit all ihren Sachen fort, ohne auch nur ein Wort hinterlassen zu haben. Durch den Wirt erfuhr ich, daß auch der Engländer abgereist sei. Ich mußte lächeln, obwohl mir übel zu Mute war. Ich zündete mir eine Zigarre an, setzte mich auf die Balustrade der Veranda und sah lange aufs Meer hinaus, trotzig, allein, mit wirren, durcheinanderstürmenden Gefühlen.

Am nächsten Tage reiste ich auch, nicht nach Haus, sondern zu einem Freunde aufs Land. Wir saßen stundenlang, während die Sonne brannte, in einem Boot und angelten, schossen nach Raubvögeln, schwammen, ritten, sahen den Pfauen zu, wie sie auf dem Rasen Rad schlugen und schrien: Päo! Päo!, — und abends kamen der Förster und der Pastor des nächsten Dorfes, um mit uns zu zechen.

Als ich dann nach Wochen braungebrannt wieder in der Stadt eintraf und in einer Droschke vom Bahnhof meiner Wohnung zustrebte, sah ich Jamaica an mir vorüberfahren, in einem reizenden Sommerkleid, das ich noch nicht kannte. Sie saß an der Seite des Engländers, ihr Gesicht war von unaussprechlicher Heiterkeit. Wie eine biegsame Blume des Südens saß sie da, aufrecht und stolz den schönen Rücken, den ich schlug.

Adieu, Jamaica. Lebwohl.

Lanx satura aus Bayern.

In München spielte sich in jüngster Zeit Entsetzliches ab: Der Pächter des „Löwenbräu“, einer der größten Biervertilgungsanstalten Deutschlands, und verschiedene banzenhebende Ganymede wurden wegen fortgesetzt schlechten Einschenkens zu verschiedenen Wochen Gefängnis und zu Geldstrafen von 300—3000 M. verknurrt. Der Pächter hatte jährlich „nur“ etwa um 20 000 M. „Aberschank“, eine Bagatelle. Sagt nicht ein altes Sprichwort: „Schenken heißt angeln?“ O weh, Walter von der Vogelweide, dein Spruch ist falsch: „Der Herr kennt nicht des Schenken Kunst“. Ein Verein hat sich aufgetan edler Bierkieser, die mit allen Kniffen des Sherlok Holmes den verschmitzten Schenkkellnern auf die — Krüge sahen und sich hinter ihre Biergeheimnisse stahlen. Sie entdeckten die Geheimsprache der Heben, wenn sie mit „Auf“, „Aktien“, „Hoch“ u. dgl. die Gefährlichkeit der Kruginhaber verrieten; sie notierten mit seltener Ausdauer den Ausschank der Liter und verglichen ihr Ergebnis mit dem eingeeichten Inhalt der Fässer; sie erspähten mit Argusaugen, wenn der Nachfüllung Heischende mit Tropf- und Neigbier „justament“ befriedigt wurde, und das Münchener Gericht erkannte jetzt, auf ein Monitorium des Reichsgerichts hin, nach langer Überlegung, daß schlechtes Einschenken in der Tat ein qualifizierter Betrug sei, und ließ sich mit den beliebten „Schaumschlägereien“ nicht mehr abspeisen. Merkt euch, ihr Banzenkönige, das Wort des alten Hesiod: Μέτρα φυλάσσεσθαι (Halte Maß!). Auch Kaiser Maximilian I. sagt: „tene mensuram et respice finem! Halte Maß, und bedenke das Ende!“ Und Lukas (6, 38) verlangt ein „voll, gedrückt, gerüttelt und überflüssig Maß“. —

Hat schon dieser Prozeß alle ehrsamen Bierkieser in wabernde Aufregung versetzt, so schlug dem Faß den Boden aus die Äußerung der Münchener Metzgerinnung: die Weißwurst verteure die Kalbfleischpreise am meisten. Fort damit! Man denke, München ohne Weißwurst! Jenes liebliche farcimentum, das die Krone jeder Redoute, jedes Balles, jedes Maibockes, jedes Frühschoppens, jeder Feierlichkeit bedeutet! Jene Komposition aus gehacktem Kalbfleisch und Petersilie, die selbst der fromme Herr v. Orterer an Freitagen nicht verschmähte, die schon so oft die feindlichen Brüder im Ratskeller, in der Restau-

Digitized by Google

ration des Landtaggebäudes versöhnte, unter deren saftigem Schnalzen der jüngst verstorbene Führer des bayrischen Zentrums, Dr. Daller, die Kampfhähne Dr. Pichler und Dr. Heim öfter wie einmal zur Waffenstreckung vermochte!

Und nun ist er dahin, der so oft die Friedenspfeife herumreichte, wenn die Zentrumskrieger den Tomahawk gegeneinander schwangen. Und gerade jetzt, da der Bauerndoktor Heim wiederum einen harten Strauß auszufechten hat. Hatte da eines seiner Blätter, bei dem er als Aktionär von Einfluß ist, gelegentlich erwähnt, daß „man" den sachverständigen Reallehrer a. D. nicht in die Budgetkommission des Reichstags gewählt habe, so daß er nur durch die Kurtoisie der Polenfraktion Vertreter des „Zentrums" werden konnte. Nun kam der Gegenstoß! Die „Zentrumskorrespondenz" erklärte, Dr. Heim komme nur nach Berlin, wenn er „persönliche Interessen" vertrete, beziehe Tantièmen von dem Kaliwerk, sei Aufsichtsrat eines Kaliwerkes, für das er Schulter an Schulter mit Prof. Sorleth so energisch ins Zeug träte. Also Schmeichelei niedlichster Art! Und Dr. Heim? Spielt natürlich den Schwergekränkten, wirft der Zentrumskorrespondenz bewußte Lüge und Verleumdung vor, fordert sie auf, ihn vor den Kadi zu schleppen, und droht, er werde die „Konsequenzen ziehen". Optimisten sehen ihn schon wie weiland den schnellfüßigen Achilleus an den Ufern der Donau, fernab von den Zelten der Zentrumsmannen, Rache brüten mit seinen lederhosigen Myrmidonen, oder wie Coriolan mit seinen Getreuen anstürmen gegen den heiligen Zentrumsturm. O über die Naiven! Als der Bauernheiland 1905/06 den Sturz des Ministers Feilitzsch predigte und toste, der „müsse vom Stängele herunter", da ward der Unbequeme aus dem Finanzausschuß hinauskomplimentiert. Der zürnende Leu tat nun, was man mit Freuden erhoffte: er trat auch aus dem Vorstand der Zentrumspartei aus. — Als im Jahre 1903 Baron v. Pfetten als Kandidat für Regensburg aufgestellt werden sollte, da erklärte der Adelsfeind, wenn dies geschähe, werde er sein Mandat sofort niederlegen; „er sei kein altes Weib, das sein Wort nicht halten werde". Der Baron wurde gewählt, Heim behielt sein Mandat bis heute; denn er ist kein altes Weib. — Gelegentlich der Kandidatennominierung in Bamberg 1907 erließ Dr. Heim im „Bayrischen Kurier" folgende Erklärung: „Ich werde den Ausgang der Wahlen abwarten und dann zeigen, welche bodenlos gemeine Hetze gegen mich systematisch betrieben wurde, welche nicht einmal vor dem Krankenlager Halt machte. Daß solche Schurkereien einem Mann, den man so oft nach Schwaben und Niederbayern in Zeiten gerufen hat, als es noch nach Pulver roch, . . als von den Herren, die heute gegen mich hetzen und intrigieren, die meisten unsichtbar waren, das Blut kochen machen, begreift auch ein „christlich gesinnter Mann". Es gibt eine Grenze des Erträglichen". Die Wahlen fielen nicht nach Geschmack des Dr. Heim aus; aber der große Droher hüllte sich in Schweigen und ertrug Unerträgliches. Politiker, die das Gras wachsen hören, träumen schon von einer secessio in montem sacrum, von einer Bauernpartei mit der Marke „Heim". Die Unverbesserlichen! Als ob Dr. Heim nicht schon längst aus dem Turm gesprungen wäre, wenn er nicht wüßte, daß innerhalb desselben mehr für ihn zu holen ist: als ob er die Partei nicht kennte, die dem Abtrünnigen in Bälde mit christlicher Nächstenliebe das Wasser abgegraben hätte, so daß er trotz aller organisatorischen Befähigung ein Führer ohne Bauern, ein König ohne Land wäre. Drum bleibt er zum Verdruß der adeligen Herren und vieler geistlichen „Freunde", um hie und da wieder von sich reden zu machen, seine Bauernscharen aufmarschieren zu lassen, als Hecht im Karpfenteich, als Outsider, der den Zentrumsköchen justament in die schönste Suppe spuckt. „Vorbild sei er und bleib er, der unsterbliche Heim!
O, wer hätt ihn gekannt und nicht geliebt, ja verehrt ihn!
Nein, wie das himmlische Licht, jedem Kollegen ein Freund,
Bieder und mild, in Nöten ein rettender Schutzgeist".

(Der berühmte Berliner Arzt Ernst Ludw. Heim verzeihe mir dies Plagiat aus einer Festrede auf ihn!) —

Nun liegt das offizielle Ergebnis des Krieges zwischen Episkopat und Lehrerschaft vor. Die Bischöfe eröffneten den Kampf mit dem bekannten Rundschreiben zu Weihnachten 1910. Der Ausschuß des Bayrischen Lehrervereins machte mobil, und Pfarrer und Bischöfe, die auf eine massenhafte Desertion gehofft hatten, die mit dem Manifeste voller Fälschungen und Übertreibungen die friedliche Phalanx sprengen wollten, sind jach in die Flucht geschlagen worden, unter dem Gelächter der gebildeten Welt.

Der Bayrische Lehrerverein hat zurzeit 19 654 Mitglieder, darunter befinden sich 14 807 ordentliche und 4847 außerordentliche Mitglieder. Selbstverständlich waren nur die ordentlichen Mitglieder zur Äußerung aufgefordert. Von den 14 807 ordentlichen Vereinsmitgliedern gehören ca. 10 000 der katholischen Konfession an, der Rest den übrigen Glaubensbekenntnissen. In 245 Bezirkslehrervereinen wurden die vom Hauptausschuß zur Beratung gestellten Fragen einstimmig bejaht; in 71 Bezirkslehrervereinen stand eine sehr stark bejahende Majorität einer verschwindend kleinen verneinenden Minorität gegenüber. Im ganzen verneinten 180 Mitglieder die beiden Fragepunkte: 180 unter 14 807 ordentlichen Mitgliedern! —

Aus dem Verein traten im ganzen 5 aus, von fast 20 000 Mitgliedern! Und das, trotzdem das Kultusministerium und seine Organe vor Maßregelungen nicht zurückschrecken, trotzdem die Zentrumspresse alle Register zog, von den höchsten Tönen des Gehorsams gegen die geistlichen Obern bis zu den tiefsten Drohungen der beleidigten Volksseele, trotzdem Hirtenbriefe, Predigten, Kommunikantenunterricht und Christenlehre versteckt und offen gegen die glaubenslose Lehrerschaft losdonnerten, denen das katholische Volk sein Heiligstes, die reine Kinderseele, anvertrauen müsse, und wie eben die Gemeinplätze seit Athanasius heißen.

Wie Falstaff im „König Heinrich III." kann der Generalfeldzeugmeister, Erzbischof v. Bettinger, stöhnen: „Es gibt ein Ding, das vielen in unserm Lande unter dem Namen „Pech" bekannt ist". Menippus.

Randbemerkungen.

Gewißheit keinem neuen Bunde.

Die parlamentarischen Osterferien haben uns ein wenig vergessen lassen, daß die Erde ein Jammertal ist. In der Welt draußen war alles recht friedlich. Daß die Albanesen Löcher in ihre Gebirgsluft und manchmal auch in irgendeine türkische Patrouille schießen, sobald der Schnee in den Tälern des Balkan schmilzt und die Veilchen sprießen, kennt man ja. Die französischen Winzer schlafen ihren Rausch aus. In Marokko stellt sich heraus, daß die Sache nicht so schlimm ist, wie sie erst aussah. In Peking saßen Russen und Chinesen gemeinsam zu Tisch, mit Wuttki und Froschschenkeln den Frieden besiegelnd. England und Amerika knobelten vergnügt an ihrem Schiedsgerichtsvertrag weiter, und unser Kronprinz traf mit Frau Cäcilie freudestrahlend wieder in Potsdam zum Tennisspielen ein, nachdem er das freundliche Band einer Reiseroute um die Erde geschlungen. Nur uns innerpolitischen Deutschen blüht keine Gewißheit eines neuen Bundes. Kreuzzeitung und Kölnische befehdeten sich wegen des Abgeordnetenhauses, Kreuzzeitung und Norddeutsche wegen der Herrenhausdebatte, aus dem Elsaß hörte man von neuen Schiebungen wegen der Wahlkreiseinteilung, Bethmann will absolut nicht weichen und das Zentrum kennt seinen Preis. Aus Baden kamen nicht minder sorgenvolle Nachrichten über innerliberale Zwistigkeiten in Süddeutschland, und — o Schreck — von mehreren „besonderen Seiten" verkündete man aufs neue,

Digitized by Google

unser schöner Reichstag solle partout noch bis zum 25. Januar 1912 sitzen. Schöne Perspektiven! Die Osterzeit waren die Herren alle zu Hause, und wie gönnte man ihnen die Ruhe! Nächste Woche kehren sie zurück, und auch wir müssen wieder herabsteigen aus unsren Osterhochgefühlen. Leider, leider! „Die Träne rinnt, die Erde hat mich wieder." W.

* * *

Mein Küster

ist ein entzückender Mensch. Er gefällt mir immer besser. Kürzlich besuchte ich ihn wegen musikalischer Dinge. Ich wollte etwas gespielt haben. Ich erwischte gerade noch die letzten Bruchteile eines Gesprächs mit einem alten Ehepaar, das tiefe Trauer trug und ein Begräbnis bestellt hatte. Gleichzeitig wollte es zwei Begräbnisplätze für sich selbst kaufen. Ich hörte folgendes: Jawoll, wat denken Sie von uns, wir sind schon janz modern, wir bejraben auch Urnen. Mit Pastor? Jawoll, natierlich, mit allens. Der Dame kam ein besorgter Gedanke, ob sie etwa auch eine andre Verwandte dort bestatten lassen dürfte. Die tröstliche Antwort: „Aber gewiß doch, da können Se bejraben, wen Se wollen!" Und dann mit geneigtem Antlitz die Abschiedsworte: „Ach ja, et is schön, wenn man so sein Plätzchen sicher hat." Das Ehepaar ist draußen. Mein Küster zu mir, streng: „Sie wünschen?" Ich brachte meine musikalischen Wünsche vor. „Liszt? Nee, hören Sie, mit Liszt wird det wohl nischt sin. Det hat er nich. Aber er spielt se mit ein schönes Präludium rein, ganz rein spielt er se. (NB. in die Kirche). En Choral? Ja, da wern Se woll ne Mark zulegen müssen. Der Choral kost ne Mark extra. Den Choral möchten Se nicht? Der andre wird aber 25 Pfennige teurer sin, der steht nich ins Jesangbuch, der steht bloß in die Missionsharfe. Ob wir 'n Tarif for die Jesänge haben? Aba sicher." Ich verzichtete auf die Benutzung desselbigen. Es tat ihm sehr leid. Mir auch. Denn mein Küster ist ein entzückender Mensch. Ich hab ihn ordentlich lieb. W.

* * *

Die Schiedsgerichte.

Die im Reichstage vorgetragenen Ansichten des Kanzlers über Schiedsgerichte haben gewiß bei vielen, die sich mit dieser Frage beschäftigen, ganz abgesehen von ihrer politischen Stellung, keinen Beifall gefunden.

Während in aller Welt der Lebensfähigkeit dieser Idee viel Glaube erwachsen ist, haben unsre Regierungskreise nur Ablehnung und Pessimismus für sie.

Man fragt sich: warum lehnt man den Versuch sogar ab, den Krieg zu erschweren in Anbetracht des furchtbaren Elends, das er anrichtet? Was bedeuten Mißerfolge, wenn auch nur einmal ein Krieg mit seinem Heer langjähriger Leiden vermieden wird? Schon der Wille zur Verständigung würde kriegsmindernd wirken, während die kanzlerische Ablehnung jedes Versuchs alle verstimmen muß, die nicht den Krieg als Mittel für ihre besonderen Zwecke schätzen.

Wohl ist eine starke Wehrmacht eine Friedensbürgschaft — niemand leugnet dies, auch die sogenannten Friedensapostel nicht. Man müßte aber blind sein, um nicht aus der Weltgeschichte zu ersehen, daß gerade diese Macht die Regierenden unzähligemal hat ihren Willen Schwächeren aufzwingen lassen. Solchen Versuchungen vorzubeugen, ist ein Gegengewicht nötig, wie es in einem Schiedsgericht gefunden werden kann.

Der Kanzler, der ja gewissermaßen Partei ist, meint zwar: „Die Zeit, da die Kriege durch die Kabinette gemacht wurden, ist vorüber." Aber was früher Kabinett hieß, heißt jetzt Regierung. Und meint er, daß die Völker jetzt die Kriege machen, so liefert die neueste Geschichte hierfür keine Beweise. Die letzten großen Kriege waren der russisch-japanische und der russisch-türkische. Hat das russische, japanische oder türkische Volk diese Kriege veranlaßt? Doch wohl der Wille der Regierenden. Ihnen vorher gingen die Kriege der Ära Bismarck, der bei der Handlungsleitung persönlich ganz im Vordergrunde stand. Wer noch 1866 miterlebt hat, weiß, wie grundunpopulär dieser Krieg in Preußen war, und wie die Volksstimmung erst nach Königgrätz umschlug. Unsre Institutionen für gewaltsame Politik sind noch ganz die des Zeitalters Ludwigs XIV. und Friedrichs des Großen, des der Kabinettskriege, und niemand zweifelt, daß ein unpopulärer Krieg mit Hilfe der Presse und des Regierungsapparats jetzt ebensogut möglich ist, wie im Jahre 1866.

Der Kanzler wies auch wieder auf die allbekannten Verhältnisse hin, die sich aus der geographischen Lage unsres Landes ergeben. Aber es sind in diesem nur scheinbar stabilen Verhältnis Änderungen eingetreten, die nicht totgeschwiegen werden dürfen. Alle Staaten Europas sind sich in den letzten Dezennien durch den enorm gesteigerten Verkehr materiell und geistig näher gerückt. Unser Erdteil ist zusammengeschrumpft durch die Schnelligkeit, mit der die entferntesten Gegenden der Erde jetzt erreicht werden können. Diffusion ist an Stelle der früheren Expansion im Staatenleben getreten. Ein Solidaritätsgefühl, ein europäisches Friedensband hat sich gebildet, das recht gut von dem Versuche eines obligatorischen Schiedsgerichts unterstützt werden könnte. Ein Krieg auf dem Fleckchen Erde, das jetzt Europa bedeutet, würde nur alle Außereuropäer mit spöttischem Interesse erfüllen. Noch richtiger wird das europäische Miniaturbild, wenn man aus dem Staatenknäuel Rußland mit seiner halbasiatischen Grundlage, das immer nur mit halbem Herzen in Europa sein kann, ausscheidet. Die Gefahr, die in der geographischen Lage Deutschlands liegt, ist also tatsächlich gegen früher vermindert.

Verändert ist sodann die Lage in Europa durch das größere Verständnis seiner Bewohner für die Natur des wahren Krieges, ein Resultat der letzten großen Kriege mit allgemeiner Wehrpflicht. Nur diejenigen können Kriege leichtherzig beurteilen und beginnen, die den wahren Krieg weder kennen, noch ihn am eigenen Leib und Geist empfunden haben. Auch im Kriege bilden solche Nichtkenner die Mehrzahl. Im Gegensatz zu ihnen werden die Kenner — und sie sind jetzt auch recht zahlreich — jeden Versuch begrüßen, der die Wiederholung der Greuel erschweren kann. Sie wissen, daß das eigentliche Wesen des Krieges höchst unappetitlich ist und darum mit ganz besonderem, falschem Nimbus umgeben wird.

In Frankreich, England, Amerika, selbst Japan sind ernste Überzeugungen vom Nutzen der Schiedsgerichte erwachsen und stehen dem deutschen Pessimismus gegenüber. Sollte dieser nicht etwas von seiner alten, starren Meinung opfern können, wo er gar nichts riskiert? Untergräbt er nicht die Basis des vielbetonten, christlichen Staats, wenn er sich gegen das harmloseste Mittel sträubt, das den Krieg erschweren könnte — den Krieg, der im krassesten Gegensatz zur ganzen christlichen Lehre steht?

Dem Geiste unsrer Zeit entspricht die kanzlerische Auffassung ebensowenig, wie sie praktisch ist, da sie, entgegen diesem Geiste, sich weigert, den kleinsten Bruchteil ihrer Macht aus der Hand zu geben, um auch andern ein Wort, das nicht spurlos verhallt, im Kampfe gegen den Krieg zu gönnen.

Oberstleutnant a. D. O. Graewe (Neiße).

* * *

Berufsvereine und politische Parteien.

Eine aus Handwerkern, Kaufleuten und Industriellen zusammengesetzte Kommission des Hansabundes hat kürzlich einen auf die geringsten Einzelheiten Bedacht nehmenden Gesetzentwurf über eine reichsgesetzliche Regelung des Verdingungswesens ausgearbeitet, von dem gerühmt wird, daß seine Verwirklichung eine der Hauptursachen der Klagen deutscher Handwerker und Gewerbetreibender zu beseitigen vermöchte. Ist dem so, so lehrt dieses Beispiel wieder, welch sinnlose Kraftvergeudung der heutige Parlamentarismus mit seiner Vielrederei großenteils bedeutet. An und für sich ist es ganz natürlich, daß wirtschafts-

Digitized by Google

politische Interessentenverbindungen wie der Hansabund, oder der Bund der Landwirte, oder der Bund der Festbesoldeten usw. viel besser als politische Parteien, die die Bande gemeinsamer ästhetischer Weltanschauung zusammenhalten, oder weltfremde Behörden die Wünsche bestimmter, beruflich zusammengehöriger Volksteile in dem Prisma einer Kommission von allgemein anerkannten, im praktischen Leben stehenden Sachverständigen sammeln und in rechtschöpferischer Arbeit wieder zur Ausstrahlung bringen lassen können. Viel öfter als politischen Parteien ist es den großen Berufsverbänden und -Vereinen möglich, dem einzelnen Volksgenossen Gelegenheit zu bieten, seine Wünsche und Ansichten darzulegen, schon weil sie ihm örtlich näher liegen, und da die Zentralstellen nicht an den veralteten Formelkram des Parlamentarismus gebunden sind, können sie wichtige Probleme des öffentlichen Lebens in rascher, geräuschloser Arbeit zur Spruchreife entwickeln, mit denen Parteipolitiker nie fertig werden, weil sie dabei alles über einen Leisten („Grundsatz") zu schlagen suchen.

Es braucht unter solchen Umständen nicht wunderzunehmen, daß die politischen Parteien in immer größere Abhängigkeit von den Berufsvereinen geraten. Selbst die Weltanschauungspartei par excellence, das Zentrum, muß sich diesem Zuge der Zeit fügen; denn man entfaltet darin neuerdings eine immer fieberhaftere organisatorische Tätigkeit für die Ausgestaltung des Berufsvereinswesens innerhalb des katholischen Volksteils. Die neueste Blüte dieser Bestrebung bildet der Vorschlag der „Präses-Korrespondenz", Zeitschrift für das katholische Vereinswesen, „Katholische Beamtenvereine" ins Leben zu rufen. Man fürchtet eben die Anziehungskraft, die neutrale Berufsvereine auf katholische Volksgenossen ausüben, mehr als die Propaganda irgend einer andern politischen Partei.

Eine fast absolutistisch zu nennende Parlamentsherrschaft, wie sie sich in England und Frankreich entwickelt hat und dort in weiten Kreisen als das schlimmste Übel empfunden wird, ist in Deutschland kaum zu befürchten. Dazu ist das berufliche Vereinswesen schon zu stark entwickelt. Wer den Parlamentarismus als einen von bestimmten Lebensgesetzen regierten besonderen Organismus zu begreifen versteht, kann auch beobachten, wie der Kollektivwille unserer Parlamentarier einheitlich, wenn auch bei vielen Einzelnen unbewußt, danach strebt, sich das, was man an Macht durch das Erstarken der Berufsvereine einbüßte, von der Regierung ersetzen zu lassen.

O. C.

* * *

Amerika und die japanische Auswanderung.

Japan hat sich bei den Verhandlungen wegen Erneuerung des japanisch-amerikanischen Handelsvertrages geweigert, schriftlich ein Recht der amerikanischen Regierungen, Japaner von der Einwanderung gesetzlich auszuschließen, anzuerkennen. Die in dem alten Vertrage vorhandene Freizügigkeitsklausel sollte sogar bestehen bleiben. Es wollte nur die früher gegebene Versicherung erneuern, aus freien Stücken seine Auswanderung nach Korea, der Mandschurei oder andern asiatischen Gegenden zu lenken. Taft erklärte daraufhin, es sei nicht nötig gewesen, mit Japan neue Abmachungen in der Einwanderungsfrage zu treffen, da es sein früher gegebenes Versprechen peinlich gehalten habe; die japanische Einwanderung in Kalifornien sei tatsächlich in den letzten Jahren ganz unbeträchtlich gewesen.

In Wirklichkeit liegen die Dinge anders. Es hat sich erwiesen, daß Korea und die Mandschurei keine geeigneten Gebiete für eine massenhafte japanische Auswanderung abgeben, denn sie sind an und für sich schon dicht bevölkert, und Koreaner wie Chinesen sind den Japanern von Natur wirtschaftlich überlegen. In Japan selbst wachsen aber nach wie vor die Arbeitsgelegenheiten weniger rasch als die Arbeit suchenden Hände, so daß sich die japanische „Kolonisationsgesellschaft" außerstande sieht, mehr als einen kleinen Teil des Bevölkerungsüberschusses nach dem asiatischen Festlande zu verpflanzen. Die japanische Regierung läßt es unter diesen Umständen ruhig geschehen, daß Auswanderungslustige, die es nach den Vereinigten Staaten zieht, auf dem Umwege über Mexiko statt wie früher unmittelbar dorthin zu gelangen. Im Jahre 1907 landeten 10 000 Japaner in Mexiko, davon waren 1908 nur noch 1000 da, die übrigen in den Vereinigten Staaten. Sind sie einmal dort, so kann man ihnen nicht so leicht nachweisen, daß sie ungesetzlich hineinkamen. In San Francisco schwillt die japanische Bevölkerung geräuschlos unaufhaltsam an. Schon beträgt sie 40 000 Köpfe. Der Blumenhandel und das Fruchtgeschäft sind in ihren Händen; italienische und portugiesische Schuhflicker hat sie verdrängt und in der Bekleidungsbranche überwiegt sie schon. Außerdem verlegen sich die Japaner immer erfolgreicher auf die Bodenspekulation; ungeheure Strecken in der Umgegend von San Francisco befinden sich bereits in ihrem Besitz. Das alles stimmt schlecht zu der schönen Geste, mit der Herr Taft den Mikado seiner Freundschaft versichert.

Otto Corbach.

* * *

Die Lage ausländischer Arbeiter.

Über die Lage der Arbeiter im Auslande schreibt Kuno Waltemath (Hamburg) in den „Preuß. Jahrbüchern" sehr beherzigenswerte Worte. Er sagt u. a.:

Das Elend der unteren Volksklassen Großbritanniens ist groß, vielfach geradezu entsetzlich. Es hat nur in New York, Chikago und den industriellen Gebieten Nordamerikas seinesgleichen. Aber darauf kommt es uns hier nicht an. Man muß, will man den Ursprüngen der Größe unsrer Sozialdemokratie nachgehen, darnach trachten, sich ein Bild von den Verhältnissen der besseren westländischen Arbeiterklasse zu machen. Die Lage der Elite der Arbeiterwelt, nicht ihrer Masse bestimmt den Grad der Zufriedenheit der Arbeiterwelt überhaupt. Die finanzielle Macht der deutschen Sozialdemokratie beruht auf der Leistungsfähigkeit der oberen Schicht der Handarbeiter. Die unteren Schichten besitzen wegen der Niedrigkeit ihrer Löhne, wegen der Unsicherheit ihrer Arbeitsgelegenheit nicht die Möglichkeit, in erheblichem Maße zu den Kriegskosten der Partei beizutragen. Sie spielen deshalb auch in der Sozialdemokratie nur die Rolle des Mitläufers, ohne irgendwelchen Einfluß auf die Parteipolitik. Die deutsche Sozialdemokratie bezieht fast ihre gesamten Einnahmen aus Berlin, Hamburg und wenigen andern großen Städten mit gutbezahlten Arbeitern. Weil in England derartige Arbeiter im allgemeinen nicht der Sozialdemokratie verfallen sind, vermochte der Sozialismus als Partei dort keinen fruchtbaren Boden zu finden. Es sind eben im allgemeinen nur Teile der ungelernten britischen Arbeiter, die sich Sozialdemokraten heißen.

Es ist eine unbestrittene Tatsache, daß gerade in der Epoche, in der die deutsche Sozialdemokratie sich ausbildete, bei uns die gelernten Arbeiter wesentlich schlechter dastanden, als ihre Standesgenossen im Auslande, und daß auch die ungelernten Arbeiter, soweit zuverlässige Nachrichten über deren Verdienst vorliegen, in fast derselben Lage sich befanden. Heute hat sich allerdings jenes Verhältnis verschoben, indem die Arbeiterschaft in unserm Lande an Einnahmen und Komfort außerordentlich zugenommen hat; aber immerhin steht sie auch gegenwärtig noch hinter den Arbeitern Englands und vielleicht auch Frankreichs zurück, von Amerika zu schweigen.

Wir wollen unsre Behauptungen durch folgendes Ziffernmaterial beweisen.

Burnett berichtet auf Grund der Aufstellungen des Britischen Handelsamtes, daß im Jahre 1887 wöchentlich verdienten:

Maschinenbauer	26—38 sh,	Steinhauer	20—40 sh
Zimmerleute	22—42½ „		(Sommer),
Maurer	24—42½ „		20—35½ sh
	(im Sommer),		(Winter),

Digitized by Google

	18–38½ sh	Anstreicher	54½ sh
	(im Winter),		(Sommer),
Setzer	36 sh,		48½ sh
Schmiede	28 „		(Winter).

In Berlin dagegen wurden im Jahre 1887 an Wochenlöhnen gezahlt:

bei Schmieden	25,90	Mk.,
Zimmerleuten	26,55	„
Maschinenbauern	20—34,20	Mk.,
Anstreichern	16—20	„

Nach amtlicher Statistik betrugen 1891 in England und Wales die Durchschnittslöhne für Zimmerleute und Tischler im Winter 33 sh 11 d die Woche, im Sommer 35 sh 6 d, für Ziegelmaurer im Winter 33 sh 2 d, im Sommer 36 sh 11 d. Damit vergleiche man die Ziffern für Deutschland. Es erhielten 1893 die deutschen Holzarbeiter einen Wochenlohn von 18,69 Mk., 1897 von 19,96 Mk., die Maurer 1895 von 20 Mk., 1890 also wahrscheinlich weniger.

Ein besonders interessantes Bild gewährt folgende Gegenüberstellung von Londoner Löhnen einerseits, von Berliner und Hamburger andererseits. Nach Charles Booth, „Life and labour of the People in London" betrug der durchschnittliche Wochenlohn eines Mannes in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts für

Maschinenbauer	38 sh,
Schriftsetzer	38 „
Zimmerleute	38 „
Maurer	38 „
Tapezierer	36 „
Brauknechte	32 d,
Brauereiarbeiter	24 sh 6 d.

In Berlin waren 1900 die Lohnverhältnisse der Maurer Gegenstand einer Untersuchung des Berliner Magistrats. Dabei ergab sich, daß etwa der vierte Teil der Maurer im Durchschnitt des Jahres 5,25 bis 5,50 Mk. verdiente. Etwas weniger als ein Viertel der Maurerschaft kam auf die Lohnklasse zwischen 5 und 5,25 Mk. Etwa der sechste Teil erhielt 4,75 bis 5 Mk.; nur ein ganz kleiner Teil verdiente weniger als 4,75 Mk. . . . In Hamburg hat die Zahlstelle des Zentralverbandes der Maurer Deutschlands im August 1900 Erhebungen über die Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Maurer angestellt, die ergaben, daß von 2320 Maurern 97 einen Stundenlohn von 85 Pf., 2195 einen solchen von 65 Pf. empfingen, und daß 28 unter 65 Pf. erhielten. Gegenüber den Vorjahren war eine erhebliche Lohnbesserung eingetreten. Denn in den Jahren 1896 bis 1899 betrug für die überwiegende Mehrheit der Maurer der Stundenlohn 60 Pf. („Correspondenzbl. der Generalkomm. der Gewerksch. 1901, pag 6.") Man bedenke, daß die hier für 1900 verzeichneten Ziffern schon einen erhöhten Lohn gegenüber dem Zeitpunkte bedeuten, um welchen herum Booth seine Nachforschungen vornahm. Ein wahrheitsgetreues Bild des Abstandes zwischen britischen und deutschen Lohnverhältnissen geben auch die folgenden Ziffern. Nach amtlichen Mitteilungen über das Jahr 1906 belief sich in England der durchschnittliche Wochenverdienst für Männer

im Häuserbau,	i. d. Sägemühlen
auf 33 sh,	auf 27 sh 4 d,
im Hafenbau,	i. d. Tischlerei
auf 31 sh 10 d,	auf 33 sh.

Die Lohnberechnungen sind an 1000000 Männern im Baugewerbe und an 250000 in der Holzindustrie aufgenommen worden. Die Arbeitszeit dauerte im Baugewerbe im Sommer 52,9 Stunden und im Winter 45,9 die Stunde. Nach der bereits zitierten Statistik des deutschen Holzarbeiterverbandes stellte sich in Deutschland die durchschnittliche Wocheneinnahme eines Holzarbeiters im Jahre 1906 auf 25,18 Mk., also auf eine erheblich geringere Summe als in England. Nach der Statistik des Zentralverbandes der Maurer Deutschlands verdiente 1908 ein organisierter Maurer in der Woche 27,25 Mk., also wieder weniger als sein englischer Berufsgenosse. Die wöchentliche Arbeitszeit währte im Sommer in der Holzindustrie 57 Stunden, im Maurerhandwerk 54.

Werfen wir nun einen Blick auf die Löhne in der Metall- und in der Bergwerksindustrie! Es verdienten nach Berechnungen der deutschen Berufsgenossenschaften im Jahre 1886 Bergleute 729,7 Mk. jährlich, die Arbeiter in den Rheinisch-Westfälischen Hüttenwerken 952,7 Mk. In England erhielten nach amtlichen Berichten in demselben Jahre die männlichen Arbeiter im Schiffbau jährlich 1521 Mk., in den Kohlengruben 1192 Mk., in den Eisengießereien 1600 Mk. (bei voller Beschäftigung), sonst 1157 Mk.

Steht nun der größeren Einnahme des englischen Arbeiters eine größere Ausgabe gegenüber? Sind die Wohnungen teurer und die notwendigen Lebensmittel? Mit nichten!

Die Ausgaben, die der englische Arbeiter unerläßlich machen muß, sind im allgemeinen niedriger als bei uns. Amtliche Berichte, beispielsweise die Labour statists des englischen Handelsamtes und andre zuverlässige Quellen geben als wöchentliche Wohnungsmieten Beträge von 3½ s, 4 s, 4 s 9 d, 5 s, 5 s 6 d, 5 s 7½ d, 6 s bis 8½ s an. Diese Zahlen gelten sowohl für London als auch für die andern großen Städte. Meistenteils sind die Wohnungen geräumiger als in Deutschland, weil das Einfamilienhaus, besonders bei den gutgelohnten Arbeitern, vorwiegt. Ein Arbeiterhaus, das sechs Räume umfaßt, bekommt man in Leeds für 4 s 9 d wöchentlich.

In englischen Statistiken finden wir für London das folgende prozentuale Verhältnis der Miete zum Arbeitereinkommen verzeichnet: 12,95, 14,48, 15, 16,67; im allgemeinen sehr selten über 20, meistens zwischen 12 und 15. In Hamburg, das am meisten von allen deutschen Städten in seiner wirtschaftlichen Struktur London ähnelt, betrug 1891 das Verhältnis des Mietswertes zu einem Einkommen von 700 Mk. 26,45%, zu 800 Mk. Einkommen 25,81%, zu 900 Mk. 24,61%, zu 1000 Mk. 23,62%, zu 1500 Mk. 22,50% und zu 2100 Mk. 21,33%.

Im übrigen Deutschland dasselbe Schauspiel! Man kann als Regel feststellen: „In den unteren Einkommenstufen bis 2000 Mk. beträgt der für die Miete aufzuwendende Anteil heute 20—25% des Einkommens." (Eberstadt.) Aus den Einkommen- und Mieteverhältnissen in Alzey, Bingen, Darmstadt, Friedberg, Gießen, Mainz, Offenbach und Worms zieht Landeswohnungsinspektor Gretzschel das Fazit: „Es haben demnach also in den kleineren Städten 60—67%, in den größeren 80—85% der Einkommensteuerpflichtigen ein Einkommen, aus dem sie das durchschnittliche Minimum an Wohnraum nicht bezahlen können." Diese Zustände, die so ziemlich für ganz Deutschland typisch sind, haben sich in den letzteren Jahren eher verschlechtert als verbessert. So urteilen auch die „Jahresberichte der Kgl. Preuß. Regierungs- und Gewerbebeiräte und Bergbehörden für 1906". Sie stellen die Tatsache fest, „daß infolge Steigerung der Wohnungsmieten und sämtlicher Lebensbedürfnisse im Berichtsjahre die erzielten Lohnerhöhungen und Teuerungszulagen durch Mehrausgaben mindestens ausgeglichen wurden; in einzelnen Bezirken konnte die Lohnsteigerung sogar nicht einmal Schritt halten mit der verteuerten Lebenshaltung, und das in einem Jahre, „das für die Forderungen der Arbeiter bei starker Beschäftigung und knappen Arbeitskräften ausnahmsweise günstige Bedingungen bot". Besonders schädlich und niederdrückend für die sittliche Bildung und leibliche Gesundheit des handarbeitenden Volkes ist bekanntlich das enge Zusammenwohnen, wie es in den deutschen Städten und industriellen Gegenden üblich ist. Wie hoch ist nicht der prozentuale Anteil der kleinen Wohnungen mit nur ein oder zwei heizbaren Zimmern an der Gesamtzahl der Wohnungen! So machten beispielsweise in Berlin die genannten Wohnungen 78% aller Wohnungen aus, in München 60%, in Hamburg 55, in Breslau 77, in Dresden 70, in Hannover 69, in Magdeburg 76, in Charlottenburg 58, in Halle a. d. Saale 69%. Wie außerordentlich selten ist das Einfamilienhaus bei den kleinen

Digitized by Google

Leuten! Es hausten im Jahre 1900 in einem Wohnhause in

Bremen	8	Elberfeld	18
Krefeld	13	Altona	19
Straßburg	16	Nürnberg	19
Aachen	16	Düsseldorf }	ungefähr 20
Köln	16	Dortmund }	
Braunschweig	17	Hannover }	
Frankfurt a. M.	fast 19	Danzig	21
Essen	fast 19	Mannheim	22

ferner:

Kiel	26	Chemnitz	30	Charlottenburg	60
Kassel	26	Königsberg	30	Berlin	77
Leipzig	27	Magdeburg	35	Hamburg	35
Dresden	28	Posen	39		Personen.
München	28	Breslau	40		

Nun denke man an die Villenviertel und Geschäftshäuser in diesen Städten, überschlage die dafür in Betracht kommende Zahl der Häuser, und man wird sich ausmalen können, wie eng zusammengedrängt die minderwohlhabenden Klassen unsres Volkes in den meisten Städten hausen. Wie anders schauen da die folgenden Ziffern aus. Es betrug im Jahre 1901 die Behausungsziffer in

Birmingham	4,84	London	7,93	Yarmouth	4,34
Bradford	4,36	Manchester	4,99	Grimsby	4,73
Brighton	5,70	New Castle	8,03	Halifax	4,21
Bristol	5,65	Norwich	4,99	Leeds	4,53
Cardiff	5,87	Nottingham	4,57	Sheffield	4,80
Liverpool	5,55	Rochdale	4,12	York	4,71

Personen.

1901 besaß ganz England 7036868 Wohnungen, 1891 etwas weniger.

Davon verfügten über	1881	1901
1 Raum	4,7%	3,6%
2 Räume	11,1%	9,4%
3 Räume	12,3%	11,1%
4 Räume	23,09%	22,7%
5 und mehr Räume	47,7%	53,2%

Ebenso wie die Wohnungen stehen drüben die Lebensmittel niedriger im Preise, teilweise erheblich niedriger.

* * *

Mond und Wetter. Rückblick.

Der Verlauf der verflossenen Witterungsperiode bot in mancherlei Hinsicht für die künftige bessere Ausgestaltung der auf die Stellung des Mondes sich gründenden Wettervoraussage wieder einige sehr lehrreiche Anhaltspunkte.

Was die Wirkung des Neumondes betrifft, so mag noch darauf hingewiesen werden, daß diese bis in die tiefsten südlichen Gegenden Europas sich verfolgen ließ. Die starken Scirocco-Stürme der letzten Märzwoche, die, aus Südwesten von dem tunesisch-algerischen Küstengebiet nach Sizilien und Süditalien herüberkommend, die Staubmassen der Sahara bis in das Alpengebiet hineintrugen und die eine charakteristische Begleiterscheinung des Übergangs vom Winter zum Sommer bilden, waren unzweifelhaft eine Folge der mit dem höher steigenden Mond sich vollziehenden nördlichen Verlagerung des äquatorialen Luftströmungssystems.

Waren die Niederschläge, die der vorübergegangene Neumand unsrer nördlichen Gegend gebracht hat, nicht besonders erheblich, so hat er doch in andern südlicheren Gegenden auch nach dieser Richtung hin schon seinen demnächstigen Einfluß auf die sommerliche Witterung kund getan. Wolkenbruchartige Regengüsse sind in der Mainzer Gegend niedergegangen, und das plötzliche Wiedervordringen der Kälte hat im ganzen Süden und Westen — Schwarzwald, Frankreich, Ungarn, ja sogar Italien — durch das Zusammentreffen mit der warmen, feuchthaltigen Luft zu starken Schneefällen Veranlassung gegeben.

Der nach Vorübergang des Neumondes am 3. April eingetretene Temperaturrückschlag ist von einer so außergewöhnlichen Schroffheit gewesen, daß die während der wenigen frühlingswarmen Tage rasch sich hervorwagenden Knospen und Blüten schwer darunter gelitten haben. Wohl war es mit Sicherheit zu erwarten, daß Nachtfröste nicht ausbleiben würden. Daß aber die wieder einsetzende polare Luftströmung uns noch einmal eine geradezu winterliche Kälte bringen werde, ließ sich auf längere Zeit nicht ohne weiteres voraussehen.

Die von dem Astronomen Arago berichtete Meinung der französischen Gärtner vorzüglich um Paris, daß der im April ins Zunehmen kommende Mond Frost bringe und die jungen Knospen und Triebe erfrieren lasse, hat sich hiernach wieder durchaus bewährt. Man wird aber nach einer Erklärung dafür suchen müssen, warum die kalten nördlichen und östlichen Winde schon so frühzeitig nach dem Neumonde, noch vor Erreichung des höchsten Mondstandes, wieder zur Vorherrschaft gelangten. Druck erzeugt Gegendruck, und das starke Drängen der mit dem Neumond erscheinenden äquatorialen Luftwelle nach dem Pol hin hat offensichtlich im hohen Norden eine nicht minder kräftige Gegenbewegung ausgelöst, die, als polare Luftströmung von Nordosten und Osten her nach Süden und Westen über das Festland hinziehend, uns noch einmal Winterkälte hat spüren lassen. Anzeichen dafür, daß diese Annahme richtig ist, waren in den Wetterkarten jener Tage wohl vorhanden. Wie sollte es sonst zu erklären sein, daß über der Südostecke von Island, die am 2. und 3. April, während bei uns noch Wärme herrschte, 5 und 7° Kälte zeigte, schon am 4. April, wo über Nacht das ganze Festland von der aus dem hohen Nordosten kommenden Kältewelle mit erstaunlicher Schnelligkeit überzogen wurde, die Temperatur plötzlich auf 5° Wärme stieg und in den folgenden Tagen sich noch auf 8 und 9° hob? Offenbar ist, nachdem die mit dem Neumond einsetzende, west-ostwärts gerichtete Luftbewegung ihre Stoßkraft erschöpft hatte, die warme äquatoriale Luftwelle wieder nach Westen zurückgewichen und hat sich über dem Meere den Weg nach dem Pol hin gebahnt. Diesem Druck hat die im hohen Norden auf östlicher Seite lagernde kalte Luft um so weniger standhalten können, als der Druck von Süden her nachließ, und ist dann ihrerseits nun dahin durchgebrochen, wo die zurückweichende warme Luftwelle ihr kurz vorher den Platz geräumt hatte.

Das Gegenstück zu diesem Kälteeinbruch unmittelbar nach dem Neumonde kurz vor höchster Deklination findet sich im Herbst, wo die ersten Kältevorstöße nicht selten kurz nach dem Vollmond ebenfalls um die Zeit der höchsten Deklination erfolgen. Im Herbst wird der Vollmond, wenn er sich über den Aquator erhebt, zum Wärmebringer und hat zur Folge, daß die äquatoriale Luft stärker nach dem Pol hin abfließt. Die an sich der Theorie widersprechende Erscheinung, daß die ersten Kältevorstöße in der Zeit der höchsten Monddeklination fallen, ist demnach auf den in diesen beiden Jahreszeiten stattfindenden Wechsel der Wirkung des Voll- und Neumondes zurückzuführen.

Hildesheim, den 11. April 1911. Emil Brandt.

Die Bequemlichkeits- und die Geschäftsweisheit in der Architektur.

Es gibt unsinnige Bemerkungen, die scheinbar unausrottbar sind. Und in der Architektur sind diese Bemerkungen ganz besonders peinlich, denn wir haben darunter zu leiden — entweder ästhetisch oder gar in unsern alltäglichen Lebenseinrichtungen.

So sagt der Architekt, um jeden Bauherrn zum kostspieligeren Baumaterial zu verleiten: immer Baumaterial

Digitized by Google

zeigen; Verkleidung, Maskierung des gewöhnlichen Baumaterials, nicht anständig — Stuck wirkt einfach ärmlich.

Zweifellos: Stuck wirkt ärmlich.

Aber — wirkt vielleicht auch ein echter Granitüberzug ärmlich? Die alten ägyptischen Pyramiden wurden mit Tonziegeln gebaut — dann aber mit spiegelglattem Granit überzogen. Wo das nicht geschah, da fehlte es schließlich an den Mitteln, den Granit zu besorgen. Wirkte da der Granitüberzug aber ärmlich? Das wird doch wohl Niemand behaupten wollen. Eine Granitpyramide wirkte immer imposant — auch wenn unter dem Granit Backsteine saßen.

Was aber für den Granit gilt, das gilt doch auch für den Marmor, Alabaster und — last not least — für alle Arten von Sandstein.

Die Abneigung gegen den Überzug ist also, wenn er nicht aus dem zu leicht vergänglichen Stuck besteht, nicht gerechtfertigt. Es ist auch nichts gegen die glasierten Ziegel zu sagen — auch nichts gegen einen Überzug aus Glas. Dieser ist natürlich leicht entzweizuschlagen. Man kann aber auch Alabaster, Marmor und Granit ganz leicht entzweischlagen — wenn man entzweischlagen will.

Ziegelbauten wirken, wenn sie alt sind, außerordentlich reich und herrlich. Sind sie aber noch nicht gute hundert Jahre alt, so wirken sie einfach scheußlich. Ich kann mir nicht helfen. Schinkels Kasernenbauten waren durch die Armut der damaligen Zeit motiviert. Er wollte wohl das bessere Material und nahm die Backsteine nur aus Armut so roh — und, um dem Stuck zu begegnen.

Deswegen aber darf man nicht noch heute erklären, daß der unbekleidete Backsteinbau, an dem die Ziegel nicht einmal glasiert sind, irgendeinen ästhetisch guten Eindruck macht. Er ist, so lange er noch nicht 100 Jahre alt ist, einfach — wie gesagt — nach meinem Empfinden scheußlich. Bequemlichkeitsweisheit ist es, ihn deshalb für sehr akzeptabel zu halten, — weil er mal nach Jahrhunderten imposant aussehen wird.

Die alten Assyrer und Babylonier, die auch viel mit gebranntem Ton bauten, haben massenhaft die glasierten Ziegel verwendet — in der ganz richtigen ästhetischen Ansicht, daß die Zukunft nicht für die Gegenwart entschädigen kann . . . .

Nun aber noch ein Wort über die Geschäftsweisheit in der Architektur: Der Architekt resp. der Herr Maurermeister sagt immer wieder: besseres Baumaterial als der Backstein ist gar nicht denkbar; er ist porös und deshalb Luft durchlassend; alle die andren neueren Baumaterialien eignen sich nicht, weil sie nicht porös sind.

Das ist eine nette Logik.

Marmorbauten aus reinem Marmor sind doch auch nicht porös. Und reine Granitbauten ohne Backsteine sind ebenfalls nicht porös. Und — der Marmorüberzug muß doch auch die Porosität der Backsteine aufheben — warum also so heftig gegen die neuen Materialien, z. B. gegen die vortrefflichen Zementplatten?

Die Antwort darauf ergibt sich sehr leicht: der Herr Maurermeister hat dabei nicht mehr viel zu tun. Also: Geschäftsweisheit! Geschäftsweisheit!

Man täte gut, sich auch dieses zu merken, damit man endlich mal von der allein seligmachenden Backsteinarbeit befreit wird — die Architektur würde dann leichter in neue Bahnen gelangen. Die „Kostbarkeit“ des Materials darf aber nicht allein ausschlaggebend sein.

Paul Scheerbart.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ⁂ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

Mark 1000.– bar

für Aufnahmen mit Ernemann-Camera und Ernemann-Optik

Preisausschreiben

offen bis 30. Sept. 1911. Bedingungen und Katalog gratis.

Heinr. Ernemann A. G., Dresden 260

Digitized by Google

Zur Beachtung.

Wir bitten unsre Mitarbeiter und Leser, während der Monate April und Mai sämtliche für die Redaktion bestimmten Sendungen ausschließlich an die Adresse des Verlages (Berlin W 9, Potsdamer Straße 124), zu richten, da unser Chefredakteur während dieser Zeit nicht in Berlin ist. Redaktion der „Gegenwart".

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Hans Hartt: Liebesmusik. Eine altwiener Geschichte. 4.—5. Tausend. Leipzig, L. Staackmann. 1910.

Unter der Flut der Wiener Romane, die uns Norddeutschen nicht so hoch angeschwollen zu sein scheint, wie die Berliner, verdient dieser eine kurze Erwähnung. Der Verfasser, der schon manches treffliche Bild aus der Gegenwart gezeichnet, führt uns hier nach dem alten Wien ums Jahr 1829. Aber es ist nicht etwa eine politische Darstellung und auch keineswegs nur eine altväterische Schilderung. Zwar kommen auch die behäbigen Bürger und die rundlichen, nur auf Toilette und Wirtschaft bedachten Frauen vor, aber das Blut der Jungen rollt lebhaft, wie im Jahre 1911. Die Liebelei verderbt manche, macht andre glücklich, die Leidenschaft reißt die Menschen wild umher. In der Mitte der personenreichen Erzählung steht der Maler Rocca della Scala, italienischen Ursprungs, wie sein Name zeigt, und italienischen heißen Gemüts. Neben ihm Clara Apfalterer, eines ehrsamen Patriziers Tochter, aber von der wilden Glut des Geliebten angesteckt. Wenn sie auch den Weiberjäger, denn das ist Rocca, manchmal verachtet und von sich stößt, ja selbst in das Verlöbnis mit einem älteren Arzt, dem Bilderliebhaber und Literaturfreund Guldener willigt, so vereinigt sie sich schließlich mit dem Geliebten, der aus einem Nichtstuer ein bedeutender Maler geworden ist, und der sich trotz aller kleinen Verirrungen die große Leidenschaft bewahrt hat. Die Geschichte ist gut erzählt, mit vielen Seitensprüngen und manchen schwer glaublichen Nebengeschichten; vortreffliche Figuren, leichtsinnige Frauen, die im Leben sehr hoch stehen, sogenannte Gefallene, die doch einen wahren Schatz innerer Güte besitzen, kluge, gefestete, ernste, spöttische, romantische Männer, wie ein alter französischer gräflicher Musiker und andre, erregen Interesse. Die wundersame Gestalt Beethovens erscheint manchmal und der ungeheure Eindruck seiner Musik — ob er sie nun selbst vorträgt oder ob andre seine Interpreten sind, wird sehr schön dargestellt. Nicht selten wird der Alte von Weimar in seiner Wirkung auf die Gemüter erwähnt. Es ist ein Buch, das den Leser fesselt und eine große Kraft der Schilderung beweist. Es enthält herrliche Naturschilderungen, schöne Kunstbetrachtungen und ein tiefes Eingehen in die schwer entwirrbaren Regungen des Menschenherzens. L. G.

Soeben erschienen:

Ernst von Wolzogen

Das Kaisermanöver

und andere Erzählungen

Nr. 769 von Kürschners Bücherschatz.

In letzter Zeit gelangten in Kürschners Bücherschatz Erzählungen der beliebtesten zeitgenössischen Schriftsteller zur Ausgabe. Es wurden veröffentlicht:

Fedor von Zobeltitz Die Abenteurer. Roman. Nr. 750/51.	**Fjodor Dostojewski** Der ehrliche Dieb und andere Erzählungen. Nr. 757.	**Theodor Fontane** Onkel Dodo und andere Erzählungen. Nr. 764.
Hugo Ganske Die Kaiserreise. Humoristischer Militärroman. Nr. 752.	**Hermine Villinger** Randglossen. Das goldene Zeitalter d. Füllgebacher. 2 Erz. Nr. 758.	**Prosper Mérimée** Lokis. Tamango. Zwei Erzählungen. Nr. 765.
Ada von Gersdorff Gerettet. Roman. Nr. 753.	**Carl Tanera** Ernste und heitere Erzählungen. Nr. 759.	**M. Gerbrandt** Ringende Herzen. Erzählung. Nr. 766.
Carl Muusmann „Artistenblut". Erzählungen. Nr. 754.	**Max Kretzer** Mit verbundenen Augen. Roman. Nr. 760/61.	**L. Stevenson** Ein merkwürdiger Klub. Kriminal-Roman. Nr. 767.
Fl. Robertson Ein verschwundener Millionär und andere Abenteuer. Nr. 755.	**Carl Busse** Schuld und andere Novellen. Nr. 762.	**L. Stevenson** Das Ende eines Diamanten. Kriminal-Roman. Nr. 768.
B. v. d. Lancken Gräfin Festes Beirat. Roman. Nr. 756.	**E. Vely** Das Fräulein. Roman. Nr. 763.	**Ernst v. Wolzogen** Das Kaisermanöver und andere Erzählungen. Nr. 769.

Jeder Band 20 Pfg.

Berlin W. 9 und Leipzig — Hermann Hillger Verlag

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Rhonstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Meßler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 18. Berlin, den 29. April 1911. 40. Jahrgang Band 79.

Phantasie und Perspektive.

Wenn die Gegenwart nichtssagend ist und die Vergangenheit sich selber zum Halse heraushängt, flüchten die müßigen und die geschäftigen Gedanken ins Revier der Zukunft. So die unsrigen. Es ist eine rechtschaffene Ferienbeschäftigung. Sie hat gar keinen oder doch blutwenig Zweck. Aber eben darin erfüllt sie den ihrigen. Du liebe Zeit, muß denn alles immer einen Zweck haben? Wenn alles zwecklose Tun bei Strafe des Todes verboten wäre, wer könnte noch mit gutem Gewissen seine Zeitung lesen. Oder gar schreiben? Wir wären alle des Todes, wie wir dasitzen. Und mit Recht, denn nicht auszuhalten ist das ewig Zweckvolle. Es gibt ein schönes und wahres Wort: Der Zweck heiligt die Mittel. Wieviel schöner und wahrer hieße es in entgegengesetzter Form: Die Zwecklosigkeit heiligt die Mittel, heiligt alles. Die göttliche Zwecklosigkeit, die bewußte wie die unfreiwillige! Man sollte ihr Tempel bauen und Nischen weihen, auf Straßen und Plätzen, in Reichstagen und Redaktionen, auf den Untergrundbahnhöfen und daheim im Kämmerlein. Auf daß die Menschheit inne werde, wie schön ihr Dasein eigentlich ist. Wie unendlich viel schöner, als sie glaubt. Denn wenige nur ahnen, wo das Leben seine besten Kräfte her bezieht und ewig ergänzt: aus dem Zwecklosen, dem ewig Wundervollen.

Das ist sicherlich eine schöne Einleitung für einen „zwecklosen" Artikel. Annähernd zweckmäßig geradezu in ihrer Zwecklosigkeit. Sie steht deshalb auf der Grenze des Erlaubten. Logisch nämlich. Aber eben doch noch auf der Grenze, und das ist gut. Denn das Gemüt muß recht in Zwecklosigkeit versenkt werden, wenn es zwei edle Dinge, wie Phantasie und Perspektive, rein erhalten will in der Gesellschaft von Begriffen wie Reichsversicherungsordnung, Wahltermin, Herbstsession und ähnlichem. Das Gemüt muß freundlich sein und uninteressiert, um milde zu begreifen und umfassen, was alles in dieser Zeit geleitartikelt und gedichtet worden ist an Perspektiven, und um mit feiner Nachsicht zu unterscheiden und doch zu verzeihen, was etwa mit Dolus phantasiert ward und nicht wie manches andre in des Herzens Unschuld. Es ist das eben der Segen des höchsten Gutes der Zwecklosigkeit, daß ihr Anblick dem also bereiteten Gemüte eine Quelle der Unterhaltung und der Freude wird, auch wenn — nein, gerade weil sie sich meist selber in ihrem heiligen Eifer so zweckvoll dünkt. Also kommt her, Phantasie und Perspektive, die ihr euch nahe steht und doch so verschiedener Herkunft seid, und steigt mit hinab in die Arena der geläufigen Begriffe. Wollen sehn, wer von euch mehr ausrichtet.

Als Ausgang wäre eine Information gut. Eine Information ist stets etwas Schönes, etwas Verläßliches, etwas, wovon man sagen kann: es ist. Oder es scheint wenigstens zu sein. Aber auch dann ist es gut. Wenn ich etwa am Telephon höre, daß ein Freund von mir vor drei Wochen einen andern traf, der von einem dritten, dem großen Unbekannten, einem von jenen, „die es wissen müßten" (zu diesen gehört der große Unbekannte stets), vernommen hat, in acht Monaten würde der Hase so laufen, oder anders, — kann man bestreiten, daß das „etwas" ist? Zusammenhänge, Fäden irgendwie sind da von mir zum Objekte und zur Zukunft. Das ist bombensicher, das Bestehen der Fäden nämlich, und schon greife ich zur Feder und entrolle „Perspektiven" nach Bedarf. Irgendeiner aber findet sich für jeden und jedes, der einen getroffen hat oder beinahe getroffen hätte, der's wissen muß. Darum begegnet meine Feder andern, meine Fäden kreuzen sich mit andern Fäden, und aus den Kreuzungspunkten spinnt wieder ein dritter den seinigen. Man nennt das Preßerörterung. Man kann es auch ein Gesellschaftsspiel nennen. Für jeden Mitspieler aber verdichtet sich das Gewirr des Netzes nach irgendeiner Seite zu einem Knoten, in den er sich festhakt. Darauf „tippt" er dann. Ich habe meinen Tipp, du hast den deinen. Gut, das ist eine reinliche Sache. Mit welchem Rechte der meine und der deine, frage ebensowenig wie beim Wetten. Es ist halt Überzeugung im Spiele. Aberglaube, fixe Idee, Gott weiß was. Ein Wörtlein, ein bedeutungsvoller Wink, eine Miene und sie sitzt bei mir unausrottbar und macht mich glücklich. Denn weiter hat sie keinen

Digitized by Google

Zweck. Höchstens, daß ich nun wieder andre mit ihr beglücke. Also um endlich von der Theorie herunterzukommen, so tippen gegenwärtig die patentierten Ober- und Vortipper, jeder auf seinen Wahltermin. Der Ärmste (der Termin nämlich) pendelt jetzt schon wochenlang durch die Presse: vom September 1911 bis zum Februar, ja, bis zur Mitte 1912, immer hin und her, ohne zum Sitzen zu kommen. Mit den Wahlen Mitte 1912 wagen es freilich nur die ganz Mutvollen. Oder vielmehr die wenig Mutigen, denen vor den Wahlen greulich bange ist. Denn wer sich vor dem Tode fürchtet, für den sind schon vier Wochen Galgenfrist eine köstliche Ewigkeit. Wie der Wunsch Vater seiner Gedanken, so die Phantasie Mutter seiner Perspektiven. Aber bei aller Verwandtschaftlichkeit dieser beiden, dies Verhältnis ist doch nicht das richtige. Der 1912er Tipp darf als verloren gelten. Er hat keine Basis. Mehr davon, wenngleich auch Phantasie, besitzen die andern, die sich über die nächste Jahresgrenze nicht oder doch nicht weit hinauswagen, die jedenfalls die Tätigkeit des morschen, alten Reichstages nicht länger als bis in den Dezember 1911 verlängern wollen. Sie gehen bei ihren Perspektiven entweder von oben aus, von Bethmann Hollweg, seiner Gemütsveranlagung und seinen selbstverständlich „aus zuverlässiger Quelle“ erfahrenen Intentionen, oder von unten, indem sie vor ihre Füße schauen, dort zunächst 1754 Paragraphen einer Reichsversicherungsordnung liegen sehen und nun über diese hinweg langsam und allmählich mit ihren Kombinationen in die Zukunft kriechen, so oder so oder so oder anders. Es lohnt wirklich nicht, die einzelnen Variationen des dabei Möglichen zu rekapitulieren. Wir kennen sie aus mancher Spalte. Sie sind rechnungsmäßig zusammengestellt und eine so wahrscheinlich oder unwahrscheinlich wie die nächste. Ob mit oder ohne Herbstsession, ob mit vielen Gesetzen oder mit leerem Beutel, ob mit baldiger Auflösung oder vorläufiger Vertagung, auf alle Fälle wird im Winter irgendwann gewählt, im Oktober oder im November oder im Dezember, oder vielleicht auch erst im Januar. Ist das nicht eine glänzende „Information“? Eine sichere Sache, ha! Allen kommenden oder nicht kommenden Dementis gegenüber sei sie hiermit aufrecht erhalten! Was sonst passiert, welche von den ausstehenden, großen Gesetzentwürfen vorher fertig werden, welche in den Papierkorb fliegen, ob es mit Obstruktion, mit Vergewaltigung der Geschäftsordnung oder glatt geht, bring ich heute nicht heraus, nicht durch Daumendrehen und nicht durch Knöpfeabzählen. Minime vero! Ich kanns nicht. Nur daß der Etat für 1912 noch von den vorliegenden Herren Reichsboten erledigt werden sollte, ist absurd. Aus allgemeinen und besonderen, inneren und äußeren, temporären, praktischen, vernünftigen, staatsrechtlichen, moralischen und Bethmann Hollwegschen Gründen. Im übrigen, wie gesagt, weiß ich allein, und schäme mich dieser Dürftigkeit nicht, daß irgendwann bis zum nächsten Jahresanfang inklusive gewählt werden wird, und daß bis dahin noch viel, viel, viel geredet, gestikuliert, geschrieben und geschoben werden muß! Schließlich ist das, sollte ich meinen, auch schon eine Kenntnis, die etwas wiegt. Wenigstens ist es eine „Perspektive“, die diesen Namen verdient, weil zu ihr weder Phantasie gehört, noch sonst etwas, wie „zuverlässige Informationen“, „besondere Seiten“, „absolut sichere Quellen“, „Stimmung in maßgebenden Kreisen“ oder ähnlich Telephonisches (siehe oben). Es ist eine Perspektive, die „bombensicher“ ist allein aus sich selbst. Denn das Unvermeidliche wird immer Ereignis. Die Zeit ist etwas Präzises, ein Zeitraum, nie defekt und ein Kalender, nichts, das gebrochen werden kann wie der Stab über einen Reichstag oder wie eine Geschäftsordnung. Darum wollen wir, ohne unsre Phantasie blutig zu spornen, die Dinge sich historisch-genetisch entwickeln lassen, Gott und den Oberen vertrauen, die uns zu ihrer Zeit an die Wahlurne rufen werden, „Mann bei Mann“, und in der nächsten Woche als höfliche Leute ohne vorlaute Perspektiven unsern alten Reichstag wieder begrüßen mit dem freundlichen Zuruf: Gott sei uns Sündern gnädig!

Die Herren Albaniens.

Von H. Prehn-v. Dewitz (Brüssel).

An den Grenzen der „Schwarzen Berge“ locken die Fanale wilder Albanerstämme zum Kampfe gegen die Truppen des Padischah, und während in Yildiz albanesische Garden im Gleichschritt vor dem Palaste des Großherrn auf Wache ziehen, steigen ihre Brüder in der Heimat von den Höhen herab gen Skutari. Zum zweiten Male binnen Jahresfrist hat das jungtürkische Regime der albanesischen Nationalbewegung die Waffen in die Hand gedrückt, zum zweiten Male richtet sich ihr Kampfesruf gegen den anerkannten Sultan. Sie ist der Leitung der Machthaber in Stambul entwachsen, in ungewollter Freiheit probt sie ihre Fittiche.

Einst war es anders. Als Abdul Hamid noch die Völker des Halbmonds unter sein Szepter beugte und Ferid Pascha, der Albanese, sein Großwesir, die Geschicke des Osmanenreichs leitete, da sprach man wohl am Balkan von der albanesischen Nationalbewegung, doch man wußte auch, daß zwei Herrscher sie zügelten, der eine in Wien, der andre in Stambul, da wußte man, daß der Friede zwischen Doppelaar und Halbmond den „status quo“ am West-Balkan garantierte.

Digitized by Google

In jener Zeit des Alttürkenregiments wagte Fürst Nikita von Montenegro noch nicht, seine Heerscharen über die Kuppen des Loween gegen die Truppen der „Schwabas“ oder der Türken ins Feld zu schicken, denn es hieß, daß der Angriff auf die einen die unweigerliche Feindschaft der andern nach sich zöge. Das Bild hat sich geändert.

Mit Mohammeds V. Thronbesteigung, mit der Militärherrschaft der jungen Türkei hat sich Albions Revolutionseinfluß am Bosporus festgesetzt. Aus einst konvergierenden Kräften, wie Österreich und die Türkei es in den letzten Jahren unter Abdul Hamids ränkevoller Regierung waren, sind divergierende geworden. Nur die albanische Nationalbewegung ist dieselbe geblieben, ungefährlich für die Geschicke des Balkans, aber unter tüchtiger Leitung doch kräftig genug, um bald in dieser, bald in jener Richtung ausgespielt zu werden.

Das Ziel dieser Bewegung wird vielfach verkannt. Es ist weniger auf die Erlangung absoluter Selbstregierung gerichtet als auf die Gewinnung verschiedener Freiheiten gegenüber der türkischen Landeshoheit. Von Anfang an und unter Abdul Hamid in vollem Einverständnis mit der Pforte hat Österreich-Ungarn jene Bewegung mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln unterstützt, sieht es doch in Albanien strategisch die natürliche Festung und zugleich den Pufferstaat, der sein Vorgehen zum ägäischen Meere hin zu decken und nötigenfalls im Sinne seiner Politik zu lenken vermag. Von hier aus bietet sich ihm nicht nur die Möglichkeit, in gesicherter Stellung Serben und Bulgaren, die grimmen Feinde der Albanesen, gebührend in Schach zu halten, es gewinnt durch seine Freundschaft mit den Stammeshäuptlingen auch einen entschiedenen Einfluß auf die strittigen Gebiete Mazedoniens, die England und mit ihm die Mächte der Westentente dem österreichischen Vormarsch nach Saloniki gegenüber so verzweifelt verteidigen. Tatsächlich ist Österreich in Albanien noch heute die einzige Macht, die außer der Türkei wenigstens dem Namen nach bekannt ist, die aber bei den Malzoren Nordalbaniens in weitaus höherem Ansehen steht als das Reich des Sultans selbst. Auch die im Süden der Albanerberge wohnenden mohammedanischen Hochländer sind nicht so fanatische Anhänger des Islam und des Padischah, als daß sich ihre Treue zum ottomanischen Reiche nicht in hohem Grade nach dem Entgegenkommen, den dieser ihren Freiheitswünschen gegenüber bezeugt, richten sollte. Abdul Hamid hat dies sehr gut gewußt und danach gehandelt. Nicht selten, so sagt man, war in Yildiz Kiosk der albanesische Freiheitskämpfer Izza Bolietinatz zu Besuch.

Mit kluger Jesuitenpolitik haben die Österreicher in Albanien Spitäler und Schulen geschaffen, haben in besonderen Privatanstalten (z. B. in Skutari) die Erziehung der albanesischen Bajrakter(Stammeshäuptlinge)-Söhne in die Hand genommen. Eine Austro-orientalische Handelsgesellschaft ist in Skutari ansässig geworden, überall sucht das Kapital der Doppelmonarchie Eingang zu finden, um den mannigfaltigen Kulturaufgaben, die bei der zivilisatorischen Aufschließung des Albanerlandes zu lösen sind, die Wege zu bahnen und zugleich der am meisten gefürchteten, neuerdings einsetzenden italienischen Geldinvasion Paroli zu bieten. Stets jedoch hat Österreich im Verfolg seiner auf die friedliche Durchdringung Albiens abzielenden Arbeit die größte Geschicklichkeit und die größte Delikatesse bewiesen. Es hat mit der Haltung des ehrlichen Maklers bei jenem stolzen Bergvolke das Ansehen der „Uneigennützigkeit“ zu gewinnen gewußt und die Stammeshäuptlinge der österreichischen Unterstützung bei allen ihren politischen Unternehmungen versichert. Der Zweck, den die Donaumonarchie mit diesem bezeichnenden Auftreten verfolgte, war ein in jeder Hinsicht sehr fein kalkulierter. In der politischen Rückendeckung gab man der albanischen Aufstandsbewegung von vornherein ein Fundament, auf das diese sich stützen konnte, wenn es galt, gegen eine unter dem Druck der Westmächte allzu reformfreudige türkische Regierung zu revoltieren. So hatte sich Österreich in Albanien gewissermaßen ein Sicherheitsventil geschaffen gegenüber den diplomatischen Intrigen europäischer Großmächte, die am Goldenen Horn an der Tagesordnung sind.

Da kam die große Umwälzung — der Sturz Abdul Hamids. Wiederum war es Ferid Pascha, der die albanesische Nationalbewegung zum Kampfe gegen die Übergriffe des Jungtürkenregimes mobilisierte. Doch auch die antihamidische Partei war auf ihrer Hut. Ihre genialen Führer (und wir gehen wohl nicht falsch, unter diesen hauptsächlich solche englischer Provenienz zu suchen) beschlossen, den Sultan und hinter ihm den Garanten seiner Macht, Österreich, in seiner eigenen stärksten Stellung, im Albanerlager selbst, aufzusuchen. Mit offenem Visier wäre ein solcher Kampf zwecklos gewesen, aber listig geführt wurde er erfolgreich. Es galt, die albanesische Nationalbewegung irrezuleiten. Zwei abtrünnige, jungtürkische Albanesen, Enver- und Niazi-Bey, brachten es innerhalb weniger Wochen zum Aufstandsversuch des dritten, fast ganz albanesischen Korps. Die Soldaten konnten nicht anders glauben, als es handle sich um die bekannte Nationalbewegung. Die Offiziere des Sultans, die sich anschickten, den meuternden Truppen Aufklärung zu bringen, wurden ungehört mißhandelt. Inzwischen drangen die von Ferid Pascha gerufenen Stämme über Monastir gen Saloniki vor. Die Verwirrung war geradezu grotesk. Als die aufständischen Regimenter endlich nach Tagen merkten, in welche Falle sie gegangen waren, war es bereits zu spät. In Yildiz hatte sich der Großherr, von seinen

Digitized by Google

treuesten Garden, den Albanern, verlassen, soeben den Revolutionären ergeben. Die Jungtürken hatten im letzten Augenblicke gesiegt. Österreich hatte eine empfindliche Schlappe erlitten.

Diese auszumerzen und in Konstantinopel das alte Prestige wieder zu gewinnen, ist das Ziel seiner heutigen Politik. Und wo sollten ihm für dessen Erreichung bessere Chancen erwachsen als in Albanien? Die gesamte Presse des Landes ist in seiner Hand oder wird wenigstens von ihm subventioniert. Durch sie schürt es das glimmende Feuer, denn es weiß, daß Albanien, wenn die Jungtürkenherrschaft dauert, mit ungeheurer Wucht für seine Unabhängigkeit streiten wird.

Auch heute noch ist Österreich der ungenannte Herr Albaniens, und jeder neue Aufstand, den die wilden Söhne der Berge gegen die jetzigen Machthaber in Konstantinopel unternehmen, ist als eine Lebensäußerung, als ein neuer Vorstoß der Habsburgmonarchie anzusehen.

Wieder ein Prophet neuer Religiosität.

Von Prof. Dr. **Max Schneidewin** (Hameln).

II.

Driesmans hält in seiner Schrift eine donnernde Philippika gegen unser Zeitalter, oder vielmehr er sucht auf die sublimen Forderungen an eine erneute Menschheit, die göttliches Urfeuer in allen Persönlichkeiten individuell erstrahlen lassen soll, den gegenwärtigen Zustand des Lebens, das uns umgibt, zu projizieren, um diesen als gar unterwertig, ja verachtungswert, und die „Werde-Not" als höchst brennend erscheinen zu lassen. Bis zu einem gewissen Grade kann man ihm hier wohl folgen. Er trifft mit strafenden Worten z. B. die Verweichlichung des Empfindens und Denkens (S. 15), den Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl vor der Nachkommenschaft (S. 15, 131), das Verschwundensein der Heiligtümer in der freiheitlichen Welt (S. 16), den Mangel an ästhetischem Sinn in der Gestaltung des Persönlichen im eignen Leben, wenn man sich nur den Anschein, der Kunst zu huldigen, zu geben weiß, (S. 112): überall werden in diesen Fällen uns unwillkürlich Erscheinungen des modernen Lebens vor Augen treten, die Driesmans nur zu sehr recht geben. Wenn er andrerseits so einfache und ewig wichtige Dinge fürs Leben, wie die Selbstbeherrschung und das Gerüstetsein auf jedes Erlebnis (S. 9, S. 26) als zu sehr abhanden gekommen beklagt und für die Erneuerung des Lebens in Anspruch nimmt, so fühlt man sich im Elemente sehr gesunder Vernünftigkeit der Betrachtung.

Dagegen scheint mir in Summa die Anklage gegen unser Zeitalter übertrieben und das erstrebte Neue weder nach seinem Inhalt noch nach der Art seiner Herbeiführung unanfechtbar. Unsre Zeit lebt und verliert und zersplittert sich sehr nach außen, wer will es leugnen? Aber gerade dadurch hat sie sich doch auch die alten Grundwahrheiten in schmerzlichem Gegenstoß um so lebendiger zu Gemüte geführt: daß die Befriedigung durch eigene Tätigkeit, der Lohn des eignen Bewußtseins oder die tiefe, unaufgeregte Freude das Köstlichste am Leben sind, und daß der Zustand des eignen Innern viel mehr für den Sinn aller Mühen und Anstrengungen verschlägt als alle äußerlichen Verbesserungen. Auf die Erfolge des vorangegangenen naturwissenschaftlichen und des noch im Gange befindlichen technischen Zeitalters muß jeder mit Stolz und Genugtuung blicken: ohne einstweilige Einseitigkeit wären sie nicht zu erreichen gewesen, und das Wünschenswerte einer entschiedenern Wendung nach innen drängt sich von selbst ganz allgemein, auch ohne diese überhitzte Strafpredigt unsres leidenschaftlichen Apostels der Verinnerlichung, auf.

Driesmans, als ein sehr berufener Vertreter mancher Gleichgesinnten, will die edlere, erhöhte „Menschwerdung" vor allem dadurch herbeigeführt wissen, daß jeder sich auf den Kern seiner Persönlichkeit besinne, ihn herausentdecke, ihn mit Bewußtsein pflege und in Gefühl und Handeln nach außen strahle. Diesen Kern beehrt er mit dem hohen Namen göttlichen Urfeuers. Nun wollen wir ja weit davon entfernt sein, den Menschen lieber einfach der Macht der Verhältnisse zur Ausgestaltung zu überlassen, anstatt von ihm Klarheit selbstgesetzter Ziele und deren Begründung durch eine theoretische Erkenntnis zu verlangen. Aber diese Erkenntnis muß doch, wie von jeher in Religion und Philosophie, mehr auf Allgemeingültiges als auf das Höchstpersönliche gehen, welches schon ganz von selbst seinen starken Anteil von dem, was sich aus allen beteiligten Faktoren entwickelt, bewahren wird. Auch hat gerade das, was uns das Allernächste ist, unser eignes Ich, die wundersame Eigenheit an sich, daß es sich uns vor ausdrücklicher Betrachtung immer mehr zurückzieht. Man erkennt sich selbst nicht durch Einstellung der Aufmerksamkeit auf sich selbst, sondern durch Erfüllung „der Pflicht", wie Goethe sagt, d. h. wie er erklärt: „der Forderung des Tages". Die Driesmanssche Auffassung möchte die Beteiligung des Objektes am menschlichen Innenleben hinwegschelten oder wenigstens sehr vermindern, aber es zeigt sich, daß der Mensch gerade durch sein Ringen mit den Objekten das wird, was er werden kann. Das Innenleben würde arm, wenn es sein Gestelltsein in diese reiche Welt im Vergleich zu sich selbst gering achten wollte. Das Ich ist ja freilich die höchste und schönste Blüte unter allen weltlichen Gebilden,

Digitized by Google

aber dafür gehören ja auch die andern Subjekte, mit deren sehr vielen jeder in Beziehung steht, für es selbst mit zu seinen Objekten, die ihm sogar zugänglicher sind, als das immermehr Entleerte, was ihm bei ausschließlicher Aufmerksamkeit auf sich selbst übrig bleibt. „Willst Du Dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben; Willst Du die andern verstehen, blick in Dein eigenes Herz.“ Driesmans wird diese alte Weisheit, die sich auch auf unsre beiden größten Gewährsmänner berufen kann, nicht in Abrede stellen, wenn man ihn daran erinnert, aber in seinen Ausführungen scheint er sie um des in der Tat wichtigsten Zieles willen vergessen zu haben. Menschliche Absichtlichkeit aber kann nicht die stille Weisheit der Natur übertreffen, die des Menschen Höherbildung mit der Tätigkeit an seinen Objekten verkettet hat. „Für wie mächtig man mich hält“, schreibt Napoleon einmal, „in Wahrheit bin ich doch immer ein Sklave der Vernunft der Dinge.“ Diese hat es mit sich gebracht, daß die Menschenwelt ein andres Schauspiel bietet, als welches dieser neue Idealismus und Fanatismus des persönlichen Lebens es wünscht. Es ist ja dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Worin sollte die große Masse den hauptsächlichsten Regulator ihres Lebens finden, als in der Not? Und welche Lebensreform wäre dieses Namens würdig, die die Massen von sich ausschlösse? Ein besserer Geist, in dem das Notwendige erfüllt, für die Freiheit ein Überschuß errungen und dann der Freiheit der möglichst beste Inhalt gegeben werden sollte, als der in der Tat gar zu wenig zu sich selbst kommende, in Arbeit verbrauchte, im Vergnügen sich entadelnde Geist der Gegenwart, müßte allerdings über die Menschenwelt kommen! Das ist der berechtigte Wunsch nicht nur der Enthusiasten, sondern auch der in ruhigem Ernst Bedächtigen. Aber dazu bedarf es festerer Normen — dergleichen vormals der Katechismus bot — als eines die allgemeine Freiheit der Persönlichkeitsanlage verkündenden und damit viel zu leeren Reformdranges als solchen. Auf der *sachlichen* Seite sind die Bedingungen der Art unsrer geistigen Existenz umgewandelt, weil wir ganz andre Dinge für wahr und für falsch halten müssen als in dem nun ablaufenden Weltalter: so muß aus neuen *Einklängen* zwischen Subjekt *und* Objekt Neues kommen, aber nicht so vorwiegend aus Experimenten, wie man wohl das Ich feiner biegen und kneten könne. Die wenigen mit naturwahrer Virtuosität einer höchst individuellen, sei es mehr in der Richtung der Anmut oder der Würde ausgezeichneten, persönlichen Haltung, im Alleinsein und in der Gesellschaft, beglückten, sollen ihren Vorzug haben: aber sobald dieses das Vorbild der vielen werden sollte, so würden diese in der Pose eines lebenden Bildes dastehen, das bei der notwendigen Regung zur Aktivität zerfließen müßte. Wir bedürfen in der Aufgabe, über das Aufgehen im Objektiven nicht die Tüchtigkeit und das Glück unsres eigenen Ichs zu vergessen, wirklich gar nicht so sehr ganz neuer Prinzipien. Ich muß hier mit A. Horneffers „Das klassische Ideal“ ganz besonders der Weisheit der Alten gedenken, durch die sich immer die Vorbildlichkeit hinzieht: daß alles Erkennen, Handeln und Bilden im Bereich des Objektiven seine schönsten Früchte in der Erhöhung der ἀρετή der Person haben müsse und werde.

Die Art, wie Driesmans sich den Aufgang der erhöhten Menschheitsära denkt, will mir auch nicht ganz in den Sinn. Er gedenkt noch in vielen Schriften nach allen Richtungen hin den neuen Geist bestimmter zu zeichnen und zu rechtfertigen. Das hat freilich meine vollste Sympathie. Denn das ist und bleibt einmal das Bedürfnis der menschlichen Natur und Vernunft, auf sichere und feste Grundlagen das Leben aufbauen zu wollen. Wenn das selbst ein Driesmans, der doch vor allem freie Bewegung der Persönlichkeit verlangt, nicht verkennt, sondern alle Bewegung im Rahmen der Wahrheit und des Guten umspannen will, so ist das eine herzerfreuende Huldigung des vernünftigen Geistes, der in allen großen Lebensprogrammen der Vergangenheit geherrscht hat, und ein Schlag gegen die Übertragung des Modegeistes, welcher nur immer mit Neuem à tout prix sich selber in Glanz setzen will, auch wenn das Sachgemäßeste längst gefunden ist und also für immer bestehen sollte, auf dem Gebiet des inneren Lebens. Wenn Driesmans aber die 100 Besten auffordert, sich mit ihm zu dieser Ausarbeitung des Zukunftsprogramms zusammen zu tun, so fürchte ich, daß durch das ungeheure Redegewölk, das der Brodem unsrer Hochkultur aufsteigen läßt, und dem 100 so erzgewandte Sprecher wie Herr Driesmans in ihrem Bereich eine ganz besondre Dichtigkeit verleihen würden, der klare Himmel solcher Zeiten, in denen einfache Grundwahrheiten aufgehen, gar nicht hindurch leuchten wird. Einigende Macht kann nicht das unendliche Hin- und Hergerede der Modernen mit dem stets starken Einschlage ihres persönlichen Ehrgeizes haben, sondern das müßte wieder einmal ein Buch sein, das, in Kapitel und Verse eingeteilt, das Ansehen einer Offenbarung hätte und doch nur das enthielte, was jeder überwältigt würde, angesichts alles modernen Wissens wirklich glauben zu können.

Digitized by Google

Leo Sternberg.

Von Victor Klemperer (Oranienburg).

Der „Verein zur Förderung der Künste in Hessen und im Rhein-Maingebiet“ deutet schon durch seinen umständlichen Namen an, daß er kein Wirken ins Allgemeine hinaus anstrebe, vielmehr auf eng umgrenztem Heimatbezirk den Sinn für das Schöne entwickeln wolle. Und so hat denn auch die Zeitschrift des Verbandes, „Die Kunst unserer Heimat“, zumeist wohl nur in seiner Heimat selbst Leser gefunden. Das letzte Jahr aber brachte eine Veröffentlichung, die nun doch auf allgemeineres Interesse zu rechnen hat. Es erschien ein mit prachtvollem Bildschmuck versehenes Sonderheft: „Limburg als Kunststätte“. Der Verfasser der kunst- und kulturgeschichtlich gleich anregenden Monographie, Leo Sternberg, schien zu dieser Arbeit besonders berufen, obwohl er bisher als Kunsthistoriker noch nicht hervorgetreten war. Den 1876 in Limburg Geborenen hatte das Leben nie allzuweit und allzulange der Heimat entführt; als ihn Amt und Ehe seßhaft machten, banden sie ihn an den altgewohnten Boden: er ist jetzt Amtsrichter in dem kleinen Westerwaldnest Wallmerod; und in dieser seiner Provinz war er längst als Dichter und Kunstverständiger angesehen, ehe man im übrigen Reich viel von ihm wußte. Nun wirkt es wie ein Dank dieses Sondergebietes an seinen eigensten Dichter, wenn einige Blätter einer neuen schönen Veröffentlichung jenes Verbandes, des „Westerwaldheftes“, ausführlich von Leo Sternberg handeln. H. L. Linkenbach feiert seinen Landsmann als „westdeutschen“ und „nassauischen“ Dichter.

Um diese Heimatsetikettierung steht es aber einigermaßen fraglich. Sie ist dem Essayisten selber nicht ganz geheuer, und so fügt er ebenso vorsichtige, wie dem Sinne nach dehnbare Sätze hinzu: „Das Wort „Heimatkunst“ paßt nicht so recht auf Sternbergs Dichtungen ... sie sind es nicht in bezug auf den Ausdruck, wohl aber dem Charakter nach.“

Die Wahrheit ist, daß die Schöpfungen Leo Sternbergs durchaus nichts spezifisch Limburgisches oder Westerwäldisches oder Nassauisches an sich haben, daß sie überall entstanden sein könnten, mit einer wesentlichen Ausnahme freilich: überall außer im Getriebe der Großstadt. Was den Dichter Leo Sternberg geprägt hat, ist die Stille der Landschaft, die Stille des alten kleinen Ortes mit seinen wenigen aber der Stätte verwachsenen Kunstschätzen, seinen Erinnerungen. Doch diese stille Landschaft und stille Kleinstadt könnten an jeder beliebigen Ecke Deutschlands liegen; Osten, Westen, Süd und Nord hätten allenfalls einen Ausdruck, ein Bild dieses Dichters in irgendeiner Sonderrichtung beeinflußt, sein Charakter aber wäre überall der gleiche gewesen. Denn gerade daß sich der Lyriker Sternberg überall auf das Typische des Stillen in der Natur richtet, macht seine zugleich schöne und verhängnisvolle Eigenart aus. Darin unterscheidet er sich aufs schärfste von einem Alters- und in mancher Hinsicht auch Schicksalsgenossen. In den Schöpfungen des Tilsiters A. K. T. Tielos (Kurt Mickoleits), der als Dichter ebenfalls fast ausschließlich den Vers pflegt, ebenfalls großstadtfremd ist, und ebenfalls, längst von einer kleineren Gruppe gewürdigt, den Vielen sich nur langsam ins Bewußtsein zwingt, in Tielos Schöpfungen ist häufig ein spezifisch Ostpreußisches zu spüren, er also ist ein Heimatdichter. Wogegen, wie gesagt, das Westdeutsche und Westerwäldische bei Sternberg fehlt, und nur das Ewiggleiche der Natur schlechthin, und nur die überall gleichen Beziehungen des versonnenen Menschen zu dieser allgemeinen Natur allgemein zum Ausdruck gelangen. So bietet Sternberg etwa in völliger Allgemeinheit ein Wiesenbild:

Verblühter Löwenzahn:
Lichtkugeln über dem Wiesenplan
Schimmernd einen Tag.

Der nächste Wind rührt an den Stiel,
Und Samensonnen stäuben viel,
Wie wenn ein Vogelheer erschrak.

Schwebt es und schwankt es hinaus auf die Fahrt,
Seidenglänzend, federzart
In Blau und Sonnenschein.

Und wo ein jedes niederglitt,
Es trägt ein Korn von der Mutter mit
Und pflanzt es ein.

Und ebenso allgemein bleibt der Ton, wenn es sich um mehr philosophisches Betrachten, um stärkeres Symbolisieren des einfachen Vorgangs handelt. „Die Wurzel“ spricht:

Laßt mich tief im Grund der Erde
Treiben; laßt mir meine Nacht!
Tiefe Träume, viel Beschwerde,
Bis der Keim ans Licht gebracht.
— — — — — — — — —
Nur zu reifen, zu beleben
Und zu bilden ist mein Amt,
Und das Bild ist eingegeben,
Und die Kraft ist angestammt.
— — — — — — — — —
Laßt mich still mein Amt vollbringen,
Für die Welt mich untergehn —
Und ihr werdet Knospen springen,
Werdet Früchte schwellen sehn!

Solches Typisieren bringt nun gewiß einen Vorteil mit sich; indem es nämlich den Stoff von aller räumlich begrenzten Eigenart befreit, ermöglicht es ihm auch räumlich unbegrenzte Wirkungen. Dem steht aber als gewichtiger Nachteil gegenüber, daß nur eine schmalste Grenze das Typische vom Banalen scheidet, ja daß diese Grenze bisweilen überhaupt nicht vorhanden ist. Die Dichter früherer Zeiten suchten der gefürchteten Berührung mit dem Banalen fernzubleiben oder, wo

Digitized by Google

sie den peinlichen Boden nun doch einmal betreten hatten, solche Grenzüberschreitung zu verschleiern, indem sie eine Staubwolke großer Worte erregten, pathetisch, schwülstig wurden. Dieses Hilfsmittel ist heute streng verpönt. Des Dichters und nun gar des Lyrikers oberstes Gebot heißt Simplizität. Er soll natürlich sein, noch natürlicher als ein gewöhnlicher Mensch, er ist um so dichterischer, je näher er der Natur steht. Um nun ans Allgemeine der Natur auf einfache Weise heranzukommen und doch nicht banal zu wirken, bedient sich der moderne Dichter gern einer besonders natürlichen, einer persönlich geprägten konkret bildlichen Ausdrucksweise. Aber — — die Gegensätze berühren sich auch auf diesem ästhetischen Gebiet, und so hat die allzu natürliche und einfach konkrete Sprache des Modernen mit dem pathetischen Schwulst früherer Dichter oft genug verzweifelte Ähnlichkeit, und besonders im Unklaren begegnen sich beide Sprecharten immer wieder. Es ist dies ein Fehler, in den Leo Sternberg nicht selten verfällt, und wenn nun gar hin und wider zur Unklarheit der Worte eine erzwungene und nicht völlig geklärte Symbolik des dargestellten Vorgangs tritt, so irrt man befremdet über dunkle Zeilen hin. Ein charakteristisches Beispiel für solche schwülstige Natürlichkeit der Rede, solch ein ungeklärtes Symbolisieren bieten etwa die Rätselverse „Das Gitter“:

Durch den Vorhang dunkelt grüne Nacht.
Eine Krone funkelt dir im Haar. —
Der ein Schmäher deiner Krone war,
Muß sie glitzern sehen jede Nacht.

Muß vor deinem Lager niederknien,
Das ein Gitter weißer Lilien hegt —
Ob der Sehnsucht Glut hinüberschlägt,
Er muß ferne deinem Lager knien.

Sternbergs besondere Freunde behaupten, er habe solche Unklarheiten, allmählich vorschreitend, abgestreift. Nun hat mir der Dichter sein erstes Versbuch vom Jahre 1900, „Leyer, Wanderstab und Sterne“, als besonders unreif schamhaft vorenthalten. Aber seine drei späteren Gedichtsammlungen („Küsten“ 04, „Fahnen“ 07 und „Neue Gedichte“ 08) kann ich nur ein gleiches aussagen, daß sie nämlich alle neben schönen und durchsichtigen auch schwülstige und dunkle Verse enthalten. Und ich fürchte, der Lyriker Leo Sternberg wird diese Schwäche niemals ganz überwinden können, weil sie allzu leicht aus dem Zusammenstoß des typischen Themas mit dem Verlangen nach Originalität hervorwächst.

Der Dichter mag das selber fühlen und schon deshalb bestrebt sein, seiner Kunst minder allgemeine Themen dienstbar zu machen. Das Betreten des kunsthistorischen Gebietes, wie es in jener Limburger Darstellung geschieht, ist ein recht glückverheißendes. Auf diesem Felde kann der reine Dichter sehr wohl ernten, und vielleicht verpflanzt er auch einmal ein oder das andre hier gewonnene Saatkorn in seinen eigentlichen Acker. Minder gelungen scheint mir ein erster Ausflug des Dichters ins Novellistische. Sein Skizzenbuch „Bündnisse“ (07) ist in der Hauptsache doch wohl nur gewissermaßen entgürtete Lyrik, und den weniger gelungenen Sternbergschen Versen verwandter als seinen vollkommen schönen Gedichten.

Den besten Weg zur Höhe aber, den der junge Dichter sicherlich gehen wird, ja von dem er schon eine tüchtige Strecke zurückgelegt hat, deutet er bereits in seinen lyrischen Büchern an. Dort klingt durch alles versonnene Betrachten der Natur und der Seele gelegentlich eine Angst vor solcher Verträumtheit durch, vor solcher Tatlosigkeit, die das Leben vielleicht vorbeirauschen läßt.

Verdämmrige Weiten
Durch Scheiben gesehn.
Was mag hinter Fernen
Da draußen geschehn?

Da mag sich begegnen
Der Kampf um die Welt;
Und keiner hier merkt es,
Wer herrscht und wer fällt. . . .

Durch Nebel her rückt mir
Ein Bild vor den Sinn:
Giganten gen Himmel!
Wer — führt mich hin?

Dies ist die Stimmung, die den Lyriker zum Balladiker macht; aus tatloser Verträumtheit führt den Dichter seine Phantasie in ersehntes Kampfgetümmel. So ist Strachwitz in der Schlaffheit der vierziger Jahre zum Balladiker geworden, so Liliencron in der verhaßten Friedenszeit nach 66 und 70, so Münchhausen in der allzu demokratischen und friedliebenden Gegenwart, die den Raum für Herrenrecht und Ritterfehden immer entschiedener einengt. Und so ist auch der träumerische Amtsrichter in Wallmerod ein Sänger kühner und wilder Taten geworden.

Die Ballade, ein in Deutschland kaum jemals vernachlässigtes Feld, wird hier im jüngsten Jahrzehnt fast übermäßig gepflegt. Vielleicht weil man in ihr ein Gegengewicht des Dekadenten, des in sprachkünstlerischer wie psychologischer Hinsicht buchstäblich (nämlich im Treibhaus der Ästhetik) Übertriebenen zu finden meint. Wie aber jeder, ob er will oder nicht, den Luftstrom seiner Zeit einatmen muß, so ist doch auch in die Ballade mancherlei von jenen Verzärtelungen mit hineingeraten. Und sie hat darunter gelitten, weil ihre Eigentümlichkeit im atemlosen Dahinjagen besteht, und weil andrerseits jede Belastung mit sprachlichem Schmuck oder psychologischem Ausdeuten ein Beschweren bedeutet, und so ein Verlangsamen des Tempos zur Folge hat. Man kann es an den Schöpfungen des trefflichen und bisweilen grandiosen Balladikers Münchhausen deutlich erkennen, wie er überall da seine Wirkung schädigt, wo er ein Neuerer, ein Erweiterer des Balladengebietes zu sein bemüht

Digitized by Google

ist, wo er auf sprachliche Verzierung und seelische Vertiefung allzugroßes Gewicht legt. Und dies ist nun gerade das Zukunftverheißende an Leo Sternbergs Balladik, daß er sich zwar der modernen Sprachkunst und Psychologie — und der Psychologie sogar energischer als Münchhausen — bedient, daß er aber dennoch dem immanenten Gesetz der Ballade Treue hält und immer vorwärts stürmende Handlung mit erstaunlich sicherem, breitem Pinsel in starken Farben malt. Eine ganze Reihe der besten balladischen Schöpfungen Leo Sternbergs sind in seinen Gedichtbüchern noch nicht enthalten, sondern nur erst durch Abdruck in Zeitschriften,*) jüngst auch durch Vorlesung in Berlin bekannt geworden. Ich glaube, der Dichter wird seinen ersten völligen Sieg mit seiner ersten Balladensammlung erringen. Den man nach seiner Lyrik zu den werdenden Jünglingen zählen mußte, wird man dann den gereiften Künstlern zurechnen.

Etwas vom Randstrich in der Graphik.

Von Dr. **Erich Everth** (Berlin).

Der Eindruck eines Torsos kann zweifacher Art sein: entweder als sei der Künstler nicht weiter gekommen, oder als wäre das Werk zwar fertig gewesen, aber hinterher lädiert worden. Mit der letzteren Kategorie werden wir es hier zu tun bekommen.

Man kennt den Randstrich nämlich in der Zeitung, wo das, was über und unter dem Strich ist, sich scheidet, wo also jedes von beiden innerlich vollständig ist. Wer sich gewöhnt hat, Zeitungsausschnitte, auch von Abbildungen, zu nehmen, nimmt diesen Rand also gern mit: denn so hat man gleich beim ersten Blicke nachher die Gewißheit, etwas Vollständiges vor sich zu haben, man braucht es sachlich nicht erst darauf zu kontrollieren — wie es ja bei Bildern auch nicht wünschenswert wäre, daß man überhaupt erst vor diese Frage gestellt würde (die wäre da auch nicht immer sogleich zu entscheiden). Wer alte Radierungen soweit beschneidet, bis auch der Strich herum, nicht bloß der Platten-Rand, weg ist, entwertet diese Blätter nicht nur bekanntlich für den Handel sehr, sondern schädigt sie auch ästhetisch im angegebenen Sinne.

Nämlich: manchmal fehlt nichts vom Werke selbst, und doch entsteht, weil jede Rahmung fehlt, Unsicherheit darüber, — und namentlich bei innerlich schwächeren Sachen von ungenügender innerer Geschlossenheit. Man fragt sich also dann, ob das Bild wohl einst weiter ging. Daran aber liegt doch viel auch für den ästhetischen Eindruck, daß das Gebilde als heil, ganz, original erscheint, so wie es entstanden und auch beabsichtigt gewesen sei, nicht aber als vielleicht in seinem Weben und Wirken getötet gegenüber früherer Kraft und Feinheit. Es handelt sich ja nicht nur um eine geistig unerfreuliche Unklarheit bezüglich der Unversehrtheit oder einer etwaigen Fälschung der Absichten des Autors, sondern ebenso empfindet man Bedauern um das Werk und ein schmerzliches, fast körperliches Mitfühlen mit ihm — wie Künstler es wohl nicht einmal lieben, wenn auch nur Feldsteine ohne Grund zertrümmert werden.

Man prüfe Blätter, die gleich am Rande des darstellenden „Spiegels" ohne Strich und ohne weißen Rand abgeschnitten sind, neben andern, die eines von beiden besitzen: diesen letzteren glaubt man es, daß sie nicht nachträglich beschnitten sind, bei ersteren dagegen ist Ungewißheit. Vernehmlich wird die Frage nach der Vollständigkeit auch bei bloßen Abbildungen von Bildern, wenn der Rahmen oder Strich nicht mit abgebildet wird — selbst wenn noch freier Rand bleibt; man wird da das Gefühl eines bloßen Ausschnittes kaum los, das dagegen ausbleibt, sobald ein Randstrich vorhanden ist.

Gewöhnlich aber, wo man ja in der künstlerischen Graphik an bloße Abbildungen eben gerade nicht denkt, zeigt nun der weiße Rand außerhalb des Striches oder wenigstens jenseits einer regulären Begrenzung des Bildfeldes, daß noch ein übriger Raum auf dem Blatte vorhanden ist und von Anfang her war, daß das Bild hier also nie größer war. Bei einem bloß aufgeklebten „Spiegel" freilich fehlt das, und seine Anbringung sieht zudem mehr aus, als sei sie nachträglich geschehen.

Der Strich aber zeigt sodann noch deutlicher als der bloße weiße Rand an, auch wenn er zu äußerst am Rande des Blattes ist, daß mit ihm dort schon etwas Andres, als die Darstellung selbst ist, auf dem nämlichen Blatte angefangen habe, daß also das Bild sich nicht weiter erstreckte und er wohl vom Künstler selber gemacht sei, — wie andre Striche drinnen eben auch.

Im übrigen ist es vielleicht interessant, sich die genauere Psychologie eines solchen unscheinbaren Formelementes, wie es so ein Randstrich ist, einmal zu überlegen? Sein Verständnis hat nämlich noch folgende Gründe: Ein solcher Strich begrenzt (wie jede Linie) und trennt, — ähnlich

1. einem Schnitt oder
2. einer Barriere oder Kastenwand oder
3. einer Handbewegung oder
4. durch bloße faktische Augenführung zwischen zwei Gebieten entlang.

Also ad 1: Ein planmäßiger Schnitt (und einen solchen bedeutet ein nur gezeichneter und ersichtlich bedeutungsvoller selbstverständlich) zeigt: es wird von demselben Dinge nichts weiter kommen,

*) Die „Gegenwart" brachte in Nr. 45 des Jahrgangs 1910 „Die Tapisserie von Bayeux"; deshalb ist auch in diesem Abschnitt von Zitaten abgesehen worden.

Digitized by Google

man schneidet es darum aus, denn es ist fertig, das Zusammengehörige ist zusammen. Oder: es erscheint das so Umzogene wie ein selbständiges Stück Papier, das anfänglich bestimmt worden war zu dem — von jeher nicht größer beabsichtigten — Werk, und das nun durch solchen Strich gleichsam auf einem andern Blatte abgebildet erscheinen kann. Oder: der Schnitt dieses Striches wirkt etwa einmal wie ein durch das umgebende Papierblatt gebrochener Durchblick.

Und ad 2: als Barriere hält die Linie andres fern, also, da sie mit Ueberlegung gemacht ist, liegt sie dort, wo eines wirklich zu Ende ist. Und in einen Kasten tut man Zusammengehöriges und dieses auch wohl vollständig, wenigstens, wo man mit Bedacht verfährt.

Endlich ad 3 und 4: Sehr durchgearbeitete Manuskripte zeigen ja ebenfalls nicht bloß Klammern im Text, sondern wohl sonst noch allerlei „Demarkationslinien", die relativ Zusammengehöriges umziehen und einfassen, das Auge leiten und wie Handbewegungen wirken. Es liegt eben solchen Strichen auch so etwas wie eine zusammenfassende Geste zugrunde, die sich uns als resumierende Gebärde aufdrängt, wenn wir mit etwas fertig sind — wie uns dann auch abrundende und dergleichen Ausdrucksbewegungen als unwillkürliche und wohl auch wirklich ausgeführte „kleinste" Bewegungen nahe liegen. Da man sich doch, wenn alles vor einem liegt, das man sich vorgenommen hatte, das Abgeschlossene gern noch einmal geistig vergegenwärtigt, auch mit dem Auge es überblickt, bei Zeichnungen zumal und beim Genießen sowohl wie beim Arbeiten: nun, so folgt die Hand des Künstlers denn eben wirklich dem Auge und dem Antriebe des Zusammenfassens; aus Gebärden aber werden ja die Linien! Und das Auge des Aufnehmenden wird nachher ebenfalls angehalten, dem Strich um das Ganze herum zu folgen und kreuz und quer über dieses hin gleichfalls noch mehr zu streifen, womit nicht nur das Ganze, was da ist, faktisch im Bewußtsein mehr zusammengefaßt wird, sondern auch der Strich, eben wieder als Ausdrucksbewegung, dahin verstanden wird, daß noch alles da sei. Auch sieht die Außenlinie ja so aus, als habe man das Innere für die Dauer schützen wollen durch ein bergendes Herumhalten der Hand; solches geschehe aber natürlich, so ist man überzeugt, um etwas Fertiges herum, also am Ende, um das Ganze.

Kurz: der alte Rat Goethe war keineswegs nur pedantisch, als er um seines Sohnes Zeichnungen Ränder zog, da er sie sammelte. Man nimmt den Strich für das authentische Ende und sieht darin gleichsam den Ausdruck eines freudigen Gefühls beim Künstler, wie etwa: „fertig, genug"! (Ob ihn mal wer anders faktisch zog und etwa dabei erst etwas wegschnitt, ist dann für die ästhetische Wirkung hiervon gleichgültig.) So macht ja der Schreibende einen „Strich darunter", — ein Ausdruck, den wir auch im Leben bildlich brauchen, wenn ein Schluß mit etwas gemacht werden soll — und so setzt er jeweilig am Ende Punkte; und jeder versteht jene Linie wie diesen Punkt, der sogar literar-ästhetisch so wenig unwichtig ist wie die andern Schriftzeichen. Ist aber der Schreibende gar besonders befriedigt von seiner Sache und zugleich auch froh, daß er fertig ist, so zieht er wohl einen fröhlichen Schnörkel drunter, wie die alten Mönche ihr „Gloria Deo" ans Ende eines abgeschriebenen Buches setzten. Und im selben Sinne umgibt nun also der Künstler oft sein Blatt rings auch mit mehreren Randlinien, munteren Randleisten u. s. f., wie sie sich in den alten Handschriften und heutigen Drucken um Bild und Schrift finden. Und so kann man selbst den eigentlichen Rahmen noch auffassen. — Auch um sich selber ein Zeichen für später, eine „Marke" zu geben, daß man damals nichts mehr dazu getan habe noch auch habe tun wollen, zieht man den Strich um die Zeichnung oder unter ein Schriftwerk; dann vermutet man auch auf einem andern Blatte nicht mehr etwas zu letzterem Gehöriges, und es kann nichts verloren gegangen sein.

Nun aber bei Skizzen und Studien, da fehlt doch einiges von all diesem Bewußtsein des Künstlers — und daher bleibt auch die Umsäumung bei ihnen oft weg und mit stilistischem Recht. Ein Strich würde die Klarheit verwirren über das, was jene sind: nämlich Gebilde ohne den Eigenwert eines endgültigen Kunstwerks; das eigentliche Werk, das sie vorbereiten, ist noch nicht fertig, und das bloße Mittel selbst ist meist kein volles Kunstwerk. Der Künstler sieht bei ihnen also gleichsam nur vorwärts, nicht befriedigt rückwärts — wie er letzteres doch selbst bei Zeichnungen, die Selbstzweck haben, tun kann, da sie eben selbständig und abgeschlossen sind und nichts andres werden wollen; mögen sie im übrigen so klein und flüchtig sein, wie sie wollen: ihnen gebührt der Strich eher. Bloße Studien geben zudem besonders oft nur sehr zufällig herausgerissene Bruchstücke des Abzubildenden und hören auch deshalb unordentlich irgendwo auf, häufig in dem Gefühl, daß man vielleicht noch weiter daran arbeiten werde, jedenfalls kein Ende, eher gleichsam ein „U.s.w." zu bezeichnen habe. Ob dann etwas weggefallen scheine, das gilt da gleichviel, dort braucht diese Fraglichkeit nicht vermieden zu werden. Jenes noch Weitergehenkönnen, dessen Anschein auch durch das besonders Teilmäßige des abgebildeten Stücks entsteht, jenes Freisein in jedem Augenblick und jener Eindruck, daß man vielleicht nur für einen Moment und zufällig aufgehört habe, läßt uns da eben so ganz nahe in das Werden hineinschauen; die Skizze bindet sich überhaupt nicht mit Sorgfalt daran, irgendwo Halt oder etwas fertig zu machen; sie beabsichtigt nichts Vollständiges (sondern Übung

Digitized by Google

oder Belehrung oder Fixierung einer Konzeption); auch das Fehlen des Randstrichs kommt von dieser Stimmung, verstärkt den allgemeinen Charakter, der der Skizze dienlich ist und hilft zu dem ungebundenen Gefühl, daß alles schnell und ungehemmt frisch kommt: denn das ist der Skizze Art und Geist und Wert. Sie ist eben Fragment von der zweiten, am Eingang erwähnten Art: Flotte, bisweilen wilde, wie zufällig ausfahrende Striche sind da, von fliegender Hand, die fast selbständig wird und nach eigenen Gesetzen schafft (wie sie nach R. Schumanns Wort am Klavier schon allein weiterkomponiert), die aber zugleich doch dunklen, inneren Erregungen wie im Rausche folgt und sich ungern durch kühlere, äußere, vorherige Ordnung stören läßt, — auch einen etwa von vornherein vorhandenen Randstrich also nicht liebt und ihn nicht genau ausfüllen und respektieren wird, wenn sie hineingerät! Zumal bei den freien Einfällen, die sich in der Skizze „hinwühlen", ist dies so — die als momentane Gesichte visionär nach Gesetzen des Auges am Rande verdämmern und schwinden; wo dann nur noch einzelne Garben von Licht und Farbe am Rande herausschießen und seltsam, wie willkürlich, einzelne Formenzüge hervorzucken, daneben andre im Dunklen und Unbewußten bleiben. —

Ein unordentlicher Umriß wirkt indessen stets „zerrissen", „zerfetzt" und „ausgefasert", auch wenn er innerhalb der eigentlichen Grenzen des Blattes oder selbst eines Randstriches liegt; anklingt das selbst da noch, wenn auch bloß von fern, aber mehr nur als innerliche Qualität, nicht so sehr als reale äußere Verletzung. Aber so, als könnte es verwischt sein, wirkt es selbst bei Drucktechniken (namentlich, wenn im Innern undeutliche Stellen sind). Es ist eben ein allzu fataler Ausfall, wenn tote und blinde weiße Stellen unmittelbar am und im Bilde sich zeigen, ein bloßes, plötzliches und unmotiviertes Versagen und Wegbleiben, — das einer Läsion also schon darum ähnlich sehen kann. Ist es doch etwas rein Negatives, ein Aufhören, ohne daß irgend etwas andres dann an die Stelle käme als Ersatz und Erklärung dafür, daß jene dargestellten Dinge abbrechen; sei das andre nun der Strich, der immerhin etwas Positives ist, oder sei es selbst nur ein geistiges Prinzip, das dort aufzuhören gebietet, wie es bei regulären, ringsum gleichen (also unauffälligeren) Grenzlinien herrscht. Eine reguläre Begrenzung ohne Löcher wirkt angenehm voll, und schon deshalb wie vollständig; und ist sie betont durch einen Strich, so sieht das besonders prall angefüllt und umspannt aus: durch dieses so recht Positive bleibt selbst der Schatten einer vergangenen Minderung fern (mag selbst das Blatt sofort hinter dem Strich aufhören). „Sauber und nett" heißt uns der ruhige, nicht fahrige noch verlaufende Abschnitt des Spiegels und noch mehr der Strich deshalb, weil nichts Faseriges oder Verwischtes dort an der Zeichnung zu sein scheint; auch innen sieht man dadurch noch mehr Klarheit hinein; wenn dann drinnen etwas Verwischtes vorherrscht, so nimmt man das als anfänglich und gewollt hin. Und ist in dem Carré des Randstriches eine weiße Stelle geblieben, wie z. B. bei manchen Zeichnungen von Rudolf Alt, so weiß man sofort: es ist nicht fertig geworden.

Jede stetige Richtung sieht übrigens, zumal bei gezogener Linie, eher wie geschnitten aus, während rauhere, ausgefranste Konturen gleichsam gerissen erscheinen können; ein Schnitt aber, der doch leichter, schmerzloser, ohne mehrmaliges Ansetzen durchgeht, tut nicht so weh, macht nicht so wund wie ein Riß. Daher ist schon der neuerdings in Büchern und an Kunstblättern bisweilen beliebte, etwas rauhe, äußere Rand des Papiers nur dann fein, wenn dieses nun wirkt wie ein bereits anfänglich in dieser Größe entstandenes, nicht aber abgerissenes Stück Papier (das dann übrigens zugleich weniger mechanisch entstanden scheint oder auch nicht so maschinell beschnitten, wie ein glattgerandetes, sondern sozusagen mehr nach Handarbeit aussieht).

Der Goldschnitt endlich oder die Glättung des dicken Randes an einem Kartonblatt garantieren ebenso für die Blätter in einem erhöhten Deutlichkeitsgrade wie die farbigen oder gemusterten Ränder eines Buches und zeigen, daß selbst eine nur geringe Abnutzung fehlt.

Nächtliche Angst.

Von Wilhelm Kunze (Salder).

Das war ein Traum so bang und schwer! —
Ich fuhr empor aus meinen Kissen.
Mir träumte daß das Haus mir leer,
Daß du mein Weib von mir gerissen.

Schnell hatt ich mich zu dir gewandt,
Ein schmerzbewegter, stummer Frager,
Da faßt ich deine kleine Hand,
Die ruhig lag auf weichem Lager.

Und weiter forscht ich zitternd dann,
Ob nichts der Traum wie Trug und Lüge;
Und eine Träne niederrann:
Ich hörte deines Atems Züge.

Carneola.

Von Per Hallström.

I.

Dies ist die Geschichte, wie Raymond Lullius der Mann wurde, dessen Ruhm sich in erstarrender Größe in der ganzen Christenheit verbreitete, der Mann, zu dem Pilger von weither kamen, um

Digitized by Google

sich Rats von ihm zu erholen, wie sie die Wunden ihrer Seelen heilen sollten — und sie standen staunend vor der totengleichen Ruhe seiner Augen da, halb bebend vor dem verborgenen Rätsel seiner Gedanken, halb von Mitleid erfüllt, verächtlichem Mitleid mit seiner freiwilligen Armut. Das ist die Geschichte, wie sie sich ihm in den Nächten der Visionen, in den ersten Jahren seines Eremitenlebens malte, wie sie in dem noch nicht verglommenen Scheiterhaufen seines Leidens brannte, in der Farbe von Rosen, die von Flammen erfaßt werden, mit dem Duft von Räucherwerk und schwarzem Erdreich, mit dem Laut von Tränen und keuchenden, tiefen Worten — alles mit der stahlblauen Kühle des Himmels und seinen sternenfunkelnden Weiten dahinter. Es ist auch die Geschichte eines Weibes.

Carneola hieß sie. Der Blick ihrer Augen hatte etwas von dem Flattern schwarzer Schmetterlinge über bunten Freuden, ihre Lippen schlossen sich niemals ganz, wenn sie verstummt war, sie zitterten wie um ein zurückgedrängtes Wort, ein Wort, das Lachen in Weinen verwandelt hätte; ihre Hände verschränkte sie gerne ruhend, und sie leuchteten schmal und bläulich-weiß auf dem Purpursamt des Schoßes.

Sie trug ein Gewand, dessen Unterkleid sich dicht an den schön geneigten Hals legte, obgleich dies nicht mehr der Brauch war; das Oberkleid ließ die Seiten mit den herrlichen Linien der Hüfte frei und ward über der Brust von einer Spange mit einem roten Stein zusammengehalten, der im Licht schimmerte wie ein Tropfen aus dem Blut des heiligen Grals. Über der Stirn trug sie ein schwarzes Tuch mit güldenem Rand, da aufglänzend, wo der Haaransatz seinen Bogen wölbte, und sich an der Wange in Falten verlierend.

Und rings um sie leuchtete und lächelte die munterste Freude des kleinen Königreiches Majorca, das müßig in die blaue Luft zwischen den Laubmassen der Bäume guckte, die noch gleichsam die Form der gebieterischen Gebärde der Schöpferhand trugen und in guter Ruh hinter hohen Gartenmauern schlummerten, die so weiß und warm von der Sonne waren, daß der Wind, der ihnen allzu nahe kreiste, wie Rauch emporgewirbelt und in die blühenden Ranken zerstreut ward.

Dahinter steckten die runden Türme des Schlosses ihre wachsamen Köpfe mit spitzigen Mützen vor und blickten hinaus in die lichte blaue Seide des Meers — sonst war da noch eine winklige Masse verzierter Portale und Dachfriese, die im Mittagslicht die Farbe von altem Gold annahmen, ein Palast, so wie ihn ein Riesenkind in seinem Spiel am Strande aus Muscheln und Glimmer erbaut hätte.

Und man spielte dort drinnen. Die Lautenklänge zogen gleichsam einen Ring zerstiebender Blasen um Köpfe, die sich zu Flüstern und Lächeln zusammenneigten; die vergoldeten Kugeln der Gaukler schienen die rechten Zeitmesser zu sein, wie sie in die Höhe geworfen wurden und niederfielen und abermals von flinker Hand emporgeschleudert wurden. Wenn der Wind sich manchmal aufraffte und seine blasenden Lippen an die Mauern drückte, da war es nur in scherzhafter Drohung: Bleibt nur drinnen, ihr Kinder, wärmt einander an euren Blicken, drückt euch die Hände, bleibt immerdar!

Es gab auf den Inseln keine Feinde, mit denen man Krieg führen konnte, auch just kein Wildbret zu jagen, aber man wollte Falken halten wie andre auch, und man lehrte sie darum, nach Fledermäusen zu haschen, die aus ihren Schlupfwinkeln gescheucht wurden und vom Licht geblendet, in nadelscharfen Wendungen hervorschossen. Oder man ließ Tauben los und ergötzte sich daran, zu sehen, wie ihre rosigen Füße sich an den Körper drückten, ihre weichen Flügel die Luft liebkosten und ihre blauen Schatten den Boden streiften, wenn sie Schutz in den Taubenschlägen suchten. Oder man ließ sich in Liebe verstricken, in fliehende oder gefangene Träume verweben, in wechselnde kleine Schmerzen und Triumphe, so wie man an den kunstvoll verflochtenen Reimen der Lieder Gefallen fand, in denen hie und da ein schöner Schmerz erklang.

So verliebte sich Raymond eines Abends in Carneola, als er des Ganges seiner letzten Herrscherin müde geworden; ein wenig zu rasch und zu schwer war er, und nie zeigte ihre Gestalt jene Ruhe der Linien, die das erwartungsvolle Glück der ganzen Landschaft in einem Bilde sammeln, es unter den aufs Geratewohl fallenden Falten des Kleides gegen den Goldgrund des Himmels ausmeißeln kann.

Aber Carneola stand so da, an die Balustrade einer Treppe gelehnt; wo Raymond saß, etwas von ihrem Fuß entfernt, sah er die Wange mit ihrem bernsteinfarbenen Schatten und den schönen Fall des Kopftuchs scharf von dem Orange der Abendröte abgehoben, die in Eisgrün erstarb, und er konnte nicht begreifen, wie er je etwas andres hatte sehen wollen als dieses dunkle Tuch, auf dem die Goldstickerei matt leuchtete wie die Bordure eines Samtschmetterlings.

Schwarze Schmetterlinge, — jetzt verstand er den Ausdruck in ihrem Blick. — Sehnsucht? — Er war zu tief für Sehnsucht. — Schmerz? — Nie hatte sie geklagt? Ob es nicht nur Einsamkeitsgefühl war und das Bewußtsein, daß es in dieser Schar schwachbeflügelter Wesen keines gab, das gleichen Flug halten konnte mit ihrer Seele über das purpurne Meer der Leidenschaft? Aber das konnte Raymond, vor einer Weile erst hatte er mit den Spielenden gespielt, jung und kaum den Büchern entronnen, hatte es ihn vergnügt, zu tanzen und Bänder um sich flattern zu fühlen;

Digitized by Google

doch er war aus andrem Stoff, und nun preßte sich seine geballte Hand in die warme Erde, und er gelobte sich, mit diesem Weibe den weitesten Horizont des Glückes zu schauen.

Sie war jung, aber seit mehreren Jahren war ihr Gatte tot. Man konnte es nicht fassen, warum sie noch das Witwentuch trug, denn sie konnte ihn nicht allzu heiß geliebt haben. Man wußte sich auch die Verschlossenheit ihrer Augen nicht zu erklären, denn wo das Lachen am fröhlichsten, wo alles am lebendigsten war, da strebte sie hin, da winkte ihre Hand, da klang ihre Stimme, aber mit einem spröden sinkenden Ton, so als lausche ihr inneres Ohr dem Echo. Sie versucht ihr Gewissen mit Seidenbändern zu erdrosseln, sagten einige — aber was sollte ihr Gewissen in Aufruhr gebracht haben? Im Beichtstuhl folgte der Segen des Priesters so rasch auf das Rauschen ihres Kleides, wenn sie das Knie beugte, wie der Lilienzweig sich wieder aufrichtet nach dem Windstoß, nie hatte jemand eine böse Röte auf ihren Wangen oder Neid um ihren Mund zittern sehen!

Aber Raymond glaubte das Rätsel gelöst zu haben, die Liebe war es, nach der sie aufhorchte, die große Liebe, zweier Wesen Aufstieg durch immer lichtere, immer leichtere Luft — unmöglich zu sagen, wessen Flügel trugen — zweier roter Münder Trunk, Seite an Seite, aus der Schale der Freude; und er bot ihr seinen Glauben und seine Kraft, es war nicht unerreichbar fern, was sie suchte — dicht neben ihr war es, es schmiegte die Wange in ihr schwarzes Tuch.

„Die Liebe ist das Wunder", sagte er, „Glaube nur, und da ist es, in unerklärlicher Größe, über deinen Scheitel gebeugt! Glaube bloß, und dein Fuß wird noch leichter schweben als sonst, die Flügel sind schon da, in deinem kleinen spitzen Schuh zusammengefaltet, glaube nur, und alles, was du bei einem Mann finden willst, erblüht schon in mir. Schon höre ich die Palmen über uns rauschen!"

Sie hob ihre verschränkten Hände ein wenig, so daß die Finger die Brustspange streiften und schüttelte leise den Kopf. — „Aber da ist doch der Tod."

„Und ist das so sicher? Für uns, wie wir jetzt sind? Nein, er ist nicht da. Wir wissen nichts von ihm. Wenn wir lieben, kann er nicht da sein, denn da fühlen wir, daß der Tod und der Schmerz tief unter unsern Füßen liegen, so weltenweit wie ein zerstiebender Traum im Ring der Zeit, in der Welt, die nicht die der Wirklichkeit ist.

Carneolas Augen erglänzten, und der rote Stein der Spange glitzerte auf ihrer Hand, es war, als würde ihr Inneres von der Klarheit des Mysteriums erfüllt, so wie Dunkelheiten erbebend vom Blitz erfüllt werden, aber dann war es verschwunden, und ihre Finger schlossen sich gespannt und schmerzvoll wie ein Verzweifelter sie schließt.

„Jetzt glaubte ich an das Wunder", flüsterte sie, „doch mein Blick fiel auf die Wundmale und nicht auf den Heiligenschein. Und ich kann nur fühlen, daß sie wirklich sind."

Und Raymond wagte es nicht, ihre Hand an sich zu reißen, obgleich er in schmerzerfülltem Jubel fühlte, daß sie sein war, daß sie an ihn glaubte, wenn auch nicht an die Liebe, oder daß gerade sie sie noch tiefer leiden ließ. Er konnte nicht darüber trauern. Aber er suchte nach ihren Gedanken, suchte sie unruhig, doch des Sieges gewiß, und jeden Morgen schlummerte er erst ein, wenn die Sonne heiß auf seinen Kopf brannte, schlummerte glücklich ein, mit dem großen ereignisreichen Tag vor sich.

Randbemerkungen.

„Geradezu blödsinnig."

Dieser gesunde Ausdruck fand sich in einem offiziösen Dementi. Leider war er nur auf ein Versehen des sonst so unfehlbaren, offiziösen Telegraphenbüros zurückzuführen und nicht auf eine der hochamtlichen Zungen. Aber er wirkte entschieden befreiend und hat den Zweck des von Berlin über Köln nach Berlin auf diesem ebenso bequemen als nicht mehr ungewöhnlichen Wege wandelnden Telegrammes besser erfüllt als die richtige Version „böswillig". Es soll übrigens vorkommen, daß hochamtliche Münde auch noch kräftigere Ausdrücke verwenden, wenn sie in guter Gesellschaft sind und ihr Herz nach Luft verlangt. Aber die Ohren sind gezählt, denen solches zu vernehmen vergönnt ist. Gemeinhin kommt Jehova im stillen sanften Säuseln und üppig blühen die milden Blüten des „könnte, möchte, dürfte, sollte, wollte, wohl, vielleicht". Alles, was recht ist, „geradezu blödsinnig", ein gutes Wort. Böswillig schmeckt nach verfolgter Unschuld. Nein, „blödsinnig" war schon das richtige: blödsinnig wäre es, den Staatssekretär Delbrück, den seltenen Mann, die „glückliche Hand", über die elsaß-lothringische Verfassungs-Kalamität purzeln zu lassen, wo doch sein Herr und Meister die Angelegenheit höchstselber eingebrockt hat. Blödsinnig wäre es, denn alles würde triefen vor Gelächter, wenn Delbrück über die Bundesratsstimmen stolperte, die erstens nicht er bewilligt hat, und die zweitens gar nicht im entferntesten den wirklichen Stein des Anstoßes bilden, selbst, wenn die konservativ „sehr geehrten" wie auch „erlauchten" Herren so tun, als wäre er das. Und blödsinnig ist es, dem Kanzler solch verruchten Meuchelsinn anzudichten, der doch viel Wert darauf legt, ein Mann des „Ja, ja, Nein, nein" zu sein, und der in seinem Worte: „Ich bin der verantwortliche Führer der Politik" je nach Bedarf das „Ich" nicht weniger stark zu unterstreichen pflegt als den „Führer". Freundlich war uns, bei dieser Gelegenheit zu hören, daß auch er selber das eventuelle Scheitern des Entwurfes, des „Lieblingsentwurfes" des „Lebenswerkes" nicht so tragisch nehmen will, sanglos darüber abzugehen, wenn es scheitern tut. Diese beruhigende Versicherung wird die Konservativen zwar nicht erbarmungsvoller stimmen, aber vielleicht verdirbt sie doch einigen professionellen Kanzlerstürzern die keimende junge Freude, und uns läßt sie wesentlich gefaßter dem letzten Sommer entgegengehen. Es würde ihn wurmen, aber er nimmts nicht tödlich. Sehr gut. Das paßt auch zu allem andern. Er will nicht die Geduld verlieren, bevor man ihn unbedingt dazu zwingt, er will aber auch nicht seinen Mund an die leere Zitrone pressen und sagen: Wenn nichts kommt, weh mir, bin ich verdurstet. Nein, ist noch ein Tropfen drin oder drei, tant mieux; ist nichts mehr da, auch gut, dann wählen

Digitized by Google

wir uns eine neue. — „Geradezu blödsinnig.“ Leider hat ers nicht gesagt, aber beim Zeus, er hätte es tun dürfen, er, der sich vom parteivernarrten Professionalismus so sehr verkannt weiß, als wäre er ein politischer Parsival unter Börsianern. Wenn man in sich geht, kommt einem tatsächlich doch manchmal die Empfindung, daß es eigentlich eine Leistung ist, sich noch so weit über den Parteien zu halten, wie ers vermocht hat. Es steckt etwas in dieser Empfindung wie ein beruhigender Pol in des unsicheren Scheines Flucht, ein Faktor, der nicht überrannt wird, vielleicht der einzige nicht berechenbare, von dem noch Unerwartetes kommen kann. Erst sagte man, er müsse Schonzeit haben. Die hat er weidlich genossen. Ja, er hat sie eigentlich immer noch, und das ist das Erstaunliche. Das hat er schließlich doch selbst fertig gebracht. Es sind Rivalitäten da, keine zu neuen Konflikten, unbestreitbare Gegensätze. Aber trotzdem ist er immer noch der Mann, der drüber ist. Und immer noch kann man also auf das Wunderbare warten, das die Weltgeschichte Mores lehrt. Ein Königreich für den Zufall einer günstigen Stunde! Inzwischen werden wir geduldig weiter warten und unter die mancherlei Tagesgeschwätze mit Liebe und Langmut und immer neuen Schnörkeln das einzig senkrechte Motto malen: „Geradezu blödsinnig“. W.

* * *

In „Corfou“,

nicht zu verwechseln mit Korfu, also in der unmittelbaren Nähe des Deutschen Kaisers, hat ein deutscher Tourist — die Touristen in Korfu sind zu 80 v. H. Deutsche — an der Parkmauer des Achilleion folgende erfreuliche Bekanntmachung des Kaiserlich Deutschen Konsulates gelesen:

Avis.

A partir du 1er Mars et jusqu'à nouvelle disposition l'entrée à la Villa Achilleion sera defendue à toute personne ne faisant pas part du service du Palais. Corfou le 5/18 F. 1911. Le Consulat Impérial d'Allemagne.

Das ist anscheinend und verwunderlicherweise nicht dasselbe Idiom, wie man es an den Parktoren der Potsdamer Schlösser auf den dortigen ähnlichen Tafeln findet. Sollte der deutsche Konsul auf „Cork u“ ein Verwandter des „baron de Schoen“ sein? W.

* * *

Olivier.

In einer eben erschienenen Schrift, die sich „Die letzten Tage des Ministeriums Emil Olivier. Juli—August 1870“*) betitelt, versucht Heinrich Seeholzer, auf 103 Seiten den Beweis zu führen, um den sich Olivier in einem zwölfbändigen Werk selbst bemüht hat: daß der französische Premierminister nicht der Urheber des deutsch-französischen Kriegs gewesen ist. Für die Katastrophe macht er auf deutscher Seite ganz allein den Fürsten Bismarck verantwortlich, auf französischer Seite die Kaiserin Eugénie, den Minister des Äußern Gramont, der auf Wunsch Napoleons (ohne seine Ministerkollegen zu befragen) den Botschafter Benedetti wild gemacht hat, Adolphe Thiers, der in der Kammer Jahre lang zum Kriege hetzte und an der Bildung der Überzeugung von der strategischen Überlegenheit der Franzosen über alle andern Völker wesentlichen Anteil hatte.

Aus dem Material, wie Seeholzer es zusammenstellt, ergibt sich in der Tat, daß Olivier den Krieg am allerwenigsten gewollt hat. Aber er wollte den Krieg nicht aus dem Grunde vermeiden, weil er etwa der Ansicht gewesen wäre, daß die Franzosen für einen Krieg nicht vorbereitet sind, sondern deshalb, weil er sich vom Frieden eine günstigere Entwicklung der französischen Verhältnisse versprach und dem Vaterland die notwendigen Opfer jedes Kriegs ersparen mochte.

Die historische Figur Oliviers gewinnt dadurch keineswegs, sie wird nicht größer, sondern verschwindet ganz und gar im Schatten Bismarcks.

Die Wahrheit die Seeholzer ans Tageslicht zu ziehn meint, ist nur traurig. Diese Wahrheit ist zudem nur subjektiver Art. Denn in seinem — übrigens vortrefflich geschriebenen und tiefschürfenden — Bändchen weist Seeholzer treffend darauf hin, daß Bismarck erst nach dem siegreichen Krieg und noch mehr nach seiner Entlassung gezeigt hat, welche Rolle er in der welthistorischen Katastrophe gespielt hat. Als man am Anfang des Kriegs stand, bemühte er sich, die Spuren seiner Urheberschaft möglichst zu verwischen, und tat so, als hätte Gott selbst die Emser Badegeschichte eingefädelt.

Wären die Würfel für Frankreich günstiger gefallen, dann hätte Emil Olivier wahrscheinlich vierundzwanzig Bände verfaßt, um seinen Anteil an der Rügeerklärung zu beweisen, wenn sich nicht tausend andre Federn in Bewegung gesetzt hätten, um seinen Ruhm zu verkünden.

Da die Götter es anders gewollt haben, berührt es uns menschlich sympathisch, daß Seeholzer sich der Aufgabe unterzogen hat, Oliviers Ehre zu retten. Umso sympathischer, als diese Aufgabe recht undankbar ist. Denn in der Politik entscheidet nicht die Ehre, sondern der — Erfolg. Dr. Ernst Friedegg.

*) Verlag Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

* *

Der montenegrinische Operettenstaat

glaubt sich an der völkerrechtlichen Verhöhnung der Türkei beteiligen zu dürfen. Selbstverständlich drahtet Cetinje mit der ernstesten Miene, daß hierorts von einer Unterstützung der aufständischen Malissoren nichts bekannt sei: obschon zuverlässige Nachrichten besagen, daß bei den in der Schlacht gebliebenen Albanesen eine erhebliche Anzahl Montenegriner erkannt worden sei. Es soll ganz davon abgesehen werden, welche Berechtigung der albanesische Aufstand hat. Nur muß doch einmal darauf hingewiesen werden, daß eine innere Konsolidierung der Türkei durch diese grenzenlose Verhöhnung ihres staatlichen Daseins erheblich aufgehalten wird. Die Großmächte hüten sich, offiziell etwas gegen sie zu unternehmen: aber die kleinen Balkanstaaten werden gleichsam als Wurfgeschosse benutzt. Das Mißtrauen der Türken gegen die Europäer wächst. Es herrschen dort gewiß freiheitliche Tendenzen: aber wie soll eine Regierung festen Fuß gewinnen, wenn ein großer Teil der europäischen Diplomatie sich an ihrer Zerfaserung belustigt. Dieser montenegrinische Scherz ist natürlich nur ein Symptom: ein besonders aufreizendes Symptom, weil fremde Hand allzu sichtbar sich in ihm äußert. Aber man häuft damit Explosionsstoff in türkischen Landen, und wenn die militärische und wirtschaftliche Reorganisation der Türkei gegen Europa durchgeführt werden muß — und eines Tages durchgeführt sein wird: dann wird die Quittung für schweigend erduldete Verletzungen nicht ausbleiben. Oder aber: man provoziert einen Verzweiflungskampf, dessen unheilvolle Früchte für die europäische Staatenkonstellation jeder Verständige sich wird berechnen können. Adolar.

* * *

Die Heiligkeit des Antimodernisteneides.

Bei der Debatte über den Antimodernisteneid im preußischen Herrenhause hat Geheimrat Küster sein Befremden darüber ausgesprochen, daß das vatikanischen Kreisen nahestehende Blatt, Osservatore Romano, geäußert habe, der Eid könnte nach einigen Jahren wieder aufgehoben werden. Küster nannte das eine „zynische Verhöhnung der Heiligkeit des Eides“. Kardinal Kopp hat in einer Erwiderung darauf Küster zugestimmt und die Bemerkung des Blattes, das eine Eidesleistung als aufhebbar darstellt, als eine „nichtswürdige Frivolität“ bezeichnet.

Inzwischen hat aber die Germania festgestellt, daß der Osservatore Romano etwas derartiges nicht gedruckt hat. Niemand hat aber den Kardinal Kopp darüber befragt, was er von der alljährlich zu wiederholenden Eidesleistung denkt.

Gilt nicht ein Eid, der auf bestimmte Glaubenssätze geleistet wird, für immer? Der Papst scheint selbst der Ansicht zu sein, daß der Antimodernisteneid zu großen

Digitized by Google

Belastungsproben ausgesetzt ist, so daß er eine Wiederholung desselben in jedem Jahre angeordnet hat. Diese Ausdehnung ist nicht nur ein Beweis des mangelnden Zutrauens zu seinem Klerus, sie zeugt auch von einer recht eigentümlichen Auffassung von der Heiligkeit des Eides. Die Worte Küsters und Kopps von der zynischen Verhöhnung der Heiligkeit des Eides und der nichtswürdigen Frivolität können recht gut auf diese Forderung der jährlichen Wiederholung des Eides angewendet werden.

Dr. E. M. (Cöln).

* * *

Das freiheitliche England

ist nervös geworden. Die Houndsditchaffäre hat genügt, um Traditionen entgleisen zu lassen, durch die England seine überlegene Stellung, seine innere und äußere Freiheit erst gewonnen hat. Mr. Churchill hat im Unterhaus ein Gesetz eingebracht, das trotz seiner eleganten freiheitlichen Phrasierung nichts weniger bedeutet, als eine Abtötung des Asylrechts, auf das nationale englische Begeisterung nicht oft genug hinweisen konnte. An Unterlassungen im Gerichtswesen anknüpfend, verlangte er eine erhebliche Steigerung der Strafen für die Rückkehr eines Ausgewiesenen usw. Aber das waren nur die diskutablen Präludien. Das grundlegend Umstürzende kam dann. Mit einem stolzen Hinweis auf Englands Asylrecht, das in keinem Fall verletzt werden dürfe, führte der Minister mit demselben Atemzuge aus, daß er sich Vollmacht erbitten müsse, „in gewissen Fällen Bürgschaften zu verlangen". Damit wird natürlich das Asylrecht illusorisch, denn es hängt nun von der Gutmütigkeit der in Frage kommenden Instanzen ab, ob eine Bürgschaft als genügend betrachtet werden solle oder nicht. Ja, Mr. Churchill ist der herrschenden Nervosität vor ausländischen Verbrechern so gewiß, daß er eine so unsinnige Erweiterung dieser Forderung vorschlagen zu können glaubte, daß diese Bürgschaft sich eventl. auch darauf erstrecken müsse, „unter gewissen Umständen Bürgschaft für eine gute Führung zu verlangen, auch wenn von dem Betreffenden kein Verbrechen begangen worden sei". Das deckt den Kernpunkt des neuen Gesetzes auf. Mr. Churchill wünscht jeden Fremden ausweisen zu können, der ihm nicht gefällt. Denn zur Anerkennung einer Bürgschaft kann ihn ja niemand zwingen. Englands Asylrecht ist nunmehr illusorisch geworden: und damit ist ein wesentlicher Faktor jenes freiheitlichen Lebens ausgeschaltet worden, auf den die Engländer als das unterscheidende Merkmal ihrer bürgerlichen Existenz nicht stolz genug hinweisen konnten.

Adolar.

* * *

Kanadische Einwanderung.

In der nordamerikanischen Union gehört heute die „neue" Einwanderung zu den schlimmsten Schreckgespenstern der sozialen Bewegung. Es kommen nur wenige West- und Nordeuropäer mehr, sondern fast ausschließlich noch Süd- und Osteuropäer, überwiegend Hungerkünstler ohne bürgerliche Erziehung, ohne Selbstachtung, „animals without soul", die mit ihren niedrigen Ansprüchen die Lebenshaltung der amerikanischen Arbeiterschaft herunterzerren, weil sie in den Städten zusammenströmen, wo sie nach Nationen gesondert bestimmte Stadtteile anfüllen, um dort heimische Sitten und Gebräuche zu kultivieren und einer Auffaugung durch den amerikanischen Bevölkerungskern beharrlichen Widerstand entgegenzusetzen. So erklärt sich das Verlangen der ansässigen Elemente nach verschärften gesetzlichen Maßnahmen zur Beschränkung der Einwanderung. Wie man von dem Leiter des kanadischen Einwanderungsdepartements, W. D. Scott, der zur Zeit in England weilt, erfährt, empfindet in Kanada niemand Schmerzen über die süd- und osteuropäischen Einwanderer. Sie bleiben nicht in den Städten haften und machen sich auch nicht als Lohndrücker für die eingeborenen Industriearbeiter lästig. Die Landwirtschaft saugt sie großenteils auf. In der ersten Hälfte des laufenden Rechnungsjahres fanden 52 v. H. der aus Süd- und Osteuropa kommenden Einwanderer auf dem Lande Beschäftigung.

Die kanadische Regierung ist unter diesen Umständen viel eher geneigt, die Einwanderung aus Westeuropa als die aus Süd- und Osteuropa zu beschränken. Sie hat ihre Bestimmung, daß jeder Einwanderer bei der Landung 100 Mk. besitzen müsse, für solche, die auf dem Lande arbeiten wollen — und die kommen am allermeisten aus West- und Nordeuropa — aufgehoben. Sie sucht andererseits aus Großbritannien, Frankreich, Belgien, Holland, Deutschland, der Schweiz, Dänemark, Norwegen und Schweden Eisenbahnarbeiter, Handwerker und Maschinenarbeiter hinüberzuziehen; denn solche enthebt sie ebenfalls der Bedingung, über 100 Mk. zu verfügen, wenn sie in der Zeit von Anfang April bis Ende Juli oder Anfang Mai bis Ende September landen.

Auch in der Klage der Union, daß die neue Einwanderung im Gegensatz zu der früheren wenig Geld ins Land bringe, vielmehr eine Menge in Gestalt der Ersparnisse, die die Eingewanderten an Angehörige in der alten Heimat schicken, herausschöpfe, kann Kanada nicht einstimmen. Allerdings hauptsächlich deshalb nicht, weil die immer stärker anschwellende Binnenwanderung von den Vereinigten Staaten nach Kanada für dieses besonders einträglich ist. Jeder aus den Vereinigten Staaten Einwandernde verfügt durchschnittlich über 4000 Mk., der aus dem Vereinigten Königreich Kommende über 400 und der vom europäischen Festlande Stammende über 100 Mk. Da im Jahre 1910 von den kanadischen Einwanderern 124 602 aus den Vereinigten Staaten, 112 500 aus dem britischen Inselreich und 66 029 aus andern Gegenden, hauptsächlich vom europäischen Festlande kommen, so hat Kanada dadurch in dem einen Jahre etwa 551 600 000 Mk. eingenommen, davon 500 Millionen durch die amerikanische Einwanderung. Für die letzten fünf Jahre, in denen 450 448 Einwanderer aus Groß-Britannien, 393 191 aus der Union und 285 818 vom europäischen Festlande kamen, ergibt sich auf solche Weise eine Summe von 1 780 000 000 Mk.

O. C.

* * *

Auch ein Kenner Berlins.

Die Berliner haben doch ein Heidenglück, die erlesensten Geister von Luc Gersal bis Huret und Hejermans studieren sie, und manche der Literaten, die sich dem Studium Berlins und seiner Bewohner widmen, verberlinern sogar so sehr, daß sie selbst Berliner Geschichten im Berliner Dialekt schreiben. Im sogenannten Berliner Dialekt, und natürlich findet sich auch ein Blatt, und zwar ein recht großes, das diesen Dialekt als Berlinisch seinen Berliner Lesern vorzusetzen wagt. Ein Herr aus Lomza (Lomza, Hauptstadt des gleichnamigen russisch-polnischen Gouvernements am Narew) fühlt das Bedürfnis, Berliner Kinder sprechen zu lassen, Kinder, die zusammen Pferdchen spielen. Man höre, wie diese Göhren reden: „Wenn ich der Gaul bin, muß ich doch besser wissen, was ich machen muß? Du kannst doch gar kein gäulisch (!) reden als Kutscher!" Eine Million Mark demjenigen, der einen Berliner Jungen das Wort gäulisch hat gebrauchen hören. Dann weiter: „Jetzt heulst du, weil ich ein richtiger Gaul bin — och, bist du fad." Das Vermögen Rockefellers dem, der nachweisen kann, daß ein richtiger Berliner Junge auch nur ahnt, was „fad" bedeutet, es sei denn, er sei im Tiergartenviertel geboren. Ein drittes Mal äußert Fritze Kuhlmann zu seinem Kameraden: „Du heulst wie ein Baby . . och!" Ausgerechnet, wie ein Baby. Verlangt man noch mehr Proben? Ich denke, sie genügen, um zu zeigen, was Papierliteraten sich gegen das deutsche Publikum herausnehmen, wie sie sich anmaßen, über Dinge zu schreiben, von denen sie nichts verstehen, und wie meilenfern sie dem Volksleben stehen, das sie zu schildern sich unterfangen, so fern, wie Lomza von Berlin ist. Und diese verdammte Kaffeehausliteratur macht sich bei uns immer mehr breit und raubt dem bodenständigen Schrifttum Luft und Licht. Ist denn dagegen gar nichts zu machen.

K. D.

Digitized by Google

Die Religionen auf Stern Erde und der gutmütige Pastor.

Da saß er mit der langen Pfeife in seinem Großvaterstuhl. Auf seinem Schreibtisch brannte eine Kerze in hohem schmiedeeisernen Leuchter. Draußen schien der Vollmond durchs Gebüsch.

Und ich saß am alten kalten Ofen. Es war ein stiller Juliabend. Der Herr Pastor Geierklau saß im Großvaterstuhl.

„Daß", sagte er heftig paffend, „habe ich immer meinen Eltern sehr übel genommen, daß sie mir einen derartig kriegerischen Namen hinterlassen haben. Was denkt man alles bei dem Namen Geierklau! Und ich bin eine so friedliche Natur und so zufrieden, daß ich hier in meinem stillen Dorfe mein Leben beschließen kann. Aber das wollte ich alles gar nicht sagen. Ich wollte eigentlich über den Austritt aus der Landeskirche reden. Ja — warum treten die Leute aus? Sind ihnen die Kirchen, die wir bauen, nicht herrlich genug? Oder — will man bloß die Kirchensteuer sparen? Sie lächeln da drüben am Ofen. Aber — ich verstehe diese Dissidenten nicht; ich bin überzeugt, daß sie über kurz oder lang eine neue Religion gründen werden. Und — die wird sehr bald genau so aussehen wie die alten Religionen. Sie da am Ofen, haben Sie schon bemerkt, daß die Religionen auf Stern Erde einander sehr ähneln?

„Freilich!" sagte ich lächelnd.

Und der alte Herr fuhr fort:

„Nun — wenn Ihnen das so sehr selbstverständlich erscheint, dann ist es doch ganz egal, welcher Religion man angehört. Wäre ich ein reicher Mann, ich würde allen Religionen beitreten und den Leuten recht viel Geld geben, damit herrliche Tempel entstehen. Was die Priester von ihrem Gott oder von ihren Göttern erzählen, würde mir ganz gleichgültig sein. Ich bin zufrieden, wenn die Leute die Existenz höherer Wesen zugeben — Wesen, die großartiger sind als der Mensch. Ich glaube, daß sehr Viele nur deswegen aus der Landeskirche austreten, weil sie sich selber so maßlos bedeutend vorkommen, daß es ihnen beim besten Willen nicht möglich ist, an Wesen zu glauben, die noch bedeutender als sie, die Austretenden, sind".

Der Herr Pastor Geierklau erhob sich und ging heftig paffend in der Stube herum. Rosenduft drang aus dem Garten in die Stube.

„Ja", sagte ich schließlich, „das große Selbstbewußtsein vieler Menschen ist eine Sache, die mich immer sehr heiter stimmt".

„Sie da", sagte der alte Herr, „an Ihrem kalten Ofen finden alles immer so natürlich, daß Sie sich wohl gar nicht mehr wundern können. Das ist eigentlich nicht sehr religiös. Die Religionen leben eigentlich nur vom Verwunderttun. Die Zukunftsreligionen werden auch nur davon leben. Es ist nicht gut, wenn dem Menschen alles so natürlich vorkommt".

„Ganz Ihrer Meinung!" sagte ich.

Da schwieg der Pastor Geierklau eine Weile und sagte dann leise:

„Sie scheinen sich doch wundern zu können. Sonst wären Sie ja nicht hier bei einem alten Manne. Sonst wären Sie ja auch längst ausgetreten aus der Landeskirche. Aber Sie sagen ganz richtig wie ich: wozu austreten? Die Religion können wir ja doch nicht aus der Welt

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

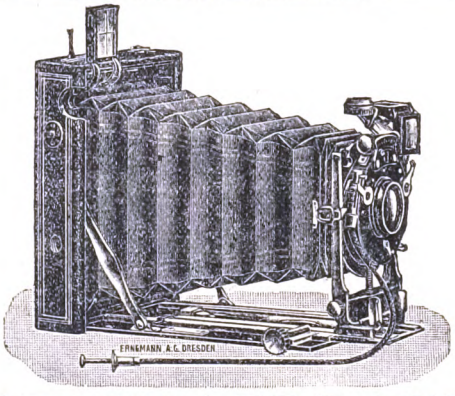
Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —



ERNEMANN Cameras

und Objektive geniessen Weltruf! Sie sind erstklassig und preiswürdig! Illustrierter Katalog kostenlos!

Verlangen Sie Beteiligungs-Bedingungen zum 1000 Mark Preisausschreiben 19.1

Heinr. Ernemann A. G., Dresden 260

Digitized by Google

schaffen. Und da ist es gleich, welcher Religion man angehört. Wenn die Leute nur nicht behaupten möchten, daß sie die Welt **begreifen** können".

„Das wirkt aber", sagte ich leise, „doch so sehr komisch — so urkomisch".

Paul Scheerbart.

Zur Beachtung.

Wir bitten unsre Mitarbeiter und Leser, während der Monate April und Mai sämtliche für die Redaktion bestimmten Sendungen ausschließlich an die Adresse des Verlages (Berlin W 9, Potsdamer Straße 124), zu richten, da unser Chefredakteur während dieser Zeit nicht in Berlin ist. Redaktion der „Gegenwart".

Misdroy. Im hiesigen Ort machen sich die Vorboten der Kurzeit bereits seit Wochen bemerkbar. Allenthalben sind zahlreiche Arbeitskräfte beschäftigt, die Schäden des langen Winters wieder auszuglätten und tadellose Sauberkeit herzustellen. Ein Krankenhaus nach den neuesten hygienischen Anforderungen ist im Bau, und die Vorarbeiten der Wasserleitung und Kanalisation sind beendet. Die Bohrversuche für die Wasserentnahme haben, wie zu erwarten war, qualitativ und quantitativ ein ausgezeichnetes Resultat nach amtlicher Beurteilung ergeben. Große landschaftliche Neuanlagen am Strande werden geschaffen, der Kurpark erhält einen vornehm gehaltenen gärtnerischen Charakter, und die verbesserten Seebäder werden mit Laufstegen untereinander verbunden. So wird Misdroy mit der Eröffnung der Saison am 1. Juni zum Empfang seiner zahlreichen treuen Freunde und neuer Gäste wohl gerüstet sein. — Was Misdroy besonders als Frühjahrskurort so geeignet macht, ist der Windschutz, den es durch den Vorzug der vielgerühmten Lage in und am Walde hat. Auf wohlgepflegten, deutlich bezeichneten Wegen kann man hügelauf, hügelab stundenlang wandern, und mit dem Rauschen der Bäume vermischt sich leise herüberklingend das Branden des Meeres. Diese so glückliche Vereinigung von See, Wald und Hügelland, wie sie nur selten an der ganzen Ostseeküste gefunden wird, und diese idyllische ländliche Ruhe sind Faktoren, welche den durch das Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität zerrütteten Nerven wieder neue Nahrung zuführen. Der Erholungsaufenthalt ist heute in dem hastenden Erwerbsleben nicht mehr ein Luxus, ein Privilegium nur der „oberen Zehntausend", er ist ein Bedürfnis für alle vorwärts strebenden Kreise geworden. Der Organismus des Menschen verlangt eine Ausspannung, um fern vom lärmenden Getriebe der Großstadt einige Wochen Ruhe und Erholung finden zu können.

Soeben erschienen:

Ernst von Wolzogen

Das Kaisermanöver

und andere Erzählungen

Nr. 769 von Kürschners Bücherschatz.

In letzter Zeit gelangten in Kürschners Bücherschatz Erzählungen der beliebtesten zeitgenössischen Schriftsteller zur Ausgabe. Es wurden veröffentlicht:

Fedor von Zobeltitz Die Abenteurer. Roman. Nr. 750/51.	**Fjodor Dostojewski** Der ehrliche Dieb und andere Erzählungen. Nr. 757.	**Theodor Fontane** Onkel Dodo und andere Erzählungen. Nr. 764.
Hugo Ganske Die Kaiserrede. Humoristischer Militärroman. Nr. 752.	**Hermine Villinger** Randglossen. Das goldene Zeitalter d. Büggebacher. 2 Erz. Nr. 758.	**Prosper Mérimée** Lokis. Tamango. Zwei Erzählungen Nr. 765.
Ada von Gersdorff Gerettet. Roman. Nr. 753.	**Carl Tanera** Ernste und heitere Erzählungen. Nr. 759.	**M. Gerbrandt** Ringende Herzen. Erzählung. Nr. 766.
Carl Muusmann „Artistenblut". Erzählungen. Nr. 754.	**Max Kretzer** Mit verbundenen Augen. Roman. Nr. 760/61.	**L. Stevenson** Ein merkwürdiger Klub. Kriminal-Roman. Nr. 767.
Fl. Robertson Ein verschwundener Millionär und andere Abenteuer. Nr. 755.	**Carl Busse** Schuld und andere Novellen. Nr. 762.	**L. Stevenson** Das Ende eines Diamanten. Kriminal-Roman. Nr. 768.
B. v. d. Lancken Gräfin Sophies Beirat. Roman. Nr. 756.	**E. Vely** Das Fräulein. Roman. Nr. 763.	**Ernst v. Wolzogen** Das Kaisermanöver und andere Erzählungen. Nr. 769.

Jeder Band 20 Pfg.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Mießler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 19. Berlin, den 6. Mai 1911. 40. Jahrgang Band 79.

Es war einmal ein Gedanke ...

Es war einmal ... fangen Märchen an, oder Dinge, die so lange zurückliegen, daß sie schon fast nicht mehr wahr sind. Auf alle Fälle ist es eine gottverdächtige Tatsächlichkeit, die mit diesen drei Worten ans Licht kommt. Hier an dieser Stelle werden sonst keine Geschichten erzählt, sondern spintisiert wird über Gott und die Welt und die Menschen und die Dinge im allgemeinen. Aber auch einem Raisonnement muß man mißtrauen, das etwa anfängt: Es war einmal ein Gedanke, der wurde um 12 Uhr mitternachts geboren, und als die Uhr eins schlug, da war er zu Ende gedacht. Und da starb er .... Also jedenfalls besteht ein wohlberechtigtes Mißtrauen gegen solche Gedankengeschichte und ihren ominösen Anfang. Nichtsdestoweniger soll die Sache ihren Lauf haben. Wir sind gewarnt. Es gibt ja auch politische Märchen.

Also, es war einmal ein Gedanke, der wurde um 12 Uhr mitternachts geboren und als die Uhr eins schlug, da war er zu Ende gedacht. Und da starb er. Er war von schwächlicher Konstitution, belastet nämlich, erblich, von seinen Eltern und geboren in der Zeit der sieben mageren Jahre; — oder waren es Monate, jedenfalls waren sie mager. So erreichte er nicht einmal das Alter einer Eintagsfliege, der Ärmste. Man hätte ihn überhaupt an der Schwelle seines einstündigen Daseins ins Nichts zurückgewiesen und ihn unter „Totgeboren" ins Register der Gedanken eingetragen, wenn er sich nicht mit Gewalt dem widersetzt hätte. Er wollte es nicht glauben, daß er tot sei. Man mußte ihn also gewähren lassen. So lief er denn eine Stunde lang den unfruchtbaren Weg seines Scheindaseins, um dann doch — als die Uhr, wie gesagt, eins schlug — ins Nichts zu versinken. Eins ist sonst die Geisterstunde. Aber von Geist war hier nicht mehr die Rede. Sagen wir offen: er starb wie alle sterbenden Gedanken am Selbstmord, an der Austreibung seines eigenen, nicht vorhandenen Geistes, an der Selbstverneinung. Wie einer, der sagt „ich—bin—nicht" und dann ist er nicht nur nicht da, sondern auch niemals „gewesen". Aber reden wir nicht die Sprache toter Gedanken, sondern lebender, dann hört sich die ganze Geschichte plausibler an, und zwar so:

Die Osterferien sind vorbei. Das politische Räderwerk hat neu zu laufen begonnen. Setzen wir Hoffnung auf seinen Lauf? Nein. Das Thema ist Tausende und aber Tausende von Malen durch die Maschine gedreht worden; es sieht sich immer noch unverdaulich an wie am ersten Tag. In allen Zeilen Verärgerung, in allen Tagesfragen unversöhnliche Gegensätze, in allen Mienen Unsicherheit, in keinem Ding und keinem Manne die erlösende Kraft. Das wird weitergehen — wir hoffen nicht auf innere Wunder — bis zum irgendwann unvermeidlichen Tag der äußeren Rekonstruktion der Maschine. Aber wird die rekonstruierte besser sein? Keiner weiß es, niemand glaubts. Es fehlt sozusagen am Schmieröl, an der Wahlparole. Obwohl Wahlparolen Ausdruck von Energie sind, nicht Quelle. Aber mit der Energie fehlt eben auch der kräftige Ruf.

Ist der weite Horizont heller als der engbegrenzte unsrer Heimat? Für uns kommt auch von ihm kein Licht. Im fernen Osten spielen zwei gewaltige Reiche ein gewagtes Spiel um das mehrtausendjährige Gewand eines Riesen, der am Ende seines Laufes zu sein scheint und dabei in Wirklichkeit am Anfang steht. Mag ihr Spiel gehen, wie es will, haben wir Gewinn dabei? Im nahen Orient bei Türken und Persern erhielten wir, scheints, einen kleinen Vorsprung. Aber sind nicht Rußland und England doch die Macher auf dem einen, Frankreichs Geldsäcke schließlich auf dem andern Brett? Unter Englands Fittichen erstarkt in Südafrika ein neues Kolonialreich. Nordamerika ringt langsam, aber mit zähem Erfolge um den panamerikanischen Gedanken, nördlich wie südlich seiner Grenzen. Und Frankreich marschiert auf Fez. Was haben wir errungen? Nichts. Dem österreichischen Freunde haben wir zu Bosnien verholfen. Das Bewußtsein dieser edlen Tat ist unser. Aber das ist auch alles. Bringt es Zinsen? Genau so viele, wie das Marokkoabkommen mit Frankreich bisher gebracht hat, und wann werden wir wohl den ersten klingenden Ertrag unsres Potsdamer Geschäfts besehen? Geduld, liebe Seele.

Digitized by Google

Gut, wir haben Geduld. Recht besehen, geht das Geschäft nicht gerade besonders. Aber mit einem Schlage darf man nicht zuviel verlangen, und etwas mehr Initiative als früher spüren wir ja bereits seit einem Jahre, seitdem der neue Mann da ist. Wir verlangen auch gar nicht, wie die prestigesüchtigen Romanen, fortgesetzte Sinnfälligkeiten unsres Florierens. Wir sind schon über ein gewisses Gefühl des Vertrauens zu einer starken Hand glücklich, und das beginnt Gott sei Dank leise zurückzukehren. Nur ist es noch sehr schwach, und deshalb verzeihe man uns das anscheinend etwas ungeduldige Suchen nach einer Gelegenheit zur Tat. Ob sie nahe ist? Auch im Innern? Ha — (hier taucht der obgenannte Gedanke affenartig über die Schwelle des Bewußtseins): Marokko, Reichstagswahlen, zwei Fliegen mit einer Klappe! — (Pause) —.

Marokko — Wahlparole, man lacht. Was geht im Grunde uns Marokko an! Die Mannesmänner haben sich hereingeritten, du liebe Zeit, sie waren gewarnt. Und wir, wir haben uns über den Casablanca-Zwischenfall (was fiel eigentlich dazwischen? Hab es halb vergessen) weidlich auf- und abgeregt, aber sonst hat uns doch der schöne Baron so sänftiglich eingeschläfert in dieser Sache, und der Franzmann hat zu seiner Verblüffung soviel leichtes Spiel gehabt, daß man jetzt, wo es überhaupt zu spät ist, keinen Hund mehr mit solchen Sachen vom Ofen lockt, zumal wenn er sein täglich liebgewonnenes Abendbrot von Reichsfinanzreformknochen und Wahlredenwasser sicher hat. Die Algecirasakte klebe man als Makulatur unter die Tapete des bequemen Gewissens, — wenn sie einen Zweck haben sollen. — Jedoch das Marokkoabkommen! Kiderlen soll seine Hand schon dabei stark im Spiel gehabt haben. Wenn es bereits eine Korrektur der Akte enthielte? Einen damals nicht gleich von allen durchschauten Zweck, der nicht nur zur Pazifizierung dient, sondern gegebenenfalls auch zum Gegenteil, als Basis eines besonderen Einspruchrechtes? Auch dort ist die Souveränität des Sultans Voraussetzung, aber Deutschland Spezialkontrahent. Und Frankreich marschiert jetzt auf Fez! Um Herrn v. Kiderlen ist es in diesen Tagen merkwürdig, fast unheimlich ruhig. Sollte er nicht sein Messer im Stillen schärfen? Wenn irgendwann, so ist jetzt die letzte Gelegenheit, Kapital aus der Sache zu schlagen. Vielleicht nicht mehr in Marokko selbst so sehr, als allgemein zur Befestigung des eigenen Wertes, der Macht und Autorität im Handel der Großmächte oder auch durch Kompensationen. Eine Gelegenheit jedenfalls ist nahe, soviel sehen wir klar, und wir glauben vertrauen zu dürfen, daß Herr v. Kiderlen-Waechter nicht der Lebensanschauung huldigt, daß Gelegenheiten dazu da da sind, verpaßt zu werden. Wenn aber die Gelegenheit kommt, sollte dann nicht auch die Möglichkeit bestehen, sie dem ganzen nationalen Deutschland ins Blut zu tun und ihm verständlich zu machen, daß hier tausendmal höhere Güter auf dem Spiele stehen, als Wahlmandate und Steuergroschen? Warum nicht das Reichsparlament Schlag auf Schlag in einer solchen Zeit der gemeinsam nach außen gerichteten Augen auflösen, neu wählen und einig und stark nach den Grenzen stehen? In der Gefolgschaft einer nationalen Idee und einer energischen Initiative den alten, ekelhaften Finanzreformrummel hinter sich werfen? Warum nicht? — Ach Gott, — (hier klappt der obgenannte Gedanke wie ein Taschenmesser zusammen und beginnt leise weinend zu versinken) —, wer wird diese Initiative verantwortlich zeichnen? C'est la mort! Schluß. Aus. —

Der verantwortliche Zeichner fehlt. Es gibt so viele Leute, die unverantwortlich zeichnen. Aber ausgerechnet hier brauchten wir einen Verantwortlichen, und, alles Gute über sein Haupt, aber in diesem Falle glauben wir nicht, daß Bethmann Hollweg die Sache auf sich nähme. Es ist nicht Mangel an Energie, es ist die große Gewissenhaftigkeit, die ihn hindern würde. Nicht, als wenn demgegenüber hier die Wahrheit der These verfochten werden sollte, daß nur, wer wagt, gewinnt. Das ist es nicht. Aber die auswärtige Politik ist nicht Bethmanns eigenes Fach, kann es auch im Laufe seiner Kanzlerzeit nicht geworden sein. Er hat es übernommen, in wenig fruchtverheißenden Zeiten das innerpolitische Wrack zur Reparatur und günstigenfalls auch zu neuen Gestaden zu geleiten, aber plötzliche Abstecher auf hohe See zu machen, stand nicht auf seinem Plan und ist auch nicht seine Force. Er nimmt seine Verantwortung ernst. Was er nicht genau in allen Konsequenzen übersehen zu können meint, tut er nicht. Will er also nicht de facto die Zügel an Kiderlen abgeben — das müßte er im fraglichen Falle —, darf er das Experiment nicht machen. Der Verzicht auf eigene Zügellenkung aber verbietet ihm das Verantwortungsgefühl — und auch der eingeborene Stolz. — Also stürze ein, Luftschloß, Hirngespinst verschwinde. Es war nichts. Aus, Schluß, die Uhr schlägt eins, die Geisterstunde ist vollendet, fahr wohl, armer Gedanke, geistloser, miserablichter, einer Kateridee verzweifelt ähnlich sehender. Du hattest ein Loch. Ein Loch ist die partielle Negation eines Dinges. Da der Geist etwas Ungeteiltes, Unteilbares ist, muß ein geistiges Loch das geistige Nichts schlechthin sein. Also bist du nicht, nicht mehr und nie gewesen. Schade um dich.

Digitized by Google

China und England, Tibet und Jünnan.

Von Dr. Frhr. v. Mackay (München).

Es ist eine alte Erfahrungstatsache: wenn der russische Bär in den chinesischen Nordmarken seine Klauen vorstreckt, schüttelt der britische Löwe an den Südgrenzen des Reichs der Mitte sprungbereit seine Mähne. Kein Wunder also, daß kurz nach dem Ultimatum, das Petersburg nach Peking richtete, der Telegraph alarmierte: angloindische Truppen sind in Jünnan einmarschiert und haben Pienma — das liegt nach der neusten britischen Generalstabskarte acht Kilometer von der Grenze entfernt im Quellgebiet des Irawadi — besetzt. Man hatte allen Grund, zunächst hinter die Meldung ein Fragezeichen zu setzen; fabelte doch noch vor einem Jahr eine ähnliche Nachricht chinesisch-nationalistischer Hetzer und Sensationsmacher vom Einmarsch einer ganzen französischen Armee von Tonkin aus ins Möngtsegebiet. Jetzt wird aber auch von der ernsthaft zu nehmenden ostasiatischen Presse die Meldung allgemein bestätigt; die britischen Agenturen selbst verbreiten sie ohne Widerspruch mit dem Kommentar, daß Pienma als burmesisches Gebiet betrachtet wird. Bei der Beratung des indischen Budgets im englischen Unterhaus schwieg man sich zwar über den Fall aus, brachte dafür aber die Angelegenheit des Bahnbaus Bhamo-Tali wieder zur Sprache, wozu der Unterstaatssekretär für Indien, Montagu, Erklärungen abgab, die den Zweck und das Zeitgemäße eines Vorstoßes nach Pienma sehr deutlich machten.

Seit 1908, da der energische und kluge Tschaoerhfeng das Amt eines Vizekönigs von Ssetschuan mit dem eines ersten Residenten in Lhasa vertauschte, hat die chinesische Autorität im Kampfe mit der lamaitischen Hierarchie von Tag zu Tag an Boden gewonnen. Gute Straßen nach britischen Vorbildern in Nordostindien sind allenthalben angelegt, alle bedeutenden Plätze und Märkte durch ein wohlfunktionierendes Telegraphennetz verbunden worden. Eine Menge industrieller Betriebe, um das einheimische Gewerbe zu beleben, eine große Anzahl von Volksschulen — im Amtsbezirk Batang allein 75 — sind entstanden, um die tibetische Jugend den Einflüssen des klerikalen Verdummungssystems zu entziehen. Die Verwaltung wird gänzlich umgestülpt und modernisiert. Den Klöstern ist die Steuergerechtsamkeit entzogen, die Abgaben fließen in die Staatskassen nach Peking. Der Lifanjüan, eine Art Kolonialamt für mongolische und tibetische Angelegenheiten, hat jüngst die Entsendung eines ganzen Trupps von Beamten beschlossen, die einen administrativen Organismus in Tibet nach dem Vorbild der Mandschurei schaffen und in unbedingter Überordnung über den geistlichen Gewalthabern stehen sollen. Charakteristisch für die Nationalisierungsmethoden Pekings ist es, daß jeder in einem kommissarisch für die Krone verwalteten Gebiet ansässige Tibeter kurzweg einen chinesischen Namen als Brandmarke seiner neuen Untertanenschaft erhält. Die bedeutendsten Erfolge aber sind in der Ansiedelungspolitik erzielt worden. Das hierbei angewandte Verfahren verdient ob seiner Eigenart eine kurze Beleuchtung. Da die Eingeborenen, insbesondere die führenden Stämme der Mantse, noch immer ganz im Bann des Klerus stehen und somit für Arbeit im Dienst fortschrittlicher Zivilisation nicht brauchbar sind, so kommt es darauf an, fremde Kulturpioniere heranzuziehen. Die Südchinesen besitzen aber nicht die physische Kraft zum Widerstand gegen die Unbilden des tibetischen rauhen Klimas. So wird die Armee nach dem Beispiel, das schon der berühmte General Ma gegeben, als Kolonisator nutzbar gemacht und in Bewegung gesetzt. Etappenweise rücken die Besatzungstruppen vor, stellen die Gewehre in verschanzten Lagern zusammen, greifen zum Spaten und Pflug, bauen ihr eigenes Getreide, legen meilenweite Kulturen, Wege, Brücken, Handelsstationen an, schaffen Verkehrssicherheit und unterdrücken das Brigantenunwesen. Ein Militarismus, der statt mit Pulver und Blei mit Hacke und Saatgut Länder erobert.

England hat einmal — die Blaubücher und politischen Studien Lord Curzons beweisen es deutlich — daran gedacht, selbst die Rolle eines kulturen Erneuerers der Theokratie des Großlama zu spielen. Der schöne Plan muß heute angesichts der Rührigkeit des erwachten China wohl oder übel endgültig begraben werden. Von dem offiziösen Programm: Übergewicht des britischen Einflusses in Lhasa unter Ausschluß aller andern europäischen Mächte, Bevorzugung Englands im Handelsverkehr mit Tibet, bleibt nur noch der letzte Teil übrig. Aber auch um dessen Behauptung sieht es schlimm aus. Der Eckpfeiler des Lhasavertrags von 1904, der die anglo-indische Regierung berechtigte, in ganz Tibet Märkte und Handelsagenturen zu eröffnen, zu denen Briten und Eingeborene freien Zutritt haben sollten, und über alle hieraus sich ergebenden Verkehrs- und Verwaltungsfragen selbständig mit den tibetischen Behörden zu verhandeln, wurde durch die Tätigkeit Tschaoerhfengs, die das Nachbarland allmählich in eine chinesische Provinz verwandelt, längst in aller Stille ausgehoben. Als kommerzielle Einbruchspforte zu den Wirtschaftsgebieten des großen guten Himmelsbuddha galt bislang Sikkim, von wo aus England unter großen Opfern eine der prachtvollsten Gebirgsstraßen nach dem Tschumbital gebaut hat. Dieses öffnete wieder die Handelstür nach Lhasa; von dort hoffte man auf dem bekannten, über Tatsienlu führenden Karawanenweg das Jangtsetal zu erreichen, Anschluß an das unter britischem Einfluß stehende Shangai zu gewinnen und so die ersehnte große kontinentale

Digitized by Google

Handelsbrücke zwischen Nordindien und den chinesischen Gewässern herzustellen. Ganz abgesehen davon aber, daß jeder Vorstoß von Sikkim aus den Unwillen von Petersburg erregt, das zu schonen man in London ängstlich bemüht ist, hat diese Verbindung den doppelten Nachteil, daß sie übermäßig lang ist und jetzt in ihrem ganzen Zug von Lhasa aus bereits unter chinesische Kontrolle gebracht ist. Ein Blick auf die Karte genügt nun, um zu sehen, daß der gedachte handelspolitische Zweck sehr viel einfacher und rationeller auf andrer Linie erreicht werden kann: von Oberburma aus, wo die von Bhamo am Irawadi nach Tali führende Straße unmittelbar den Einbruch in das Jangtsetal vermittelt.

Darin also liegt das Wesen der britischen Diversion. England vollzieht eine Schwenkung. Das Spiel, das im Norden durchzusetzen unmöglich geworden ist, soll durch Anzüge im Süden gewonnen werden. Sofort aber erheben sich auch hier große Schwierigkeiten. Wie in Bhutan und Nepal sind in Burma die Grenz- und Hoheitsfragen ungeregelt und unklar. Pienma liegt nach Londoner Behauptungen auf britischem, nach Pekinger Anschauungen auf chinesischem Gebiet. Den Schachzug Englands hat daher Tschaoerhfeng unverweilt damit erwidert, daß er seine Truppen vom Grenzort Batang bis nach Rima am Sajul vorschob. Die Gegnerschaft der Nachbarn ist also nicht abgeschwächt, sondern nur anders lokalisiert. Ihre Explosivkraft aber ist größer als je. Das schlafende China hat nacheinander seinen Einfluß in Siam, Burma und den Gurkastaaten schwinden sehen; das lebendig gewordene China ist nicht gesonnen, aus irgend einem Feld seiner überlieferten souveränen Rechte sich herausmanövrieren zu lassen und spannt mit erstaunlicher Beweglichkeit alle Kräfte an, diesen Willen zu behaupten.

Ausstellung der Berliner Sezession 1911.

Von **Hermann Abeking** (Charlottenburg).

I.

Die diesjährige Ausstellung der Berliner Sezession ist die erste dieser Veranstaltungen, die nicht mehr unter dem Vorsitz Max Liebermanns stattfindet. In dem Vorstande der Sezession ist eine Umwälzung eingetreten; an Liebermanns Stelle steht Lovis Corinth. Wesentliches hat sich hierdurch nicht geändert. Die heutige Ausstellung beweist das gleiche Zusammenarbeiten der gleichen Kräfte. Auch die Tendenz, einige Ausländer zu Worte kommen zu lassen, ist wie sonst vorhanden.

In dem Mittelpunkt der Ausstellung steht eine Kollektion Max Slevogt, die ihr Hauptgewicht auf das Bildnis legt und von den figurenreichen Kompositionen des Meisters absieht. Im Bildnis hat Slevogt eine große Treffsicherheit erlangt. Es kommt ihm darauf an, besonders den individuellen Zug seiner Modelle zu finden, mit raschen Strichen den Ausdruck zu fixieren, der nicht das Produkt einer zufälligen Möglichkeit ist, sondern der durchaus das Wesentliche der geschilderten Persönlichkeit in vollstem Maße erschöpft. So erheben sich diese Bildnisse hoch ins Typische. Da ist der kleine schlanke Ulan, rassig, mit dem feinen Mund unter dem gelben Schnurrbärtchen, ein wenig blasiert und doch ganz Mensch; der glatte Herr im Automobilpelz, dessen dunkle Rasur so wundervoll die Modellierung der Oberlippe unterstützt, dann der Bon homme im Jagdanzug. Freilich mag durch das genannte Treffvermögen, durch das Konzentrieren auf dasselbe, der Fleischton des Gesichtes hier und da leiden. Für solches entschädigt Slevogt aber durch die sonstige koloristische Feinheit des gesamten Bildes. Technisch hervorragend ist die einfach glatt blau heruntergestrichene Uniform des Ulanen, die nur durch die roten Streifen und das blanke Metall der Knöpfe unterbrochen wird. Besonders die Damenbildnisse geben dem Maler Gelegenheit, sein farbiges Feinvermögen zu zeigen. Er malt einen prächtigen violeten Hut, dann ein sonst riskantes Rosa auf Gelb, ein seidiges Hellblau auf Rot. Daß er auch die Züge der Damen meisterhaft festhält, schließt sich oben Gesagtem an. Slevogt tritt nicht mit einer vorgefaßten Absicht, Charme, Liebreiz, Mütterliches, Dämonisches oder Heroisches zu geben, an die Frau heran. (Man findet diese Absicht bei Frauenmalern häufig.) Er malt die Frau als einen Menschen, als ein Individuum. Frau B. ist trotz ihres Staates ein rechter Backfisch, mit den großen aufgeschlagenen Augen. Auch die beiden andern jungen Damen sind kaum aus dem Zopfalter hinaus. Aus ihren Gesichtern ist, wie aus denen Lebender, mancherlei zu lesen, gerade weil der Künstler nichts in diese getan hat, sondern nur das Vorbild sprechen ließ. Das Porträt eines älteren Herrn, Kommerzienrat F., ist eine sehr schöntonige, malerische Arbeit; die Bildnisskizze des Prinzregenten von Bayern zeigt diesen mit dem müden Ausdruck eines vorgeschrittenen Alters, der vielleicht echter und für seinen Träger bezeichnender ist, als manche andre Darstellung des hohen Herrn, die wir bisher gesehen.

Eine Klasse für sich bilden die schnellen Impressionen, die der Künstler von den Gottesdiensten, den feierlichen Handlungen und Festen der Georgi-Ritter aufgenommen hat. Hier gaben das krasse Rot der Uniformen, das tiefe Schwarz der Kirchenwände und das Blinken der Metalle den malerischen Anreiz. Als Impressionen gedacht sind diese Stücke ausgezeichnet. Viel weiter vermag aber ihr Wert nicht zu gehen. Ehe sie des Rahmens und der Betrachtung der Allgemeinheit würdig wären, müßten sie noch einmal in die Hand des

Digitized by Google

Künstlers zurückwandern. Vielleicht zeigt uns Slevogt jetzt erst die Skizzen und dann einmal später das Werk, das aus diesen entsproß, und von dem wir wünschen möchten, daß es den Entwürfen an ursprünglicher Frische gleich sein möge. Der Sammlung Slevogt fügen sich noch einige Landschaften und Blumenstilleben an, frisch und glänzend gearbeitet, dennoch nicht dem gleichkommend, was der Meister auf seinem Hauptgebiete leistet.

Das Gedächtnis des jüngst verstorbenen Fritz v. Uhde wird durch Aufstellung einiger seiner Bilder geehrt. Eine Modellpause. Das Licht fällt von rechts durch das hohe Fenster und läßt den Vordergrund in dem Dunkel einer beschattenden Mauer verschwinden. Ein junges Mädchen, im weißen Gewand, Flügel an die Schultern geheftet, wendet dem Beschauer den Rücken. Ein kleines Kind lehnt sich an das grüne Kleid einer im Stuhle ausruhenden zweiten Mädchengestalt. Wir wissen, daß der Meister diese Motive geliebt hat, die sich ihm zufällig während der Arbeit an seinen religiösen Bildern darboten. Sehr stimmungsvoll ist auch das „Mädchen im Hausgarten". Hier ist der Vorwurf ebenfalls eine schlichte Ruhe. Ohne jede schärfere Beleuchtung fügt sich das gleichförmige Grün des Gartens zu der graublauen Jacke der Magd, die die arbeitsgewohnten Hände in den Schoß sinken läßt und den Kopf mit dem ausdrucksvollen Auge in die Weite richtet. Das dritte Bild „Am Fenster" zeigt eine muntere Unterhaltung von Mutter, Sohn und Tochter, kleinen Leuten, denen es im Angesicht des strahlenden Tages so recht von Herzen wohl zu sein scheint.

Max Liebermann ist mit zwei Bildnissen vertreten, einem Selbstporträt von gelbem Teint, in der dem Meister eigenen Lebhaftigkeit geschaffen, und dem Bildnisse eines älteren Herrn, das im Gegensatz zu ersterem ganz auf das Rosa des Fleisches und das Hellichte einer weißen Weste gestellt ist. Eine Szene „Der barmherzige Samariter" ist nicht nur gewandlich in unsre Zeit, sondern auch landschaftlich — wir glauben uns in einer Partie des Grunewaldes zu befinden — ganz in unsre Nähe gerückt. Von Josef Israëls, in dessen Gefolgschaft der Name Max Liebermanns öfters genannt worden ist, sehen wir ebenfalls ein Selbstbildnis, ein brillantes Stück Malerei, das nur im flottesten Andeuten Farbe, Halbdunkel und Form zu suggestivester Lebendigkeit vereinigt. Lovis Corinth tritt gleichfalls als Bildnismaler auf. Er stellt seinen Universitätsprofessor einmal in dem blauen Mantel des Dekans vor ein hohes Fenster, durch das die herbstlichen Bäume schimmern, das andre Mal sucht er diesen in seinem Arbeitszimmer, vor dem Bücherregale rastend, auf. Mag es hier der Vorwurf sein, ein unschöner Kopf, der bürgerlich philiströs anmutet und nichts von seinem geistigen Gehalte verrät, mag es in der Art des Malers liegen, dessen gesunder Realismus den Menschen mehr als ein Gebilde aus Fleisch und Form, als eben als Menschen ansieht, zu besonderer Höhe gelangen diese Bildnisse nicht. Fehlt ihnen doch gewissermaßen ein Stückchen Kultur, das nun einmal dem Porträt anhaften muß. Dafür führt ein weiblicher Akt ganz in Corinths ureigenste Domäne. In der Sicherheit der Überschneidungen, in der Plastik der Formen, in der „Fleischigkeit" bewährt er sich hier wie stets auf diesem Gebiete als unbestrittener Meister. Zu noch schönerer, klassisch leichterer Sprache gelangt sein Stilleben, eine pompöse Häufung von Wild und Geflügel, Blumen und Früchten. Es herrscht eine sorglose Freudigkeit, gekrönt durch eine halbnackte weibliche Gestalt, die, ein Lachen auf den Lippen, die linke Hand auf Blumen lastend, in der rechten ein grünes Bündel schwingend, dem Beschauer winkt. Das Studium ist nicht unterstrichen, das ein besonders hohes Maß von Können zeigen will; aber mit dem gleichen Erfolg der Vollendung und dem besonderen der plätschernden Ursprünglichkeit floß die bunte Wirrnis in einer glücklichen Stunde aus des Malers Hand.

Habermann, Trübner und Thoma zeigen wie so oft ältere Arbeiten. Habermanns Damenbildnis stammt aus der Periode, in der er eine etwas giftige Farbe zu einem dunklen Hintergrunde liebte und seinen Bildern einen seifigen Glanz verlieh. Sein Vorzug, den schnell wechselnden Ausdruck eines Frauenkopfes keck zu fixieren, gilt auch hier. Wilhelm Trübners Landschaften vom Starnberger See schließen sich im festen Blau den ähnlichen Stücken aus gleicher Gegend an. Das Damenbildnis, schwarz auf einem rotornamentierten Hintergrund, ist ebenfalls bekannt. Eine große Andromeda windet sich recht theatralisch posierend in ihren Fesseln. Je mehr Arbeiten dieses Künstlers wir sehen, desto mehr kommen wir zu der Überzeugung, daß ihm jeglicher sinnliche Reiz fehlt. Allerdings muß eine Zeit, in der Trübner Leibl sehr nahe stand, stets für sich gewürdigt werden. Hans Thomas „Im Walde" ist etwas flau und dünn in der Farbe, sein „Spätsommertag im Schwarzwald" aber von tiefer und kräftiger Wirkung.

Martin Brandenburgs an sich schönes Gelb im Lichte und Violett im Schatten ist zu einem Schema geworden. Mit diesem Rezept meistert er alle seine Vorwürfe. Ihm kommen noch eine sichere Zeichnung und Kompositionsgabe zu Hilfe, so daß er auch hier ein größeres Figurenaufgebot „Der Tod Jesu" mühelos bezwingt. Dennoch möchte man angesichts des stets wiederkehrenden Farbschemas rufen: Mehr Natur. Oder, wenn die Farbe einmal zum Stil geworden ist: Mehr Stil, auch in Komposition und Zeichnung. Übrigens ist ein weiblicher Akt desselben Malers, vielleicht weil er für sich steht und so eine Häufung wiederkehrender Töne aus-

Digitized by Google

schließt, durchaus ansprechend. Max Beckmann bringt eine Kreuztragung, die sich seinen religiösen Motiven der vorigen Jahre anreiht. Eine Gesellschaftsszene entbehrt in ihrer Derbheit des Esprits, der ihr wohl doch anhaften müßte. Hans Baluscheck bleibt gegenständlich; er führt dieses Mal seine Proletariergestalten in dem verschneiten Hof einer Fabrik zusammen. Weit besser ist sein Frühling, in dem er über den im Vordergrunde kauernden Vagabunden hinaus auf die Vorstadt in ihrer tragischen, echten Dürftigkeit weist. Einen trostlosen Strich schildert auch Hermann Struck, eine Spreelandschaft aus Moabit, die er in brauner Farblosigkeit gut erschöpft.

Der Landschafter Theo v. Brockhusen nimmt eine gleichmäßige, stets fortschreitende Entwicklung. Ihm ist der Rhythmus der Bäume, des Bodens durchaus angeboren. Die Art, in der er in seiner Frühlingslandschaft die Laubpartien umreißt, ist nicht anders als groß und frei im edelsten Sinne zu bezeichnen. Ulrich Hübner tritt mit einem seiner kraftvollen Hafenstücke mit dem öligen, graugrünen Wasser auf den Plan. An dieses reiht sich ein andres Motiv, die St. Pauli-Landungsbrücke in Hamburg, mächtige Gebäude, von dem Dunste des feuchten Nebels umhüllt. Ein rötlicher Wald im Frühling zeigt den Maler von einer neuen Seite. Heinrich Hübner bleibt sich mit seinen sauberen, farbenfreudigen Interieurs stets gleich. Man kann hier nur wieder das Prädikat „Sehr gut" schreiben, wenn man sich vielleicht auch nicht verhehlt, daß dieses „Sehr gut" stets den gleichen Klang hat. Das mag aber wohl auch nur für den zutreffen, der Vieles, Allzuvieles sieht. Ein heller Raum läßt durch die hohe Tür den Blick auf den duftigen Garten offen. Das kräftige Blau des Sofas und der Vorhänge gibt die Festigkeit. Das Musikzimmer stellt nach vorn eine große exotische Bronze und läßt seitlich hinter dieses Blau, Rosa und Grün ihr sattes Spiel treiben. Ganz in das Freie tritt der Künstler im „Weinberg", der graugrün, sonnig, mit dem Reichtum seiner Trauben lockt. Robert Breyer geht mit seinem Stilleben vielleicht allzu kräftig ins Zeug. Seine Verve und sein froher Mut sind durchaus anzuerkennen, aber sein Rot ist wirklich sehr rot und sein Gelb sehr gelb. Feiner ist das Stück mit dem schwarzen Hintergrund, der das Bunt der Blumen und das Hellgrün der Vase zu einem vornehmen Akkord vereinigt. George Mosson folgt bravurös dem lockeren Duft seiner Blumenstücke, wird auch dem Bildnis einer älteren Dame auf Hell, mit leichter Hand gearbeitet, gerecht. Konrad v. Kardorff baut gleichfalls ein Stilleben auf, Metall und Geschirr vor blauem, großgemustertem Grund. Die Farbe ist kräftig, das Metall gleißt und blinkt. Des Malers Porträt, „Bildnis meiner Frau" zeigt diese im Freien, ein Bild von toniger Ruhe. Besonders die gleichmäßige Behandlung des hellen Kleides ist sehr erfreuend. Ein holländischer Strand enthält mit dem violetten Dach und den grünen Wänden einer Bude zu einem graugrünen Meer großen koloristischen Reiz.

Berlin und die Schweizerdichtung.

Von Dr. Eduard Korrodi (Zürich).

Die Schweizerdichtung schwärmt seit Albrecht v. Hallers Tagen für die Vertikale. Die „Alpen" sind der Prolog. Seither war der Blick der Dichter in die firneglühende Schönheit gewendet. Jeder hat sich mit ihr auseinandergesetzt. Fremde selbst grübelten an ihr herum. Fr. Nietzsche ließ die Zarathustramotive auf der Höhe von Sils Maria reifen. Goethe fühlte, daß „die großen Gegenstände der Natur", die Gebirge, uns zu „schweigsamen Schülern" machten. Ein Schweizer, der heiter im Schatten von Tassos Eiche rastete und florentinische Zypressen besang, Heinrich Leuthold, verzichtete die Alpen zu schildern:

„Verzweifelnd läßt vor solchen Stoffen
Der größte Maler sinken die Palette."

Giovanni Segantini soll ein „Non posso" gestammelt haben beim ersten Anblick. Sein Pinsel aber widerlegte es. Seither zieht ein Geisterzug durch die schweizerische Dichtung alpenwärts.

Mit seinem ersten großen Helden, „Jürg Jenatsch", bewunderte C. F. Meyer diejenige Natur Graubündens, die ein blankes Heldenepos ist. Und seine letzte Heldin, „die Richterin", stirbt wieder in den rhatischen Bergen. In der „Engelberg"dichtung gewann des Alpentales Seele selbst Gestalt.

Wenn dagegen G. Keller in die sanften Hügel der Heimat verliebt blieb, so wandern Carl Spittelers Helden dem „olympischen Frühling" über fast schweizerische Bergtriften entgegen. J. C. Heer, das Märchen von einem Menschen, der einmal ein Dichter war, hat in den Werken „An heiligen Wassern" und „Der König der Banina" die Berge zum Sprechen gebracht. Ein Neuerer, Jegerleßner, erzählt Geschichten „an den Gletscherbächen", ein andrer Schweizer, Heinrich Federer, von ungewöhnlichen Talenten, sucht Ernst Zahns Problem, so herb durchgeführt: die Verkettung der Menschenschicksale mit denen ihrer Berge, in einem Meisterwerke zu vertiefen. Alle dichten eine Riesenfuge mit Variationen über das Thema: „Berge und Menschen". So kommt es auch, daß der Bauer hundertmal besser porträtiert ist in der schweizerischen Erzählung, als der Städter. G. Keller einzig hat den städtischen

Digitized by Google

Kleinbürgern und zierlichem Patriziat Ehre angetan. Der beste Trumpf ist also nicht die Stadt, sondern das Land. Die Schweiz besitzt nicht nur einen talentierten Dichter hinter dem Pflug, „Alfred Huggenberger", sondern sie besaß auch jene bäuerlichen Dichter, den „Armen Mann im Toggenburg", den die Schweizer sich haben wieder von Berlin aus entdecken lassen; noch mehr! ein regelrechter „philosophischer Bauer" gehörte ihr, den Goethe auf der zweiten Schweizerreise zu besuchen nicht versäumte. Man hat gewitzelt, die helvetische Literatur sei eine klassische Verherrlichung des Käses. Außer Albrecht v. Haller wäre wohl in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wirklich niemand in der Lage gewesen, in so schmiegsamen Alexandrinern das realistische Ereignis der Käsebereitung zu besingen:

Indessen, daß der Frost sie nicht entblößt berücke,
So macht des Volkes Fleiß aus Milch der Alpen Mehl.
Hier wird auf strenger Glut geschiedner Zieger dicke,
Und dort gerinnt die Milch und wird ein stehend Öl.

Jeremias Gotthelf ist längst zum Klassiker „des Käses" degradiert. Sagen wir eher zum Klassiker jener Bauernerzählung, zu der man vierzig Jahre nach ihm kam, und die in der Schweiz fortgepflegt wurde, so zwar, daß „das Dreinreden mit dem Holzschlegel und die Kapuzinerpredigten" Gotthelfs einer künstlerischen Psychologie weihen. Ernst Zahn ist in solcher Weise ein Fortsetzer. Ein ganz Junger, wie Felix Moeschlin, hat in seinen „Königschmieds" auch die stereotype Weltanschauung der Bauern nuanciert. Katholische Bauern schildert er, die hundertmal skeptischer sind, als die gut zwinglianischen Gotthelfs. Gotthelf würde dazwischen fahren mit einem Bibeltext in die straffe Handlung Moeschlins, der darin ein echter Hodlerverwandter, daß er nicht einen Bauern, sondern zwei Generationen mit parallelen Schicksalen darstellt und so eine grausame Schicksalseurythmie in äußerste Plastik treibt. —

Aber gibt es denn keine Welt als die der Bauern in der Schweiz? Gibt es nicht auch Städte und Industrien, Fabrikschlöte? Kommen die nordischen Zweifel nicht in das stille Land, wo die weißrote Bannerseide fröhlich und sorgenlos knistert? Im engen Kreise muß der Makrokosmus der Dichtung zwerghaft zusammenschrumpfen? Muß? Nein. Aber es scheint, daß alle ernsten Künstler einmal die Enge der Horizonte empfunden und zwischen Heimat und Fremde schwankten. Böcklin und Stauffer, Keller und Meyer! Dieser lebt im Geiste viel mehr bei den Herrlichkeiten an der Seine und den Marmorwundern Roms, bis zum Jahre 1870. Keller dagegen zieht es immer deutscheinwärts. „Der „Grüne Heinrich" ist buchstäblich unter Tränen in Berlin zusammengeschmiert" worden. Nannte er einmal Berlin zürnend „sein Sibirien", so sprechen seine, das ganze Leben dauernden freundschaftlichen Beziehungen zu Berliner Persönlichkeiten, wie dankbare Erinnerung er der Lehrstätte seines Geistes bewahrte. An den Ufern des Tegelsees ist kaum je ein innerlicheres Lied entstanden, als jenes Heimwehlied Kellers. Man gäbe Klopstocks Ode auf den Zürichsee dafür. Schon der Idyllendichter Geßner aus Zürich brachte Lehrjahre seines Geistes in Berlin zu, während ein andrer Züricher, Sulzer, mit seinen nüchternen ästhetischen Nüssen überhaupt Berlin als Daueraufenthalt erwählte. Berlin zog die Schweizer an, bezahlt man da in einer zürcherischen Junkergesellschaft von den herrlichen Paraden des König Friedrich. Besonders Geßner weiß einem Offizier das Maul so zu wässern, daß er spornstreichs nach Berlin verreitet. In die Heimat zurückgekehrt, ist kein Adjektiv delikat und hübsch genug, um im Goldrahmen der Worte seine Erinnerung: Berlin und Friedrich der Große zu fassen. Als einzige Kostbarkeit findet man in seinem Nachlaß einen Brief: An „Capitaine Suisse de Landolt", worin Friedrich ihm den Zutritt zu den Potsdamer Paraden gestattet. Dieser Hauptmann ist kein andrer, als der Herr „Landvogt von Greifensee" in G. Kellers Zürcher Novellen, der, nachdem er im früheren Leben von fünf holden Grazien fünf zierliche Körbe entgegengenommen, diese alten Schätze zu einem Kongreß auf Greifensee einlädt. Es ist bezeichnend, daß im XVIII. Jahrhundert das militärische Berlin die Summe der Eindrücke bestimmte, die Schweizer in die Heimat zurücknahmen. Freilich Uli Bräker, „der arme Mann im Toggenburg", ist minder entzückt als der Landvogt. Ihn hat man in die Uniform gesteckt wider seinen Wunsch und Willen. Es sind bittersüße Seiten, die seine Lebensbeschreibung den Berliner Tagen weiht.

Allein literarisch bedeutsam ist Berlin erst für die jungen Schweizer geworden. Es ist über diese Jungen wie ein Kulturerlebnis gekommen, das sie zu einer Auseinandersetzung zwang. Berlin ist ihnen Ausdruck für die Erscheinung der Großstadt schlechthin geworden. Wien hat zu keinem jungen Schweizer gesprochen. Duftige, transparente Musik und fünfmal verfeinerte Grazie sind zwei Dinge, die in der Schweizerdichtung stets abwesend sind. Sie hat viel mehr Sinn für alles Lebenstüchtige, für Realitäten im weitesten Sinne. Künstler sind meist Maler in ihren Werken, weil diese starke, besondere Augen haben und wie sie selber der Welt von einer besonderen Seite beikommen. Der Schweizer ist ein geborener Kritiker. Drei gescholtene helvetische Reisläufer, Paul Ilg, Felix Moeschlin und Jakob Schaffner sind so frei, sich mit Berlin auseinanderzusetzen. Moeschlin läßt einen jungen Schweizer Architekten in Berlin sein Glück versuchen. Für den Leser tritt Hermann Hiß' Schweizertum weniger von seiner künstlerischen Seite, als von der seiner

Digitized by Google

alemannischen Frechheit in Erscheinung. Er verbrennt sich an berlinischer Geschäftstüchtigkeit seine Finger. Ganz ähnlich sickert auch in Paul Ilgs „Landstörtzer" die Ironie durch, daß der Schweizer ahnungslos dem Großbetrieb literarischer Geschäftspraxis gegenübersteht.

Moeschlin schildert ein Architekturbureau, Paul Ilg die Redaktion einer illustrierten Zeitschrift. Moeschlin, in dessen Bauerroman „Der Königschmieds" die Juralandschaft tausendfarbig sichtbar wird, hat mit dem Berliner Pflaster nichts anzufangen gewußt. Alles kippt ihm um. Die Psychologie, die These, der Stil. Sein Roman ist ein Sudel, ein Brouillon. Heroische Talente werfen solche Dinge in den Papierkorb. Er wird es später gewiß auch tun.

Möge er wie sein Hermann Hitz, der vor einem Hodlerkarton „dem Rückzug von Marignano" sich auf nackensteifen Künstlerwillen zurück besann, seinen Weg dorthin zurückfinden, wo seine „Königschmieds" lebten. Paul Ilg wählt einen schweizerischen Schriftsteller, dessen Schicksale durch die Großstadt gehen. Sie beeinflußt ihn mehr im Ethos und in der Führung des Lebens. In Ilgs Roman springen die Schiebtüren zum Salon der Dame von Welt auf. Das ist zum ersten Male, daß ein Schweizer mit ausgezeichneter Beobachtung, mit dezidierten Ironien einen Zipfel der Gesellschaft schildert. Mit einem Male kommt ein weltmännisches Lebenswissen in ein schweizerisches Werk, denn das ist es schon dadurch, daß es tragisch endet. Einer, der nicht lebenstüchtig und werktüchtig ist, geht zugrunde. Aktivität gehört zum Heldenbegriff schweizerischer Erzählung.

In der ersten Erzählung Jakob Schaffners, in der er die Schusterwerkstatt verläßt und Berliner Milieu betritt, findet ein Herr Martin Tuchscherer, der an ein wurmstichiges Weib geraten und nun zur Pistole greifen will, vor der Abwesenheit aller Grazie und Schönheit einer Straßenlaterne plötzlich den Sinn für Lebenstüchtigkeit zurück, indem ihm einfällt, er könnte vernünftigere bessere Laternen konstruieren. Schaffner ist nicht mehr bloß eine immergrüne Hoffnung der Schweiz, sondern ein Erfüller. Er rennt allen andern einige hundert Kilometer ins Geistige voraus. Schon seine simpelsten Schustergesellen seiner ersten Novellen erlaubten sich weiter zu sehen, als die Gartenhaghorizonte der ehrsamen Bürger gestatten. Es gibt Augenblicke, da Schaffner die Schweiz in die Tasche steckt, dann wischt er auch die ganze sonntägliche Staffage der Landschaft weg. Seinem „Hans Himmelhoch" erwecken „die Alpen" Guckkasten und Panoramaideen. Aber „Hans Himmelhochs" Zwillingsbruder, Jakob Schaffner, kann auch anders. In der „Erlhöferin" steht eine exquisite Alpenimpression. Er grübelte über eine ganz neue Bäuerinnenseele nach. Sie ist von jener intellektuellen Eisigkeit wie C. F. Ungers stolze „Richterin". Schaffner ist eine Wanderseele, „Hans Himmelhoch" wandert, „Konrad Pilater" wandert, das Wanderleben seiner Schustergesellen wird symbolisch. Sie alle haben Farben der Seele Schaffners. „Hans Himmelhoch" ist trotz allen feinen Worten und trotz seiner entzückenden Schilderungen desjenigen Berlins, das eigentlich zehn Jahre alt ist, ein Provinzler mit offenem Maul. Ein Schweizer, dem Berlin wie ein Superlativ vorkommt und dem man auch nur mit Superlativem beikommt. Hans Himmelhoch hält eine Vorlesung über Kultur wie ein Amerikaner. Der Technik, dem Automobil jauchzt er entgegen. Es ist Wirklichkeit, die morgen schon poetisch kristallisiert werden kann. Von Automobilen hat noch keiner schöner gesprochen als „Konrad Pilater", der Hamlet unter den unvollendeten Stiefeln. Jene, die in der braven Schweiz diese Sehnsucht nach dem Morgigen und Kommenden tadeln, müßten sich selbst gegen Keller wenden; gegen den Schwaben Kerner, der die Technik die Poesie erdrosseln sah, schrieb er einen beherzten dichterischen Preis des Luftschiffes. Für Schaffner, der in den Angeln eines robusten eigenen Wesens schwebt, ist der Assimilierungsprozeß mit einer problematischeren Literatur gelungen. Er hat mancherlei gelernt von jenen Kollegen im S. Fischerschen Verlage. Ich denke ausgelernt. — Vom schweizerischen Standpunkt aus gesehen — ist R. Walser derjenige Dichter, der überhaupt den schweizerischen Zusammenhang verloren hat. Schon seine Begabung stellt ihn auf einen Polierschemel. Alle Schweizer strotzen von epischen Geberden. Walser hat offenbar noch nie eine Handlung „machen" wollen. Für ihn gibt es Seelenzustände, die er mit delikaten Worten beschreibt. Weiter nichts. Aber dies ist nicht wenig. Die alten Schweizer, Keller und Gotthelf und Pestalozzi, schwangen gern hie und da den Schulmeisterbakel. Walser und Schaffner dozieren lieber eine Dosis Philosophie. Sie reden sich die Welt vom Herzen weg. Das erst, wenn man ein Lyriker ist. Walsers Metrum ist die Prosa. Darum reden seine Gestalten, besitzen Tagebücher usw. Das Entzückendste immerhin an Walsers „Geschwister Danner" und „Jakob von Gunten" sind die Lippen. Wirklich! Sie schweigen, wenn sie nicht etwas gut Gedachtes zu sagen haben. Sie geigen vom Himmel herab allerlei Grazie des Geistes. Es fällt ihnen nie eine Tat ein. Sie schlendern ihre Tage hin und verwundern sich tagtäglich neu über die Scharniere der Weltmechanik. Walser ist eine Enklise. Er muß sich stützen können. Er verlangt fünfmal gesiebte Leserschaft. Eigentlich Literaten und Dichter. Aber die Schweiz hat keinen Salon und keine Literaten. Diesen Luxus erlaubt sie sich nicht. Es ist schade für Walser, denn jede Zeile von ihm ist ein schmackhafter Vers, eine anmutige Niedlichkeit, ein reizend dekolletiertes Gefühlchen. Aber eine plastische Grundfarbe erkennt man nicht

Digitized by Google

mehr in seinem Werke. Erkannte man nie. Es ist durchaus deplaciert, von einer „Verberlinerung" Walsers und der andern zu reden. Das liegt mehr an den Menschen. Nicht allen bekommt Berlin gut. Aber immerhin kommen diese Jungen aus der Fremde in die Schweiz zurück mit einem neuen Stoffzuwachs. Sie biegen die Fragen um, sie kommen meist nicht engern Sinnes heim, sondern mit einer herzerfreuenden Frische. Für den Schweizer wird das Erfülltsein von den Kräften der Gegenwart ein Postulat. Auch die Schweiz ist wahrhaftig nicht bloß das Tellenland, sondern es wirbeln Industrien, es werden große Energien losgelöst in den Stadtzentren; es wird nicht bloß platonisch das Frühlicht angeschwärmt, es wird nicht gegafft, sondern gearbeitet, nüchtern und stark. Von dieser Seite müssen die Jungen einmal ihrem Lande beikommen. Vielleicht schreibt dann einer einen neuen „Martin Salander"?

Rechtsbrecherische Frauen.

Von **Georg Stammer** (Berlin).

Alle Klassen der Bevölkerung, alle Stände und Konfessionen, jedes Alter und jeder Beruf sind am Verbrechen beteiligt, und alle, ob hoch oder niedrig, alt oder jung unterfallen einem Gesetz. Auch beide Geschlechter sind rechtsbrecherisch, das weibliche Geschlecht freilich im verminderten Maße. Man sagt, daß es durch Sitte, Familienzucht und Lebensgewohnheit der Versuchung zum Verbrechen weniger ausgesetzt ist. Im Jahre 1907 standen 439 291 männlichen Verurteilten nur 81 496 weibliche Rechtsbrecher gegenüber. Diese weiblichen Rechtsbrecher haben ihrem Geschlecht eins voraus, das ist die absolute Gleichberechtigung mit dem Manne vor dem Strafgesetz. In anderen Lebensverhältnissen pflegt den Frauen nachgesagt zu werden, daß sie ihrer Veranlagung nach dem Manne nicht gleichwertig zu erachten sind, daß sie es nicht vermögen, den Existenzkampf mit der gleichen Kraftentfaltung und Ausdauer aufzunehmen wie die Männer, und daß ihre Entschlüsse und Handlungen unter Einflüssen stehen, die jener ihrer männlichen Genossen nicht gleichzuordnen sind. In der Strafrechtspflege und im Strafvollzuge jedoch fallen diese Unterschiede fort, das Weib wird ebenbürtig dem Manne zur Seite gestellt und hat wie dieser die Folgen seiner Handlungsweise zu tragen.

Gegen diese Gleichstellung der Frau vor dem Strafgesetz erheben sich aus Kreisen des praktischen Strafvollzuges gewichtige Stimmen. Richter und Staatsanwälte, Schöffengerichte, Strafkammern und Schwurgerichte, die in überfüllter Tagesordnung Urteil auf Urteil zu fällen haben und in stetig wachsender Hast Straffälle zur Entscheidung bekommen, deren Tiefen zu ergründen ihnen weder Zeit noch Gelegenheit geboten ist, vermögen das Maß wahrer Schuld nur selten festzustellen. Wer will bei einer Gerichtssitzung den Grad des Anreizes und die Fülle von Umständen ermessen, die zur Straftat geführt haben, als da sind Vererbung, Veranlagung, Gemütsverfassung, Not, schlechtes Beispiel, böser Wille, untergrabene Gesundheit? Es kann nur übrig bleiben, die Straftat festzustellen, dem Gesetzesparagraphen zu unterordnen und das Urteil zu fällen.

Anders aber während des monate- und jahrelangen Strafvollzuges. Da reiht sich Bild an Bild. Die Straftat liegt aktenmäßig vor Augen der Strafvollzugsbehörde, der Nebel, der die Persönlichkeit des Häftlings umgibt, fällt von Tag zu Tag, die Charaktereigenschaften, das Seelenleben, das Wollen und Sinnen, das Können und Nichtvermögen, die häuslichen Verhältnisse, die Absichten und Zukunftspläne treten deutlicher hervor und mit ihnen wächst das Verständnis für die wahre Schuld des dem Strafgesetz Verfallenen.

Ist es schon schwer, einem männlichen Angeklagten auf seinen Irrwegen zu folgen und ihn zu verstehen, wie ungleich schwieriger wird es für Gericht und Richter sein, die Schuld eines Weibes zu formulieren. Zwischen Mann und Weib bestehen psychische Sonderheiten, die von dem Angehörigen des andern Geschlechts niemals ganz verstanden werden können. Welcher Mann wollte nur annähernd zu ermessen vermögen, wie die Welt im Seelenleben eines aufblühenden Mädchens sich spiegelt, oder wer wollte die Gefühle ganz verstehen, die einer jungen Mutter eigen sind? Treten nun hemmend und erschwerend Einflüsse hinzu, wie sie so zahlreich in der Natur des Weibes begründet sind, und unter denen im Strafrechtsleben Verführung, Scham, Furcht vor Schwangerschaft, eingetretene Empfängnis, Folgeerscheinungen pflegloser Geburten &c. eine besondere Rolle spielen, so versagt das Erkennen und die Würdigung der Triebfedern, die zu Handlungen geführt haben, immer mehr.

Der weise Richter wird der Psyche des Weibes Rechnung zu tragen versuchen und Nachsicht und Milde da walten lassen, wo das Vorhandensein psychischer Verwicklungen ihm offenbar wird, aber gerade aus der Psyche des Weibes erwächst ihm das Hemmnis, das ihn daran behindert, klar zu sehen und richtig zu urteilen: Es ist dies die Befangenheit der Frau, die durch die Untersuchungshaft und gerichtlichen Vernehmungen eingeschüchtert ist, und daraus sich ergebend ein verstärkter Hang zum Leugnen, Unklarheit über sich selbst und Unfähigkeit zu logischem Denken. Verschämt, ratlos, durch die Aufregungen des Strafverfahrens körperlich und geistig geschwächt, unerfahren und geängstigt, tritt die Frau in die Hauptverhandlung, Zufälligkeiten preisgegeben und oft nicht imstande, dem Verfahren eine ihr günstige

Digitized by Google

Wendung zu geben. Die Folge ist, daß ein Vergleich zwischen Verschuldung und Strafmaß, wie er später während des Strafvollzuges in der Gefangenenanstalt möglich wird, den männlichen Rechtsbrechern gegenüber zuungunsten der Frau ausfällt.

Im Strafverfahren wie der Mann bewertet und wie der Mann bestraft, wird die Frau der Strafanstalt überwiesen und damit dem geordneten, planmäßigen Strafvollzuge, der in nichts von dem gegen Männer verschieden ist. In gesonderten Abteilungen oder Anstalten von den Männern getrennt untergebracht, ist es dieselbe Hausordnung, der die gefangene Frau wie der gefangene Mann untersteht. Gleich sind die Zellen, die Farbe der Kleidung, die Arbeitszeit, die Anforderungen, die Pflichten. Und doch wie anders wirkt die Freiheitsstrafe auf die Frau als auf den Mann: Etwa 40 % der weiblichen Insassen einer weiblichen Strafanstalt pflegen nicht vorbestraft zu sein. Das Schamgefühl bei diesen erstmalig rechtsbrecherisch gewordenen Frauen ist ein bei weitem höheres als bei dem ihrer männlichen Genossen und wirkt marternd und zerrütternd auf das Nervensystem. Die Trennung von der Familie, die Sehnsucht nach Eltern und Kindern, die Bangigkeit vor der Zukunft, der das bestrafte Weib viel hilfloser gegenübersteht als der bestrafte Mann, hemmen den Schlaf und die Eßlust, stören das Gesamtbefinden und erschüttern das Gemüt. Die Folge ist Gewichtsabnahme, verändertes Aussehen, Anfälligkeit, besonders gegenüber Krankheiten, die von der sexuellen Sphäre ausgehen, und in höherem Prozentsatz als bei Männern der Tod im Strafhause.

Wie im Strafverfahren, so ist also auch im Strafvollzuge das Weib dem Manne im Nachteil. Der Strafvollzug aber, dessen gesetzliche Regelung noch aussteht und der freier sich zu entfalten Gelegenheit hatte, ist mit den letztjährigen Erfahrungen auf gefängniswissenschaftlichem Gebiet fortgeschritten und hat eine Neuerung sich zu eigen gemacht, deren wohltätige Wirkung der besonderen Hervorhebung verdient: es ist dies die Anstellung von ausschließlich weiblichen Ober- und Unterbeamten in allen größeren Gefangenenanstalten. Die weiblichen Beamten unterstehen der männlichen Anstaltsleitung, sie sind die Vermittler zwischen den Gefangenen weiblichen Geschlechts und dem Vertreter der Behörde. Ihren weiblichen Vorgesetzten vertrauen die gefangenen Frauen mit allen großen und kleinen Sorgen sich rückhaltlos an, und diese vermitteln für ihre Schützlinge bei dem Anstaltsleiter, dem es so gegeben ist, viel tiefer in die Psyche seiner weiblichen Strafgefangenen eindringen zu können.

Die Reformgedanken, die diesen Ausführungen entspringen, sollen den Boden des Möglichen nicht verlassen. Was angestrebt werden muß und erfüllt werden kann, das ist die Einsetzung weiblicher Mittelspersonen beim Strafverfahren gegen Frauen und Mädchen. Es ist jetzt schon eine bekannte Tatsache, daß weibliche Matronen als Vertrauenspersonen im Strafverfahren gegen jugendliche Mädchen segensreich vermittelnd gewirkt haben. Solcher weiblicher Mittelspersonen, die amtlich dazu berufen werden, sollten sich in nicht zu ferner Zukunft auch Staatsanwälte und Richter bei erwachsenen Frauen bedienen dürfen. Manches aus Scham und Furcht verhaltene Geständnis könnte dadurch abgerungen, mancher Meineid und manches Falschurteil vermieden und manche Untat in ein helleres, versöhnlicheres Licht gerückt werden. Das Verständnis für die Irrungen des weiblichen Geschlechts, die zum Rechtsbruch geführt haben, würde wachsen, und die Straftat der Frau eine gerechtere Beurteilung finden als bisher.

Stimmung.

Von **Hartmut Paasch** (Halle a. S.).

Nicht dieses grelle Tageslicht,
das sich in jeden Winkel drängt,
wo ahnungsvoll ein Dämmern noch,
wie keusche Mädchenschleier, hängt. —

Nicht dieses grelle Tageslicht
mit seiner kalten Wirklichkeit,
wo alles Wähnen — Wissen wird
und süßer Traum zur Nüchternheit.

Nicht — nicht — denn stille Stunden gibts,
da leise
im Herzen uns ein Ruhesehnen bebt
nach jenem Dämmerlicht, das durch Kapellen
wie andachtsvolles Händefalten schwebt. —

Carneola.

Von **Per Hallström.**

II.

Eines Nachts war Fest im Schlosse, und man tanzte den Fackeltanz. Die Musik stand in der Dunkelheit, und es war, als hätten die Töne Gestalt angenommen, als flatterten sie hinein in den Schimmer der zuckenden Flammen: die ersterbende Freude der Violine und die breiten Flügelschläge der Hornstöße und die liebliche Wehmut der Flöten und die barsche Mahnung der Trommel. Es war, als wollten sie alle mit in die verschlungenen Reihen der Tanzenden, als riefen sie: „Flieht, flieht, sehet, jeden Augenblick kann der Zugwind die Flamme ersticken, diese Welt ist die Welt der Zeit-

Digitized by Google

lichkeit und des Wechsels, des Schmerzes und der Sehnsucht, doch wir lüften den Vorhang zu einer andern, der Welt der Liebe, flieht mit uns, flieht!" Eben war noch so viel Licht dagewesen, als hundert Wachskerzen auf ihren Spitzen tragen konnten, jetzt war nur der zuckende Schein von Rot auf roten Wangen, und die Schatten wuchsen über weit aufgeschlagenen Augen. Raymonds und Carneolas Hände schlossen sich bei jeder Begegnung fest zusammen und lösten, beinahe furchtsam, ihren Griff, und ihre Herzen waren glücklicher denn je, denn sie fühlten, daß dieses Spiel Weisheit sprach, alle hindernden Gedanken verjagte und sie aneinander schloß wie erschreckte Kinder, die dann mit wachen lächelnden Augen dem Licht begegnen.

Ehe noch die Musik verhallte und während die Lichter hereingetragen wurden, flüsterte Carneola als Antwort auf Raymonds Frage: „Ja, nimm mich hin! Niemals uns trennen! Laß uns von hier fliehen!" In der klarer werdenden Beleuchtung sah er ihren Blick selig glänzen, ihren Mund erwartungsvoll beben, es war, als würde sie vom Jubel emporgehoben, aber als hinge die Verzweiflung noch schwer an ihrem Fuß.

Er verließ sie und irrte in Gängen und Gemächern umher, sein Blut tanzte im Takt zu der wieder erklingenden Musik, in seinem Innern war ein Raum flammenden Lichts — da vernahm sein geschärftes Gehör ihre Schritte auf der Treppe, und er holte sie ein, als sie ihre Kammer erreicht hatte. Ein Betschemel war da, ein Heiligenbild mit dem Licht eines Lämpchens über den roten Falten des Rockes, sonst kein andres Licht, nur die Kälte des Mondes auf den farbigen Fensterscheiben. Er barg seine Stirn in Carneolas Schoß und lieh seinen jubelnden Gedanken Worte: „Das Wunder, das Wunder!" — Er drückte ihre Hände an seine Augen und streckte die Arme empor, so daß sie ihre schlanke Gestalt umschlossen, — „Jetzt ist all dein Zaudern zerstreut, besiegt!"

Carneola neigte ihren Mund dicht zu seinem Haar herab. „Ja — und wenn uns auch der Tod nahe wäre .... Bist du deines Wunders gewiß?"

Raymond schlug den Blick auf und erschauerte vor ihrem fragenden Ton, doch ihre Liebe strömte mit berauschender Macht auf ihn ein.

„Ja", sagte er fest, „die Liebe ist alles, das andre ist Trug. Die Liebe ist das Glück, derselbe Arm umschlingt beide. Alles andre ist draußen, es kann nie herein."

Carneola drückte auf seine Stirn einen Kuß, dessen Glut wie Fieber brannte, befreite sich aus seiner Umarmung, erhob sich schwankend und machte ein paar Schritte auf das Lämpchen zu. Ihre Gedanken waren bis zum Taumel angespannt, sie sang zu der Musik, die noch in der Ferne tanzte und lockte, halb unbegreifliche, abgerissene Worte kamen über ihre Lippen, und ihre Hände hoben sich zum Busen, zitternd und weiß, und lösten die Spange mit dem roten Stein — wie ein Blutstropfen glänzte er im Fall.

„Ich glaube an das Wunder, ich glaube an das Wunder" — Ihre Stimme war zart wie der Klang von dünnem Glas, sie ließ das Kleid von ihrem schön geneigten Hals fallen, vom Busen — und blickte hinab, als erwartete sie etwas Unsagbares, unendlich Befreiendes zu sehen. Da erstarrte ihr Antlitz plötzlich, erstarrte in wilder Verzweiflung, und die Augen wurden fernschauend und tief, vom tiefsten Schmerz.

„Sieh", sagte sie — und Raymond sah, sah etwas Furchtbares, Herzzerreißendes — „sieh, was ich trage."

Raymond fühlte seinen Kopf leer, leer wie die Tiefe unter seinen Füßen; Trauer, Grauen, unendliche Bitterkeit und ein erstickendes Gefühl des Abscheus ließ ihn schwindeln, aber er hörte doch, wie sie fortfuhr:

„Ich sah es seit Jahren kommen, ich habe den Tod in den Armen gewiegt, ich wollte ihn abschütteln, ihn fliehen, ich habe zu Gott um ein Wunder gebetet, ich habe versucht, es dort draußen zu vergessen, ich habe gespielt, ich habe gelacht. Immer tiefer frißt er sich ein; immer fühlte, immer sah ich ihn. Ich liebte dich, liebe dich noch, ich glaubte, ich wußte nicht, ich fühlte es eben erst wie ein Wunder — Gott ist die Liebe, sagen sie, und ich dachte — glaubst du jetzt noch an Wunder, Raymond?"

Raymond neigte sein Haupt, er fühlte die Tränen aufsteigen und das Mitleid, und zugleich etwas grausig Kaltes.

„Unser Gott ist der Gott der Schmerzen, Carneola."

Sie sprach mit dem Achzen eines verzweifelten, dunkelscheuen Kindes.

„Ich habe es gewußt, es immer gewußt, aber es hat mich erschreckt, und ich floh davor. Ich habe gespielt wie die andern, ich habe ihre Worte nachgesprochen, ich habe sie im Schlafe geglaubt, alles ist nur ein Traum gewesen. Dies ist die Wirklichkeit. Trägst du nicht eine solche Wunde, tragen sie sie nicht alle? Tändeln sie nicht deshalb so? Hörst du, wie es vor der Türe weint?"

Raymond wagte nicht aufzusehen, er weinte über alle Dinge, dünkte es ihn, wenn er über sie weinte. Sie war zu groß für seinen Blick. Da kam sie zu ihm heran und stöhnte wie eine Hungernde:

„Kannst du nicht doch bei mir bleiben? Kannst du mich lieben? Ich habe nach deiner Liebe gelechzt. Noch sterbe ich ja nicht. Mir graut vor der Einsamkeit, und ich war erst so glücklich. Ich kann nicht ohne Liebe leben."

Aber Raymond sah das Gefühl, das ihn eben erst beseelt, so klein, so niedergetreten unter den Füßen des Unerbittlichen, daß er es nicht einmal aufheben wollte, wenn er es selbst gekonnt hätte. Wenn er als Kind verwundete Vögel gefunden

Digitized by Google

hatte, da war ihm so zu Mute gewesen, er hatte sie nicht ansehen wollen, hatte sich nur beeilt, ihnen den Gnadenstoß zu geben.

„Ich kann mit dir weinen", sagte er leise.

Sein Tonfall brachte sie wieder zu sich, so wie kaltes Stahl auf die schmerzende Stirn wirkte er. Sie verhüllte ihren Busen und ging auf die Türe zu, indem sie ihm winkte, ihr zu folgen.

„Lebe wohl", sagte sie mit etwas von ihrem gewohnten schönen Stolz in der Geste, mit der sie die Hand zum Kusse bot, und ihre Augen zogen seine Blicke in schwarze Räume, größer als er sie je geahnt.

Draußen flatterte ihnen die Musik entgegen, sie lächelten einander wehmütig zu, und so, mit diesem Lächeln um den bebenden Mund und mit den schwarzen Schmetterlingen des Blicks, die in einem Meer von Schmerzen ertranken, stand Carneolas Bild vor Raymonds Augen, jedesmal, wenn ihr Name seinem Ohr erklang, jedesmal, wenn er an ein Weib dachte. — —

Und er sah sie niemals wieder, er fragte nie nach ihrem Schicksal. Noch in derselben Nacht ließ er Majorcas mattflimmernde Lichter hinter sich und zog hinaus in den stahlblauen Raum von Meer und Luft.

Er verstand alles, er hatte den Trug der Freude durchschaut und den der Schönheit, das Leben hatte er küssen wollen, und es war gleich einem Schatten vor seiner Hand zurückgewichen, doch groß und unendlich war der Schmerz.

Er war die Wahrheit, war die Stimme der Gottheit, er allein log nicht — und horch! War es nicht nur der Schreck der Sagen, der ihn gefürchtet machte, lag nicht alle Schönheit der Unendlichkeit in seiner Erscheinung?

Der Schmerz, das war der Tropfen, mit dem der Busen der Natur besprengt war, um die klagenden Kinder zu gewöhnen, ihre Lippen davon zu lösen, durstig die Speise der Seele zu empfangen, sich stark zu wachsen für das Leben der Ewigkeit.

Eitel war es, hienieden nach Liebe oder Erbarmen zu trachten, die suchenden Rufe des Menschenherzens zu einer Verheißung der Gottheit zu machen. Wenn ein junges Vöglein das flaumige Köpfchen über den Nestrand steckt und sieht, daß unter der blauen Wölbung, die alles war, was es bisher kannte, eine Erde liegt, die im Licht funkelt, dann weiß es nicht, daß im selben Augenblick der Habicht aus der Schale bricht, der unter der gefleckten Brust der Mutter stark und wild heranwächst und einmal das ängstliche Piepsen in seiner Kehle verstummen lassen wird.

Wenn der Jüngling aus den Träumen und der reinen Luft seiner Knabenwelt das Leben sieht, das lockt, dann ist das Unglück schon unterwegs, das seine Stirn treffen wird wie ein geschleuderter Stein. Denn bis in die Unendlichkeit zurück geht die Kette der Geschehnisse, von der Grenze der Zeiten an schlingt sich der schwarze Faden des Schmerzes in all die bunten, die von den Händen des Schicksals gewebt werden, und von aller Anfang an ist es bestimmt, wann und wo sie einander begegnen sollen.

Aber ferne davon ist Gott, ist die Wahrheit, wo alle Begierde, alle Hoffnung erloschen ist wie Funken im Meer, und die Seele nur sich selbst kennt, denn ihre Größe schließt das All ein.

So zog Raymond in Klostermauern und zu den Büchern und den Gesprächen heiliger Männer, um zu erforschen, ob irgend ein andrer dies verstanden; und er fand Blicke, die sich zuweilen zu jener Ruhe vertieften, die er suchte, und Worte, die dem Echo seiner Gedanken zu gleichen schienen. Aber er floh die Kirchen, die ihre Wölbungen wie gestreckte Arme zum Himmel erhoben und ihre Lobgesänge, die heiß von Wünschen waren.

Und Raymond sprach wenig, doch seine Hand war stets zum Werke bereit, er betete niemals, doch alle wußten, daß er Gott nahe war.

(Deutsch von Marie Franzos.)

Lanx satura aus Bayern.

Ein Großer im Reiche der Dichtung ist jüngst wieder um dahingegangen: Martin Greif. Kreise, die ihn stets mißachtet, triefen jetzt von überschwenglichen Lobeshymnen; Zeitungen, die ihn längst zu dem „alten Eisen" gezählt, bringen jetzt langatmige Nekrologe. . . . Greifs Schicksal ähnelt merkwürdig dem Grillparzers. Wie jener konnte der einsame Lyriker bei den späten Ehrungen ausrufen: „Die Huldigungen, die mir dargebracht werden, betäuben mich. . . Es ist viel zu spät, die Menschen sind nicht klug. Der hundertste Teil von dem, was sie mir jetzt wohlwollend antun, hätte mich in meinen jüngeren Jahren vollauf erquickt. . . Es sind jetzt nur die letzten Gnadenstöße, die man mir versetzt." Als er 1867 den Soldatenrock an den Nagel hing, da erklärte ihm der Dalai Lama der „Münchener Schule", Em. Geibel, er solle seine Gedichte ins Feuer werfen; denn zum Poeten fehle ihm „das Zeug". Und als die achtziger Literaturrevolution ausbrach, da ward Greif wiederum zu den Butzenscheibenlyrikern à la Geibel gezählt und verworfen, oder man schalt seine Einfachheit, wie Casanova, als Dummheit. Und die Gruppe der „gewappelten" Literaturbonzen um G. Scherer erließ gar ein geheimes Zirkular zur Unterdrückung des Dichters, der in bedenklicher Weise populär zu werden anfing. Eines verstand Greif sicherlich gar nicht: etwas aus sich zu machen, aktuell zu werden. Während die jüngsten Hohlköpfe und Versifexe durch unablässiges Geschrei und gute Freunde in die Höhe kamen, blieb der einfache, aller Clique abholde Meister Martinus ein Veilchen im Verborgenen. Kam noch dazu seine eigensinnige Manie, als Dramatiker sich die bretterne Welt zu erobern, wozu ihm Temperament, dramatische Kraft und — Welterfahrung fehlte; ferner die mangelnde Selbstkritik, die alle und jede Versgeburt als Offenbarung des Innern in die Öffentlichkeit brachte. Aber trotz allem ist Greif ein Lyriker, der in die Reihe Goethe-Mörike gehört, trotz Geibel und Scherer — — —

Der Fall „Greif" ist übermorgen schon nicht mehr „aktuell". Unsre „Weltblätter" füllen nun ihre Spalten mit wichtigeren Ereignissen, in denen ein Droschkengaul, die Münchener Hoteliers, ein Oberstleutnant und eine

Digitized by Google

Staatspleite die Hauptrolle spielen. Zunächst der Droschkengaul! Es war am Sonntag „Laetare“. In allen Münchener Bierschänken floß das Starkbier, als „Triumphator“, „Salvator“, „Kraftbier“ usw., in Strömen. Und als die Massen spät abends den heimischen Penaten zuwankten, da ereignete sich Entsetzliches: ein Droschkengaul stürzte und stand nicht wieder auf; er streikte nämlich und gab wider alles polizeiliche Reglement auf der verkehrsreichsten Stelle der Stadt seinen soi-disant Geist auf. So eine Szene reizt den echten Münchener. Im Nu hatten sich Scharen neugieriger Leidtragender um die gefallene Größe gestellt; Wutausbrüche gegen den grausamen Pferdeschinder wurden laut; da weder die „Sanitäter“, noch die „Feuerwehr“, noch der Wagen des Tierschutzvereins innerhalb 2 Minuten am Platze waren, schimpfte man weidlich auf die Polizei und die Stadtverwaltung und den Staat; einer benützte den Kadaver des Rosses als Piedestal und hielt, wie weiland Antonius an der Leiche des Julius Caesar, eine Rede über die Faulheit im Staate Dänemark: unterdessen stauten sich die aufgehaltenen Trambahnwagen und sonstigen Fahrzeuge um den Klepper; der Neugierigen wurden immer mehr; der ordnungstiftende Schutzmann wurde ausgelacht, verhöhnt; ein gerade des Wegs kommender Unteroffizier, zur Mithilfe aufgefordert, setzt den genossenen Alkohol in Tapferkeit um; die Menge schäumt Wut, als er sein Schwert wie ein Berserker schwingt; da entreißt ihm ein starkbierbelasteter Infanterist den Säbel; der Chargierte entflieht auf eine „Elektrische“; tapfere Zivilisten stürzen nach, um der „Elektrischen“ das Opfer zu entreißen; schließlich ist die „Hetz“ leider wieder zu Ende; und das Münchener „führende“ Blatt kaut seit 8 Tagen alle Einzelheiten dieses welterschütternden Ereignisses seinen geduldigen Lesern vor, neidisch den Berlinern, daß es nicht auch eine Moabiter Schlacht oder dergl. zu berichten hat. Und doch wars nur „viel Lärm um nichts“. —

Gefährlicher erschien der Krieg, den die Münchener Hoteliers ankündigten. Hatte da unser Finanzminister im letzten „Fremdenverkehrsrat“ ihnen in seiner trockenen Weise offen ins Gesicht gesagt, sie trieben in der Fremdensaison mit ihren geradezu unverschämten Preisen Raubbau; mancher ahnungslose Fremde fiel im Sommer unter die Räuber und Uhlands schöner Vers:

„Bei einem Wirte wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste“

erregt bei Kundigen Hohn und Spott. Und die armen Hoteliers? Sie taten sich zusammen zu einem erschrecklichen Bunde, jammerten in allen Molltonarten über den Minister, der sie um den Weltruf, um Ehre und Ansehen gebracht habe und — drohten, nicht mit der kochenden Volksseele, sondern mit einer Entschädigungsklage von 100 000 Mk. Aber diese Idee lachte ganz München aus vollem Halse; verschiedene notleidende Rechtsanwälte freuten sich schon auf einen fetten Happen — aber bisher konnte der Minister unangefochten weiterleben. Wie sagt doch der Wahlspruch Kaiser Friedrichs II.: Minarum strepitus, asinorum crepitus?

Eine große Sensation ist durch ein Inserat entstanden, das in den bedeutendsten bayrischen Blättern zu lesen war, nach dem ein hoher Staatsbeamter sich erbot gegen Gewährung von 10 000 (später 5000) Mk. zu 6 % Zinsen einem jungen Manne eine sichere Lebensstellung zu verschaffen. Zunächst eine Tragikomödie! Ein Münchener liberales Blatt griff dieses Inserat in einem Münchener ultramontanen Blatt auf und entrüstete sich in edler Sittlichkeit über ein solches Gebaren. Und siehe da, bald wies man der Tugendwächterin nach, daß sie ebenso wie die übrigen Zeitungen aller Richtungen jene korrumpierende Annonce gebracht hatte. Im Geldverdienen huldigen eben alle Parteien dem altkaiserlichen Grundsatz: non olet. Eine „sozialdemokratische“ Zeitung reichte nun ein fingiertes Angebot ein und wirklich kam eine Antwort. Ein Münchener Agent (Georg Hahn) erklärte, im Namen „eines hohen Staatsbeamten, der sehr einflußreich“ sei, die Vorverhandlungen zu führen. In dem Schreiben hieß es weiterhin: „Ihr Wunsch bezüglich Ihres Sohnes wird ganz nach Ihrem Verlangen von seiten dieses Herrn erfüllt, ... der ein höherer Offizier ist. Sein Sohn ist Leutnant in einem hiesigen Regiment. Der Herr selbst ist sehr einflußreich bei der Regierung als beim Magistrat.“ Nun arbeitete die Polizei „fieberhaft“; die sozialdemokratische Presse redete sich in ganze Philippiken gegen Korruption und bayrisches Panama hinein: es war wieder einmal eine günstige Gelegenheit in Ehrlichkeit zu machen. Nun kam eine überraschende Lösung: der Kommissionär Hahn verübte Selbstmord und gab noch vorher als seinen Auftraggeber den Oberstleutnant z. D. Ludw. Stritzl an, der dem Generalkommando des 1. Armeekorps zugeteilt ist und notorisch in finanziellen Nöten sich befindet. Jedenfalls hatte er keine Stelle zu vergeben. Ob Hahn nicht ein Erpresser war, welche geheimen Interessenverbindungen bestanden, wird die weitere Untersuchung ergeben; jedenfalls läßt aber dieser Einzelfall nicht auf eine allgemeine Beamtenkorruption schließen.

Die weitere Sensation ist ein Communiqué, das das Finanzministerium in Sachen des vor einigen Jahren angekauften Kohlenbergwerks Stockheim erläßt. Man könnte auch von einer Flucht in die Öffentlichkeit sprechen. Der bayrische Staat hat nämlich bei diesem Ankaufe eine taube Nuß gewonnen; die Kohlenfelder sind utopisch; der Staat tritt von dem Vertrag zurück und der Spaß kostet etwa 2 Millionen Mark, für unsre Finanzen ein bitterer Nachgeschmack. Und wer hat unsern vorsichtigen Säckelmeister in die Tinte gesetzt? Die Generaldirektion der Bergwerke (Fr. v. Rudolph) die in ihren wiederholten Gutachten ausgiebige Kohlenflöze von langer Abbaufähigkeit festgestellt hatte. Ich höre bereits das Lied von „Ritter Rudolphs Ritt zum Grabe“ singen — —

Nun aber noch ein Satyrspiel!

In München ist „man“ mit dem Telephonbetrieb, namentlich in Geschäftskreisen sehr wenig zufrieden. Falsche Verbindungen, frühzeitige Unterbrechungen, Bequemlichkeiten und Fahrlässigkeiten der verbindenden Telephonfräulein machen den Abonnenten das Telephonieren sauer. Nun aber gehört eben dieses moderne Werkzeug zu den Dingen, die der heutige Mensch nicht mehr vermissen kann, dessen Wichtigkeit schon unsre Klassiker geahnt haben; denn Goethe sagt in seinen „zahmen Xenien“ so schön:

„Wenn auch der Held sich selbst genug ist,
Verbunden geht es doch geschwinder“

und Schiller läßt den Stauffacher im „Tell“ rufen:

„Verbunden werden auch die Schwachen mächtig.“

Da kam es nun auch vor, daß die Damen eine Nummer als „belegt“ angaben, die gar nicht existierte; daß Dritte vertrauliche Gespräche mitanhören mußten oder konnten, die der Oberbürgermeister von München oder ein Bankdirektor mit einer zweiten Person hielten und dergl. Eines Mittags nun telephonierte Rechtsanwalt Rothschild wiederum unter den skizzierten Schwierigkeiten; da entschlüpfte ihm der urbajuvarische Ausdruck: „Das ist ein Saustall“. Natürlich Beamtenbeleidigung; Kadi und Verurteilung. Wenn auch durch einwandfreie Zeugen festgestellt wurde, daß die Verhältnisse beim Münchener Telephon ein „Skandal“ seien, so fand man doch den Wahrheitsbeweis nicht erbracht, daß das Telephonamt ein „Saustall“ sei. Mit Recht! Denn das Amt ist überhaupt kein Stall; am wenigsten ein Schweinestall, zumal die zu diesem Begriff nötigen Inwohner grunzender Gattung fehlen. Quod erat demonstrandum. Menippus.

Randbemerkungen.

RVO.

In diesem Zeichen stehen wir zur Stunde und haben alle Aussicht, lange dort stehen zu bleiben. Durch ganze 1754 Paragraphen hindurch. Ob wir darin siegen werden, wissen wir nicht, denn vieles soll in diesem Zeichen be-

Digitized by Google

schlossen sein, bis auf den jüngsten Tag (dieses Reichstages), und das kann lange dauern. Vieles, von dem man sich gemüht hat zum Herzzerbrechen, es der Zukunft zu entreißen. Aber es ging nicht. Es hat sich nicht entschleiern lassen. RVO steht mit 1754 Siegeln davor. Vielleicht dauert es auch nicht so lange, als wir befürchten? Da ist der Versucher wieder. Nein, es wird hier nicht mehr Rätselraten gespielt! Die Ferien sind vorbei. Jetzt wird wieder gearbeitet von heute auf morgen und — guter Vater, schenk uns kleine Horizonte! Von heute auf morgen läßt sich mehr leisten als mit den Siebenmeilenstiefeln der großen Kombination auf nächstes Jahr. Wir sind froh und glücklich., selbst über RVO, obwohl es viel Öde und Trockenheit in sich beherbergt. Aber es ist doch etwas Positives und nicht mehr das konfuse Kreuz- und Quergefahre mit den Flügeln der journalistischen Morgen- und Abendröte. Das letzte Mal, das uns solcher Flug auf das äußerste Meer führte, hatte wohl die Deutsche Tageszeitung die Verantwortung. Mit ihrer niederschmetternden Idee vom vorzulegenden Etat 1912, der sich aber bei genauerer Betrachtung als eine Denkschrift zur Reichsfinanzreform entpuppte, gewissermaßen lebendes Bild, Apotheose, Bethmann, Heydebrandt und Erzberger, innig umschlungen, das Wunderkind der Reichsfinanzreform auf ihren sechs Knien schaukelnd. Mit Gebrauchsanweisung. Die Idee wie andre, es sind Aviatikerideen, sobald sie von der Erde gelassen werden und fliegen sollen, knarzt ein Propeller. Jetzt. mit RVO an den Füßen, wandeln wir wieder auf der festgegründeten, sicheren Erde, immer von heute auf morgen, und fragen nicht, wie weit wir kommen, wir wandeln drauf los. Genuß erwarten wir sonst weiter nicht dabei. RVO ist schon am Tage des Wiedereintrittes in die öffentliche Welt des Gedruckten mit einem Wolkenbruch von Zornesreden und Pfui-Rufen bedacht worden. Aber RVO hat 1754 Paragrapheu und kann Wasser von sich abschütteln, daß es nur so rasselt. Wird auch sonst noch weidlich durcheinandergerüttelt werden müssen. Einerlei, wir marschieren doch wieder, das lange Sitzen tut uns nicht gut. Es lebe RVO! In hoc signo —, was es eigentlich bedeutet? Reichsversicherungsordnung, Sie Beneidenswerter. W.

* * *

Die Fortbildungsschulen

sollen mit ihrer Wirksamkeit in eine Lebensperiode eingreifen, die mit weit größerem Recht als das gefährliche Alter bezeichnet werden könnte. Die eben Schulentlassenen recken sich zum erstenmal in voller Freiheit, wollen nun als Erwachsene von bisher verbotenen Früchten kosten, und wieder engt sie Regelzwang und Schulgesetz ein. Sie glauben dem Bücherstaub zu entrinnen und verfallen dem Abendschulunterricht. Man begreife, mit welchem Haß der Vierzehnjährige die Fortbildungsschule betrachten muß: und ich muß gestehen, daß ich noch keinen Fortbildungsschüler gesehen habe, der mit allzugroßer Freude seiner Pflicht genügt hätte. Das soll keine Polemik gegen die Fortbildungsschulen sein. Wohl aber gegen den Abendunterricht. Es scheint mir eine gefährliche Verlängerung der Unmündigkeit, den jungen Mann vom Lehrgeschäft in die Fortbildungsschule gewaltsam zu zwingen. Wer einmal eine Lehrzeit durchgemacht hat, wird sich erinnern, mit welcher Freude der Abend, die Freiheit erwartet wurde: und nun zwingt man den Luft- und Freiheitsbegierigen, sich noch einmal im Zwang in das Schulzimmers zu begeben. Das soll alles noch keine Polemik gegen die Fortbildungsschulen sein. Nur sollte an maßgebender Stelle einmal energisch darüber nachgedacht werden, wie man der Jugend mehr Freiheit verschafft. Mehr Erholung. Es muß nach einem Tag voller Arbeit ein paar Stunden geben, wo der junge Mann tun darf, was er will. Wenn schon ein Zwangsfortbildungsunterricht bestehen muß, so soll er in die Stunden gelegt werden, wo der Geist noch unermattet sich theoretischen Belehrungen hingeben kann. Bei der meist langen Lehrzeit wird es sich wohl ermöglichen lassen, daß einige Mal in der Woche sich ein paar Vormittagsstunden für den Fortbildungsunterricht frei machen lassen: damit der junge Mann es lernt, den Fortbildungsunterricht nicht als einen Raub an seiner ihm allein gehörigen Zeit zu betrachten. **Adolar.**

* * *

Die Schauspielerin

nimmt in der gesellschaftlichen Welt eine seltsame Stellung ein. Halb gilt sie durch ihren Beruf deklassiert und halb wird sie wegen ihrer Kunst vergöttert. Ja, die Herren sind nicht selten, denen es immer noch schwer wird, einen Unterschied zwischen „Schauspielerin“ und „eleganter Manicure“ zu finden. (Und es gibt tatsächlich eine übergroße Anzahl „Schauspielerinnen“, die nie anders als in sehr diskreten Duoszenen aufgetreten sind.) Man begreift, daß jetzt überall sich Strömungen bemerkbar machen, der Schauspielerin ihre sozialen Rechte zu verschaffen. Es gilt vielleicht am wenigsten, die gesellschaftliche Position zu erkämpfen: man faßt das Problem an einer viel entscheidenderen Stelle, wenn man gegen die Feinde im eigenem Bau Front macht. Die berühmten Künstlerinnen sind — zumeist — durch ihre pekuniäre Unabhängigkeit vor der agressiven Liebenswürdigkeit gewisser Direktoren und Agenten geschützt: aber die Schar der Unbekannten, der Aufstrebenden, der Mittelmäßigen. Was würden sie nicht tun, um endlich einmal aus ihrer anonymen Chargenexistenz hervortreten zu können! Und ist es da ein Wunder, wenn die Direktoren K., die ja schließlich auch nur Menschen sind, sich hinreißen lassen? So müssen die Schauspielerinnen gleichsam vor sich selbst geschützt werden: aber ebenso müssen die Direktoren wissen, daß die Ausnutzung ihrer überlegenen Position mit schweren Strafen geahndet wird und erst dann werden gesichertere Verhältnisse eintreten. Nur dann werden die Skandalgeschichten, wie sie laut und leise in eingeweihten Kreisen kursieren, aufhören. Selbstverständlich kann diese gründliche Revision der Bühnenmoral nur eintreten, wenn sich die Autorität des Staates hinter die Forderungen der Schauspielerinnen stellt: und so ist zu hoffen, daß das jetzt mit immer gesteigerter Energie geforderte Reichstheatergesetz endlich von den Parlamenten erlassen wird. **Adolar.**

* * *

Mond und Wetter. Rückblick.

Böiges und regnerisches Wetter hatte ich für die durch den Vollmond eingeleitete Witterungsperiode in Nr. 14 in Aussicht gestellt. Der Vollmond hat uns diesmal aber gelinder behandelt, als es sonst seine Art zu sein pflegt.

Der scharfe, schneidende, zeitweilig stürmische N.W., der am Tage vor Vollmond einsetzte und wiederholt Regenböen mitführte, ließ die Wirkung dieser Mondstellung wohl erkennen. Auch der Vollmondtag selbst stand noch vollständig unter der Herrschaft dieses böigen und regnerischen Witterungscharakters. Dann aber besserte sich das Wetter langsam, und wenn auch tagsüber noch immer dunkle, regendrohende Wolken am Horizont auf- und am Himmel über uns hinwegzogen, so kamen sie doch in unsrer Gegend nicht mehr zur Entladung. Die Luft behielt allerdings trotz aller Sonnenwärme noch immer eine gewisse Schärfe, die den vorhandenen Einschlag kalter polarer Luft unverkennbar hervortreten ließ.

Seit dem 15. April zeigte die Erwärmung jedoch eine stetige Zunahme, und auch mit dem tiefsten Mondstande ist ein Rückschlag zu kühlerer Witterung nicht zu verzeichnen gewesen. Es macht sich nunmehr auch die Verlagerung der beiden gegensätzlichen Luftgebiete äquatorialen und polaren Ursprungs, die in der veränderten Stellung der Sonne zum Aquator ihren Grund hat, allmählich mehr und mehr geltend, so daß der Einfluß der Mondstellung weniger scharf hervortritt.

Während so in der Ebene die Gegensätze zwischen kalter und warmer Witterung immer mehr zurücktraten, hielt auf dem Brocken, der die Witterungsgegensätze auch jetzt noch weit schärfer widerspiegelt, der Winter noch fortgesetzt an. Auf seiner Höhe sind in den Tagen des

Digitized by Google

Vollmondes, 12. und 13. April, die Niederschläge noch in Form von Hagel- und Graupelschauern sowie in mäßigen Schneefällen niedergegangen.

Hatte kurz nach Neumond der höchste Mondstand am 5. April eine fast winterliche Kälte gebracht, so war der Tag des tiefsten Mondstandes. — 19. April — der wärmste Tag, den wir bisher gehabt haben. Das könnte leicht als ein vollständiges Versagen meiner Theorie von der Wirkung der Stellung des Mondes zum Aquator aufgefaßt werden. Ich habe aber schon wiederholt darauf hingewiesen, daß gerade in der Übergangszeit im Frühjahr und Herbst, wenn Voll- und Neumond ihre Stellung zum Aquator wechseln, mit solchen Unregelmäßigkeiten gerechnet werden muß, zumal die Wirkungen von Voll- und Neumond einerseits und der stärksten Abstände vom Aquator andrerseits am weitesten auseinanderfallen.

Trotz aller Wärme hat aber die Vegetation, wenn auch stetig, so doch verhältnismäßig langsam Fortschritte gemacht. Die Kastanien lassen noch immer ihre fünffingrigen Blätter etwas trübselig hängen. Es fehlt das letzte belebende Element des warmen Regens, der erst dem Grün seine volle frühlingsmäßige Frische gibt. Niederschläge sind in dieser Zeit so gut wie gar nicht gefallen, und nur ganz vereinzelt sind an einigen Orten in den heißesten Tagen Gewitter aufgetreten, die aber ohne Bedeutung waren. Die Luft besaß eine große Trockenheit, und die Sonnenwärme konnte daher um so stärker ihren Einfluß geltend machen, was allerdings der Baumblüte außerordentlich zugute gekommen ist. Dabei ließ aber ein zeitweise recht kräftig wehender Wind die Hitze weniger unangenehm empfinden. — Die im Anfang April stark nach Süden abgezogene Kälte hat offensichtlich alle Feuchtigkeit, die mit dem Neumond vom Süden heraufkam, frühzeitig zum Niederschlag gebracht.

Allmählich beginnt aber jetzt die Bewölkung zuzunehmen, so daß meine Annahme, der bevorstehende Neumond werde endlich den lang ersehnten Regen in reichlicherem Maße bringen, wohl nicht zu schanden werden wird.

Hildesheim, den 25. April 1911. Emil Brandt.

Das Universum und die menschliche Philosophie.

Man spricht von Weltpolitik, Weltpostverein, Weltgeschichte &c. &c. Und man fühlt oft gar nicht, wie komisch diese ungenierte Verwendung des Wortes „Welt“ wirken muß. Man denkt dabei immer wieder, daß hier gleich das ganze Universum gemeint sei. Und das ist doch so unverständlich groß. Man sollte doch viel vorsichtiger mit den Worten „Welt“ und „Universum“ umgehen. Der kleine Mensch macht sich nur lächerlich, wenn er so unfaßbar große Worte gebraucht. Bei den alten Ägyptern wars in den Priesterschulen einfach verboten, von einem Welt- und Allgeist zu sprechen. Das Höchste hatte keinen Namen.

Aber wenn man auch von einem Geiste der Welt nicht mehr spricht, so ist es doch ganz ungehörig, leichtfertig das Wort „Welt“ zu gebrauchen.

Der nach allen Richtungen unendliche Weltenraum ist etwas Ungeheuerliches für uns. Jemals an Durchdringung dieses nach allen Richtungen hin Unendlichen nur zu denken, kommt mir absurd vor.

Ich habe mich auch immer daran gestoßen, wenn der alte Kant das Universum als Raum bezeichnet. Einfach „Raum“! Natürlich — um dieses Ungeheuerliche, Unfaßliche zu degradieren! Das war nicht hübsch von dem großen Immanuel. Und er hat mir mit seinem „Raum“ niemals imponiert. Ich wunderte mich nur öfters, daß er für Universum nicht gleich „gute Stube“ sagte — und für die ebenso unfaßbare Zeit „alte Kastenuhr“. Dann hätte man doch noch deutlicher bemerkt, wie gerne er das Unfaßbare degradieren möchte.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ·· Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

Mark 1000. bar

für Aufnahmen mit Ernemann-Camera und Ernemann-Optik

Preisausschreiben

offen bis 30. Sept. 1911. Bedingungen und Katalog gratis.

Heinr. Ernemann A. G., Dresden 260

Digitized by Google

Andrerseits hat ja Kant sehr schön Raum und Zeit als grundlegende Formen unsrer Erscheinungswelt hingestellt — ohne diese Formen können wir gar nicht denken. Sehr richtig! Für andre Planetenbewohner kanns ganz andre Formen geben — Raum b. c. d. &c. Und auch Zeit b. c. d. &c. kanns geben. Wir vermögen uns derartiges absolut nicht vorzustellen. Aber die Möglichkeiten müssen wir zugeben. Die Geschichte von der vierten Dimension wollen wir ganz unbeachtet lassen — sie ist uns auch absolut unverständlich.

Nun geht alle Philosophie des Menschen immer wieder auf die Erkenntnistheorie zurück — auf Inder, Alexandriner, Berkeley und Kant. Wer die Geschichte am geistreichsten behandelt hat, wollen wir nicht untersuchen. Soviel steht jedenfalls fest: wir können die Existenz unsrer Hand nicht beweisen; sie bleibt ein Sinneseindruck für uns — Augeneindruck ist nicht durch Gefühlseindruck zu kontrollieren. Beide Eindrücke sind Sinneseindrücke und erzeugen zusammen ein Reales noch lange nicht. Hau ich auf die Hand, so habe ich einen intensiven Sinneseindruck — der hat auch Beweisendes nicht in sich. So fällt aber mein ganzer Körper mitsamt Gehirn, Ohr und Auge &c. aus der Welt der Realitäten heraus. Diese vermag ich eben nirgendwo zu entdecken.

Nun kann ich sehr viele feine Schlüsse aus diesem Bankrott der Realitäten ziehen. Eines aber sollte sich doch jeder Philiosoph abgewöhnen: aus diesem Bankrott wieder raus — und in das ganze große unendliche Universum wieder hineinzugelangen. Das ist unphilosophisch. Menschliche Philosophie kann uns eben immer nur zeigen, daß wir in der Welt undefinierbarer Sinneseindrücke leben. Diesen aber einen universalen Beigeschmack geben wollen — wirkt einfach lächerlich.

Und doch wird dieses Lächerliche immer wieder Ereignis. Die Philosophen können sich nicht daran gewöhnen, daß ihre großen Erkenntnisse nur negativen Charakter haben können. Wollen die Philosophen Positives geben, so gehen sie über ihre Grenzen — und werden komische Leute — wie die Materialisten.

Man kann wohl sagen: Raum für alle Religionen hat die Welt; sie erträgt jede religiöse Phantasterei. Aber die menschliche Philosophie darf nicht so tun, als könnte sie universalen Charakter jemals — erringen.

Paul Scheerbart.

Zur Beachtung.

Wir bitten unsre Mitarbeiter und Leser, während der Monate Mai und Juni sämtliche für die Redaktion bestimmten Sendungen ausschließlich an die Adresse des Verlages (Berlin W 9, Potsdamer Straße 124), zu richten, da unser Chefredakteur während dieser Zeit nicht in Berlin ist.

Redaktion der „Gegenwart".

August Sperls Bücher

Unter den Erzählern, die während der letzten Jahrzehnte bei uns aufgetreten sind, hat August Sperl sich in raschem und kühnem Vorgehen eine Stellung errungen, wie sie gleich angesehen nur selten einem seiner Genossen zuteil geworden ist. Seine Romane und Erzählungen sind Kunstwerke in jedem Sinne, wie denn ihr Urheber das freie dichterische Schaffen auch da betätigt hat, wo es sich nicht um die Darstellung der geschichtlichen Vergangenheit, sondern um die des frisch pulsierenden Lebens der Gegenwart handelt.

Bei der **Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart** sind erschienen:

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. Billige Ausgabe. 12. Aufl. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

„Ich rechne dies Buch zu den besten Erzählungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche, die wir haben. Warmherzig ist dies Bild aus der Zeit der Rekatholisierung der Oberpfalz im Dreißigjährigen Krieg geschrieben. Aber nicht sentimental. Schlimm wär's, wenn man so etwas unbewegten Herzens erzählen könnte! Fromm ist's auch geschrieben, aber mannhaft fromm und nicht erbaulich-phrasenhaft. Vor allem aber: ich kenne sonst kein Buch, das uns die seelischen Leiden, mit denen die Evangelischen unter solchem Glaubenszwang zu kämpfen hatten, so glaubhaft geschichtstreu zur Wirkung brächte wie dies. Auch unter Sperls übrigen Romanen ragt Hans Georg Portner nicht unbedeutend hervor. Ausgezeichnete Familienlektüre für evangelische Häuser. Wenn auch andere es lesen wollten, — um so besser!"

Pastor Lic. Dr. M. Schian in der „Christlichen Welt".

Richiza. Roman. 6. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden **M 5.50**

So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit. 5. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden **M 5.50**

Kinder ihrer Zeit. Geschichten. 4.—5. Tausend. Geheftet M 4.—, gebunden **M 5.—**

Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte. 5. Auflage. Geheftet M 3.—, gebunden **M 4.—**

Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts. Geheftet M 8.50, gebunden **M 10.—**

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Abel Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 20. Berlin, den 13. Mai 1911. 40. Jahrgang Band 79.

Der parlamentaristische circulus vitiosus.

Zunächst, mit Verlaub, einige Gemeinplätze. Der Parlamentarismus ist die „völkische“ Regierungsform. Das Wort völkisch ist unangenehm, man sollte es totschweigen aus ästhetischen Gründen, aber da statt dessen die Oberkritiker es durch eifrige Philologenpolemik erst recht populär gemacht haben, mag es stehen bleiben. Also das Wesentliche am Parlamentarismus ist, daß er völkisch sei, im Volke wurzelnd und in allen Regungen aus ihm heraus Antrieb und Richtung erhaltend. In diesem Sinne ist er eine edle Sache, den besten Geistern als Ideal vorschwebend. Aber eben doch nur Ideal, und den Idealen samt den Ideen geht es schlecht im Jahre des Heils 1911. Wie alle Ideen ist auch die des „Parlamentarismus“ erst aus den realen Verhältnissen der menschlichen Gemeinschaft abgeleitet, hat aber dann, mit den meisten Ideen in einer Verdammnis, das bedauerliche Schicksal gehabt, von den Dingen losgelöst als Abstraktum aufs Regal gestellt zu werden. Wenn jetzt einer, der so recht nach dem Regal in Politik zu machen pflegt, ihrer bedarf, holt er sie von der Wand, als hätte sie dort in Spiritus gestanden. Und ach, das hat sie auch. Aller Saft ist ihr ausgezogen, sie ist eingegangen wie eine trockene Kartoffel. Denn bei dem Abstraktionsverfahren, in dem sich die Wanderung aus der Wirklichkeit in die Flasche vollzog, ist das infam Eigentümliche, daß nur äußerliche, wenn man will, formale Merkmale des Wirklichen ins Abstraktum übergehen, nicht aber der lebendige Kern, das Ding an sich. Wenn dann nach diesem Präparat rückwärts wieder Leben gemacht oder beeinflußt werden soll, ist es der mißhandelten Idee zu verdenken, daß sie sich ein gemeines Vergnügen daraus macht, so fade, äußerlich und hohl zu erscheinen wie möglich und den Dingen, wenns geht, sogar einen direkt widersinnigen Charakter aufzustempeln? Ihr Urbild schaut derweil vom Himmel herunter, belächelt mitleidig spöttisch ihr verhunztes Ebenbild, dies unvollkommene Gefäß, das ihr göttliches Wesen nicht in sich aufzunehmen vermochte und spricht philosophisch: Mensch, Hein, was hast du dir verändert. Der feine Ästhet und Romantiker Solger nannte das mit wunderbarer Trefflichkeit: die göttliche Ironie der Idee.

Auch die parlamentarische Idee konnte also den beklagenswerten Prozeß nicht vermeiden. Und dabei ertrank sie naturnotwendig in der nackten Abstraktion der Zahl. Denn die Zahl ist das unvermeidliche Gefäß aller Gemeinschaft. Sie wurde zum Wesen des parlamentarischen Lebens. In der Zahl aber gibt es keine unterscheidenden Merkmale als die der Majorität und Minorität. Infolgedessen ward der Parlamentarismus veräußerlicht zum reinen Spiel dieser beiden. Ein Spiel aber braucht Regeln. Daher der Parlamentarismus sozusagen aus sich selbst über sich hinaus eine Satzung herausstellte, der zu gehorchen die Gesamtheit sich stillschweigend verpflichtet, als sei sie a priori da. Selbiges ist die Geschäftsordnung. Ein Parlament ist folglich ihr Knecht und Herr zugleich. Das ist ein sonderbares Verhältnis, aus dem fortwährend Konflikte entstehen mögen, aber so will es die kulturelle Verfeinerung, das Anstands- und Ehrgefühl. Derselbe Kulturtrieb, der die Naturmaxime des Rechtes der physischen Überlegenheit in den vergeistigten Begriff der Majorität gekleidet hat, ist Vater dieses Gefühls, und damit hat er sich bösartig in die Nesseln gesetzt. Das Abstrahierverfahren rächt sich, der veräußerlichte Parlamentarismus hat sich samt seinen Gefühlen in einem circulus vitiosus verfangen, der allsogleich aufzuzeigen wäre. Nämlich:

Aus der Hypostasierung, mit der das Parlament die Geschäftsordnung, die sein Werk ist, über sich stellt, als sei sie schon vor ihm gewesen, hat besagtes Ehrgefühl — man kann auch Humanität sagen, Gentilezza oder anders — die neue Erkenntnis abgeleitet, die Geschäftsordnung sei da „zum Schutze der Minderheit“ gegen Vergewaltigung der Mehrheit. Das ist sehr gut erdacht und trifft in der Tat, historisch geredet, zu. Was für ein Abgrund von moralischer Entrüstung tut sich daher jederzeit bereitwilligst auf, sobald die Geschäftsordnung gebrochen wird! Keiner nimmt ein Stück Brot von solchen Verrätern, und keine Typen gibt es, die groß genug wären, um Worte wie „Knechtung“ und „Knebelung“ oder etwa auch „Verknutung“ fett zu drucken. Aber so einfach

Digitized by Google

liegt die Sache doch nicht. Wir wollen ein Schulbeispiel zur Hilfe nehmen, und zwar eins, das uns momentan recht nahe liegt: die Obstruktion. Eine obstruierende Minderheit will durch passive Resistenz gewissermassen, also durch Anwendung zwar rechtlich erlaubter aber gänzlich unsachlicher Mittel, bei scheinbarer Mitarbeit an einem Gesetz die Vollendung verhindern. Das ist sicher nicht moralisch, sicher nicht moralischer als der „Bruch der Geschäftsordnung", d. h. ihre Abänderung ad hoc, die der Mehrheit die einzige Möglichkeit gibt, der Obstruktion Herr zu werden. Aber mehr als das, die Obstruktion ist überhaupt nicht parlamentarisch. Gerade die geborenen Anhänger gelegentlicher Obstruktion pflegen ja meist die größten Fanatiker des Parlamentarismus zu sein. Für sie soll nur eins herrschen: die Majorität, die souveräne Zahl. Und dabei vergessen nun sie, die dies geheiligte Zahlenprinzip über alles und bis zum Tode verfechten, daß sie ihm erst recht den Respekt erweisen müßten, wenn es zugunsten ihrer politischen Gegner entscheidet. Denn nächst dem Siege gibt es nichts Besseres, als zu Ehren einer großen Idee zu sterben, würde unser Lateinlehrer gesagt haben. Ergo: Obstruktion ist Angriff auf das Recht der Majorität, und also auf das Wesen des Parlamentarismus selbst. Eigentlich ist ja das so klar wie der Tag.

Nun kommt der Widersinn heraus. Nämlich so: Das Haus ist trotz der längsten Tradition und aller Fiktionen unbestrittener Herr seiner Geschäftsordnung. Das Haus aber heißt praktisch nichts andres als wiederum die Majorität, die ganz simpel nach Adam Riese ermittelt wird, d. h. nach dem Grundsatz, daß 3 mehr sind als die Hälfte von 5. Und nun stelle man sich bei einer Obstruktion die Geschäftsordnung als Schutz der Minderheit vor! Wo fängt da diejenige Minderheit an, die zu schützen ist? Können 198 von 397 Leuten verlangen, als „Minorität" mit Tränen des Mitleids und des nachsichtigen Erbarmens „geschützt" zu werden gegen ihre 199 Gegner? Kaum. Wo also hat das Schützen anzufangen? Es ist völlig unerfindlich, warum 199 Leute, die sich auf das Prinzip der Zahl gestellt haben, Schüchternheit üben wollten gegenüber 198 Kollegen, die auf demselben Prinzip stehen, denen aber plötzlich der Kram nicht mehr paßt, und die daher Blechtrompeten blasen und Pulte knacken. So konsequent ist man zwar vorläufig nur im Lande der Magyaren. Aber im Grunde ist es dasselbe, ob man mit Tintenfässern wirft oder 1754 namentliche Abstimmungen zu einem Gesetz beantragt aus purer Schikane und vorher jedesmal 10 Stunden Makulatur redet. Andrerseits ist es ja ebenfalls im Grunde dasselbe, ob der eine den andern wegen Obstruierung verdrischt, oder ob er ihn mittels eines gewaltsamen Beschlusses die „schützende" Geschäftsordnung in eine vergewaltigende verwandelt. In beiden Fällen geht Macht vor Recht. Und das allein ist parlamentarisch.

Die Sache läuft darauf hinaus, daß der Parlamentarismus entweder das reine Majoritätsprinzip im Leibe hat und nichts weiter. In diesem Falle mag man sich eine Geschäftsordnung schaffen, wie man will, und sie alle Tage nach Bedarf verändern. Wer die Majorität hat, hat das Recht. Oder aber man sucht ein ethisches Moment in die Zahlen einzupflanzen und redet vom Schutze der Minderheiten, dann aber hat die Minderheit nicht zu obstruieren, sondern auch ihrerseits brav und ethisch mitzuarbeiten, ihren Spruch zu sagen ohne siebenundsiebenzig Variationen, und im Staatsinteresse dem Schicksal seinen, wenn auch unerwünschten, Gang zu lassen. Aber Obstruktion und Parlamentarismus, Schutz der Minderheit und Bruch der Geschäftsordnung reimen sich schlechterdings nicht zusammen. Wer obstruiert, kennt keinen wahren Parlamentarismus, wer sich zum Parlamentarismus bekennt, kann keine Geschäftsordnung „brechen", wer die Geschäftsordnung bricht, darf nich von Schutz der Minderheit reden, und wer ihn beansprucht, soll nicht obstruieren. Das ist der circulus, der trügerische, in den sich ein veräußerlichter, vom Volke innerlich losgelöster Parlamentarismus notwendig verliert. Es liegt an dem unglückseligen Abstraktionsverfahren. Und, ach, wir abstrahieren immer noch so gerne.

Die Konkurrenz slavischer Arbeitskräfte.

Von **Otto Corbach** (Charlottenburg).

Die über die östlichen Grenzen nach Deutschland hereinkommenden ausländischen Arbeiter stammen ganz überwiegend aus Österreich-Ungarn. Der Zuzug von dorther droht aber bald ins Stocken zu geraten. In den Kreisen der österreichischen Industrie wie Landwirtschaft fängt man an, der deutschen Konkurrenz die Möglichkeit, die ihr fehlenden billigen Arbeitskräfte aus dem reichen Reservoir Osteuropas zu schöpfen, zu mißgönnen. Auch fürchtet man gewiß, daß eine leichte Zugänglichkeit des deutschen Arbeitsmarktes mit seinen verhältnismäßig hohen Löhnen auf die Dauer eine starke anspornende Wirkung auf die Begehrlichkeit der Arbeiter im eigenen Lande ausüben möchte. Von solchen Stimmungen haben sich österreichische Behörden wahrscheinlich beeinflussen lassen, als sie neuerdings gegen Beauftragte von Kohlengruben des Ruhrgebietes vorgingen, weil man es ihrer Tätigkeit zuschrieb, daß die Auswanderung von Bergarbeitern aus dem nordböhmischen Kohlenrevier immer größeren Umfang annahm. Ebenso wird jetzt der Auswanderung von Saisonarbeitern entgegengewirkt. In Wien ist ein großes land-

Digitized by Google

wirtschaftliches Reichsvermittlungsamt im Entstehen, das der heimischen Landwirtschaft ermöglichen soll, alle örtlichen Überschüsse an landwirtschaftlichen Arbeitern, die bisher über die Grenze abströmten, aufzusaugen. Bezeichnend ist ferner, daß auf der letzten Konferenz der mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine in Budapest von österreichischer Seite die Einführung eines Verbots der gewerbsmäßigen Arbeitsvermittlung durch die in Frage kommenden Regierungen angeregt wurde, während berufene Vertreter der Interessen deutscher Industrie und Landwirtschaft, namentlich der Direktor der Feldarbeiterzentrale in Berlin, lebhaft dagegen sprachen.

Unbewußt dienten diesen Bestrebungen österreichischer Arbeitgeber auch die tschechischen Abgeordneten Klofac und Kramarz, als sie in der österreichischen Delegation gegen die vor kurzem erfolgte Ausweisung tschechischer Arbeiter aus dem preußischen Staatsgebiete protestierten und einen Dringlichkeitsantrag stellten, womit der Minister des Äußern aufgefordert wurde, „sich mit der österreichischen und der ungarischen Regierung behufs Ergreifung von entsprechenden Retorsionsmaßregeln ins Einvernehmen zu setzen". Graf Aehrenthal konnte in seiner beschwichtigenden Antwort mitteilen, daß der österreichisch-ungarische Botschafter in Berlin vor kurzer Zeit in persönlicher Rücksprache mit Herrn v. Bethmann Hollweg die Zusicherung erhalten habe, man werde in Preußen „bei Durchführung der Ausweisungsverfügungen mit möglichster Milde und Schonung" vorgehen; dennoch ist anzunehmen, daß die Debatte und die daran angeknüpften deutschfeindlichen Erörterungen in österreichischen Blättern nicht der Sache der internationalen Freizügigkeit, der sie nützen sollten, sondern den auf eine Beschränkung der Ab- und Auswanderung nach Deutschland gerichteten Bestrebungen zugute kommen werden.

Nun wird in letzter Zeit auch immer häufiger von der deutschen Regierung verlangt, daß sie energische Maßnahmen gegen den Zustrom slavischer Arbeiter treffe. Es werden dafür hauptsächlich folgende Gründe angeführt: Das Hauptkontingent der aus dem Auslande herangezogenen Arbeitskräfte stellt das Slaventum, insbesondere das Polentum dar. Es wüchsen infolgedessen unaufhörlich die polnischen Enklaven im Westen, während im Osten durch die Konkurrenz slavischer Arbeitskräfte an Deutschtum vertrieben würde, was noch seßhaft ist. Die massenhafte Einfuhr von Slaven niederer Kulturstufe übe entsittlichende Wirkungen auf unser Volkstum aus, so daß in gewissen Teilen unsres Vaterlandes schon geradezu von einer Gefahr für unsre Rasse gesprochen werden könne. Volkswirtschaftlich, unter den Gesichtspunkten des nationalen Wohlstandes, sei es schließlich wenig erfreulich, zu beobachten, wie diese Hunderttausende von Arbeitskräften, meist überaus genügsamer Art, die in Deutschland insgesamt viele Millionen an Lohn verdienen, davon nur einen kleinen Teil in unserm Lande verzehren und weitaus das meiste — sofern sie mit der Schreibkunst genügend vertraut sind, um eine Postanweisung ausstellen zu können — nach Hause schicken, andernfalls während der vorübergehenden Rückkehr in die Heimat mit nach Hause nehmen.

Man hat in unserm weltwirtschaftlich orientierten Zeitalter indes allen Grund, solcher Gefühlspolitik zu mißtrauen. Wie sollen wir bei allzu ängstlicher Absperrung unsrer Grenzen gegen das Eindringen fremder Arbeitskräfte im Wettbewerbe mit Ländern bestehen, wo, wie in Österreich-Ungarn, Rußland, Nordamerika, die verschiedensten Nationalitäten meist politisch gleichberechtigt nebeneinander leben, arbeiten und durch ihren gegenseitigen Wettbewerb einander anspornen? Wandern slavische Arbeiter aus Österreich nicht zum deutschen Kapital, so wandert eben das deutsche Kapital zu slavischen Arbeitern nach Österreich und macht auf fremdem Boden der heimischen Arbeit Konkurrenz. Und warum soll man päpstlicher sein als der Papst. Die Einwanderung slavischer Arbeiter geht in erster Linie den deutschen Lohnarbeiter an, und der ist unter sozialdemokratischer Führung unbedingt für Freizügigkeit.

Immerhin lassen sich doch auch nicht alle Bedenken gegen eine ungehinderte Konkurrenz fremder Arbeitskräfte im eigenen Lande glatt abweisen. Die deutsche Sozialdemokratie selbst sieht hierbei oft allzu leicht aus Furcht, den Grundsatz der internationalen Solidarität der Proletarier anzutasten, über die wahren Interessen der eigenen Gefolgschaft hinweg. Wenn es richtig ist, die Objekte der Produktion gegen fremde Konkurrenz zu schützen, warum soll es da unter Umständen nicht recht angebracht sein dürfen, ihre Subjekte, die Güter herstellenden Personen, zu schützen. Und wenn man meint, daß Schutzzölle nur vorübergehende Maßnahmen sein dürften, daß sie irgendwann ihre Mission, die nationalen Produktionszweige für den internationalen freien Güteraustausch zu erziehen, erfüllt haben müßten, so ist doch nicht einzusehen, weshalb den nationalen Arbeitern keine Muße gegönnt werden soll, sich allmählich an eine massenhafte Konkurrenz fremder Arbeitskräfte zu gewöhnen. In Österreich-Ungarn sind gerade die slavischen Politiker gegen Freihandel zwischen Deutschland und Österreich; was liegt näher, als auf deutscher Seite damit die Notwendigkeit von Beschränkungen der Einwanderung slavischer Arbeiter zu begründen! Der österreichische Arbeiter verbraucht das Geld, das er in Deutschland verdient, vorwiegend in seiner Heimat; durch österreichische Schutzzölle wird also der deutschen Produktion der Zugang zu Absatzgelegenheiten erschwert, die sie selbst geschaffen hat. Eine Beschränkung der Konkurrenz deutscher Waren in

Digitized by Google

Österreich fordert also geradezu eine Beschränkung der Konkurrenz österreichischer Arbeitskräfte in Deutschland als Gegenmaßregel heraus, da sonst die Konsumkraft der österreichischen Bevölkerung auf Kosten der deutschen und zugunsten der österreichischen Industrie gesteigert wird.

Ausstellung der Berliner Sezession 1911.

Von Hermann Abeking (Charlottenburg).

II.

Ernst Bischoff-Culm schreitet in seinen Motiven, bunte Trachten und sonnige Landschaft, fort. Bischoff-Culms Arbeit ist immer gut und kräftig; sie setzt an Stelle prickelnden Reizes ruhige Solidität. „Von der Arbeit" ziehen die Frauen durch durch das hell-lehmfarbene hügelige Terrain. In einem weiteren Bilde steigt ein farbig gekleidetes Mädchen zum Walde, während sich zu ihren Füßen das Dorf breitet. Leo Klein-Diepold schafft ebenfalls das, was man schlichtweg naturwahr nennt, ohne dem Künstler persönliche Auffassung und Gestaltung absprechen zu wollen. Seine blühenden Kastanien sind ein Naturausschnitt, von sonniger Freude und Gesundheit erfüllt. Auch Philipp Franck ist ein ungetrübter Blick zu eigen, mit dem er auf seinen blühenden Garten schaut. Dennoch geht ihm ein gewisses Feinvermögen ab, das zwischen Farbigkeit und Buntheit zu unterscheiden vermag. Seine badenden Jungen sind hierfür ein Beispiel. Emil Pottner, der sich durch seine Keramiken einen Namen über Deutschland hinaus geschaffen hat, ist auch mit Pinsel und Stift ein glänzender Schilderer alles dessen, was Gefieder trägt. Er sieht nicht etwa seine Vorlage einzeln und malt eine Landschaft um dieselbe herum, wie es wohl früher von den Tiermalern geschah, die so auch nur zoologische Illustrationen erreichten. Die Gesamtheit der Dinge, Landschaft, Sonne und Licht, sind ihm eins. Hierdurch erreicht er eine große Lebhaftigkeit, nicht nur des Bildeindrucks überhaupt, sondern auch eben seines Getiers, dessen Scharren, Schnattern und Sichblähen sich zur Illusion des Lebens steigert. Adolf Eduard Herstein bringt Kühe auf der Weide und Ziegen im Stall. Auf beiden Stücken lastet ein sehr feines, in sich modelliertes Grau, das bei dem sonstigen qualitätsvollen Gehalt der Arbeiten diesen einen besonderen Klang von Ton und Stimmung verleiht.

Waldemar Rösler ist von einer Zähigkeit der Farbe, die sich zum Klierigen steigert und die nicht erfreuen kann. Fritz Rheins Bildnisse sind sehr fest; sie kommen über ein Schwarzbraun nicht hinaus, das nicht einmal durch zeichnerisch Ansprechendes genießbar gemacht wird. Sabine Lepsius' Doppelkinderbildnis ist gleichfalls auf ein ebenmäßiges Braun gestellt, interessiert aber durch Ausdruck und Lichtverteilung. Gut ist Ernst Oppliers Porträt einer Sängerin in großer Auffassung, die den Gesichtszügen und den Linien der Gestalt etwas Edles verleihen. Sehr amüsant und nicht mit wenigen Worten zu beschreiben ist das Strandleben in Dieppe des gleichen Künstlers. Ein halbtrüber Tag vereinigt am Strande die Schar der Badegäste, deren Gewänder geschickt in Hell und Dunkel gegen das Relief der tonigen Umgebung abwechseln. Charlotte Behrend leistet ein flott und farbig heruntergestrichenes Bravourstück, das Bildnis eines Malers im Schmuck zottigen Haares und großer Brillengläser. Max Feldbauer gibt seinem hell in hell gearbeiteten Akt einen aparten, seitlich engen Abschnitt. Robert Sterls Bildnis einer alten Dame ist sehr fleischig, die Konzertimpressionen in Saratow und Ssimbirsk sind lebhaft skizziert.

Heinrich Linde-Walther zeigt ein Stimmungsbildchen von ganz besonderem Reiz: Heine Rath bei der Arbeit. Die Szenerie, ein kahler Raum mit hellgrünen Wänden, in diesem der Zeichner über den Tisch gebeugt, ist überaus hell gehalten und nur ab und zu durch einen kräftigen Akkord, so dem Blau der beiden Bilder an der hinteren Wand, unterbrochen. Dem hier wahrhaft Erschauten und mit Lust Wiedergegebenen, stellt sich das „Baby" und „Vor dem Spiegel" ein wenig konstruierter entgegen. Man hat die Empfindung, daß der Maler die satten blauen Stoffe zusammengetragen und in diese seinen weiblichen Halbakt gesetzt hat. Im übrigen ist die Arbeit farbig ansprechend, licht, tonig und gut. Das Gleiche gilt von dem Baby, das, weiß auf schwarzem Teppich mit bunten Blumenornamenten kauernd, sich eine besondere Note sichert. Noch mehr als Linde-Walther geht Curt Herrmann auf die Helligkeit aus. Sein Auge zerlegt den sich in diesem spiegelnden Eindruck in einzelne spektrische Striche, die den Duft seiner Blumen, die Sonne seiner Winterlandschaft sehr wohl hervorzubringen vermögen. Weniger glücklich erweist sich das Verfahren bei dem Bildniskopfe eines Herrn, bei dem nur der Luftwert zur Geltung kommt, das Fleisch aber als solches zurücktreten muß. Die Stilleben von Hedwig Weiß sind wesentlich freier geworden. Sie behalten den bewußten Hinblick auf das Weiße, Kalkige bei, haben aber dieses Mal durchaus an Lebendigkeit gewonnen. Emil Rudolf Weiß bleibt stehen. Seine italienischen Blumensträuße, sonderlich der auf dunklem Grunde, sind gut in dem festen Aneinanderreihen von möglichst reiner und doch gestimmter Farbe. Um so weniger kann man sich mit seinen Akten befreunden. Sein „Schlafendes Mädchen" sinkt sogar zu rosiger Süßlichkeit hinab. Karl Walsers leichte Hand bewährt sich

Digitized by Google

wieder einmal auf das köstlichste. Er bildet ein Stückchen vom Kurfürstendamm nach. Seine Genauigkeit des Zeichnerischen vermählt sich auf das glücklichste mit feinster Empfindung und vibrierender Elastizität, die namentlich auch die wandelnden Figürchen reizvollst charakterisiert. Wir haben in Walser — der Kurfürstendamm ist nicht die erste Probe, die er hiervon ablegt — einen Großstadtschilderer von höchster Eigenart trotz aller Objektivität. Hans Meid hat ebenfalls einen Straßenausschnitt aufgegriffen, einen Hausabbruch in kraftvollem Braun. Sein „Simson und Dalila" ist eine Illustration zu dem alten Thema, die in demselben braunen Lokalton das Studium einer biegsamen weiblichen Gestalt zeigt. Emil Orlik führt anläßlich einer Faustprobe bei Reinhardt hinter die Kulissen, deren breiten, von der Rückseite bizarr erscheinenden Massen er eigenartige Beleuchtungseffekte abgewinnt. Ein „Korb mit Zitronen" schützt eine angebliche Trockenheit vor, um gerade in diesem Mittel einen besonderen Erfolg zu finden. Kurt Tuch wirkt mit dem Pinsel einen Gobelin „Pfingstfreude", der nur als solcher ausgeführt seinen Zweck erfüllen könnte. Seine „Ostseeküste" läßt der Natur wieder das Wort. Ein Bildnis von Elsbeth v. Paul, „Die drei kleinen Jahn", ist eingehender Beachtung wert. Drei blonde Mädchenköpfe sind in anspruchslosester Schlichtheit auf einem Hellgrau an- und übereinander gereiht. Die gleichen, dunkelkarierten Kleider sind ganz einfach behandelt, nur die mattgrünen Schleifen im Haar geben einen farbigen Klang. Der Ausdruck, auch dieser dreimal der gleiche, ist überzeugend in klarer Kindlichkeit.

Thomas Theodor Heine, der geschätzte Karikaturist, ist auch als feinsinniger Maler bekannt. Hierfür legen die „Gänsehirtin", ein sonniges Idyll, und „Altwasser", ein zartes, rein landschaftliches Gemälde, ihr Zeugnis ab. Aber dort, wo er seine zeichnerischen Qualitäten mit der Farbe zu vereinigen sucht, scheitert der Künstler. Es kommt nur ein Zwitterding zustande, das sich weder zum Bilde noch zur Illustration zu entscheiden vermag. Überaus amüsant sind dagegen die beiden Plastiken, der bereits bekannte Bronzeteufel und der Engel aus silberglänzendem Zinn, der sich diesem heute zur Seite stellt. Thomas Theodor Heine hat diese beiden Gestalten, um die sich so mancherlei in der deutschen Kunst dreht, zunächst einmal mit dem Stift ganz neu und überaus originell geschaffen; sie nehmen in seinem Werk einen so großen Raum ein, daß der Name Heines dauernd mit seinen Teufeln und Engeln verknüpft ist. So drängte es ihn wohl auch, uns den Bewohner der Hölle und des Himmels plastisch greifbar zu machen. Der Teufel hat an Stelle der obligaten Bocksbeine die wurstigen Glieder des Schweines erhalten, wie auch seine ganze Gestalt auf das Schleimige, Schwammige gestellt ist. Der Engel verkörpert als Gegensatz höchste fleischloseste Magerkeit, die — der Moment des Auffliegens ist gewählt — zu den drolligsten Linien und Formen führt. Entzückend ist die nach oben gewölbte Hühnerbrust, an die sich die weiten Fittiche schließen. Arme hat Heines Engel nicht, ein Umstand, der, so spaßig auch die ganze Sache aufgefaßt ist, doch zu einer sehr ernsten Erwägung Anlaß gibt. Arme und Flügel sind an einer menschlichen Gestalt einfach unmöglich, da die Muskulatur, beides zu bewegen, nicht vorhanden und auch nicht zu erdenken ist. Für einen halbwegs anatomisch empfindenden Menschen ist diese seit altersher sinnlos geübte Häufung unerquicklich und verletzend. Daß es gerade ein Karikaturist sein muß, dem es gelingt, die Tradition zu brechen und diese durch die Logik des Verstandes zu ersetzen, mag wieder einmal beweisen, welch tiefer Sinn in dem kindlichen Spiel seines Stiftes ruht. Adolf Oberländer, der Meister der Fliegenden Blätter, sollte wirklich nicht malen. So hoch die Wagschale zugunsten des Zeichners steht, so tief sinkt sie zuungunsten des Malers herab. Lyonel Feininger, der ebenfalls als Illustrator begonnen, schreitet munter auf dem Gebiete der Farbe fort, die ihm ein Mittel mehr ist, seiner bizarren Laune die Zügel schießen zu lassen. Ernst Stern ist wirklich auch ein Maler als solcher. Das bunte Sofa, auf dem die Frau in Hemd und rosa Jacke rückenwendend ruht, folgt nur dem farbigen Anreiz. Dagegen fällt die Figur „Sumurûn" in nüchterner Zähigkeit ab. Der Altmeister der französischen Karikatur, Honoré Daumier, wußte auch den Pinsel wacker zu gebrauchen. „Die Last" wählt als Motiv die ausdrucksvolle Bewegung des schwer tragenden Menschen an Hand einer Wäscherin, die mit bepacktem Korbe ihres Weges schreitet. Brillant ist die Lichtverteilung. Die Helligkeit sammelt sich auf dem gepreßten Arm, der vorgeschobenen Brust, dem Weiß der Wäsche. Der Rock des Weibes geht mit der Gestalt des begleitenden Kindes in tiefem Schatten zusammen.

Die Sammlung Ferdinand Hodler verrät uns einiges von dem Ausgang der Entwicklung, die dieser genommen hat. Eine Gebirgslandschaft zeigt den Maler noch als einen artigen Schilderer, der möglichst genau seinem Vorwurf gerecht zu werden trachtet. Dennoch herrscht schon hier sehr viel Liniengröße. Das rein farbig Malerische, das Hodler fehlt — gerade dieser Umstand mag ihn auf seine dekorative Eigenart gewiesen haben —, tritt mattgrau und gelbbraun zurück. Aus gleicher Periode stammte der „Dialogue intime", der sich trotz der älteren Lasurtechnik inhaltlich mit dem heutigen Schaffen Hodlers deckt. Dieses knüpft wieder Frauengestalten aneinander, deren Leiber und Glieder in fast gleicher Haltung und doch stets neuer Bewegung innerliches, verhaltenes Empfinden zum Ausdruck bringen. Studien, ein entzücktes Weib, eine sterbende und eine tote

Digitized by Google

Frau, italienische Frauenköpfe sowie Landschaften vervollständigen das reife Schaffensbild, das wir von Ferdinand Hodler gewonnen haben.

Die französischen Maler, besonders die Gruppe der jüngeren, der Expressionisten, können die Deutschen nichts lehren. So sehr man sich bei den meisten plagt, wenigstens Sinn und Absicht zu erkennen, so vergeblich ist dieses Bemühen. Deutschland ist gastlich, aber solchem unzureichenden Stammeln könnte es ruhig die Grenzen verschließen. Alcide le Beau mag wahrhaft mit seiner Farbe kämpfen und als ernst genommen werden. Walter Bondy ist unangenehm zäh, von einer Malweise, die sich wirklich nicht zur Darstellung des Fleisches eignet. Die Dorfstraße in Moret hat aber, wenn auch nur stilistisch, Geltung. Rudolf Tewes' blondbärtiger Mann ist gut modelliert. Die Namen der Expressionisten, die sich vielleicht selbst einreden, daß sie etwas Besonderes bedeuten, weil ihre Werke jegliche zeichnerische und farbige Qualität entbehren, sind nicht der Mühe der Aufzeichnung wert.

Wir lassen noch einen letzten Blick durch die Säle schweifen. Unser Auge richtet sich auf die Landschafter Eduard Anderson mit seinem feinbraun-grauen Märzschnee, auf Paul Bach mit seinen sonnigen, warmen, farbigen Bildern aus Hamburg und Würzburg. Ihnen schließen sich Erich Büttner mit einem sehr guten matt-grünen alten Garten, Wilhelm Giese mit einer farbigbreiten Landschaft, Hermann Goebel mit einer grau-schweren Ziegelei an. Otto Modersohn „Im Sommer", Otto Möller „Wannseebahn", Fritz Oßwald „Wintertag" zeigen ernste und angenehme Arbeit. Emmi Pick ringt schwer mit ihrem Ausdrucksmittel; der Erfolg, ein Fischerdorf in der Bretagne, ein Karussell, ist von echter Naivität, daher sehr wohl annehmbar. Karl Reiser schuf silbern-luftig einen Frühlingsmorgen bei Partenkirchen, Hermann Westphal eine breite Regenstimmung in Bornholm, Eva Stort einen Berliner Ausschnitt „Am Salzufer". Eugen Feiks' „Italienischer Badeort" reizt trotz seiner Nüchternheit. Der Bahndamm, besonders die Schafherde von Alexander Gerbig — letztere läßt die Leiber der Tiere in eins verschwimmen und hebt nur die Köpfe schwarz hervor — verdient eingehende Beachtung. Walter Klemm bringt wieder seine Wintermotive, die ihm Gelegenheit geben, amüsante Figuren in lebhafter Arbeit oder heiterem Spiel dunkel auf das Blau-Weiß der Schneelandschaft zu setzen. Der Herbst von Berta Schütz ist mit seinen dünnen, von gelbem Laub gekrönten Stämmen, die einen Ausblick auf ein weniger schönes Violett lassen, ein sehr bemerkenswertes Bildchen.

Richard Janthurs „Gesellschaft am Meer" ist trotz aller Primitivität in Auffassung und Mache dennoch spaßig. Felix Meseck, „Die Mutter", ist bei kräftiger Arbeit ein stimmungsvolles Idyll, das die Landbevölkerung, besonders eine lachende Alte, vor dem kleinen Weltbürger verweilen läßt, Leo Michelsons „Leda mit dem Schwan" ist schwer und etwas hilflos; Wilhelm Lategahn läßt in seinem Sonnenbad am Gardasee die eigentliche Sonne vermissen. Jakob Nußbaum malt einen „Vorfrühling im Odenwald", einen Wanderer in halber Figur, etwas derb, Rudolf Treumann das „Bildnis eines Unglücklichen", das mehr der Karikatur als dem Leben nahe steht. Eine sehr muntere, farbenfreudige Szene vom grünen Rasen ist Bernhard Schaums „An der Wendeflagge". In das Gebiet des Porträts fällt der Raucher von Joseph Bloch, eine feine Lasurmalerei. Das Damenbildnis von Joseph Oppenheimer ist flott und koloristisch reizvoll. Erik Werenskiold gibt seinen Bildnissen eine kreidige, gleichmäßig von oben strichweise geführte Farbe, ohne mit dieser mehr als ein „mittelgut" zu erzielen. Der Blumenstrauß von Maria Slovona ist in seinem duftigen Violett von einer zarten Wirkung, wie sie sonst nur das Aquarell hervorbringt, das gelbe Zimmer von Max Arthur Stremel stimmt prächtig das sonnig gelbe Licht zu dem Rot der Möbel.

Neue Schwabenbücher.

Von Th. Ebner (Ulm).

Es ist natürlich nur ein Zufall, daß ich unter diesem Titel gerade wieder sieben Schwaben aufmarschieren lassen kann. Etlichen der hierbei zu nennenden Namen sind wir ja schon in dem auch an dieser Stelle besprochenen Dichterbuch „Sieben Schwaben" begegnet und haben dort über die Eigenart ihrer Träger gesagt, was zu sagen war. Einigen weiteren Schwaben — es sind ihrer dreie — begegnen wir in diesem Überblick, und es wird von ihnen namentlich für die Leute jenseits der schwarz-roten Grenzpfähle einiges gesagt werden müssen.

Reden wir aber zuerst ein wenig ins Allgemeine hinein. Suchen das, was diese sieben Namen unter ein einheitliches Zeichen stellt, auch in ein einziges und scharf bestimmendes Wort zu fassen und zu prägen. Der und jener unsrer modernen Herren wirds ja wohl bedauern, aber es ist nun einmal so: ich finde dafür kein andres Symbolum, als das der „Heimat". Und dazu auch noch einer Heimat, die nicht allein die „draußen in der Welt" nur nach den seit lange üblichen und manchmal so verfehlten und irreführenden Schlagworten kennen, die auch ihre eigenen Genossen oft nur im engen Umkreis zu sehen bekommen, weil sie sich gar nicht erst einmal die Mühe geben, darüber hinauszukommen. Und wenn sies doch schon einmal wagen — welches

Digitized by Google

Hasten und welches Eilen, welche ausgetretenen Wege und welche rührende Unkenntnis von dem, was die Vergangenheit erzählt, und von den Fäden, die zwischen ihr und der Gegenwart hin und her laufen. Als ob man die Etappen unsrer geistigen Entwicklung aneinander reihen könnte, wie die Dominosteine, und auseinandernehmen, wie die Bauklötze der Kinder. Als ob man beispielmäßig auch das, was man heimische Literatur zu nennen pflegt, lediglich nach irgendeinem trockenen Schema behandeln könnte, und nicht gerade hier förmlich gezwungen wäre, nach dem zu schürfen und zu hauen und zu graben, was der heimische Boden an manchmal freilich recht dürftigen Resten von Eigenart in sich birgt. Und was aus diesem da und dort allerdings recht steinigen Grund sich herausdrängt und emporwachsen will als treibendes Gewächs, das wird von ängstlichen Gemütern sorgfältig beschnitten und verkürzt, damit man ja nicht meinen soll, man wolle da in dem kleinen Schwabenland Literatur auf eigene Kosten treiben. Wird zurechtgestutzt nach allerlei neuen und alten Regeln der Schulästhetik, und solange hin und her gewendet und gedreht, bis es eben wohl oder übel hineingestellt werden kann in die lange Reihe derer, die den Begriff heimatlicher Literatur an allen Ecken und Enden so geflissentlich auseinanderzerren, daß ihnen und uns zu guter Letzt nichts in der Hand bleibt, als etliche vage und inhaltlose Schlagworte, die in alle Schablonen passen.

Was sollen wir aber damit anfangen?

Wie sollen wir aus solchem mürben und brüchigen Rohmaterial Münzen schlagen mit dauerndem Gepräge? Man pflegt in meinem lieben Schwabenland an einer solch ernsthaften Frage mit einem herablassenden Achselzucken vorbeizugehen und sich mit dem Bewußtsein zu trösten, daß man seinen Tribut für das geistige Leben unsrer Gegenwart und Zukunft wahrhaftig reichlich genug bemißt, wenn man im alten Geleise weitertrottet, und denjenigen, die sich einem dabei mit „modernen" Anschauungen in den Weg stellen, etliche spitze Worte sagt, mit denen man sie hinlänglich gewürdigt zu haben glaubt. Derlei Gedanken knüpfen sich für mich namentlich an einen „Roman" des in seiner schwäbischen Heimat nicht ganz unbekannten Stadtpfarrers Dr. Richard Weitbrecht, mit dem Titel „Bohlinger Leute" (Heilbronn, Eugen Salzer). Es ist ein Bauern- und Sektiererroman, und offenbar hat der Verfasser in seiner pfarrherrlichen Tätigkeit reichlich Gelegenheit zu Studien für denselben gehabt. Daß er dieselben da und dort geschickt verwendet, daß er mit scharfen Linien zeichnet, kann ihm nicht bestritten werden. Aber ist das, was er bietet, ein Roman? Ist auch nur in einer dieser Gestalten ein Stück warmen, natürlichen Lebens, — etwas, das auf den Leser herüberspringt, wie ein elektrischer Funke. Mit nüchterner Verstandesmäßigkeit ist alles ausgedacht und ausgeklügelt. Wie gelegentliche Aufzeichnungen aus einem Zettelkasten fügt der Autor im Rahmen einer ziemlich verworrenen Handlung die Reden und Gegenreden seiner Helden und Heldinnen zusammen; wie Zinnsoldaten stehen sie steif und kalt nebeneinander, und da Weitbrecht das Talent nicht hat, hinter seinen Gestalten zurückzustehen, da man des Eindruckes nicht los wird, als dränge sich zwischen sie alle immer wieder der Autor mit seinem starken literarischen Selbstbewußtsein, kommt man beim Lesen dieser Geschichte über den peinlichen Eindruck eines Mißverhältnisses zwischen Wollen und Können nicht hinweg. Richard Weitbrecht war einst in Schwaben ein Rufer im Streit gegen die Jungen. Er, dem jede seelische Wärme, jedes poetische Empfinden abgeht, hätte vielleicht besser daran getan, auch von diesen etwas zu lernen. Mit Geschichten nach dem System der seligen Wildermuth stärkt man oder frischt sein literarisches Ansehen nicht auf.

Gilt dieser Tadel unguter Beharrlichkeit indessen nur ihm? Trifft er nicht auch den weit jüngeren und so rasch zu modernem Ruhme gelangten Hermann Hesse mit seinem neuen Roman „Gertrud"? Ich bin mir vollkommen der schweren Folgen bewußt, wenn ich es wage, wider den Stachel moderner literarischer Kritik zu löcken, und zu behaupten, daß der Dichter damit alles, nur keinen Schritt vorwärts getan hat. Man mag über den „Ich-Roman" denken, wie man will, mag dieses Zerlegen seelischer Stimmungen bis in die kleinsten Fasern als Wunderwerk feiner Beobachtungen preisen und Dämmerzustände, in denen man in ewig ungestillten Sehnsüchten und scheiternden Plänen schwelgt, als üppige Phantasiegenüsse rühmen, zumal, wenn ihnen so ein ganz kleines Stückchen von psychischer — sagen wir einmal — „Eigenheit" anhängt — mit dem allem kommen wir zu keinem gesunden und erquickenden Empfinden, zu keinem realen Lebenswerte, aus dem wir für uns selbst Gewinn ziehen könnten. Ich wenigstens stehe vor Büchern, wie dem der „Gertrud" von Hesse, immer wie vor einem Rätsel. Und mag die Reklame dafür noch üppiger sein als sie ist — ich beneide den Autor nicht um Augenblickserfolge bei einem Publikum, das sich mit seinem ästhetischen und literarischen Urteil mehr und mehr in eine Unselbständigkeit und Oberflächlichkeit hineinlebt, die komisch sein könnte, wenn sie nicht so ein trauriges Zeichen unsrer ganzen Zeit wäre. So habe ich auch diesem neuen Buche von Hermann Hesse gegenüber nichts an meinem früheren Urteil (s. Gegenwart 1909 Nr. 21 S. 360) zu ändern. Die kommenden Jahre werden mir Recht geben. Zumal dann, wenn in ihnen ein Geschlecht lebt, dessen Empfinden gesund und kräftig und dessen Wollen und Streben nicht in nebelgraue Fernen oder auf das eitle Kokettieren mit den eigenen

Digitized by Google

Schwächen, oder gar auf „Eigenarten“ gerichtet ist, zu deren Beurteilung zuletzt nur noch der Psychiater zuständig ist.

Ich darf über zwei andre Schwabenbücher — sie sind von Frauen geschrieben — vielleicht kürzer hinweggehen. Auguste Supper hat im Verlag der Süddeutschen Monatshefte, München, unter dem Titel „Holunderduft“ eine Sammlung von Novellen und Erzählungen erscheinen lassen, die, auf heimatlichen Ton gestimmt, uns nur Freude und nichts als Freude machen. Auch in ihren kleinen, aber immer liebenswürdigen Schwächen. Und auch da, wo ein gewisser mystischer Einschlag in ihre Geschichten zeigt, daß diese Frau sich ihre eigene Welt und ihre eigenen Kreise geschaffen und gesucht hat. Kreise freilich und Menschen darin, die nichts gemein haben mit dem großen Geschlecht von heute, die geruhsam in Freude und Leid dahinleben und mit ihrem schlichten und bescheidenen Denken so manche Daseinsfrage glücklicher und treffender lösen, als der oder jener gelehrte und studierte Kopf. In der Charakteristik solcher stiller „Kleinmenschen“ ist Auguste Supper eine Meisterin. Ihr Humor, der auch in diesem Buche zu seinem vollen Rechte kommt, ist von echt schwäbischer Bodenständigkeit — und ihr Ernst ist ein so natürlicher, so aus innerster Harmonie stammender, daß sich ihm auch der nicht entziehen kann, der namentlich in religiösen Dingen auf andrem Boden steht, als sie. Den Weg aber in die Wirklichkeit findet Auguste Supper immer wieder zurück aus ihren spekulativen und träumenden Gedanken. Sie ist auch in dieser glücklichen Mischung von Sinnlichem und Übersinnlichem ein echtes Kind ihrer Heimat, der ja ihre ganze Liebe gehört. — Helene Christaller hat mit ihrem neuen Buch „Das Gotteskind“ (Basel, Fr. Reinhardt), das in schwäbischen Pfarrkreisen spielt, ein freundliches Idyll gezeichnet. Sie hat ihre Sturm- und Drangjahre gehabt. Es ist zu begrüßen, daß sie ein Arbeitsfeld in engem Kreise gefunden hat, in dem ihr gesundes Talent sich ausleben kann, ohne sich mehr an Konflikte zu wagen, für deren Lösung ihr zuletzt doch die Kraft fehlt.

Und nun noch einer von denen, die ganz allein stehen und sinnend und grübelnd ihre Wege abseits der breiten Heerstraße gehen: Wilhelm Schussen — der in der ‚Gegenwart‘ schon verschiedentlich zu Worte gekommen ist — mit seinem Lehrerroman „Gildegarn“ (Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn). Der Schelmenroman „Vinzenz Faulhaber“ war sein erstes, „Meine Steinauer“ und „Philosophische Kuckuckseier“ waren seine weiteren Bücher. So eine Art von Groteske das erste, so etwas wie ein Sommernachtstraum oder ein guter, derber Schwank, von einem, der die tolle Welt da draußen nur vom Hörensagen kennt, und sie sich für seine dichterischen Bedürfnisse zurechtmodelt in seiner Einsamkeit. Einer, der wie der Held in „Gildegarn“ sich immer wieder stößt an dem Alltag und seiner Rauheit. Eine Art von Lehrerroman ists, den wir da haben. Die Tragödie eines Lebens, das zuletzt ganz gefangen in dem Garn der Gilde, sich in seinen Maschen zu Tode zappelt, nachdem es sich noch eine Zeitlang mit einem bissigen Galgenhumor dagegen gewehrt hat, so gut es ging. Manches darin ist für den, der das Milieu schwäbischen Lehrerlebens kennt, von ebenso starkem Interesse, wie für den Outsider unverständlich in seinen Voraussetzungen. Das alles aber im Zeichen einer Passivität, für deren quälende Eindrücke nur selten helle Lichter einigermaßen entschädigen, so daß wir für das düstere und beinahe willkürliche Ende dieser Geschichte kaum die rechte Stellung finden. Und doch ein Buch, das man nicht mit ein paar ebenen Worten abtun darf, weil hinter ihm einer steht, der ein „Ich“ sein will, der in den krausen Zickzacklinien seiner Gedanken doch immer ein festes Ziel vor Augen hat. Dasjenige der Selbstbefreiung aus allen Wirrnissen und Widersprüchen des Lebens durch die Stille und Einsamkeit. — Von ihm zu Heinrich Schäff und den unter dem Titel „Abseits“ gesammelten Liedern seines Lebens (München, Albert Langen) ließen sich manche Fäden ziehen. Man hat diesem herben und weltverachtenden Sonderling viel Gutes, aber auch manchen Tadel nachgesagt. Hat die Treffsicherheit seiner Pointen und den tiefpoetischen Gehalt seiner Lieder gerühmt. Hat aber auch die manchmal geradezu brutalen Formen und die Künstelei seiner Worte getadelt. Er ist jedenfalls ein herbes zwar, aber auch ein starkes Talent, das sich freilich erst noch klären muß, ehe es neue Weisen findet.

Soll ich diesen sechs Schwabenbüchern nun als siebentes noch das schöne Buch „Schwaben im Osten. Ein deutsches Dichterbuch aus Ungarn“ anfügen (Heilbronn, E. Salzer), zu dem Adam Müller-Guttenbrunn eine instruktive Einleitung geschrieben hat. Da sind Namen, die auch bei uns einen guten Klang haben. Sind andre, die wir auf diesen Blättern zum ersten Male lesen. Aber lesen, damit wir uns erfreuen an der heimatlichen Treue und dem freudigen Schaffen ihrer Träger.

Ich habe am Anfang meiner Übersicht von dem Zeichen der „Heimat“ gesprochen, unter dem sie stehe. Aus ihrem Boden sind sie alle emporgewachsen — so oder so! Es ist eben nicht jedem gegeben, sich auf ihm zu bescheiden und aus ihm just das zu holen, was er bieten und zeigen kann. Manches wilde Reis wird aufgepfropft, und in manches Beet böses Unkraut gesät. Ich habe dem und jenem nicht zu Dank und Freude geschrieben. Andern kann ichs nicht und will ichs nicht, auch wenn ich Spott und — Grobheiten zu hören bekomme. Zuletzt muß man eben doch den Mut einer eigenen Meinung

Digitized by Google

haben. Die Reklametrompete paßt nur auf den literarischen Jahrmarkt. Wer dort kaufen will, mags tun. Ich kanns ihm nicht verwehren. Sein Geld ist sein Geld.

Referendars-Prüfungen.

Von Dr. M. Pollaczek (Berlin).

Das Lied „der Bartolus Glossator war" ist jedem Juristen bekannt. Es wird darin geschildert, wie ein Rechtskandidat zum Examen das Thema bekommt: „quid culpa sit levissima", und seine geistige Arbeit und ihr Erfolg wird in dem schönen Vers beschrieben:

Da tat er's spintisieren
Und doch nichts eruieren
Als lauter Mist und Kehricht,
Dieweil er gar zu töricht.

Nach den Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses über den Justizetat, denen schon vorher ähnliche in der Budget-Kommission vorangegangen waren und bei denen die Referendars-Examina und ihr schlechter Ausfall ausgibig besprochen wurden, konnte man glauben, daß der zitierte Vers noch heute von den meisten Kandidaten gilt. Es unterliegt ja nun keinem Zweifel, daß etwas faul im Staate Dänemark ist. Liegt das nun daran, daß man von den Kandidaten zu viel verlangt, oder daß diese nicht genug leisten?

Früher bestand ein Referendar-Examen nur aus dem schriftlichen und mündlichen Teile. Der Kandidat hatte innerhalb sechs Wochen eine wissenschaftliche Arbeit über ein von der Behörde gestelltes Thema zu liefern, und zwar aus einem Rechtsgebiet, das er sich selbst wählen konnte. Dann hatte er noch eine mündliche Prüfung abzulegen und damit basta. Jetzt sind nun noch drei Clausurarbeiten hinzugekommen; eine aus dem bürgerlichen Rechte, wozu 5 Stunden gegeben werden, eine aus dem Strafrechte, wozu 3 Stunden gegeben werden und eine aus einem der andern Rechtsgebiete, für die gleichfalls 3 Stunden bewilligt sind. Was nun die schriftlichen Arbeiten anbelangt, so wird sich ein Kandidat schwerlich beklagen können, daß ihm zuviel aufgebürdet werde. Man verlangt ja schließlich von ihm nicht, daß er der Jurisprudenz bahnbrechend neue Wege weise, und die juridische Literatur ist so enorm groß, daß es ihm sicherlich nicht schwer fällt, aus 40 und etlichen Arbeiten eine 41. zu machen. Zudem wird er für jede Ansicht, wenn sich irgend welche bedenkliche Kontroversen ergeben, Autoritäten genug angeben und sich so den Rücken decken können. Natürlich kann auch hier die Arbeit durch das Thema erschwert werden, besonders wenn man den Examinanden zwingt, sich in mehreren Rechtsgebieten umzutun. Die Quantität der dazu zu bewältigenden Literatur wird dadurch sehr erhöht. So bekam vor Einführung des B.G.B. ein Unglückswurm das schöne Thema: Über den Ort der Erfüllung bei Obligationen nach gemeinem und preußischem Rechte mit besonderer Berücksichtigung der pacta de contrahendo, speziell des pactum de mutuo dando. — Daß dann sechs Wochen recht kurz zu werden vermögen, sieht jeder ein.

Im mündlichen Examen wird nicht allzuviel verlangt und die grausigen Mären, wie sie z. B. von Naumburg erzählt wurden, daß dort einmal 19 Serien hintereinander durchgefallen seien, sind eben nur Mären. Es wird nicht allzuviel gefordert, und der Witz, daß der Kandidat auf die Frage, woher er etwas gewußt habe, antwortete: „Ich habe es auch auf dem Abreißkalender gelesen", kann wohl zum Faktum werden. Wenigstens bestand im Kammergericht ein Kandidat in Rechtsphilosophie, von der er sonst keinen Schimmer hatte, dadurch, daß er kurz vorher in einer illustrierten Zeitung einen Artikel zum 200jährigen Geburtstage eines Rechtsphilosophen gelesen hatte.

Zum mündlichen Examen setzt auch vor allem die Vorbereitung durch den Repetitor ein. Wir wissen, daß heutzutage einfach jeder junge Jurist, und sei es der fleißigste, einen Repetitor in Anspruch nimmt. Nicht bloß Gesetz und Recht, sondern auch die Examinations-Kompendien darüber erben sich wie eine ewige Krankheit fort. Der Repetitor weiß, welche Fragen immer und immer wiederkehren; welche Gebiete von den einzelnen Examinatoren bevorzugt werden; deshalb wird er in Anspruch genommen.

Schwieriger ist — aber gerade hier sollte man die Anforderungen nicht herabmindern — das Arbeiten unter Klausur. Hierbei erhält der Examinand einen Gesetzestext, das Thema, und nun kann er zeigen, ob er juristisch denken gelernt hat. Hier nützt kein Einpauken. Gewöhnlich werden praktische Fälle gegeben, und da mag ja mitunter allerdings des Guten zu viel geschehen. Zweifelsohne wird man aus dem B.G.B. Fragen stellen können, die auch der gewiegteste Justizrat nicht so ohne weiteres beantworten kann. Solche einfache Dinge wie etwa: Welche Rechte habe ich meinem Schneider gegenüber, wenn er mir den zu einer Hochzeit bestellten Frackanzug nicht rechtzeitig liefert? werden ja natürlich nicht gestellt. Einigermaßen knifflig soll ja die Frage auch sein, aber wie gesagt, sie sollte es nicht zu sehr sein.

Daß man im Strafrecht außerordentlich schwierige Fragen stellen kann, wird jeder Jurist wissen und werden die Laien schon noch erfahren, wenn sie erst zur Mitwirkung in den Strafkammern zugelassen sein werden. Wie kann z. B. ein junger

Digitized by Google

Jurist nicht allein mit den Fragen gequält werden, die sich aus der nicht ganz unbestrittenen rechtlichen Natur der Eisenbahn-, Theater- und Konzertbilletts ergeben. Aber auch sonstige scheinbar ganz einfache Fragen können sehr schwierige rechtliche Erörterungen erfordern: „Ist es eine Urkundenfälschung, wenn ein Notar, um sich oder die Parteien vor einer Stempelsteuer zu schützen, auf den von ihm aufgenommenen Urkunden das Datum der Verhandlung falsch angibt oder nachträglich fälschlich verändert?“ — Der Laie wird mit der Antwort schneller bei der Hand sein als der Jurist.

Immerhin, Bürgerliches- und Strafrecht treibt der junge Jurist unter allen Umständen mit eifrigem Bemühen; Völkerrecht, Rechtsphilosophie, Kirchenrecht und dergleichen Disziplinen unter Umständen weniger, und wenn er nun bei der dritten Klausurarbeit so ein Thema erwischt, dann fällt er mitunter bös hinein. Was wäre also zu tun? Die großen schriftlichen Arbeiten könnten unter Umständen ganz wegfallen; die mündliche Prüfung könnte aber erweitert werden und die Klausurarbeiten müssen unter allen Umständen beibehalten werden. Aber einmal dürften die Fälle, die zur Bearbeitung gestellt werden, nicht kompliziert liegen, und zweitens müßte dafür gesorgt werden, daß der Seminarbesuch der Studierenden fleißig ausgedehnt und daß überhaupt das Schwergewicht auf die Übungen und Arbeiten im Seminar gelegt werde.

Der Jüngling, noch voll Schwermut.

(Aus einem Spiel.)

Von **Jakob Picard** (Freiburg i. Br.).

Ich glaubte auch einmal, daß man vom Berge
Den Himmel könnte mit der Hand erreichen
Und daß mir einst ein guter Ferge
Das Steuer gebe und des Weges Zeichen.
Und vieles so. — Von manchen schönen Bildern,
Die ich erlebt, darf ich nicht eines schildern,
Denn ich muß lächelnd meine Träume morden,
Eh sie mir Weggesellen sind geworden.
Doch ohne Zucken, ohne Grauen
Kann ich den Toten in das Antlitz schauen
Und die mir einst Geleiter waren,
Jetzt liegen sie in starren Hallen,
Darinnen Worte traurig fallen,
In Reihn auf schwarz verhängten Bahren.
Mit zagen und gedämpften Schritten
Geh ich herum und bleibe stehn
Und weiß, was ich bei dem gelitten
Und wobei jener mich hat lachen sehn . . .
Dann hör ich draußen von den Stufen
Gebrochene Laute rufen:
Wo hab ich diese Stimme schon vernommen,
Die Herdenglocken und wo dies Weinen?
Oft kenn ich nichts und will dann meinen,
Das Raunen sei nur so gekommen
Wie Märchen, wenn ich Wein getrunken.
Wenn aber mit klaren Mienen
Mit einem Leuchten wie von Funken
Mir eine Farbe, ein Gesicht erschienen,
So daß ich draus ein Bild gewinne
Des Tags der festberauschten Sinne,
Der Jugendfreundschaft reinen Spende,
Der Kinderspiele, die ich nie mehr tue
Und kaum genoß — und noch der süßen Ruhe
Beim Streicheln zweier schmalen Hände — —
Dann kann ich nicht mehr weiter denken,
Hilfloser Schwermut nicht genesen:
Was sollen mir die Tage schenken,
Da diese Dinge nichts gewesen,
Da ich, genießend, schon im Innern
Die Trauer habe wie Erinnern?

Die unzufriedene Stimme.

Von **Erich K. Schmidt** (Berlin).

I.

Mit der unbeschränkten Selbstmacht, die in mir wohnt, zerdrückte ich alle gehirnweichen Gedanken, die zu dieser Zeit in mir aufsprangen, verbarg sie ohne Mühe vor den Augen derer, die um mich waren. — — So stand am Anfang der Blätter, die mir übergeben wurden. —

Der Tag verebbte allgemach; der Abend drängte sich behutsam durch die äußeren Tore und gab der Stadt ein melancholisches Gepräge. Aber ehe man die Finger wenden konnte, saß die Nacht auf ihrem Thron, und der neidische Mond rieb seinen glanzreichen Rücken an metallisch grünen Himmelswänden vorüber, schob seine Lichtwellen bis zu verschwimmenden Horizonträndern und suchte die schüchternen Sterne in unsichtbare Abgründe zu drängen. In den flachen Straßenzeilen zogen die Dachkanten der Häuser scharfe Schattenlinien; die Türen und Stufen lagen in magischem Helldunkel, und die Laternen, gelb und winzig, ergaben sich ohne Widerstreben in ihr fahles Schicksal.

Ich ging mit heimwehmüden Schritten auf der gebrochenen Grenze, die zwischen dem Silber und dem Dunkel lag, und meine Augen hatten keinen Trost und kein Ziel. Auf der Senkrechten, die man am Ende der Straße, seitwärts hinter der Häuserzeile, errichten mochte, schwebte der Mond, und sein Gesicht war ohne Gnade; und das Leben dieser Straße schien erloschen . . . . Aber mit der Schnelle des Gedankens wuchsen in der Ferne zwei Menschen aus dem Boden, kamen

Digitized by Google

mit unsichtbaren Schritten ihres Weges, enthoben sich ihrer komischen Winzigkeit, wurden voll und schwer, zeigten unter sich schreitende Füße und an den Seiten Arme in runden Bewegungen, glatt geschliffen vom Licht des gleitenden Mondes. Der Schall langsamer Schritte wurde vernehmlich, und als er zu voller Kraft gekommen war, standen wir voreinander.

Die Schlagschatten der Beiden dehnten sich schräg vor ihren Leibern, flossen rechts und links an meinen Füßen vorbei. Unsre Hüte hoben sich, und ich gab dem Freunde meine Hand, und der Name des Fremden glitt an mir vorüber, fiel und zerbrach.

Ich wandte mich auf dem Fleck, auf dem ich stand, jäh herum, und wir gingen weiter durch die Straße, die vor uns lag ohne sichtbares Ende; und unsre Schatten schoben sich langsam auf dem Boden vorwärts. Es ist unvermeidlich, mit meinem Freunde zusammen zu sein, ohne daß die Medizin zum Kulminationspunkt allen Empfindens wird; — und einer Bemerkung, die der Fremde an meiner linken Seite nach geraumer Zeit von sich gab, mühsam, wie mir schien, — einer Bemerkung entnahm ich, daß er Mediziner war wie mein Freund. Obwohl die Nacht kühlfilbrig lag, fühlte ich deutlich den Geruch der Anatomie, der unverkennbar ist, in mein Gehirn steigen.

Die lebhafte Art des Freundes bewirkte, daß mir die Schweigsamkeit des Fremden nicht besonders zum Bewußtsein kam; aber als ich ihn nach seiner Heimat fragte, um durch ihn mein Empfinden, er wäre russischer Nation, bestätigt zu sehen, öffneten sich seine Lippen und schlossen sich wieder, ohne einen Laut zu werfen. Der Freund sagte, mit einiger Hast:

„Er ist Russe; seit zwei Semestern hier. Du hast richtig empfunden.“ Und, auf meinen Blick: „Ich glaube, das Deutsche fällt Herrn Rimikoff noch etwas schwer.“

Ehe ichs verhindern konnte, war der Freund mit einem Sprunge wieder mitten unter zu sezierenden Leichen; ja, ich glaube, er wollte aus der gelben Tasche, die er im Arme hielt, sein medizinisches Besteck hervorgreifen, um irgendetwas sichtbar zu demonstrieren. Meine Hand auf seinem Arme sagte ihm, daß er das nur lassen möge; und er, durch jahrelanges harmonisches Empfinden gleichgestimmt, verstand die Sprache der Finger . . .

Hinter einer Hausecke, die den Blick auf eine breitfließende Straße freigab, blieben wir stehen.

Geschäftige Automobile spirrten über den blinkenden Asphalt. Weiße Lampen, wie Watteblumen, hingen an Schnüren unter dem Himmel. Menschen, die ihre Hände sorgsam in den Taschen bargen und die Ohren zwischen dem Rockkragen, der hoch stand bis zum Hute, — Menschen gingen mit knieschlaffen Schritten ihres Weges voller Eile.

Es war eine mondkühle Nacht.

Wir standen wieder voreinander, und die Schatten der Beiden flossen rechts und links an meinen Füßen vorüber. Wir sahen einander geruhig an, wie Menschen, die sich kennen, zueinander ruhige Blicke geben. Ohne Bedeutsamkeit konstatierte ich im Unterbewußtsein, daß der Russe Sympathie erwecke; daß der Mund vor seinen Zähnen liege wie ein roter Fleischring. Dann, mit klaren Blicken, sah ich, daß er gute Augen habe; Augen, in denen Träume hingen.

Aber dann krampfte sich in mir ein Nerv getroffen zusammen. Ich fühlte, daß irgendwo auf seinem Gesichte ein kleines Geheimnis lag. Das war wie ein runder grauheller Fleck mit aufgelösten Konturen, der zwischen Stirn und Kinn hin und her tanzte, wenn man ihn bemerkte, und nicht zu halten war, wenn man ihn fassen wollte. —

Wir gaben einander die Hand, und es ging ein jeder seines Weges. Ich wandte mich auf dem Fleck, der unter mir lag, jäh um, und schritt zurück die Straße, die ich gekommen. Als ich hinterwärts blickte, sah ich meinen Schatten, der sich, rund und behaglich, von mir weiterschleppen ließ. Dann aber versank das fahle Bild der Straße, und ich spürte vor den Augen eine weiße Wand, auf der ein Sonnenkringel auf und nieder sprang . . .

* * *

Der geniale polnische Maler Obronski, der im Alter von zweiundzwanzig Jahren vor einiger Zeit gestorben ist, hatte, als er sie zum ersten Male in größerer Gesellschaft bei sich sah, eine Leinwand mit silbergrüner Farbe bedeckt und in diese Farbe hinein ihre Augen gelegt, und die Linie ihrer Hüften und der Taille angedeutet. Das Bild, rasch und launisch hingeworfen, wurde viel in Ateliers besprochen und wies mit unverkennbar starker Gebärde auf die junge Sängerin, die, ohne Anhang, vor Jahresfrist in dieser Stadt erschienen war. Man hörte sie in einigen Konzerten der letzten Saison. —

Die ruhige Heiterkeit des Tages bewirkte eine gewisse Monotonie der Nerven und des Blutes; die Schritte hatten keine Eile; und die Sonne, gelb und magisch groß, sah mit nahen Augen in die Straßen; aber sie gab wenig Glut; erweckte keine Gierden und Gefühle. Blank und trocken lagen die Wege, ohne die Brunst des Sommers und ohne die schwärmerische Schwermut regenmüder Zeiten.

Es war ein indifferenter Tag, ohne geprägte Nuance. —

Wir gingen, wie in der Nacht, die vor dieser Helle lag, durch die Straßen und suchten einem Ziele zu entweichen, das sehr nahe schien. Aber schließlich trieb es uns auf unsern Weg mit Un-

Digitized by Google

erbittlichkeit. Dieses Zusammentreffen war bestimmt vom Schicksal, — warum suchten wir zu entfliehen?

Der Freund — seine Ledermappe lag im Arm — sprach hell, um gewisse Spannungen zu überbrücken, um Schluchten auszufüllen, die sich zwischen den Worten auftaten. Seine Gebärden waren stark, — überboten Müdigkeit und Monotonie, und seine Augen, klug und regsam, gingen von Mensch zu Mensch. Seinen Sinnen entsprang wenig; Schleier und Wände entrückten den Dingen, wenn er über sie hinglitt mit seinen Blicken. Er sah auch das Geheimnis des Russen — oder er fühlte es; — warum aber legte er Schatten darum und Schweigsamkeiten? Ich begriff das nicht.

Der Gang des Russen war unruhig; es schien nicht möglich, mit ihm in gleichem Tempo zu schreiten. Die Art seines Schweigens hatte etwas Unnatürliches; etwas, das in einem Mitleid für ihn erweckte oder Trauer; oder Guten-Willen zum wenigsten. Man hätte ihn wohl wie ein Kind an die Hand nehmen mögen, um ihn zu führen, zu hüten; um ihn vor Begegnungen zu bewahren, die ihm Schaden brächten.

Wie wenig er sprach. Ein großes Wollen war in seinen Augen; doch sein Mund, der wie ein roter Fleischring vor den Zähnen lag, war starr; unfolgsam; war widerwillig. So schien es mir. —

Aber wir gehen alle mit traumreichen Schritten, die keine Sicherheit haben, und die dennoch unwandelbar sind. Wir gehen alle wie Kinder auf Linien, die vor uns liegen; die wir nicht sehen, — die aber dennoch magnetische Gewalten in sich bergen . . .

Und wir schraken alle drei zusammen, als das silbergrüne Kleid, zwei Schritte vor uns, aufglänzte wie ein Trug! Aber als wir einander nach den Händen faßten, fühlten wir die Gewißheit aller Linien, die Deutlichkeiten aller Formen. Der hängende Hutrand gab die Augen frei, die ihren Ausdruck wechselten von Sekunde zu Sekunde. Die Endpfeiler dieser Skala des Ausdrucks waren bajazzohafte Lustigkeit und der Todschmerz einer Gekreuzigten. Aber der Leib war der einer Fürstin des Fleisches. Die Brüste glichen spitzen, saftgeschwellten Trauben; und das Haar unter dem Hute verriet, daß es knisterte, wenn nervöse Hände es berührten. An ihrem Hals entlang kroch ein sehnsüchtiges Geschmeide; das war in steter Bewegung. Wenn sie sprach, vernahm man anfangs keine Silben, keine Sätze, — nur Klang, nur Klang . . . Auch die Pausen hinter ihren Worten noch waren ein Klingen; die Töne wanden sich spiralig fort, bis die Antwort des andern sie zerbrach . . .

Hinter die Worte des Russen aber legte sich eine breite, steife Stille.

Das fühlte Irene Maria; und wenn ihr Auge langsam über ihn ging — über seinen runden hilflosen Mund, über seine traumdunklen Augen —, trat ein weiches Geflimmer auf die Iris, das ihr ein mütterliches Aussehen gab.

Heute abend singe sie im Wagnersaal; man solle kommen.

Sie gab mir ein paar Karten, die ich in die Tasche legte mit dem Gefühl, ich müßte sie zerreißen. Aber dann, als ich in die Augen des Mediziners sah, wußte ich, daß es zu spät und zwecklos war. Alle seine Gedanken schienen mir nackt zu liegen und alle Gefühle bloß. Warum riß er sie nicht in die Tiefen? Er schien ein Schwächling zu sein, ein rettungsloser! Wir alle hatten das durchgemacht, — mit Irene Maria. Ohne Blut und Tod. Er würde sich auch darüber hinweg winden; mit zerfetzter Haut, — so war das Gefühl am Ende.

Im Innern legte ich ihm meine Hilfe nahe. Ob er das fühlte? Ob er sie nahm?

Lange, nachdem wir uns von Irene Maria getrennt hatten, schwangen ihre Töne noch zwischen uns, körperlich fühlbar, so daß wir schweigen mußten. — —

Randbemerkungen.

Der gute Michel und die armen Dänen.

Der Michel ist wirklich ein guter Kerl. Es braucht sich nur einer, und sei es der frechste Patron, hinzustellen und zu sagen, er sei Märtyrer und werde verfolgt, so packt den guten Michel das große Mitgefühl, die Drüse der Tränen und des Erbarmens schwillt mächtig um die Wette mit der des Zornes und der Entrüstung, und Michel ist mit Leib und Seele Beschützer der verfolgten Unschuld. Nur da, wo solches am Platze wäre, pflegt er eine selten schlechte Witterung zu haben, da bleibt er argwöhnisch und will sich nicht für dumm verkaufen lassen. Man muß kräftig schreien, bis Michel hört. Denn er weiß immer noch nicht, daß die lautesten Schreier das geringste Mitleid verdienen, während die wahre Mitleidswürdigkeit stumm zu sein pflegt. Und so fällt denn Michel auch immer aufs neue wieder herein auf das Lamento der nordschleswigschen Dänen. Professor Rade, der für seine Person Gott sei Dank etwas einsilbiger geworden ist, und seine Friedensengel haben sich in der liberalen Presse, vor allem leider auch in der Frankfurter Zeitung, seßhaft gemacht und dort ein bereitwilliges Echo gefunden. Was für ein Unsinn von diesen Protektoren der friedfertigen, verfolgten Dänen gelegentlich verzapft wird, spottet jeder Beschreibung. So schrieb kürzlich ein Berliner Blatt, der Unwille gegen die „streberischen, aufdringlichen und phantastischen" Hüter der Nordmark habe nicht nur politische, ethische und (!) moralische, sondern auch ästhetische Motive. Herr du meine Güte, auch das noch! Wohlweislich ward es nicht begründet. Das würde furchtbar geworden sein. Gründe sind glücklicherweise überhaupt seltene Dinge für diese Verteidiger der Verfolgten. Denn unverschämte Anwürfe, wie den, die Verfechter des Deutschtums, der Ziele des Deutschen Vereins, seien „aufdringliche, widerliche, erbärmliche Streber", bramarbasierende Phraseure, Feiglinge, die einen Kampf kämpfen, bei dem nichts riskiert, aber obendrein reichlich profitiert werde, denen das Ganze nur Maske sei für allerlei vorteilhafte

Digitized by Google

Geschäfte, die nichts weiter suchten als „billigen Kampf, billigen Ruhm und gutes Avancement“, derartige niederträchtige Behauptungen kann man schlechterdings nicht für Gründe ästimieren. Wer in der Nordmark gelebt hat, weiß, was für ein vortreffliches „Geschäft“ es ist, dem Deutschen Verein anzugehören oder sich überhaupt nur frei zum Deutschtum zu bekennen. Den Boykott bringt es ein seitens der fanatisierten Dänenbevölkerung, die aus Nationalveranlagung und Verhetzung heraus zu tausendmal wilderem Fanatismus fähig ist, als irgend ein Deutscher es jemals sein könnte. Das ist das ganze „Geschäft“. Aber die Doktrinäre der Friedfertigkeit, über welche dänische Nationalistenblätter sich öffentlich lustig gemacht haben, reden scheints von diesen Dingen wie der Blinde von der Farbe. Ein verstorbener, eifriger Gegner der „nordschleswigschen Hakatisten“, der in liberalen Zeitungen viel gerungen hat für die herrliche Friedsamkeit der Dänenbrüder (es hatte „Brüder“ jenseits aller Grenzen), bekannte, niemals im Norden von Schleswig-Holstein gewesen zu sein. Wie viele seiner Federgenossen wohl dasselbe bekennen müßten? So ist denn wenigstens ein Trost, daß die Dänenpresse, weniger verschwommen als ihre deutschen „Beschützer“, selber dafür Sorge trägt, daß die wahre Lage nicht in Vergessenheit gerät. Hier zwei Beispiele aus jüngster Zeit. Bei der Einweihung des neuen Seemannshauses in Sonderburg sprach Prinz Heinrich von den Fängen des deutschen Adlers, die festhalten, was sie haben. Diese Äußerung hat die nordschleswigsche Dänenpresse freudigst aufgegriffen, und Flensborg Avis schreibt: „Die Zeit könnte doch wohl trotzdem kommen, da der Adler seine Beute verliert. Noch sitzen die Fänge allerdings fest und wir fühlen sie täglich in unserm Fleisch.“ Noch unverhüllter schürt Dybbölposten die Lostrennungsgelüste:

„Laßt die Preußen sich darüber freuen, daß sie damals die Starken waren und es noch jetzt sind. So lange es ihnen glückt, unter der dänischen Bevölkerung die Erinnerung an die Fänge des Adlers wach zu erhalten, sind sie nicht stark genug. So lange wollen wir mit noch größerer Innerlichkeit und Wärme als sonst tief drinnen im stillen Winkel die Sehnsucht nach Dänemark bewahren und den Glauben an eine Wiedervereinigung mit unserm Land und unserm Volk. Und dahinein gelangen die Klauen des Adlers nicht. Die Sehnsucht und der Glaube können nicht aus unsrer Brust gerissen werden, selbst nicht mit den schärfsten Klauen.“

Wenn das keine Aufreizung zum Landesverrat ist, wo fängt er dann eigentlich an? Das wagen Zeitungen zu schreiben, die auf preußischem Boden erscheinen, zu einer Rede, die der Bruder ihres Königs hält. Ihres Königs? Ach nein, sie machen keinen Hehl daraus, daß „ihr“ König in Kopenhagen wohnt. Und von diesen Leuten schwindelt man dem ganzen deutschen Lande vor, sie seien Unschuldengel und Märtyrer ihrer Friedensliebe. Man möchte wahrhaftig nur das eine wissen: ist der brave, liberale Friedens-, Pastoren-, und Seid-umschlungen-Millionen-Michel von Natur so beschränkt oder so ungeheuer kunstvoll vernagelt? W.

* * *

Von Kulturkonservativismus

ist in letzter Zeit viel geschrieben worden. Der Erfinder des Schlagwortes, Dr. Grabowsky, hat auch der Kreuzzeitung selber einen Artikel gesandt, den sie mit einer etwas säuerlichen Randbemerkung abdruckt. Ein gewisses Etwas in dem Wort macht sie mißtrauisch. Wo von Kultur die Rede ist, wittert sie verdächtige Morgenluft. Sie will aber einverstanden sein, wenn der Herr Grabowsky einen Revers unterschreibt, in dem er bescheinigt, daß unter Kulturkonservativismus auch der christliche Offenbarungsglaube, der Schutz der Landwirtschaft und eine kritische Stellung gegenüber der modernen Kunst und Wissenschaft zu verstehen sei. Herr Grabowsky wird das gewiß gerne bescheinigen. Die Landwirtschaft befindet sich bei dieser Zusammenstellung in der ehrenvollsten Gesellschaft. Aber waren Punkt 1 und 3 überhaupt nötig? Uns scheint, Schutz der Landwirtschaft sei für eine rechtschaffene konservative Kulturbestrebung genug. W.

* * *

Wahlkampagne.

Nun sind wir wieder einmal bei der Nötigkeit des Notverordnungsparagraphen angelangt; ein absolutistisches Intermezzo drückt das Verfassungsleben an die Wand. Das ist seit den Tagen Badenis freilich schon so oft und mit solcher Regelmäßigkeit geschehen, daß man nicht mehr mit Sicherheit sagen kann, was Intermezzo, was reguläre Ordnung ist. Und man muß die traurige Tatsache einmal ohne Umschreibung einbekennen: Wählern und Gewählten sitzt das Gefühl für den Wert des Parlamentarismus nicht fest genug im Blut. Es ist ihnen nicht ernst mit den Einrichtungen des Verfassungsstaates. Sie wissen ganz genau, daß immer noch die ultima ratio des § 14 bleibt. Auf den verlassen sich unsre Abgeordneten. Diese Staatsgrundgesetzbestimmung ersetzt den Volkswillen. So lange sie besteht, wird das Gefühl für die Verantwortung einer völkischen Mitregierung niemals rein und frei aufkommen. Das hat man in den letzten Wochen wiederum ganz deutlich miterlebt: ein paar Mallkontente trieben Obstruktion und wollten so den Staat in das Debakle ungeordneter Finanzverhältnisse jagen: diesem gewissenlosen Versuch zu begegnen, wäre für die Majorität keine Unmöglichkeit gewesen; aber sie hat es an der nötigen Energie fehlen lassen, sie hat gewußt, daß die Staatsmaschine durch den § 14 fortbewegt werden kann, wenn der parlamentarische Motor versagt. Der behäbige Wiener Schlendrian hat das Lieblingswort: „Es geht so a.“ Und diese Lässigkeit charakterisiert unser ganzes öffentliches Leben: man weiß, daß es so auch geht, ohne Parlament, mit dem § 14. Politisches Fühlen läßt sich einem Volk nicht über Nacht einimpfen. Aber es läßt sich über Nacht über den Umweg einer Reizung des Selbsterhaltungstriebes eine Gewissenhaftigkeit erzwingen, die sich spontan nicht einstellen will. Wüßten Volk und Parlament, daß wir ohne die Krücke des Absolutismusparagraphen zusammenbrechen müßten, dann würde sich faut de mieux jene parlamentarische Gesinnung einstellen, die der lieben Bequemlichkeit heute gleichsam überflüssig erscheint. Die Regierung Bienerth hat dem Auflösungspatent einen Appell an die Wähler beigefügt, aber der nachdrücklichste Weckruf wäre eine Aufhebung des § 14 mit Wirksamkeit vom Zusammentritt des neuen Parlaments gewesen oder die Ankündigung einer Gesetzvorlage, die parlamentarisch die Aufhebung des parlamentslosen Paragraphen verheißt. Dann hätte Österreich gewußt, woran es ist. So aber weiß man von der Zukunft weniger als je. Die regierungstreuen Parteien bringen ihren Wählern fast nichts als vermehrte Steuerlasten in die Heimat. Und dieser Druck wird wahrscheinlich den Gegendruck radikaler Wahlen hervorbringen. Militärische Staatsinteressen und wirtschaftliche Volksinteressen stehen einander hart gegenüber, und es kommt beinahe auf einen Glückszufall an, sollte die Zusammensetzung des künftigen Hauses diese Gegenkräfte auswiegen können. Ein gewisses Zupacken ist nirgends noch bemerkbar. Dagegen verlockt das Unsicherheitsgefühl die Parteileitungen zu Bündnissen, die keinen andren Grund haben als den, den Status quo in der Mandatsverteilung zu wahren. Bald wollen Freiheitliche und Reaktionäre, bald Christlichsoziale und Sozialdemokraten miteinander gehen. Skurrileres als diese doppelten Eventualpaarungen kann nicht gedacht werden. Sie lassen nur den einen logischen Sinn zu, daß die Christlichsozialen völlig haltlos sind und vor den kommenden Wahlen eine Mordsangst haben. Sie wollen einen Bundesgenossen, gleichgültig, welcher Art er ist. Die Christlichsozialen kämpfen nicht für ein Programm, für eine Idee, eine Weltanschauung; sie hadern um den Besitz von ein paar Dutzend Mandaten. Wer ihnen zu dem verhelfen will, ist ihr Freund, und sie werden, je nach dem, entweder ihren sozialen oder ihren deutschen „Charakter“ betonen. Immerhin wäre ihnen die sozialistische Bundesgenossen-

Digitized by Google

schaft mehr zu empfehlen; denn auch für die Sozialisten sind die Aussichten nicht eben die schönsten. Wie ernst es ihnen mit dem Volkshaus ist, haben sie durch ihre Unterstützung der Obstruktion dokumentiert, und von den goldenen Bergen, die sie ihren Wählern verheißen haben, bringen sie kaum ein Staubkorn heim. Was an positiver Arbeit geleistet wurde, ist ein Verdienst des deutschen Nationalverbandes. Er hat sich als die österreichische Partei gezeigt, die allein unter allen Gruppen Staats- und Volksinteressen zu vereinigen verstand. Darum bedarf der deutsche Fortschritt keiner zweifelhaften Bundesgenossenschaft mit den Reaktionären oder Revolutionären. Nur eine innere Konsolidierung tut ihm not. Doppelkandidaturen deutscher Freiheitsmänner im selben Wahlbezirk müßten unter allen Umständen vermieden werden. Das würde ein nutzloses Verbrauchen der Kräfte im Bruderkampf bedeuten und nur den schwarzen und roten Gegnern nützen. Man sollte hier mit der Energie sparen und sie lieber Neuerwerbungen zuwenden. Jeder Mandatsgewinn des Nationalverbandes bedeutet zugleich einen Gewinn für das Staatsganze, denn der Nationalverband verbürgt die ruhige Arbeit im Parlament.

Janus.

* * *

Thessalien.

Der äußerst fruchtbare Erdstrich Thessalien könnte das ganze griechische Volk ernähren und dazu reichlich für die Ausfuhr arbeiten. Statt dessen müssen jährlich noch für 40 Millionen Mark Getreide eingeführt werden, damit in dem dünn besiedelten Lande keine Hungersnot entsteht. Die Ursache hierfür ist die Latifundienwirtschaft, die von den Türken herrührt. Noch heute sind vielfach in der Türkei lebende Beis Eigentümer großer thessalischer Güter. Man sollte nun meinen, für die türkischen Machthaber habe es nie eine dankbarere und reizendere Aufgabe geben können, als die Spuren der Türkenherrschaft von ihrem Lande wegzuwischen. Sie hätten sich längst die Serben, diese Stiefkinder Europas zum Muster nehmen können, die, sobald sie ihre Freiheit erkämpft hatten, die großen Landbesitzer enteigneten, das freigewordene Land unter ihre Bauern verteilten und die Bodenbesitzverhältnisse ein für alle Mal gesetzlich in einer Weise regelten, daß sich keine Latifundien wieder bilden konnten. Ein guter Kenner nennt es ein „Paradies für Bauern“. In Athen jedoch war man in der Vergangenheit immer zu sehr für die große europäische Politik in Anspruch genommen, um sich gründlich mit den Mißständen im eigenen Lande beschäftigen zu können. Man wurde von vielen fremden Fürsten und Staatsmännern verhätschelt; für die große europäische Politik aber bildet der Kretenser ein viel interessanteres Objekt als der thessalische Bauer. Das war für die griechischen Politiker Grund genug, um die kretische Frage für tausendmal wichtiger zu halten, als die thessalische Landfrage, obschon sie am besten wissen konnten, daß der thessalische Bauer hundertmal schlimmer unter den Folgen türkischer Herrschaft leidet als der Kretenser unter solcher selbst. Zwar wurde der Bauer Thessaliens nach dem Uebergang an Griechenland im Jahre 1881 gewissermaßen von der Leibeigenschaft befreit, aber er kam gerade dadurch vom Regen unter die Traufe. Griechische Kapitalisten traten großenteils an die Stelle der türkischen Beis als Eigentümer der großen Güter und beuteten diese nun geschäftsmäßig aus, die Lage der Landarbeiter und Bauern wurde gedrückter als je. Das griechische Parlament widmete dem Problem Geld statt vernünftige Maßnahmen und verschaffte einem Schwarm politischer Parasiten einträgliche Stellen, die im Bunde mit gewissenlosen Unternehmern das Los der Bauern und Landarbeiter noch weiter verschlechterten.

Seit dem großen Umschwung in der Türkei haben die fremden Freunde Griechenlands sich einer nach dem andern von ihm zurückgezogen. Die kretische Frage ist nach heftigen Krämpfen und Zuckungen verendet und die große europäische Politik läßt Athen links liegen. Vor Langeweile haben nun die griechischen Staatsmänner ihr Interesse dem thessalischen Bauern zugewandt. Nach dem letzten Aufstande in Thessalien, zu dessen Unterdrückung Militär einschreiten mußte, wurde eine Kommission mit dem Studium der Thessalien-Frage betraut. Die hat die zwangsweise Enteignung der großen Besitzer vorgeschlagen. Daraufhin beantragte die 40 Mann starke thessalische Agrargruppe im Parlament, den Artikel 17 der Verfassung, wonach in Fällen gehörig erwiesener Staatsnotwendigkeit nach vorhergehender gerichtlicher Entscheidung zur Zwangsenteignung geschritten werden kann, so abzuändern, daß dadurch eine gesetzgeberische Regelung der thessalischen Landfrage durch Zwangsenteigung des vielfach noch unter einer Art Kmetenwirtschaft befindlichen thessalischen Großgrundbesitzes ermöglicht würde. Dieser Antrag ist auch, allerdings mit einem vom Ministerpräsidenten Venezelos vorgeschlagenen abschwächenden Zusatz, angenommen worden. Jetzt fragt sich nur, ob man es wagen wird, ihn in durchschlagender Weise praktisch auszuführen.

Otto Corbach (Charlottenburg).

* * *

Mond und Wetter.

I. Rückblick. Nach der sonnigwarmen, aber trockenen Zeit, die außergewöhnlich früh nach Vorübergang des Vollmondes einsetzte, ist der zu erwartende Witterungsumschlag rechtzeitig, zwei Tage vor dem Neumond, eingetreten. Die Bewölkung, die schon in den letzten Tagen mehr und mehr zugenommen hatte, zeigte am 26. April alle Merkmale der Gewitterstimmung; die Luft war warm und schwül. Die Magdeburger Wetterwarte meldet von diesem Tage in Deutschland verbreitete Niederschläge, stellenweise in Begleitung von Gewittern, die vereinzelt auch in ihrem Dienstbezirk auftraten. In der Rheingegend — Grafschaft Mövs — kam es schon zu wolkenbruchartigen Regengüssen, verbunden mit starkem Sturmwetter.

Am Abend des 26. April setzte auch bei uns der Regen ein, und seitdem stehen wir vollständig im Zeichen der Neumondniederschläge. Wenn sie auch bisher für unsre Gegend nicht über ein erträgliches Maß hinausgegangen sind, so haben sie doch allenthalben, auf den sonnendurchwärmten, ausgetrockneten Boden gefallen, die Vegetation in den letzten Tagen erheblich gefördert.

Die vielen Regenschauer, die seit dem 26. April über uns hinweggezogen sind, haben zunächst allerdings gegenüber der sonnenwarmen Vorperiode eine nicht unwesentliche Abkühlung gebracht, die aber nicht so heftig war, daß sie der Entwicklung der Vegetation hätte schaden können. In der Höhe des Brockens sind allerdings die Niederschläge noch in Form ergiebigerer Schneefälle, nicht jedoch als Hagel- und Graupelschauer aufgetreten.

Mit dieser Niederschlagsperiode des Neumondes ist auch, wie ich es in Nr. 14 vermutet hatte, die Blätterpracht des Waldes zur vollen Entfaltung gelangt.

Und nun vergleiche man mit diesem frühzeitigen Einzug des Frühlings die beiden vorhergegangenen Jahre. Im Jahre 1910 fiel der gleiche Neumond auf den 9. Mai, die höchste Deklination auf den 12. Mai, und dementsprechend war auch erst um diese Zeit die winterliche Heizperiode beendet. Im Jahre 1909 aber nach dem auch für Westdeutschland verhältnismäßig langen und strengen Winter brachte erst der auf den 19. Mai fallende Neumond den vollen Frühling.

II. Ausblick. Meine letzte Voraussage ging bis zum 13. Mai. Der auf diesen Tag fallende Vollmond, der schon wieder $20^0\ 7'$ unter dem Aquator steht, läßt vorwiegend kühleres Wetter mit Niederschlägen in Schauern, die auch in Hagelform übergehen können, erwarten. Auf eine stärkere Wärmeentwicklung ist mit dieser Mondstellung nicht zu rechnen, da die tiefste Deklination mit $-\ 27^0\ 38'$ erst auf den 17. Mai fällt. Erst mit der Annäherung an das erste Viertel wird eine allmähliche Aufbesserung des Wetters erwartet werden können.

Wir nähern uns dann wieder rasch dem Neumond, der am 28. Mai mit $+\ 24^0\ 25'$ über dem Aquator steht.

Digitized by Google

Nach dem frühen Anlauf, den die Wärme in der verflossenen, noch vor dem Neumond liegenden Periode genommen hat, ist die Annahme berechtigt, daß auch dieser kommende ansteigende Mond sehr bald seinen Einfluß geltend machen, und die Erwärmung deshalb schnelleren Fortgang nehmen wird.

Mit der Annäherung an den Neumond steht auch schon der Beginn einer neuen Gewitter- und Niederschlagsperiode in Aussicht, die ihren Höhepunkt vermutlich alsbald nach dem Neumond mit dem auf den 30. Mai fallenden höchsten Mondstande — + 27° 36′ — erreichen wird. Die Zeit vom 28. Mai bis zum 3. Juni, dem Tage des ersten Viertels, läßt daher die schwersten, katastrophenartigen Niederschläge befürchten. Ich erinnere in dieser Beziehung nur an die riesigen Überschwemmungen, von denen im vorigen Jahre um die Zeit der gleichen Mondstellung — 12. bis 14. Juni — das Ahrtal und das ganze Gebiet der Rheinnebenflüsse, ferner die Schweiz, Tirol usw. aufs schwerste heimgesucht wurden. Immerhin besteht vielleicht die Hoffnung, daß in diesem Jahr, da der Neumond um eine Woche früher fällt, die Regenperiode noch nicht ganz so ergiebig ausfallen werde.

Etwa mit dem ersten Viertel, das sich schon wieder stark auf dem absteigenden Mondbogen befindet, können wir auf ein Nachlassen der südlichen und westlichen Luftbewegung mit ihrem Gehalt an äquatorialer Feuchtigkeit rechnen, so daß die Pfingsttage — 4. und 5. Juni — verhältnismäßig günstig liegen.

Am 11. Juni haben wir Vollmond und am 13. Juni tiefste Deklination mit — 27° 35′. Ersterer bedingt wieder eine Zunahme der Niederschläge bei westlicher bis nordwestlicher Luftbewegung, letztere Mondstellung wird sich voraussichtlich in einer stärkeren Abkühlung bemerkbar machen.

Nach einer kurzen Aufbesserung des Wetters um die Zeit des letzten Viertels — 19. Juni — stellt die Annäherung an den Neumond — 26. Juni —, der mit dem tiefsten Mondstande, — 27° 34′, zusammenfällt, erneut eine schwere Gewitter- und Niederschlagsperiode in Aussicht, die wohl bis zum ersten Viertel hin — 3. Juli — andauern wird. Von da ab bis zum Vollmond — 11. Juli — können wir auf besseres, sonniges und warmes Wetter rechnen.

Hildesheim, den 2. Mai 1911. Emil Brandt.

Hebel und Schiebel.

Jeder Hebel ist ein aufgehaltenes Pendel. Auf der Pendulationswirkung beruht die ganze Kraftäußerung des Hebels. Ich weiß nicht, ob das von den Mechanikern bereits bemerkt worden ist. Es ist mir aber gleichgültig, obs von den Mechanikern bemerkt wurde. Jedenfalls ist der Hebel ein starres, nicht um einen Endpunkt pendulierendes, auf der kürzeren Seite aufgehaltenes Pendel. Diese fast selbstverständlich klingende Bemerkung höher zu stellen, ist aber nicht meine Absicht. Ich will nur bemerken, daß es auch Hebel gibt, die eigentlich gar nichts haben — mithin Hebel auch nicht genannt werden dürfen.

Wenn ich an dem einen Ende eines Balkens ein Tau befestige und nun an dem Tau über der Mitte des Balkens in die Höhe ziehe, so entsteht auf dem am Boden befindlichen Balkenende nicht eine Hebewirkung — wohl aber eine Schiebewirkung. Und man sollte diese Wirkung logisch ganz einfach eine Schiebewirkung nennen, und damit — analog dem Worte „Hebel“ — das neue Wort „Schiebel“ einführen. Das Wort ist so korrekt gebildet, daß es sich wohl ohne Umstände einführen wird.

Und nun wäre zu untersuchen, ob der Schiebel von

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

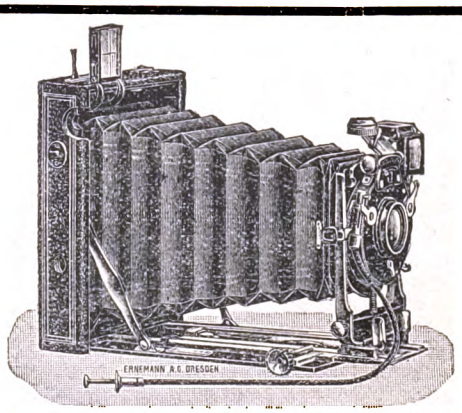
Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ∴ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —



ERNEMANN Cameras

und Objektive geniessen Weltruf! Sie sind erstklassig und preiswürdig! Illustrierter Katalog kostenlos!

Verlangen Sie Beteiligungs-Bedingungen zum 1000 Mark Preisausschreiben 1911

Heinr. Ernemann A. G., Dresden 260

Digitized by Google

den Mechanikern auch schon genügend in seinen Wirkungen ausgeprobt ist. Ich glaube noch nicht recht daran.

Einen Hebel kann man auch schief ansetzen, dann kommt eine schiefe Wirkung heraus.

Mit dem schiefen Hebel kann man, wenn der Punkt, auf dem der Balken ruht, drehbar ist, auch eine rotierende Pendelwirkung erzeugen — und somit von einem Hebelpendel sprechen.

Das klingt alles so einfach und selbstverständlich, daß viele wohl behaupten werden, die Mechanik sei gar keine Wissenschaft — das Mechanische könne jeder ohne weiteres begreifen. Sehr natürlich klingt das — beinahe so natürlich wie die gegenseitige Anziehung der Sterne, welche Anziehung doch schon der alte Newton für ein großes Absurdum erklärte. . . .

Die Mechanik aber — — ist eben nur scheinbar sehr einfach — in Wahrheit eine so komplizierte Sache, daß alle Schachspieler darauf aufmerksam gemacht werden sollten, doch das Schachbrett liegen zu lassen und dafür Mechanik zu studieren — allerdings an Modellen, die noch nicht als Massenartikel billig zu kaufen sind. Auch auf den Schulen sollte Mechanik einen besondern Lehrzweig bilden; ich fürchte nur, daß die Lehrer (die natürlich Physiker sein müßten) nicht recht wissen werden, was sie eigentlich lehren sollen.

Aber — lassen wir die Schulen und die Schachspieler aus dem Spiel! Wenn ich mit einem Spaten in die Erde steche, so hebe ich die Erde infolge [illegible]wirkung. Wenn ich aber den Spaten auf [illegible] lege und am Spatengriff ein Tau befestige und [illegible] der Mitte der Spatenstange höher hebe, so rutscht [illegible] Schaufel nach vorn und bringt eine Schiebelwirkung hervor.

Warum hat man sich mit dem Schiebel nicht ebenso beschäftigt wie mit dem Hebel? Ist er in der Technik gar nicht zu verwenden?

Der Schiebel wird in der Technik nicht viel verwandt, darum nennt man jeden Schiebel fälschlich Hebel. Ich aber glaube, daß der Schiebel demnächst in der Technik eine kolossale Rolle spielen wird. Mehr will . . . .

Paul Scheerbart.

Zur Beachtung.

Wir bitten unsre Mitarbeiter und Leser, während der Monate Mai und Juni sämtliche für die Redaktion bestimmten Sendungen ausschließlich an die Adresse des Verlages (Berlin W 9, Potsdamer Straße 124), zu richten, da unser Chefredakteur während dieser Zeit nicht in Berlin ist. Redaktion der „Gegenwart".

August Sperls Bücher

Unter den Erzählern, die während der letzten Jahrzehnte bei uns aufgetreten sind, hat August Sperl sich in raschem und kühnem Vorgehen eine Stellung errungen, wie sie gleich angesehen nur selten einem seiner Genossen zuteil geworden ist. Seine Romane und Erzählungen sind Kunstwerke in jedem Sinne, wie denn ihr Urheber das freie dichterische Schaffen auch da betätigt hat, wo es sich nicht um die Darstellung der geschichtlichen Vergangenheit, sondern um die des frisch pulsierenden Lebens der Gegenwart handelt.

Bei der **Deutschen Verlags-Anstalt** in **Stuttgart** sind erschienen:

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. Billige Ausgabe. 12. Aufl. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

„Ich rechne dies Buch zu den besten Erzählungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche, die wir haben. Warmherzig ist dies Bild aus der Zeit der Rekatholisierung der Oberpfalz im Dreißigjährigen Krieg geschrieben. Aber nicht sentimental. Schlimm wär's, wenn man so etwas unbewegten Herzens erzählen könnte! Fromm ist's auch geschrieben, aber mannhaft fromm und nicht erbaulich-phrasenhaft. Vor allem aber: ich kenne sonst kein Buch, das uns die seelischen Leiden, mit denen die Evangelischen unter solchem Glaubenszwang zu kämpfen hatten, so glaubhaft geschichtstreu zur Wirkung brächte wie dies. Auch unter Sperls übrigen Romanen ragt Hans Georg Portner nicht unbedeutend hervor. Ausgezeichnete Familienlektüre für evangelische Häuser. Wenn auch andere es lesen wollten, — um so besser!"

Pastor Lic. Dr. M. Schian in der „Christlichen Welt".

Richiza. Roman. 6. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit. 5. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

Kinder ihrer Zeit. Geschichten. 4.—5. Tausend. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte. 5. Auflage. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts. Geheftet M 8 50, gebunden M 10.—

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Abel Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 21. Berlin, den 20. Mai 1911. 40. Jahrgang Band 79.

Das fette Lachen.

Unsern satirischen Meistern des Pinsels gebührt Dank, daß sie uns den Typus des politischen Zentrumsbruders geschaffen haben, nicht den des jovialen, epikuräischen Seelenhirten, sondern den, auf dessen breitem Gesicht scheinheilige Bonhomie und brutales Wesen zu dem Urbild eines gemeingefährlichen Charakters sich vereinen. Man kennt seine giftige Entrüstung, sobald er dies wahre Angesicht gemalt sieht. Je nach Lage der Dinge stimmt er sogleich den Klagegesang der drei Männer im Feuerofen an oder das Wutgeheul des allzu genau Durchschauten. Der Märtyrer aber sinnt nicht weniger hartnäckig auf Rache als der entlarvte Intrigant. Denn sie sind ein und dieselbe Person in ihren beiden Masken. Aber wer glaubt unsrer Rede? Die Zeiten, da das deutsche Volk aus seiner Kenntnis des wahren Charakters dieser Partei die Konsequenz zu ziehen wagte und sich von allen ultramontanen Ränken mit einem Ruck befreite, sind vorbei. Sie waren nur von kurzer Dauer. Denn groß ist die Zahl der Gutmütigen, die sich schnell einschläfern lassen, und groß leider auch die Zahl der Gewissenlosen, die um eigener Vorteile willen dem Abgeschüttelten wieder auf ihrem Wege begegnen, und lächelnd sprechen: es war ein vorübergehender Irrtum. Es ist in der Tat leicht, die Harmlosigkeit der Zentrumspartei, will heißen der „nichtkonfessionellen" Partei von Katholiken, den Harmlosen immer wieder einzureden. Hat das Zentrum beim Modernisteneide irgendwie provokatorische Allüren gezeigt? Keineswegs. Es blieb gemäßigt und die Schuld ruhte getrost beim Papste. Macht das Zentrum für die Sozialdemokraten Propaganda? Das war einmal, Freund, vielleicht, aber es ist lange her. Viel staatsgefährlicher ist der utopische Freisinn mit seinem Zug nach links. Mit welch verruchter Offenheit er zu Werke geht! Und sind denn alle braven Katholiken in deutschen Landen verdächtige Gesellen? Behüte der Himmel mich vor sündhaften Gedanken. Nein, unter den politischen Rekruten der Zentrumspartei befinden sich so viele kluge, vorzügliche und treue Leute, daß manche Partei froh wäre, über ähnliches Material verfügen zu können. So ist den Gutmütigen leicht begreiflich zu machen, daß das Geschrei von der nationalen Gemeingefährlichkeit der Schwarzen nichts sei als unverantwortliche und böswillige Verleumdung.

Aber sie sehen nicht alles, sehen es nicht im kontinuierlichen Zusammenhang, sehen nicht die konstanten Merkmale des proteusartigen Verwandlungskünstlers, die immer wieder trotz aller biederen Zwischenspiele den Ausschlag geben zum Schaden unsrer nationalen und kulturellen Entwicklung. Sie sehen vor allem nicht das Planmäßige darin und das letzte Prinzip, das dem zugrunde liegt: den rücksichtslosen Machtwillen auf Kosten aller idealen Interessen, durchgeführt mit jedem Mittel der Hinterhältigkeit, der Doppelzüngigkeit, der Verleumdung und des Wortbruches. Stets aber so, daß man nichts Festzunagelndes findet, sondern daß vom ehrlichen Makler der Heiligenschein der Ehrbarkeit und Aufopferung um Haupt und Schultern auf Wunsch jederzeit vorgezeigt werden kann. Im Geheimen nur und wenn man unter sich ist, ertönt das fette Lachen: Wir haben sie allesamt wieder glänzend hereingelegt.

Man sagt, wo Haß ist, sei auch Furcht. Das mag stimmen. Wer das Zentrum kennt und haßt, tut es sicherlich nicht nur aus allgemeinem Anstandsgefühl, — das bringt es nur zur Verachtung —, es ist das niederträchtige Gefühl der nationalen Ohnmacht, gegen diesen Meister der Ränke, das bis zum Haß gesteigert wird. Allerdings soll Politik vorschriftsmäßig ohne Gefühl gemacht werden, was praktisch völlig richtig ist. Man kann Parteien auch nicht aus purer Antipathie ausschalten, man muß mit ihnen rechnen, also mit ihren Repräsentanten verhandeln, und Höflichkeit bis zum letztem Atemzuge war Bismarcks vortreffliche Regel des politischen Verkehrs. Das stimmt alles. Aber das kann nicht hindern, daß in Zeiten wie jetzt auch Gefühle stärkeren Kalibers sich ihr Recht verschaffen. Wenigstens was die Idee anlangt. Denn jede Partei hat die ihr zugrunde liegende praktische Idee, in der sie sich charakterisiert, und diese Idee, dies erfahrungsgemäße Wesen des Zentrums, zu hassen mit aller Kraft eines deutschen Herzens, kann nie aufhören,

Digitized by Google

wer es einmal erkannt hat. Neuerdings kommt es besonders widrig zum Bewußtsein bei dem üblen Schauspiel der elsaß-lothringischen Verfassungsmisere, bei der sich der Proteus endlich wieder in seiner reinen Gestalt enthüllt hat.

Man mag über diese Verfassungsreform denken, wie man will, man mag sie für verfrüht halten oder nicht, man wird jedenfalls nicht leugnen wollen — auch die Konservativen nicht —, daß die reichsfeindliche Propaganda in den Reichslanden einen bösen Antrieb erfahren wird, wenn das durch ein volles Jahr verschleppte Werk scheitert und die Regierung genötigt sein würde, die verrottete Reichsländische Kammer neu einzuberufen, der sie soeben einen so wohlberechtigten und wohlgezielten Fußtritt versetzt hat. Das kann niemand verkennen. Das Zentrum aber weiß genau, daß sein Weizen blüht, wenn die nationalistische Propaganda Wasser erhält. Das Zentrum ist also von vornherein mit der zweideutigen Absicht an den Entwurf herangegangen, so oder so seine Geschäfte auf eigene Rechnung zu machen, den Geist der Unzufriedenheit zu schüren, für den Fall, daß alles scheitert, oder aber, wenn etwas zustande kommt, auf seine Brust zu weisen und zu sagen: Seht her, was hab ich mich geschunden, um das für euch herauszuschlagen! Daher in der ersten Lesung die schwankende Sic-et-non-Erklärung des Freiherrn v. Hertling, die unbestimmte Hoffnungen der Regierung erweckte, daher später die plötzliche Begehrlichkeit in der Kommission, die dem erschrockenen Kanzler die drei Bundesratsstimmen abgewann. Daher dann wieder die mäkelnde Unzufriedenheit, sowie diese drei Stimmen verschluckt waren, als seien sie etwas, das sich nur eben so gehört hatte. Und dabei hatte sie der Bundesrat blutenden Herzens sich aus dem Leibe geschnitten, und der Kanzler dachte, die Bestien würden dran satt werden. Aber nein, ein fettes Lachen war die Antwort: über die Tatsache, daß der Kanzler sich mit dieser Fütterung der Raubtiere die Konservativen zu Feinden gemacht hatte. Das konnte ihnen passen! Denn derweil er sich mit diesen herumplagen mußte, hatte das biedere Zentrum Gelegenheit, auf neue Gelüste zu sinnen. Die Folge war das dreiste Spiel der verleugneten Kompromisse und gebrochenen Versprechen, das einer schwachen, konzessionsbereiten Regierung gegenüber schon allzu weit geführt hatte, bis endlich die liberalen Parteien Halt geboten.

Da ertönte wieder — und diesmal lauter — das fette Lachen. Denn wundervoll ist auch so die Situation. Man wußte, daß man so weit gehen könne, wie man wollte. Vieles hat man durchgedrückt zum Nutzen der elsässischen Anhänger. Die Wetterlé-Blumenthalsche Freundschaft ist gerettet. Wenns vergeblich war, tragen nicht Schuld — die Liberalen, die auf jenem Sprachenparagraphen bestanden, den abgelehnt zu haben mit zu den schönsten Taten klerikal-nationalistischer Mannhaftigkeit gehört? Man steht da, beschämt ob der Fülle des guten Gewissens gegen die Reichsländer, deren „wahre Interessen“ man vertreten, gegen den Kanzler, dem man bereit war, die Reform zu machen, wie auch gegen die Konservativen, denen nichts lieber wäre, als ein solcher tragischer Ausgang der verhaßten Sache. Kurzum, man ist gedeckt nach allen Seiten. Und alle Schuld fällt wieder einmal auf die lieben Nationalliberalen. Wundervoll geschoben, die Sache! Und wenns doch noch zustande kommt, dann gibts bei einem definitiv-endgültig-allerletzten Kompromiß vielleicht noch ein Extrakonzessiönchen? Wer kann wissen? Wir Zentrumsleute, wir verstehen es, die Leute nasszuführen und nationale Fragen großen Stiles zu unserm Heile zu behandeln. Pfui Teufel.

Diese verlogenen Heiligen hat sich unsre hochmoralische Ritterschaft zu Weggesellen erkoren. Zum Weggesellen durch Zufall, wie sie sagen. Der Zufall verfolgt sie, wenn das wahr ist, so hartnäckig als willkommen. Dieser Zufall bedroht das Gleichgewicht einer ruhigen Behandlung aller dieser und andrer Dinge stärker noch als die bekannte Qualität der Zentrumsgrundsätze für sich alleine. In ganz elende Situationen kommt unsre Politik fort und fort durch Schuld dieser „zufälligen“ Geistesverwandtschaft. Ob je — denn das Zentrum selber halten wir für unverbesserlich, und die Drahtzieher des jetzigen Konservativismus stehen ihrem Weggenossen nicht viel nach — ob je die konservative Bevölkerung von innen heraus ein gründlicher Ekel packen wird vor dieser Karikatur ihrer selbst, zu der sie die Gemeinsamkeit mit den Ultramontanen herabsinken läßt? Nur dann ließe sich hoffen, daß man in Deutschland wieder einige Kraft fände, die Politik des fetten Lachens mit Abscheu zum Tempel hinauszujagen. Aber es ist wohl vergebens. Der Teufel ist ein zu angenehmer Gesellschafter.

Winzertragödien.

Von Joseph Aug. Lux (München).

Aus den Dionysischen Festen des Weinlandes ist ganz plötzlich die Tragödie hervorgegangen. Der alte Mythos hat in Südfrankreich eine ganz moderne Wiedergeburt erlebt. Wir haben fast vergessen, daß der Wein als Symbol des Lebens und der Freude so eng mit dem Tod verschwistert ist. Dagegen waren wir immer eingedenk, daß der Wein mit unsrer Seele verschwistert ist. Es gibt böswillige Menschen, die den Wein als

Digitized by Google

geistiges, will sagen alkoholisches Getränk verdächtigen; aber das ist Verleumdung, Gotteslästerung. Nein, nein, ihr Lieben, der Wein ist ein durchaus seelisches Getränk, das wissen alle, die gleich mir der Hand Gottes gefolgt sind, die auf den schwellenden, traumhäuptigen (tramhapperten) Hügeln die Rebe gepflanzt hat und aus den gern heimgesuchten traulichen Winzerhäusern mit dem grünen Reisigbuschen wie mit dem Finger winkt: komm her, unverbesserlicher Weinbeißer, trink noch ein Viertel! Das habe ich mir nie zweimal sagen lassen, Gott seis lächelnd geklagt! Sauft Wasser, Materialisten, wenn ihr zu ängstlich auf euer Leibliches bedacht seid! Frommt der Wein nicht eurem Zipperlein, so frommt er doch der Seele. Und ich bin immer mehr für die Seele gewesen. Bei dem grüngoldenen Trank erwacht die Blume des Herzens, die Blume des Geistes, man steht dem Himmelreich näher als sonst. Man trinkt ewiges Leben. Das ist vielleicht die andre Seite des Todes, im Grunde dasselbe, und so hätte die antike Legende doch immer recht gehabt, wenn auch nicht jedesmal eine Tragödie daraus wurde. Aber diesmal war es im Midi von Frankreich ganz ernst geworden, und nicht nur diesmal; denn die Gewalttaten der letzten Wochen waren nur eine Wiederholung der viel verhängnisvolleren und gewaltigeren Winzerrevolten vor einigen Jahren. Mit roten Füßen und Händen stapften die Winzer, ein Märchenbild der Weinlese. Aber sie waren nicht rot vom Wein, sie waren rot vom Blut. Wie konnte das geschehen? Aus Not? Mißwachs? Nein, nein, im Gegenteil, aus Überfluß, aus einem Zuviel des Reichtums an Lesen! Man begreift es immer weniger, aber man ahnt, daß irgendwie die Weltuhr nicht richtig im Gange ist. Strindberg spricht von einem noch unerforschten, volkswirtschaftlichen Gesetz, das diese furchtbaren Erschütterungen hervorbringe. Darf man es mit dem Gesetz vergleichen, das die Kinder Israels in der Wüste erlebten, als sie über das Manna klagten und dafür so viele Wachteln bekamen, daß sie daran erstickten und starben? Aber das Gleichnis trifft nur äußerlich zu. Es ist noch etwas andres dabei. Vielleicht können wir es im Grunde der Tragödie erblicken, die sich wie ein Epos aufrollt. Ein Epos des Weins.

Auf der Reise durch Süd-Frankreich, durch menschenarme Städtchen und Dörfer sind die Wände und Fenster gepflastert mit Zetteln: à louer! à louer! Was, alles zu vermieten? Der ganze herrliche Midi zu vermieten? Ist denn Gott, der dem Sprichwort nach nirgends so gerne lebt wie in Frankreich, wenn er gut leben will, ausgezogen? Das kann nicht sein, denn er sitzt noch auf den Rebenhügeln, der himmlische Weinpantscher, und schafft Lesen auf Lesen, daß die Berge in Most schwimmen, und die Bottiche und Fässer den Segen nicht fassen können. Aber etwas ist doch geschehen: man hat den alten Weingott abgesetzt, entthront, entrechtet. Man spürt, daß das Land einen schier unheilbaren Knacks davongetragen hat. Die blutigen Auftritte sind nur die Schmerzenszuckungen des kranken Körpers, sagen wir Wirtschaftskörpers. Wer schlug diese Wunde? Das Gesetz, das noch unerkannte, unerforschte, ungeschriebene Gesetz, der Fortschritt, die neue Zeit!

Der Fortschritt hatte nämlich gefunden, daß der alte Naturgott, der im Süden Wein baute, ein sehr unverläßlicher Patron war. Dieser kultivierte den Weinbau nach seiner alten, pfründnerhaften Methode, wobei in der Spekulation neuen großen Stils nicht viel herauskam. Was nützte es, wenn er ein paar gute Weinjahre spendete und sich dann in frevelhaftem Übermut auf den Faulpelz legte, einmal das nötige Quantum Regen vergaß, ein andermal das nötige Quantum Sonne, und dann zur Abwechslung die Reblaus, das liebe Tierchen, züchtete und verhätschelte, auf Kosten der Weinbauern, damit im Haushalt der Natur sich kein Geschöpf über Zurücksetzung beklagen konnte; was nützte also die ganze Herrlichkeit, wenn Mißwachs, Teuerung und Mangel immer vor der Türe standen, die Spekulation unsicher machten und den Erfolg der guten Weinjahre immer wieder ad absurdum führten? Schließlich wurde in solchen Zeiten der schlechten Ernte der gute Wein eine Sache des Luxus und stand im Gegensatz zum demokratischen Prinzip der Billigkeit und der Reichlichkeit. Der alte Weingott war ein Aristokrat. Aber hatte man wirklich auf schlechte Ernten spekuliert, dann war er boshaft genug, gute Ernten zu zeitigen, und es bedurfte unerhörter Winkelzüge, um die Preise künstlich in der Höhe zu halten. Und dann war noch ein andrer Grund.

Der Fortschritt erkannte, daß die Masse eine bessere Kundschaft sei als die Vornehmen, und daß die Millionen von denen zusammengetragen werden, die mit Pfennigen zahlen. Wer für die Masse liefern will, muß schnell und billig liefern. Um aber schnell und billig zu liefern, mußten die Störungen in der Produktion, Schwankungen der Weinbergserträgnisse, Elementarkatastrophen beseitigt werden; man mußte sichere Grundlagen haben, um darauf das Gebäude der Herrschaft aufzubauen. Mit dem himmlischen Weinpantscher war kein ewiger Bund zu flechten. Also fort mit ihm! Der Fortschritt begann, dem lieben Gott selbst ins Handwerk zu pfuschen, und erzeugte Weine, den echten an Aussehen und Geschmack täuschend ähnlich, Weine, die nie eine Traube gesehen hatten. Es ist der geniale Grundsatz der neuen Zeit, die Surrogate so ausgezeichnet herzustellen, daß es sich nicht mehr verlohnte, naturechte Produkte hervorzubringen. Die Tendenz der Entwicklung war auf Billigkeit gestellt, und die Billigkeit bildete den neuen, verläßlichen

Digitized by Google

Regulator der künstlichen Weinfabrikation. Chemie und Mathematik! Das waren die zwei bekannten Größen in der Gleichung mit unbekannten Millionen.

Der industrielle Fortschritt als Wohltäter der Menschheit hatte dafür gesorgt, daß in ganz Paris, und nicht nur Paris, auch der Ärmste sein Fläschlein Rotwein am Mittagstisch findet. Fabrikat! Eine zierliche Etikette besagt:

Bester, billigster Rotwein.
Eine Million demjenigen, der zu beweisen imstande ist, daß die unverfälschte Qualität dieses Weines nicht preiswert sei!

Dieser Kunstwein war in den Zeiten aufgekommen, da durch Mißwachs und die Reblaus die Gabe Gottes wirklich rar und teuer geworden war. Als sich nach der Einführung der amerikanischen Reben wieder die fetten Erntejahre eingestellt hatten, war es zu spät. Mit der Billigkeit des Rotweins konnte das Naturprodukt nicht konkurrieren. Nur die albernen Bauern mochten noch glauben, daß der liebe Herrgott, der den Regen schickt, die Sonne scheinen läßt, das Joch der Arbeit den Menschen auferlegt und die Trauben im Weinbergsfeuerofen gar kocht, der wirkliche Spender des Segens, des Überflusses, des Reichtums sei, und daß es in seiner Macht und seinem Willen gelegen wäre, den Schweiß der vielen entbehrungsreichen Arbeitsjahre nun durch einen sauer verdienten Mehrertrag zu belohnen. Diese beschränkten Winzergehirne in den entlegenen Provinzen, wo kaum eine Eisenbahn hinfährt, wissen noch nicht, daß der alte, gemütliche Gott des Weines, der den seligen Noah unter den Tisch gezecht hatte, abgesetzt worden ist, wahrscheinlich wegen Altersschwäche, Schlendrian, Mißwirtschaft und eines langen Registers andrer Sünden, abgesetzt von dem mächtigen Zeitgeist, der nun selbst als Gott des Weins über die Schicksale der Winzer gebot, meinetwegen als Götze, wenn man dieses Wort lieber hat. Und der Weinberg dieses Gottes oder Götzen lag mitten im Häusermeer von Paris und bedurfte nicht des Regens, und bedurfte nicht der Sonne, und litt nicht unter der Trockenheit, und litt nicht unter den Fröſten und gebärdete sich nicht absurd, sondern lag regungslos und ohne Eigenwillen in den riesigen, gemauerten Reservoirs der Fabriken. Er war nicht den unberechenbaren Launen der Natur ausgesetzt, für ihn gab es keinen Mißwachs, keine Reblaus, nichts von den Schwankungen, unter denen das wirtschaftliche Dasein Erschütterungen oder Zusammenbrüche erleiden konnte. Er bedurfte nicht einer besonderen Gnade von oben her, und war dennoch unerschöpflich wie die Sündflut, ein roter Strom, der sich in den ungeheueren, unersättlichen Magen von Paris ergoß und die lechzenden Lippen der Millionen Menschen mit einer Ahnung von etwas netzte, das die Dichter als Göttergeschenk priesen. Ward auch der Riesenmagen allmählich vergiftet, führten auch die Fuselgeister in den wüsten Gehirnen einen Hexensabbath auf, so lächelte doch auch aus diesem Surrogat ein Schein des Glücks, der Traum von frohen Erntefesten, von Sonne und Wind, von allen Wonnen und Weinbergsfreuden! Eine Illusion, die die Weihe zu jedem Glas roter Flüssigkeit gibt, die nach Wein aussieht. Einbildung, gut, ja! Aber ein Menschenkenner wie der Zeitgeist weiß, daß die Einbildung alles ist. Sie ist der wesentlichste Teil der Wirklichkeit.

In diesem Weinberg des Götzen wurde ein greuliches Gemisch von Wasser, Zucker, Glyzerin, Weinsteinsäure, Pottasche, Hefe und andren chemischen Stoffen gerührt, und diese Flüssigkeit wurde aus riesigen, gemauerten Bassins durch Röhren in die Destillationsräume geleitet, wo nach einem sinnreich ausgedachten Prozeß zum Schluß das Gebräu als roter Wein herausfloß, in Flaschen gefüllt, verkorkt, etikettiert und in die Welt versandt wurde. Dabei ging es sehr achtlos zu, solange das Gemenge in den offenen Becken lag, eine schmutzige, trübe, oft mutwillig verunreinigte Flut, die aber, wenn sie in die Filter- und Kläranlagen kam, alles Unreine verlor und im flaschenfertigen Zustand rein und durchsichtig aussah, wie schöner, heller Rubin. Auch schmeckte er ganz süß und angenehm, wenngleich die Zunge davon einen Pelz bekam und ein fast unmerklicher, heimtückischer Nachgeschmack zurückblieb, verräterische Anzeichen, die den Weinkenner niemals täuschen. Da es aber so wenig wirkliche Weinkenner gibt und der Mensch sich zu seinem Glück an alles gewöhnt, sogar an den bösen Kopfschmerz, der die Gratisdraufgabe zu dem Genuß war, so stand dem Erfolg dieses von keiner Konkurrenz erreichten Produktes nichts im Wege.

Die Spekulation in echten Weinen hatte selbst kein Interesse, daß das Naturprodukt im Preise zu sehr sinke. Sie hatte große Vorräte und wußte die Preise künstlich hochzuhalten. Günstige Lieferungsbedingungen vom Auslande her hatten einen sehr billigen Import zufolge, so billig, daß das Inland wieder nicht mitkonkurrieren konnte. So blieb der Weinsegen des Midi unverkauft in den Kellern und Fässern liegen, bis im nächsten Jahr wieder in Strömen der süße Most von den Bergen rann, eine drängende Flut, die nicht gestaut werden konnte, sondern die herrisch an die Kellertür pochte und dem alten Wein zurief: He, erheb dich, alter Faulpelz! Mach Platz! Nun ist das Lager unser!

Keine Fässer, keine Bottiche mehr, die unverkauften Vorräte im Keller, ein lastender Schuldenturm auf dem Haus, die Pfändungen und Exekutionen vor der Türe, so hob sich das Haupt der Tragödie aus dem Rausch der Weinlese.

Digitized by Google

Man erstickte im Reichtum! Man verhungerte vor goldenen Schüsseln. Nun geschah das Unvermeidliche, man ließ die Fässer auslaufen, um Gebinde für den neuen Wein zu haben. Fort und fort spien die Keller dieses rote Blut der Erde, der Wein lief über die Straßen, in die Bäche und Brunnen, und die durstige Erde trank und trank, bis sie einen roten Mund hatte, und die Leute schrien vor Schmerz, als ob es ihr eigenes Blut wäre, das aus den Adern sprang und sinnlos in dem Staub verrann.

Der zweite Teil der Tragödie treibt direkt auf die Katastrophe zu. Die Regierung wird verantwortlich gemacht. Die Regierung tut, was sie kann, sie beweist, beschwichtigt, verspricht Besserung — und tut nichts. Oh doch! sie arbeitet fieberhaft, Protokolle, Berichte, Gutachten; die Akten schwellen zu Bergen an. Ja, so schnell geht es nicht, wie die Herren Winzer glauben! Die Staatsmaschine ist ein großer und schwerfälliger Apparat. Und überdies, haben die Herren Winzer ihr Schicksal nicht zum Teil selbst verschuldet? Überproduktion! Es ist ja sonnenklar: Überproduktion! Jeder Handelsakademiker kann die Folgen davon ausrechnen. Die kleinen Weingutsbesitzer, diese rückständigen Bauern sind eben den modernen Verhältnissen nicht gewachsen. So lautet der authentische Bericht. Aus Mangel an kaufmännischen und sprachlichen Kenntnissen sei es ihnen nicht gelungen, die geeigneten Handelsbeziehungen anzuknüpfen; unbeholfen im Verkehr mit der Außenwelt, und auch ein wenig starrsinnig auf den eigenen Vorteil bedacht, seien sie konkurrenzunfähig geworden. Natürlich sei die Regierung im Prinzip bereit, Mittel und Wege zu suchen, Vermittlungsvorschläge zu machen usw. usw.; keinesfalls aber werde sie sich durch Drohungen einschüchtern lassen.

Inzwischen war es in den Provinzen recht unruhig geworden. Die Ereignisse überstürzten sich. Massenversammlungen in den verschiedenen Weinorten, fünfmalhunderttausend Menschen, eine Million, zwei Millionen . . . Der Kreuzzug der Winzer! Regierungsfeindliche Reden, Reden vom Dach der niederen Häuser herab, Reden an das Volk. „Mitbürger, keine Worte mehr, sondern Taten!“ ruft der Winzerführer, der über zwei Millionen Menschen gebietet. Taten? Er wußte selbst nicht, der arme Mann, was für Taten kommen sollten. Und als sie wirklich kamen, ward ihm angst und bange. Der unselige Winzerapostel! Die Regierung tut das Verkehrteste, das sie in dem kritischen Moment tun konnte, sie entsandte Militär, um die Provinzen zu „beruhigen“. Aber die Stimmung schlägt ins Melodramatische um. Die Soldaten gehen mit fliegenden Fahnen zu den Winzern über, ihren Freunden! Der Wein fließt in Strömen, Verbrüderungsfest! Der Winzerapostel erkennt seine Pflicht als braver Staatsbürger, er unterstützt den General und veranlaßt die eidvergessene Soldateska, zum Gehorsam zurückzukehren. Darob lauter Unwille der Winzer gegen ihren Führer. „Ha, der Verräter!“ Der Apostel ist in Gefahr, gelyncht zu werden und muß von den Soldaten gegen seine eigenen Freunde geschützt werden. Von da ab geht es so wüst zu, wie in der Erzählung eines Trunkenboldes. Gewalttaten, Barrikadenkämpfe, Tote und Verwundete auf allen Seiten. Es ist nicht mehr der rote Wein, der durch die Straßen rinnt und die Häuser benetzt, es ist Blut, wirkliches Blut. Die Söhne des alten Gottes hatten gegen die Söhne des neuen Gottes gestritten. Als echte Bacchus-Söhne hatten sie aus der Schale des Dionysos getrunken und den Tod geschaut. Die Geburtsstunde der Tragödie.

Der moderne Mythos klingt ja ein wenig anders als der antike. Nicht Dichter werden die Lösung bringen, sondern Politiker, Gesetzgeber, Volkswirtschaftler. Das große unerforschte Gesetz, das auf Börse und Spekulation beruht, steht am Himmel, wie ein unheilverkündender Komet. Er hat den Segen in einen Fluch verwandelt und den Weltgang ein wenig verwirrt. Den Regulatoren des wirtschaftlichen Uhrwerkes fällt nun die Aufgabe zu, das neue Gesetz zum Guten zu wenden, damit der Fluch wieder zu Segen werde. Herr Jesus zu Kanaan konnte Wasser in Wein verwandeln; den französischen Weinpantschern ist es gelungen, Wein in Blut zu verwandeln. Das war schlimm. Aber es wird eine Lehre sein. Der Lehrsatz von der Überproduktion bedarf einer Korrektur. Kann es je ein Zuviel an echtem Wein, diesem kostbaren Göttergeschenk, geben? Wir können nicht genug davon haben und freuen uns, daß der alte Naturgott noch auf unsren Hügeln thront. Dort greift eben die Hand des Weinstocks schüchtern hervor, umklammert den Stab, hält Blüten zwischen den Fingern und blickt alsbald mit hunderttausend Rebenaugen traumhaft in die Welt. Der süße Rausch! Noch liegt er glühend und gefangen in den festverschlossenen Kelchen, bald aber wird er seine Wände sprengen und wie ein feuriger Strom das Herz der Menschheit erfüllen mit Leben, Fruchtbarkeit, Schicksal . . . . Wie freudig folgen wir der Hand Gottes, die uns mit dem Finger über den Winzertoren aufmunternd zuwinkt. Ein wahrer Seelentrank! Dionysische Schale! Ist es der Tod, der in der Weinlaube sitzt wie in Südfrankreich? Nein, bei uns sitzt das ewige Leben. So will uns der Mythos bedünken. Unvergängliche, köstliche Blume!

Digitized by Google

Die Überschwemmung Deutschlands mit fremden Wertpapieren.

Von Friedrich Stendal (Berlin).

Es sind nun gerade zwanzig Jahre her, seitdem unter dem Eindruck einer Anzahl von Bankkatastrophen (Friedländer, Sommerfeld u. a.) eine gegen die Börsen gerichtete Bewegung einsetzte, die, wie die sich immer wiederholenden Debatten in den parlamentarischen Vertretungen beweisen, bis auf die Gegenwart angehalten hat. Man kennt die einzelnen Phasen dieser Entwicklung: aus der Börsenenquete, die sich unter dem Eindruck jener Bankbrüche konstituierte, ging nach sechsjährigem heißen Bemühen im Jahre 1897 das Börsengesetz hervor, dessen Mittelpunkt das Verbot des Getreideterminhandels bildete. Die Wirkung des Gesetzes war eine doppelte; während die Produktenbörse, deren Existenz durch die gleichzeitig eingeführte Börsenordnung geradezu unmöglich gemacht wurde, für drei Jahre ihre Pforten schließen mußte, wandten sich die Fondsbörsen mit großem Nachdruck gegen die Bestimmungen des Terminhandels und erreichten nach zwölfjähriger Agitation eine Reform des Gesetzes, bei der wiederum die Produktenbörse die Zeche bezahlen mußte, insofern sie für die den Fondsbörsen gewährten Erleichterungen neben dem Verbote des Getreideterminhandels auch noch mit dessen Strafbarkeit bedacht wurde. Daß diese Entwicklung nicht gerade dazu beitragen konnte, die Sympathien der Produktenbörsen für die Effektenmärkte, die den eigentlichen Anstoß zu der Bewegung gegeben haben, zu erhöhen, bedarf keines Hinweises.

Nun hat das seit einigen Jahren in Deutschland in allen Tonarten gesungene Klagelied von dem schlechten Stande unsrer Staatspapiere — nebenbei bemerkt: für die Käufer ist dieser Stand durchaus nicht schlecht — die börsengegnerischen Elemente veranlaßt, die Diskussion über das Thema wieder zu eröffnen. Am 11. Februar d. J. fand zuletzt im Reichstage eine Debatte über das Kapitel der exotischen Werte, über die Überschwemmung Deutschlands mit exotischen Werten statt, die bekanntlich als höchst unerwünschte Konkurrenten unsrer Staatspapiere angesehen werden. Den Anstoß zu der Debatte gab das Verbot der Zulassung der Chicago-Milwaukee-Aktien, das indessen nicht mit der Beschaffenheit der Emissionswerte selbst, sondern mit der Inopportunität der Emission begründet wurde. Bei dieser Gelegenheit wurden dann auch verschiedene andre Emissionen der letzten Zeit besprochen, u. a. die Anleihen der Provinz und der Stadt Buenos Aires. Wenn nun der Interpellant, Graf Kanitz, es als sehr verdächtig bezeichnete, daß die Anleihen der Stadt Buenos Aires zu $98^1/_2$ herausgegeben worden seien, während die Anleihen der Provinz, die etwa zu derselben Zeit herauskamen, 10% niedriger aufgelegt wurden, und wenn er meinte, dieser Unterschied hätte das Publikum stutzig machen müssen, so dürfte er damit schwerlich Eindruck gemacht haben, denn es ist im Prinzip nicht einzusehen, warum die Anleihe der argentinischen Hauptstadt nicht höher stehen soll, als die einer argentinischen Provinz. Wenn er aber dann weiter auf die neuerdings herausgebrachte $4^1/_2$%ige Anleihe der Provinz Buenos hinwies und bei dieser Gelegenheit die Ansicht aussprach, es sei offenes Geheimnis, daß die Provinz Buenos Aires, „die vor gar nicht langer Zeit einmal Bankrott gemacht hat, sich nur künstlich durch immer wieder aufgenommene Anleihen von einem Jahr zum andern Jahr herüberhilft“, so hat er, ohne vielleicht Näheres darüber zu wissen, hier einen Punkt berührt, der ebenso charakteristisch für die argentinischen Finanzverhältnisse ist, wie für die Grundsätze, unter denen exotische Papiere an der Berliner Börse zugelassen werden.

Zum Beweise hierfür sei nachstehend der Inhalt eines Briefes mitgeteilt, den der argentinische Finanzminister unter dem 21. September 1909 an den argentinischen Minister des Auswärtigen und des Kultus gerichtet hat, und der, wie wir hören, in Abschrift der Zulassungsstelle bei Beratung der letzten Provinzanleihe vorgelegen hat. Der Brief beginnt mit einer Reminiszenz an den argentinischen Staatsbankrott zu Anfang der neunziger Jahre und mit einer Warnung vor jenen Zeiten, und dann heißt es:

> „Auf dem Staatsschatz lastet ferner der Dienst der Anlagen (Titel), welche in Tilgung der Provinzschulden ausgegeben werden, um den Eindruck der Zahlungsunfähigkeit, den deren Kreditverhältnisse erwecken könnten, zu begegnen und zu verhüten, daß derselbe auch den Kredit der Nation selbst in Mitleidenschaft ziehe. Die Provinzen hatten sich verpflichtet, den Betrag der Schulden, den er auf sich genommen, zu ersetzen; bis zur Stunde aber hat der größte Teil von ihnen die in feierlicher Abmachung eingegangenen Verpflichtungen nicht nur nicht erfüllt, sondern sie haben selbst durch ihre parlamentarische Vertretung die Sanktion eines Gesetzes vorgeschlagen, das ihnen gestattet, die mit der Regierung abgeschlossenen Verträge zu modifizieren, um dadurch eine Ermäßigung der Anleihen und eine Hinausschiebung der Zahlungstermine zu erwirken.“

Dann heißt es weiter, daß die Staatsregierung nicht in die Politik der Bundesstaaten eingreifen könne:

> „Aber es läßt sich vermeiden, daß die äußeren Formen, unter denen solche Operationen abgeschlossen werden, den Schluß zulassen, daß die Nation die aus ihnen resultierenden Verbindlichkeiten übernehme, und sich in bezug auf sie solidarisch erklärt ... Das Ministerium erkennt an, daß es nicht mit Kompetenz über die Kreditverhältnisse aller Provinzen urteilen kann. Trotzdem darf man, ohne jemanden zu verletzen, glauben, daß diejenigen, die bis dahin ihre Verbindlichkeiten dem

Digitized by Google

Staate gegenüber nicht erfüllt haben, die Vermutung rechtfertigen, daß die Finanzen nicht auf gesunder Prosperität ruhen."

Der Minister schließt, daß er sich mit dem Minister des Auswärtigen und des Kultus Eins wisse

„in dem Bestreben, zu vermeiden, daß die diplomatischen Agenten des Staates die Vertretungen der Provinzen bei Kreditoperationen im Auslande auf sich nehmen und demgemäß handeln."

Dieser Brief des argentinischen Finanzministers an den Minister des Auswärtigen und des Kultus, der betont, daß die Provinzen dem Staate gegenüber ihre Verpflichtungen nicht erfüllt hätten, und daß sie sich auf gesetzgeberischem Wege um ihre Verpflichtungen zu drücken suchten, der der Befürchtung Ausdruck gibt, daß ihre Finanzen nicht auf gesunder Prosperität ruhen und daß ihre Politik für den Staat verhängnisvoll werden könne, und der infolgedessen den diplomatischen Agenten des Staates verbieten will, auch für die Provinzen die Anleihegeschäfte abzuschließen, damit nicht der Eindruck erweckt wird, als ob der Staat selbst mit diesen Transaktionen etwas zu tun habe — dieser Brief des eigenen Finanzministers des Landes war für die Berliner Zulassungsstelle kein Grund, den Prospekt abzulehnen oder zu verlangen, daß das Verhältnis zwischen Staat und Provinzen in dem Prospekt entsprechende Erwähnung gefunden hätte.

Freilich, auch ohne Kenntnis der vorstehenden Daten wäre nach den Angaben des Prospektes hinreichend Veranlassung gewesen, die Anleihe abzulehnen. Schon der Zweck, die Verpflichtungen der Regierung gegenüber der 1906 wieder erstandenen Provinzbank zu erfüllen! Lediglich zu diesem Zwecke mußte deutsches Kapital nach Argentinien exportiert werden! Dabei teilte der Prospekt mit, daß die Provinzbank in den Jahren 1906 bis 1909 9—10% Dividende verteilt habe. Seltsam, daß man für ein so gut rentierendes Unternehmen nicht in Argentinien selbst das Geld beschaffen konnte! Nichts aber ist für die Beschaffenheit dieses Schuldners charakteristischer, als der im Prospekte veröffentlichte Artikel 10 des Generalbond über die den Zeichnern der Anleihen zugesicherte Steuerfreiheit. Dieser Artikel lautet wörtlich:

„Kapital und Zinsen dieser Anleihe soll für alle Zeit bis zur vollsten Tilgung befreit sein von Steuern jeder Art, seien es nationale oder provinziale, oder städtische, seien es gewöhnliche oder außergewöhnliche, bestehende oder zukünftige, und der Einlösungsdienst soll regelmäßig vor sich gehen in Krieg- oder Friedenszeiten, mögen die Titelinhaber Untertanen von der argentinischen Republik, befreundete oder feindliche Personen sein.

Wir fragen: welcher ehrliche Schuldner gibt ein derartiges Versprechen ab? Welcher ehrliche Schuldner versichert dem Gläubiger, daß er dem Gläubiger gegenüber sich jeder Möglichkeit beraubt habe, ihn übers Ohr zu hauen? Wenn jemand ein Zahlungsversprechen gibt, muß er alsdann auch noch versichern, daß es eingehalten werden soll, gleichviel, ob der Gläubiger Freund oder Feind des Schuldners ist? Wenn er nun, was bei Wertpapieren doch die Regel bildet, keines von beiden ist? Wenn seine Stellung zu Argentinien vollkommen neutral ist? Was dann? Braucht dann der Coupon nicht voll eingelöst zu werden? Freilich ist diese Art von Zahlungsversprechen nicht erst von heute, und man braucht nur die Finanzgeschichte großer und kleiner Staaten durchzublättern, um zu wissen, daß nach dem heutigen Stande der Dinge ein Zahlungsversprechen auf Schuldverschreibungen nur dann voll erfüllt zu werden braucht, wenn gleichzeitig die ausdrückliche Versicherung abgegeben wird, daß — es geschieht!*) Aber hier ist doch ein Höhepunkt erreicht. Hoch und teuer versichert der Schuldner dem Gläubiger, daß er sich jeder erdenklichen Möglichkeit beraubt habe, ihn zu benachteiligen. Sind die Direktoren der Emissionsbank so kurzsichtig, um nicht die Kehrseite eines solchen Zahlungsversprechens zu erkennen? Ein Federstrich — und sämtliche Kautelen dieser Art sind illusorisch.

Verbreitet ein solches Zahlungsversprechen helles Licht über die Qualität des Schuldners, so sind die sog. Spezialpfänder, wie sie auch in dem Prospekt der Buenos Aires-Anleihe gewährt werden, nur Sand in die Augen: Pfänder sind nur Pfänder in den Händen des Gläubigers, und nicht des Schuldners. Andernfalls sind sie nichts als eine veränderte Form eines Zahlungsversprechens.

Also: auch ohne den Brief des argentinischen Finanzministers an den Minister des Auswärtigen war Grund genug zur Ablehnung des Prospektes. Mit diesem Briefe aber erscheint die Zulassung sehr seltsam. Wir generalisieren nicht gern: allein, was ist eigentlich im Prospektwesen nicht möglich, wenn so etwas möglich ist?

Graf Kanitz hat in der Reichstagsdebatte wieder „seine" Reichszulassungsstelle empfohlen. Das wird wenig helfen. Alle Arten von Zulassungsstellen helfen nichts, sondern nur Persönlichkeiten, die die nötige Sachkunde mit absolutester Unabhängigkeit in sich vereinigen. Dagegen würde es sich vielleicht empfehlen, wenn über die Beschlüsse der Zulassungsstelle Näheres veröffentlicht, besonders wieviel Stimmen für und

*) Daß freilich auch diese Versicherung nichts nützt, hat in Italien die berüchtigte Klausel Antonelli (Italienisches Gesetz v. 22. Juli 1894) bewiesen, die bestimmte, daß eine neueingeführte Steuer dem Gläubiger ausschließlich selbst dann zur Last fallen werde, wenn der Schuldner ausdrücklich die Verpflichtung auf sich genommen habe, die Einkommensteuer zu bezahlen. Hiergegen erhob sich seinerzeit ein gewaltiger Sturm.

Digitized by Google

wieviel gegen die Emission abgegeben wurden. Die Buenos Aires-Provinzialanleihe soll mit Einer Stimme Majorität zugelassen sein. Die Kenntnis dieser Tatsache dürfte manchen Zeichner stutzig gemacht haben. Ob auch die Namen der Mitglieder der Zulassungsstelle, die für oder gegen eine Anleihe gestimmt, zu veröffentlichen sind, mag für heute dahingestellt bleiben. Vor allem aber wäre es wünschenswert, wenn die Zulassungsstellen darauf dringen würden, daß die Emittenten, namentlich die exotischen, sich zu einer fortlaufenden Veröffentlichung derjenigen Daten, die für die Beurteilung der betr. Papiere von Bedeutung sind, verpflichten, und hiervon die Zulassung abhängig machen werden. Denn was nützt dem Zeichner der ausführlichste Prospekt, dessen Angaben doch nach kurzer Zeit veralten? Budgets, Schuldenstand sowie irgendwelche Einnahmen, die die Emissionswerte berühren, müßten fortlaufend veröffentlicht werden. Sollte nicht auch ein deutscher Council of foreign bondholders, dessen Gründung, soviel wir wissen, bisher an großfinanziellen Rivalitäten scheiterte, in dieser Hinsicht etwas nützen können? Andrerseits wäre es wünschenswert, wenn die Bestimmung des Börsengesetzes, daß Emissionen, die offenbar zu einer Übervorteilung des Publikums führen, fallen würde, weil sie der Zulassungsstelle eine ganz unmögliche Verpflichtung aufbürdet: die Verpflichtung, die Berechtigung des Emissionskurses zu prüfen. Denn zum Begriff der Übervorteilung gehört die Preisfeststellung. Man kann ebensowohl zweifelhafte Werte, ohne übervorteilt zu werden, erwerben, wenn nur der Preis entsprechend ist, wie man umgekehrt beim Kauf an sich ganz einwandfreier Objekte durch allzu hohe Preisbemessung sehr wohl übervorteilt werden kann. Eine Übervorteilung ist nur durch einen zu hohen Preis möglich, und der Emissionskurs brauchte nur entsprechend reduziert zu werden, um die Übervorteilung wieder auszuschließen. Kann sich damit eine Behörde, eine Zulassungsstelle befassen, den Kurs zu prüfen? Und muß das Publikum bei genauer Überlegung sich nicht sagen, daß die Zulassungsstelle bei gründlicher Erfüllung dieser Bestimmung den Preis, den Kurs geprüft hat? Welch eine Verantwortlichkeit liegt für sie in dieser Bestimmung! Also fort damit! Wo aber, fragen wir zum Schluß, waren eigentlich die Zeitungen, einschließlich der dem Herrn Grafen Kanitz nahestehenden, als der argentinische Prospekt erschien? Wo waren die? Die waren, um mit Lessing zu reden, — „bei der Hand“.

Die Wiener Sezession.

Von **Hans Mantoch** (Wien).

In der Wiener Sezession überragt Alfred Philippe Roll. Er ist einmal Bastien Lepage recht nahe gestanden und hat Pariser Straßenbilder mit materialistischer Tüchtigkeit heruntergemalt. Hier aber zeigt er sich von andrer und anmutvoller Seite. Das Sujet dieser 2 Dutzend Bilder in Öl und Pastell geben fast durchweg weibliche Nacktfiguren mit kleinen, geschmeidigen Körpern; in leichtem Farbenauftrag heben sie sich von rokokoschillernden Hintergründen aus Wolken und Dünsten ab; so akzentlos als wären die Menschenleiber bloß Verdichtungen der Luft. Wie in träumerischer Versonnenheit gleitet der Pinsel über die Leinwand und zaubert die Farbenwolken flockiger Flächen ohne konsistente Konturen hin. So entstehen diese zierlich weichen Frauenakte, die dann allerhand exotische Namen tragen Pandora, Junon, Belle de nuit. Aber im Grunde sind sie alle wesensverwandt, sind sie alle nur Variationen des einen Themas vom begehrenswerten, liebebedürftigen Weibchen. Alles Feste und Harte, alles Aufschäumende und Wilde ist ihnen fremd. Ihr Schreiten wird Tanzen, ihr Tanz ein Schweben. Und wie die Formen sind auch die Farben, denen Roll den Vorzug gibt: kein krasses, eindrucksvolles Kolorit, sondern verschwebende Verbindungen aus allerlei Hellblau und Grau und silbrigen Werten. Repräsentativ wie er ist auch Franz Jaschke mit einem viertelhundert Ölbildern vertreten; ein frühverstorbenes Mitglied der Wiener Sezession, das nach der Versicherung eines freundlich gestimmten Geleitwortes mehr und Größeres versprochen hat, als es halten konnte. Das mag für Verwandte, Freunde und Kameraden recht betrüblich sein, aber die minder empfindsame Welt der Fernerstehenden hat sich an die Erfüllung und Leistung zu halten. Für sie ist der Reiz eines Kunstwerkes nicht — wie das Geleitwort sagt — in dem Leben seines Schöpfers verwurzelt; das Werk bedeutet für sie ein allein bestehendes Ganzes, eine losgelöste Existenz, die sich als Geschöpf vom Dasein des Schöpfers abgesondert hat. Diese schillernde Changeantmalerei Franz Jaschkes in bläßlichen hellrosa, hellblauen und hellgrünen Farben hat ihre besondere Art; aber diese Art gibt keinen zwingenden Eindruck. Kontrastfarben und feste Konturen fehlen. Die Bilder haben sozusagen ein verwischtes Aussehen. Porträts sind unter ihnen, Landschaften und Zimmerinterieurs. Alles gleich unausgesprochen, alles ohne die Prägnanz eines Kunstwollens. Jaschke hat den Spachtel fleißig benutzt und so von außen her eine Gliederung in seine Bilder gebracht, die weder von Farben, noch von Formen gegliedert sind. — Unter den lebenden Mitgliedern der

Digitized by Google

Sezession ist Josef Engelhart am bedeutendsten. Ganz groß gesehene Dinge gelingen ihm jetzt, seit er von impressionistischen Umwegen wiederum zu geschlossener Fläche zurückgekehrt ist. Da gibt es z. B. das Porträt des Hofrates Steindachner, das es in seiner psychologischen Durchdringung mit der tüchtigen Größe des Grafen Kalckreuth aufnimmt. Wundervoll, wie die bedächtige Gestalt des Gelehrten in dem Armsessel sitzt; so fest, als wäre es für ewig, oder als wäre dieser Sessel für diesen sitzenden Leib eigens gezimmert worden. Ringsum steht in Spiritusgläsern allerlei amphibisches Ungetüm, an dem sich die exotische Allüre Josef Engelharts nach Herzensneigung ausleben kann. Dieser exzentrische Hang stammt bei ihm freilich noch aus früherer Zeit. Heute geht sein künstlerischer Wille dem griechischen Schönheitsideal nach, und da ist ihm nun — wie ich glaube zum erstenmal — ein vollendet schöner Frauenkopf in Marmor gelungen. Denn Engelhart ist nicht nur Maler, sondern auch Künstler der Plastik. Eine Fortimbrasnatur, die sich in allen Techniken und Materialien, in allen Formen und Farben von ihrem Überschwang befreit. Neben dem Bedeutenden gelingt ihr das Liebliche gleich meisterlich. Diese Ausstellung zeigt ein paar Landschaften Engelharts, die die ganze Wonne eines italienischen Frühlings verkünden. An tüchtigen Landschaftern mangelt es überhaupt in der Sezession nicht. Da ist Anton Nowak, der in seiner Darstellung rotdachiger Dörfer aus Böhmen und Mähren immer freier wird; da ist Esterle, der sich eine blauweiße Schneemalerei in wuchtig gewölbten Flächen zur Spezialität gemacht hat; da ist Josef Stoitzner, dem es wunderschön geglückt ist, ein Feld mit dem Spachtel drastisch zu durchackern. Eine ganz eigentümliche Art hat Vlastimil Hoffmann, ein polnischer Künstler aus Krakau, der pitoresk gekleidete slavische Bettelmadonnen malt, die er in die aufgerissen klare Atmosphäre Segantinis stellt. Es ist eine Lust, ihm nachzuspüren, mit welcher Innigkeit er die Farbenwerte gegeneinander abwiegt und eine geradezu frappierende Ballance in der koloristischen Anordnung erreicht. Die früheren Bilder, die wir von ihm kennen, hatten alle einen gewissen kindlich entzückenden Ton, den er durch die formale Behandlung der Gestalten erzielte. Sie muteten wie vergrößerte Kinderbilder an. Jetzt sucht er größere und ruhigere Formen und ist auf diesem Weg bei Hodler angelangt. Eines seiner Madonnenbilder auf dieser Ausstellung zeigt ganz die hieratisch steife Ordnung des schweizer Monumentalmalers; ja selbst seine anatomischen Willkürlichkeiten sind da und seine glatte Flächenbehandlung, die von der früheren Art Vlastimil Hoffmanns völlig abweicht. Es bleibt einer weiteren Entwicklung überlassen, diese beiden Elemente zu einer Einheit zu verbinden. Vlastimil Hoffmann ist noch nicht fertig. Aber man darf von ihm viel erwarten. Von Rudolf Jettmar, der viele Anhänger hat, verspreche ich mir nichts. Er gruppiert immer eine Anzahl wächsern kalter Leiber zu mythologischen Szenen; diesmal heißt er sie „Herkules und die Hesperiden". Es ist Programmalerei, die ohne Titel unverständlich bleibt, und man versteht wirklich nicht, warum die Modernen gegen den braven Preller so einen Zorn gehabt haben. Solche Sujets sind ihm dekorativer und bedeutender gelungen. Zum gleichen Schluß kommt man bei einer Betrachtung Hermann Grom-Rottmayers, der unteranderm mit einem dekorativen Gemälde „Kraft und List" paradiert, der recht ausdruckslosen Verbindung eines geharnischten Kriegers und eines nackten Weibes. Allerlei Anklänge zeigen sich. Vor allem Einflüsse Leo Putz', dem er die bandbreite Strichführung und den Kopftypus seiner Frauen abgeguckt hat. Ein andres Bild bringt ein demimondaines Karnevalmotiv, dem aber in der farbigen Wiedergabe jene aufreizende demimondaine Koloristik angefaulter Dinge fehlt, wie sie z. B. Aglaja della Gandara so unvergleichlich beherrscht. Unter den Schwarzweißkünstlern gebührt Karl Thiemann die erste Stelle. Er hat in seinen Holzschnitten eine leicht stilisierende Art, in der er altes Winkelwerk aus Prag, Rothenburg und Venedig darstellt. Er versteht es, durch meisterhafte Licht- und Schattenbehandlung die Fläche zu gliedern und gelangt manchesmal zu ganz großen Wirkungen.

Bilder aus Italien.

Von **Christian Wagner** (Warmbronn).

Der Dom zu Mailand.

Auf ragt der Dom in seiner Marmorpracht,
Wie für die ganze Christenheit gemacht.
Du trittst hinein: Wie kühl, wie feierlich!
Dies Gotteshaus ist eine Welt für sich.
Das Domgewölb ein irdscher Himmel fast,
In dem die Gottheit selber wohnt zu Gast.
Der Beter Schwarm, — Gott, du bemerkst ihn kaum!
Milanos Volk verliert sich in dem Raum.
Am Hochaltar der Kerzen flimmernd Gold,
Die Jungfrau mit dem Jesuskindlein hold.
Betstühle hier, dort bleicher Lichterschein
Auf der Altäre samtbehangnem Schrein.
Glasscheiben bunt in Blumenteppichs Pracht,
Sie halten treulich ihre Fensterwacht,
Daß nimmermehr die Schau der Außenwelt
Der Beter reine Andacht hier vergällt.
Nach dem Gewölb, dem dunklen Baldachin,
In frommem Duft die Weihrauchswolken ziehn,
Als ob auf ihnen sanft der Lieder Chor
Zu all den Selgen Gottes flög empor. —

Digitized by Google

Haus des Tasso in Rom.

Wo also groß Land, Meer und Firmament,
Hast heilges Land du Einen noch geboren,
Der zu der Zahl der Sänger auserkoren,
O Tasso, dich, du göttliches Sorrent!

Onofrio im heilgen Roma nennt
Den Deinen dich, dem Kloster unverloren,
So links Sankt Peter, dort die Kaiserforen,
Auf niedrem Hügel steht dein Postament. —

Von Mauerkanten nicken der Glyzinien
Erstandne Lieder. — Ernst und trauerschwer
Auf nahem Hügel ragen drei der Pinien;

Die schimmernde Campagna untenher
Großzügig, stolz, in weit gezognen Linien,
Fern hin sich dehnend zum Tyrrhenermeer. —

Die unzufriedene Stimme.

Von **Erich K. Schmidt** (Berlin).

II.

Der Konzertabend währte drei Stunden; aber Sterne standen über den zehn Minuten, in denen sie sang. Tausend Menschen, gelb umkleidet vom flammenden Lichte, verschwanden im Unirdischen; gaben fortan keinen Laut mehr.

Schlicht wie ein Kind stand Irene Maria auf dem Podium, und der schwarze Flügel war im Einklang mit ihr; und das Orchester hinter ihrem Rücken band seine Stimmen. Und als sie sang, taten sich Unendlichkeiten auf. Ihre Töne lösten alle Formen; alles Wirkliche wand sich zur Seite; die Wände wichen, sanken in sich zusammen. Klingende Strahlen tanzten geschmeidig, wiegend und vibrierend, wachsend und zu einem Hauch zerschmelzend, — das Licht legte sich in Bündel zusammen, die einschrumpften und zergingen. Ein neues, größeres Licht schnellte siegreich durch das farblose Dunkel, das jäh ward: ihre Stimme war Licht, war Glanz und Brand, der wallte und wuchs; war ein Meer, das erwachte; ein Chaos, das tanzte; ein Weinen, das im Schmerz zerbrach —

Dann traten die Dinge wieder heran, die Wände schwammen herbei; standen still. Das alte gelbe Licht spielte fahl.

Die tausend Menschen tauchten empor aus Tiefen.

Schlicht wie ein Kind stand Irene Maria auf dem Podium; und das Orchester spielte beschließende Klänge, die keinen Rahmen gaben für das Gemälde ihrer Töne, das reich und wirbelnd war, wie das Chaos.

Wir nahmen den Russen und führten ihn zwischen uns heraus.

Man sah auf ihn, weil er weinte. —

* * *

Die Nacht war meine Freundin seit je. Ihr danke ich alle reichen Gaben; alle großen Gebärden voll Inhalt. Und alle Menschen, die ich liebte, gaben mir ihre Geheimnisse des Nachts, und des Nachts gab ich allen, was in mir ist an Wert und Tiefe. —

Der Freund war gegangen. Mein Zimmer schien erfüllt von hohen Klängen . . . Als ich von der Haustür wiederkam, ging die Nacht hinter mir in schweigsamen Schleiern und mit einem Lächeln leiser Ironie. Ich verstand es noch nicht.

Der Russe lag im Sessel, gebückt und schwer, als wäre er von Gefühlen erfüllt wie von Steinen.

Einmal nahm ich seine Hand, die feucht war und kalt wie Schnee.

Ich legte neue Scheite über die fleischrote Glut des Kamins, gelbe Helligkeiten wuchsen wieder auf; Flammen spielten . . .

Die Nacht stand in der Ecke, und das Dunkel war ihr Freund und war ihr vertraut; und das Dunkel lag rings wie ein Gewebe.

Verse las ich, köstlich von Schwermut und Süße erfüllte Verse von Musset. Die waren wie Perlen . . . . Und dazwischen ließ ich nordische Dumpfheiten brausen, und dann ein Gelächter sich durch das Dunkel ringeln; — und Melodien der Vernichtung stöhnten auf zum Schluß . . . .

Tappend kam die Stille; herrisch und steinern. Das Feuer schluckte, biß um sich und schmolz. Das Dunkel kroch warm und dicht über dem Raum. Tonlos . . .

Da schlich ein Schwirren durch das Schweigen, ein Wispern kam nahe: eine Stimme tat sich auf. Die saß an meiner Schulter. Ein Ton hob an, kroch aus klaftertiefen Gründen; schwach und silbern.

Es klang, — wie ein Wispern klang es:

„Mich haben die Töne geboren, die sich aus den dünnen Wänden einer Silberglocke in die Luft fortwellten beim Hauch des Abends. Mein Weg war lang und licht; ich wollte kein Ziel. Aber Dienen ist unser aller Los. Und als die Nacht kam, wuchs meine Bestimmung in mir auf; ein Geist nahm mich auf seine Schwingen, halb wider meinen Willen, trug mich mit sich, legte mich in die Kissen, die junge, formlose Menschenwesen bargen; die zwei Kinder verhüllten, die eine noch feuchte Haut trugen. Ich mochte sie nicht. O, sie waren widerlich; ihr Duft war antipathisch. Ihre Köpfe waren glatt wie Äpfel. Aber der Geist, der mich trug, zwang mich zwischen die schmatzenden Lippen des einen Säuglings, — gefangen war ich, festgeheftet für

Digitized by Google

lange Zeit. Und als das Kind schrie, war ich nicht mehr ich: war ein widriges Gekreisch geworden. Und später wurde ich ein rauher Ton; mit der Erinnerung an den Silberklang der Mutterglocke .... O, ich hasse ihn, meinen widerlichen Herrn mit den fleischigen Lippen. Alles Silber in mir hat er getötet. O, ich hasse ihn! — und nahe ist der Tag, da ich ihm entfliehe!"

Das Wispern zerspellte.

Die Stimme flog von meiner Schulter mit dem Schwirren, das ein gefiederter Pfeil hinter sich herzieht.

Zwischen Traum und Bewußtsein schwebte ich hin und her. Was hatte in mein Ohr gesprochen? Lösen sich so Geheimnisse? Oder sind es die Leidenschaften, die Momente der Komik in sich bergen, die sie in Augenblicken tiefster Schmerzen aus sich schleudern? Ungewißheit hielt mich wach. Ich ließ Licht quellen.

Da wurden alle Dinge starr und klein. Die Decke, die bisher drückend tief lag, flog in die Höhe, sah scheinheilig und nichtssagend herab ...

Der Russe schlief.

— — — — — — — — — — —

Eine Woche rannte in schlankem Trabe durch die Lebensschlucht. Dürftiger und blasser wurde der Russe; wurde zu wandelndem Elend. Auch Irene Maria hörte davon; aber sie konnte ihm nicht helfen. Sie war wie viele Frauen unter denen in der Kunst. Von Gottheiten begnadet, durchtränkt von Reichtümern der Seele, beladen mit allen Schätzen des Körpers. Aber der Prunk eines Prinzen tötet alles Tiefe —. —

„Bist du wahnsinnig?" sagte der Freund erschreckt, als ich zu ihm gesprochen hatte.

„Es ist genau, wie ich es sagte. Und selbst, wenn es nicht so wäre, was ist Wahrheit; was ist Traum? Was ist Tiefe — was Theater? Vielleicht ist ihm das Schicksal voller Gnade!" Und zum Schluß sagte ich ihm, daß die tiefsten Schmerzen Momente der Komik in sich verbergen. — —

Wir verrieten dem Russen nichts von den Dingen, die unterdessen geschehen waren. Sein Gesicht wurde schmaler von Tag zu Tag. Brandig war der Fleischring seiner Lippen und seine Augen trugen immer Tränen.

Wir ließen ihn selten allein; schleppten ihn umher auf vielen Wegen.

Ich aber war geschwellt von Freude; erfüllt von dem Geheimnis, das die Nacht mir gelöst hatte. Nun sah ich es lustig auf den Zügen des Russen tanzen wie einen grauen Fleck mit zerlösten Konturen, der zwischen Kinn und Stirn hin und her sprang, wenn man ihn bemerkte, nicht zu halten war, wenn man ihn fassen wollte. Und die Tragik der Schmerzen und ihre Komik schwammen für mich zusammen.

Die Unzufriedenheit der Stimme erschien mir als Symbol aller menschlichen Affekte ...

Der Freund aber sah mich manchmal an mit seltsamen Blicken. Man sieht sonst nur auf Kranke so. Auf den Russen gehört dieser Blick! schrie ich gegen ihn.

Er faßte meine Hand in Ruhe. Wir gingen zu unserm Patienten, nahmen ihn zwischen uns, führten ihn durch hundert Straßen ...

Die Sonne lag gelb und satt auf allen Wegen.

Wie Erlöste gingen die Leute. Helle Kleider schwebten wallend und rauschend vorüber.

Es mochte ein Sonntag sein.

Hin und wieder legte sich ein kümmerlicher Blick des Mitleids auf den Blassen zwischen uns. Der rührte uns nicht.

In der Hauptstraße aber, die brausend lag im Sonnenlärm, geschah das Unerwartete. Ein Flüstern sprang von Mund zu Mund, die Menschen traten an den Bord des Weges, reckten die Hälse: Ah! Da flog die silberne Karosse heran. Der Prinz, glücklich und ohne Bedeutung, lag im Fond. Ein farbloses Lächeln hing an den Lippenwinkeln. Die Prinzessin aber, Irene Maria, saß neben ihm, schlicht wie ein Kind. Schlicht wie ein Kind im weißen Spitzenkleide ...

Der Russe Rimikoff mußte gehalten werden; er wollte zwischen die vier Pferde rennen. O, wir hielten ihn gut. Jeder hatte einen der Arme erfaßt; die bogen sich stark nach hinten. Der Leib stand theatralisch vorgereckt. Das Kinn hob sich straff. Dann legte sich ein großes rundes Loch zwischen seine roten dicken Lippen; es sah aus, als wollte er schreien —

Aber der Mund blieb starr und tot. Und statt dessen sprang seine Stimme, ärgerlich und erlöst, heraus: Ähnlich springt ein Frosch aus seinem Prophezeiungsglase. Sie lief, ahnungslos und fremd in dieser Welt, über den Asphalt, und der runde harte Huf eines Rosses trat sie platt. Das gab einen seufzenden melancholischen Puff ...

Am Abend schoß sich Alexander Rimikoff, Student der Medizin, russischer Nationalität, eine Kugel in den Mund, die die Wirbelsäule zerfetzte. —

* * *

Soweit die Blätter.

Ich erfuhr, daß ihr Verfasser vor vier Wochen im Sanatorium verstarb. —

Aus den Theatern.

„Irrwege".

Fünf Szenen von Ossip Dymow. Modernes Theater.

Dieses Gefüge ist zu retten: so aber, wie es da ist, ist es unmöglich. Nach der dritten Szene — da es „Szenen" sind, symptomatische, stark beispielhafte, so ver-

Digitized by Google

traut man sich bald auch willig der eigentümlichen Staccatobewegung des Skizzenhaften, erinnert sich gern der in dieser Kunst erreichten Meisterschaft von Strindbergs „Fräulein Julie“ — fühlte ich noch immer das starke Bergan, wartete, daß dieses Stück so heiter-ironisch enden möchte, wie es ironisch-kühl und heiter begann. Ich sage ja nicht, daß es als Lustspiel enden müßte, ich sage nur, daß es mit allen unterhalb eines Lustspiels zerbrochenen Welten ausgehen mußte, tragischer als tragisch, lustig — (die Alten nannten das eine Trygödie); aber daß jemand mit so famoser Wedekindscher Frechheit und Grazie anfangen konnte und so marlittisch schließen würde — nein, das hatte ich nicht für denkbar gehalten. Wie — oder ist da wirklich nur so ein kleiner Schritt, solch gefährlich-lauernder? Der zu früh verstorbene Lublinski war es, der Wedekind einmal den „sentimentalen Untergrund“ nachweisen wollte; wie, sollte nun dieser Dymow zufällig schon früher dem Swedenborgschen „Entkleidungszimmer“ von da drüben entsprungen sein? Aber im Ernst: der Autor hat die ganzen letzten zwei Szenen („Akte“) erbarmunglos fortzuwerfen, und dann — mag er auf die Inspirationsstunde warten, um in irgend andrer Region oder Sphäre, jedenfalls aber wieder genau über demselben Punkt, anzulangen, von dem er ausgelaufen; — hier begibt sich der herrschsüchtige Kritikus natürlich gern wieder seiner angemaßten Würde. (Um einiges Sachliche zu wiederholen: Wlaß und Sonetschka, Wlaß und Lena, Sonetschka — Beller, alle irren, alle gehen im Leben, in der Liebe aneinander vorbei, -vorüber; so daß Wlaß, ein Holzhändler, aber differenzierter Mensch, nicht diejenige heiratet, die er zu lieben glaubt, Lena den verschmäht, den sie liebt, Wlaß Sonetschka erst liebt, da sie ein Kind kriegt — leider nicht von ihm, Sonetschka Wlaß erst am wahrsten und tiefsten liebt, da sie ihn betrügt, — — Goethes „Wahlverwandtschaften“, Ibsens „Frau vom Meer“ also, in tausendfachen Spiegelungen und Brechungen diesmal; — das dankbarste Thema sicher, nur beileibe für kein offensichtliches, äußeres Trauerspiel, immer nur für ein starkverhülltes, eiskaltes beinahe . . .) Je nun, warum ganz verschweigen, was man erhofft? Statt daß Sonetschka beim Verlust ihres falschen, nur so zufällig gekriegten Kindes gebrochen nachstirbt, lieber leben bleiben, leben, leben mit aller Macht, wie Hofmannsthals Cristina denken — die Sache abschütteln —, und wenn dann der Dichter durchaus noch einen sensationellen Schluß braucht, lieber alles aus seiner Täuschung schließlich aufwachen lassen, den Spuk zerrinnen lassen — die heftigste Liebe zwischen Wlaß und Sonetschka unbesorgt noch den Genußfrohen, zumal noch dem so gar nicht todesreifen Weibchen zugute kommen lassen . . . Wie aber, hm, — und der Dichter wird mich wohl bloß traurig und mitleidig ansehen — so alt wäre das alles schon? Aber Dymow, Lieber, Vernünftiger, — und dieses scheußliche, marlittische Ende wäre jünger, entdeckender? Sieh wenigstens, wie nahgerückt das Allerzarteste, -Feinste (wenn es das war!) hier sofort dem Plumpsten, Brutalsten war, ununterscheidbar identisch wurde, als es sich in grobes Sinnenwerk, in Materie, Bühne, übersetzen sollte: dieser Wlaß, Holzhändler, aber wundervollste Mischung eben von Vitalität und Geistigkeit, hier endlich ganz zermatscht, rhythmisch-zerrührt zu den Füßen seiner sterbenden Sonetschka . . O Dymow, Dymow, man will ja auch weinen, herzhaft schluchzen — aber dann wird es einem so komisch um die Kehle . . Desdemona, schluchze ich, Desdemona — aber dann seh ich Sonetschkachen und verlange unbeherrscht nach der Garderobe. Dymow, feiner Dichter von „Nju“ und des „Knaben Wlaß“, hier war doch auch anfänglich so sicherer Wurf: entschließe dich, laß lieber das Älteste noch einmal in deinen, ironisch auch bleibenden Farben hochaufleuchten, überblitze es ganz mit deiner Überlegenheit und — bleibe nicht auf halbem Wege; wie köstlich ist schon diese Figur des Beller! Wie versteht er so gar nichts vom raffinierteren Leben und wie führt ihn seine Eselhaftigkeit just zu allem, was die anderen ja unter Umständen auch nur haben können . . ! Wie freut man sich, wenn er den Schaden aus Eifersucht zerstochener Augen auf einer — Photographie doch gar nicht so schlimm findet; wie witzig findet man es, daß die Toten im Jenseits die hiesigen Todesanzeigen wahrscheinlich mit demselben Gefühl lesen, wie wir hier die Aufgebote und Heiratsankündigungen. — —

Dem äußeren Rahmen der Aufführung stand man anfangs wie etwas Primitivem, in der Eile Zusammengerafftem gegenüber; die im Winter anerzogene Protzenhaftigkeit wollte sich schon regen — dann besann man sich zum Glück noch rechtzeitig, daß es auf Spieler, nicht auf Kulissen ankomme. Und gespielt wurde im großen ganzen doch wohl tüchtig, so daß dem Stück auch (wie ich anfangs fast wähnte) Wesentliches kaum schuldig geblieben worden ist. Bei Ludwig Hartau freilich, der den Wlaß gab, hatte ich das Gefühl, als ob bei aller Verve und Routiniertheit, in der bald nur ein herrischer Genüßling, bald eine im Grunde weichliche und sentimentale Donjuannatur sichtbar wurde, etwas von der eigentümlich-russischen Färbung unterschlagen wurde, die vielleicht auch ein Gran edler Schwerfälligkeit bei den heftigsten Gemütsumstürzen verlangt. Marie Borchardt dagegen, als Sonetschka, spielte das dümmere und doch viel weiblichere Weibchen mit starker Naturechtheit; nur mit etwas zu echter, möchte man ihr für dieses viel verschlagenere Stück sagen, sie spielt alles wie aus der unmittelbaren Empfindung heraus, ohne starken Läuterungsprozeß, die Affektmomente stehen manchmal nebeneinander, unverbunden, wie Bilder (aber an sich schöne!); ihr möchte man einen ruhelosen, höchst anspruchsvollen Regisseur wünschen, er könnte aus ihr noch das Stärkste und Differenzierteste herausbilden. War ferner der Beller des Herrn Rudolf Blümner eine den Intentionen des Dichters wirklich ganz gemäße Figur — so aber brachte sie mir gerade das im bloßen Entwurf steckengebliebene Stück erst krasser zum Bewußtsein —, so konnte sie wohl kaum in sich abgerundeter und amüsanter gegeben werden; Fräulein Marguerite Hardegg als Lena fiel schließlich unter so vielen lebendigen, sich temperamentvoll hingebenden Menschen nur noch durch einige künstliche, stocksteife Posituren auf, — nachdem auch sie anfangs ziemlich sympathisch eingesetzt hatte, schien mir das zu dem schrillen Mißklang gegen Mitte und Ende fast symbolisch gut zu stimmen.

Dr. Anselm Ruest.

Lanx satura aus Bayern.

Schönherrs „Glaube und Heimat“ hat wieder einmal die empfindlichen Gemüter ultramontaner Seelen aufs tiefste verletzt, und als nun gar der Kaiser das Stück und den Autor belobte, da war es Zeit, gegen die diokletianische Katholikenverfolgung zu eifern. Da man aber nicht gut gegen den Aufbau des Stückes etwas einwenden konnte, so griff man zu dem beliebten Hausmittel der Verleumdung. Schönherr wird als Plagiator an Handel-Mazzetti gebrandmarkt. Seitdem die österreichische Baronin öffentlich die Erklärung abgab, daß sie ganz auf dem Standpunkt der Enzyklika pascendi stünde, ist sie nämlich in den Kreis der „Gralsjünger“ aufgenommen; vorher wurde ihr Roman „Jesse und Maria“ (1905) und „Die arme Margaret“ (1909), die beide zur Zeit der Gegenreformation spielen und den menschlichen, nicht bloß katholischen Standpunkt vertreten, von verschiedenen Seiten angeschwärzt und als nicht hasenrein befunden. Nunmehr aber ist sie der willkommene Amboß, auf dem man Schönherr zerhämmert. P. Expeditus Schmidt, der literaturkundige Franziskaner von München, betonte zunächst in einem Vortrag in Berlin das Abhängigkeitsverhältnis der beiden Österreicher, und mit einem wahren Siourgeheul stürzten vor allem die bayerischen Blätter auf diesen Knochen, um

Digitized by Google

ihn bis zu den letzten Resten zu zernagen. Allen voran die Augsburger „Postzeitung“, der nicht lange vorher in einem Streit um den berüchtigten Karl May ein andrer Ordensmann das Zertifikat ausgestellt hatte, sie sei in Literaturfragen — Pöbel. Ein Augsburger Schriftsteller und Handschriftendeuter Paul Liebe — sein ursprünglicher Name Liebl scheint ihm als nom de guerre zu mißfallen — lieferte das nötige Material, indem er die „Entlehnungen“, „Anleihen“ u. dgl. Schönherrs auch im einzelnen nachwies. Wie einen ungeständigen Verbrecher stellt er den Wiener Autor der Baronin gegenüber und kommt u. a. zu folgenden Ergebnissen:

Seite	Schönherr.	Handel-Mazzetti.
103/4.	Mit dein' wehen Fueß . .	Mit meine wechen Fueß . .
91.	Der Mathiesl is da . .	. . um sieben war der Bub schon da.
73.	Du kriechst noch zum Kreuz.	Bis du zum Kreuz kriechst . .
69.	Das G'wand in Fetzen . .	Was hast du vor Fetzen an?
101.	Sandperger vom Gewissen gequält . .	Herliberg in Gewissensqualen.
90.	Da hat die Schwalbe ihr Nest funden . .	Da hat ein Schwalbenpaar sein Nest gebaut . .
58.	Vater, Mutter haben wir nit.	. . haben nie kein Muetter kennt.
30.	Gotts Marter!	Leutenant . . Mord und Marter!
35.	Der Teufelsbub . .	Teufelsbub ist er.

Man fühlt sich in jene Zeiten zurückversetzt, da der Kirchenvater Clemens von Alexandrien „nachwies“, nicht bloß, daß das Gute bei den griechischen Autoren aus der — Bibel gestohlen sei, sondern auch, daß sie gegenseitig sich beräubert hätten. Die Beweisführung ähnelt so ziemlich derjenigen Paul Liebes. Mit solchen Mitteln beweist man leicht, daß Schönherr sämtliche Dramatiker vor ihm bis hinauf zu Thespis abgeschrieben hat. Aber es handelt sich ja bei den ultramontanen Gazetten gar nicht um einen ästhetischen Streit: Schönherr, der sich mit seinem Gefühl zweifellos auf die Seite der verfolgten Protestanten gestellt hat, soll unschädlich gemacht werden. Die guten Leute sollen auf dem Glauben gelassen werden, daß es nichts Toleranteres gibt als die Kirche und die katholische insbesondere — es ist ja nicht zu fürchten, daß sie Schopenhauers wuchtige Anklage über die Intoleranz des Christentums überhaupt lesen —; aber die Bühne könnte eben leicht die Wahrheit verbreiten, die der lustige Trojan so knapp zusammengefaßt hat:

„O Duldsamkeit! Du über alles bist —
Sie sagens — ihnen lieb und teuer.
Doch wer nicht ihrer Meinung ist:
Anathema! Für den das Feuer!“

Unterdessen haben sich die bayerischen Bischöfe zusammengetan, um Erschreckliches zum Untergang des bayerischen Lehrervereins zu raten und zu taten. Aber sie sagen diesmal mit dem König in Goethes „Natürlicher Tochter“ (I, 5):

„Geheimnis nur verbürgt unsre Taten“. Eine andre Kunde dringt aus dem Kultusministerium, die der liberale Abg. Dr. Hammerschmidt jüngst in Frankenthal (Pfalz) zu wissen gab. Es soll nämlich der Kultusminister die Verfügung getroffen haben, daß dem Diensteid der anzustellenden Lehrer eine Stelle anzufügen sei, dahingehend, daß sich die Lehrer verpflichten müssen, keinem Verein anzugehören, dessen Tendenzen gegen die staatlichen oder dienstlichen Interessen verstoßen. Die Sache klingt sehr glaublich, zumal der gleiche Passus sich im § 16 des neuen Beamtengesetzes findet. Daß man aber diesen § 16 ohne weiteres auf die Lehrer überträgt, die keine Beamten sind, ist ungehörig. Und daß schließlich dieser Kautschukparagraph auch auf den Bayerischen Lehrerverein umgedeutelt werden kann, falls der gute Wille vorhanden ist, wissen alle.

Eine andre Maßregel von allgemeinem Interesse ging jüngst von der Technischen Hochschule in München aus. Die Kalamität der Überfüllung ist hier an der Tagesordnung. Ursprünglich auf eine Zuhörerschaft von etwa 500—800 Studenten zugeschnitten, umfaßt diese jetzt rund 2800, denen man trotz An- und Umbauten nicht gerecht werden kann. Besonders lästig durch ihr eigenartiges Benehmen machten sich die slavisch-russischen Hospitanten. Es besuchten die Hochschule 1907/08 von Außerdeutschen: 2 Franzosen, 0 Engländer, 161 Österreicher, 217 Russen, 57 Schweden, 119 sonstige Europäer, 15 Amerikaner und 8 sonstige Nichteuropäer. Da nun die unzureichende Vorbildung, namentlich der Russen, die Studien erschwert, beschloß die Hochschule im Einverständnis mit dem Ministerium einen numerus clausus, d. h. eine Einschränkung in der Zulassung von Ausländern, insofern sie nicht einen der deutschen Vorbildung entsprechenden Studiengang aufzuweisen haben. Und das mit Recht. Heutzutage gilt das alte Sprichwort mit zeitgemäßer Umgestaltung ganz besonders für die Technik:

„Der Deutsche denkt es aus,
Der Fremde macht's nach zu Haus;
Ein Dritter kommt hinterdrein
Und schiebt den Nutzen ein.“

Menippus.

Randbemerkungen.

Ein Problem des 20. Jahrhunderts.

Die Duellaffäre Gaffron-Richthofen mit ihrer sonderbaren Vorgeschichte und ihrem tragischen Ausgang versetzt die Welt wieder einmal in Nachdenken über das Problem des Zweikampfes. Aber das Nachdenken wird diesmal ebensowenig zu einer Lösung führen oder gar zu einer praktischen Beeinflussung des Daseins wie alle vorher darüber zerbrochenen Köpfe. Da die Menschheit ihr individuelles Empfinden niemals ganz im öffentlichen Rechtsleben aufgehen lassen wird, ist die Selbsthilfe ein subjektiv unentbehrliches und objektiv unausrottbares Ding. Solange Gesellschaftsklassen sich abschließend zusammenschließen, werden sie ihre eigenen Gesetze der Ehre behalten. Solange es Rowdies gibt, wird geschlagen werden. Solange das körperliche Renkontre die konzentrierteste Form der Auseinandersetzung bleibt, ist der physische Ausgleich in gewissen Fällen die ultima ratio. Aus diesen Gründen kann man das Duell durchs Gesetz ebensowenig aus der Welt schaffen wie den Selbstmord. Gerade wie dieser ist es ein Problem eigentlich nur für Volkspsychologen und Kulturhistoriker. Das ist auch indirekt in der Stellung des Staates anerkannt. Er bestraft das Duell nicht als „privilegierten Mord“, wie die Sozialdemokraten sagen. Er erblickt in ihm eine zwar nicht erlaubte, aber sehr milde zu ahndende Form der Selbsthilfe. Oder eigentlich nicht einmal das, denn er stellt es unter ein Ausnahmerecht, bestraft es nur mit ehrenvoller Haft. Darin aber liegt, daß er im Grunde darauf verzichtet, das Verbot des Duells aus den allgemeinen, sonst gültigen Rechtsgrundsätzen abzuleiten. Mit einem Worte, der Staat bekämpft das Duell in dem Gefühl, trotz seiner Autonomie eigentlich kein Recht dazu zu haben. Er tut es nur der Form halber, gewissermaßen aus volkspädagogischen Gründen. Denn im Grunde ist das Duell nichts andres als gewissermaßen ein gegenseitig verabredeter Eventualselbstmord.

Deshalb ist es unsinnig, wie in diesen Tagen geschehen ist, die Frage aufzuwerfen, ob der Vertreter des Staates die Richthofensche Angelegenheit milde zu beurteilen habe oder nicht. Denn ob ein Duell, auch wenn seine Vorgeschichte noch so sonderbar ist, „gerechtfertigt“ sei, darf der Staat in seiner formelleren Gegnerschaft gegen das Duell nicht fragen. Diese Frage ist Sache des Ehrenrates. Würde der Staat aus ihrer Untersuchung

Digitized by Google

mildernde Umstände ableiten wollen, so würde er sich damit gewissermaßen selber auf den Standpunkt eines nachträglichen Ehrenrates stellen. Der Staat hat das Duell als Duell zu fassen, eins wie das andre, wofern die äußeren Formen des Verlaufes den Charakter als Duell an sich tragen. Milde oder scharf zu urteilen hat er kein Recht. Er hat nach dem Buchstaben des Gesetzes zu sehen, weiter nichts. Tödlicher Ausgang — so und so viel Festung, unblutig — so und so viel. (Eine Unterscheidung, die mit Recht ebenso willkürlich ist, wie der Lauf einer Kugel) Damit erfüllt der Staat seine vorgesetzte Pflicht. Weiter hat er nichts zu fragen.

So ist nach der Natur des Menschen und der Haltung des Staates das Duell kein eigentlich rechtliches Problem, sondern ein Faktum, mit dem man rechnet. Ein Widerspruch kommt erst hinein durch die Doppelstellung, in der sich nun die Träger des Staates befinden. Ihr Problem allerdings ist unlöslich. Denn ihre berufliche Qualifikation hängt ab von ihrer Standesehre, und ihre Standesehre gebietet unbedingte Satisfaktion, diese aber ist gesetzlich verboten. Nicht schlimm ist dieser Widerspruch beim Offizier, obwohl die Gegner des Duells gerade hier das offizielle Verbot des Duellierens und seine inoffizielle Forderung für unerträglich widerspruchsvoll halten. Aber wer leidet darunter? Der Offizier sitzt seine Festung ab, er will es selbst nicht anders, und damit ist die Sache abgetan. Anders liegt das Problem beim Staatsanwalt und Richter. Hier ist es faktisch kaum lösbar. Denn der Staatsanwalt steht beruflich mitten im Volk, nicht außen vor. Wie soll er die Autorität des Gesetzes vertreten, wenn er es selbst verletzt? Ich hörte einst eine unfreiwillig komische Debatte zwischen zwölf Stammtischjuristen, die dieses Thema mitternächtig ventilierten, und zwar mit solchem heiligen Eifer, daß sie sich zum Schlusse fast allesamt übers Kreuz gefordert hätten. Es glückte ihnen, zu der selbstverständlich einmütig anerkannten Praxis, daß jeder Staatsanwalt in jedem Falle unbedingt schießen müsse, nicht weniger als 13 Theorien zu vertreten (der jüngste Referendar verfocht im Eifer zweie, ohne es zu merken). Man unterschied, ob der Staatsanwalt sein Amt niederlegen müsse, wenn er duelliert, oder nicht, ob es vorher zu geschehen habe oder nachher, ob er gehen müsse, weil er das Duell ablehnt, oder ob er sich etwa in einen Privatmann und einen Staatsanwalt als solchen zu zerlegen habe und unterscheiden dürfe, ob diese oder jene Hälfte seines Ichs beleidigt sei. Es war eine sehr schwierige Sache. Durch Permutation hätte man aus den verschiedenen Ober- und Untergesichtspunkten mindestens noch 20 weitere Theorien entwickeln können. Als der jüngste Referendar die Theorie Nr. 13 vorbrachte, hatte ich genug. Danach sollte der beleidigte Privatmann im Staatsanwalt unter allen Umständen schießen, durfte aber nicht, und mußte die Staatsanwaltschaft niederlegen, einerlei, ob sein privates Ich geschossen hätte, oder ob er, in seiner amtlichen Eigenschaft beleidigt, das Duell überhaupt verweigerte. Nach dieser Theorie, nach der also der Mann zugrunde gerichtet ist, einerlei, ob er schießt oder nicht resp. aus beiden Gründen, verließ ich fluchtartig das Lokal. Ich kam erschüttert nach Hause und träumte die ganze Nacht von der Theorie Nr. 13. Ich träumte, ich sei Staatsanwalt und schoß mich mit dem jüngsten Referendar herum, ohne zu wissen, ob ich müßte oder dürfte oder sollte oder brauchte, und erschoß zum Schluß mich selbst aus Verzweiflung, weil ich aus Versehen vorher abgegangen war, statt erst hinterher. Bei dem Knall dieses Schusses erwachte ich und war aus dem Bett gefallen. Seit dieser Nacht habe ich die feste Überzeugung, daß es ein Problem des Duells gibt. Aber gleichzeitig habe ich es aufgegeben, nach seiner Lösung zu suchen.

Zeno.

* * *

Japanisches Manchestertum.

Es gibt in Japan etwa 10 000 Fabriken und Werkstätten, die ungefähr 1 Million Arbeitskräfte beschäftigen, wovon 700 000 weiblichen Geschlechts sind. Ein Gesetz gegen die Kinderarbeit besteht nicht; infolgedessen haben 10 Hundertstel der Arbeiterinnen das 14. Lebensjahr noch nicht erreicht, 20 Hundertstel sind in den Streichholzfabriken beschäftigt, 1 Hundertstel in den Glaswerken und in der Tabakindustrie, und das sind Kinder unter zehn Jahren. Im japanischen Parlament hat kürzlich der Abgeordnete Dr. Kuwada haarsträubende Geschichten davon erzählt, wie das Heer von 700 000 Arbeiterinnen angeworben wird. Erst machten die Arbeitgeber Jagd auf die Töchter armer Leute in den großen Städten, aber da diese Quelle bald erschöpft war, sandte man Werber auf das platte Land. Die gaukelten den unwissenden Bauern vor, wie leicht sich ihre Töchter in den großen Städten feinere Manieren aneignen könnten, wenn sie dort in Fabriken leichte Arbeiten verrichteten. Die Bauern gaben ihre Töchter hin, um sie nach vier, fünf Jahren als menschliche Ruinen mit verdorbenem Charakter wiederzusehen, wenn sie nicht inzwischen gestorben waren. Ähnlich urteilte über die Zustände in der japanischen Industrie auf Grund eigener Anschauung vor vier Jahren auch schon Dr. Robert Schachner: „Wer heute durch die (japanischen) Fabriken geht, sieht nur Jugend, kein Alter. Lange halten es die Menschen nicht darinnen aus; besonders in den gift- und staubgeschwängerten Räumen zehren sich von Kindesbeinen an arbeitende Menschen früh auf und haben den Todeskeim in der Brust, wenn europäische Arbeiter und Arbeiterinnen erst in die Vollkraft ihrer Leistungsfähigkeit kommen. Der Staat sieht diesem Raubbau mit den Kräften seines Volkes ruhig zu und vergegenwärtigt sich nicht den Einfluß auf die kommenden Generationen". Vor dem letzten Kriege hatte das Kabinett Katsura eine Fabrikgesetzgebung im Portefeuille. Kinder unter 11 Jahren sollten nicht mehr beschäftigt werden dürfen. Eine Übergangsbestimmung sah vor, daß nach Inkrafttreten des Gesetzes 8 Jahre alte Kinder noch 2, 9 Jahre alte noch 3, 10 Jahre alte noch 5 Jahre lang beschäftigt werden konnten. Personen unter 16 Jahren und Frauen sollten nicht zwischen 10 Uhr nachts und 4 Uhr morgens beschäftigt werden dürfen; ihre Maximalarbeitszeit sollte 12 Stunden betragen, ihre Eß- und Ruhepause $1^1/_2$ Stunden, auch waren monatlich zwei Ruhetage für sie vorgesehen. Den Arbeitgeber suchte der Gesetzentwurf ein wenig zur Unterstützung von bei der Arbeit verletzten Personen heranzuziehen. Selbst diese bescheidenen Vorschläge scheiterten an dem Widerstande des Unternehmertums. Sämtliche Handelskammern lehnten den Entwurf unter dem Vorwand ab, daß die japanische Industrie solche Lasten nicht tragen könne. Nur im Bergbau hat die japanische Regierung seitdem der Ausbeutungsfreiheit einige Schranken gezogen; ein Anlauf, den sie im November 1907 zu einer allgemeinen sozialen Gesetzgebung nahm, blieb wieder erfolglos. Erst dann dürfte das japanische Unternehmertum seinen Widerstand aufgeben, wenn sein Profithunger einigermaßen gestillt ist, und damit hat es noch gute Weile.

Otto Corbach.

* * *

Christophorus.

Darf man einmal hier Kunstkritik treiben? Beileibe nicht, um sich den Gewaltigen, die in Berlin das Schlachtschwert der Kritik schwingen, an die Seite zu stellen. Diesen geübten und erprobten Professionals gegenüber würde ein Amateur, der kaum die als gröbstes Handwerkzeug nötigen termini technici beherrscht, eine lächerliche Rolle spielen, aber er stützt sich auf einen Größeren, auf Lessing. In seinem Laokoon hat Lessing die Grenzen zwischen Malerei und Poesie gezogen, und es wird wenige Oberprimaner in Deutschland geben, die diese klassischen Erörterungen nicht durchgearbeitet haben. Der bildende Künstler und vor allem der Kunstkritiker, der zünftige Rezensent, sollten es getan haben. Wäre dies der Fall, so könnte ein Werk, wie die große Plastik von Max Baumbach auf der diesjährigen großen Kunstausstellung,

Digitized by Google

„Christophorus“, nicht entstanden sein, oder der Künstler wäre auf seinen grundlegenden Fehler schon längst aufmerksam gemacht worden. Nicht um eine Kritik der üblichen Art handelt es sich hier, sondern um einen Hinweis darauf, daß nahezu 150 Jahre nach dem Erscheinen des Laokoon ein deutscher Bildhauer sich noch nicht über die Grenzen seiner Kunst und ihre Darstellungsmöglichkeiten klar war. Der Riese Christophorus waltet als Fährmann an einem Flusse. Ein kleines Kind bittet ihn, es hinüberzutragen. Er nimmt die scheinbar leichte Last auf seinen Rücken, aber sie wird immer und immer schwerer und drückt ihn zu Boden, und nun erfährt er, daß er das Christkind trägt, den Sohn Gottes, der die Welt in seinen Händen trägt. Die Legende ist schön, und der Dichter macht sie uns ohne weiteres glaublich. Wie schaut es aber beim Bildhauer aus? Da sehen wir einen gewaltigen Riesen keuchend, mit tief gekrümmtem Rücken und auf ihm ein winziges Etwas, ein kleines Kindchen mit einer Art Reichsapfel in der Hand. Gerade weil wir so mit körperlichen Augen die beiden Figuren messen und vergleichen können, glauben wir nicht an den Druck, den das kleine Geschöpfchen auf den gewaltigen Riesen ausübt.

Die Legende gehört zu den den bildenden Künsten verschlossenen Stoffgebieten, und allein die Poesie darf sich ihrer bemächtigen. Ein Lessing hätte aus diesem Werke vielleicht eine ganze Theorie entwickeln können, aber die Lessings fehlen heutzutage. Dr. M. P.

Der Fortschritt im Luftmilitarismus.

Die Militaristen nahmen der Luftschiffahrt gegenüber anfänglich einen sehr ablehnenden Standpunkt ein. „So weit sind wir noch lange nicht!“ rief man gemütlich im Generalstabe. „Nur keine Überstürzung!“ rief man lachend in allen Kasinos.

Und währenddem machte die Luftschiffahrt ohne Unterbrechung die gewaltigsten Fortschritte.

Den Gemütlichen wurde allmählich recht ungemütlich zumute; schließlich wurden sie nervös.

Man hatte es anfänglich gar nicht gewagt, davon zu sprechen, daß man in einem Luftkriege wahrscheinlich geneigt sein könnte, Dynamit vom Lenkbaren aus herunterzuwerfen.

Und als man davon sprach, rief man in den nicht so leicht aus dem Text zu bringenden Militaristenkreisen: „Ach was! So leicht ist das Treffen beim Rauswerfen nicht!“

Und man beruhigte sich abermals — zum zehntausendsten Male.

Die Militärschriftsteller gingen jetzt mit populär geschriebenen Artikeln vor und erörterten in allen illustrierten Zeitungen „Die Waffen der Luft“.

Und da wurden denn ganz neue Luftgeschütze erfunden. Man hielt es plötzlich auch für möglich, vom lenkbaren Luftballon aus zu schießen — was man anfänglich lebhaft bestritten hatte.

So las ich denn vor kurzem in einer illustrierten Zeitung über die „Waffen der Luft“ von Major z. D. Goebel einen recht umfangreichen Artikel, in dem alle möglichen Schußwaffen für Luftfahrzeuge auch in Illustrationen vorgeführt wurden.

„Immer wieder Schußwaffen!“ dachte ich, freute mich aber, daß Herr Goebel betonte, es sei den feindlichen Luftschiffen nur mit Aeroplanen und andren Luftfahrzeugen

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ⁂ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

Mark 1000. bar

für Aufnahmen mit Ernemann-Camera und Ernemann-Optik

Preisausschreiben

offen bis 30. Sept. 1911. Bedingungen und Katalog gratis.

Heinr. Ernemann A. G., Dresden 260

Digitized by Google

beizukommen — ein Angriff vom Boden aus werde zumeist ganz wirkungslos sein.

Warum aber spricht man nur vom Rauswerfen des Dynamits und von den „Schußwaffen" in diesen luftmilitaristischen Betrachtungen?

Ich habe doch an dieser Stelle unsäglich oft auf die sogenannten „Flugwaffen" hingewiesen. Hunderte von Malen habe ich immer wieder erklärt, daß ein Dynamittorpedo auf einen unbemannten Aeroplan gelegt und dieser drahtlos vom lenkbaren Luftballon aus dirigiert werden kann.

Die Firma Wirth, Beck & Knauß in Nürnberg besitzt einen Wellenfernschalter, mit dem man unbemannte Böte auf dem Wasser von der Ferne aus drahtlos dirigieren kann.

Was auf dem Wasser geht, das geht auch in der Luft.

Zweifellos macht der Luftmilitarismus Fortschritte. Aber wann werden die Militaristen mein drahtlos lenkbares Aeroplantorpedo bemerken? Es sind darauf eventl. Patente zu erzielen. Ich stelle die Idee gratis zur Verfügung. Will denn keiner anbeißen? Es könnte doch eventl. ein ganz fetter Happen dabei herausspringen. Pardon, daß ich mich so vulgär ausdrücke. Aber der Luftmilitarismus wird doch so im Fortschritt durch diese veritablen „Freischützbomben" gefördert, daß [illegible] Freude nicht immer gleich die richtigen Worte [illegible]

Und es würde mich doch so sehr entzücken, wenn [illegible] Luftmilitarismus endlich ans Ziel gelangte — zu [illegible] Flugwaffen käme, die ganz sicher treffen, ohne daß ein Mann dabei verloren geht, während der Feind ein paar tausend Leichen, zertrümmerte Warenhäuser, Kirchen und Staatsgebäude zählen kann.

Paul Scheerbart.

Zur Beachtung.

Wir bitten unsre Mitarbeiter und Leser, während der Monate Mai und Juni sämtliche für die Redaktion bestimmten Sendungen ausschließlich an die Adresse des Verlages (Berlin W 9, Potsdamer Straße 124), zu richten, da unser Chefredakteur während dieser Zeit nicht in Berlin ist. Redaktion der „Gegenwart".

August Sperls Bücher

Unter den Erzählern, die während der letzten Jahrzehnte bei uns aufgetreten sind, hat August Sperl sich in raschem und kühnem Vorgehen eine Stellung errungen, wie sie gleich angesehen nur selten einem seiner Genossen zuteil geworden ist. Seine Romane und Erzählungen sind Kunstwerke in jedem Sinne, wie denn ihr Urheber das freie dichterische Schaffen auch da betätigt hat, wo es sich nicht um die Darstellung der geschichtlichen Vergangenheit, sondern um die des frisch pulsierenden Lebens der Gegenwart handelt.

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart sind erschienen:

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. Billige Ausgabe. 12. Aufl. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

„Ich rechne dies Buch zu den besten Erzählungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche, die wir haben. Warmherzig ist dies Bild aus der Zeit der Rekatholisierung der Oberpfalz im Dreißigjährigen Krieg geschrieben. Aber nicht sentimental. Schlimm wär's, wenn man so etwas unbewegten Herzens erzählen könnte! Fromm ist's auch geschrieben, aber mannhaft fromm und nicht erbaulich-phrasenhaft. Vor allem aber: ich kenne sonst kein Buch, das uns die seelischen Leiden, mit denen die Evangelischen unter solchem Glaubenszwang zu kämpfen hatten, so glaubhaft geschichtstreu zur Wirkung brächte wie dies. Auch unter Sperls übrigen Romanen ragt Hans Georg Portner nicht unbedeutend hervor. Ausgezeichnete Familienlektüre für evangelische Häuser. Wenn auch andere es lesen wollten, — um so besser!"

Pastor Lic. Dr. M. Schian in der „Christlichen Welt".

Richiza. Roman. 6. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit. 5. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

Kinder ihrer Zeit. Geschichten. 4.—5. Tausend. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte. 5. Auflage. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts. Geheftet M 8 50, gebunden M 10.—

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Abel, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 22. Berlin, den 27. Mai 1911. 40. Jahrgang Band 79.

Blöcke.

Nicht eratische. Nein, leider. Sondern sie fliegen zusammen und aufeinander wie Spreu im Winde. Aber einerlei, er ist ein Tausendsassa, daß er das so fertig bringt. Keiner hätte ihm das angesehen: sieht er aus, wie ein Hexenmeister oder Zauberkünstler? Ein bißchen, so etwas hat er ja vielleicht an sich von außen, als hätt er sich der Magie ergeben, der magere Magister. Aber das ist doch nur sehr von außen, dies Aussehen. Wenn er sich fröstelnd die Hände reibt und aus einsamer Höhe auf seine Zeitgenossen herabschaut, etwas melancholisch und etwas mißtrauisch forschend, dann verliert er die mysteriösen Schrecken eines Mannes, an dessen Fäden wir samt und sonders hampeln. Er gehört nicht zu denen, in deren Nähe man sich Hampelmann fühlt. Abgesehen von den geborenen Hampelmännern natürlich, aber bei denen ist es ja Metier. Er liebt auch wahrscheinlich die Hampelei nicht. Daher wagt man sich ohne Furcht in seine Nähe. Denn selbst wenn er einmal zu kommandieren anfängt und das „Sammelt euch“ ausstößt, erwartet er sich ja selber nichts besseres, als daß wir alle auseinanderlaufen. Und doch sonderbar, gerade dann stößt man irgendwo mit einem zusammen, an den man gar nicht gedacht hatte. Schieben, wie der Berliner sagt? Nein, schieben kann er nicht. Er kann vielleicht Kegel schieben oder Minister, aber schieben schlechthin, Blöcke beispielsweise, das traut ihm keiner zu. Und doch, wie gesagt, sieht es manchmal so aus. Vielleicht sinds die Heinzelmännchen, die ihm helfen.

Als er zur Tür herein kam, war es ja gerade mit der Blockherrlichkeit vorbei. Alles sah sich nach ihm um und dachte, teils erleichtert, teils betrübt: Bei dem setzt kein Block an. Es gibt ja Naturen, bei denen nichts ansetzt. Zu gleicher Zeit hatten die Schwarzen und die Blauen von sich aus ein blockähnliches Ding hergestellt, dem eigentlich zum offiziellen echten und rechten Block der Blöcke nichts fehlte, als die Weihe von oben, das bißchen Taufwasser von Staats wegen. Nun gut, dachte die Welt, da er selbst kein blockerzeugendes Prinzip zu sein scheint, wird er sich voraussichtlich auf diese so bequem bereitete Gelegenheit setzen. Aber nein, das tat er nicht. Er setzte sich überhaupt nicht. Er blieb ganz einfach stehen, ohne sich nach einer Sitzgelegenheit umzusehen. Beängstigend lange stand er so, ohne sich zu rühren. Man fürchtete schon lebhaft für seine Stabilität. Denn mit aller Schlauheit geschickter Blockschieber suchte man ihm das schwarz-blaue Gebilde so raffiniert unterzuschieben, daß man in jedem Augenblick dachte: Nun knickt er um und sitzt drauf fest. Aber mit melancholischer Bewegung gab er dem Block jedesmal, wenn er ihm zu dicht an die Beine kam, einen sanften Schub und stand, wie vorher, aufrecht und nachdenklich. Es war alle Müh vergebens. Vielleicht hätte er sich erweichen lassen, wenn man dem schwarz-blauen Monstrum ein rosa-nationalliberales Furnier gegeben hätte, aber das fiel keinem ein. Und für die kraß rotschwarze Couleur bei der Wahlreform bedankte er sich, wie für den lebendigen Gottseibeiuns. Ergo er stand weiter.

Und nun über Nacht, welche Wandlung. Am andren Morgen trieben immer noch vom großen Schiffbruch her die hölzernen Trümmer zerbrochener Blöcke auf den Wassern. Da kam in die melancholische Gestalt am Ufer ein sanftes Leben. Sie winkte, eine Schar von dienstbaren Geistern stürzte sich in die Fluten, und nach einigem Schaukelspiel und Wellenplätschern begann sich ein Stückchen Treibholz zum andern zu finden, dies zum dritten, sie trennten sich wieder, um sich aufs neue anders zu gruppieren, und jeweilig gehorchten sie, ohne es zu wissen, dem Willen des Überlebensgroßen, der stille zuschaute, als ginge es ihn nichts an. Dabei aber trugen ihm die schwimmenden und wechselvollen Blockgebilde der Reihe nach allerhand schöne Sachen ans Ufer, die die dienstbaren Geister aus dem Meer geholt und ihnen aufgebürdet hatten. Ein Holz allein hätte nichts davon zu tragen vermocht, aber mehrere zusammen, und immer jedesmal die passenden, die trugens ganz gut. Ungeahnte Schätze wurden so von den eigentlich nach Menschenermessen rettungslos verlornen Gütern aufs Trockne gebracht, Güter, die, wie jeder glaubte, unbedingt zu schwer sein mußten für diese flüchtigen Blockgebilde, diese

Digitized by Google

Flöße des Augenblicks. Und dieses Treiben ist jetzt im rechten Gang. Man wird sich wundern, wieviel dabei am Schluß herausgekommen ist. Ideales und Handgreifliches.

Da ist beispielsweise ein Riesenballen, diffizil zusammengeschnürt und von kolossalem Gewicht, genannt Reichsversicherungsordnung. Sie wird getragen vom Block der Rechten, des Zentrums und der Nationalliberalen unter Abstoßung der Linken. Es war ein großes Kunststück, dies Gebilde zu bewerkstelligen. Denn die Sozialpolitik des Zentrums hat nichs gemein mit der der Rechten, und die Sympathie der Nationalliberalen war bei keinem der beiden andren. Aber es ist geglückt. Da war ein sehr gefährliches Ding, die reichsländische Verfassungsreform. Unter der brachen alle Blockversuche immer wieder auseinander, weil sie so scharfe Kanten hat und eine so unglückliche Gewichtsverteilung. Aber ist nicht der Block der Linken mit dem Zentrum und sogar den Freikonservativen doch zustande gekommen, unter Abstoßung der Rechten? Welch andres Gebilde. Und dabei wechseln sich beide oft am gleichen Tage ab. Da ist in Preußen das Feuerbestattungsgesetz, das wird getragen von einer noch sonderbareren Gruppierung, von Sozialdemokraten und Liberalen, Freikonservativen und sogar einigen Dutzend waschechten Konservativen. Abgestoßen wird hier neben dem Gros der Konservativen das Zentrum. Zu Beginn des Jahres ist in einzelnen Fällen sogar der alte Bülowblock in einem Augenblick der Vergeßlichkeit wiedergesehen worden. Bei andren Gelegenheiten wieder kommen die Gebilde nicht so zur Erscheinung, sind aber deshalb nicht weniger vorhanden. Z. B. in der Ostmarkenpolitik. Dort geht ausnahmsweise einmal der neue Kurs den Nationalliberalen wider den Strich und findet Billigung, mehr oder minder versteckt, bei Polen, Konservativen, Freisinnigen und Zentrumsleuten. Ja, gibt es überhaupt noch andre „Blöcke“ als die hier genannten? Anscheinend ist alles Mögliche und Unmögliche dabei vertreten.

Ist er also nicht ein Tausendsassa? Nun soll man erst einmal abwarten, was bei der Herbsttagung, wo noch so mancherlei „gerettet“ werden muß, was da sich alles bilden wird. Er kann, scheints, doch hexen. Oder, wie gesagt, die Heinzelmännchen helfen ihm, ohne daß ers weiß, und all dies fällt ihm in den Schoß, wie einem Hans im Glück (der ja übrigens zum Schluß doch mit leeren Händen dastand. Böser Vergleich). Das nämlich wäre interessant zu wissen: Ob ein System darin liegt, und was sich der Magister etwa dabei denken mag. Wechselnde Mehrheiten sind ja sehr nett, nur pflegt auf einem System der Systemlosigkeit kein langes Regiment zu wachsen. Nach kurzer Zeit hat er bei allen Parteien etwas auf dem Kerbholz, weil er die andern gegen sie vereinigte, und allen gegenüber erhält er gleichzeitig Verpflichtungen, weil ihm jeder irgendwann gegen einen andren geholfen hat. Einen Plan aber kann man schlechterdings in dieser wilden Flucht von Blöcken nicht entdecken, etwa das Hinstreben zu einer langsam herauszubildenden neuen und dauernden Regierungsmehrheit. Erstens ist das vor den Wahlen überhaupt unmöglich und dann sieht es auch heute noch nicht danach aus, als gehörte er zu den Leuten, die überhaupt ansetzen. Ist aber unter diesen Umständen das Geschenk der Heinzelmännchen nicht ein Danaergeschenk? Denn im selben Moment, wo er nach den Wahlen eine feste Politik einschlagen muß, werden sich die unvermeidlichen Gegner derjenigen Dinge erinnern, die er ihnen einst zum Tort getan hat. Erhalten z. B. die Konservativen das Ruder, dann wehe ihm, daß er die elsässische Reform gegen ihr Verbot gemacht hat. Also Preisrätsel: Was will er? Auflösung im nächsten Jahre — vielleicht. Vorläufig ins Stammbuch (mit Bleistift zum eventuellen Wiederausradieren) das Wort:

Von Blöcken, ewig wechselnden, getragen,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Der Kolonial- und Konsulargerichtshof.

Von Dr. f. Zadow,
Privatdozent an der Universität Greifswald.

Nachdem am 21. April v. J. vom Bundesrat der Entwurf eines Gesetzes betr. den Kolonial- und Konsulargerichtshof (Reichstagsdrucksachen, 12. Legislaturperiode II. 09/10 Nr. 400) dem Reichstag zur verfassungsmäßigen Beschlußnahme vorgelegt worden war, hatte der Reichstag am 25. April v. J. die Vorlage beraten und einer Kommission überwiesen, die vor kurzer Zeit ihre Sitzungen beendet hat.

Bisher konnte man wohl mit den beiden Instanzen in den Kolonien — Bezirksgericht und Obergericht —, die neben einem juristisch gebildeten Richter aus Laien bestehen, auskommen; da jedoch bei der seit kurzem begonnenen schnellen Entwicklung der Kolonien und bei der beständig wachsenden Zahl der weißen Bewohner, zumal in Südwestafrika und Ostafrika, diese Instanzen nicht mehr genügen können, so ist die Schaffung einer dritten Instanz, die nur aus Juristen besteht, dringend notwendig geworden. So nützlich auch die Mitwirkung von Laien bei den Bezirks- und Obergerichten ist: Bei dem geplanten obersten Kolonialgerichtshof, der, wie das Reichsgericht, in Straf- wie Zivilsachen als Revisionsgericht lediglich über Rechtsfragen entscheidet, ist sie durchaus ausgeschlossen; mit Recht bestimmt deshalb der Entwurf, daß ein Präsident und mindestens

Digitized by Google

neun andre Mitglieder auf Vorschlag des Bundesrats vom Kaiser zu Richtern ernannt werden, sofern sie in einem Bundesstaat die Befähigung zum Richteramt erlangt haben.

Die Zahl von zehn Mitgliedern, einschließlich des Präsidenten, erscheint durchaus nicht zu hoch bemessen; denn wenn auch der Geschäftsumfang des Gerichtshofs vorläufig noch ziemlich gering ist, so muß er doch mit einer größeren Zahl von Mitgliedern besetzt werden, da nach der Begründung des Entwurfs bei den vielseitigen Aufgaben des Gerichts tüchtige Richter aus allen Zweigen der Rechtspflege erforderlich sind.

Ferner erscheint die Zuziehung von Hilfsrichtern, ebenso wie bei dem Reichsgericht, unzulässig, und auch für Erkrankungen oder Behinderungen von Mitgliedern müssen Vertreter in genügender Zahl vorhanden sein. Da es durchaus wünschenswert ist, daß die Mitglieder des Gerichtshofs mit den Verhältnissen in den Kolonien und Konsulargerichtsbezirken aus eigner Anschauung vertraut sind, so würden sich vorzugsweise erfahrene Berufsrichter der Instanzgerichte in den Schutzgebieten zu Mitgliedern des geplanten Gerichtshofs eignen. Indessen wird sich eine solche Zusammensetzung des Gerichtshofs erst ermöglichen lassen, wenn die Entwicklung der Kolonien weiter vorgeschritten sein wird, da zurzeit so viele ältere Berufsrichter in den Kolonien nicht vorhanden sind und auch nicht auf einmal den kolonialen Instanzgerichten entzogen werden könnten.

Da infolge der zurzeit noch geringen Zahl der zu entscheidenden Sachen die Mitglieder des Gerichtshofs keine ausreichende Beschäftigung haben würden, so will der Entwurf diesen Verhältnissen entsprechend den Gerichtshof so zusammensetzen, daß die Mitglieder entweder im Hauptamt auf Lebenszeit oder, was einstweilen für die Mehrzahl vorgesehen ist, im Nebenamt, aber nur für die Dauer des von ihnen bekleideten Hauptamts ernannt werden. In der Begründung ist gesagt, daß es erwünscht sei, auch solche Beamte zur Mitarbeit heranzuziehen, die durch ihre nichtrichterliche dienstliche Tätigkeit in lebendiger Berührung mit den Rechtsverhältnissen in den Schutzgebieten oder in den Konsulargerichtsbezirken oder mit den internationalen Rechtsverhältnissen ständen. Es sollen also neben lebenslänglich angestellten Richtern auch Verwaltungsbeamte zu Mitgliedern des Gerichtshofs berufen werden, und zwar nur auf die Dauer ihres Amtes als Verwaltungsbeamte! Hierdurch werden aber diejenigen Grundsätze durchbrochen, die bisher in unsrer Prozeßgesetzgebung maßgebend gewesen sind; denn daß diese Beamten nicht im Besitze der erforderlichen richterlichen Unabhängigkeit sind, ist klar ersichtlich! Bildet es doch eine der stärksten Bürgschaften für die Unabhängigkeit der Gerichte, daß die Richter auf Lebenszeit ernannt werden, daß sie wider ihren Willen nur kraft richterlicher Entscheidung und nur aus den Gründen und in den Formen, die vom Gesetz bestimmt sind, aus ihrem Amte entfernt werden können.

Zur richtigen Würdigung der Bedeutung dieser Frage muß man die Zuständigkeit des neuen Gerichtshofes prüfen, welche sich darstellt als die Zuständigkeit eines unsrer ordentlichen Gerichte, nur mit dem Unterschiede, daß der Prozeß in den unteren Instanzen nicht vor einem Gericht im Reich, sondern vor einem Kolonial- oder Konsulargericht stattgefunden hat. Da die Zivil- und Strafprozesse, die vor dem Gerichtshof zur Entscheidung gelangen, an sich solche sind, welche der ordentlichen Gerichtsbarkeit unterliegen, so ist es an sich schon befremdlich, daß nicht alle Richter im vollen Besitz der richterlichen Privilegien sein sollen! Allerdings sollen einige Kautelen geschaffen werden, um ein Überwiegen des nicht richterlichen Elements zu verhindern: Die Mehrzahl, darunter der Präsident, muß nach § 5 auf Lebenszeit ernannt sein oder einem Oberlandesgericht oder einem Gericht „höherer Ordnung“ angehören; der letztere Begriff wird in dem Entwurf ebensowenig wie in der Begründung näher bestimmt. Wahrscheinlich handelt es sich um das Reichsgericht und die oberen Verwaltungsgerichte. Nach § 7 entscheidet das Gericht in einer Besetzung von fünf Mitgliedern, von denen mindestens drei im Hauptamt Kolonialrichter oder Richter „höherer Ordnung“ sein müssen. Diese Zahl ist von der Reichstagskommission unter Zustimmung der Regierung auf vier erhöht worden, so daß nunmehr bei den Entscheidungen nie mehr als ein Mitglied mitwirkt, das in der Verwaltung der Schutzgebiete tätig ist. Nun sagt § 6 des Entwurfs: „Die Vorschriften des Reichsbeamtengesetzes (Reichsgesetzblatt 1907 S. 245) über die Disziplinarbestrafung finden auf die Mitglieder des Gerichtshofs keine Anwendung. Die Enthebung eines Mitgliedes vom Amt kann nur unter denselben Voraussetzungen wie bei den Mitgliedern des Reichsgerichts stattfinden. Auf das Verfahren finden die Vorschriften der §§ 128 bis 131 des Gerichtsverfassungsgesetzes entsprechende Anwendung. Für die Versetzung der auf Lebenszeit ernannten Mitglieder in den Ruhestand gelten die für die Mitglieder des Reichsgerichts bestehenden Vorschriften.“ Die Disziplinarvorschriften, unter denen diese Verwaltungsbeamten stehen, sollen also nicht zur Anwendung kommen, soweit es sich um ihre Tätigkeit als Richter im Kolonialdienst handelt! Aber dadurch werden die Richter doch nicht vollkommen unabhängig gestellt, da sie als Verwaltungsbeamte den Disziplinarvorschriften doch unterstellt bleiben! Eine bloße Verfügung der den Richtern in dem Verwaltungsamt vorgesetzten Behörde, die sie im dienstlichen

Digitized by Google

Interesse in ein andres Verwaltungsamt versetzt oder eine im Disziplinarverfahren erfolgende Enthebung vom Amte hat auch den Verlust des Richteramts zur Folge, da sie nach dem Entwurfe nur für die Dauer ihres Amtes zu Mitgliedern des Gerichtshofs bestellt sind!

Etwas gemildert erscheint der Fehler der Zuziehung von Verwaltungsbeamten nach dem gleichfalls von der Regierung angenommenen Beschluß der Kommission, daß kein in der Verwaltung tätiges Mitglied mitwirken darf, wenn es sich um einen Rechtsstreit handelt, an dem der Fiskus des Reichs, eines Bundesstaats oder eines Schutzgebiets beteiligt ist. Die Begründung der Vorlage erwähnt es selbst, daß der Fiskus in Kolonialprozessen Partei sein kann und ist, und weist ferner auf die Streitigkeiten wegen der Bergwerksrechte in Südwestafrika hin, die nach der Begründung zu der Einbringung dieser Vorlage gerade wesentlich mitgewirkt haben. Wenn auch zuzugeben ist, daß es mit Unzuträglichkeiten verbunden ist, diese wichtigen Rechtsstreitigkeiten in letzter Instanz vor dem Oberverwaltungsgericht entscheiden zu lassen, so ist doch allgemein bekannt, wie groß das Interesse des Fiskus gerade an den Bergwerksprozessen ist! Da es deshalb äußerst bedenklich erscheint, Beamte des Kolonialamts oder des Auswärtigen Amts, die man in erster Linie im Auge hat, als Richter in höchster Instanz mitwirken zu lassen, so ist der Beschluß der Kommission zu begrüßen, nach dem diese Verwaltungsbeamten wenigstens bei Prozessen des Fiskus nicht mitwirken dürfen.

Immerhin müßte dringend dahin gewirkt werden, daß überhaupt die Ernennung von solchen Verwaltungsbeamten zu Mitgliedern des höchsten Kolonialgerichtshofs ausgeschlossen wird; denn diese Richter gewähren sicherlich nicht diejenigen Garantien, die man nach modernen Rechtsanschauungen als unentbehrlich für eine gerechte Rechtsprechung ansieht. Ein Gerichtshof, der auch nur teilweise nicht mit ordentlichen Richtern besetzt ist, wird nicht in gleichem Maße das gerade für ein Gericht höchster Instanz wünschenswerte Vertrauen des rechtsuchenden Publikums erringen können, wie ein Gericht, das nur mit ordentlichen Richtern besetzt ist! Gerade, weil die richterliche Unabhängigkeit im Entwurf nicht gesichert ist, sind ja noch vor kurzer Zeit dem Reichstage telegraphische Bitten von der Deutschen Vereinigung in Schanghai, aus Daressalam, vom Landesverband, von Interessenten des Handelsplatzes Kilwa zugegangen, mit dem Antrage, die Verwendung von Verwaltungsbeamten in dem geplanten Kolonialgerichtshof ganz auszuschließen. Der Grundsatz völliger Trennung von Justiz und Verwaltung darf nicht durchbrochen werden! Sicherlich ist es durchaus wünschenswert, daß die Mitglieder des Reichskolonialgerichts außer über die allgemeine Befähigung zum Richteramt noch über besondere kolonialrechtliche Kenntnisse verfügen und möglichst auch über die wirtschaftlichen Verhältnisse in den Kolonien aus eigener Tätigkeit in den Schutzgebieten unterrichtet sind. Will man aber, was aus finanziellen Gründen zunächst erforderlich ist, Richter im Nebenamte zulassen, so dürfen doch nur unabhängige Richter gewählt werden, zumal der Kreis der Persönlichkeiten, die vornehmlich zur Mitwirkung bei dem neuen Gerichtshof berufen werden, genügend groß ist, auch ohne daß man auf Verwaltungsbeamte zurückgreift; denn es brauchen doch nicht nur Richter, die ihren Amtssitz in Berlin oder in Preußen haben, zu Mitgliedern des Gerichtshofs im Nebenamt ernannt werden, sondern man kann auch Richter berufen, die in andren Bundesstaaten als solche tätig sind. Ohne Schwierigkeiten werden die verschiedenen Landesjustizverwaltungen den nicht in Berlin im Hauptamte tätigen Richtern die Möglichkeit gewähren können, an den Sitzungen des Gerichtshofs teilzunehmen. Sollte aber die Regierung auf der Zuziehung von Mitgliedern des Gerichtshofs bestehen, die zugleich ein Verwaltungsamt bekleiden, so muß wenigstens dringend dahin gewirkt werden, daß die Mitglieder nicht nur für die Dauer ihres andern Amtes zu Richtern des Kolonialgerichtshofs berufen, sondern daß ihnen beide Ämter auf Lebenszeit verliehen werden! Und dieser Gedanke ist durchaus nicht neu und ungewöhnlich, da schon in dem preußischen Gesetz über die allgemeine Landesverwaltung vom 30. Juli 1883 die Unabhängigkeit des Verwaltungsgerichtsdirektors und des zweiten berufsmäßigen Mitgliedes des Bezirksausschusses, die neben ihrer richterlichen Tätigkeit in dieser Behörde zugleich als Mitglieder der Regierung in Verwaltungsgeschäften tätig sind, in derselben Weise sichergestellt ist.

Schließlich erhebt sich noch ein schwerwiegendes Bedenken gegen den § 14 des Entwurfs, der folgendes bestimmt: „Durch Kaiserliche Verordnung können für bestimmte Schutzgebiete und in bestimmtem Umfange die Rechtsmittel

1. der Revision gegen die in der Berufungsinstanz erlassenen Urteile eines gemäß § 6 Nr. 6 des Schutzgebietsgesetzes in einem Schutzgebiet eingesetzten Gerichtshofes,

2. der weiteren Beschwerde gegen die von einem solchen Gerichtshof in der Beschwerdeinstanz erlassenen Entscheidungen mit der Wirkung eingeführt werden, daß für die Verhandlung und Entscheidung über diese Rechtsmittel der Kolonial- und Konsulargerichtshof zuständig ist. Es dürfte wohl richtiger sein, die Zuständigkeit des neuen Gerichtshofes hinsichtlich des Rechtsmittels der Revision und der weiteren Beschwerde gegen die Entscheidungen der Schutzgebietsgerichte „für be-

Digitized by Google

stimmte Schutzgebiete und in bestimmtem Umfange" nicht von dem Erlaß einer Kaiserlichen Verordnung abhängig zu machen, sondern eine gesetzliche Regelung dieses Punktes herbeizuführen, um zu verhindern, daß die durch Kaiserliche Verordnung eingeführte Zuständigkeit durch Kaiserliche Verordnung wieder beseitigt wird.

Mahler in memoriam!

Von Adolf Schreiber (Berlin).

Eine große Schar von Künstlern aller Arten und Richtungen steht trauernd um einen Entschlafenen, einen, der nichts mehr sagen wird — dem sie nichts gesagt — den sie kaum gekannt hat. Träumend ist er durchs Leben gegangen — allein. Verhöhnt — angefeindet und ungekannt — wie nur wenige. Kein Bund nahm sich des Schaffenden an. Niemand hatte den Mut, entschlossen für ihn einzutreten, die Welt eindringlich für ihn gewinnen zu suchen. Seine Lieder wurden nur als Kaviar, vermittelnd zwischen Speisen gereicht. Seine Symphonien als Orchesterwerke mit dem großen Apparat und den seltsamen neuen Schlagwerken aufgeführt. Wo sich schon der musikalische Mittelstand als Musik gerieren durfte — war Mahler nur der Sonderling, die Modesensation des Programms. Es liegt etwas Tragisches darin, daß ein Künstler nach seinem rein Menschlichen, Psychischen angesehen und beurteilt wird. Ist doch das Genie dieses Mannes etwas von seiner Psyche ganz Abgesondertes, etwas ganz Neues — Hinzugekommenes. Ein durch den Zeitgeist, die Bildung, die Entwicklung und den ästhetischen Sinn geläutertes neues, zweites Bewußtsein, das funkenartig zum Vorschein kommt, sich den Weg an die äußere Welt erkämpft und sich neben das äußere Wesen des Künstlers stellt, wie das Porträt neben das lebende Wesen, das, was schon da war, der psychische Mensch, der Rahmen, einer schematischen Form angepaßt, hilflos, schwankend, das Abstrakte aber ist der Werk gewordene Geist!

Also der Mensch Mahler, schmächtig, von einer hypernervösen Reizbarkeit, exzentrisch in seinem Wesen, eckig und hastig in seinen Bewegungen, konnte doch alle Fibern seines Körpers und Geistes beherrschen, sich als Künstler konzentrieren, alle seine geistigen Kräfte einem Ziele zuwenden und als Beherrscher seiner nervösen Instinkte andrer Menschen Willen unter seinen beugen. Und er hat sie alle gebeugt, und sie haben ihn alle geliebt. Das eben ist das Bezeichnende für jede Künstlernatur, daß sie nicht nur den Widerstand besiegt, daß sie auch die Bezwungenen zur Liebe, zur Bewunderung zwingt. Mahler war auf seinem Lebensweg von seinen Feinden soviel gehaßt wie bewundert. Er wählte den Beruf, der diese beiden Gefühle im schärfsten Maße entfacht. Der Operndirektor und Dirigent war der gefürchtete, gehaßte und von allen maßlos bewunderte Mann der Welt.

Zu Kalischt in Böhmen 1860 geboren, studierte Mahler an den Gymnasien in Iglau und Prag. In Wien dann mehr am Konservatorium als an der Universität. 1880 beginnt er seine Laufbahn als Theater-Kapellmeister in Hall, Oberösterreich, Angelo Neumann beruft ihn 1885 als ersten Kapellmeister nach Prag, wo unter seiner Leitung die Erst-Aufführung des Nibelungen-Ringes stattfand. Nach kurzem Aufenthalt in Leipzig kommt er 1888 als Operndirektor nach der ungarischen Hauptstadt. In welchem Zustande sich die Budapester Hofoper befand, erhellt am besten aus der Tatsache, daß achtzig Proben nötig wurden, um eine Aufführung der Walküre durchzusetzen. Nach fünf Monaten harter Mühe gelingt es Mahler, Reingold und Walküre zur Aufführung zu bringen; unter seiner Leitung wurden die Übersetzungen ins Ungarische durchgeführt. Aufforderungen zum Duell, Intrigen, unwillige Mitglieder, die Unkenntnis des Stils, alles zwang Mahlers suggestive Kraft und unbeugsame Energie. Drei Jahre seines dortigen Wirkens bedeuten die Glanzzeit der ungarischen Oper. Doch schon jagt ihn sein Wandertrieb fort. Unter Pollini wirkt er 1891—97 am Hamburger Stadttheater. Endlich 1897 der Höhepunkt seines Wirkens. Als Wiener Hofoperndirektor kann er das Gesamtkunstwerk Richard Wagners, in seiner Person vereinigend, zur Geltung bringen. Ein Dezennium seiner besten Kraft und voller Entfaltung seiner künstlerischen Ideen, seiner organisatorischen Fähigkeiten. Die Wiener werden die Ära Mahler nicht vergessen. Seine erste Tat war die ungekürzte Aufführung der Wagnerschen Tondramen. Nach den Prinzipien des Bayreuther Meisters gestaltete er die Vorstellungen wieder zu wahren Kunsterlebnissen. Der absoluten Reinheit des Kunstwerkes fielen alle persönlichen Eitelkeiten, der Einzelne mußte ein Teil des Ganzen werden. So hob er das Theater aus der gesellschaftlichen Sphäre wieder auf das Niveau der Kunstart empor und schuf Stunden des reinsten Genusses. Seine zweite Tat hieß: Mozart. Seine Don Giovanni-Aufführung trug ihm kein geringeres Lob ein, als das von Johannes Brahms. Besaß er als Musiker eine faszinierende Begabung für Plastik und für das elementar Musikalische, ergab er sich als Künstler ganz der Farbe, der Ausgestaltung des äußeren Rahmens, wie sie die Inszenierung, das Bühnenbild benötigt; seine bizarre Phantasie, sein fieberhaftes Herz waren seine Führer. In Professor Roller fand er den, mit gleichem Pulsschlag empfindenden, dämönisch phantastischen Geist. Der Geist E. Th. Hoffmanns lebte in diesen Männern

Digitized by Google

auf, als sie darangingen, Mozarts Don Giovanni als realistisch phantastisches Märchen auf der Bühne erstehen zu lassen. Ungeahnte Sensationen des Auges verschmolzen mit einer Stilisierung der Darstellung und einer an das Mystisch-Phantastische grenzenden Ausdrucksfähigkeit der Musik, ergab hier eine Mischung von Beardsley- und Vallotonschen Geistes, von Linie und Schatten, von Klang und Farbton.

Die Aufführungen von Figaro, Così fan tutte, der Entführung, Glucks „Iphigenie" als erster Versuch der Reliefbühne. Seine Neueinstudierungen, um nur die Hauptmomente hervorzuheben, Fidelio, Haydns „Apotheker", „die Opernprobe" von Lortzing, Smetanas „Dalibor", Bizets „Djamileh", Mozarts „Zaïde", und nicht zuletzt seine große Liebe Meyerbeer, „Hugenotten", den er in wahrer Pracht zur vollen musikalischen und szenischen Geltung brachte, und damit diesem Meister seinen rechten Platz in der Geschichte der Oper als absoluten Bühnen-Lyriker gab. Dies alles sind Merksteine für die ganze Opernwelt. Er wollte aber noch mehr. Unbeugsam, unfähig, den leisesten Druck einer Autorität über sich zu ertragen, schied er entzürnt von Wien, weil man ihm nicht blindlings folgen wollte. Es kommt eine Zeit, in der er seiner Natur untreu wird, er, der ehrlichste, uneigennützigste Mensch, das naiv kindliche Gemüt begibt sich auf die Jagd nach dem Dollar, vernichtet seine ohnehin schwankende Gesundheit, und wie ein Vogel mit dem Gefühl des Todes im Herzen den Flug in die wärmere Heimatszone antritt, rafft er sich zur letzten Reise auf, um in seinem geliebten Wien zu sterben. Unerreicht stand Gustav Mahler als Dirigent und reproduzierender Musiker da. Diese Macht ist nun gebrochen, vollendet. Wie spricht sich die Persönlichkeit Mahlers als schaffender Tonkünstler aus? Er selbst bezeichnet das musikalische Schaffen als letzten Ausdruck der unaussprechlichen Empfindung „Ich weiß für mich, daß ich, solange ich mein Erlebnis in Worten zusammenfassen kann, gewiß keine Musik darüber machen würde. Mein Bedürfnis, mich musikalisch sinfonisch auszusprechen, beginnt erst da, wo die dunklen Empfindungen spalten an der Pforte, die in die andre Welt hineinführt, die Welt, in der die Dinge nicht mehr durch Zeit und Raum auseinanderfallen."

Trotzdem er keiner von den Vielschreibern war, ist die Zahl seiner Werke nicht gering. Sehen wir ganz von den Erstlingswerken ab, (Oper „Die Argonauten", Kammermusik), so zählen zu seinen Jugendwerken, ein Märchenspiel „Rübezahl" mit eigens verfaßtem Text, die „Lieder eines fahrenden Gesellen", ebenfalls eigene Dichtungen, und die Ausarbeitung und Ergänzung der Skizzen von Webers nachgelassener Oper „Die drei Pintos" und „Das klagende Lied" für Soli, Chor und Orchester. In die Jahre der Reife des Künstlers gehören seine Symphonien, für die er sowohl die Dimensionen der Form als auch die Mittel des Ausdrucks zu erweitern, zu steigern suchte. Echt symphonische Dichtungen schuf er, die sein Ringen nach dem Ausdruck seines Innern darstellen. Das Ringen eines Geistes um eine eigene Sprache, eine individuelle ureigene Ausdrucksfähigkeit. Und dieses Streben brachte ihn hart an die Grenze des Absurden und der Sensation. Seine Schöpfungen, welche die uns Natur gewordene Grenze der Form verlassen haben, ohne uns eine Befriedigung gewährende andre Norm zu geben, wirken wie riesenhafte Musikbilderbogen, die in ihrer bizzaren Folge des Tragischen und Alltäglichen ein in reine Sphären erhebendes Genießen nicht aufkommen lassen. „Etwas Tragisches" — sagt Max Graf — „ist nach meinem Gefühl in dem Schaffen Gustav Mahlers, der stets nur das Gewaltigste, das Niederwerfende und Überwältigende schaffen wollte und durch das Kolossale seiner Entwürfe seine innere Erregung zu betäuben suchte, ohne die Befriedigung zu finden, die nur jenes Schaffen geben kann, das ein Stück Natur ist."

Symphonien nennt Mahler seine Schöpfungen, obwohl er sie eigentlich nach den realistisch geschilderten Vorgängen äußerlicher Geschehnisse und der Strophen, die er meist als Vokalsätze einstreut, symphonische Dichtungen nennen müßte. Mit Ausnahme der ersten Symphonie (1891) enthalten alle Vokalsätze. Die zweite (1895, Altsolo „Urlicht", aus des Knaben Wunderhorn) gelangte in Berlin 1895 unter Strauß teilweise, die drei ersten Sätze, und im Dezember desselben Jahres, unter Mahlers persönlicher Leitung, vollständig zur Aufführung, zwar großes Aufsehen, aber weniger Beifall findend, als die erste Symphonie, die Mahler 1896 zur Aufführung brachte. Gleichfalls Vokalsätze enthalten die dritte — bis zur letzten, achten, die im vorigen Jahre in München zur Aufführung kam, in der die Verarbeitung des Hymnus Veni creator spiritus und Bruchteile aus Goethes Faust zur Vertonung gelangen, nach dem Eindruck der Kritik in mehr monumentaler als ergreifender Wirkung.

Eine neunte Symphonie, die demnächst in der Universal-Edition erscheint, ein großes Chorwerk, mehrere Lieder mit Klavier, Gesänge mit Orchester. Ein Zyklus von Liedern nach chinesischen Dichtern, für Altstimme und Tenor mit Orchester, die zusammen „Das Lied von der Erde" betitelt sind und eine Symphonie bilden, befinden sich im Nachlaß, der von Bruno Walter geordnet und herausgegeben wird.

Sein Bestes gab aber Mahler doch in den kleinen Formen des Liedes . . . Als Lyriker zeigt ihn auch seine dichterische Begabung. Muten folgende Verse nicht wie ein Volkslied an?

„Ging heut morgens übers Feld,
Tau noch auf den Gräsern hing,
Sprach zu mir der lustge Fink:

Digitized by Google

Guten Morgen! Ei du, gelt?
Wirds nicht eine schöne Welt?
Zink! Zink!

uff.

Mahler, der geborene Lyriker, verleitet durch einen falschen Trieb ins Titanenhafte, spannte seine Flügel ins Unermeßliche, Chaotische und zwang seine zarten Saiten zum Stimmklang eines modernen Riesenorchesters.

Allein, verfolgen wir den lyrischen Faden in seinen symphonischen Gebilden, abstrahieren wir den vom großen Apparat geforderten Aufwand von Polyphonie und hören nur den Pulsschlag der melodischen Linie in den Adern pochen, dann gibt es keinen, der Mahlers Klängen widerstehen könnte. Die Entscheidung über die Fortwirkung seiner Werke brauchen wir nicht der Zukunft zu überlassen. Mahler hat die Technik der modernen Tonsprache ins Lyrisch-Alltägliche verpflanzt. Seine Verse, wie seine Melodien stehen hart an der Grenze von Schönheit und Alltag. Bald vergessen wir beim Anhören einer vulgären Melodie, wenn sie dem wehmütig-hellen Klang einer Trompete anvertraut ist, die Weihe und Sonderstellung der Kunst. Wie ein gesundes, frisches Landmädchen, braungebräunt, mit nackten Füßen und fröhlich in die Welt blickenden blauen Augen mutet uns diese Musik an. Im Alltag läßt sie uns die Welt schön und lebenswert erscheinen. Wollen wir dem Mädchen gram sein, daß sie nicht die feingeschnittenen Züge, nicht die langen schmalen Hände, nicht den Stimmungsgehalt des Wesens der Mona Lisa hat? Nein! Darum auch keine Zweifel an der Fortwirkung der Mahlerschen Muse. Frohgelaunt und optimistisch wird sie noch lange unter uns leben und uns erfreuen!

Die Flutwelle in Flußmündungen.

Von **Emil Brandt** (Hildesheim).

In einem früheren Aufsatz habe ich auf einen eigenartigen, bisher unerklärten und unerklärbaren Unterschied der Flutbildung an der östlichen Seite der Festländer gegenüber derjenigen an der Westseite der Festländer, insbesondere auf der amerikanischen und auf der europäischen Seite des Nordatlantischen Ozeans hingewiesen und zugleich eine neue Erklärung dieser auffälligen Verschiedenheit zu geben versucht, indem ich dabei von der Voraussetzung ausging, daß die herrschende Lehre über Ursache der Hebung und Senkung der ozeanischen Wassermasse — die Anziehung des Mondes und der Sonne nach dem Newtonschen Gravitationsgesetz — als richtig zugrunde gelegt werde.

Wenn die dort gegebene Erklärung denen, die auf dem Boden der herrschenden Lehre stehen, vielleicht als widerspruchsvoll und mit dem Gesetz der gegenseitigen Anziehung der Himmelskörper unvereinbar erschienen sein mag, so wird doch jeder, der mit den Gesetzen der Wasserbewegung einigermaßen vertraut ist, erkannt haben, daß ich keineswegs die gegenwärtige wissenschaftliche Theorie der Ebbe und Flut vorbehaltlos als richtig habe anerkennen wollen, sondern daß ich, während die herrschende Lehre bei der Erklärung der Ebbe und Flut von der Erde im Ruhestande ausgeht, in diese Theorie eine neue wirkende Ursache hineingebracht habe, die bisher von der Wissenschaft völlig unberücksichtigt gelassen war: die Bewegung des festen Erdkörpers in der Drehung um seine Achse.

Ich gehe bei der Erklärung von Ebbe und Flut von einer ganz andern neuen, rein mechanischen Bewegungstheorie aus. *)

In den früheren Aufsätzen habe ich auch darauf hingewiesen, daß die rätselhafte Verschiedenartigkeit in dem Verhalten der Flutbildung auf den Ost- und Westseiten der Ozeane nicht die einzige Fluterscheinung ist, deren Erklärung der herrschenden Lehre Schwierigkeiten bereitet, sondern daß es noch eine ganze Reihe andrer Erscheinungen gibt, zu deren Erklärung die Wissenschaft zurzeit nicht imstande ist. Indessen wird man, wie ich glaube, auf dem von mir eingeschlagenen Wege der Lösung des Rätsels wohl näher kommen.

Es ist hinreichend bekannt, daß in den Mündungen namentlich solcher Flüsse, die sich direkt in den offenen Ozean ergießen, die Flutbildung sich mehr oder weniger in besonderer Weise bemerkbar macht.

Eine der bekanntesten und berühmtesten Fluterscheinungen dieser Art ist diejenige des gewaltigen Amazonenstromes. Wenn die von der See herankommende Flutwelle, namentlich zurzeit der Äquinoktial-Springfluten den Widerstand des seewärts fließenden Stromwassers überwunden hat, erhebt sich plötzlich am Ausgang der Mündung eine bis zu 10 m hohe steile Wasserwand, die alsdann mit einer riesigen Geschindigkeit unter donnerndem Getöse den Fluß hinaufrast. Nur an den tiefen Stellen des Flusses senkt sich die Woge, erhebt sich aber aufs neue, sobald sie wieder flache Tiefen erreicht. Um diese Zeit müssen Schiffer, die sich auf dem Flusse befinden, sich in solche tiefen und geschützten Stellen zurückziehen, da ihre Fahrzeuge sonst von der tosenden Flut zerschmettert werden würden.**)

*) Gegenwart 1909 Nr. 10 S. 148 ff. „Das Problem von Ebbe und Flut."

**) Brünsicke. Flut und Ebbe. Norden 1895 S. 24 f.

Digitized by Google

Charakteristische Erscheinungen dieser Flutwelle sind ferner, daß sie, mauerartig die ganze Breite des Flußbettes einnehmend, mit breiter gradliniger oder nach vorn sogar konkaver (hohler) Front stromaufwärts läuft, also an den Ufern, wo sie brandet, vorauseilt. In der Mitte überstürzen sich die Wassermassen schäumend und tosend in der Art, daß die von der Spitze herabstürzenden Fluten stets von dem dahinter wieder anschwellenden Wasser ersetzt werden.

Von gleicher Mächtigkeit und Großartigkeit ist die Flutbildung in dem an der Ostküste Chinas mündenden Tsien-Tang-Kiang. Nach der anschaulichen Schilderung, die George Howard Darwin von dieser Erscheinung gibt,*) stürmt auch hier die Flut plötzlich mit einem bis zu 12 Fuß hohen Wasserwall in den Fluß hinein. Auch Darwin hebt hervor, daß auf der Vorderseite des Flutwalles das Wasser in Gestalt von Brechern sich überstürzt. Dieser ersten Flutwelle folgt bald darauf eine zweite, von ihm als Nachstoß bezeichnete Welle, die das Wasser um weitere 8 Fuß höher bringt. Während die Führer der chinesischen Dschunken dem ersten Ansturm der Flutwelle vorsichtig ausweichen, benutzen sie den schwächeren Nachstoß, um durch ihn rasch stromaufwärts zu gelangen; die Geschwindigkeit, welche sie dabei erreichen, wird auf 10 km in der Stunde angegeben.

Eine ähnlich heftige Flutbildung scheint auch in dem größten der chinesischen Flüsse, dem Yang-tse-Kiang, stattzufinden, da nach den Gezeitentafeln des Reichsmarineamts bei Langshan Crossing das Wasser nur drei Stunden steigt und neun Stunden fällt und in den weit von der Mündung entfernt liegenden Orten Kiukiang und Hankau die Flut noch auf 7 bis 12 beziehungsweise $11\frac{1}{2}$ bis 15 m steigt.

Auch die kleineren Flüsse des brasilianischen Guyama, besonders der Vincent-Pinçon, zeigen dieselbe Erscheinung, und ebenso ist an der Ostküste Afrikas in dem auf etwa 25° s. Breite mündenden Quaquafluß das gleiche Bild beobachtet worden.**) In letzterem Falle wird gleichfalls berichtet, daß die Neger dem Flutberg, dessen Herannahen sie im voraus wohl zu erkennen vermögen, sorgfältig ausweichen und außerdem die Vorsicht gebrauchen, ihre Boote hoch am Ufer zu befestigen, damit sie nicht von dem vorüberbrausenden Flutwall in die Tiefe gerissen werden.

Im Ganges (-Hugli) tritt die Erscheinung in großartigerem Maßstabe nur in der Regenzeit von Juli bis September auf, bei größtem Oberwasser und Springzeit.

Alle diese Flüsse, mit alleiniger Ausnahme des zuletzt genannten, dessen Mündungslauf von Nord nach Süd gerichtet ist, fließen in der Hauptsache von West nach Ost und haben ihre Mündung an der Ostseite der Festländer.

Bei den an der Küste Europas einmündenden Flüssen, die eine ähnlich rasche Bildung der Flutwelle aufweisen, läßt sich diese Erscheinung auch nicht annähernd an Großartigkeit, Heftigkeit und Plötzlichkeit mit derjenigen der vorgenannten Flüsse vergleichen. Die eigenartige Form des Flutwalles, die mauerartige Front der Welle wird hier völlig vermißt. Selbst im Severn, an der westenglischen Küste, wo die Erscheinung am stärksten auftritt, beobachtete Darwin im September 1897 bei Springflut keinen richtigen Flutwall, sondern nur eine Reihenfolge von stromaufwärts gehenden Wellen und ein schnelles Steigen des Wasserspiegels.*) Auch die Schilderung, die der vor einigen Jahren verstorbene Wasserbauinspektor Hugo Lentz zu Cuxhaven von der Flutbildung des Severn gibt,**) läßt die Ähnlichkeit mit einer gewöhnlichen, schließlich auf dem flachen Grunde sich überstürzenden und zusammenbrechenden Welle deutlich hervortreten.

An der französischen Westküste, wo man am ehesten ähnliche Erscheinungen erwarten sollte, zeigt in erheblicherer Weise nur die Gironde eine solche plötzliche Flutbildung; im Adour und in der Loire fehlt sie ganz.

Auch an der westafrikanischen Küste, bei den Zuflüssen des Gabun und im Kongo erfolgt das Steigen der Flut stets nur in langsamer Weise ganz allmählich.

Diese Verschiedenartigkeit in dem Verhalten der in die Flußmündungen eindringenden Flutwellen auf der Westseite der Ozeane gegenüber demjenigen auf der Ostseite muß doch wohl in der verschiedenen geographischen Lage ihren Grund haben. Jedenfalls ist sie so eigenartig und auffallend, daß sie den Gelehrten wohl zu denken geben könnte. Bei den Vertretern der heutigen Wissenschaft wird man aber nach einer Erklärung dieser Erscheinung vergeblich suchen, vielmehr hüllen sie sich ihr gegenüber in völliges Schweigen. Nur bei Darwin findet sich die leise Andeutung einer Vorstellung über die tiefere Ursache des Vorganges, die wohl der Wahrheit ziemlich nahe kommt. „Daher ist es die Erdrotation", sagt er in seinem Werke***) mit Bezug auf die Art und Weise, wie die chinesischen Schiffer den Nachstoß zur Beförderung ihrer Dschunken stromaufwärts benutzen, „welche die Barke aufwärts hebt, und indem wir die Flut in dieser Weise benutzen, verzögern wir die Erddrehung und machen den Tag unendlich wenig länger."

Das Wasser ist als eine der Erde lose anhaftende flüssige Masse von der Bewegung des

*) „Ebbe und Flut, sowie verwandte Erscheinungen im Sonnensystem." Deutsch von Agn. Pockels, Leipzig 1902 S. 51 ff.

**) Oskar Lenz in Petermanns geogr. Mitteilungen 1889 Bd. 35 S. 197.

*) a. a. O. S. 62.

**) „Flut und Ebbe." Hamburg 1879 S. 40 f.

***) S. 63.

Digitized by Google

festen Erdkörpers abhängig, d. h. es muß dessen Bewegung um die Erdachse mitmachen. Des weiteren ist zu beachten, daß jeder einzelne Punkt des festen Erdkörpers in Hinsicht auf die Stellung von Sonne und Mond einer Veränderung der Bewegungsrichtung unterliegt, insofern er einmal bis zur oberen Kulmination des Gestirns sich zu diesem hinbewegt, dann aber von der oberen bis zur unteren Kulmination von diesem sich wieder entfernt. Dieser Veränderung in der Bewegungsrichtung vermag das Wasser nicht sofort zu folgen, vielmehr widerstrebt es zunächst der neuen Richtung und muß erst allmählich durch die einwirkende Kraft der Erddrehung in dieselbe hineingezwungen werden. Die Folge davon ist, daß das Wasser nach Überschreitung der oberen oder unteren Kulmination hinter der Bewegung des festen Erdkörpers zurückbleibt, selbstverständlich nicht in dem Maße, daß es nunmehr völlig bewegungslos stehen bliebe — denn in diesem Falle müßte es ja mit der Umfangsgeschwindigkeit des festen Erdkörpers, d. h. unter dem Äquator mit einer Geschwindigkeit von mehr als 300 m in der Sekunde nach Westen rasen. Vielmehr bleibt das Wasser in Bewegung, behält aber im Verhältnis zu der Drehung der Erdkugel an den beiden erwähnten Punkten eine mehr tangentiale Richtung, als ob es infolge der hier am stärksten wirkenden Schleuderkraft sich von dem Erdkörper trennen möchte.

Es bedarf nunmehr wohl nur noch eines Wortes, um das Rätselhafte der oben geschilderten Fluterscheinungen sofort in einem andren und helleren Lichte erscheinen zu lassen.

Die Drehung der Erde erfolgt von West nach Ost. Was uns demnach an den Ostküsten der Festländer als Flutwelle entgegentritt, ist eine Rückstauwelle, während an der Westseite der Festländer, auf der Ostseite der Ozeane, die dort herankommende Flutwelle als eine freie, von ihrer ursprünglichen Entstehungsursache losgelöste Fall- oder Stoßwelle aufläuft. An der Westseite der Ozeane erfolgt die Bildung der Flutwelle durch das Vorrücken der Festlandküsten gegen das zurückbleibende Wasser, somit vom Lande her zur See hin, an der Ostseite umgekehrt von der See her zum Lande hin.

Die Bedeutung dieser Verschiedenheit der Wellenbildung für das Verhalten der Flutwelle liegt für jeden, der sich die Gesetze der Wasserbewegung klar zu machen weiß, ohne weiteres auf der Hand.

Das Zurückbleiben des Wassers gegen die veränderte Richtung der Erddrehung erfolgt zunächst nur langsam, so daß die aus den Flüssen kommende Strömung mit Leichtigkeit das Eindringen in die Mündung zurückhält. Im Verhältnis zu der Bewegung des festen Erdkörpers befindet sich das rückstauende Wasser im Stande der Ruhe, ist gewissermaßen auf seinem toten Punkte angelangt und entbehrt daher jeder eignen lebendigen Kraft. Erst wenn das im Rückstau befindliche Wasser vor der Küste außerhalb der Mündung sich in größerer Masse angesammelt hat, gewinnt es infolge seines Beharrungsbestrebens gegenüber der Flußströmung Überdruck. Die in den angesammelten Wassermassen allmählich aufgespeicherte Kraft bricht sich endgültig Bahn, und nunmehr rast die hohe, vor der Mündung angewachsene Wasserbank den Fluß hinauf, oder richtiger: der feste Erdkörper gleitet unter dem vor der Mündung aufgestauten Wasser hindurch.

Mit dieser Erklärung lassen sich alle die besonderen Erscheinungen, die eine solche Flutwelle nach den oben mitgeteilten Schilderungen ihrer Beobachter bietet, ohne Schwierigkeit vereinigen.

Wenn das Wasser in großen Massen sich vor der Mündung gesammelt hat und nur infolge seines Stehenbleibens in die Flüsse einbricht, so versteht sich ohne weiteres das Fehlen des bei jeder Welle sonst vorkommenden Wellentals sowohl auf der Vorderseite wie namentlich auch auf der Hinterseite des Flutwalles.*) Daher die stete Erneuerung und Ergänzung der zusammenbrechenden Welle durch die ununterbrochen von hinten her nachrückenden Wassermassen. — Die größere Reibung gegen den festen Erdkörper und das entgegenströmende Flußwasser am Fuß der Welle bewirken, daß hier das aufkommende Wasser weiter zurückgedrängt wird als auf der oberen Seite. Daher das Überschäumen der Welle von oben nach unten, von hinten nach vorn.

Das Voreilen des Wassers an den seichteren Stellen des Ufers, das allen Erscheinungen in Flüssen, wo die größte Stromgeschwindigkeit sich mehr oder weniger in der Mitte befindet, völlig widerspricht, erklärt sich dadurch, daß die in der Mitte des Flusses zusammengepreßte Flutwelle eine Gegenbewegung in dem seewärts gehenden Flußwasser findet und den größeren Reibungswiderstand in der dort stärkeren Flußströmung zu überwinden hat. Wie es möglich ist, daß vor den Mündungen der auf der Westseite der Ozeane einmündenden Flüsse das Wasser so lange und so hoch aufgestaut wird, ehe es den Widerstand der Bewegung des festen Erdkörpers bricht und als Flutwelle in den Fluß selbst eindringt, läßt nachstehende Schilderung vom Tsien-Tang-Kiang klar erkennen:**)

„Bei der Bamblu-Insel steigt der Wasserstand eine Stunde nach eingetretener Ebbe 3 bis $3^1/_2$ m in der Stunde an; zunächst ist noch keine eigentliche Sprungwelle bemerkbar, wohl aber ein schnelles Steigen, verbunden mit unregelmäßig sich kreuzenden Oberflächenströmungen (Kabbelungen). Bald aber wird die Welle zur mauerartigen Wasserkaskade, und diese Wasser-

*) Günther, Geophysik, 2. Auflage, Stuttgart 1899. II. S. 483.

**) Günther, a. a. O.

Digitized by Google

wand schreitet mit großer Schnelligkeit stromaufwärts fort, ohne ein Wellental hinter sich zu lassen."

Der ansteigende Meeresgrund hat das Bestreben, das zurückstauende Wasser in die veränderte Bewegungsrichtung hineinzuzwingen. Dabei wird das Wasser, wenn es gegen das Festland vorrückt, zunächst zurückgeworfen und trifft dann wieder mit den von der See her immer mehr nachrückenden Wassermassen zusammen. Der Wasserstand erhöht sich daher schnell und mächtig, bis er einen solchen Grad erreicht hat, daß die Meereswandung nicht mehr imstande ist, den Wasserschwall zurückzuwerfen, und nunmehr der hoch aufgestaute Wasserwall den Fluß hinaufrast. Das stets wiederholte Zurückwerfen des Wassers tritt in den oben erwähnten sich kreuzenden Oberflächenströmungen deutlich hervor.

Wenn mir vielleicht der Einwand gemacht werden sollte, daß doch auch der Ganges, obwohl er nicht auf der Ostseite des Festlandes mündet, eine ähnlich heftige Flutbildung zeigt, so muß ich dem von vornherein begegnen mit dem Hinweis darauf, daß die Mündung des Hugli in den nördlichen verengten Teil des Meerbusens von Bengalen geht, wo das Flutwasser der See stark zusammengedrängt wird, und daß die Flutbewegung in ihrer mehr westöstlichen Richtung zunächst an der Mündung vorbeilaufen wird und erst dann nach Norden in den Fluß hinein ausweicht, wenn sich genügend Wasser aufgestaut hat.

Ganz anders wie an der Ostseite ist an der Westseite der Festländer Bildung und Form der in die Flußmündungen eindringenden Flutwelle. Auf der Ostseite des Atlantischen Ozeans, sowohl an den Küsten Europas wie an derjenigen Afrikas, zeigt die Flutwelle in den Mündungen der Flüsse überall nur die charakteristischen Merkmale einer in freier Bewegung befindlichen Fall- oder Stoßwelle. Weder ein einziger mächtiger Flutwall, noch ein so plötzliches Steigen des Wassers ist hier zu bemerken.

Die auf der Westseite des Ozeans durch den Rückstoß der Festlandküste ausgelöste freie Welle überholt den festen Erdkörper in seiner Drehung um die Achse und erreicht das jenseitige Ufer mit einer ihr innewohnenden lebendigen Kraft, die von vornherein imstande ist, die Gegenströmung der Flüsse zu überwältigen. Überdies erfolgt der Abstoß des zurückgestauten Wassers auf der Westseite des Ozeans nicht auf einmal mit voller Macht, sondern langsam und allmählich, so daß auch auf der Ostseite des Ozeans das zurückgeworfene Wasser nur langsam und allmählich eintrifft. Daher geht auch das Steigen in den Flüssen nicht heftig und plötzlich vor sich wie auf der Ostseite der Festländer, sondern langsam und stetig, entsprechend dem allmählichen Herankommen des Flutwassers von der See her. Trifft wirklich einmal, wie im Severn, das Wasser etwas rascher vor dem Flusse ein, so daß die Mündung es nicht sofort zu fassen und aufzunehmen vermag, so zeigen sich unverkennbar die Merkmale auf flachem Grunde sich überstürzender und zusammenbrechender Wellen, die hinter sich ein Wellental zurücklassen und neue Wellen im Gefolge haben.

Man sieht: Wie bei dem früher besprochenen verschiedenartigen Verhalten der Hafenzeiten auf der Ostseite der Ozeane gegenüber demjenigen auf der Westseite — dort allmähliche Verspätung nach den Polen hin, hier nahezu Gleichzeitigkeit auf Tausende von Seemeilen — stehen auch bei dieser Fluterscheinung Ost- und Westseite der Ozeane in einem unverkennbaren bemerkenswerten Gegensatz. Ein Grund dafür muß vorhanden sein, und ihn zu finden, ist die Aufgabe jedes ehrlich forschenden Geistes. Kommt man dabei mit dem herrschenden wissenschaftlichen Dogma nicht zum Ziel, so muß man sich vom ihm zu befreien suchen, da die Vermutung dafür spricht, daß es auf fehlerhafter Grundlage aufgebaut ist. Ob und wie weit vorstehende Ausführungen dazu beitragen werden, auf dem Wege der wissenschaftlichen Forschung einen erheblicheren Schritt vorwärts zu kommen, glaube ich getrost der Zukunft überlassen zu können.

Der Prophet und die Tänzer.

Von **Robert Walter** (Niendorf).

Des Brunnens Perlenwasserstimme sang
in den vertönenden Tag. Aus greller Stadt
entwich der Werkellärm und schwang
sich flügelschreckig in die Ölbaumwälder.
Verliebte Paare, braungeglühte Burschen
und junge liebeslüsterne Weiber, schlank
wie Rehe, jagten über die Felder.
Vor ihnen eine Flöte: toi . . züü—ie . .
züie . . züü—ie . . . die Hänge erklimmend,
hüpfend und schwebend . . und verschwimmend
im silbernen Gesang der Wasserstimme . .
züie . . züü—ie . . toitoi . . zü—ie . . .

Am Brunnenrand zerbrach der schwärmende Reigen,
und kreischendes Lachen, freche Worte flogen
wie Pfeile in das Ohr des Schlummernden,
der seine Seele zwischen Wunsch und Schweigen
gottnahe wiegte. „Weißbart! Kahlschädel! Strolch!
Du ewiger Jude! graues Götzengesicht!
ho, auf! tanz dir die Knochen warm zur Nacht!"
Und eine Stimme, blendend wie ein Dolch,
zerschnitt das Spöttergeschrei: „Schweigt . . zerrt ihn nicht
vom schwindelnden Turm des Traums . . . er ist
der Prophet!"
Gelächter fraß das Wort und spie es aus:
„Ha, der Prophet! ein kleiner Gott! Zeus blitzt!
nichts Menschlicheres als ein Gott, der schwitzt!
Ein Gott — ein Narr! wer jagte ihn von Haus?"

Digitized by Google

Und wieder die Stimme . . funkensprühend . . stahlhell:
„Er ist . . der Prophet!“
Schwer stand er aufrecht, furchtbar und voll Frieden
als käme er vom Grab . . Und seine Blicke schwammen
gleich dunklen Vögeln in das Licht des Abends.
Und schreckend vor ihm stob die Schar und warf
mit Worten aus der Ferne wie mit Steinen:
„Rate uns, Rätselrater! Gaukler! Handle
uns Weisheit ein! Geht nicht zu dicht, sein Fell
heckt Läuse! Pack dich, Tier! Nein, er soll tanzen!
er soll uns tanzen lehren! Knochensack!
Er soll uns lieben lehren.“ „Er ist . .
der Prophet!“
„Er soll uns Märchen deuten, Sprüche sagen!
Geschichten ersinnen! Dirnengeschichten
von der Lust der Leiber, vom Spiel der Lenden!
der selbstbesiegte Götze! Er soll uns klagen,
wie alle Lüsternen auf ihn verzichten,
wie seine Frömmigkeiten ihn elend plagen
und alle Liebe ihn narrt!“
„Liebe — ihr Liebenden?!
weg von der Liebe mit euern Mäulern und Händen!
Ihr zerrt sie in den Schlamm, ihr meuchelt sie!
speit sie voll Geifer! werft ihr Lichtgewand
um eure nackte Brunst! Ihr Tempelschänder!
Gottmörder ihr! verzückt rasende Tiere!
Gewürm!“ So schlug die Stimme des Propheten
und traf des Spottes Stirn . . doch hurenfrech
kreischte der Spötter Lachen auf: „Ho, Filzbart!
sickernde Tränendrüse, dörre Lende!
zeig uns die Liebe! schenk das goldene Bild!
Schließ uns den Tempel auf, wir wollen beten!
Entzünde uns, wir möchten lohe Brände
und große Lichter werden! Zeig es uns,
wie man die Liebe meistert und erfüllt!“

Und dunkel, wie der Wind vom Meer, erhob
sich des Propheten Stimme: „Als die Jugend
in meinen Adern klang, erbeutete
mein Herz ein gliederseliges Mädchen, das
einsam auf den Gazellenbergen wohnte
. . nahe den Wüsten. Eine Nacht schlich ich
hinauf und klopfte an das Tor . . leise:
„Mirjam . . tu auf!“ Ich lauschte . . Wunderlich
kam ihre Stimme . . wie blind . . tastete sich
scheu an mein Ohr: „Wer bist du?“ „Ich — ich
bin es!“ . . Nähe und Ferne — eine brausende Stille.
„Du bist es . . ach — du . . dich kenne ich nicht . .“
Gelähmt sank ich auf ihre Schwelle, klopfte
mir meine Finger blutig, bettelte
dürstend um ihren Leib, von dem der Tau
der Liebe segentriefend tropfte. Schweigen . .
worttotes Schweigen . . Meine Lippen lallten
Verheißungen und Bitten. Hoch im Blau
versanken Sterne. Meine Fäuste krallten
den Schmerz aus schwarzer Erde . . Schweigen . . endlos . .
Und hart beladen mit dem Schmerz schleppte
ich mich, ein dumpfer Büßer, in die Wüsten . .
Und sieben glühende Tage, sieben eisige
Nächte würgten an meinem Schmerz, bis er
sich wandelte zum Auferstehungsweinen
und zum Erlösungslächeln und mich bergwärts
zum Tore meines Paradieses trug.
Wieder erbebte ich und lauschte . . klopfte:
„Mirjam . . tu auf . . Mirjam!“ Und wieder . . wunderlich
kam ihre Stimme . . wie blind . . tastete sich
scheu an mein Ohr: „Wer bist du?“ Selig rief ich:
„Du bin ich . . Du! Ich bin es nicht mehr, Mirjam!“
Aufklang das Tor . . und strahlend nackt erstand sie
vom Dunkel . . armebreitend . . meiner Liebe
Göttin . . im Mond, der seine lilienweißen
Brücken des Lichts von Berg zu Berge schlug . . .
. . Ihr Liebenden, deutet ihr mir die Liebe?
Schweigsame ihr, was horcht ihr in euch selbst?
Mögt ihr nicht tanzen, glühende Tänzer?
Berauschte eurer eignen Melodie?“

Ein Murmeln wie aus felsverhangenem Wasser
antwortete. Ein zages Lächeln stand
auf einem Antlitz, glitt zu einem andern,
erwachte hier, beglänzte dort . . und schwand.
Ein Lachen kicherte . . und sank in Stille
gleich eines kleinen Vogels Stimme, die
im Laub erstickt. Und tiefberuhigt sprach
ein Mund: „Meister, ich hab dich verstanden.“

„Propheten staunen, Gottberufene schweigen.
Du Herzensruhiger, du Einziger von allen,
die meine Worte fühlten . . willst die Liebe
verstehen?“ lächelte der Seelendeuter.
Inwendiglich kehrte er seine Augen
und schwieg minutenlang . . dann hoben sich
wieder wie Vogelflüge seine Worte
und schwammen aus dem schattengrauen Abend:
„Und ich verließ Mirjam, weil ich am Weibe
mich selbst verlor und schritt über den Kamm
der Berge . . Gott war im Gewitter über mir . .
Ich hob die Stirn zu Gott. Sein Atem blies mich
zum Staub: „Wer bist du, Mensch?“ Im Donner grollte
des Weltalls Ruf. Und schauernd gab ich Antwort,
wie ich es wußte: „Du bin ich!“ Da stieß mich
die fressende Flamme in den Grund und rollte
Lasten der Ohnmacht und Verzweiflung
auf meine Seele. Wie ein armes Tier
. . zum Tier gemacht! . . kroch ich auf Händen und Füßen
abwärts zu Menschen, nieder in das Elend,
hinab in Wahnsinn . . und mein dumpfes Büßen
jagte mich in die Wüsten zu den Tieren . .
O sieben ewigkeitenlange Jahre!
Ich fraß und brüllte, kroch auf allen Vieren,
biß mich mit den Hyänen um das Aas
der toten Vögel und Gazellen . . fraß
die stinkenden Knochen blank. Ich leckte
hungergepeitscht des Todes Rippen . . schmeckte
und spürte doch das Leben, das unsagbar
und unergründlich selige! Ich sah
die Sterne, fühlte meinen Herzschlag, horchte
den Liedern meines Bluts, begriff in mir
Abgrund und Gipfel, Schöpferlust und Wandel,
ahnte den Ewigen in wandernden Winden,

Digitized by Google

den Thronenden über mir, den Herrlichen
der andern Welten und der sieben Himmel,
ich Tier, ich armes Tier . . Da kam die Gnade.
Wie Hauch von Rosengärten kam sie, wie
ein klingend Saitenspiel der Lust, darin
des Gottes Stimme sang: „Wer bist du, Mensch?"
Im Sande brannte meine Stirn, und schluchzend,
aufschluchzend aus dem Grabe zur Erlösung,
knieend in Strömen ewiger Liebe, weinte ich . .
und ward ein Kind in meinem heiligen Weinen:
„Ich bin es, Herr . . nur ich . . Staub Dir und Abscheu!"
Wie atmete ich Liebe! wie erwuchs ich,
Blumen und Bäumen gleich, zum hellen Licht!
aus dürrer Wurzel aufrecht . . hoch empor!
vom Tier zum Menschen wieder . . über mich
hinaus . . von unsichtbarer Hand gehoben!
ein Ahnender zum tiefsten Wunder: Liebe . ."

Des Brunnens Perlenwasserstimme tönte
ins Schweigen, das die dunkle Erde füllte.
Langsam schritt der Prophet. Groß wie ein Felsen
lebte seine Gestalt im blassen Himmel.
Rätselhaft baunte sich sein Schritt. „Tanzt!" rief er.
Sein Arm rührte der Erde klare Glocke.
Und wieder wandelte sein Fuß . . und wieder
hielt er. Sein Ruf schien lichtgeläutert: „Tanzt!"
Starr standen, die im Lauschen sich gewandelt.
Weit trat er in den Glanz des Himmels ein,
nahe sein Arm den ersten funkelnden Sternen,
und sein Frohlocken schwebte zwischen Himmel
und Erde auf und nieder: „Tanzt . . ihr Liebenden!"

. . Da klang die Flöte in des Brunnens Spiel.

Lanx satura aus Bayern.

Ein wenig beachtetes Ergebnis ist aus dem neuesten Generalbericht der bayerischen Sanitätsverwaltung zu schöpfen. Infolge der steten Mehrung der Molkereien und Käsereien verschwinden Milch und Milchprodukte immer mehr aus dem ländlichen Haushalt, um unzureichenden Ersatzmitteln Platz zu machen. So stellt der Amtsarzt von Ebersberg (bei München) einen starken Rückgang der Ernährung fest, „da die Milchverwertung derart intensiv ist, daß trotz der hohen Produktion von ca. 30 Millionen Litern eine Verwertung im Haushalt bereits kaum mehr in Frage kommt". In Neumarkt „bewirkt die fast gänzliche Ausschaltung der Vollmilch eine Unterernährung der ohnedies schwächlichen Kinder"; in Weißenburg i. B. ersetzt „Alkoholkonsum als Zwischenmahlzeit die frühere Milchsuppe"; in Krumbach wird „sogar in den besten Bauernhäusern statt Butter Kunstfett verkocht, den Kindern statt wie früher Butterbrot oder Milch jetzt Zichorienbrühe oder Bier gegeben". Der Amtsarzt von Lindau führt den Rückgang der Militärtauglichkeit (durchschnittlich nur 42 % Taugliche gegen 60 % im Jahre 1902) vorwiegend auf Unterernährung infolge Ausschlusses der Milchnahrung zurück. Anderswo wird auf die Verwendung der Kinder zu harten Arbeiten hingewiesen die infolge der Unterernährung eine Zunahme der Wirbelsäulenverkrümmung und der Verbuckelung und seitlichen Verkrümmung der Wirbelsäule nach sich zieht. Der amtsärztliche Bericht von Mindelheim sagt:

„Mit Zunahme der Dampfmolkereien und Käsereien verschwindet bei den Kleinsöldnern auch der letzte Tropfen Milch ohne Rücksicht auf den Bedarf für die heranwachsende Jugend, die Säuglinge und die Armen, für welche die Mischmilch aus den Molkereien um 15 Pfg. pro Liter zurückgekauft werden muß; außerdem erhalten die Säuglinge Mehlbrei, die übrigen Kinder statt Milch Wassersuppen, sogenannten Kaffee oder Brei. Der Milchmangel verschlechtert die Säuglingsernährung, begünstigt im zweiten bis fünften Jahre Rachitis, bei den Adoleszenten (Heranwachsenden) Zurückbleiben des Knochenwachstums, bei den Älteren Nachlassen der Widerstandskraft gegen Schädlichkeiten."

Diese Berichte werfen ein grelles Licht auf die Ernährung der Bevölkerung und machen die auffälligen Aushebungsergebnisse in vielen ländlichen Bezirken verständlich. Trotzdem gehört zu den stehenden Artikeln der Agrarier die Forderung nach einem Einfuhrzoll auf Milch, obzwar jetzt schon die Milchproduktion sich häufig als unzureichend erweist, namentlich im Hinblick auf die fabrikmäßige Ausnutzung der Milch im Großgewerbe. Es wird Sache der bayerischen Regierung sein, beizeiten nach dem Rechten zu sehen. —

Eine liebliche Blüte des Geschäftskatholizismus wurde jüngst aufgedeckt; ein „unter Diskretion" versandtes Zirkular des Ettingerschen Verlages (Würzburg) gewährt einen überraschenden Einblick in den Großbetrieb des katholischen Kirchenbettels, vor dem in neuerer Zeit kein Haus mehr verschont bleibt — beim Bettel ist man nämlich paritätisch —; dabei ist die Aufmachung derart, daß feinfühlende Menschen dieser frommen Erpressung gegenüber machtlos werden.

Besagte Firma besorgt die ganze Arbeit, den Versand der Briefe &c.; der Auftraggeber braucht nur das Begleitschreiben zu redigieren; aber auch hier steht die geschäftskundige Firma zur Seite. Eine beigelegte „Interimsrechnung" verrät die Geschäftsgeheimnisse.

Der Mindestbetrag der zu versendenden Briefe ist auf 100000 festgesetzt; jeder Sendung werden 8 Ansichtskarten beigelegt (als Köder bzw. point d'honneur). Die Kosten belaufen sich also:

1. Für die Sendung der 100000 Briefe an sich	9315,— M.
2. Für Postanweisungsformulare	500,— „
3. Für Porto	3000, „
Summa .	12815,— M.

Davon sind zu zahlen:

1. Bei der Erteilung des Auftrages . .	4657,50 M.
2. 14 Tage vor dem Versand	3500,— „
3. Nach dem Versand von den eingehenden Geldern	4657,50 „
Summa .	12815,— M.

„Erfahrungsgemäß dürfte", heißt es weiterhin, „gerechnet werden, daß nach Abzug der Kosten pro 100000 Sendungen 20000 M. einkommen." Nun rechne man aber noch hinzu, was die katholischen Wohltäter an Porto, Zustellungsgebühren, Kuverts u. dgl. aufwenden, und bedenke, daß von den eingegangenen 20000 M. fast die Hälfte den Spesen zufällt, d. h. dem eigentlichen wohltätigen Zweck nicht zugeführt werden kann. Vielleicht öffnet diese nützliche Aufstellung so manchem die Augen vor — Wohltätigkeitshyänen. Menippus.

Randbemerkungen.

Böses Treiben.

Weil eine Clique Unzufriedener, deren es überall und immer in der Welt gibt und geben muß, die Marokko-

Digitized by Google

frage benutzt hat, um im Stile der Offiziösen eine Art Wiener Welt am Montag gegen die Berliner Politik zu hetzen, sind einige grobe Gesellen bei uns mit schwerem Geschütz aufgefahren und haben einen Rüpeltanz auf dem deutsch-österreichischen Bündnis aufgeführt. Rüpel wird es auch überall und immer geben. Aber es ist schwer zu bedauern, daß man ihrem Treiben durch die gebührende Nichtachtung leider nur wenig anhaben kann. Mit historischen Reminiszenzen schlagen sie drein: das ungetreue Habsburg, notorische Unverläßlichkeit der Wiener Diplomatie, Dank vom Hause Österreich. Wie kindisch ist das. Als ob heute ernstlich sich warnen ließe vor Zuständen, die wohl früher als Zeichen der Korruption aller deutschsprachlichen Länder besonders am zentralen Wiener Hof bestanden, aber heutzutage schlechterdings keine Basis mehr haben. Das Österreich Aehrenthals ist ein andres als das vor hundert Jahren, wie das heutige Deutschland ein andres ist. Politische Notwendigkeit hat den Zweibund geschaffen. Politische Notwendigkeit hält ihn auch zusammen. Gewiß ist allgemach etwas reichlich viel von der „Nibelungentreue" geredet worden. Solches Wort kann große symbolisierende Kraft haben, aber man darf es nicht zu Tode hetzen. Denn wie Figura zeigt, ist die Welt cupidus rerum novarum. Gerade den Alldeutschen lag damals der „Nibelungenrummel" vorzüglich, war ganz nach ihrem Stile, aber ihr phrasendurstiges und von Phrasen ernährtes Herz braucht Abwechslung. Wenn sie nicht in der Steigerung liegt, so halt im Umschlag, wie's trefft. Daher fühlen sich diese Musterexemplare politischer Reife jetzt gedrungen, scharf zu machen gegen den Verbündeten, — aus purer Langeweile, oder weil ihnen der Wind aus Marokko vorläufig die Segel nur mangelhaft füllt. So hetzten sie denn weiter. Das Dementi sei zwar erfolgt, aber nach ihrem Geschmack nicht begeistert genug. Es werde schon an der Sache etwas dran sein: auf deutsch: Wien fühlt sich ärgerlich beunruhigt durch unsre Marokkopolitik und bedankt sich dafür, in die Gefahr gebracht zu werden, die Nibelungentreue seinerseits zu üben. Das hört sich dann in der Tat grauenhaft undankbar und verräterisch an, und so ist Mißtrauen gesät, wo noch bis vor kurzem seltenes Vertrauen bestand. Um das Maß der Wirkung vollzumachen, beginnen dann plötzlich „weitere Kreise" zu zweifeln, ob man sich nicht auch von Kiderlen-Wächter zuviel versprochen habe. Ja, das kommt ganz darauf an, was man sich von ihm versprochen hat. War's etwas Dummes, dann kann's schon sein, daß die Enttäuschung sich bereits jetzt einstellt. Denn es wäre allerdings falsch, sich von ihm einer alldeutschen Radaupolitik mit Tamtam und jedesmaliger Voranzeige in der Rheinisch-Westfälischen zu gewärtigen. Was erwarten denn eigentlich diese Leute im jetzigen Stadium der Marokkofrage von ihm? Uns scheint, das Beste, was er tun kann, ist, daß er den Alldeutschen am allerletzten erzählt, was er etwa zu tun gedenkt. Stumm, aber nicht untätig warten, ist seine Aufgabe, solange die Franzosen selber noch nicht klar sehen, was sie wollen, und wieweit die Tragweite ihrer Aktionen geht. Deswegen war es bereits ein Unsinn, in der offiziösen Erklärung der Rossija, über Deutschlands und Rußlands Zutrauen zur französischen Loyalität einen deutschen Rückzieher zu erblicken. Herr v. Kiderlen hat ein Mal in der Norddeutschen Allgemeinen gewisse unzweideutige Zukunftsansichten verraten. Das mußte genügen. Wenn sobald nachher schon die ungläubigen Thomasse schwarzes Unheil wittern, weil sie nicht alle Tage ein handgreifliches Kraftpulver ähnlicher Art versetzt bekommen, was kann er dafür? Und Österreich? Mag gerne sein, daß den Wienern ein neuer Marokkoskandal nicht paßt. Ist er uns denn ein Festessen? Und wollen die Wiener nicht das Recht haben, wie alle andren, wir eingeschlossen, es getan haben, zunächst zu kalmieren und festzustellen, daß noch kein casus belli vorliege? Wer sagt zudem, daß wir in Marokkosachen Österreichs Hilfe erbitten? Sind wir nicht selber Manns genug? De Dank für die Nibelungentreue, wendet man ein. Da muß man doch einmal gründlich feststellen, daß wir, was wir bei der Orientkrise taten, nicht um Dankeswillen getan haben, sondern aus politischen Gründen des eigenen, des österreichischen wie des allgemeinen Interesses. Wer davon den Vorteil gehabt hat, ist Nebensache. Hat man nicht übrigens vielfach gehört, wir hätten ja weit mehr politischen Gewinn im nahen Orient daraus gezogen als Österreich selber? Und endlich soll man sich überhaupt genieren, Dank zu verlangen und immerfort davon zu reden. Aus alledem geht so klar wie der Tag die gänzliche Ungehörigkeit des ganzen Klatsches hervor. Aber gleichzeitig seine große Gefahr. Denn Vertrauen ist schwer wahrhaft zu begründen, aber leicht, auch nur durch Lüge zu zerstören. Solcher Klatsch ist nicht nur taktlos, sondern ein Verbrechen. W.

* * *

Der Schrei nach dem Hofmarschallamt.

In der dieser Tage von Kulturkonservatismus triefenden Kreuzzeitung findet sich ein entrüsteter Appell an das Gewissen der mitteldeutschen Regierungen. Da hält irgendwo ein Hofbarbier den Simplizissimus, angeblich, weil der Staatsanwalt (!) nach ihm verlangt, und treu-kulturkonservative Gemüter müssen sich blutenden Herzens blutige Kratzer ans Kinn rasieren lassen — im Anblick des blutigrotesten aller sogenannten Witzblätter. Ist denn kein Hofmarschallamt da, stöhnt es in der gottesfürchtigen Kreuzzeitung, der einen Hoffriseur daran erinnert, daß ihm sein Titel gewisse Verpflichtungen auferlegt? O, es gibt hie und da noch schreckliche Zustände in der Welt. W.

* * *

Die britische Reichskonferenz.

Wäre doch der kanadisch-amerikanische Vertrag erst nach der „Imperial Conference", die am 22. Mai dieses Jahres begonnen hat, zustande gekommen! Dann ließen sich auf sie noch einige bedeutende Hoffnungen setzen. Die Anhänger eines „konstruktiven" Imperialismus könnten den Anstand wahren und noch einmal die Idee eines allbritischen Zollvereins in lockenden Tönen preisen. Jetzt hat ihnen Kanada das Konzept gründlich verdorben. Das fühlte Kanada wohl auch und ließ in der zugleich mit der Tagesordnung der Konferenz veröffentlichten Korrespondenz des Mutterlandes mit den Kolonien deutlich merken, daß ihm wegen schlechten Gewissens die Notwendigkeit seiner Beteiligung höchst peinlich sei. Nach den Gegenständen gefragt, die es besprochen haben möchte, hat es bescheiden geantwortet, es habe keine besonderen Wünsche, werde sich aber an der Diskussion über alles beteiligen, was von andrer Seite vorgeschlagen werde. Indessen haben auch die übrigen Kolonien recht wenig Lust gezeigt, die Tagesordnung durch Vorschläge zu bereichern. Man wußte überall im voraus, daß das Mutterland auf der Konferenz eine schlechte Figur abgeben werde, und besaß Zartgefühl genug, um ihm nicht unnütz mehr Unannehmlichkeiten auf der Konferenz bereiten zu wollen, als sich schon ohne weiteres aus den Verhältnissen von selbst ergaben. Besonders auffallen mußte es, daß auf der Tagesordnung nichts steht, was mit der Tarifreform unmittelbar zusammenhängt und in der Korrespondenz zwischen Mutterland und Kolonien nur ein einziges Mal von den Vorzugszöllen die Rede ist. Und diese einmalige Erwähnung geschah, als die südafrikanische Regierung am 20. Januar nach London telegraphierte, daß sie auf der Konferenz den Vorschlag diskutiert wissen möchte, „das System der Vorzugszölle, die gegenwärtig Großbritannien von den überseeischen Besitzungen gewährt werden, durch ein System der Geld- und Dienstleistungen an die Reichssee- und lokale Verteidigung zu ersetzen". Am 10. Februar wurde dieser Vorschlag bereits zurückgezogen. Gewiß hatte sich General Botha inzwischen überlegt, daß es für die grüne südafrikanische Union vorläufig doch etwas riskant wäre, das alte ehrwürdige Mutterland in einen so bedeutenden Konflikt zwischen kleinenglischer Profitsucht und großbritischem Gemeinsinn zu versetzen.

Digitized by Google

Auf der letzten Reichskonferenz war Australien durch Deakin, die Kapkolonie durch Jameson vertreten; das waren zwei leidenschaftliche Fürsprecher einer allbritischen Zollunion. Heute entsendet das Commonwealth von Australien Herrn Fischer, den Führer der australischen Arbeiterpartei, und die Kapkolonie wird als Teil der neugegründeten südafrikanischen Union durch General Botha mitvertreten; diese beiden aber sind keine Männer nach dem Herzen H. St. Chamberlains.

Die Konferenz muß sich im wesentlichen damit bescheiden, über Dinge von nebensächlicher Bedeutung zu beraten, z. B. über eine einheitlichere Regelung der Gesetze und Bestimmungen für die Schiffahrt, billigere Kabeltarife usw. Jeder ernsthafte Versuch, in Fragen erster Ordnung eine Entscheidung herbeizuführen, würde unüberbrückbare Gegensätze zwischen den Interessen des Mutterlandes und denen der Kolonien aufdecken und müßte infolgedessen scheitern. Man wird daher auch wohl um die Bildung eines „Imperial Council of States", die Neuseeland vorschlägt, wie um die Frage der Aufnahmefähigkeit der Kolonien für englische Arbeitslose, die London anschneiden will, wahrscheinlich nur herumreden, ohne bindende Beschlüsse zu fassen.

Otto Corbach.

* * *

Fachkommission für das Postwesen.

Die schweizerische Postverwaltung beabsichtigt im Einverständnis mit dem Postdepartement, eine Fachkommission für das Postwesen zu ernennen. Diese Kommission wird über Neuerungen, Verbesserungen, Vorschläge usw. zu beraten haben, auch selber Verbesserungsvorschläge machen und sich überhaupt mit der innern und äußern Ausbildung des gesamten Postwesens befassen. Mit der Schöpfung dieser Kommission wird man die Popularisierung des schweizerischen Postwesens wiederum einen Schritt der Vollendung näher gebracht haben. Es ist ein wirklich guter Gedanke, zur Beratung die im Amt tätigen Beamten zuzuziehen, statt daß wie bisher Männer neue Anordnungen treffen, die vom gesamten Betrieb nicht mehr kennen, als was sie bei Gelegenheit schnell einmal gesehen haben. Man freut sich in den in Betracht kommenden Kreisen, daß sich auch in diesem Punkte immer mehr die Demokratie bemerkbar macht. Denn das Schweizervolk *will* Anteil nehmen an allem, was in den Händen des Staates liegt. Es wird nun lebhaft befürwortet, die Angelegenheit, wenn man sie schon in die Hand nehme, gleich gründlich zu ordnen und nicht nur Fachleute, sondern auch die zumeist interessierten Kaufleute, Industriellen und Gewerbetreibenden zuzuziehen. Man hat anläßlich des Erlasses des neuen schweizerischen Postgesetzes Gelegenheit gehabt, zu beobachten, daß anerkennenswerte Vorschläge hauptsächlich aus den Kreisen dieser Bürger kamen, die ja ohnehin sehr vielseitig mit der Post in Verbindung stehen und am eigenen Leibe sozusagen die Vor- oder Nachteile erfahren. Wenn der Plan wirklich ausgeführt wird und in diesem Sinne Verwirklichung findet, darf man sich freuen; denn es wird ein großer Schritt vorwärts sein. Paul Altheer (St. Gallen-Berlin).

* * *

Der Herr im Zauber des Lichts.

Wenn ich es nicht gleich selber sage, errät niemand, was für eine Schrift es sein könnte, die den vorstehenden Titel trägt. Ein *Katalog* ist es, den ein „fashionabler" Schneider in Berlin verschickt, und das elegante Heftchen verdient eine Besprechung so gut wie irgendein gelehrtes oder belletristisches Buch, denn es ist in seiner Weise charakteristisch für die Kultur unsrer Tage, oder wenigstens für das, was man *Schneiderkultur* nennen möchte. Der Autor rühmt das Licht, vor allem das künstliche, das uns heute in reicher Fülle zu Gebote steht, und spricht den philosophischen Gedanken aus, daß sich „unter seinem Einfluß die Mode, und nicht zum mindesten die Herrenmode, zu einer höheren Kultur entwickelt". Er begründet seine Behauptung, indem er sagt: „Der unermeßliche Glanz all dieses künstlichen Lichtes, der mit unnachsichtlicher Strenge jede etwaige Unmodernität auf das grausamste enthüllt, zwingt einen jeden, der in der Gesellschaft als *ebenbürtig* gelten will, zur *peinlichsten Befolgung* aller Modevorschriften, und zwar nicht nur *in bezug* auf die Gesellschaftstoilette, sondern auch *in bezug* auf die Paletots und Theaterüberzieher, denn auch in den Garderobenräumen herrscht dasselbe unheimlich helle Licht, das keinen Verstoß *bezüglich* einer tadellosen Kleidung zuläßt." Dieser leitende Gedanke wird nun variiert und im einzelnen ausgeführt. Wir hören, daß die Paletots „*der Wertmesser für die Gesellschaftsfähigkeit ihres Trägers*" sind und daß bei der Lichtfülle in den Empfangsräumen jede feinste Nuance in der Fasson und Verarbeitung von Wert und Bedeutung ist, „denn der Mann von Welt, der uns empfängt, oder die smarte Dame des Hauses sehen mit stilgeübtem Auge jede kleinste Abweichung vom guten Geschmack der Mode, und instinktiv empfinden sie jede Unmodernität als eine Vernachlässigung der ihnen als Gastgeber (!) gebührenden gesellschaftlichen Aufmerksamkeit".

Aber mit dem Paletot, dem „Etikett unsrer gesellschaftlichen Allüren", ist es allein nicht getan, auch „das Mädchen für alles" unter den Kleidungsstücken, der Sacco, verdient höchste Beachtung. Nicht umsonst „revidieren die englischen Modeschneider alle halben Jahre seine Fasson auf das gewissenhafteste", denn „gerade bei ihm machen sich weit mehr als bei anderen Anzügen die feinen Unterschiede in den Details bemerkbar, die als Differenzen des modernsten Geschmacks *den Weltmann von dem einfachen Bourgeois* unterscheiden".

Und gar erst die Gesellschaftstoilette. Hört es, Ihr Geheimräte und Professoren: „Wer in einem unmodernen Frack oder Gehrock zu einer vornehmen gesellschaftlichen Veranstaltung kommt, wirkt genau so *auffallend lächerlich*, als (!) wie einer, der im Arbeitsjackett erscheint." Was vornehm ist, verrät uns der Autor gleich im nächsten Satze: „Unsre Brady- und Adie-Restaurants, unsre Pavillons Mascotte und *Maxime*, unsre Theaterfoyers und die Souperräume unsrer eleganten Hotels haben eine erzieherische Wirkung in bezug auf unsre Herrenmode ausgeübt."

Die schwierige Definition des Gentleman erspart sich der Autor, indem er ihn einfach abmalt: „Das englische Blümchen im Revers, das herauslugende Taschentuch in der hochangebrachten Seitentasche und den obligaten Zylinder auf dem Kopfe, so sehen wir den Träger des modernen Jackettanzuges als *vollendeten* Gentleman vor uns, und elastischen Schrittes begibt er sich hinab auf die Straße, um seinen Besuchsverpflichtungen nachzukommen."

Neben der Soziologie kommt die Ästhetik nicht zu kurz. Wahre Offenbarungen werden uns zuteil. „Der moderne Gehrock des neuesten Stils ist ein Kunstwerk modetechnischer Zeichenkunst." „Sich kreuzende Revers bringen stets ein künstlerisch belebtes Element in die Linienführung." Dergleichen lapidarer Sätze gibt es mehr. Geschichte und Politik werden gleichfalls gestreift. Wir hören: „Fröhliche Sportsleute ziehen schon seit Karls des Großen Zeiten und noch viel länger durch den grünen Tann, aber so schön und praktisch zugleich wie unsre modernen Sportsleute sind sie sicher alle nicht gekleidet gewesen." Das ist für unsre Generation ebenso tröstlich wie die Bemerkung, daß sich „seit König Eduards Tod eine merkliche Besserung in den Beziehungen zwischen Deutschland und England herausgestellt hat." Die Folgen dieser Besserung sind nicht ausgeblieben, eine englische Paletotform hat den Namen „William" erhalten, eine andre den Titel „Crownprince".

„Ohne Rücksicht auf geschäftliche Vorteile" will der Versender des Kataloges seinen Kunden „bei der Pflege künstlerischer Modekultur ein Berater sein", und jeder objektiv Denkende wird ihm zugeben, daß es ihm gelingen muß. Wer aber etwas von Snobismus und Schneider-

Digitized by Google

kultur in den Bart murmelt, der zeigt dadurch, daß er kein Weltmann, sondern nur ein einfacher Bourgeois ist.

* * * Dr. M. P.

Herr Professor Dr. Friedrich Seeßelberg ersucht uns um Mitteilung folgender

Erklärung.

Zum Gesetze gegen Verunstaltungen habe ich im Auftrage des Bundes Deutscher Architekten eine an den Preußischen Landtag gerichtete Denkschrift verfaßt, welche den Titel führt: „Über die in den Verunstaltungsgesetzen liegenden wirtschaftlichen Gefahren für Industrie und Handwerk". Diese seitens des Landtages dem Herrn Minister als Material überwiesene Schrift hat mir viele Anerkennungen eingetragen. Jedoch ist mehrfach bemerkt worden, insbesondere auch von Herrn Professor Emil Högg am gestrigen Abend in seinem Vortrage über den Heimatschutz im Architektenhause, daß der Titel dieser weitverbreiteten Schrift leicht die Vorstellung erwecke, als wende ich mich gegen den Heimatschutz und die Verunstaltungsgesetze als solche. Die Möglichkeit solcher irrtümlicher Auslegung des Titels sehe ich ein, und da viele heutzutage wirklich nur noch vom Umschlage einer Schrift Kenntnis nehmen, ohne den Inhalt zu prüfen, so sehe ich mich zu folgender Erklärung veranlaßt. Die Arbeit wendet sich keineswegs gegen unsre herkömmlichen Bauernhausformen. Ich bin selbst ein Landkind aus der Lüneburger Heide und weiß die Schönheit von Strohdächern und andern hohen Dächern sehr wohl zu schätzen. Es hat daher in meinen Unterrichten an der Technischen Hochschule die Bauernhausarchitektur schon zu einer Zeit Pflege gefunden, als man sich meines Wissens sonst noch nirgends in den akademischen Betrieben um die Fortbildung dieser Wohnbauform bemühte; auch habe ich im Zusammenhange damit in jedem Semester Vorträge über die Psychologie des Bauerntums, bäurische Wirtschaftsverhältnisse und ländliche Poesie gehalten. Dies alles hindert mich aber nicht, auch fernerhin den Standpunkt zu vertreten, daß die Liebe zur angestammten Form des Bauernhauses der Fortentwicklung andrer wirtschaftlich brauchbarer Formen nicht hinderlich werden darf. Es kommt nur darauf an, daß Künstler mit der Anpassung neuer Hausgestaltungen an den jeweiligen Bevölkerungscharakter und an das Landschaftsbild betraut werden. Wenn es den Künstlern gelingt, auch für das Pappdach und für die Verblendziegel ästhetisch gute Anwendungsmöglichkeiten zu finden, wohlan, so haben diese Baustoffe eine Daseinsberechtigung in unsrer nationalen Baukunst; gelingt es den Künstlern nicht, so fallen diese Stoffe mit Recht. Aber die Versuche müssen gemacht werden, am besten durch Ausschreibung öffentlicher Wettbewerbe. Ich bin daher in der genannten Schrift durchaus für einen Heimatschutz höherer Ordnung eingetreten, d. h. für ein solchen, worin es ein engherziges Ketzersuchen nicht mehr gibt und worin nicht weiter unter dem Schutze des Verunstaltungsgesetzes eine Art Kunstgendarmentum großwachsen oder ein seichtes Biedermeiertum sich breit machen kann. Eine Hilfe wird erst eintreten, wenn die Verunstaltungsgesetze einer verständigen Revision unterzogen sein werden, so daß unter ihrem Schutze die von Künstlern zu leitenden Bauberatungsstellen sich entfalten und nach großen Gesichtspunkten ausgebaut werden können.

Berlin, den 2. Mai 1911.

Professor Dr. Friedrich Seesselberg.

Der neunte Jupitermond.

Am 28. Februar 1908 fand der Astronom Melotte in Greenwich den neunten Jupitermond. Und der dreht sich auch in andrer Richtung als die andern Monde des Jupiter. Der zehnte Saturnmond, der vor dem neunten Jupitermond entdeckt wurde, dreht sich ebenfalls rückläufig. Die Uranus- und Neptunsmonde drehen sich sämtlich rückläufig.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

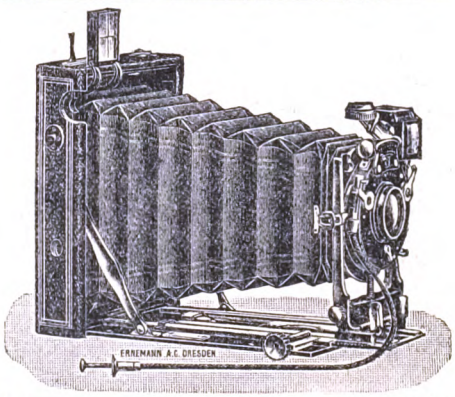
Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ∴ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —



ERNEMANN Cameras

und Objektive geniessen Weltruf! Sie sind erstklassig und preiswürdig! Illustrierter Katalog kostenlos!

Verlangen Sie Beteiligungs-Bedingungen zum 1000 Mark Preisausschreiben 1911

Heinr. Ernemann A. G., Dresden 260

Digitized by Google

Die Theorie von Kant-Laplace ist somit endgültig abzudanken; sie hat nur noch ein historisches Interesse. Wer über diese Theorie heute noch im Ernste reden will, macht sich beinahe unmöglich. Die Planeten unsres Sonnensystems sind nicht aus einem Teig gebacken. Und es ist sehr erfreulich, daß jetzt alle Weltentstehungstheorieen in die Rumpelkammer fliegen, wo sie auch hingehören.

Weil sich die Sterne drehen — deswegen sind sie auch durch Drehung entstanden. Diese köstliche Schlußfolgerung müssen wir heute als wissenschaftliche Clownerie ansehen und mit vergnügtem Gelächter beantworten.

Die Herren Gelehrten befinden sich nicht in beneidenswerter Lage. Sie haben Jahrzehnte und Jahrhunderte hindurch das Haupt so hoch getragen und alles so gemütlich auf „einfache" mechanische Gesetze zurückgeführt und die Fahne des Materialismus immer wieder so kräftig geschwungen — trotz aller Erkenntnistheorien — — — und nun lacht man die feierlichen Herren der Astrophysik einfach aus. Die Astrosophen können uns beinahe zum Mitleide bewegen.

Indessen — sie haben ihr Schicksal durchaus verdient. In andern wissenschaftlichen Kreisen hat man es längst gelernt, ein wenig bescheiden zu sein. Warum haben die Astronomen z. B. nicht von den Ärzten gelernt, vorsichtig in ihren Hypothesen vorzugehen? Warum haben die Astronomen nicht von den Philosophen die vorsichtige Fassung aller Behauptungen gelernt? Jetzt haben die Unvorsichtigen die komische Person zu spielen. Und das ist für die Spielenden kein Vergnügen.

Aber — lassen wir doch diejenigen, die da abgetan sind, in ihrem Winkel ruhig allein — sie können ja unter sich ruhig weiter mit würdevoller Grazie über weltfremde Kosmik debattieren. Lassen wir ihnen das Vergnügen.

Andrerseits ist aber diese rückläufige Bewegung des neunten Jupitermondes und des zehnten Saturnmondes sehr bedeutsam. Der letztere ist sehr weit vom Saturn ab. Es läßt sich nicht bestreiten, daß er vielleicht früher ein Asteroïd war und andre Bahnen ging. Wenn sich das nachweisen ließe, dann wären wir gezwungen, die Zusammensetzung unsres Planetensystems mit ganz andern Augen zu betrachten. Dann wären wir genötigt, anzunehmen, daß den Planeten doch ein Eigenwille innewohnt — daß sie nicht nur mechanisch bewegte Stofflumpen darstellen.

Vielleicht gelingt es uns demnächst, festzustellen, daß ein Asteroïd plötzlich Mond eines größeren Planeten wird. Wir haben 650 Asteroïden bereits entdeckt. Der Asteroïd Eros hat eine sehr exzentrische Bahn — man nahm schon mal an, daß er Erdmond werden könnte. Vielleicht entdecken wir, daß der Mars einen neuen Mond bekommt. Warten wir's ab!

Paul Scheerbart.

August Sperls Bücher

Unter den Erzählern, die während der letzten Jahrzehnte bei uns aufgetreten sind, hat August Sperl sich in raschem und kühnem Vorgehen eine Stellung errungen, wie sie gleich angesehen nur selten einem seiner Genossen zuteil geworden ist. Seine Romane und Erzählungen sind Kunstwerke in jedem Sinne, wie denn ihr Urheber das freie dichterische Schaffen auch da betätigt hat, wo es sich nicht um die Darstellung der geschichtlichen Vergangenheit, sondern um die des frisch pulsierenden Lebens der Gegenwart handelt.

Bei der **Deutschen Verlags-Anstalt** in **Stuttgart** sind erschienen:

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. Billige Ausgabe. 12. Aufl. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

„Ich rechne dies Buch zu den besten Erzählungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche, die wir haben. Warmherzig ist dies Bild aus der Zeit der Rekatholisierung der Oberpfalz im Dreißigjährigen Krieg geschrieben. Aber nicht sentimental. Schlimm wär's, wenn man so etwas unbewegten Herzens erzählen könnte! Fromm ist's auch geschrieben, aber mannhaft fromm und nicht erbaulichphrasenhaft. Vor allem aber: ich kenne sonst kein Buch, das uns die seelischen Leiden, mit denen die Evangelischen unter solchem Glaubenszwang zu kämpfen hatten, so glaubhaft geschichtstreu zur Wirkung brächte wie dies. Auch unter Sperls übrigen Romanen ragt Hans Georg Portner nicht unbedeutend hervor. Ausgezeichnete Familienlektüre für evangelische Häuser. Wenn auch andere es lesen wollten, — um so besser!"

Pastor Lic. Dr. M. Schian in der „Christlichen Welt".

Richiza. Roman. 6. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit. 5. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

Kinder ihrer Zeit. Geschichten. 4.—5. Tausend. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte. 5. Auflage. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts. Geheftet M 8 50, gebunden M 10.—

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Abel, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 23. Berlin, den 3. Juni 1911. 40. Jahrgang Band 79.

Der Zug nach rechts und der Ruck nach links.

Motto: Geh du rechtswärts, laß mich linkswärts gehen!

Man sprach im letzten Jahre bei den radikalisierten Nachwahlen vom Ruck nach links, der durch unser Volk gehe. Das war in gewisser Beziehung richtig. Denn die Nachwahlen standen unter dem unmittelbaren Einfluß der destruktiven Ereignisse, die den Parteien der Rechten aufs Haupt fallen, wenn sie es auch noch so heftig bestreiten. Es werden auch die kommenden Reichstagswahlen unter diesem in den letzten Wochen nur vorübergehend eingeschläferten Einfluß stehen. Auch bei ihnen wird sich infolgedessen der Ruck nach links weiter vollziehen müssen. Wie stark, ist heute schwer zu sagen, keiner kann es berechnen. Denn bei den Prophezeiungen der zuständigen Leute weiß man nie, wie viele von ihren Worten auf wahrer Meinung, wie viele auf taktischer Schlauheit beruhen. Schon lange aber ist behauptet worden, daß dieser Ruck nach links nichts andres sei als die aktuelle Erscheinungsform eines seit langem vollzogenen und allmählich immer weiter schreitenden Zuges der Parteien nach rechts. Noch vor kurzem hat einer der angesehensten Parteiführer unseres politischen Lebens diese Version der Sache als die wahre und richtige bezeichnet. Sie hat viel für sich. Vergleicht man die Parteibildungen, ihre Programme und ihr Verhalten heute und vor vierzig Jahren, so bestätigt sie sich verblüffend. Die Konservativen sind fast ausschließlich agrarische Interessenvertreter geworden und reaktionärer in ihren Tendenzen denn je. Das Zentrum, das einst stramm demokratische Oppositionspartei war, ist heute bündnisfähig mit den extremsten Konservativen und Regierungspartei bei den verschiedensten Mehrheiten. Die Nationalliberalen haben die Schutzzollpolitik ganz zu ihrem Eigenen gemacht. Der Freisinn beschränkt sein früher radikales Freihandelsprogramm auf Revision und langsamen Abbau des Zolltarifs. Er arbeitet mit ohne Widerstreben bei allen nationalen Wehrfragen. Er stimmte letzten Endes sogar für die Reichsversicherungsordnung, zusammen mit seinen unsozialsten Antipoden. Die Sozialdemokratie vollends ist zwar de nomine immer noch die alte Revolutionspartei, aber ganz abgesehen von der Stärke des in ihr entstandenen Revisionismus, hat selbst Bebel gelernt, die Regierung, nicht weil es die Regierung ist, auf Tod und Leben blindlings zu bekämpfen, sondern er half die kaiserliche Gewalt in den Reichslanden und ein halb kaiserliches Oberhaus durchsetzen. Die Sozialdemokratie hat mehr als einmal mit den Konservativen gestimmt, hat Regierungsanschauungen vertreten gegen die bürgerlichsten Parteien, hat willig mitgearbeitet mit bürgerlichen Mehrheitsbildungen, auch wo sie nicht den Ausschlag gab. Es ist kein Zweifel, daß das nicht mehr dieselbe Sozialdemokratie von ehemals ist. Ob es eine darum eben noch gefährlichere sei, bleibt hier dahingestellt. Aber unleugbar ist, daß durch sie wie durch sämtliche Parteien ein allmählicher Zug der Rechtsentwicklung gegangen ist und geht.

Ob es daher kommt, daß das Volk sich jetzt auf die Parteien anders verteilt als früher, ist freilich doch fraglich. Denn von Rechts wegen hätte auch die Bevölkerung diese Entwicklung mitmachen müssen, also mit den Parteien gehen. Das hat sie nicht getan. Der Zuwachs an Stimmen nach links wird also andre Gründe haben, wenigstens vorwiegend andre. Nur insofern mag der Zug der Parteien nach rechts ihn hervorrufen, als die breite Bevölkerungsmasse in ihrer politischen Entwicklung erheblich hinter den organisierten Parteien einherhinkt. Diese Seite der Sache soll jedoch hier nicht interessieren. Weit interessanter ist das Problem, wie dieser Zug nach rechts auf das Verhalten der Regierung eingewirkt hat. Es ist ja ohne weiteres logisch deutlich, daß eine Regierung, selbst wenn ein ziemlich konstantes Schwergewicht ihr inne wohnt, sich zwanglos, ohne ihre Eigenart zu verändern, weiter nach links stützen kann, je mehr die Parteien sich nach rechts hin verändern. Sollten wir davon schon Beweise haben? Sollten wir nicht vielleicht gerade erst von den schlagendsten Exempeln herkommen? Schon Bülow konnte den Freisinn fruchtbar machen, allerdings mit Hilfe eines gewissen Zwanges, genannt konservativ-liberale Paarung. Und hat nicht Bethmann, der schon

Digitized by Google

vom ersten Tage seiner Kanzlerschaft ab verkündete: nicht gegen die Nationalliberalen, hat er nicht — um nur das eine größte Beispiel heranzuziehen — das erste und höchste Werk seiner Kanzlerschaft, die Reform der reichsländischen Verfassung, konsequent und bewußt auf die Linke gestützt? Und die Linke hat ihm loyalste Mitarbeit geliefert. Konsequent und bewußt hat er sich von dem allzu reaktionär gewordenen Konservatismus abgekehrt: „Die Zukunft wird zeigen, wer recht hat, der stille steht oder der vorwärts schreitet.“ Es ist sicher nicht liberale Neigung, Gesinnung, Vorliebe, was ihn dazu bewog. Auch sicher nicht die Erwägung, die hier angestellt wird: sie sind nach rechts gerückt, also rücke ich nach links. Es ist einfach die innere eigene Überzeugung von der Richtigkeit seiner Sache, die ihn zwang, so vorzugehen. Bethmann ist kein Parteispekulant, sondern einer, der tut, was er für richtig hält. Aber hier bot sich ihm eben, wenngleich nach Schwierigkeiten, vom Zentrum und von der gemäßigten Rechten bis hin zur gottverdächtigen Sozialdemokratie eine überragende Mehrheit, deren Schwer- und Mittelpunkt im entschiedenen Liberalismus lag. Und er akzeptierte sie ohne Besinnen. Die Parteien, die dies und andres mit der Regierung zu leisten imstande waren, sind nicht die unfruchtbaren Radikalen von einst, sondern zur Mäßigung und kluger Abwägung gelangte Leute.

Wie es auch gekommen sein mag, diese Tatsache ist jedenfalls so auffallend, daß man nicht ohne weiteres daran vorbeikommt — und es gibt eben keine andre Erklärung dafür als die, daß die Parteien einem allmählichen Zuge nach rechts folgen. Die Konservativen wird dieser Zug ganz hinausdrängen, wenn sie nicht beizeiten einlenken und umkehren. Von links schiebt er diejenigen in die Macht derer, die nach rechts herausgeraten. Es liegt aber zugleich auch darin ein Beweis der parlamentarischen Befähigung unsres Volkes. Es wächst allmählich hinein in seine politische Aufgabe, nachdem allerlei jugendliche Unarten nach und nach, wenn auch langsam abgestoßen werden. Daß in den letzten Wochen sich arbeitskräftige Mehrheiten zusammengefunden haben, obwohl jedermann prophezeit hatte, es komme nicht das Geringste zustande, ist ein überraschend gesundes Zeichen. Denn man wird offen sagen müssen, daß der Regierung an der Zusammenbringung dieser Mehrheiten nur ein mehr negatives Verdienst zukommt. Viel Geduld hat sie bewiesen und viel Nachgiebigkeit. Aber das Positive, daß der Wille zur Arbeit und zum Zusammenhalten in den Parteien entstand und Wege fand, sich durchzusetzen, das lag in diesen Parteien selbst. Auch in der greulichsten Verödung bewahren sich bei uns immer noch gebärkräftige Keime.

Daraus sollte man neuen Mut fassen. Halb unbewußt ist mancher Erfolg der letzten Zeit gewachsen und geworden. Aber Erfahrungen kommen immer halb unbewußt. Zur Nutzbarmachung muß das Bewußtsein sie zu sich erheben und darauf weiterbauen. So soll die Regierung sich klar machen, worauf ihr Erfolg eigentlich in Wahrheit beruht, und danach weiterhandeln. Wenn die Parteien nach rechts gegangen sind, **muß** sich die Regierung nach links bewegen. Die Bewegungen begegnen sich, gleichen sich aus, und also geht das Ganze vorwärts. Bei der Berechnung und Verwertung dieser natürlichen und gesunden Evolution könnte auch der Gedanke der Bethmannschen Sammlungspolitik ganz andre Farbenfrische erlangen, als er bisher hatte. Nur so auch kann der ungesunde Ruck nach links paralysiert werden. Wer das Maß der Mitte und des Allgemeinwohls dauernd und hartnäckig überschreitet und verleugnet, der schaltet sich selbst aus, einerlei nach welcher Seite hin er abgestoßen wird.

Jugendgefängnisse.

Von **Georg Stammer** (Berlin).

In der Zeit vom 6. bis 9. Juni d. J. findet in Mannheim eine Versammlung des Vereins deutscher Strafanstaltsbeamten statt. Das zur Beratung und Beschlußfassung gestellte Arbeitsprogramm weist in richtiger Erkenntnis der wachsenden Bedeutung des Strafvollzuges und der ihm im Vorentwurf und Gegenentwurf zum Strafgesetzbuch zugedachten hohen und zum Teil neuen Aufgaben eine Reihe wichtiger Fragen auf. Dem allgemeinen Interesse dürften diese Verhandlungen schon deswegen begegnen, weil hier vernehmlicher denn sonstwo der praktische Strafvollzug zu Worte kommt und Männer ihre Stimmen erheben werden, die — um das Wort des Herrn Geheimrat Krohne zu gebrauchen — am Krankenbette der Gesellschaft sitzen und Einblicke in das Wesen und Weben des Rechtsbruchs erhalten, wie sie nur durch die Erfahrungen während des Verlaufs der Freiheitsstrafe gewonnen werden können.

Es ist ja kein Geheimnis mehr, daß Straftat und Strafmaß, Schuld und Vergeltung von der Gefängnisbehörde oft eine andre Beurteilung erfahren als vor Gericht. Der Wert und Unwert des Menschen, sein Wollen und Können, Herkunft, Veranlagung und Gewähr für die Zukunft, alles das zeigt sich erst im rechten Licht im Strafvollzuge. Der Grad des Anreizes oder der Versuchung, die Gewohnheit und Gemütsbeschaffenheit, die angeborenen Eigenschaften, der Umfang der Intelligenz, die Zufälle und die sozialen Verhältnisse, diese und ähnliche Umstände, die bei Bewertung der Straftat wie des Täters eine hervorragende Rolle spielen, werden erst durch den persönlichen Umgang mit den Sträflingen während der Ge-

Digitized by Google

fangenschaft vollwertig zutage gefördert und führen seitens des Strafvollzugs zu Wünschen, die hauptsächlich im Verlangen nach Ausbau der Vorbeuge- und Sicherungsmaßnahmen ihren Ausklang finden.

Die Gestaltung der Strafe soll sich dem praktischen Bedürfnis anpassen! Dieses ebenfalls von Krohne geprägte Wort zieht sich wie ein roter Faden durch die Sätze hindurch, welche die Versammlung der Strafanstaltsbeamten beschäftigen werden. Der Vollzug der Freiheitsstrafen und die sichernden Maßnahmen, die bedingte Strafaussetzung, die Behandlung der Jugendlichen und schließlich die Behandlung des Rückfalls und der gewerbsmäßigen und gewohnheitsmäßigen Verbrecher, das sind die vier Hauptsätze, die in Mannheim eine Rolle spielen werden. Es kann abgewartet werden, zu welchen Resolutionen die Tagung gelangt, welche neuartigen Gedanken ihr etwa entsprießen und welche Vorschläge sich der Verwirklichung näher führen lassen können. Es soll hier den Beratungen nicht vorgegriffen, wohl aber mit Rücksicht auf den Ernst der Stunde die Gelegenheit zu dem Versuch benutzt werden, für eine These das Interesse der Öffentlichkeit und die Beachtung durch die Versammlung der Strafanstaltsbeamten zu gewinnen, die von Professor Dr. Freudenthal-Frankfurt a. M. kürzlich in Berlin anläßlich der letzten Sitzung der internationalen kriminalistischen Vereinigung aufgestellt worden ist und ungefähr das bedeutet, was uns am bittersten not tut, weil sie unsern Rückstand am schärfsten beleuchtet: Es ist die Befürwortung der Errichtung von Jugendgefängnissen für den Vollzug von Freiheitsstrafen nicht unter 1 Jahr an fünfzehn- bis einundzwanzigjährigen Rechtsbrechern.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Ursachen des Verbrechens zum erheblichen Teil in den sozialen Verhältnissen liegen, und ein gutes Tröpfchen Wahrheit hängt auch an der laut gewordenen Forderung, daß ein Wohnungsgesetz nötiger als ein Strafgesetz wäre. Wohnungselend, Teuerung, Prostitution, Alkohol, Schundliteratur und Schmutzpresse, das sind die Triebfedern und Ausgangsstationen des Verbrechertums. Diesen erst in Zeiten seiner vollsten Blüte beizukommen, ist der verkehrte Weg; will man Erfolge erzielen, so muß man das Übel an der Wurzel fassen. Die Kriminalität der Jugend nimmt erschreckend zu; die an ihr oft fortgesetzt ausgeübten Einflüsse schlimmster Art, die leider auch in den Gefängnissen nicht hintenan gehalten werden können, führen auf die abschüssige Bahn, auf der das Ende hinter Gefängnismauern lauert. Es ist eine absolute Wahrheit, die der letzte Gefängniskongreß auch nur in Worte gefaßt hatte, als er den Leitsatz aufstellte, daß es eine Kaste von Natur verbrecherischer Kinder nicht gibt. Verbrecherisch werden die Kinder erst durch schlechte Gewöhnung. Das Abwehrmittel ist am letzten Ende pädagogische Strafbehandlung, die getragen ist vom Geist der Nächstenliebe mit dem Ziel auf Erweckung von Verständnis für das Unsoziale der Handlungsweise und auf Bestärkung in der Gewißheit, das Leben in letzter Gelegenheit verbessern zu können durch Ausnutzung der kostbaren Zeit der Inhaftierung. Der Wille zur Besserung muß aus dem Kinde selbst erstehen; nicht brutaler Gewalt soll es folgen, sondern seiner besseren eigenen Einsicht, die zu erwecken und zu fördern der Strafvollzug in die Lage versetzt werden muß durch völlige Ausscheidung der Jugendlichen aus dem Heere der gewerbs- und gewohnheitsmäßigen Rechtsbrecher und durch Sonderbehandlung in eigens dafür einzurichtenden Jugendgefängnissen.

Für die Behandlung in Jugendgefängnissen wird maßgebend sein müssen die Anerkennung des ethischen Wertes der Gewöhnung. Gute Handlungen auf Grund sittlicher Einsicht werden immer das Höhere bleiben; allein, wo die Einsicht fehlt, wie es bei unsrer kriminellen Jugend vielfach der Fall ist, da eine große Zahl zu den schwach Beanlagten und vielleicht gar geistig Defekten zu zählen ist, wird auch ein gewohnheitsmäßiges sittliches Handeln wertvoll. Die Leistung eingeübter zweckmäßiger Lebensgewohnheiten tritt hier an die Stelle zur Tat umgesetzter Vorsätze, die meist viel schneller als angenommene Gewohnheiten ein Fiasko erfahren.

Um gute Gewohnheiten zu erziehen, muß zunächst dem Jugendgefängnis genommen werden, was unter dem gegenwärtigen Strafvollzugssystem den Gefangenenhäusern an Monotonem und Bedrückendem anhaftet. Das Anstaltsleben muß Frische atmen, es muß ein tatkräftiges Streben auch hinter den Gefängnismauern pulsieren, und dazu ist vor allem nötig, daß Leitung und Aufsichtspersonal mit frischem, zielbewußtem und hoffnungsfreudigem Wesen vorangehen, dadurch den Ton in der Anstalt bestimmen und die Insassen mit fortreißen. An Wohlwollen und überlegener Ruhe seitens der Vorgesetzten darf es nicht fehlen, ebensowenig an Anerkennung und Belohnung für Fleiß und guten Willen. Die Fähigkeiten und Charaktereigenschaften der Jugendlichen sind natürlich zu studieren, gute Anlagen herauszusuchen und durch Wiederbelebung so zu fördern, daß der glückliche Besitzer sich ihrer bedienen lernt und in dem kostbaren Gute einen Halt findet, der ihm in Stunden der Anfechtung zum Retter werden kann.

Von nicht unerheblicher Bedeutung ist die Frage der Disziplin. Dabei darf daran erinnert werden, daß brutale Bestrafung bessere Regungen zerstört, den Schwachen bedrückt und den Starken reizt. Ohne Strenge und durchgreifende Zucht kann es nicht abgehen, aber die Durchführung der Disziplin muß getragen sein von vollem Verständnis für die Eigenart und Charakterschwäche der Häft-

Digitized by Google

linge. Demütigungen müssen unter allen Umständen vermieden werden, Selbstachtung und Ehrgefühl aber angefacht und das pädagogisch so oft bewährte Prinzip im Auge behalten werden, daß Hoffnung ein stärkerer Ansporn ist als Furcht. Eine Klassifizierung der Gefangenen, die Anwendung eines Systems, das jedem Wohlverhalten eine Belohnung, jeder Vernachlässigung eine Maßregel auf dem Fuße folgen läßt, wird, wie in Amerika, zu guten Ergebnissen führen.

Unbedingt ist daran festzuhalten, daß die Erfahrungen des Strafvollzuges es erwiesen haben, daß die verbrecherische Jugend in ihrer Überzahl Entwicklungshemmungen aufzuweisen hat. Der Senior-Arzt des amerikanischen Jugendgefängnisses zu Elmira beziffert neuerlich in einem Briefe an die New Yorker Gefängnisgesellschaft die Zahl der geistesschwachen Zöglinge seiner Anstalt auf 39 %, und 70 % bezeichnet er als unter der normalen physischen Beschaffenheit stehend.

Diese Geschöpfe sind also im Grunde zu bedauern, und es entspricht nur aller Logik, daß die Strafbehandlung ihnen das gewährt, was im Rahmen einer ordnungsgemäßigen Strafvollstreckung sie als Menschen vorwärts bringt und geeignet ist, nützliche Bürger aus ihnen zu machen: Das ist aber vor allem die Anregung des Gewissenslebens und Stärkung der Willenskraft durch physische Kräftigung und geistige Vervollkommnung.

Das nächstliegende Hilfsmittel hierzu ist die Wahl einer Zeiteinteilung, die die Jungen von früh bis spät unentwegt stark beschäftigt, nur wenig sich selbst überläßt und schließlich dafür sorgt, daß sie abends, körperlich und geistig ermüdet, ein gesundes Schlafbedürfnis empfinden; es wird die Nacht dann die ersehnte Erquickung geben und nicht, wie jetzt so oft, infolge ungenügender Ermüdung nur ein Herumwerfen auf der Lagerstätte in dem mit Angst erwarteten überdrüssigen Dunkel.

Ein hervorragender Pädagoge hat in verbrecherischen Neigungen jugendlicher Individuen Anlagen erkannt, die, in rechte Bahnen geleitet, oft wertvolle Eigenschaften zu zeitigen imstande sind. Mut, Entschlossenheit, Führerschaftsanlage und ähnliches mehr leuchten vielfach aus den Straftaten Jugendlicher hervor, die bei ausgereiften Erwachsenen den ganzen Grad von Verkommenheit widerspiegeln, bei Jugendlichen dagegen einen Hebel darbieten, der, beizeiten richtig angesetzt, sehr wohl geeignet ist, den in Irrtürmern und phantastischen Anschauungen Verfallenen nach erlangter Selbstbesinnung zu gutem Fortkommen als nützliches Glied der Gesellschaft zu verhelfen. Der Strafvollzug im Jugendgefängnis wird diesen Erscheinungen Rechnung tragen müssen, wie ebenso er sich das den Jugendlichen anhaftende Anpassungsvermögen, den Nachahmungstrieb, den leicht anzustachelnden Ehrgeiz, die Freude an straffen körperlichen Übungen und die Neigung zu Feld- und Gartenarbeiten zunutze zu machen haben wird.

Unsre Strafgefängnisse sind dafür nicht der rechte Ort. Jugendgefängnisse, die eigens für diese Aufgaben zugeschnitten sind, sich der mit so gutem Erfolge bei Erwachsenen angewandten Einzelhaft wieder begeben, die Zellen nur für den Aufenthalt während der Nacht und der Freizeit vorsehen und sonst in der Gemeinschaftshaft ihre Aufgabe zu lösen suchen unter Freigabe des Wettbewerbs, des Maßstabs des Vergleichs und der Gewährung der Anpassung aneinander, selbstverständlich stets unter ausreichender Aufsicht und gegebenenfalls genügender Trennung, nur diese geben den Schlüssel zur Lösung des Problems.

Körperliche Ausbildung und geistige Vervollkommnung, beide in täglichem steten Wechsel zur Gewohnheit gebracht, haben den Lehrplan in den Jugendgefängnissen zu diktieren. Turn- und Exerzierübungen früh, mittags und abends, zeitlich nach den Lehren der Hygiene angesetzt, sind ein weiteres Betätigungsfeld zuzumessen, als es bisher bei uns bekannt war. Die dazwischen liegenden Stunden sind mit Unterricht auszufüllen, der nach den Lehrplänen der Elementar- und Fortbildungsschulen, für geistig Zurückgebliebene auch nach dem der Hilfsschulen zu organisieren wäre, Religionsstunden und Gottesdienst haben nebenher zu gehen, für ausreichende Arbeit in den Gärten und Gemüsefeldern der Anstalt, als eine der Jugend wohltuende und sie interessierende Beschäftigung, ist zu sorgen, und ohne Rücksicht auf eine spätere wirkliche Betätigung in dem erlernten Fach, auch dem Gewerbeunterricht für solche Jugendlichen Platz anzuweisen, die nach Anlage und Neigung zur Erlernung eines bestimmten Handwerks geeignet erscheinen.

Man darf sich keinen Illusionen darüber hingeben, daß eine absolute und durchgreifende Besserung der den Jugendgefängnissen zugeführten Übeltätern in den überwiegend meisten Fällen soweit nicht erreicht werden wird, daß sie nun fortab sich allezeit straffrei halten werden. Der Rückfall wird durch die Jugendgefängnisse mehr als bisher bekämpft, aber nicht aus der Welt geschafft werden können. Wenn aber die Besserung der Insassen der Jugendgefängnisse so weit gefördert wird, daß sie zu einer Besserung ihrer Lebensgewohnheiten, ihres körperlichen Verhaltens, des geistigen Urteils und der moralischen Neigungen gelangen, dann ist die Arbeit gekrönt und der der öffentlichen Gemeinschaft zu gewährleistende Schutz um ein Erhebliches gestärkt. Jede von selbst unterdrückte Untat, jede Anspannung zu Fleiß und Folgsamkeit, jede Regung des Gewissenslebens und jede Betätigung der Willenskraft zum Guten ist ein Markstein auf dem Wege zur Besserung und zeitigt Früchte, deren ein Kulturvolk sich wohl erfreuen kann, auch wenn geringere ihrer Art mit unterlaufen. Es gilt bei uns noch ein Menschenleben, und auch das dürftigste zu erhalten, ist die

Digitized by Google

Intelligenz erfinderisch und der Gemeinsinn opferbereit. Hier heißt es, ungezählte Jugendliche der trostlosen Verbrecherlaufbahn und dem moralischen Tode zu entreißen. Möge das Heilmittel hierfür im deutschen Volke Anklang finden: Jugendgefängnisse!

Ein Protest deutscher Künstler.

Von Erich Schlaikjer (Groß-Flottbeck).

Es gibt eine Sorte von modernen Schriftstellern, deren Lippen ein ironisches Lächeln umspielt, wenn das Wort national nur genannt wird. Es sind überlegene Geister, die von ihrem erhabenen Standpunkt aus das gesamte europäische Kulturwesen überblicken, die alle Einflüsse dieses Lebens in ihrer Person vereinigen und darum einen armseligen Deutschen betrachten, wie etwa ein Pariser Flaneur einen märkischen Bauern betrachten würde. Was sollen dem modernen Kulturmenschen die nationalen Schranken? Er ist ein Kind des 20. Jahrhunderts, das alle Grenzen überquert und neuerdings auch überflogen hat. Er ist in Paris zu Hause wie in Kopenhagen und Stockholm und Petersburg und Rom und Madrid. Neben seiner internationalen Gewandtheit ist ein einfacher Deutscher ein plumper Bursche, der eben den germanischen Wäldern entronnen ist und in peinlicher Weise nach seinem „Teutschtum“ riecht. Die umfassende Bildung dieser Herren hat nur den sonderbaren Fehler, daß in ihr die deutsche Kultur entweder fehlt oder in eine unwürdige Bedientenstube gesteckt ist. Gerade wenn man vor ihrer universalen Kultur niederknieen möchte, macht man die peinliche Entdeckung, daß sie die bunten Harlekine des Auslands sind, die niemals durch eine Berührung mit der deutschen Erde stark wurden, und es steigen einem bange Zweifel auf, ob man die Muskelkraft seiner Beine, die man eben noch zu einem Kniefall benutzten wollte, nicht besser in einem wohlgezielten Fußtritt entladet. Unter dem bunten internationalen Flitter steckt immer eine jammervolle Halbbildung, ein würdeloser Snobismus, eine antinationale Infamie, die gar nicht scharf genug gebrandmarkt werden kann. Es soll willig eingeräumt werden, daß das Wort „national“ in vielen Beziehungen entweiht worden ist. Es geht, wie Hans Delbrück einmal in einem andern Zusammenhang geäußert hat, mit dem Nationalen wie mit der Religion. Hinter den aufrichtigen Anhängern stehen immer gleich die fanatischen Pfaffen, die im Namen des Nationalen wie im Namen der Religion ihre Ketzergerichte etablieren und ihre Schandtaten begehen möchten. Nun sind aber in diesem Punkt die internationalen Herrschaften um kein Haar besser gestellt. Hinter den aufrichtigen Anhängern einer freien, weitherzigen, kulturellen Befruchtung tauchen immer gleich in Schwärmen die Geschäftsträger des Auslands auf, die aus dunklen Motiven dunkle Geschäfte machen möchten. Wem es um die Sache der nationalen Kultur ernst ist, wird gegen den Fanatismus rechts und die nationale Gewissenlosigkeit links die Grenzen ziehen müssen, um einer Kultur nachzustreben, die sich willig den Großen des Auslands öffnet, ohne dabei ihren kerndeutschen Charakter zu verlieren, und es mag in diesem Zusammenhang ruhig bemerkt werden, daß in der augenblicklichen Situation die nationale Gewissenlosigkeit weitaus die schärfere Gefahr ist. Der bekannte Maler Carl Vinnen, der uns soeben (bei Diederichs in Jena) „einen Protest deutscher Künstler“ gegen den sinnlosen Kultus der Franzosen auf den Tisch legt, ist sich der Grenzen bewußt, und bevor er seine trefflichen Hiebe gegen die nationale Gewissenlosigkeit richtet, zerschneidet er das Tafeltuch zwischen sich und der nationalen Barbarei. Er will keine chinesische Mauer, keinen Schutzzoll für die Kunst, keine chauvinistische Deutschtümelei, kein Absperren gegen Wertvolles, bloß weil es von jenseits der Grenze kommt. Inzucht bedeutet auch geistig den Verfall, sagt er mit einem Argument, das ebenso schlagend wie plastisch ist. Er schützt sich auf diese Weise von vornherein gegen unwillkommene Verbündete im eignen Lager, gegen die künstlerische Minderheit, die ihre Schwäche patriotisch rechtfertigen möchte und gegen die Offiziellen, die glauben könnten, durch seinen Protest ihr reaktionäres System verteidigt zu sehen. Nachdem er sich so den Rücken freigehalten hat, sorgt er auch gleich dafür, daß die Zielpunkte seiner Kugeln genau bezeichnet werden, damit sich nicht Leute getroffen fühlen, die er gar nicht hat treffen wollen. In den gewaltigen Kämpfen um die neue Richtung, sagt er, ist dem vorwärtsringenden Künstler ein treuer Bundesgenosse zur Seite gestanden, der moderne Kunstschriftsteller. Er hat mit Einsetzen seiner Persönlichkeit den Vermittler gespielt zwischen dem Schaffenden und seinem Volk und dadurch eine große Mission erfüllt. Das soll ihm und der Presse unvergessen bleiben. Allmählich aber hat sich mit der wachsenden Bedeutung des Kunstliteratentums eine Spezies herangebildet, die Vinnen unter dem Namen Ästheten zusammenfaßt, und die in diesem Umfang frühere Epochen nicht kannten. Gegen die „Ästheten“ nun, die würdelos vor dem Auslande auf dem Bauche kriechen und Erde fressen ihr Leben lang, richtet er seine Kugeln und ganz gewiß nicht ohne Recht, aber doch mit einem Recht, das einiger Einschränkungen bedarf, wenn wir die „Ästheten“ nicht überschätzen wollen. Es soll dabei gleich ausgesprochen werden, daß es für mich in allen Zonen der Welt nichts so Gräßliches gibt, wie einen „Ästheten“. Ein Ästhet ist die widerwärtigste

Digitized by Google

Persiflage auf alle künstlerische Kultur, die sich die menschliche Phantasie überhaupt vorzustellen vermag. Der roheste Barbar ist neben ihm immer noch eine erfreuliche Erscheinung, weil im Barbaren wenigstens noch Kraft und Natur zu stecken pflegen, während der Ästhet beides verloren hat, ohne dafür etwas andres als eine feminine Eitelkeit einzuhandeln. Er ist weder ein Mann, noch ein Weib, noch ein Mensch, sondern ein kulturelles Zwittergeschöpf, das von der Natur zur Zeugungsunfähigkeit verurteilt wurde, um die menschliche Rasse vor jammervoller Degeneration zu schützen. Wenn ich mich nun also anschicke, den Ästheten etwas zu entlasten, wird schwerlich jemand auf die Vermutung kommen, daß ich geheime Sympathien für ihn im Busen hege. Es ist richtig, daß der Ästhet der publizistische Geschäftsträger des Auslands ist, er annonziert die unterschiedlichen „Größen", die lanciert werden sollen; den ausländischen Kultus aber ruft er so wenig hervor, wie etwa das Inserat den Handel hervorruft. Das Inserat ist vielmehr eine sekundäre Erscheinung, es folgt dem Handel, um ihn dann rückwirkend wieder zu steigern. Der Ästhet ist eine Folge der ausländischen Mache, um dann freilich rückwirkend ihren Einfluß zu vermehren. Die grauenvolle Wesenlosigkeit seines Stils rührt, nebenbei bemerkt, davon her, daß er eine Art von Ästhetik vortäuschen soll, während er in der Tat weder künstlerische Empfindungen noch ästhetische Ansichten zu vermitteln hat. Binnen kommt den wahren Urhebern erheblich näher, wenn er uns auf Seite 13 und 14 seiner Schrift ein Erlebnis erzählt, das ihm mit einem Pariser Maler von Weltruf passierte. Als der französische Künstler zum ersten Male nach Deutschland kam, rief er erstaunt aus: „Wie viele gute Meister habt Ihr bei Euch, von denen wir in Paris gar keine Ahnung haben, und da kauft Ihr alte französische Überbleibsel!", und nun gab er eine detaillierte Schilderung, wie die großen Pariser Kunsthändler sich auf einen verstorbenen Künstler von Bedeutung einigen, während einiger Jahre Bilder von ihm aufkaufen, so viel sie bekommen können, um ihn dann plötzlich mit großem Geschick und in umfangreicher Organisation in Deutschland in Szene setzen. Auf die Weise sagte er vor Jahren schon die Künstler voraus, die mittlerweile ihren Einzug bei uns gehalten haben. Weil Binnen hier die geschäftlichen Fäden sieht, die von Paris aus gesponnen werden, kommt er der Wahrheit erheblich näher; in letzter Instanz aber darf man freilich auch die Pariser Kunsthändler nicht verantwortlich machen wollen. Daß sie für einen großzügigen Absatz ihrer nationalen Ware sorgen, verdient vom französischen Standpunkt aus (und sie sind ja Franzosen) eher ein Lob. Daß sie das Ableben des Künstlers abwarten, damit der ganze Gewinn in ihre eigene Tasche fließen kann, ist zwar skrupellos genug, ist im geschäftlichen Leben aber leider keine ungewohnte Erscheinung. Die Pariser Kunsthändler könnten zehnmal so raffiniert sein, wie sie es offenbar sind, ohne daß es ihnen möglich wäre, auch nur ein Haar auf unserm Haupt zu krümmen. Wer in Deutschland stellt ihnen, gefällig wie nur je eine Kupplerin, den umfangreichen Apparat zur Verfügung, den sie für die Inszenierung ihrer jeweiligen Stars brauchen? Offenbar tun das die Zeitungsbesitzer und Salon-Inhaber, die den französischen Geschäftsträgern gastlich die Spalten und die Räume öffnen. Nicht die Pariser Kunsthändler und nicht die „Ästheten", sondern sie und sie allein werden von der schneidenden Schärfe der Verantwortung getroffen. Es ist weder Binnen noch mir, noch irgend einem Menschen ein Geheimnis, daß sie in Berlin zu suchen sind, und Berlin muß darum auch in erster Linie national erobert werden, wenn eine nachhaltige Besserung erreicht werden soll. Alles, was im Reiche geschieht, ist dankenswert und von schwerwiegendem Verdienst, solange aber Berlin in den Händen des Auslands bleibt, werden wir auch die würdelose Ausländerei nicht los werden. Ich habe als Berliner Theaterkritiker das Publikum bereits wachgerufen, als meine Kollegen noch mit einer gewissen Seelenruhe das nationale Haus plündern ließen. Inzwischen hat sich die Kritik in ihrer Mehrheit zwar nicht zu einem grundsätzlichen Kampf, aber doch zu „Bedenken" und einem gelegentlichen Stoßseufzer aufgerafft, ohne daß dadurch freilich ein Eindruck auf die ausländischen Herrschaften erzielt worden wäre oder auch nur hätte erzielt werden können. Nichtsdestoweniger liegt wenigstens mir die Verzweiflung fern. In die kulturelle Diskussion werden die nationalen Töne immer stärker und immer machtvoller hineinklingen, und die Herrschaften, die es angeht, werden schließlich einen verflucht teuren Preis zahlen müssen, wenn sie es nicht doch vorziehen sollten, sich beizeiten eines Bessren zu besinnen. Wer mit der deutschen Schafsgeduld rechnet, hat zwar immer für eine Weile recht behalten, aber schließlich doch nur, um von dem jäh ausbrechenden deutschen Zorn die ausgiebigsten Prügel zu besehen. Binnens Schrift beweist, daß es im Lager der Maler gärt, wie es im Lager der Schriftsteller und andrer Künstler seit langem gegärt hat. Es mag sein, daß wir noch manches Treffen und manchen heißen Tag vor uns haben, bevor wir die nationale Wiedergeburt erreichen. Da sie aber eine historische Notwendigkeit ist, wird sie mit der Sicherheit kommen, mit der historische Gesetze sich überhaupt durchzusetzen wissen. Sie wird sich durch nichts aufhalten lassen, am wenigsten aber von einer Handvoll von Händlern, deren Macht einzig in unsrer Passivität beruht.

Digitized by Google

Aus der sozialen Hygiene.

Von Oberstabsarzt N. Neumann (Bromberg).

Die internationale Hygieneausstellung in Dresden wird Gelegenheit geben, sich mit den praktischen Ergebnissen der Gesundheitspflege zu befassen. In dieser Ausstellung wird ein Gesamtbild dessen gegeben, was man unter sozialer Hygiene versteht, d. h. den Ausdruck der Bestrebungen, Gesundheitspflege zum Nutzen der Allgemeinheit zu treiben. Kein Satz kann sozialer sein als der, daß wir keine Einzelnen sind, daß wir nicht nur angewiesen sind auf unsre Mitmenschen, daß wir auch solidarisch haftpflichtig für sie sind, haftpflichtig im Sinne der Gesundheit, weil auf der Gesundheit der Einzelnen sich die Hygiene der Gesamtheit, d. h. die soziale Hygiene aufbaut. Aus dem großen Gebiete der sozialen Hygiene oder der sozialen Medizin sollen hier einige wichtige Punkte erörtert sein. Näheres darüber ist zu finden in der „Zeitschrift für soziale Hygiene und praktische Medizin“ und im „Jahresbericht für soziale Hygiene“ von Grotjahn Kriegel. Bei der Wichtigkeit, welche z. Z. der Jugendfürsorge entgegengebracht wird, kann der Wert sozialer Hygiene nicht hoch genug angeschlagen werden, denn die körperliche Betätigung der Jugend beider Geschlechter in Sport und Spiel bleibt doch die Hauptsache und ist mehr wert, als andre Dinge. Gerade die schulentlassene männliche Jugend bringt, wie die Erfahrungen zeigen, diesem Zweige das größte Interesse entgegen. Den Hauptwert möchte ich auf die hygienische Aufklärung der schulentlassenen Jugend legen. In den Pflichtfortbildungsschulen halte ich den Unterricht in der Gesundheitslehre für wertvoller als den in anderen Gegenständen. Hier läßt sich ein systematisches hygienisches Verständnis schaffen. Lehrer soll ein Arzt sein. Hygienische Kulturfortschritte verpflanzen sich am schwersten auf das flache Land. Also auch hier wird durch die Pflichtfortbildungsschule Belehrung gegeben werden können. Sie muß eine systematische sein, d. h. sich auf alles erstrecken. An Lehrbüchern fehlt es nicht. Ich habe selbst ein kurzes Handbuch der Volksgesundheit verfaßt, für das Volk geschrieben, das knapp alles Wissenswerte enthält und als Leitfaden dienen kann (München, Gmelin). Gerade auf dem gesundheitlichen Gebiet gewinnt das soziale Moment an Bedeutung.

Die sozialmedizinische Praxis interessiert aber nicht nur den Arzt, sie sollte gerade das Publikum interessieren. Denn nur unter der intensiven Mitarbeit des Volkes kann die sozialärztliche Tätigkeit sich zu einer segensreichen gestalten. Gerade die Durchsetzung der Hygiene mit volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten ist wichtig. Wir wissen, daß eine gute Hygiene Kapital spart. Menschenkapital und Geldkapital. Dieser Gesichtspunkt sollte bei der Beratung über die Reichsversicherungsordnung im Vordergrund stehen, und hier sollten alle Parteien einig sein. Der Kassenarzt kann hygienisch wirken und durch sein Wirken zur Verhütung von Krankheiten wesentlich beitragen. Aber auch hier ist die hygienische Mitarbeit des Volkes notwendig. Je mehr wir für diese Belehrung tun, desto mehr treiben wir soziale Medizin. Wir werden auch dadurch der Entartung vorbeugen. Unsre Kultur von heute verlangt, daß die soziale Hygiene sich ihr anpaßt, d. h. daß sie ihrerseits die Bedingungen schafft, unter denen die Kultur gedeihen kann. Das Leben wird immer komplizierter, und eine moderne soziale Hygiene muß dem Rechnung tragen. Kein hygienisches Gebiet ist davon ausgeschlossen. Das Rüstzeug der sozialen Hygiene erstreckt sich auf Wohnung, Kleidung, Ernährung, auf geistige Hygiene. Auch hier ist der soziale Arzt der wichtigste Berater der Menschen in ihrem Ringen um Fortschritt nnd Kultur. Einer der wichtigsten Gebiete ist das der Infektionskrankheiten. Wieviel Unheil ließe sich vermeiden, wenn die in den Gesundheitsschutzgesetzen niedergelegten Erfahrungen Allgemeingut würden. Wenn Graber sagt: wir leiden noch an einem „Zuwenig an Hygiene“, so hat er recht. In der Tat befinden wir uns erst im Anfang einer hygienischen Bewegung. Diese muß von vornherein sozial gerichtet sein. Nur in diesem Sinne hat sie Sinn und Verstand. Der Arzt ist der geborene Führer dieser Bewegung. Er ist hier der Pionier und Apostel der Aufklärung, der hygienische Volkserzieher. Soziale Hygiene treiben, heißt mitarbeiten an der Größe der Nation, die nur auf der Gesundheit des Volkes gedeihen kann.

John Henry Mackay als Lyriker.

Ein prinzipieller Versuch zur Zeitliteratur.

Von Dr. Anselm Ruest (Berlin).

Zu allem hat die Natur draußen, die wir mit Sinnen schauen, ihr gehöriges Gleichnis: sie hat Früchte und Scheinfrüchte, sie hat Pflanzen mit nur männlichen und solche mit nur weiblichen Blüten, und sie hat Blumen endlich, die sich selber befruchten, in sich den ganzen Generationsprozeß des Lebens durchlaufen. Nur der Mensch — und übrigens werden wir für die andren Wesen wieder die Beneideten sein! — steht sich überall im Lichte; dieser gepriesene Scheinwerfer der Vernunft, der so viele Dinge offenbar macht, seinen eigenen Schoß und Urquell blendet er gerade ab, muß er ewig im Schatten lassen. Nun nimmt zwar eine Intelligenz die andre, ihr ähnliche, wahr, kann ihr unter Umständen das ganze Ge-

Digitized by Google

heimnis ihrer Existenz aufschließen; da aber bloße Einsicht nie das eigentliche Sein und Wesen verändert, ein einfaches Urteil mithin im Augenblick auch Tod und Vernichtung bewirken könnte, so wehrt sich natürlich — nicht die gegenüberstehende Intelligenz etwa, sondern deren gesamte Inkarnation, der Mensch, das „ungeteilte" Ich. Die Möglichkeit des Irrtums muß unter Menschen immer auch beim andern sein können; sonst würde der Mensch nicht leben, ein Gott unter Menschen wäre tatsächlich schon unerträglich. Wahrlich, es gibt eigentlich für das Individuum keine andre Weltansicht als den Pessimismus; denn die Möglichkeit des Gegensatzes von allem Guten, Seligen, Vollkommenen, das es in sich zu bergen glaubt, bleibt jedenfalls offen, diesen letzten Zweifel kann ihm niemand zustopfen, es gibt keine endgültige innere Richterstimme.. Optimist ist man höchstens immer im Hinblick auf das allgemeine Ganze; d. h. wenn man über die eigene endliche Person im Grunde schon pessimistisch denkt.

In allen Gedichten John Henry Mackays, die, entstanden zwischen 1884 und 1896, der Dichter heute wieder mit einem starken Auswahlbande*) zurückholt, lebt eine Schönheit fraglos: die Schönheit einer schmerzlichen, tief tief dürstenden, sehnsüchtigen und ringenden Seele. Eine Schönheit also, die, wie unser hartmutiges, gegen sich selber wütendes Geschlecht heute will, den Rahmen des eigentlich Ästhetischen schon durchbricht; aber so knapp und skrupellos gefaßt kann diese Meinung selbst leicht wieder zum Irrtum sich verkehren, wie eben diese Gedichte älterer, aber noch unvergessener und sehr gefühlter Tage lehren sollten. Denn die mächtigste Sehnsucht, die tiefste Liebe ist es bekanntlich immer nur, die zugleich mit Kräften ausstattet, mit Kräften der Überwindung, des Sieges über den Stoff, — hierauf beruht alle Beschwörung, Suggestion, alles Glück in der Liebe selbst. Die Sehnsucht kann den mit ihr Ringenden, den Sehnsüchtigen segnen, das ist wohl schließlich der tiefste Prozeß, das Geheimnis aller Kunst überhaupt. Nur über den rechten Grad, den eigentlichen Moment dieses Erfülltwerdens — da ist es freilich, wo der Künstler sich täuschen, zu leicht in den eigenen Schatten treten könnte. In öden, unfruchtbaren Tagen, wo das Kraut der Trivialität üppig sprießt, kann der Funke der Erhöhung, ein Hügel der Sehnsucht als ragender Berg empfunden, oder die Anstrengung allein, das stärkere Aufgebot an subjektiver Kraft mit dem Maß der erreichten Verinnerlichung verwechselt werden. Dann erscheint diesen Aufstrebenden, der Dumpfheit, dem Dunkel Entronnenen die Sonne des neuen Tages — sei es auch nur ein kleines Licht — fast zu rasch, ein flacher Hymnus auf den Sieg, auf glänzende Rettung ist stets in der Nähe. In kulturgesättigten Tagen ist das anders; da wird alles Schwere, Schwierige, Dunkle bis zuletzt ausgetragen, ja es endet wohl überhaupt auch mit dem Ton der Verzweiflung; aber diese Verzweiflung ist erlösender als friedlicher Glaube! Kein großer Dichter schloß wohl noch je mit gemütvollen Verheißungen; gewiß, der tragische Faust ist im tiefsten Grunde optimistisch, wie selbst Hamlet in die tröstlichen Fanfaren des Fortinbras ausklingt; aber optimistisch über welchen Schmerzen, welch grausigen Schlünden und Abgründen! —

Wenn wir heute so die literarische Revolution der achtziger Jahre betrachten — und in manchen Fällen erfährt die Pflicht des Kritikers, Kritik der Einzelerscheinung, des Persönlichen zu geben, sicher ihre wohlverstandene Einschränkung — so ist uns vielleicht eher klar, warum jenes erste Geschlecht, jene Stürmer und Dränger, die mit soviel Kriegerstimmung und Kampfgetöse wieder eine echtere Wirklichkeit, eine vollkommenere Wahrheit auf den Thron setzen wollten, in diesem Wollen zumeist noch stecken bleiben mußten. Ihr Wollen, ihre Anstrengung selbst bedeutete schon einen Verlust an Kräften, die für das eigentliche und schwierige Formgeben noch frisch hätten sein müssen, und so übernahmen andre fast unter ihren Augen bereits die Hegemonie zu höhergesteckten Zielen. Denn man blickt hin, wohin immer, Natur ist überall erbarmungslos; schon ist es trivial zu bemerken, daß auch in der Kunst die Individuen einfach verbraucht werden, zugunsten eines — je ne sais quoi. Aber bei geringster Perspektive schon tritt es hervor: die mächtigste Sehnsucht, der rasendste Wille der einen — erst in andren zündet er sich (um mit Schopenhauer zu reden) die Flamme des Intellekts, das ruhige Licht der Kontemplation an, ganz so, als ob sie auch jenen schon gehabt hätten; und in den Ursprünglichen bleibt er blind, blind selbst noch in den lebentäuschendsten Entfaltungen, bis zu Frucht und Samen selbst.. Früchte und Scheinfrüchte, Pflanzen, die nur um andrer willen blühen, und Pflanzen, die nur mit sich und in sich sind — überall Spiegel und Reflexe unsrer selbst anscheinend; und dennoch, wer möchte es wagen, von alledem den letzten Sinn zu lesen?*)

Wir haben es nun in der jüngsten Lyrik bereits erlebt, daß Dichter ihr allerpersönlichstes Erlebnis so universell und kosmisch zu gestalten wissen, daß auch kein Ruch des Zufälligen und Allzuindividuellen mehr daran haften bleibt; das ist bei diesen Mackayschen Gedichten noch keines-

*) Gedichte von John Henry Mackay. (Auswahl 1884—1896.) Bernhard Zacks Verlag. Treptow b. Berlin, 1909.

*) Ich wollte diesen Aufsatz auch „Lyrik des Willens" nennen, um einen deutlichen Gegensatz der in unsern Tagen so hoch zur Blüte gelangten, rein formalen Lyrik gegenüber zu gewinnen. Aber auch eine solche Bezeichnung würde das Schopenhauersche Prinzip nur rein symbolisch, gleichnisweise, verwandt wissen wollen.

Digitized by Google

wegs der Fall. Bei ihm verharrt noch der irdische Anlaß zu schwer, verflüchtigt sich nicht, meist sieht man noch deutlich den harten Strich und die Grenze, wo das Höhere anknüpfen und gern emporreißen möchte. Abenteuer der Jugend, genossene Seligkeit, Schuld und Verstrickung, Liebesbrief und Locke, tote Liebe und sachte Versteinerung, Abstoßen vom Lande und die Kälte neuer Himmelsstriche, — gewiß, das alles sind Texte, denen man Unwahrscheinlichkeit oder Unwesenhaftigkeit auch heute mit größter Kühnheit nicht vorwerfen wird; . . .

Les' ich euch, ihr Lieder, wieder, rührt mich eine weiche Hand,
Seh ich blonde Locken flattern und ein weißes Seidenband,
Kommt der Duft von gelben Rosen fernher, fern herüber mir,
Liegt der Himmel meiner Jugend wieder offen über mir!

gewiß, gewiß — das ist alles sehr rührend und von unleugbarer Wirkung aufs Gemüt. Aber nun gibt es Eigensinnige, starke Seelen von heute, die lassen sich nicht mehr rühren, gehen allen Veranstaltungen dazu aus dem Wege, als ahnten sie, daß als letzter Effekt hier höchstens wieder nur Worte, weiche Worte und unentschlossenes Hindämmern an der Oberfläche der Erscheinungen resultieren könnte. Gewaltigen Angriff und Sturm auf all ihr Inneres hingegen würden sie mit Freuden begrüßen, seltsam, diese Menschen wollen nicht sanft angefaßt werden, aber beim Mienemachen zu vollkommener Überwältigung, Besiegung und Unterwerfung würden sie wahrscheinlich nichts einzuwenden haben, sie sehnen sich geradezu danach, anzubeten und zu verehren. „— — Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide" ist vielleicht schon manchem zur redseligen Verlockung geworden, der im Überschauen aller schon vorhandenen künstlerischen Ausdrucksmittel nicht streng genug erwog und die Grenze zog, wann eigentlich der heutige Mensch „in seiner Qual verstummt"! Das alte urälteste Erleben ist freilich noch immer da, aber die immer junggeborene Intensität des Fühlens mit den gewohnten Worten und Rhythmen zu beschwören, wird natürlich schwieriger und schwieriger. Es gilt, die Sprache, Reim und Akzent umzuschaffen und neuzuschaffen, damit die so alten Schöpfungswerke auch in der Dichtung „herrlich seien wie am ersten Tag"; und der Zeitenkundige hört wohl bei Mackay schon einige Fanfarenklänge wieder zu diesem Tage, aber im ganzen ist doch der Ton welken Blättergeraschels um sein Ohr.

Wie Schiller, wie Freiligrath ringt Mackay um die Palme heroischer Dichtkunst; aber wenn schon jene beiden es meistens nur bis zum Pathetischen bringen, so ist Mackays ganz weiche, ganz hingegebene Seele hier fast gar nicht auf ihrem Felde und nur wie aus gewissem psychischen Antagonismus darauf denkbar. Seine Gedichte von viel trotzigem Heldenmut, von Schlachtruf und Schwerterklirren, von verzweifeltem Ausharren und einsamem Überleben, von herrlicher Selbstgenugsamkeit und düsterer Ritter-Schmerz-Stimmung hinterlassen doch nicht selten ein Gefühl von Stürmen im Glase Wasser, von wortreicher Ruhmredigkeit. Er ist auch noch ein Dichter mit „Nun" und „Da", er verbreitet gern epische Feierlichkeit, und ohne an feinere sinnliche Exaktheit auch nur zu streifen, werden Begriffe wie Kampf und Sieg, Hoffnung und Zweifel, Freiheit und Fesseln, Nacht und Licht wieder voll ehrlicher Begeisterung in ihr prunkendes, allegorisches Scheindasein zurückgerufen. Daß das subjektive Ich durch alle Gedichte eine so große Rolle spielt, sollte bei einem Lyriker, meint man, wahrlich kein Schaden sein; aber obwohl überall vorhanden, spielt es trotz allem doch die kleinere Rolle, man spürt, es berauscht sich eigentlich zu leicht, gibt zu bald sich zufrieden, strömt auch bei geringeren Anlässen schon über .. „Stadt meiner Abenteuer . ." inspiriert bereits einige weitere sentimentale Zeilen, oder „von den Freunden der Jugend auf immer getrennt", oder „der Sonne letztes Sprühen" (das „Letzte" überhaupt!), oder ein zufällig doppelt gehörter Rhythmus „es verging, es verging keine Stunde in der Nacht" .. Aber dann, obwohl so haltlos und nachgiebig jedem Köder der Stimmung, der Schmerzen nachstürzend, trifft doch auch diese Seele zuweilen auf das Wild, das schon ganz neuen Bezirken zu entstammen scheint, — trifft den Tieferlauschenden zuweilen schon ein ganz neuer seltener Hifthornklang: .. „Und durch meiner Tage zerbeultes Sieb — Stiebt die Spreu des Vergessens verwirrter und bunter", so rafft sich der Dichter plötzlich einmal aus ganz schlaffer Klage auf, und „Deine goldenen Tage schleifen — Durch die Gassen ihr Gewand", so sieht man ihn ein andres Mal männlicheren Mutes zögern und sinnlicherer Freude voll noch die Farben und den Saum des Entschwindenden wahrnehmen und festhalten.

Eine unter den Stürmern und Drängern der achtziger Jahre Mackay sehr ähnliche Natur, Karl Henckell, rühmte auch einmal vorzüglich den Gedankenreichtum und die philosophische Tiefe dieser Dichtungen. Und in der Tat dürfte grade heroische Dichtungsart, die nur aus einem allgemeinen erhabenen Schwung der Seele zu stammen scheint, und wie sie in vollkommener Weise z. B. durch Byron und manchmal von Lenau verwirklicht wird, dieses der Lyrik zunächst ja noch fremde Element fruchtbar zu machen haben, um mit dem Zauberglanz hoher und leuchtender Ideen die sinnliche Fülle und Frische reiner Bilder und Klänge möglichst auszugleichen und wettzumachen. Aber auch in dieser Hinsicht reichen die eigentlichen Gedanken, Reflexionen und Betrachtungen bei Mackay im Grunde nicht hin, um ernstliche Revolutionen im Innern zu verursachen.

Digitized by Google

Man möchte sagen, hierfür waren denn doch die ursprünglichen Instinkte zum Aufnehmen und Empfangen, zum wirklichen Leben und Erleben zu gesund und aufs Unmittelbare gerichtet, um nicht eher noch in etwas vorzeitiger Freude am dröhnenden, pomphaften Wort, an schmetternden Rhythmen und großer Gebärde und Geste sich zu entladen, als die langwierige, schwierige Entwicklung in die Tiefe anzutreten. Indem Mackay auch eine große Zahl von Gedichten geschaffen hat, die in ihrer prunksüchtigen, fragefeligen und strophenreichen Art wieder seine bevorzugten Allegorien Freiheit, Sehnsucht, Welt und Erde apostrophieren, indem er selbst von soviel furchtbarem Ringen und ewigen Rätseln seine Verse singen läßt, hinterläßt er wohl hier und da die Empfindung, als ob von wunder wie tiefen Dingen die Rede gewesen. Seine sozialen Lieder formen auch zuweilen mit Glück ein altes Problem, wie wenn er die Bajadere sagen läßt:

„Und die Flammen der Freude mit emsigen Händen
Zur Glut zu schüren, ist nicht so leicht ...“;

endlich läßt er seine Phantasie zuweilen Himmelsflüge vollbringen, sieht Welten zerbersten, unser Wort erst nach Aonen andre Sternbewohner erreichen: aber — noch einmal — das Ergebnis von alledem ist nicht zu groß, viele Erkenntnis dieser Art nicht eben sehr neu oder neu geprägt. Und das ist auch an sich kein Schade, wenn man anders nicht für Mackay einen Charakter postulieren will, der ein in seinem tiefsten Kern blindgehendes, feuriges und ungestümes Temperament und Wesen in sein Gegenteil verkehren würde. Seine höchsten Gipfel wird ein solches wohl nimmermehr gerade in den Regionen kältester Selbsteinkehr und Selbstbesinnung finden; hingegen dürfte ihm in den seltensten Momenten doch eine gewisse kühlere Schneefirn des Gefühls (möchte ich es nennen) winken, und seine Höhepunkte bedeuten, wo der dunkle, triebhafte, allzugepeitschte Lebenswille doch einmal ausruht und prophetisch-ahnungsvoll dann in Tiefen blickt, die sonst erst bei den Späteren sich öffnen und klar hervortreten. Auch Mackay, während sein ungezügelter, unabgeklärter Drang für gewöhnlich nur einfach vorwärtsstürzt und die Objekte ergreift, wie sie ihm grade im Wege liegen, ohne sonderlich zu prüfen und auszulesen, Schlamm und Geröll mit edlem Gestein, Höchstes mit Trivialem fortwährend wälzend und mischend, — zuweilen berührt doch auch seine Stirn eisiger Gletscherhauch, fährt auch in dieses allzusorglose, flache Schäumen wie über Nacht klarer Frost und läßt das ganze Gewirr und Versprühte in der engen Haft geschliffener Kristalle seltsam, tief und ruhig aufblitzen ..

O silberne Morgenfrühe!
Ich habe nach ruhloser Nacht
Die Fracht gehäufter Mühe
In deinen Hafen gebracht.

Ich werfe beruhigt die Anker
In Wasser, kaum bewegt,
Über die mein Wunsch, mein schwanker,
Für heute sich schlafen legt ...

Oder wie soll man sich sonst ein solches Gedicht (und noch einige wenige andre, z. B. Erwartung: „Ich lehne müd mein Haupt an Felsenwände“ ——, das mit Recht auch in viele Anthologien der neuen Lyrik übergegangen ist!) neben anderen, allzu knabenhaft-unwählerischen erklären?

Ich erkläre es mir so: nach vielem Seufzen, Suchen, Tasten und Irren — und in der Geschichte der gesamten Lyrik sind uns sicher nicht bloß die Geburten, sondern auch alle Fehlgriffe der Natur, Embryonales und Halbentwickeltes aufbewahrt — erscheint dem Dichter, der mehr Wille als Erkenntnis ist, vorahnend auch einmal seine Stunde, seine eigene Erfüllung; an seiner allgemeinen Grundbestimmung, seiner Grundnatur kann dies nichts ändern .. Eine solche Stunde erscheint freilich nicht bloß dem Dichter (insofern er alle Produkte auch seiner Sehnsucht und ungenügender Selbstverzehrung gesammelt und verewigt hat), sie erscheint hier und da auch besonders nachdenksamen Menschen, vielerfahrenen Geistern, kultivierten Greisen, die wehmütig einmal zurückschauen.*) Insofern sich aber gerade hier eine tiefste Verwandtschaft zwischen dem Dichter und jedem sittlichen Menschen, der im letzten Sinne immer noch ein Kämpfer ist, öffnet, eine Verwandtschaft, die selbst ein Goethe, wie wir wissen, mit allen zu bekennen nicht zu stolz war, so wird von hier aus schließlich auch Mackay, der schwer kämpfende und tief ringende Mensch, seinen sehr zu billigenden Weg zu allen edleren Herzen finden. Von hier aus ist es auch gutzuheißen, daß diese Gedichte, die einer Sturm- und Drangperiode des heutigen Menschen angehörten, mögen sie auch heute nicht mehr das letzte ästhetische Gewissen befriedigen, noch einmal gesammelt worden sind. Die Menschheit befindet sich jederzeit zugleich in ihrer Kindheits-, Jünglings-, Mannes- und Greisenepoche; durstige Jünglinge, romantische Frauen zumal werden noch immer gern zu diesen Dokumenten ihrer Ähnlichkeit greifen. —

Narrenlied.

Von **Hans Thummerer** (Komotau i. B.).

Ich frage: wo führen die Straßen hin,
Sie führen so kreuz und quer;
Hat überhaupt etwas Zweck und Sinn,
Kann einer mir sagen, wozu ich bin
Und die Dinge, — wer sagt mir das, wer?

*) Ich möchte an die Sonette des alternden Wilhelm v. Humboldt erinnern, der sich auf Tegel vorgenommen hatte, jeden Tag eines zu schreiben, — da man denn unter hundert mittelmäßigen zuweilen ein sehr schönes findet.

Digitized by Google

Ich nehme irgend ein Ding zur Hand,
Ich mühe mich ab und schau
Und seh doch immer nur Rand und Wand,
Ein undurchdringliches Grau ....
Sie lachen, als hätten sies längst erkannt, —
Wie schlau!

Aber ich weiß, sie kennen die Dinge nicht,
Ihren Zweck, ihrer Seele Gesicht;
Keiner kennt das, alle tun sie nur so,
Verwenden dies blind und behandeln das roh,
Bis es eines Tages zerbricht.

.... daß auch viele Wasser sie nicht mögen auslöschen ....

Von **Traude Eichstaedt** (Charlottenburg).

I.

B., den 19. April 19 . .

Meine gnädigste Frau,

ich möchte Ihrem Direktor Wilkens eigentlich böse sein, daß er mich durch seinen heutigen Besuch um meine Schnitzstunde bei Ihnen gebracht hat.

Was hat mir eigentlich diese Nachmittagsstunde getan oder — vielleicht ist die Frage richtiger — was hat sie mit mir getan?!

Bis gestern wußte ich es nicht so deutlich, wie ich es jetzt in dieser Minute empfinde. —

Mit den kleinen Besuchen habe ich das alles wieder erhalten, was ich in den letzten Jahren entbehrt habe. Nicht nur wiedererhalten, — ich habe so viel, viel mehr gefunden!

Daß ich Ihre liebe Freundschaft von Anfang an ohne den von Ihnen gewünschten „mütterlichen" Beigeschmack empfangen habe, weiß ich eigentlich erst heute. Und auch spätere freundliche Versuche Ihrerseits, mir wieder einmal die ganz bestimmte „Qualität" (wenn dieser Ausdruck passieren darf) Ihrer Zuneigung in Erinnerung zu bringen, scheiterten meistens an dem ungenügenden Verständnis des Klienten.

Ich kann nun einmal in Ihrem ganzen, mir so zusagenden Wesen, in Ihrer Sprache, in Ihrer freien Fröhlichkeit und Ihrem Äußeren nicht das finden, was mir diese Auffassung ohne weiteres aufzwingen sollte. Im Gegenteil, ich sehe in Ihnen immer nur das junge, frische, kluge Mädchen. —

Wissen Sie schon, daß Ihnen einzelne Haarwellen beim Schnitzen leicht in das Gesicht hängend, entzückend stehen? Ich sehe immer Ihre regelrechten Handgelenke und Ihre weißen Hände, wie sie das Messer energisch durch das Holz treiben. —

Gestern abend habe ich noch schnell die Lehne zum Stuhl beinahe fertig geschnitzt, zum nächsten Arbeitsnachmittag bringe ich sie Ihnen mit. —

Ich mußte heute ein wenig mit Ihnen plaudern, es ist gar so lange bis übermorgen hin.

Herzlichst grüßt Sie
Ihr großer Junge G.

B., d. 20. April 19 . .

Liebe gnädige Frau,

1/2 12 Uhr ruft eine große elektrische Hausglocke zum Lunch. Es muß gleich läuten. Bis dahin möchte ich Ihnen aber noch schnell mitteilen, daß wir heute mit dem Konzert Glück haben.

Es wird als Erstes die 9. Sinfonie von Beethoven gespielt. Ich habe sie wohl vier Jahre lang nicht gehört. Ich will sehen, daß ich durch meinen Franz zwei Balkonplätze besorgen lassen kann, damit wir etwas bequemer sitzen können. —

Ich freue mich so sehr, Sie sich auch ein bißchen? —

Gestern abend nach dem obligaten Spaziergang mit der Dina hatte ich nur noch Zeit, der Lehne zwei furchtbare Stiche und vier lange Schnitte beizubringen. Näheres siehe Lok.-Anz. unter „Mordversuch".

Morgen bin ich pünktlichst da.

Herzlichst grüßt
Ihr G.

B., d. 28. April 19 . .

Meine liebe gnädige Frau,

ist Ihnen der gestrige Abend so gut bekommen wie mir? Ich möchte Ihnen heute noch einmal danken, für die köstlichen Stunden, die ich in Ihrer lieben Gesellschaft verbringen durfte. —

Ein so schöner Abend — wenigstens für mich — hält doch wieder eine ganze Zeit vor — wenigstens sollte es so sein —, meistens stellt sich jedoch nach allen wahrhaft schönen Genüssen der Wunsch ein, möglichst bald eine Wiederholung zu erleben. Mir geht es natürlich schon seit gestern abend so! —

Seien Sie mir nicht böse über meine Offenheit!

Herzlichst küßt Ihre Hand
Ihr G.

B., d. 4. Mai 19 . .

Meine liebe gnädige Frau,

gestern kam ich erst spät von der Jagd heim, sonst hätten Sie diesen Brief sicherlich schon mit der Morgenpost erhalten.

Es war ziemlich anstrengend, aber doch so wunderschön. Und immer saßen Sie neben mir. Ich zeigte Ihnen jedes Reh, jeden Hasen und sah Ihre Freude am Sonnenaufgang, am Spiel der Fische, am stolzen Kreiseziehen der Reiher. Und ich sah Ihre Andacht bei der leise, langsam und geheimnisvoll einsetzenden Ruhe des Abends, am still ersterbenden Leben.

Digitized by Google

Ich habe beinahe drei Stunden ganz einsam auf einem kleinen Hügel gesessen und auf meinen Rehbock gewartet — wenn auch vergeblich, so wurde mir die Zeit doch nicht lang —

Abends fuhren wir durch das Revier im großen Bogen zurück. Der Mond ging dunkelgelbrotbraun hinten über der Schorfheide auf, die Wiesen und Moorgräben fingen an zu brodeln. Alles war still. Hier hoppelte ein Hase aus dem Klee in das schützende Getreide, dort stand ein Schmalreh, — es war ein Abend für Sie mit Ihrem stillen, tiefen Verständnis für die Schönheit der Natur.

Vielleicht fügt sich's einmal, daß Sie uns mit Ihrem Gatten zur Jagd begleiten. Es würde Ihnen gewiß gefallen. —

Für heute bin ich Ihr

Ihnen stets ergebener G.

B., d. 10. Mai 19 . .

Meine liebe gnädige Frau!

Nehmen Sie herzlichen Dank für das Übersenden Ihrer prächtigen Arbeit „Wie die Mutti fleißig umgeht mit ihren Kindern". — Sie haben schöner und viel, viel mehr geschrieben, als Sie vielleicht selbst glauben. Der Anfang — so entzückend Kinderstube, so deutlich und plastisch der „Besuch" und die „Lewen" und das „Lewenfristick" und dann der zweite köstliche Teil am Rosenstrauch. Der liebe Gott liegt mir vielleicht, d. h. im Moment — nicht ganz so. Ich muß diesen Teil nochmals durchlesen — aber wie Sie die Frage der kleinen Hanna: „woher kommen die kleinen Kinder?" beantwortet haben, hat Sie meinem Herzen noch näher gebracht, als es je zuvor gewesen. So wunderbar zart, sinnig und poetisch und dabei dem Kindergemüt ohne irgend eine ängstliche Beimischung verständlich. Die Antwort ist mit so großer Liebe und dabei wohl mit der festen Absicht gegeben, die alten Scheunentor- und Ammenerzählungen mit einem festen Stoß hinwegzuräumen.

Das Kind bleibt Kind und doch wird es die Natur mit andren Augen anschauen. Es wird ehrlich und offen sprechen lernen und weniger prüde werden. Diese mütterliche Belehrung wird dem Kinde geistigen Freimut und als Schönstes, unbedingtes Vertrauen zur Mutter geben.

Sie liebe „Mutti"

Herzlichst

Ihr G.

B., d. 18. Mai 19 . .

Meine gnädigste Frau,

der gestrige Abend war mir das beste in der langen Reihe der letzten Jahre.

Ich kann Ihnen nichts weiter schreiben, als daß ich nichts so schön gefunden habe, als die Stunden — — —

Ich sehe noch immer im Konzert Ihren lieben Kopf mit der feinen Nackenlinie gebeugt vor mir und wurde dadurch einigermaßen dafür entschädigt und damit versöhnt, daß die Plätze hinter- und nicht nebeneinander lagen.

War Ihr Gatte schon anwesend, als Sie heimkehrten, oder hats im Klub länger gedauert?

Wie gerne wäre ich noch viele Stunden mit Ihnen durch die ruhige Nacht geschritten. Fern hinten die dunkle, lange Silhouette des Eisenbahndammes mit seinen festen, starren Lichtern. Hin und wieder aus dem Dunkel heraus eine schnaubende, dampfende Lokomotive — dann wieder schweigende, schweigende und allumfassende Ruhe — — —

Dieses stille Nebeneinanderhergehen, wobei die Worte zwangloser von den Lippen fließen, hinterläßt bei mir nur stets diese schmerzlich wehe Stimmung, deren ich dann nicht sofort Herr werden kann. Verzeihen Sie mir meine gestrige scheinbare Launenhaftigkeit, es ist wohl nur die Erkenntnis gewesen — — —

Ich konnte gestern keine Ruhe finden und ging deshalb zu Fuß nach meiner Wohnung. So leicht der Schlaf kam, so schnell ging er auch wieder. Ich wachte sehr früh auf — Ihr Bild — Ihre großen Augen vor mir — — —

In Treue

Ihr G.

B., d. 1. Juni 19 . .

Meine liebe gnädige Frau,

nach langer Zeit ein Abend zu Hause. — Die von Ihnen so viel geschmähte Gaslampe säuselt leise über meinem Haupte. Sonst ist es still in meiner großen Klause. Die gute Dina liegt auf ihrer Sauschwarte und blinzelt zu mir herüber. — —

Gestern abend war ich nicht in der Verfassung, Ihnen zu schreiben, trotzdem ich nur eine Stunde im Klub war.

Für Ihren Brief herzlichsten Dank. Ich wußte alles, was Sie mir darin so ehrlich und so schön sagen, im voraus. Und doch — liebe, liebe Frau Esther, es mußte ja kommen. Ich sah es kommen von dem Tage an, da ich wußte, daß ich Ihnen nicht mehr nur Freund sein konnte. Ich habe mich fast ein ganzes Jahr über mein Gefühl zu Ihnen getäuscht, vielleicht — täuschen wollen. Die vielen Monate, während der ich Sie in so reiner und für mich selbst so schöner hoher Weise verehren durfte, werden mir nie, nie aus dem Gedächtnis schwinden. Ich sah Sie immer deutlicher, klarer und schöner, mir täglich lieber und wertvoller werden — und näher kommen.

Und nebenher kam die Gefahr für mich — —

Nun weiß ich nichts mehr von freundschaftlicher Zuneigung, sondern nur von einer tiefen, schweren Liebe des Mannes zu der Frau, die

Digitized by Google

ihm so viel Ruhe und Schönheit in sein rastloses, unruhiges Leben gebracht hat — —

Mich erfaßt im Moment wieder dies namenlos schmerzliche Gefühl — —

Ihr G.

Randbemerkungen.

Homines novi auf dem Kriegspfade.

Man kann Herrn v. Kiderlen-Wächter zwar eigentlich keinen homo novus nennen, denn er hat sich ja beim deutsch-französischen Marokkoabkommen Sèvresporzellan verdient und schon vorher bei der Orientkrise tapfer mit das Kriegsbeil geschwungen, aber Häuptling ist er doch erst seit kurzem, und da er nicht so aussieht, als wenn er ohne Kopfzerbrechen die unkriegerischen Kriegspfade seines Vorgängers weiter zu wandeln gedächte, da ihm zudem der verantwortliche Oberhäuptling ganz freie Hand läßt, so kann man 100 gegen 1 wetten, daß er, einstweilen noch im Busch verborgen, einen neuen Pfad betreten hat. Davon ist auch jedermann überzeugt. Nur weiß noch keiner so recht, wo dieser Pfad läuft, und Herr v. Kiderlen wäre auch ein schlechter Häuptling, wenn das jeder wüßte. Man hat seine Kundschafter und Abgesandten in Petersburg und Konstantinopel herumlaufen sehen, aber die Tragweite seiner Absichten und bisherigen Erfolge kennt man nicht. Auch in Paris ist ein neuer Häuptling aufgetaucht. Der hat leider ganz unverhohlen die Richtung nach Marokko eingeschlagen und kann trotz mannigfacher Winkelzüge nicht verhehlen, was er dort möchte. Er schiebt, und behauptet, er werde geschoben. Er würde nicht geschoben werden, wenn er nicht mit Schieben angefangen hätte. Er dreht das Kriegsbeil etwas unentschlossen in der Hand. Er könnte zuschlagen, wenn er wollte, aber er traut sich nicht, denn er weiß nicht, wie dicht ihm etwa der Oberhäuptling aus Berlin auf dem Leibe sitzt, mit welchen Absichten und mit welchen Streitkräften. Der bewährte Häuptling in Wien ist glücklicherweise an die Spitze seines Stammes zurückgekehrt. So lange er fort war, vertrat ihn ein jüngerer Krieger, und derweil sind allerhand Dummheiten gemacht worden, wenigstens mit Redensarten. Nicht zurückgekehrt ist leider bisher der Petersburger, der, obwohl selber ein homo novus, sicher nicht solche Tapsigkeiten vollführt hätte, wie sein ihn vertretender Unterhäuptling. Selbiger Unterhäuptling scheint den Tomahawk für einen Tulpenstengel anzusehen, mit dem man in der Gegend herumwinken kann, denn er hat ihn dem Türken unter die Nase gehalten, daß einem gruselig dabei werden konnte, und nachher behauptet, es sei bloß eine sanfte Andeutung gewesen. Der Obertürke schien jedoch für diese Sorte humoristischer Konversation kein Verständnis zu besitzen, denn er hob erst ein wenig den Fuß und würdigte danach den begossenen Russen des Anblickes seiner nicht zu verachtenden Rückseite. Ob dieses sonderbaren Abenteuers schüttelten die Häuptlinge in den andern Dörfern Europas bedenklich den Kopf. Das sind so die Dinge, die man von den Kriegspfaden der neuen Häuptlingsgeneration in letzter Zeit gehört hat. Sehr lichtvoll sind sie nicht. Aber das schadet nichts. Kriegspfade müssen dunkel und verworren sein, und homines novi tun ganz besonders gut daran, sich vorläufig erst ein bißchen kreuz und quer durch die Büsche zu drücken, bevor sie den Gesang ihrer Väter anstimmen und hervorbrechen. Was den unsrigen anlangt, so sitzt er ja auch vielleicht noch im Wigwam und bemalt sich mit wirkungsvollen Farben. Einmal hörten wir ihn den Schlachtruf probieren. Er klang recht vertrauenerweckend durch die Zeltwände hindurch, die mit Norddeutschen Allgemeinen tapeziert sind. Vielleicht ist er inzwischen aber wirklich schon irgendwo draußen und wird sich demnächst bemerkbar machen. Nichts Genaues weiß man nicht, man merkt nur, daß überall an neuen Kriegspfaden herumgeknobelt wird. W.

* * *

Wasserstraßen.

Wir haben es, wir können es tun. Der kurzsichtige Bürger sieht noch nicht viel von dem Riesenkanalprojekt, mit dem das Ministerium Koerber eines Tages überrascht hat. Der simple Bürger hört nur immer davon. Er erinnert sich vielleicht auch, daß er der bedeutendste Mitschuldige am Zusammenbruch des ersten Volksparlaments gewesen ist, denn die Polen, deren Kronland Galizien sich von den Wasserstraßen den größten Vorteil erhofft hatte, wollten ohne endlichen Beginn des Wasserstraßenbaues nicht mehr in der Arbeitsmajorität mittun, und wenn sie auch nicht coram publico zur Opposition überschwenkten, so intrigierten sie desto intensiver in der Couloirheimlichkeit. Das neue Sparsystem wollte von dem Baubeginn nichts wissen, und darum bekam der Bürger von den Wasserstraßen nichts zu sehen. Jetzt aber dürften ihm endlich die Augen aufgehen. Denn die Wasserstraßen, von denen noch nicht das winzigste Stichkanälchen da ist, haben den Staat bisher die Lapalie von mehr als 50 Millionen gekostet. Wofür? Für das Wasserstraßendepartement im Handelsministerium, für Begehungskommissionen, für Pläne, Skizzen, Berechnungen und Untersuchungen . . . Es gibt Menschen, die, wenn sie etwas wollen, zunächst einen Verein gründen; bei uns in Österreich erreicht man vor allem andren ein Amt. Das ist einträglicher — für die Beamtchen, man hat wieder ein paar gut dotierte Stellen zu vergeben. In dieser untertanenfreundlichen Technik der Versorgung haben wir es schon so herrlich weit gebracht, daß jeder achte Bürger öffentlicher Beamter des Staates, des Landes oder der Kommune ist. Man braucht diese Tatsache nur arithmetisch auszudrücken, dann hat man die Erklärung für unsre latente Finanznot, für die fürchterliche Steuerüberlastung und die wirtschaftliche Stagnation. Denn die Administration entzieht der wertschaffenden Wirtschaft eine Menge Menschenkräfte. Was tut das Wasserstraßenamt seit 1904? Es „prüft". U. z. w. prüft es selbstverständlich die Wasserstraßenfrage, die wahrscheinlich in Ewigkeit eine Frage bleiben und nie eine Wirklichkeit werden wird, so daß man auch in alle Ewigkeit prüfen und ein Amt für eine abgetane Idee haben kann. Typisch für unsre Verwaltung. Man hört jetzt sehr viel davon, daß die Verwaltung reorganisiert und billiger gestellt werden müsse. Die österreichischen Bahnen waren ein glänzendes Geschäft, solange sie privat betrieben wurden. Die Staatsverwaltung hat sie passiv gemacht. Soll es mit einer Verwaltungsorganisation ernst sein, dann ist es höchste Zeit, sonst wird die latente Finanznot akut werden. Janus.

* *

Der Neger in Kanada.

In Kanada hat die Ankunft von 200 Negern aus den Vereinigten Staaten, die sich in der Gegend von Athabaska, im Westen des Landes, niederlassen wollen, nicht wenig Aufsehen und Unruhe hervorgerufen. Man sieht in ihnen die Vorboten eines massenhaften Zustroms schwarzer Bevölkerung, und viele glauben, daß im Laufe eines Jahres mindestens 5000 Neger eindringen würden, wenn nicht rechtzeitig Maßnahmen dagegen getroffen werden. Jene Zweihundert überschritten bei Emerson in der Provinz Manitoba die Grenze und wurden dort von den Einwanderungsbeamten der denkbar strengsten Kontrolle unterworfen. Es ließ sich kein Vorwand finden, sie zurückzuweisen. Weder fehlte es ihnen an Geld, noch an Gesundheit, noch an der geforderten Unbescholtenheit. Das Wenigste, was unter ihnen ein Familienoberhaupt besaß, waren 300 Dollars. Zudem hatten sie sich bereits mit Haushaltungsgegenständen und landwirtschaftlichem Gerät ausgerüstet. In der Presse wie im Parlament wird schon erörtert, ob man Neger nicht wie Chinesen

Digitized by Google

durch eine hohe Kopfsteuer von der Einwanderung abschrecken und die Eingewanderten nicht von Landschenkungen im fernen Westen ausschließen solle.

Übersieht man die in der Vergangenheit mit den spärlich eingewanderten Negern in Kanada gemachten Erfahrungen, so erscheint die jetzt plötzlich um sich greifende Furcht vor einer schwarzen Masseneinwanderung freilich wenig begründet. Vor 20 Jahren ließen sich in der Nachbarschaft von Toronto in einem Dorfe etwa 100 Neger nieder; heute sind sie auf ein halbes Dutzend zusammengeschmolzen. In der Gegend von Essex gab es früher mehrere größere Negerdörfer, die inzwischen fast aufgehört haben zu existieren. Vor 25 Jahren hatte Toronto viele schwarze Barbiere, heute sind solche dort eine Seltenheit. In ganz Kanada, das zur Zeit der Sklavenwirtschaft in den Südstaaten der Union entlaufenen Sklaven gern Zuflucht bot, trifft man selten einen Neger, es sei denn in den Speise- und Pullmannwagen der großen Eisenbahnlinien. Bisher hat das strengere Klima den Neger in Kanada entweder nicht gedeihen lassen oder wieder nach dem Süden vertrieben. Es könnte aber sein, daß die Verschlechterung der Lebensbedingungen und Lohnverhältnisse in den Vereinigten Staaten, die fortschreitende Erschließung neuer fruchtbarer Gegenden in Kanada und die dadurch hervorgerufene wachsende Anziehungskraft Kanadas für die Bevölkerung der Union künftig zusammenwirkten, um auch für das Gedeihen größerer Negeransiedlungen in Kanada die erforderlichen Voraussetzungen zu schaffen. Dann aber dürfte die gebotene Rücksicht auf politische Stimmungen in den Vereinigten Staaten die kanadische Regierung kaum dazu kommen lassen, sich der schwarzen Eindringlinge mit annähernd gleich drastischen Mitteln zu erwehren wie bisher der chinesischen.

Otto Corbach.

* * *

Über die literarische Weltproduktion der Sozialwissenschaften

im Jahre 1910 veröffentlicht soeben das Internationale Institut für Sozial-Bibliographie in Berlin W. 50, Spichernstraße 17, folgende Zahlen. Ermittelt wurden vom Institute insgesamt 27 076 Arbeiten. Von diesen sind 8602 in Buchform und 18 474 in Form von Aufsätzen in der Fachpresse erschienen. Einbezogen sind hierbei 16 Sprachgebiete und etwa 2000 Zeitschriften der Wirtschafts-, Sozial- und Rechtswissenschaften. Außer dieser engern Fachpresse wurden noch zahlreiche allgemeine Revuen sowie etwa 2000 Fachblätter auf technischem und medizinischem Gebiete auf ihren gelegentlichen sozialwissenschaftlichen Inhalt hin durchgesehen.

Nach Sprachgebieten betrachtet ergibt sich, daß die deutsche Sprache mit 15 005 Arbeiten obenan steht. Es folgen sodann England-Amerika mit 5549 und Frankreich mit 3906 Arbeiten.

Nach Materien geordnet ergibt sich folgendes Bild:

Es entfielen Arbeiten auf

Soziologie	2638
Theoretische Nationalökonomie	392
Praktische „	5206
Politik	2271
Sozialpolitik	7983
Finanzwissenschaft	1159
Statistik	3004
Bevölkerungswesen	289
Kolonialwesen	785
Sozial- und Wirtschaftsgeschichte	2232
Bio- und Bibliographien	1117

Alle diese Arbeiten sind in der Monatsschrift des Instituts, den Blättern für die gesamten Sozialwissenschaften angezeigt, in den geeigneten Fällen mit kurzen Erläuterungen.

Das Institut stellt auf diese Weise gewissermaßen ein Observatorium der sozialwissenschaftlichen internationalen Fachliteratur dar, das durch einen ganzen Stab von Mitarbeitern die die Kräfte eines Einzelnen weit übersteigende Arbeit leistet: über die Gesamtentwicklung des Fachgebietes schnell und laufend zu orientieren. Das Institut ist ein gemeinnütziger, wissenschaftlicher Verein, der satzungsgemäß jeden Erwerbszweck ausschließt. Die Mitgliedschaft kann von jedermann gegen Zahlung eines Jahresbeitrages von 25,— M., der für Einzelpersonen auf Antrag auf 15,— M. ermäßigt wird, erworben werden und berechtigt zum Bezuge des Organs sowie zur Benutzung der Auskunftstelle, die Literaturzusammenstellungen ad hoc sowie Auszüge und Übersetzungen liefert.

Das Institut, das im Jahre 1905 unter Mitwirkung der hervorragendsten Fachvertreter begründet wurde, zählt bereits mehrere hundert Mitglieder. Seine Verwaltung erfolgt durch ein von dem Staatssekretär des Innern bestelltes Kuratorium, einen Verwaltungsrat und den Vorstand.

Dem Kuratorium gehören an: Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. Lewald, Direktor im Reichsamt des Innern, Vors.; Dr. van der Borght, Präsident des Kaiserl. Statist. Amtes, stellv. Vors.; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Lexis; Bibliothekar Prof. Dr. Georg Maaß; Prof. Dr. Gustav v. Schmoller, Exz., und Oberbibliothekar Prof. Dr. Uhlworm.

Den Verwaltungsrat bilden: Geh. Reg.-Rat Prof. O. Kammerer; Kammergerichtsrat Dr. Felix Meyer und Reichsgraf v. Oppersdorff, M. d. R. und M. d. H.

Der Vorstand besteht aus: Dr. Hermann Beck als Vors.; Dr. Herbert Stegemann und Prof. Dr. Robert Wilbrandt.

Erst ganz kürzlich war das Institut im Reichstage der Gegenstand eingehend begründeter Anträge der Abgeordneten Prof. Martin Spahn und Bassermann, die im Zusammenhange mit der Frage der Errichtung eines Reichszeitungmuseums eine Verdoppelung der jetzt seit 3 Jahren dem Institute vom Reiche gewährten laufenden Unterstützung von jährlich 15 000 M. befürworteten. Dafür soll dann das Institut neben der Fachpresse auch die Tagesblätter in seinen Arbeitsbereich einbeziehen, — eine Anregung, der jetzt weiter nachgegangen wird.

* * *

Mond und Wetter. Rückblick.

Der letzte Rückblick in Nr. 20 umfaßte die Witterungsperiode des Neumondes bis Anfang Mai. Am Schlusse desselben rechnete ich damit, daß mit der Erreichung der höchsten Mondstellung — 2. Mai — nach der kühlen, regnerischen Zeit ein Wiederanziehen der Wärme, sowie ein allmähliches Aufhören der Niederschläge zu erwarten sei. Der Verlauf der Witterung hat diese meine Vermutung im großen und ganzen bestätigt.

In der Woche vom 2. bis zum 9. Mai herrschte in dem Witterungscharakter völlige Ruhe. Die Niederschläge hörten nahezu gänzlich auf und lieferten, wenn sie noch gelegentlich auftraten, kaum meßbare Mengen. Von den Gewittern, die in den amtlichen Wettervoraussagen gerade in jenen Tagen, wenn auch nur als vereinzelt wiederholt angesagt wurden, war auf den Wetterkarten auch nicht im geringsten etwas zu bemerken.

Nach einem kurzen Wiederanziehen der Wärme in den Tagen der höchsten Mondstellung trat seit dem 5. Mai bei zunächst nordwestlichen, allmählich über N. nach NO. drehenden Winden wieder eine stärkere Abkühlung ein. Nach dem Wetterbericht der Magdeburger Wetterwarte sank in der Nacht zum 7. Mai die frühnächtliche Temperatur stellenweise unter den Gefrierpunkt. Gardelegen, das sich auch im Winter, trotz seiner geringen Höhenlage von 52 Metern, stets durch besondere Kälte auszeichnet, anscheinend weil es, im Süden und Westen durch Erhebungen abgeschlossen, den von O. und NO. kommenden, über die vorliegende Heide streichenden kalten polaren Luftstrom besonders leicht auffängt und festhält, meldete am 7. Mai morgens als tiefste Temperatur — 1°. Die Regel der Pariser Gärtner, daß der Anfang Mai ins Zunehmen kommende Mond die Gefahr der Nachtfröste bringe, hat sich demnach wieder einmal bestätigt.

Trotz des wiederholten, manchmal drohenden Be-

Digitized by Google

ziehens des Himmels ist es zum Regen nicht gekommen, vielmehr tagsüber stets Aufheiterung erfolgt.

Der Vollmond hat dieses Mal eine Gewitterperiode gezeitigt, wie sie mit dieser Mondstellung so frühzeitig selten auftritt. Schon am 9. Mai — vier Tage vor dem Vollmond —, wo die bis dahin herrschende westliche Windrichtung über N. nach O. ging, setzten vereinzelt die ersten Gewitter ein. Es liegt der Schluß nahe, daß eine warme Luftwelle, die während der Periode der voraufgegangenen nördlichen Mondstellung auch über Rußland und Asien stark nach Norden vorgedrungen war und schon den Hauptteil ihrer Feuchtigkeit der Erde zurückgegeben hatte, bei dem Nachlassen der westlichen Luftbewegung zwischen erstem Viertel und Vollmond nunmehr weit von Osten her zu uns herüberkam. Darauf deutet auch der Umstand, daß die Gewitter überall zunächst nur mit auffallend geringen Niederschlägen verbunden waren.

Seit dem 9. Mai wurde Mittel- und West-Deutschland dann täglich von Gewittern heimgesucht, die mit dem Vollmonde und den folgenden Tagen ihren Höhepunkt erreichten. Eine charakteristische Begleiterscheinung dieser Gewitter war aber, daß sie vielfach recht schwere Hagelschläge mitführten. Auf dem hochgelegenen Eichsfelde, sowie zuletzt in Wien und Böhmen waren diese Hagelfälle von besonderer Heftigkeit. Es ist danach anzunehmen, daß auch in den höheren Schichten die kalte, polare Luftströmung sich rasch südwärts ausgedehnt und bei ihrem Zusammentreffen mit der nur langsam weichenden noch feuchthaltigen Luft durch schnelle Abkühlung zur Hagelbildung Veranlassung gegeben hat.

Langsam und spät ist mit dem Aufhören der Gewitterperiode die polare Luftströmung endlich zur vollen Herrschaft gelangt. Seit dem 17. Mai, dem Tage der tiefsten Mondstellung, hat das Wetter einen ausgesprochen kühlen, polaren Charakter angenommen. Das Vordringen der polaren Luft machte sich namentlich im äußersten Nordosten, wo die Wetterkarten seit dem 14. Mai wieder Kältegrade aufweisen, deutlich bemerkbar. Seitdem wehen auch die Winde ständig aus nördlicher Richtung mit vorwiegender Neigung nach Westen. Die Niederschläge hielten zwar zunächst noch an, waren jedoch nicht mehr erheblich.

Damit erweist sich wieder einmal der Satz als richtig, daß die durch eine bestimmte Mondstellung bedingte Luftströmung nicht sofort dem gegebenen Anstoß folgt, sondern der wirkenden Mondstellung mehr oder weniger immer erst nachfolgt.

Mit dem 21. Mai, dem Tage des letzten Viertels, ist offenbar eine gründliche Aufbesserung des Wetters eingetreten, die sonnig warme Tage mit starker nächtlicher Abkühlung erwarten läßt, so daß auch die Neigung zu Gewittern vorläufig geschwunden sein dürfte, bis die Annäherung an den Neumond wieder den Vorstoß äquatorialer Luftmassen zur Folge hat. Aus den beiden vorhergegangenen Nächten meldet die Magdeburger Wetterwarte aus ihrem Bezirk für die Bodentemperatur allgemein, für die Lufttemperatur vereinzelt ein Sinken unter den Gefrierpunkt. Gardelegen hatte wieder in der Nacht zum 21. Mai — 2° als tiefste Temperatur und steht damit der niedrigsten Temperatur auf dem Brocken gleich.

Zum Schluß möge es mir gestattet sein, im Hinblick auf die hohe Bedeutung einer rechtzeitigen Erkennung der Wetterlage für den jüngsten Zweig unsres heutigen Verkehrswesens, die schnell sich entwickelnde Luftschiffahrt, nochmals auf meine letzte Wettervoraussage in Nr. 20 zurückzukommen.

Am 11. Juni beginnt der große deutsche Überlandflug, der den Fliegern Deutschlands Gelegenheit geben soll, ihre Kunst und die Zuverlässigkeit ihrer Fahrzeuge zu bewähren. Daß die Leitung des Wettfluges damit gerade den Vollmondtag für den Beginn des Wettfliegens gewählt hat, mag noch angehen, wenngleich in den ersten Tagen die Neigung zur Gewitterbildung wohl etwas störend einwirken wird. Daß aber der zweite Hauptteil der Flugfahrt, zumal sie außerdem nach dem Westen an den Rhein führt, gerade auf die Tage um den Neumond — 26. Juni — vom 23. Juni ab gelegt ist, könnte sich unter Umständen bitter rächen, da durch

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ⁂ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

Mark 1000. bar

für Aufnahmen mit Ernemann-Camera und Ernemann-Optik

Preisausschreiben

offen bis 30. Sept. 1911. Bedingungen und Katalog gratis.

Heinr. Ernemann A. G., Dresden 260

Digitized by Google

die dann voraussichtlich herrschende, besonders starke Neigung zu Gewittern und wolkenbruchartigen Niederschlägen die Fortsetzung der Fahrt streckenweise völlig unterbunden werden kann.

Man darf daher auch im Hinblick auf dieses Unternehmen wohl gespannt sein, wie in jener Zeit das Wetter sich gestalten wird, und ob meine Vermutung richtig ist, daß kaum eine ungünstigere Zeit gewählt werden konnte. Trifft sie ein, so werden die Luftschiffer allen Grund haben, in Zukunft bei derartigen Unternehmungen etwas mehr auf die Stellung des Mondes Rücksicht zu nehmen, als unsere Wissenschaft es zulassen will.

Hildesheim, den 22. Mai 1911. Emil Brandt.

Zur Beachtung.

Wir bitten unsre Mitarbeiter und Leser, während der Monate Mai und Juni sämtliche für die Redaktion bestimmten Sendungen ausschließlich an die Adresse des Verlages (Berlin W 9, Potsdamer Straße 124), zu richten, da unser Chefredakteur während dieser Zeit nicht in Berlin ist. Redaktion der „Gegenwart".

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. [illegible] Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung [illegible] uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Dr. Kleefeld: Bürgerkunde des Hansabundes. Leitfaden zur Einführung in das staatsbürgerliche Wesen. Hansabund (Berlin).

Fürst v. Bülow sprach einst mit Althoff über das mangelnde Verständnis der Deutschen für all das, was man gemeinhin unter dem Worte „Bürgerkunde" zusammenfaßt. Althof entschuldigte das Manko mit der Bedeutung der Deutschen auf vielen andern Gebieten. Wie dem auch sein mag, das ist sicher, daß Bücher, die über die Grundlagen des Staatswesens usw. unterrichten wollen, von jeher bei uns wenig Absatz gefunden haben. Ob das vorliegende eine Änderung schafft, wer kann es wissen? Das aber steht fest, daß es zu den besten seiner Art gehört. Man merkt der Arbeit die ganze Frische und Bedeutung an, die mit dem Hansabund ist, was er auch vornimmt.

Dr. Kleefeld ist erstaunlich belesen und bringt Dinge, die man auch in größeren Lehrbüchern nicht ohne weiteres findet: so daß die Schweizer Republik nicht durch den Präsidenten, sondern den Bundesrat vertreten wird usw.

Für neue Auflagen ist zu beachten (S. 107), daß für Österreich beim internationalen Heimatrecht der Gothaer Vertrag nicht in Betracht kommt und daß die Vertragsstaaten zum internationalen Urheberrecht (S. 182) nicht vollständig aufgeführt sind. Auch der Satz über „die Verfolgung von Hochverrat (usw.) im Auslande" (S. 113) ist irrig. Die Literaturangaben sind etwas dürftig.

Reg.-Rat Neuberg.

August Sperls Bücher

Unter den Erzählern, die während der letzten Jahrzehnte bei uns aufgetreten sind, hat August Sperl sich in raschem und kühnem Vorgehen eine Stellung errungen, wie sie gleich angesehen nur selten einem seiner Genossen zuteil geworden ist. Seine Romane und Erzählungen sind Kunstwerke in jedem Sinne, wie denn ihr Urheber das freie dichterische Schaffen auch da betätigt hat, wo es sich nicht um die Darstellung der geschichtlichen Vergangenheit, sondern um die des frisch pulsierenden Lebens der Gegenwart handelt.

Bei der **Deutschen Verlags-Anstalt** in **Stuttgart** sind erschienen:

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. Billige Ausgabe. 12. Aufl. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

„Ich rechne dies Buch zu den besten Erzählungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche, die wir haben. Warmherzig ist dies Bild aus der Zeit der Rekatholisierung der Oberpfalz im Dreißigjährigen Krieg geschrieben. Aber nicht sentimental. Schlimm wär's, wenn man so etwas unbewegten Herzens erzählen könnte! Fromm ist's auch geschrieben, aber mannhaft fromm und nicht erbaulich-phrasenhaft. Vor allem aber: ich kenne sonst kein Buch, das uns die seelischen Leiden, mit denen die Evangelischen unter solchem Glaubenszwang zu kämpfen hatten, so glaubhaft geschichtstreu zur Wirkung brächte wie dies. Auch unter Sperls übrigen Romanen ragt Hans Georg Portner nicht unbedeutend hervor. Ausgezeichnete Familienlektüre für evangelische Häuser. Wenn auch andere es lesen wollten, — um so besser!"

Pastor Lic. Dr. M. Schian in der „Christlichen Welt".

Richiza. Roman. 6. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit. 5. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

Kinder ihrer Zeit. Geschichten. 4.—5. Tausend. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte. 5. Auflage. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts. Geheftet M 8 50, gebunden M 10.—

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Abel, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 24. Berlin, den 10. Juni 1911. 40. Jahrgang Band 79.

Kaiser, Kanzler und Konservative.

Bei der letzten Kanzlerkrise soll der Kaiser in einem Momente des Unwillens geäußert haben: Ich kann mir doch nicht meine Ratgeber von den Konservativen vorschreiben lassen. Dies Wort scheint ja vielleicht nicht so ganz in die damalige Situation zu passen. Denn die Wasser, auf denen Fürst Bülow außer Landes fuhr, kamen aus mehr als einer Quelle. Aber möglich ist es nichtsdestoweniger, daß der Kaiser etwas derartiges gesagt hat. Wenn die Heydebrandsche Politik sich ein Ziel gesteckt hat, pflegt sie es mit allen Mitteln und nicht selten mit zweischneidiger Schärfe zu verfolgen. Herr v. Heydebrand darf nicht von sich sagen, daß er in allen Fällen dasjenige Maß innegehalten hat, daß seinen Zwecken dienlicher gewesen wäre, als die herrische Aufdringlichkeit, die ihm eigen ist. Wenngleich damals Bülow der Gewalt mehrerer Strömungen wich, so wäre es doch nicht menschlich, wenn der Kaiser nicht zugleich Abneigung empfunden hätte gegen diejenigen, die aus egoistischen Motiven gegen einen Mann arbeiteten, der dem Kaiser viele Jahre lang so nahe gestanden hat. Gerade vornehme Naturen pflegen es schlecht zu ertragen, daß dritte Leute sich ihre Empfindungen zunutze machen. Ob ein Teil dieses Unwillens, der damals so gar nicht mit den Ereignissen im Einklang zu stehen schien, nachgewirkt hat? Bei der Wahlreform ist von den Konservativen bös gefahren worden mit dem Versprechen der Krone. Auch das war in Anbetracht der kaiserlichen Psyche nicht ganz ungefährlich. Jetzt vollends bei der elsaß-lothringischen Verfassungsreform ist ein offener Zwiespalt unverkennbar. Denn mit keinen Wortkünsten ist die Kluft zu überbrücken, die zwischen den Reden des Oldenburg und Heydebrand und den Worten klafft, mit denen der Kaiser dem Kanzler seine glücklichen und dankbaren Empfindungen über den innerpolitischen Erfolg fast innig zum Ausdruck gebracht hat. Die „Deutsche Tageszeitung“ bringt es freilich doch fertig. Sie will in dem kaiserlichen Schreiben nichts weiter sehen, als die Bestätigung der Ansicht, daß die Vorzüge der reichsländischen Reform ihre anerkannten Nachteile schließlich überwiegen. Sie fügt einige loyale Phrasen an, über Bereitwilligkeit, sich durch die Tatsachen allmählich eines Besseren belehren zu lassen. Aber abgesehen davon, daß diese Kommentierung des Handschreibens schon mehr übervertelsch ist, kann es nicht anders als beleidigend empfunden werden, wenn die Konservativen den armen Kaiser entschuldigen möchten, daß er so ganz und gar von v. Bethmann beeinflußt, soll heißen verführt und irre geleitet sei. Es ist klar, daß die Konservativen vorläufig auf weitere Vorstöße gegen den Kanzler aus guten Gründen verzichten. Sie wissen, wie fest der Kanzler im Vertrauen des Kaisers sitzt. Sie mühen sich daher, nach außen hin abzuwiegeln. Die „Kreuzzeitung“ hat schon während der Kommissionsberatungen des Verfassungsgesetzes nur notdürftigst Notiz genommen von der ganzen Sache, die doch alle Welt erfüllte. Bei der dritten Plenarlesung haben die Deutschkonservativen auf alles Reden verzichtet. Man glaubt gern, wenn ihre Presse jetzt mit tugendsamer Miene versichert, die Konservativen würden nicht, wie die Liberalen es beliebten, alle Tage die Suppe neu aufkochen. Sie würde auch wenig Freude dran erleben. Ja, ein konservativer Abgeordneter, der sogar als Redner im Plenum zur elsässischen Sache aufgetreten ist, soll hinterdrein im Bundesratszimmer zu hohen Regierungsvertretern gesagt haben: Ach, das ist ja doch alles nach vierzehn Tagen vergessen! Man glaubt, wie gesagt, das alles, denn es sieht der konservativen Klugheit so ähnlich wie etwas. Aber die Tatsache, die im Untergrunde bestehen bleibt für später, wird durch alles das um kein Jota verändert, die Tatsache nämlich, daß zwischen Bethmann und dem kleinen Heydebrand sich nachgerade ein verschwiegener Haß herausgebildet hat, und daß die Konservativen dem Kanzler nie verzeihen werden, daß er ihren Willen durchbrochen hat, daß er hohe Politik gegen sie zu machen wagt, und daß der Kaiser darin auf seiner Seite steht mit Empfindungen des freudigsten Dankes.

Wie ist dies Gefühl des Kaisers zu erklären? Im Grunde sehr einfach. Nach der tiefen Enttäuschung, mit der — persönlich wie politisch — die Ära Bülow für den Kaiser zu Ende ging, war wenig Vertrauen bei ihm und bei andren zu

Digitized by Google

dem weiteren Lauf der Dinge. Je näher ihm Bülow lange Jahre stand, und je optimistischer der Aufschwung der Blockpolitik bewertet wurde, um so größer mußte die Enttäuschung sein, als mit einem Tage das persönliche Zusammenleben wie der äußere Erfolg zu Ende gingen. Wer konnte diese verfahrenen Verhältnisse weiter führen? Der Kaiser selbst trug sicher kein Verlangen zu neuen Experimenten „unmittelbarer" Politik. Da kam Bethmann als Retter in der Not. Eigentlich erst nur als Lückenbüßer, als Interrex, als Zwischenakt. Aber jedenfalls war er keiner, der es mehr verderben konnte als es schon verdorben war. Das war aller Welt damaliger Gedanke. Auch wohl der des Kaisers. Denn fest stand vom ersten Augenblick — Bethmann war ja kein Mädchen aus der Fremde —, daß er gewissenhaft, klug und vorsichtig sei. Der Kaiser mag also froh gewesen sein, einen Mann zu haben, dem er die für die nächste Zukunft, bis zu den Wahlen, keinesfalls und nirgends erfreulich anmutenden Geschäfte und Sorgen anvertrauen konnte. Wie muß dies Vertrauen und diese Freude aber erst steigen, wenn nach kurzen anderthalb Jahren dieser selbe Mann noch vor den Neuwahlen mit zwei großen Gesetzesarbeiten dasteht, die er mit Hilfe aller Parteien, d. h. zweier total verschiedener Mehrheiten unter Symptomen eines neu erwachten parlamentarischen Lebens wider Erwarten aller Welt fertig gebracht hat. Ob die Gewöhnung der Parteien an neues Zusammenarbeiten dauernden Erfolg hat oder nicht, kommt dabei weniger in Betracht als eben die Tatsache des sachlichen Erfolges. Denn dieser Erfolg, der einer zielbewußten, zähen Taktik der Regierung zu verdanken ist, hebt ihre Stellung nachhaltig aus dem Parteizank heraus. Bethmann wollte über den Parteien bleiben und ist es geblieben. Das gibt ihm für die Wahlen jetzt, wo er nicht mehr ein Hans Habenichts mit leeren Taschen ist, sondern ein Mann, der etwas aufzeigen kann, eine ungleich stärkere Position als bisher. Er ist ein Mann, der seine Methoden und seinen Charakter für sich hat. Er hat sich durchgesetzt und wird nicht, wie man anfangs prophezeite, über die Wahlen stolpern.

Die Konservativen werden ihn also nicht stürzen? Nein, wir glauben nicht, daß sie die Macht dazu haben. Sie laufen auch nicht Sturm gegen einen, der fest sitzt. Der Kaiser und Bethmann sind grundverschiedene Naturen, und gerade darum stoßen sie nicht aneinander. Sie kommen sich nirgends ins Gehege. Und soviel ist außerdem sicher: daß beim Kaiser, wie eingangs erwähnt, ein etwas verstimmter Unwille besteht gegen „die Herrschergelüste des ungekrönten Königs". Unter diesen Umständen wird es demnach keineswegs wahrscheinlich, daß Heydebrand Bethmann aus dem kaiserlichen Vertrauen hinausdrängen könnte. Die Konservativen werden wohl oder übel ihre gekränkte Biedermannsseele zurückhalten müssen, und wie man Bethmann kennt, wird auch er der letzte sein, der den Sieg über sie maßlos verfolgt. Er wird schon für Brücken sorgen und seine These von der Sammlung nicht vergessen. Er wird auch die preußischen Wahlrechtskonsequenzen, die aus dem reichsländischen Wahlrecht gezogen werden müssen, kaum allzubald und kaum allzustramm ziehen. Aber einen sicheren Frieden mit den Konservativen wird er kaum wieder schließen, dazu hat er zu erstaunliche Taten getan. Und der Brief des Kaisers wird ihm nicht weniger als uns die Gewißheit bestärken, daß er auf einer starken Basis und auf gutem Wege ist. Nunquam retrorsus!

Zur Reserve-Offiziersfrage.

Von einem Oberleutnant der Reserve.

Wenn die Schwalben wiederkommen, dann rücken auch die Offiziere des Beurlaubtenstands, der Reserve und Landwehr zu ihren Übungen ein. Nicht immer mit leichtem Herzen. Es sind nicht bloß die Rücksichten auf den Zivilberuf, welche die Ableistung von mehrwöchigen Übungen als ein Opfer erscheinen lassen, größer als das an den fortgesetzten Ausgaben für die Ausrüstung und Verpflegung; es sind mehr die zu erwartenden Anstrengungen, Entbehrungen und nicht zuletzt die Art und Weise der Behandlung, die es dem Offizier der Reserve oder Landwehr erschweren, von seinem Zivilberuf auf längere oder kürzere Zeit Abschied zu nehmen.

Wenn in Parlament und Presse von der Reserveoffiziersfrage die Rede ist, so wird meist das Hauptaugenmerk auf nebensächliche Punkte gelenkt. Man spricht und schreibt von der Zulassung von jüdischen Aspiranten zum Offiziersberuf. Als ob sich überhaupt eine nennenswerte Zahl wirklich brauchbarer jüdischer Einjähriger zum Stand der Reserveoffiziere so sehr herandrängen würde und sich infolge ihrer Nichtwahl durch die Offizierkorps der Landwehrbezirke so sehr zurückgesetzt und verletzt fühlte! Man hört auch von der politischen Beeinflussung der Reserveoffiziere: als ob jeder Offizier des Beurlaubtenstandes mit dem Rock auch seine Weltanschauung und Gesinnung wechsle. Man faselt auch von der angeblichen Bevorzugung der „Reserveoffizierskaste" in der Karriere verschiedener Beamtenkategorien und in den Salons gewisser Kreise und vergißt, daß es sich auch hierbei höchstens um Ausnahmefälle handelt, die man nicht verallgemeinern darf.

Der Schwerpunkt der Reserveoffiziersfrage liegt ganz wo anders. Die Mobilmachungslisten beweisen, welch große Zahl von Offizieren des Beurlaubtenstandes unsre Armee im Kriege

Digitized by Google

braucht. Daneben sind die technischen Kenntnisse, die heute bei allen Waffen verlangt werden müssen, so vielseitig und so sehr stetem Wechsel unterworfen, daß nur derjenige ein brauchbarer Führer ist, der sich diese Kenntnisse nicht bloß theoretisch, sondern durch möglichst viele Übung auch praktisch zu eigen gemacht hat. Nur jahrelang fortgesetzte Übung ergibt die notwendige Sicherheit der Form und des Auftretens als Vorgesetzter, welche das Vertrauen der Untergebenen und die Achtung auch der aktiven Kameraden weckt. Dessen sollte man sich nicht bloß bei den maßgebenden militärischen Behörden, sondern auch in den beteiligten Kreisen der Reserve- und Landwehroffiziere selbst bewußt werden und daraus die selbstverständlichen Folgen ziehen bei der Auswahl der Offizieraspiranten und der Wahl zum Offizier, dann aber auch bei der Ausbildung und Fortbildung der Reserveoffiziere und ihrer Festhaltung im Militärverband.

Daß bei der Auswahl der Aspiranten in allererster Linie auf die Tüchtigkeit gesehen werden muß und tatsächlich auch gesehen wird, ist selbstverständlich und braucht nicht immer wiederholt zu werden. Ebenso selbstverständlich ist aber auch, daß daneben doch auch noch andre Rücksichten mitsprechen müssen. So die Frage nach dem bürgerlichen Beruf. Der gemeine Mann, ganz besonders der Reservist und Landwehrmann, hat ein feines Gefühl dafür, wer zu seinem Vorgesetzten taugt. Nur wer eine Stellung im beruflichen oder gesellschaftlichen Leben einnimmt, die dem Mann aus dem Volk eine selbstverständliche Achtung abnötigt, nur dem wird der gemeine Mann auch willig Gehorsam leisten. Wer für die Demokratisierung des Offizierkorps schwärmt, der vergißt die große Gefahr fortgesetzter Achtungsverletzungen und andrer Disziplinwidrigkeiten, die eine gesellschaftliche Gleichstellung des Vorgesetzten und Untergebenen mit sich bringen würde. Dazu kommt die Notwendigkeit der Homogenität des Offizierskorps. Es darf keine Offiziere erster und zweiter Klasse geben. Das Beispiel Frankreichs zeigt, wohin das führt. Darum müssen die Offiziere des Beurlaubtenstandes den aktiven Offizieren gesellschaftlich ebenbürtig sein. Wie sollten sie sich sonst dazu eignen, auch einmal Vorgesetzte der letzteren zu sein?

Das alles sind Imponderabilien, die bei der Besprechung der Reserveoffiziersfrage nicht außer Acht gelassen werden dürfen.

Das wichtigste bei der Auswahl der Aspiranten ist aber die Gewinnung solcher Leute, deren Zivilberuf ein möglichst häufiges Üben und ein möglichst langes Verbleiben in der Reserve gestattet. Jedes Regiment sollte sich möglichst einen großen Stamm gutgeschulter und zuverlässiger Kräfte sichern. Dazu genügt aber die gegenwärtige Ausbildung nicht. Nach der Beförderungsübung (Übung B) vergeht meist eine geraume Zeit bis zur Wahl zum Reserveoffizier oder doch bis zu dessen erster Pflichtübung. Es bedarf eingehender Schulung, bis der junge Reserveoffizier wieder ganz Soldat ist. Ist er es bei der ersten Übung je geworden, dann verschlingt ihn meist sein Zivilberuf wieder auf ein paar Jahre und er kommt zur zweiten Übung wiederum als ein Lernender. Bei der dritten Übung ist es nicht anders. In der Zwischenzeit ändert sich ja immer auch mancherlei an den Reglements und andern Vorschriften. So kommt der Reserveoffizier aus dem Lernen gar nicht heraus. Das dient weder zur Hebung seiner Berufsfreudigkeit, noch zur Stärkung seines Ansehens gegenüber der Mannschaft und gegenüber seinen aktiven Kameraden. Kein Wunder, wenn bei diesem System der Hauptmann oder Rittmeister, der einen solchen Neuling in seine gutgeschulte Truppe bekommt, von diesem Zuwachs nicht sonderlich erbaut ist und seinen Unwillen nun an dem armen Sommerleutnant selbst ausläßt. Kein Wunder auch, wenn bei diesem System der Reserveoffizier bald die Lust und Liebe zum Weiterdienen verliert und sich nach Ableistung seiner drei achtwöchigen Pflichtübungen schleunigst zur Landwehr umschreiben läßt.

Hier gilt es zu reformieren. Man sollte bei der Wahl zum Reserveoffizier ein möglichst langes Verbleiben in der Reserve und ein möglichst häufiges, womöglich jährliches Üben dem Aspiranten zur Pflicht machen. Auf gesetzlichem Weg wird eine Abänderung des gegenwärtigen Zustands nicht zu erreichen sein, da sonst die nötige Zahl von Aspiranten nicht mehr aufgetrieben werden könnte. Er ist nur wenigen möglich, jedes Jahr mehrere Wochen lang den Zivilberuf zum Zweck einer militärischen Übung zu unterbrechen. Diese wenigen aber gilt es eben herauszufinden und dann auch festzuhalten. Was hat es für einen Sinn, wenn sich ein Regiment Reserveoffiziere heranbildet, um sie dann wieder laufen zu lassen und die Ausbildungsarbeit mit neuen, jüngeren Reserveoffizieren von neuem zu beginnen? Das ist ein ewiger Verlust an kostbarer Zeit und kostbarem Menschenmaterial. Und der ewige Wechsel im Personalbestand des Offizierkorps liegt weder im dienstlichen noch im kameradschaftlichen Interesse. Darum sollte es jeder Kommandeur als eine wichtige Aufgabe ansehen, tüchtige Reserveoffiziere in der Reserve festzuhalten und von dem Übertritt zur Landwehr möglichst lange abzuhalten. Wer tüchtig und berufsfreudig ist, das läßt sich ja bei Ableistung der drei Pflichtübungen leicht herausfinden. Nach Ableistung dieser Übungen hat der Kommandeur darüber zu entscheiden, ob es auf Grund der über den Einzelnen gewonnenen Qualifikationen wünschenswert erscheint, daß er in der Reserve verbleibt. Und deshalb wird es sich nur darum handeln, solche Reserveoffiziere auch dafür zu gewinnen, daß sie freiwillig weiter dienen. Auch das dürfte nich

Digitized by Google

zu schwer fallen. Man sorge nur dafür, daß der gute Wille, den ganz gewiß jeder Reserveoffizier mitbringt, nicht frühzeitig erstirbt unter den mancherlei Unannehmlichkeiten und Ungerechtigkeiten, die der Dienst und die Disziplin nun einmal mit sich bringen. Gerade der Reserveoffizier, der gebildeten Kreisen entstammt, bringt ein viel empfindlicheres Ehrgefühl mit, als der im Kasernenhof aufgewachsene aktive Soldat. Man denke nur an die Ehrbegriffe der im Reserveoffizierstand zahlreich vertretenen akademischen Berufe und an den Unterschied im Verkehr zwischen Vorgesetzten und Untergebenen beim Zivil und Militär! Da sollte man doppelt bemüht sein, unnötige und oft verletzende Härten zu vermeiden, die schon manchem tüchtigen Reserveoffizier den Entschluß erleichtert haben, seinen Abschied zu nehmen. Gewiß müssen auch die Reserveoffiziere Soldaten sein wie alle andern und sich mit dem Ton des Kriegshandwerks abfinden, der von jeher ein rauher gewesen ist. Aber mehr Verständnis für ihre schwierige Stellung, mehr Anerkennung ihrer nicht geringen Opfer, mehr Gerechtigkeit und Nachsicht seitens der Vorgesetzten! Besonders seitens der höheren Vorgesetzten. So wie der Kommandeur den Reserveoffizier behandelt, so werden es auch die andern Vorgesetzten tun. Auch mehr Vorsicht bei der Zuteilung der Reserveoffiziere an die einzelnen Truppenteile. Nicht jeder Hauptmann oder Rittmeister taugt dazu, einen jungen Reserveoffizier mit Nachsicht und Geduld anzuleiten und weiterzubilden. Und nicht jeder Reserveoffizier hat soviel Kraft der Selbstüberwindung, daß er sich über barsche Worte und allzukräftige Rügen eines nervösen und überhasteten Vorgesetzten hinwegsetzt.

Aber auch mehr Opferfreudigkeit und Verständnis bei den Offizieren des Beurlaubtenstands selber! Das Kriegshandwerk bietet trotz vieler Eintönigkeit doch auch des Interessanten genug, und das Bewußtsein, seinem Volke auch mit soldatischem Können dienen zu dürfen, birgt den Lohn für alle Anstrengungen und Entsagungen und Widerwärtigkeiten. Darum mögen gerade solche Reserveoffiziere, deren Beruf es ihnen ermöglicht, häufig zu dienen, der Fahne treu bleiben und immer wieder beweisen, daß auch der Reserveoffizier ein pflichttreuer, vollwertiger Offizier ist. Ganz von selbst werden sie dann auch Anerkennung und Dankbarkeit bei den aktiven Offizieren finden, die ihrerseits durch den Verkehr mit Angehörigen der verschiedensten Berufe und Bildungsgrade manche Anregung auf vielen ihnen fremden Gebieten gewinnen können. Gerade die älteren, erfahrenen Offiziere des Beurlaubtenstandes können den aktiven Offizieren manchen wertvollen Wink und Rat geben und dadurch unsrem nach sozialer Verständigung ringenden Volk neue wertvolle Dienste leisten.

Große Berliner Kunstausstellung 1911.

Von Hermann Abeking (Charlottenburg).

I.

Die Große Berliner Kunstausstellung setzt dieses Jahr ihren Sälen eine Sonderabteilung „Berlinische Kunst aus den Jahren 1830 bis 1850“ voran. Wir sind solche Rückblicke allmählich gewohnt geworden, ohne ihnen sonderlichen Dank zu wissen. Die Trennung, die die Ausstellungen den Lebenden, die Galerien und Museen den Toten zuweisen, ist an sich zu berechtigt, um immer wieder von neuem durchbrochen zu werden. Hierzu kommt, daß dem gewählten Zeitabschnitt irgend ein erzieherischer Faktor nicht zuzusprechen ist; sein Anreiz ist ein rein kunsthistorischer, ein Umstand, der es doppelt zweckmäßig erscheinen ließe, eine Sammlung wie die genannte nur einem Kreise speziell Interessierter zu öffnen.

An sich zeigt die Veranstaltung ein rundes, abgeschlossenes Bild. Alt-Berlin tritt mit seinen Bauten und Bewohnern lebhaft vor unsre Augen. Wir atmen die Luft einer großen Kleinstadt, erfüllt von Fleiß und äußerer Korrektheit, die die innere Dürftigkeit nicht zu bedecken vermag. Die Maler sind gute Handwerker, die ihr Fach gelernt haben und es sicher ausüben. Daß es aber einmal einen Rembrandt, einen Velasquez, daß es einmal Wärme, Farbe und vor allem Leben gegeben hat, wissen sie nicht. Ihre Darstellungen der Gebäude sind genau wie eine Bauzeichnung; daß man auf dem entferntesten Ende des Platzes einen Porträtkopf als solchen erkennen kann, dünkt ihnen höchstes Lob. Franz Krügers große Parade zu Berlin im Jahre 1839 ist mit seinem Aufgebote umfangreichsten Materials sicher eine sehr achtungswerte Leistung. Wie stark aber das Gewicht auf das rein Illustrative gelegt ist, beweist schon der beigeheftete Karton, der die Namen der vielen vertretenen Persönlichkeiten nennt. Krüger war eben der Photograph einer Zeit, die die Photographie noch nicht kannte. Daß er trotz seiner gegenständlichen Auffassung immer ein ansprechendes Gesamtkolorit, das durch keine Schärfe oder farbige Kraßheit getrübt ist, zu bieten vermag, ist sein Verdienst. Wir Heutigen, die wir mit der Farbe ein Spiel von Luft, Ton und Stimmung verknüpfen, werden dem Meister aber erst dann mit dem Herzen folgen können, wenn er Pinsel und Palette beiseite legt und zum Stifte greift. Eine gelinde Trockenheit paßt hier sehr gut zum Material; die photographische Tendenz mag dort, wo es sich um Blei, Kreide oder leichte Wasserfarben handelt, wohl am Platze sein. So breiten sich eine Anzahl durchaus annehmbarer Blätter vor uns aus, Bildnisse bekannter Männer und Frauen, Studien von Reitern und Soldaten. Daß Krüger auch seiner Laune die Zügel schießen lassen konnte, beweist die Karikatur „Edmund Rabe“,

Digitized by Google

die eine humorvoll verlängerte Rückansicht des Malers darbietet. Der Pferdemaler Karl Steffeck ist ebenfalls ein Kind seiner Zeit, die der Farbe die geringere Aufgabe zuwies, eine sichere Zeichnung zu füllen und zu retouchieren. Kompositionell nett ist das Bild, das Steffeck selbst, im Begriff das Pferd zu besteigen, vor seinem Hause und im Kreise seiner Familie zeigt. Besonderer Pflege erfreute sich das Porträt. Hier treten Karl Begas mit seinem „Oskar Begas als siebenjähriges Kind an der Staffelei", Eduard Daege mit einem sehr fein ausgeführten „Bildnis seines Vaters" hervor. Adolf Hennings Porträts sind leicht, hart und brandig. Immerhin ist das Bild „Frau Prof. Henning und Sohn", wenn man es als bewußt stilistische Leistung betrachtet, zu würdigen. Das Glanzstück der Sammlung ist Gustav Richters Bildnis der Frau Dorothea Kraus geb. Richter. An ihm können wir ermessen, daß ein historischer Kommentar, ein Zurückversetzen in die Anschauung einer vergangenen Zeit vor einem wahrhaften Kunstwerk nicht notwendig ist. Die liebliche Weichheit des Gesichtchens mit den ausdrucksvollen Augen, die feine, farbige Abstimmung des Fleisches und des blauen Kleides spricht für sich selbst. Das Gebiet der Architekturmalerei pflegte Eduard Gaertner. Der große und der kleine Schloßhof zu Berlin räumen Reißschiene und Lineal den Vorrang vor dem freien, künstlerischen Schauen ein. Durchaus naiv ist die saubere Staffage, die einer Schar der Spielzeugschachtel entnommenen Bleisoldaten gleicht. Wilhelm Brücke des Jüngeren „Zeughaus zu Berlin 1828" leistet ein unglaubliches Beispiel an mangelnder Raum- und Tonempfindung, indem ein winziger Träger von weißen, deutlich ausgeführten Gipsbüsten ebensoviel Aufmerksamkeit als die eigentlichen Hauptteile des Bildes verlangt. Joh. Erdmann Hummel malte hart und ungeschickt den Eckladen an der Schloßfreiheit mit genremäßigen Figuren. In die freie Landwirtschaft führt Carl Blechen. Sein Blick ist durch den Aufenthalt in Italien entschieden erweitert. Eine Gruppe Studien und Skizzen atmen wohlgemutes, wahrhaft malerisches Schaffen, das leider im Bilde selbst, so in der „Ruine einer Kapelle", dem „Innern des Palmenhauses auf der Pfaueninsel in Potsdam", einer trocknen Konvention Platz macht. Sehr munter sind die kleinen, humoristischen Impressionen, der „Knabe, der in den Schmutz gefallen ist" und die „Erinnerung an Monte Fiascone" (Est est est, mi pare, io sono adesso in Nonte Fiascone). Von charaktervoller Kraft ist Charles Hoguet. Seine große Landschaft, die schreitende Trappe, dann die Stilleben mit Pute und Hasen sind braun gehalten, aber stark in Auffassung und Zeichnung. Fast modern, oder doch einem späteren Abschnitt angehörig, mutet die „Melone auf einem Stuhl" in ihrer gelben Leuchtkraft an. Ansprechende Genreszenen, die weder himmelstürmend sind noch sein wollen, schuf Eduard Meyerheim, so die „Spielenden Kinder", „Der kleine Soldat". Der junge Adolf v. Menzel ist bereits mit einem frühesten Ölbild „Der Feind kommt" vertreten, das den späteren Meister in noch recht kindlichem Anfangsstadium zeigt. Ein Interieur von geschickt verteilter Beleuchtung, eine warme Studie „Bettelweib" weisen dagegen auf die künftige Größe hin, die Zeichnungen — wir erwähnen das treffliche Blatt „Josef Joachim und Klara Schumann, Singakademie, 20. Dezember 1854" — fallen schon in den Zeitpunkt völliger Reife.

Ein Schritt in die nächsten Säle läßt uns Jahrzehnte überspringen. Wir stehen vor der Ernte des letzten oder wenigstens der letzten Jahre. Friedrich Kallmorgen schildert einen Januarabend im Hamburger Hafen; Nebel breiten sich über den Riesenrumpf eines Schiffes, das von rötlichem Schimmer umflossen seinen Weg durch die Schollen des Eises sucht. Gleichfalls im Dunste verschwommen bietet sich die Idylle dar: „Aber stillen Wassern braust fern des Lebens Strom." Ein verschwiegener Winkel der Großstadt, das von dunklen Bäumen umkränzte Ufer des Flusses ist zur Illustration des Themas gewählt. Weit hinten erstrahlen Lichter, eine Flut von treibender Helle, die über die Brücke zieht. Als drittes schließt sich eine kräftige Skizze „Septembertag im Hamburger Hafen" an. Kallmorgens Wollen und auch Können ist ein gutes. Dennoch erreicht er hier keinen vollen Erfolg, da sein Streben nach Weichheit schließlich die Grenze der Weichlichkeit streift, die keine eigentliche Tonstärke aufkommen läßt. Im Gegensatz zu Kallmorgen ist Carl Langhammer, oft allzu unbekümmert um feinere nuancierte Übergänge, von einer gewissen Härte nicht freizusprechen. Die „Bleiche im Frühling" breitet krasses Weiß auf ein giftiges Grün. Harmonischer ist der Ausschnitt „Im Wolkenschatten", ein hoher blauer Himmel über Gewässer, Schilf und Weide. Der „herbstliche Park" ist ein Theaterstück von unwahrer Romantik. Otto H. Engel bringt wieder aus seinem Stoffgebiet eine laubbeschattete Dorfstraße, von Kinderfiguren belebt. Daß Engel trotz seiner guten warmen Farbe auf die Dauer nicht zu fesseln vermag, liegt wohl daran, daß dem Künstler Malen eben nur Malen, nicht aber zitterndes Erleben bedeutet. Hans Herrmann bleibt in Motiv und Technik der gleiche. Seine Hafen-, Fischer- und Fischverkäuferinnen-Szenen haben noch den aquarellartigen Glanz und feuchten Dunst; dennoch ist hier vieles, was einst Ursprünglichkeit war, zur Routine, ja zur Oberflächlichkeit geworden. Von Paul Meyerheim ist nichts Gutes zu berichten. Sein „Echo", ein Hochgebirge mit Kuh und Sennerin, die „Dorfkinder", dann auch die „Heuwiese bei Kissingen" sind bei süßlicher Auffassung von unzulänglicher Arbeit.

Digitized by Google

Es ist für den Künstler, dessen Kräfte versagten, schwer, sich selbst ein „Halt!“ zuzurufen. Carl Kayser-Eichberg malt einen Sonnenzauber „Ernte-Segen“ — Baumgruppe und Erntewagen sind matt und wattig —, ferner einen guten Pflüger „Im Dämmerschein“. Richard Eschke schuf eine „Dämmerung im Dachauer Moor“, gelbgrün, satt und dunstig, Hermann Hendrich in seiner posierenden, dennoch geschickten Art den kleinen Teich im Riesengebirge bei wehendem Nebel. Oskar Frenzels „Am Bach“ zeigt wieder Kühe in breiter, kräftiger Arbeit. Eugen Bracht erfreut durch ein „Abziehendes Gewitter“, mächtige Baumkronen in scharfer Beleuchtung gegen einen tiefdunklen Himmel, ein etwas Effekt heischendes Stück, mehr noch durch eine stillere Muldelandschaft, die dekorativ hell Grau und Gelb ineinanderfließt. Ausgezeichnet ist der ganz lichte Biergarten und Cafégarten von Max Uth. Die zartblauen Schatten spielen auf dem leuchtenden rostgelben Kies und über die weißen Tische. Ebenfalls trefflich, auf tonige Helligkeit gestellt, gibt Willi Obronski einen Ausschnitt aus Tiefwerder an der Havel. Der Künstler versteht es meisterhaft, jedem zeichnerischen Detail — es handelt sich hier um einen Garten am Flusse mit mancherlei Überschneidungen — mit breitem Striche gerecht zu werden und dieses dennoch ganz in dem Gesamteindruck verschwinden zu lassen. Von schwerer, tiefer Kraft ist Alfred Scherres' „Mondnacht in Danzig“, gleich dunkel und gut die „Alte Gasse bei Danzig im Morgengrauen“. Hans Hartig stellt einen Jahrmarkt mit bunten Buden und grünen Wagen vor den alten Häusern am Hafen auf. Eine besondere Lust an fröhlicher Farbe reizt den Beschauer, wenn auch der Mangel an eigentlicher Luft das Ganze etwas gegenständlich erscheinen läßt. Richard Fehdmer entnimmt einem flandrischen Städtchen das Motiv zweier dunklen Hausmauern, rot zu violett, Leonhard Sandrock wählt zwei mächtige rote Schiffskörper: „Dampfer in der Ausrüstung“. Robert Richter verleiht seinen Aquarellen, „Sonnige Winterlandschaft“ und „Im Hochwald“, durch seinen Strich und eine pointilierende Manier eine besondere Note. Sehr interessant sind auch die Aquarelle von H. Cassiers „Das alte Tor in Zierikzee“ und „Kai in Hoorn“, die auf rauher Pappe eine volle, farbige Wirkung zulassen. Fritz Westendorps „Hinter den Dünen“ kommt durch leichte Farbflecken, in eine vorhandene sichere Aufzeichnung gesetzt, der Natur sehr nahe. Nur der etwas zu feste Himmel mag stören. Johannes Hänschs „Im Tale“ ist mehr eine landschaftliche Illustration als ein Gemälde, bei seiner Größe aber eine achtenswerte Leistung. Hugo Köcke setzt in seinem Gebirgstal „Herbstsonne“ ebenfalls die Farbe an zweiter Stelle. Auch Otto Günther-Naumburg bleibt mit seinem Panorama „In den Dolomiten“ etwas hart. Sophus Hansen Idylle „Sommer“ weist einen Waldweg, der durch hohe, graue Stämme einen Ausblick auf den blauen Himmel läßt. Der Garten von Louis Lejeunes „Kaiserkronen und Rosen“ ist kraftvoll bei matter Beleuchtung, der „Märchenteich“ betont das Märchenhafte mehr, als daß er der Natur folgt. Alfred Liedtke malt erfrischend naiv die „Garnisonkirche in Potsdam“ unter Anwendung einfachster Mittel. Sehr erwähnenswert sind Ernst Kolbes „Dünen auf Sylt“, ein großer sonniger Ausblick auf die eigenartige Landschaft der Insel. Arthur Bendrat bewährt sich von Neuem mit seinem „Blick auf Danzig“.

Über den sogenannten Mumienweizen.

Von Dr. **Emil Carthaus** (Grunewald).

Schon vor einer Reihe von Dezennien erregte in der wissenschaftlichen Welt die Mitteilung berechtigtes Aufsehen, daß es gelungen sei, Tausende von Jahren alte Weizenkörner, sogenannten Mumienweizen, der wiederholt in altägyptischen Gräbern zusammen mit Mumien gefunden worden war, wieder zum Keimen zu bringen und dadurch der Kultur eine besonders produktive Weizensorte zurückzugeben. Dieser Bericht wurde allgemein als auf Wahrheit beruhend angenommen, und auch heute noch gibt es selbst in der Gelehrtenwelt nicht wenige, welche dieses Glaubens sind. Man ist hierzu gekommen durch die allen Forstleuten so gut bekannte Erscheinung, daß an den Stellen, an welchen sehr alter Hochwald abgeforstet worden ist, sehr bald Pflanzen erscheinen, welche vordem nirgendwo im Walde vorkamen, von denen man deshalb annahm, daß ihre Samen — aus einer Zeit herrührend, da noch kein Waldesschatten das Aufkommen ihrer Art behinderte — sich sehr lange Zeit unter der Erdkruste keimkräftig erhalten oder „latent“ fortgelebt hätten, wie es der bekannte Claude Bernard nennt. Mit dieser falschen Ansicht rechnend, ist man soweit gegangen, daß man nicht nur aus der gallo-romanischen oder keltischen Periode stammende und unter den Halden des Silberbergwerkes von Laurion, die schon von den alten Griechen aufgeworfen wurden, vermutete Samenkörner noch für keimfähig hielt, sondern sogar in dem Gipse des Montmartre von Paris, der sich im Beginne der Tertiärzeit, in der Eozänperiode gebildet hat, Saatkörner eingeschlossen wähnte, welche darin seit seiner Entstehung vor vielen, vielen Tausenden von Jahren latent fortgelebt haben und zu neuem Leben erwacht sein sollten, als man die Ablagerung jenes Gipses gelegentlich des Baues der

Digitized by Google

Basilika wieder freilegte. Ein englischer Botaniker ist, wie Escombe mitteilt, selbst soweit gegangen, daß er in Schichten des Lias, also der Juraformation, ihr gleichalterigen, keimfähigen Samen gefunden haben wollte. Sowohl bei diesem, als auch bei dem vermeintlich unter einer Schlackenhalde der Laurion-Bergwerke fortlebenden Samen handelte es sich um solchen des Hornmohnes (Glaucium flavum Crz.), dessen winzige Körner sehr leicht verschleppbar sind.*)

Sehr lehrreich sind diesen falschen Annahmen gegenüber die Untersuchungen, welche Alphonse de Candolle schon im Jahre 1846, und zwar mit großer Sorgfalt ausgeführt hat. Dieser verdienstvolle Botaniker säte Samen von 368 verschiedenen Pflanzenarten, die er 15 Jahre lang sehr gut aufbewahrt hatte, in Bodenarten und unter Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnissen aus, die für die Keimung der einzelnen Arten überaus günstig waren. Es zeigte sich dabei, daß die Samen von 351 der ausgesäten 368 Pflanzenspezies nicht mehr aufgingen, daß also nur die Samen von 17 Arten sich 15 Jahre hindurch ihre Keimkraft erhalten hatten. Dabei keimten auch von diesen letzteren durchschnittlich nur 1—2 von je 20 ausgesäten Samenkörnern. Wie nun die neuesten Untersuchungen von Kolkwitz zeigen, ist die von Claude Bernard aufgebrachte Ansicht, daß unter Umständen ein latentes Leben in der Pflanzenwelt bestehen könne, eine irrige und kann von viele Jahrhunderte altem und noch keimkräftigen Samen nicht die Rede sein, wie auch G. Bonnier des Näheren auseinandergesetzt hat.

Was nun den Mumienweizen und seine vermeintliche, weit über tausend Jahre erhaltene Keimfähigkeit angeht, so äußert sich ein bekannter Ägyptologe, Maspero, in einem Briefe an den Professor der Botanik Griffon folgendermaßen: „Man hat — bei den hinsichtlich der Keimfähigkeit des Mumienweizens angestellten Versuchen — zwei Sorten von Probematerial zu unterscheiden. Die eine umfaßt Samenkörner, welche — angeblich aus altägyptischen Gräbern stammend — von Fellahs gekauft wurden, die zweite Sorte solche, welche von den Untersuchern selbst gefunden wurden. Die Samen der erstgenannten Sorte keimten fast immer, die der zweiten, soviel ich weiß, niemals. Weshalb, ist leicht zu begreifen. Die stets auf Geldgewinn ausgehenden Fellahs mischen unter die echten, alten Samenkörner, welche sie verkaufen, solche aus jüngster Zeit, um das Quantum zu verdoppeln. Die alten Körner keimen nicht, wohl aber die andern. Ich habe in den alten Gräbern viele Samenkörner von Weizen, Hirse, Hanf, Flachs und andern Gewächsen gefunden. Einige waren schwach geröstet, einige — wie man noch erkennen kann — in Kalkmilch getaucht, wieder andre waren ohne vorherige Bearbeitung früher in die Gräber gelegt, wenigstens ohne eine Präparation, von der man bei ihrer Entdeckung noch Spuren hätte feststellen können. Niemals hat sich eins der letzgenannten Samenkörner keimfähig gezeigt und ebensowenig eins von den andern."

Dem unbewaffneten Auge erscheint der echte Mumienweizen zwar wenig verändert, und Bonastre vermochte darin schon im Jahre 1828 vermittelst der Jodprobe noch deutlich einen erhalten gegliebenen Stärkegehalt nachzuweisen, allein Prof. Gain in Nancy, welcher sich vor zwei Jahren mit der mikroskopischen Untersuchung von Körnern dieses Weizens, die ihm Maspero zugesandt hatte, beschäftigt hat, hat nunmehr den unumstößlichen Beweis geführt, daß dieser Weizen nicht mehr keimfähig sein kann.

Wenn irgend ein Korn von dem echten Mumienweizen noch seine Keimkraft erhalten hätte, dann müßten bei ihm drei Bedingungen erfüllt sein: Erstens wäre es erforderlich, daß in dem Weizenkorne die Reserve-Nährstoffe für den Pflanzenkeim, namentlich das Albumin, nicht fehlt. Zweitens müßte der Embryo in dem Korn noch so organisiert sein, daß er imstande wäre, den Nährstoff zu erzeugen, der zur Aufnahme der Albuminreserve nötig ist. Drittens müßte noch obendrein der Embryo in dem Korn mit jener Reservenahrung in innigem Kontakt geblieben sein, um sie dem Embryo zugute kommen zu lassen. Die erstgenannte Bedingung erscheint nun bei dem Mumienweizen gar nicht selten erfüllt, dagegen sah Gain an den von ihm hergestellten mikroskopischen Präparaten, daß der Embryo in den Körnern des Mumienweizens größtenteils in seiner Organisation verändert war. Er war verschrumpft und erschien selbst wie mumifiziert. Dabei ist in den Körnern der Zusammenhang zwischen dem Embryo und dem nährenden Albumin völlig verloren gegangen. Daraufhin kommt Gain zu folgendem Resultate:

„Die Samen aus den Pharaonengräbern besitzen, wiewohl sie ihrem äußeren Ansehen nach noch wohl erhalten geblieben sind, nicht mehr die Organisation, welche ein Entkeimen zu neuem Leben ermöglichen könnte. Ihre Nährreserven sind oft chemisch gut erhalten, indessen hat der Embryo eine deutliche chemische Veränderung erfahren und besitzt keine Lebenskraft mehr. Diese chemische Veränderung läßt deutlich erkennen, daß auch das „verminderte" Leben in den Samenkörnern seit langer Zeit gänzlich aufgehört hat."

Durch diese Untersuchung von Prof. Gain wäre denn endlich der irrige Glaube aus der Welt geschafft, daß der sogenannte Mumienweizen in einigen seiner Körner noch die Kraft besitze, nach mehr als tausendjährigem Schlafe, wie ein verzaubertes Dornröschen wieder zu neuem Leben zu erwachen.

*) Glaucium flavum Crz = Chelidonium glaucium L. wächst auch in Deutschland an sandigen Küsten und auf Sand- und Kalkhügeln.

Digitized by Google

Theater und Kultur.

(Ein Festspielhaus in Berlin.)

Von Ernst Schur (Groß-Lichterfelde).

Man kann wohl, vom Standpunkt des Kulturmenschen der Gegenwart aus, von einer Theatermüdigkeit, die allgemeine Kreise ergreift, sprechen. Trotzdem — die Theaterprojekte mehren sich von Jahr zu Jahr. Ist das ein Zeichen höheren Kunstverlangens? Ja, ist das Theater überhaupt noch ein Gradmesser der Kultur? Oder bestimmen nur Spekulationsgeist und räumliche Erweiterung die rapide Entwicklung?

Mit der zunehmenden Ausdehnung Berlins erhöht sich allerdings die Möglichkeit neuer Theatergründungen. Die Zeiten, in denen man zweifellos ins Schauspielhaus pilgerte, sind vorbei; sie existieren höchstens noch für einen kleinen Rest altberlinischer Bevölkerung, Konservative, die an den überkommenen Bräuchen unter allen Umständen festhalten wollen. Dann gesellte sich seinerzeit das Deutsche Theater hinzu, aber das war schon kühner Neuerungsgeist, wenn man seine Schritte dahin lenkte. Nun setzt die gleiche Entwicklung für das Opernhaus ein. Gerade die Projekte zu neuen Opernhäusern bilden die neueste Etappe, und es dauert nicht lange mehr, dann muß das Königliche Institut auf dem Posten sein, um sich mit allen Kräften gegen die Konkurrenz zu wehren.

In dieser unaufhaltsamen Entwicklung spricht sich der Expansionsdrang der Großstadt deutlich genug aus. Früher genügten im Zentrum die Stätten, in denen nach althergebrachter Weise Thalia ihre Anhänger und Anhängerinnen erfreute; wie selbstverständlich pilgerte man dann in die Gegend um das Schloß herum, heute fährt man schon nach dem Westen, dem Südwesten. Im Osten, im Norden, in Charlottenburg gibt es Theater; Städte wie Schöneberg und Wilmersdorf geben die Tendenz zu erkennen, sich ihr eigenes Theater zu leisten, so daß zu erkennen ist, daß über kurz oder lang jedes Viertel sein Theater haben wird, nicht nur sein Theater, sondern seine Theater, seine ernste Bühne, sein Lustspielhaus, sein Opernhaus. Im selben Tempo, in dem sich Berlin dezentralisieren wird und sich in Einzelteile auflöst, die wie Städte für sich existieren, wenn sie auch unter einheitlicher Verwaltung stehen mögen, ebenso vollzieht sich die Entwicklung auf theatralischem Gebiet.

Dieser Dezentralisation nach außen entspricht die Differenzierung nach innen. Unsre Schauspielhäuser geben je nach ihrer Bestimmung ihre Tendenz zu erkennen. Sie reflektieren, was das Publikum anlangt, auf ein Elitepublikum, auf den gebildeten Bürgerstand, auf die breiten Schichten des Volks. Demgemäß ihre Bauart, ihre Ausgestaltung. Das Kammerspielhaus als neuer Typ, der anzeigt, daß in Berlin ein hinreichendes Publikum auch für die feineren Dinge vorhanden ist. Daneben erhalten sich die alten Theater mit ihrem Hoftheatertyp, der aus der Zeit des Rokoko stammt, Parkett, Ränge, Logen. Dem Kammerspieltyp entgegengesetzt das ebenso neue, amphitheatralisch gebaute Schauspielhaus, das eine große Menge vereinen will, von der jeder gleich gut sehen soll. Hier ist schon der Charakter des Festspielartigen durch die Anlage gegeben, wie ja auch in der Tat die Bauart auf das Bayreuther Muster, das wiederum der Antike entlehnt ist, zurückgeht.

Entsprechend differenzieren sich die Programme. Das Kammerspielhaus bevorzugt eine literarisch ausgesuchte Kost; die Volkstheater pflegen die Tradition der Klassiker, vergessen jedoch auch nicht die Posse; dazwischen bewegt sich das gemäßigt bürgerliche Theater.

Nimmt man nun noch hinzu, daß Institute wie die Freie Volksbühne, die Neue Freie Volksbühne für die Bedürfnisse ihrer Kreise sorgen (wiederum ein neuer Typ genossenschaftlichen Theaterbetriebs, der insofern bevorzugt ist, als hier immer auf sichere Einnahmen gerechnet werden kann), so wird man zugeben, daß bei dieser Zersplitterung die Einheitlichkeit der Entwicklung leiden muß, und es taucht die Idee eines Zentrums, das die Theaterbestrebungen einen soll, die Idee eines Festspielhauses unwillkürlich auf.

Mehr und mehr wird das Theater Spekulationsobjekt. Die Idee zu einer neuen Theatergründung taucht vielleicht nur im Zusammenhang mit einem im Wert zu erhöhenden Grund und Boden auf. Es liegt nahe, auf die Theaterbegeisterung der weitesten Kreise zu rechnen. Das ist etwas Sicheres, und dieser Hinweis leuchtet selbst den Geldmännern ein. Gerade die Tatsache, die mißtrauisch machen sollte, daß schon zuviel Theater da sind, schreckt nicht im mindesten ab, sondern erhöht gerade die Bereitwilligkeit, eine Beobachtung, die in der Massenpsychologie ihre Erklärung findet.

Daß die Theaterbegeisterung in diesem ausgedehnten Maße vorhanden ist, ist unleugbar. Man kann auf sie rechnen, mit ihr spekulieren. Diejenigen, die den Theaterbesuch aus ihrem Kulturprogramm streichen, sind gegenüber der Masse der Theatergänger doch so in der Minderzahl, daß sie für die Berechnung fortfallen; wie ja immer die kulturweisenden Intelligenzen für das Gros nicht in Betracht kommen.

Die unentwegte Theaterfreude hängt damit zusammen, daß die Bühne lebende Menschen zeigt, die reden, handeln, lachen und weinen. Das genügt dem Durchschnittsmenschen. Es spricht sich die Ursprung-Entstehungsart des Theaters aus, das mit all seinen Darbietungen sich an den ganzen Menschen wandte, weil es mit dem ganzen Menschen operiert. Wenn aber früher um dieser Gemeinsamkeitsinstinkte willen die Bühne etwas

Digitized by Google

Großes, Erhabenes, Heiliges war, in dem symbolisch sich der Menschheitswille eines Volkes aussprach, wird es heutzutage schwer, an diese utopistische Idee in der Gegenwart zu glauben. Andre Faktoren lösten diese Bedeutungen ab. Das Theater ist zur Unterhaltungsstätte geworden.

Man geht darum ins Theater, weil man sich dort am besten die Zeit vertreibt. Man bekommt alles vorgetragen, braucht sich nicht um das Verständnis und die Auslegung zu bemühen, der Schauspieler gibt die Bedeutung der Worte. Das alles geht wie ein lebendiger Vorgang vor sich, und wie schon das Ereignis auf der Straße unsre Blicke anzieht, das ohne Zusammenhang ist, so daß wir ihm erst Sinn geben müssen, damit es uns reize, so fesselt natürlich der Vorgang auf der Bühne um so mehr, als Autor, Schauspieler, Regisseur sich um uns bemühen, Sinn und Zusammenhang deutlich zu erklären. Das alles steht plastisch vor uns; es fesselt uns, weil es körperlich da ist; aber es verlangt nicht, wie die wirkliche Plastik, Kenntnis der strengen Gesetze eines Stils. Die Farben umkleiden das Bühnenbild mit dem suggestiven Reiz der Wirklichkeit; aber es ist nicht erfordert, daß wir, wie beim Bilde, uns um das Sein einer so eigenen Kunst, wie die Malerei es ist, kümmern. Wir haben auch keine Zeit dazu, denn flugs ertönt das Wort, das uns gefangen nimmt, und auch hier sind uns keine Anstrengungen auferlegt, denn der Schauspieler betont und unterstreicht die richtige Auffassung. So brauchen wir nur dazusitzen, zu sehen und zu hören. Darum ist das Theater eine Stätte der Vielen. Es ist sein Wesen. Und es kommt als nicht zu unterschätzendes Moment hinzu, daß jede andre Kunst die Sehnsucht des Allein-Genießens steigert, während diese Ausschließung hier nicht in Frage kommt, ja geradezu sinnwidrig ist. Theater für den Einzelnen sind ein Unsinn; wenn Ludwig II. sich Stücke im Theater allein vorspielen ließ, so ist das etwas Abnormes, Sinnwidriges. Das Geheimnisvolle mag sich dadurch erhöhen, zum Wesen des Theaters gehört es nicht. Auch die Kammerspiele sprechen nicht dagegen; denn sie zeigen nur an, daß eine genügende Anzahl von Zuschauern vorhanden ist, die sich von der ganz großen Masse absondern möchte, um intimere Wirkungen zu erleben. Masse bleibt diese Anzahl doch.

Nicht zu unterschätzen ist, daß der Theaterraum in seiner Größe und freien Ausdehnung jedem die Möglichkeit gibt, zu sehen und gesehen zu werden. So wird der Zuschauerraum zum Podium. Man kann die Toiletten zeigen; man kann sich schauspielergleich benehmen, sprechen, sich erstaunt zeigen, lachen und mit Blicken reden. Man schlage das nicht gering an. Könnte man die Probe machen und müßte sich extra jeder Zuschauer in eine Zelle einschließen, von der er die Vorgänge auf der Bühne nun ganz intim für sich genießen könnte, als säße nur er im Theater, der Kassenrapport wäre betrübend. Vielleicht würde sich dann zeigen, daß diejenigen, die früher den Theaterbesuch überhaupt abschworen, nun die einzigen sind, die andächtig in diesen Zellen sitzen.

Man wird nirgends sonst die Ausschließlichkeit finden, mit der das Theater seinen Anhänger für sich beansprucht. Wer ein Buch gern hat, wer Musik mit Leidenschaft hört, den wird dieser Genuß nicht hindern, sich auch einmal ein Bild anzusehen und umgekehrt. Im Gegenteil, die eine Kunst wird der andern vorarbeiten, zu ihr hinführen, jedenfalls sie nicht ausschließen. Das will aber das Theater. Es absorbiert den ganzen Menschen und meist nicht zu seinem Vorteil. Darum trifft man soviel solcher Anhänger, die erst im Theater zu leben anfangen, aber für andre, wichtigere Kulturfragen sind sie nicht zu haben; man wird sie nicht im Konzertsaal, nicht in einer Kunstausstellung sehen, und meist sogar haben sie zu dem höheren Begriff der Literatur, zur Dichtung nur insoweit Beziehung, als sie das Theater angeht. Das kommt daher, weil das Theater weniger eine Kunst, als ein Betrieb ist; ein Betrieb, der der Unterhaltung dienen will; darum arbeiten darin die, die auch die Unterhaltung lieben. Und das kommt daher, weil das Theater ein Spekulationsinstitut ist; darum findet man in seinem Betrieb die, die wissen, daß die Menschen am ehesten noch Geld ausgeben wollen, wenn sie dafür etwas zu sehen und zu hören bekommen. Der Menschen, die einige Mark für ein Theaterbillett ausgeben, also für einen Genuß, der höchst flüchtig und oft fragwürdig ist, sind immer noch unendlich mehr, als die, die etwa die Hälfte des Geldes anlegen in einem Band Kleist der Tempelausgabe. Und sie bekommen dabei gleich vier Dramen in dauernden Besitz, gewählt gedruckt, schön gebunden.

Aber dieses Anzeichen ist nur äußerlich. Es gibt immer mehr Menschen, die sich wohl für Kunst, Literatur und Musik interessieren, aber das Theater ist für sie ganz ausgeschaltet. Man wird selten hören, daß jemand in einer Gesellschaft oder unter Freunden zugesteht, er sähe sich nie eine Gemäldeausstellung an, er höre nie ein Konzert, er läse nie ein Buch. Derer aber, die es unumwunden aussprechen, daß sie schon seit Jahr und Tag nicht mehr ins Theater gehen, gibt es immer mehr, und es ist eigentümlich, daß dieses Eingeständnis ihrem Ansehen nicht schadet.

Im Gegenteil, man vermutet bei ihnen eher eine tiefere, feinere Veranlagung, um deretwillen sie das Theater meiden. Die Theaterbegeisterung bleibt denen, die sonst keinen Kunstgenuß kennen; diese bewahren das glühende Interesse für alles, was das Theater angeht. Aus den andren Schichten aber sondert sich ein Kreis derer aus, der immer mehr Anhänger zählt, denen das Theater nichts gilt, während sie für die feinsten Probleme der Musik, der Kunst tiefes Verständnis besitzen und hier alles mit Interesse verfolgen.

Digitized by Google

Ist das begründet, daß das Theater so aus der Kulturentwicklung ausgeschaltet wird? Oder hat das nur, als Zeiterscheinung, seinen Grund in zufälligen Nebenmomenten, mit deren Verschwinden das normale Verhältnis wieder eintritt und die Bühne ihren berechtigten Platz wiedererhält?

Ohne Zweifel, der moderne Mensch erlebt im Theater nicht mehr die großen Erschütterungen. Das Theater ist Unterhaltung geworden, im besten Fall geschmackvoll, ja geistreich. Aber der moderne Mensch sieht überall so wichtige Probleme in seiner Zeit, im wirtschaftlichen wie im künstlerischen Leben, daß er wahrhaftig für Unterhaltung nicht Zeit übrig behält. Er ahnt die Möglichkeiten einer Bühne, die ihm die Probleme seiner Welt groß und gewaltig zeigt.

Aber dazu ist die Zeit vielleicht noch nicht reif genug. Die Probleme selbst sind noch nicht geklärt. Werden sie es sein, so wird das Theater wieder zum Kulturdokument werden. Bis dahin aber muß es, so fein es sich auch gestalte und so differenziert es alle Künste in seinen Dienst zieht, abseits stehen.

Sollte das der letzte Grund sein, weshalb das Theater dem modernen Menschen nichts gibt? Er sucht das Große, Monumentale und bekommt Abfindungen, so daß, wenn es gelingt, das Theater wieder auf ein feierliches Niveau zu erheben, es zum Symbol der Kultur zu erhöhen, mit einem Schlage diese Frage gelöst wäre und die Sympathien der besten Gebildeten der Nation ihm wieder gewiß wären?

Wahrheiten.

Von **Richard Oehler** (Friedenau).

Gefühle, die man bei Anlässen wie Geburt, Hochzeit, Todesfall usw. herkömmlicherweise haben — müßte, sind eine Macht, die unser Verhalten bestimmt: unwillkürlich geben wir uns so, als ob eine wirkliche Empfindung in uns wäre. So nötigt das Leben häufig zu einer nur für die Feinfühligsten wahrnehmbaren Heuchelei.

*

Wir werden vom Leben langsam darüber belehrt, daß unsre feinsten und reinsten Sehnsüchte nicht zu verwirklichen sind. Die Notwendigkeit, von den höchsten Forderungen nachzulassen, bewirkt bei den einen Frivolität, bei andern dumpfe Ergebung, bei andern entschlossenes Sichabfinden mit der Wirklichkeit, bei andern — vielleicht den Besten — tiefes, geheimes, schamhaftes Leiden.

*

In hellen Augenblicken erkennen wir mit Schreck und Staunen, daß die gleichen Erscheinungen bei uns selbst Macht haben, die wir an andern bekämpfen. Immer klafft in uns ein Riß zwischen ersehntem Ziel und Wirklichkeit. Das kann zum Überdruß, zur Verzweiflung führen.

*

Auch der Größte kommt einmal an den Punkt, da er aufhört, zu wachsen, da er anfängt, sich zu versteinern. Nur gibt es wenige, die genug Kälte der Selbstkritik besitzen, dies rechtzeitig zu erkennen, und die es dann einstellen, wertlos weiterzuschaffen, sich zu verlängern, zu verlangweiligen.

.... daß auch viele Wasser sie nicht mögen auslöschen ....

Von **Traude Eichstaedt** (Charlottenburg).

II.

B., d. 4. Juni 19..

Meine verehrte Frau Esther,

wieviel näher sind Sie mir durch Ihren lieben Brief, durch Ihre vornehme Art und Auffassung nun wieder getreten!

Keine Vorwürfe — keine verletzten moralischen Begriffe, keine Empörung, nur ein mitleidendes Begreifen und Verstehen, ein fast mütterliches (also doch!) gütiges Verzeihen! — —

Sie sollen mir ja auch nur erlauben, Sie auf meine Art lieben zu dürfen, wunschlos wie ein Heide seine Göttin, der er einen Tempel im still verschwiegenen Hain gebaut hat und zu der er seine Schmerzen und Freuden gläubig trägt. —

Sie werden mir glauben, daß ein Mann in meinem Alter viele Frauen kennen lernte — es ist wohl immer das Suchen nach der einen rechten gewesen —, aber bei keiner ist es mir ergangen, wie bei Ihnen!

Ich habe Sie vielleicht in einer Zeit kennen gelernt, da ich eine Reihe allernächster Freunde verloren hatte. Den einen älteren, halb väterlichen Freund durch den Tod; ein andrer verheiratete sich und ging nach Frankreich, mein kleiner Engländer Hamilton, welcher immer so gerne so „stark“ sein wollte, wie ich, ging nach England zurück. Dann kam durch ein paar unbedachte Worte die schmerzliche Trennung von Erich V., alle wurden in mehr oder weniger weite Distanz gerückt — so schwand ein Hafen nach dem andern und ziemlich allein stand ich nach all den vielen Bekanntschaften wieder da. —

In dieser Zeit lernte ich Sie beide kennen. Trotzdem ich einem größeren Kreise bekannt gemacht wurde — wie kam es nur, daß ich mich Ihnen beiden anschloß? Wie kam es, daß wir bald darauf viele Abende und Sonntage zusammen verlebten?

Im Sommer kam dann Ihre Harzreise! — — Schon zu der Zeit muß sich mein Interesse für

Digitized by Google

Sie beide liebe Menschen geteilt haben. Ich habe auf all den Ansichtskarten, die ich von dort als freundliches Gedenken erhielt, immer erst nach den von Ihrer Hand herrührenden Zeilen gesucht. Ich wollte Sie sehen, Sie hören!

Dann kamen Sie zurück und ich sah Sie in Ihrem Wohnzimmer am runden Tisch wieder. Wir reichten uns die Hände, und ich war Gott dankbar für das so langersehnte Wiedersehen.

Und doch empfand ich wohl immer nur erst noch Freundschaft für Sie; vielleicht aber schon eifersüchtige Freundschaft. Es mag schon damals ein noch schlummerndes Gefühl des Nähertretenwollens vorgelegen haben. —

Wie war ich glücklich, wenn wir bei den verschiedenen Familienspaziergängen nach dem Müggelsee &c. zusammen gehen konnten. Immer wie selbstverständlich, jeden Widerspruch, jede Änderung fast ohne weiteres ausschließend, hatten wir nebeneinanderliegende Plätze. Wir teilten uns Fische und Fleisch; Sie schälten mir Äpfel und verhalfen mir zu einem (noch immer nicht eingelösten) verlorenen Vielliebchen.

Alles dieses mag dazu beigetragen haben, daß ich mich in meiner Zuneigung zu Ihnen verändert habe. — — —

Es ist inzwischen 12 Uhr geworden. Ich will Ihnen, teuerste Frau, mit dem Frühesten diesen Brief senden.

Es grüßt Sie in Treue Ihr G.

B., d. 6. Juni 19..
2 Uhr nachts.

Meine verehrte Freundin,
trotzdem es heute schon sehr spät ist, lassen Sie mich Ihnen noch einmal sagen, wie Sie mich glücklich gemacht haben!

In einer ängstlichen, aber köstlichen Viertelstunde durfte ich Ihnen sagen, ungefähr sagen, wie lieb ich Sie habe!

Ich sehe Ihre lieben, braunen, ernsten Augen feucht werden, als Sie mir erlaubten, Sie auf meine Weise lieben zu dürfen — Sie Liebe — Wundervolle! —

Stets Ihr getr. G.

B., d. 9. Juni 19..

Mein guter Kamerad!

Herzlichen Glückwunsch zu Ihrem Geburtstage, Glück und Gesundheit alle Zeit!

Ich bewundere ja stets Ihre Kraft, sich trotz momentan vorhandenem Unbehagen mit Ihrem fröhlichen und interessanten Wesen blitzschnell den Verhältnissen anpassen zu können. Bleiben Sie so, wie ich Sie im verflossenen Jahr kennen gelernt habe, so lieb und froh und gut. —

Ich komme heute nachmittag schnellstens, ich freue mich so sehr. —

Herzlichst
Ihr G.

B., d. 10. Juni 19..

Meine liebe Esther,
welch königliches Geschenk hat mir Dein Geburtstag gebracht — ich darf Dich Du nennen! Du Liebes — Du Einziges — Du Herziges — Du — Du — Du! Wie soll ich Dir und Deinem Gatten danken!

Ich habe wieder eine Heimat — ein Zuhause! Und ich gelobe es mir bei Deiner Güte, die ich jede Minute empfinde, und die mir Tränen in die Augen treibt — ich werde Dich lieben wie ein Heiligtum, wie meinen Gott, zu dem ich emporblicke und von dem ich alles erhoffe, alles Gute und — auch mein Schicksal — — — —

Du sollst durch mich nicht eine Minute haben, die Dir nicht als ein sonnenbeschienener Fleck, als eine gute Erinnerung versinkt — — —

In Herzenstreue
Dein G.

B., d. 12. Juni 19..

Liebe Esther,
herzlichste Grüße und gute Unterhaltung für heute im Theater.

Frau Esther kann morgen schon etwas früher kommen als meine andern Gäste, ja? Es ist sonst so anity in the rooms. — —

Gestern abend war ich beim alten Dr. M. Es ist doch ein prächtiger alter Herr. Er erzählte mir, ich weiß nicht weshalb, ganze Abschnitte aus seinem Leben. Alles scharf charakteristisch und manches tief ergreifend.

Wie er nach dreijähriger Lehre in einem Manufakturwarengeschäft die Universität in Heidelberg bezogen, drei Jahre später seinen Doktor machte und als siebenundzwanzigjähriger Vater von drei Kindern seine Uhr und Kette versetzte, um Brot zu haben.

Trotzdem er fest und ruhig sprach, waren seine Augen doch feucht. Ich weiß nicht, was ihn zu allem veranlaßte, aber ich hätte seinen grauen Kopf in meine Hände nehmen mögen.

Dann erzählte er mir von seinem neuesten großen Unternehmen, einer Fabrik von Beleuchtungsgegenständen in New York. Er möchte mich sehr gern als Betriebsdirektor mit hinübernehmen. Als ich dankend ablehnte, fragte er lächelnd: cherchez la femme? Der liebe alte Herr wußte ja nicht, wie grob die Frage im Grunde war! —

Wir trennten uns jedoch als gute Freunde wie immer. —

Mit herzlichstem Gruß
Dein stets getreuer G.

B., d. 14. Juni 19..

Liebste Esther,
War es nach Deinem Geschmack gestern, hats Dir gefallen, Du?

Digitized by Google

Ich sehe Dich noch tanzen! Sehe die gleichmäßigen, schönen Bewegungen Deiner weichen und doch so kräftigen Gestalt, sehe, wie Du in der Freude und Lust am ganzen Tanz und Rhythmus Dich jeder kleinsten Forderung des Andern anpassest.

Und ich sehe Deine geschlossenen Augen und Dein liebes stilles Lächeln. — — —

Habe Dank —

Dein tr. G.

B., d. 17. Juni 19 . .

Meine liebe Esther,

Ich habe das Buch, welches Du in Deiner nie ruhenden Sorge für mich, wohl mit Bedacht, ausgesucht hast, gestern abend angefangen.

Und ich habe gesehen, es gibt so viele, viele arme Menschen, die wohl auch zu jemand hingehören möchten und zwischen denen Länder und Meere liegen. Die sich vielleicht nie wiedersehen werden, und die nur ein wehmütiges Erinnern täglich heraufholen, um die verschwundenen schönen Zeiten nochmals durchkosten zu können.

Wie dankbar bin ich, daß ich Dich so oft, so frei und so lange sehen darf.

Ich zähle zu den glücklichsten, frohesten Menschen, wenn ich in Deiner Nähe bin — was ist es, das mich so verändert?

In Treue Dein G.

B., d. 20. Juni 19 . .

Liebste Esther,

ich bin heute wieder einmal mehr denn je bei Dir! — Vielleicht hat es die Lektüre der Rezensionen über die „Rahel Hake“ und vor allen Dingen über die italienische Arbeit getan. Immer wieder sieht man sich selbst in den gleichen Bahnen mit den gleichen Gedanken wandeln.

Tausend Fäden spinnen sich hin und her und lassen mich innerlich immer mehr zu Dir gehören. Ich kann mir heute wohl vorstellen, was es bedeutet, eine nicht nur schöne und stolze, sondern auch geist- und gemütvolle Frau zu besitzen. — —

Ich fand heute einige Verse, deren Endreime mir wie für Dich gedichtet erscheinen.

Höre nur:

Ich liebe nicht den maßlos wilden Brand
Verbuhlter Blicke, kätzchenhafter Augen,
Ich liebe Weiber nicht, wie ich sie häufig fand,
Die uns die Kraft aus Hirn und Adern saugen:
Nein, Weiber dieser Art sind mir ein Graun,
Blind in der Liebe, blind in ihrem Hassen. —
— — — — — — — — — — —
Ich liebe jene stolzen Frau'n
Die sich wie Königinnen lieben lassen. — —

(J. Wiener.)

Meine Schreibtischlampe brennt ruhig und ernst vor mir, und die Uhr tickt ihren monotonen Takt! Es schlägt 1/2 1. Gute Nacht, Du meine stille, stolze Königin. —

Immer Dein G.

B., d. 24. Juni 19 . .

Liebste Esther,

was war nur gestern abend mit Dir und an Dir? Du sahest noch nie schöner aus, Deine Augen haben mich nie lieber, glücklicher und unschuldiger angeblickt als gestern abend! Mir war, als ob Du in der Erwartung eines großen, schönen Festes gestanden und Dich hierzu innerlich und äußerlich geschmückt hättest.

Ich möchte öfter so neben Dir sitzen wie gestern. Du leise spielend und singend, — Dein Kopf vom gelben Kerzenschein warm beleuchtet — mich freundlich anschauend, wenn ich sachte über Dein lockiges Haar streiche!

Du glaubst nicht, wie hell mein Arbeitsraum wird, wenn ich an Dich schreibe und wie sich alles, alles auf die Lippen drängt, als ob Du alles wissen müßtest. — — —

Dein G.

Lanx satura aus Bayern.

Wer sich der Meinung hingab, die bayrischen Bischöfe würden die Niederlage mit den Lehrern ruhig einstecken, der kennt Pfaffenpolitik noch wenig. Langer Beratung bedurfte es zwar, bis der Gesamtepiskopat eine Antwort fand auf die überwältigend einmütige Kundgebung der „Schulmeister“; aber seit dem 12. ds. liest man sie in den Diözesan-Amtsblättern. Wer den bischöflichen Amtsstil kennt, weiß von vornherein den Inhalt. Zunächst wird mit salbungsvoller Milde mit Aufwand der einschlägigen Bibelverse von der Genesis an bis zur Apokalypse das frühere Vorgehen der Bischöfe als berechtigt erhärtet; daß die Lehrerzeitung Angriffe gegen die katholische Kirche enthielt, wird wiederum beteuert; von den Fälschungen und Verunstaltungen der Zitate schweigen die Oberhirten. Nach dem Honiglecken kommt die Galle. Das Vorgehen der Lehrer ist „eine Gefährdung des 4. Gebotes Gottes in seiner Anwendung auf das Verhältnis von Katholiken zu ihrer kirchlichen Obrigkeit“; mit geschickter Dialektik wird hierauf die Schlußfolgerung gezogen, daß Lehrer, die selbst keine Autorität anerkennen, doch nicht geeignet seien, Kindern Autoritätsgefühl einzupflanzen. Vater Staat bezw. das zuständige Ministerium wird den Wink mit dem Zaunpfahl verstehen. Zum Schlusse fleußt aus dem honigtriefenden Munde noch folgende Drohung: „Wir müssen nach wie vor mit allem Nachdruck verlangen, daß die beregten Angriffe unterbleiben oder daß seitens der katholischen Mitglieder die Beseitigung des Abonnementszwanges veranlaßt wird. Wir geben die Hoffnung nicht auf, daß uns weitere Schritte erspart bleiben.“ Die Zentrumspresse preist natürlich in allen Tönen diese neuerliche Kundgebung; die Lehrerschaft verhält sich reserviert, und unverbesserliche Optimisten sehen in dem episkopalen Schreiben einen maskierten Rückzug. Sie merken nicht, daß schon die Form der Veröffentlichung einen Übergang zur schärferen Taktik darstellt. Während das erste Schreiben den Lehrern persönlich zugestellt wurde, wird dieses von allen Kanzeln heruntergelesen; die Volksseele wird von den Pfarrern durch diese bischöfliche Kundgebung aufgeklärt — natürlich einseitig —, wie die Bischöfe nur ihre von Gott übertragene Pflicht erfüllen, welch gottlose und ungehorsame Herde die aufständischen Lehrer sind. Wir wollen abwarten, welche Wirkung dieser Streich hat. Und sicher ist das eine: der Jesuiten-

Digitized by Google

zögling Bettinger hat noch mehr Pfeile in seinem Köcher.

München war unterdes nicht müßig: während man in Bürger- und Künstlerkreisen nachsinnt, welche Ausstellung man für die nächsten Jahre planen könne, um den Fremdenzuzug ja nicht versiegen zu lassen; während sich die Hausmagnaten bemühen, die Hausrente auf jede Weise in die Höhe zu schrauben und jeden Anfall von Steuern durch 20prozentige Mietserhöhung zu einem Gewinn umzugestalten; während die Fleischpreise unaufhörlich in die Höhe schnellen, wobei der Metzger die Schuld dem Produzenten, der Produzent dem Zwischenhändler zuschiebt; während dessen kam Possart von Amerika ruhm- und geldbeladen nach München zurück, um hier seinen 70. Geburtstag zu feiern. Der geborene Berliner ist ein echter Münchener geworden, seit dem Tage, als ihn der jugendliche König Ludwig II 1864 zu sich berief. Jedes Kind kennt den eigentümlichen Charakterkopf, der auch auf der Straße den Mimen verrät; überall erzählt man sich tausenderlei Anekdoten über den Künstler; seine Sprechweise ist das Ideal der Gymnasiasten und höheren Töchter, und bei jedem Schulmaifest taucht ein „Possart" en miniature auf. Und wenn der Künstler Schiller- oder Tennyson- oder Goetheballaden auf dem Podium vorträgt, da rauft man sich um die Plätze und freut sich an dem jugendlichen Alten, der immer noch in gleicher Frische und Fülle über das ganze Register seines klang- und nüancenreichen Organes verfügt. Die Ehrungen, die dem 70jährigen zuteil wurden, zeugen dafür, daß sein Wirken an der Münchener Hofbühne unvergessen ist, und der Stand des Hoftheaters läßt tausendmal die Klage erschallen: O, wäre Possart noch Intendant!

Wenn der Gesprächsstoff mangelt, dann sucht man eben einen. Boshafte Leute stecken dann immer die Nase in Dinge, die nicht bewegt sein wollen. In Bayern besitzen wir immer noch das urväterliche Institut der sog. Hartschiere (Arciere). 1669 führte der prachtliebende Kurfürst Ferdinand Maria diese Leibgarde ein, und in München wie in Wien erhält sich diese ehrwürdige Auslese altgedienter Offiziere und Unteroffiziere trotz der gut- und bösartigen Witze. An der Spitze der mächtigen Armee von 90 Mann steht ein Generalkapitän; ihm zur Seite kommandieren ein Generalleutnant und zwei Generalmajore, ein Oberst, ein Adjutant und vier Oberleutnants und vier Leutnants. Diese Armee hat natürlich auch eine eigene „Kanzlei"; in dieser arbeiten im Schweiße ihres Angesichtes 1 Rittmeister, 1 Oberzahlmeister, 1 Fourier, 1 Profoß und 1 Hilfsfourier. Es wäre wirklich interessant, die Dienstaufgabe dieser Herren kennen zu lernen. Noch auffälliger aber ist es, daß man trotz der knappen Finanzverhältnisse des Landes immer noch den Mut hat, die Gehälter in so offensichtlicher Verschwendung offen zu halten.

Wie die Münchener, so sucht auch die Zentrumspresse in stoffarmen Zeiten nach Futter. Ein solches fand man jüngst wieder einmal im „Roten Kreuz", der Konkurrenz der „Barmherzigen Schwestern". In dem lieblichen Markte Holzkirchen, allwo auch der Bund der preistreibenden Milchbauern entstand, erscheint ein Zentrumsorgan, benamst der „Oberbayrische Gebirgsbote". Allhier ließ jüngst ein Kaplan, vielleicht ists schon ein ausgewachsener Parochus, folgenden Herzenserguß, der nicht ungelesen verschwinden darf: „Der Verein vom Roten Kreuz ist interkonfessionell, d. h. nimmt gleiche Rücksicht auf Angehörige eines jeden Religionsbekenntnisses oder auch — nimmt gleich wenig Rücksicht auf jede Konfession. Die Propaganda durchzieht gegenwärtig vorzugsweise katholische Striche, Ists nun vom rein katholischen Standpunkt aus gerechtfertigt, eine weitgehende Förderung einer im guten Sinne des Wortes religiös indifferenten, gleichgültigen Organisation zu empfehlen, eine derartige Bewegung ohne jeden Vorbehalt zu unterstützen? Dem Prinzip nach muß diese Frage verneint werden." Trotz des vorsichtig verklausulierten Satzungeheuers ist diese Prinzipienreiterei höchst merkwürdig. Das „Rote Kreuz" ist eine werktätige Vereinigung von idealer Wirksamkeit und für die Hilfeleistung bei der Krankenpflege im Kriegsfalle von ungeheurer Bedeutung. Darüber sollte man Worte nicht mehr verlieren müssen. Aber dem Zentrumsmanne ist alles ein Greuel, was noch nicht konfessionell, d, h. parteipolitisch, verwertet werden kann. Oder befürchtet man, junge katholische Mädchen, die zur Krankenpflege Liebe und Mut haben, könnten sich nicht mehr den Orden zuwenden, sondern einer Vereinigung, die sie nicht für Lebenszeit bindet, die für die Mitglieder auch im Alter sorgt, die nach hygienischen Grundsätzen geleitet wird und bei aller Geschlossenheit und Disziplin dem inneren Menschen Selbständigkeit zuerkennt?

Menippus.

Randbemerkungen.

Sinnloses Zeug

hat kürzlich die „Nowoje Wremja" in die Welt gesetzt, eine Tätigkeit, die sie übrigens, wenn wir nicht irren, auch sonst schon hie und da mit bestem Erfolge betrieben hat. Sie hat sich über die Haltung der deutschen Presse zur russischen Montenegroaktion in Konstantinopel beschwert und behauptet, da sehe man wieder, wie unmündig und von den Saugflaschen der Wilhelmstraße die deutsche Presse abhängig sei. Herr du meine Güte, brauchte man dazu eine höhere Inspiration, um auf den ersten Blick zu sehen, was für ein törichter Hereinfall diese ganze Drohnote war? Wenn die „Nowoje Wremja" wüßte, wie gerne man in Berlin die ganze Presse an den offiziösen Flaschen liegen sähe, und wie schmerzlich man berührt ist, daß sie eben leider zu wenig Durst nach Offiziösem hat! Im Gegenteil, gerade diejenigen Blätter, die am trutzigsten auf das offiziöse Dasein herabblicken, haben ja die „Nowoje Wremja" am meisten geärgert, und wenn die deutsche Presse wirklich brav und artig den Winken aus der Wilhelmstraße gefolgt wäre, hätte sie unsern neu anzubiedernden, russischen Freund viel milder behandelt ob seiner Tapfigkeit, als es geschehen. Erst auf offiziösem Wege machte man den Versuch, Herrn Neratow zu entschuldigen, den wir schon allesamt für einen rechten Esel zu halten geneigt waren. Aber, wie man uns dann mitteilte, haben anscheinend kleinere Geister ihm einen Schabernack gespielt mit der vorzeitigen Veröffentlichung der unglaublich redigierten Note. Außerdem hat man uns auf ein Cherchez la femme verwiesen und uns daran erinnert, daß gewisse Großfürsten Schwiegersöhne von gewissen Bauern- und Bergkönigen sind. So hintenherum sieht ja das Ding dann für den politischen Intellekt der russischen Amtlichkeit entschuldbarer aus, nicht jedoch für die etwas ungewöhnlichen Zustände im Lande der gelobten „Nowoje Wremja", die sich an die eigene Nase dieser Zustände fassen sollte, statt uns an eine offiziöse Wachsnase, die wir teils leider, teils Gott sei Dank nicht besitzen. W.

* * *

Patentabnehmer gesucht.

Der Erfinder des „Kulturkonservatismus", Herr Dr. Grabowski, der sich diesen Namen selber patentiert hat, sucht Abnehmer. Erst war er bei der „Kreuzzeitung". Aber das Geschäft kam nicht zustande von wegen mangelnder Zuverlässigkeit der pp. Kulturkonservativen in Sachen a) christlicher Offenbarungsglaube, b) Schutz der Landwirtschaft und c) kritische Stellung zur modernen Kunst und Wissenschaft. Danach wandte sich Herr Grabowski an die „Kölnische Zeitung", aber allem Anschein nach wird er auch dort auf die Dauer keinen hohen Umsatz erzielen. Nun ist man gespannt, wo er zunächst auftauchen wird, bei der „Kölnischen Volkszeitung", dem „Neustädter Intelligenzblatt" oder dem „Berliner Tageblatt". Vielleicht wendet er sich gleich an den „Lokalanzeiger". W.

Digitized by Google

Amerika an der Spitze.

Amerika ist das Land der superlativischen Dimensionen, das Reich der arithmetischen Phantasie. Es hat die reichsten Männer, die größten Wolkenkratzer, die höchsten Einfuhrzölle auf Kunstwerke und die teuersten Falsifikate. Wer könnte so mir nichts, dir nichts für einen Helm Julius Cäsars 200 000 Franken blank auf den Tisch niederlegen? Selbst wenn dieser Staatszylinder des ersten Imperators echt ist, muß sich der arme Vetter aus Europa bedächtig die Schläfen krauen und die Sache eine Weile überdenken. Aber Amerika greift schnurstracks zu. Amerika hats eben und kann sichs leisten. Was Cäsar und was altrömischer Helm! 200 000 Franken: das entscheidet. Es ist — ins Gigantische gesteigert — das Protzentum des Emporkömmlings, das man bei jedem hinaufgewucherten Fleischhauer und Hausherrn vom Grund beobachten kann. So eine Frau Fabrikantin und Frau Hausbesitzerin hängt auf sich hinauf, was Platz hat. In diesen Sphären drückt sich Schönheit recht greifbar fest in Banknotenbündeln aus. Da glaubt nun der vorurteilsvolle Antiquitätenhändler, den Morgan übers Ohr gehauen zu haben. Armer Europäer! Du glaubst durch schlaue Fälschung den kunstfremden Amerikaner zu foppen und schmunzelst ein grimassierendes Lächeln, das die Angst über den Betrug verzerrt. Dummer Europäer! In Wahrheit hat dich wiederum die neue Welt drangekriegt: Amerika besitzt das teuerste Falsifikat der Erde, es ist wiederum einen Schritt weiter ins dritte Reich des Superlativs. 200 000 — das entscheidet. Janus.

* * *

Der König auf der Strecke.

Ein bißchen leid tut einem der arme König Peter. Auch die Geographie ironisiert ihn und führt den Weg von Belgrad nach Paris gerade über Wien. Ohne das mindeste Aufheben ist er Freitag abends durchgefahren. Nicht einmal in der Bahnhofshalle hielt sein Zug, sondern abseits von aller menschenwürdigen Umgebung Österreichs — vor dem schmierigen Heizhaus. Und der König, in seiner jungen Gottesgnadenwürde, hätte doch so gern einen feierlichen Empfang in unsrem Staate mitgemacht. Ein solcher Empfang kann sich auch wirklich sehen lassen, ein prunkvolles Schaustück ohnegleichen. Aber die Landeskinder gönnten dem Landesvater das hübsche Pläsier nicht. Nicht einmal am Anblick einer Ehrenkompagnie durfte sich sein Auge erquicken. Nur der trostlose Schmutz des Heizhauses starrte ihn an. Dagegen hatten die heimischen Exaltados nichts einzuwenden. Es war ganz wie in Serbien .... Der König freilich wollte einmal was andres sehen. Aber er hat Pech mit seinen Kindern, im engeren Familienkreis und weit im Land herum. Und in der Diplomatie, wo so manches auf dem Kopf steht, dreht sich auch das Alte Testament um: es rächt sich die Schuld der Kinder an den Vätern, der arme Papa Peter durfte sich an dem Spiel eines offiziellen Empfangs nicht erfreuen. Paris blieb seine Hoffnung. Da waren ihm die Winde widrig. Es wurde wiederum nichts daraus. Nirgends kann dieser König empfangen werden, trotzdem er das beinahe krankhafte Bedürfnis hat, einen Besuch zu machen. Janus.

* * *

Aus der Finanzwelt.

Man kann nicht gerade behaupten, daß die Ergebnisse des Börsengeschäftes in der letzten Zeit besonders ergiebige gewesen sind. Abgesehen davon, daß auch die Jahreszeit wiederum beginnt, ihren Einfluß geltend zu machen, hört auch die leidige Politik nicht auf, die Börse zu verstimmen und lähmt ihren Unternehmungsgeist. Die marokkanische Frage ist für die Börse sozusagen in Permanenz erklärt worden, und wenn man sich schließlich auch an mancherlei gewöhnt, so bildet dieses doch für die Börse jedenfalls einen Grund, um sich nicht in allzu große Engagements einzulassen. Dazu ist nun neuerdings auch noch ein türkisch-russischer Zwischenfall hinzugekommen. Alle diese Umstände haben die Börse veranlaßt, in Rücksicht auf den bevorstehenden Ultimo-Termin Position nach Möglichkeit glattzustellen, wodurch gelegentlich ein Druck auf die Tendenz ausgeübt wurde, was auf alle Fälle auf ein gewisses Hausse-Engagement hinweist. Dieser Umstand hat allerdings dazu beigetragen, die Liquidation außerordentlich zu erleichtern, so daß der Geldsatz für Liquidationszwecke nur ca. $3^1/_2$ % betrug, während der Privatdiskont sich auf etwa $2^3/_4$ % hielt. Einen gewissen Druck auf die Haltung übte ferner die neue Lombardvorschrift der Reichsbank aus, die in Bankkreisen verstimmt hat. Man gibt der Auffassung Ausdruck, daß dies auf den Kurs unserer Staatsanleihen nachteilig einwirken könne, und daß diese daher unter dieser Vorschrift zu leiden haben würden. Es wäre indessen bei dem jetzigen hypervorsichtigen Reichbankpräsidenten doch kaum anzunehmen, daß er eine derartige Möglichkeit nicht im voraus berücksichtigt hätte. Gerade unsre heimischen Staatsanleihen haben sich in der letzten Zeit recht stationär gehalten, und man kann darin deutlich erkennen, daß der Klassierungsprozeß weitere Fortschritte macht. Man wird sich überhaupt nicht verhehlen dürfen, daß sie gegenüber den industriellen Papieren ziemlich stiefmütterlich behandelt worden sind, und es ist anzunehmen, daß die Zeit in dieser Beziehung einen Ausgleich bringt und es manchem leid sein wird, daß er die Gelegenheit, 4%ige Staatspapiere zu einem relativ mäßigen Kurse erwerben zu können, hat vorübergehen lassen. Im übrigen spielt sich das Geschäft hauptsächlich auf dem Montanmarkt ab, woselbst einige Papiere, wie Phönix, nach wie vor Trumpf sind. In Transportwerten vollzieht sich nur geringes Geschäft, nachdem die Bewegungen in Schiffahrtsaktien wieder etwas nachgelassen haben. Die Emissionstätigkeit unsrer Großbanken bewegt sich in normalen Grenzen, die Städte zeigen nach wie vor Geldbedarf, und es ist daher schon aus diesem Grunde nicht anzunehmen, daß bei den Neuemissionen der 4%ige Typus fürs erste verschwinden wird. Mercator.

Ebbe, Flut und der gegenseitig wirkende Atmosphärendruck der Weltkörper.

Wie ich schon an dieser Stelle auseinandersetzte, führe ich die Anziehungskraft der Erdrinde auf einen Atmosphärendruck zurück. Auf den Ozeanmassen ist dieser „Luftdruck" nicht so stark wie auf den Kontinenten; besonders auf Asien drückt die Luft mit größter Intensität. Das Elastische des Wassers mindert wohl den Druck der Luft.

Der Atmosphärendruck ist in unsrer Luft zweifellos. Ob sich aus ihm restlos die ganze Anziehungskraft erklärt, lasse ich dahingestellt. Es handelt sich hier selbstverständlich nur um eine Hypothese. Dieser Hypothese Wahrscheinlichkeit zu verleihen, muß aber mein nächstes Bestreben sein.

Man behauptet nun, daß Ebbe und Flut doch auf Anziehungsphänomene zurückzuführen sein dürften — und diese, so behauptet man, widerstreben meiner Hypothese von der Allmächtigkeit des Atmosphärendrucks.

Dem möchte ich das Folgende entgegenstellen:

Wenn ich von der Allmacht des irdischen Atmosphärendruckes spreche, so muß ich — nur dem Analogon entsprechend — auch dem Monde — den Planeten und

Digitized by Google

der Sonne einen Atmosphärendruck zugestehen. Wie groß die Atmosphäre der Sonne ist, wissen wir nicht. Aber ich glaube, sie geht noch in die Asteroïdensphäre hinein. Eine Hypothese natürlich! Denn es handelt sich dabei um Atmosphären, die für unsre Sinne vorläufig noch nicht wahrnehmbar sind — obschon ich die Wärmeabgabe der Sonne mir nicht ohne Atmosphäre zu denken vermag . . . . . .

Wir haben es also in unserm Sonnensystem mit gegenseitigem Atmosphärendruck der Weltkörper zu tun.

Nehmen wir den aber an, so müssen wir auch annehmen, daß die Sonne ihre Atmosphäre festhält. Und damit wäre m. E. der anziehende Charakter bei Ebbe und Flut auf der Erdrinde auch in meinem Sinne erklärt. Unsre Luft wird auf der Seite, die zur Sonne gewandt ist, durch die entgegengesetzt anziehende Macht der Sonnenatmosphäre ein wenig gemildert, so daß eine Flutstauung auf den Ozeanen die Folge ist.

Wie die Sonnenatmosphäre, wirkt auch die Mondatmosphäre. Stehen bei Neumond und Vollmond Sonne, Mond und Erde in einer Linie, so wird die entgegengesetzt wirkende Anziehungskraft von Sonne und Mond am stärksten auf unsre Erdatmosphäre im erleichternden Sinne wirken — und es entstehen die Springfluten.

Das sind natürlich nur Hypothesen, und ich bin nicht in der Lage, zu erkennen, ob das Ebbe- und Flutphänomen dadurch so gelöst ist, daß keine Widersprüche mehr entstehen. Aber vielleicht äußern sich dazu die Fachmänner, ich bin ja keiner.

Jedenfalls müssen wir doch die Hypothese von der gegenseitigen Anziehung der Weltkörper — so einfach ohne weiteres — mit Newton als absurd bezeichnen. Diese astrale Anziehungstätigkeit der Weltkörper will ich durch das Festhalten der Atmosphären ersetzen. Jeder Stern zieht nur seine Atmosphäre an — diese Hypothese scheint mir plausibler. Ich gestehe aber, daß die Astromechanik eine ungeheuerlich schwierige Sache ist, die man nicht so schnell abtun darf. **Paul Scheerbart.**

Zur Beachtung.

Wir bitten unsre Mitarbeiter und Leser, während der Monate Mai und Juni sämtliche für die Redaktion bestimmten Sendungen ausschließlich an die Adresse des Verlages (Berlin W 9, Potsdamer Straße 124), zu richten, da unser Chefredakteur während dieser Zeit nicht in Berlin ist. Redaktion der „Gegenwart".

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Schillers Gespräche. Berichte seiner Zeitgenossen über ihn, herausgegeben von Julius Petersen. Inselverlag (Leipzig).

Der Begriff Gespräche ist hier sehr weit gefaßt, eigentliche Gespräche gibt es verhältnismäßig wenig, denn nicht viele Besucher haben sich wirklich bemüht, das, was sie von Schiller hörten, aufzuzeichnen und somit der Nachwelt zu überliefern; dazu gehören Schübler und Christiane

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. *** Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

Mark 1000. bar

für Aufnahmen mit Ernemann-Camera und Ernemann-Optik

Preisausschreiben

offen bis 30. Sept. 1911. Bedingungen und Katalog gratis.

Heinr. Ernemann A. G., Dresden 260

Digitized by Google

v. Wurmb. Ferner muß man bedenken, daß Schiller, der im blühendsten Mannesalter starb, überhaupt nicht so viele Besuche empfing wie Goethe, und sich besonders nicht so wie jener behaglich im Plaudern erging. Was uns daher in diesem Buche geboten wird, sind weit weniger Gespräche als Berichte von Zeitgenossen und Auszüge aus Briefen. Diese sind jedoch so umfangreich und gehen in vielfache Einzelheiten so genau ein, daß der Herausgeber seine Sammlung ein „Tagebuch des Schillerschen Lebens" nennen könnte. Das ganze Buch ist zunächst ein Auszug des von demselben Herausgeber edierten dreibändigen Werkes „Schillers Persönlichkeit", das nicht im Buchhandel, sondern nur in den Veröffentlichungen der „Gesellschaft der Bibliophilen" erschienen ist, es ist aber ergänzt durch manches seitdem Gefundene oder dort Weggelassene, und es ist ferner streng chronologisch geordnet. Die Sammlung enthält außerordentlich viel zur Erkenntnis Schillers und seines Charakters, seiner Beziehungen, seiner Arbeitsweise und seiner Schriften. Ein Verzeichnis der Quellen, sodann Anmerkungen, die die Provenienz der einzelnen Stücke dartun, sowie manche Erläuterungen beisteuern, dann ein sehr umfangreiches, erklärendes Sachregister (34 S.) erhöhen den Wert der sehr brauchbaren und auch für weitere Kreise belehrenden und unterhaltenden Quellensammlung. Das Buch ist mit vier hübschen Bilderbeilagen geschmückt. L. G.

In der „Internationalen Ausstellung für Reise- und Fremdenverkehr" am Zoologischen Garten zu Berlin (1. April bis 20. Juni 1911) fällt der Pavillon des Allgemeinen Deutschen Versicherungs-Vereins in Stuttgart durch sein intimes Arrangement angenehm in die Augen; lauschig mit Blumen geschmückt, gewährt er — als einer der wenigen Plätze in der ganzen Ausstellung — bequeme Sitzgelegenheit: eine freundliche Einladung, an den ausgestellten Sehenswürdigkeiten nicht achtlos vorüberzuschreiten! In geometrischer wie bildmäßiger Darstellung und Ausführung werden Geschäftsbetrieb, Größe und Wachstum des Stuttgarter Gegenseitigkeits-Vereins veranschaulicht, der bekanntlich mit stattlichem Erfolge Haftpflicht-, Unfall- und Lebensversicherung betreibt und vor allem in der erstgenannten Branche an der Spitze aller deutschen Gesellschaften marschiert. Gegründet im Jahre 1875, hatte er Ende 1909 insgesamt 246⅘ Millionen Mark vereinnahmt, wovon im gleichen Zeitraum 31½ Millionen als Gewinn (Überschuß) und 102 Millionen als Schadenzahlungen an die Versicherten zurückflossen; die Summe der hierbei regulierten Schadenfälle betrug 616 000; die Aktiva waren bis Ende 1909 auf 73 Millionen Mark, die Jahresprämie auf mehr als 26 Millionen Mark, und die laufenden Versicherungsurkunden auf nahezu 800 000 angewachsen — Ziffern, die inzwischen schon wieder weit überholt sind. Während die Zahl der bei der Stuttgarter Zentrale beschäftigten Angestellten zu Ausgang 1875 erst aus 4 Mann bestand, hat sie sich mittlerweile auf 1476 erhöht, wozu noch 250 Reisebeamte und nahezu 12 000 Agenten kommen. Als besonderes Unikum liegt im Pavillon unter anderm ein vom Stuttgarter Verein kürzlich erledigter Unfall-Schadenakt im Original auf, dessen gesamte Korrespondenz lediglich 16 Seiten umfaßt und der mit der Zahlung von 100 000 Mark seinen Abschluß fand. Dr. S.

August Sperls Bücher

Unter den Erzählern, die während der letzten Jahrzehnte bei uns aufgetreten sind, hat August Sperl sich in raschem und kühnem Vorgehen eine Stellung errungen, wie sie gleich angesehen nur selten einem seiner Genossen zuteil geworden ist. Seine Romane und Erzählungen sind Kunstwerke in jedem Sinne, wie denn ihr Urheber das freie dichterische Schaffen auch da betätigt hat, wo es sich nicht um die Darstellung der geschichtlichen Vergangenheit, sondern um die des frisch pulsierenden Lebens der Gegenwart handelt.

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart sind erschienen:

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. Billige Ausgabe. 12. Aufl. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

„Ich rechne dies Buch zu den besten Erzählungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche, die wir haben. Warmherzig ist dies Bild aus der Zeit der Rekatholisierung der Oberpfalz im Dreißigjährigen Krieg geschrieben. Aber nicht sentimental. Schlimm wär's, wenn man so etwas unbewegten Herzens erzählen könnte! Fromm ist's auch geschrieben, aber mannhaft fromm und nicht erbaulich-phrasenhaft. Vor allem aber: ich kenne sonst kein Buch, das uns die seelischen Leiden, mit denen die Evangelischen unter solchem Glaubenszwang zu kämpfen hatten, so glaubhaft geschichtstreu zur Wirkung brächte wie dies. Auch unter Sperls übrigen Romanen ragt Hans Georg Portner nicht unbedeutend hervor. Ausgezeichnete Familienlektüre für evangelische Häuser. Wenn auch andere es lesen wollten, — um so besser!"

Pastor Lic. Dr. M. Schian in der „Christlichen Welt".

Richiza. Roman. 6. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit. 5. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

Kinder ihrer Zeit. Geschichten. 4.—5. Tausend. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte. 5. Auflage. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts. Geheftet M 8 50, gebunden M 10.—

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Abel, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 25. Berlin, den 17. Juni 1911. 40. Jahrgang Band 79.

Herr v. Kiderlen am Scheidewege.

Die Herkulesse des zwanzigsten Jahrhunderts haben es am Scheidewege nicht so bequem wie ihr Urahn, der Sprößling des Zeus, bei dem sich die Geschichte in Form einer anmutigen Unterhaltung mit zwei symbolischen Damen erledigte. Sie müssen sich die Alternativen eigenhändig konstruieren, zwischen denen sie zu wählen haben und müssen höchstselber den Punkt festsetzen, an dem sich die Wege scheiden sollen. Wenn aber überhaupt kein Weg zu sehen ist, wenn sie in dem Gestrüpp ihrer Gedanken stehen wie im Herzen eines Urwaldes, wenn sie ganz allein sind und Pfade einschlagen können ringsum, so viele als der Kreis des Horizontes Grade, Minuten und Sekunden hat, dann kann selbst der stärkste Mann in Verlegenheit kommen. Herr v. Kiderlen befindet sich augenblicklich in der angenehmen Lage, denn es gibt so gut wie gar keinen, der ihm ehrliche Ratschläge erteilen könnte. Er steht allein im undurchsichtigen Walde einer noch nicht urbar gemachten neuen Epoche der internationalen Politik, und hinter allen Bäumen rings im Kreise verstecken sich Leute, die mit Vorsicht zu genießen sind. Herr v. Kiderlen steht ja im Rufe eines starken Mannes, aber welchen Baum er zuerst ausreißen soll, weiß er sicherlich noch nicht. Und doch dürfte er kaum abstreiten, daß er sich sehr intensiv noch mit andren Dingen beschäftigt, als nur mit dem welterlösenden Schiedsgerichtspatent des Mr. Taft. In der Tat wird die Situation der europäischen Politik immer verworrener, denn gleich zwei Neuauflagen zu gleicher Zeit sind zu verzeichnen, in Marokko und im Balkan, und beide Angelegenheiten gehören zu jener Sorte von Dingen, die nicht angenehmer werden, je mehr sie einem zu schaffen machen, was aber ihre neuesten Phasen geradezu unausstehlich macht, ist die gänzliche Verschwommenheit, Ungreifbarkeit, ja Verlogenheit, mit der sie auftreten.

Das wird durch nichts besser bewiesen, als dadurch, daß sogar die Existenz selbst der beiden neuen Krisen von den schuldbelasteten Urhebern der Konflikte einfach bestritten wird. Es wird also von Herrn v. Kiderlen nichts geringeres verlangt, als daß er Probleme löst, die nicht da sind und zu Konflikten Stellung nimmt, für die keiner verantwortlich sein will. Das ist auch für einen starken Mann, wenn er allein ist, und ohne göttliche Wegweiser keine Kleinigkeit.

In Marokko schleppen sich die Dinge widerspruchsvoll hin. Die Franzosen sagen, sie täten nur ihre Pflicht, die Spanier werfen ihnen vor, sie handelten wider Treu und Glauben. El Mokri hält in Paris Ansprachen, in denen ja wie nein und nein wie ja klingt, und Mulay Hafid entdeckt in Fez schauspielerische Talente, indem er mit Pathos und Würde die Rolle deklamiert, die man ihm mit dem sanften Zwang einer Einquartierung eingetrichtert hat. Herr Delcassé, der ärgste Scharfmacher von einst, macht in Opposition gegen die Okkupationspartei des „harmlosen“ Kabinetts der Herren Monis und Cruppi, diese aber scheinen nicht so sehr vor dem mysteriösen spanisch-französischen Geheimvertrag Angst zu haben, als vielmehr vor der beim besten Willen nicht abzusehenden Tragweite der immer komplizierter werdenden Aufgaben der Invasionsarmee, die zu Ehren der Autonomie des Sultans seine Dörfer abbrennt. Es ist in der Tat eine heillos verfahrene Situation. Kein Mensch auf Gottes weitem Erdboden glaubt mehr an die Integrität der Algecirasakte. Halb zerrissen flattern sie im Winde, auch wenn die braven Kinder in aller Welt mit ernstestem Gesichte die rührende Versicherung abgeben, sie seien trotz alledem immer noch leserlich. Noch leserlich, aber zerrissen, das ist die Situation, und nun verlangt man von uns, wir sollten deswegen Streit anfangen. Wenn sie unzweideutig ganz verdorben wären, dann ja. Wenn alle Welt zugeben müßte, sie sind zerstört, sie existieren nicht mehr, dann mit Vergnügen. Aber noch leserlich? Das ist eine unangenehme Situation. Was wollt ihr denn? Noch leserlich! Man begreift, daß Herr v. Kiderlen das ungehörige und gefährliche, reglementswidrige Spiel der Franzosen nicht eher inhibieren kann, als bis er mit Sicherheit weiß, daß alle andern Spielkameraden von Algeciras auf seiner Seite sind, respektive sein müssen. Vor aller Welt muß Frankreich im Unrecht dastehen,

Digitized by Google

dann erst kann man ihm erfolgreich auf den Kopf kommen. Bis es sich aber so hoffnungslos hineingeritten hat in sein Abenteuer, kann noch etliche Zeit vergehen. Vorläufig arbeiten wir, weil wir kein andres Mittel haben mit dem Trick des „unheimlichen Schweigens“. Der arme Herkules möchte schon, aber er findet den Punkt nicht, wo der Scheideweg angebracht wäre. Der arme Herkules.

Noch verzwickter scheint die Situation zu werden, in die ihn letzter Tage der Balkan bringen zu wollen sich anschickt. Da haben wir vor zwei Jahren erst doch wahrlich glänzend abgeschnitten. Wir haben Österreich zu angeblich unauslöschlichem Danke verpflichtet, wir haben in flottem Tempo moralische Eroberungen in Konstantinopel gemacht. Wir haben uns von neuem den Russen angenähert, und wir haben, worauf wir besonders stolz sein wollten, die ersten, anscheinend nicht ganz erfolglosen Versuche unternommen, Österreich und Rußland, die alten Feinde, unter den einen Hut des lieben, alten status quo zusammen zu bringen. Und was ereignet sich jetzt? Als die Albanesen und die Montenegriner im besten „Hammelstehlen“ sind, steckt sich Rußland dahinter, pocht mit grobem Stiefel an die Hohe Pforte und schreit: „Laßt mir meinen kleinen Nikita in Ruhe!“ Alle Welt entrüstet sich über diese deplacierte Unverschämtheit. Aber sie war wohl doch nicht deplaciert. Saß nicht vielmehr eine schlaue Spekulation dahinter? Bald konspirierte Nikita mit Peter von Serbien, und plötzlich begann das ganze Nordalbanien in Aufregung zu geraten. Italien rührte die Sympathietrommel. Da wurde man in Wien nervös. Wo alles liebt, kann Karl allein nicht hassen: Die offiziöse Wiener Presse fing an, zu besorgen, Rußland und Italien könnten ihr bei den kleinen Nachbarn im Süden den Rang ablaufen, und stimmte gleichfalls ein in den Chor der Warnung an den grausamen Türken und des Mitleids für die verfolgte Unschuld der Hammeldiebe. Das muß den Türken schwer ärgern; denn schließlich gehören ihm die Hammel, wie die rebellischen Diebe. Und wenn auch nicht gesagt ist, daß der Preßkampagne verantwortliche diplomatische Aktionen folgen: Semper aliquid haeret. Es wird Mißtrauen gesät zwischen Wien und Konstantinopel. Sollte das nicht so ein kleiner Nebenzweck sein, so ein kleiner scherzhafter Streich, den man sich in Petersburg ausgedacht hat? Man stelle sich vor, Rußland und Österreich, die wir so gern zugunsten der Türkei auf den status quo vereinigt sähen, aus Eifersucht an einem Strang ziehend gegen die Türkei.

Das wäre ein lieblicher Ausgang unsrer nach 1909 so schön eingefädelt und weiter geführten Orientpolitik. Denn ob mans gesteht, oder nicht: in Berlin wird man sich de facto schönstens bedanken, etwa wieder aus Nibelungengefühlen heraus mit Österreich gegen die Türkei einzuschreiten und damit den jungen, hoffnungsreichen Erfolg, den wir in letzter Zeit am Bosporus errungen haben, preiszugeben.

In Berlin glaubt man vorläufig nicht daran, daß den neuen Stimmungen und Gerüchten dieser Art ein wirklich weitreichender Ernst beizumessen sei. Das wäre in der Tat verfrüht, da Stimmungen und Gerüchte, zumal auf dem Balkan, noch längst keine Tatsachen sind.

Aber immerhin, auch wenn die junge Türkei durch hohe Anstrengungen all diesen Stimmungen den Boden entzieht, und wenn vielleicht die Reise des Sultans nach Macedonien wenigstens einen Teil der jungtürkischen Erwartungen erfüllt, oder wenn es vernünftigen Ermahnungen von Berlin aus gelingt, Unbesonnenheiten zu verhüten, es muß doch und nochmals gesagt werden: Semper aliquid haeret. Und das ist für uns ärgerlich. Nicht nur, weil etwa jungtürkische Kreise ein Mißtrauen gegen Wien fassen könnten, sondern auch, weil zwischen Berlin und Wien durch solche Erfahrungen eine leise Verärgerung Platz greifen kann. Solange Graf Aehrenthal weg war, scheint ja manches drunter und drüber gegangen zu sein. Davon legte ja beredtes Zeugnis ab die Tatsache, daß eine Claque ihre überflüssigen und hämischen Gedanken über Deutschlands Marokkopolitik zu taktlosen Publikationen werden lassen konnte. Aber der Milderungsgrund der Aehrenthalschen Abwesenheit besteht jetzt nicht mehr. Um so bedauerlicher muß es den deutschen Regierungen sein, auch in einer Frage gemeinsamer Interessen — in Marokko fragen wir nicht nach Österreich — differierende Auffassungen zu beobachten. Wir wollten ja hoffen, daß unser Herkules nicht wirklich vor einen Scheideweg gestellt wird. Die Wahl müßte ihm sehr schmerzlich werden. Schon, wenn seine Aufgabe sich dahin beschränkt, einen vermittelnden Ausweg suchen zu müssen, kann sie ihm weder leicht, noch angenehm sein.

Das verkannte Serbien.

Von **H. Prehn-v. Dewitz** (Brüssel).

König Peter kommt nicht nach Budapest, so tuschelte es einst unter den von kalter Frühlingssonne durchstrahlten Bäumen des Praters. Mon Dieu! Was konnte der Usurpator auf dem blutdurchtränkten Königsthrone Serbiens auch in der Hauptstadt des Magyarenreichs wollen. Ein selbständig auftretender Balkanfürst ist nie sonderlich beliebt an den Höfen der Donaumonarchie und nun gar noch dieser. — Dem Vasallen des Doppelaars hätten sich die Tore der Hofburg wohl leichter geöffnet. Der Skandal in Belgrad war im letzten Augen-

Digitized by Google

blick auch gar zu groß. Gerade als wenn das Serbenvolk die schon lange schwebenden diplomatischen Verhandlungen, die nun endlich in der von König Peter gewünschten Weise zum Abschluß gebracht waren, nicht verstanden hätte oder sie absichtlich mißzuverstehen suchte, um den Besuch im äußersten Stadium zu hindern. König Peters Wunsch war nicht der seines Volkes — das ergab sich wiederum zur Evidenz. Die offizielle Anerkennung seiner Dynastie und seines Gottesgnadentums als gleichberechtigter Fürst hätte wohl dem kriegerischen Bergvolk geschmeichelt, für unbedingt nötig hielt er sie von Seiten der Donaumonarchie jedenfalls nicht. Findet Serbiens Herrscher in Berlin Aufnahme, so ist er sicherlich rehabilitiert. Man möchte nach der Ablehnung Wiens an solch einem selbständigen Schritt des Brandenburger Hofes fast zweifeln. Und doch wäre er nicht nur ein kluger, nein, ein direkt erforderlicher Schritt. Zum ersten Male würde er zeigen, daß unsere Politik am Balkan nicht mehr im Schlepptau Österreichs segelt, sondern eigene Bahnen zieht, daß wir endlich einsehen gelernt haben, daß da, wo die Donaumonarchie nur erobern und neue Territorien gewinnen will, die Wirtschafts- und Handelspolitik Deutschlands nicht Hand in Hand mit dem Verbündeten gehen kann. Einem befreienden Windstoß gleich, der die schwüle Wolkenbildung zerreißt, würde dieser Entschluß am freien Balkan gewertet werden.

Noch freilich sind wir weit davon entfernt, in Serbien auch nur so etwas wie Rückgrad in unserer Politik zu zeigen. Als vor Jahren der damalige deutsche Gesandte in Belgrad, Baron Heyking, ein famoser Volkswirt und eminenter Kenner des Landes, den Versuch wagte, der österreichischen Politik gegenüber in Handelsfragen das Prävenire zu spielen, wurde er von seinem Posten abberufen. Sein Nachfolger Prinz Ratibor suchte diesen Fehler wieder gut zu machen. Seine enge Liierung mit dem österreichischen Gesandten Grafen Forgach ist bekannt geworden. Seitdem hat abermals ein neuer Herr den Belgrader Posten innegehabt und erst in den letzten Tagen ging wieder einer hinaus, um dort die Geschäfte des Reichs zu führen. Deutschlands Verbrauch an Diplomaten an König Peters Hofe ist außerordentlich stark, während Österreich-Ungarns einziger Gesandter während der ganzen Zeit Graf Forgach blieb. Aber selbst dieser kluge, mit allen Mitteln für die Präponderanz der Doppelmonarchie arbeitende Staatsmann, konnte den Aufschwung des deutsch-serbischen Handelsaustausches nicht bannen.

Seit den letzten österreichisch-serbischen Zollkonflikten, die fast zeitlich mit der Annexion Bosniens und der Herzegowina seitens Österreich zusammenfielen, hat die Doppelmonarchie einen erheblichen Teil ihres einstigen Übergewichts eingebüßt und manche Konzessionen an Deutschland machen müssen. Wie seinerzeit Rumänien, so stand auch vor kaum einem Jahrzehnt Serbien noch fast ausschließlich mit Österreich in intimem Produktenaustausch. Serbien exportierte Getreide, Produkte der Vieh-, Land- und Obstwirtschaft, während es der österreichischen Industrie und den österreichisch-ungarischen Waren seinen Markt geradezu ausschließlich überließ. Heute hat sich das Bild vollständig geändert. Dachte man von Wien aus auf die schwächere Wirtschaftslage Serbiens mit erschwerenden Zollmaßnahmen erfolgreich und dauernd einen gewissen Druck auszuüben, so sah man sich getäuscht. Trotz des schier zermalmenden Übergewichts der angrenzenden Großmacht ist Serbien im wirtschaftlichen Kampfe nicht unterlegen. Wohl hat es seine Handelstaktik ändern müssen, um sich schnell und sicher aus der prekären Lage zu befreien, aber es hat in Deutschland den Markt gefunden, den man ihm unter dem Doppelaar verschloß. Es war kein ungünstiger Zwangstausch. Hinter dem deutschen Handelspionier aber wird nolens, volens die Regierung des Reiches stehen müssen.

Deutschlands Kapitalisten haben bereits an 200 Millionen Francs in Serbien investiert. Freilich stehen wir dabei erst an zweiter Stelle, denn man berechnet die von Frankreich angelegten Gelder auf ca. 500 Millionen Francs, aber immerhin sind wir namentlich Österreich, das überhaupt heute weniger denn je an die kapitalistische Eroberung der selbständigen Balkanstaaten denkt, um einen beträchtlichen Schritt vorausgekommen.

Deutschland ist es nun wie keinem andern Lande, selbst Frankreich nicht, gelungen, mit seinem Gelde in Serbien zu wuchern. Ohne Frage hat seine bedeutend leistungsfähigere Industrie, verbunden mit der starken Aufnahmefähigkeit seiner Märkte für landwirtschaftliche Erzeugnisse, über die mehr als doppelt so hohen Goldanlagen Frankreichs den Sieg davongetragen. Serbien, das entschieden als Pforte des europäischen Orients überhaupt angesprochen werden kann, ist neben Nord-Macedonien das an Naturschätzen reichste Land der Balkanhalbinsel und bietet, da es ihm lediglich an Initiative und den erforderlichen pekuniären Betriebsmitteln fehlt, einen höchst aussichtsreichen Boden für deutsche wirtschaftliche Tätigkeit. Schon jetzt haben wir mit erheblichen Summen einen großen Teil der durchaus Erfolg versprechenden Montanunternehmungen Serbiens teils subventioniert, teils selbst aufgekauft. Ebenso schnell wie deutsches Gold nach Serbien gebracht wurde, stieg aber auch der Anteil für Deutschland an Serbiens Import. Insgesamt hat sich die Einfuhr Deutschlands nach Serbien im Zeitraum von 1903—1909 von 12,2 % der Gesamteinfuhr aller beteiligten Länder auf 39 % gehoben, während in der gleichen Epoche die Einfuhr Österreich-Ungarns von 60,8 % auf 24,2 % zurückging. „Es muß betont werden", so schrieb vor einiger Zeit ein Spezialkorrespondent des „Konfektionär",

Digitized by Google

„daß nächst Österreich kein anderes Land als Deutschland für die Deckung des Warenbedarfs für Serbien in Frage kommt, und daß Serbien in bezug auf Anknüpfung von Kreditverbindungen wie auch Reproduktion österreichischer Artikel Deutschland vor allen den Vorzug gibt". Diese Konstellation ist jetzt eingetreten. Nach Beilegung der letzten Balkanwirren und ihren Folgeerscheinungen der wirtschaftlichen Schädigung, ist Serbien heute auf dem besten Wege des neuerlichen Erstarkens. Es herrscht direkte Unternehmungslust. Amerikanische und englische Konsortien suchen bereits um Konzessionen für Fabrikation und Bauten nach. Auch deutsche Finanz- und Unternehmergruppen haben weitgehende Projekte ausgearbeitet. So befaßte sich einer ihrer epochalsten Pläne mit der Errichtung einer serbischen Ausfuhrgesellschaft auf deutsch-serbischer Kapitalbasis. Zum ersten Male sucht man dadurch von deutscher Seite auch Land- und Viehwirtschaft mit unsern Geldern zu fördern, die sonst nur an der Großindustrie und dem Bergbau Serbiens beteiligt waren. Das überaus wichtige und wertvolle bei diesem Unternehmen bietet aber vor allem die deutsch-serbische Finanzierung, da als ihre natürliche Folge der bisher übliche Weg des Zwischenhandels über Österreich aufgehoben wird.

Was muß also angesichts dieser Tatsachen unsere Aufgabe sein? Deutsche Finanz- und Industriekreise müssen heute mehr denn je daran denken, Serbien unserem Einfluß ganz zu gewinnen und es so von den, wenn auch geschwächten, so doch noch nicht zerrissenen Fesseln Österreichs zu befreien, kurz ihm jene politische Unabhängigkeit zu sichern, deren es zu seiner Entwicklung namentlich bedarf. Unterstützt uns die Doppelmonarchie in diesem unserm Bestreben, indem sie in Serbien auch heute noch die unzweideutige Politik des Imperialismus zur Schau trägt und mit Gewalt einem Willen Geltung zu schaffen sucht, den nur friedlicher, wirtschaftlicher Ausgleich zu betätigen vermag, so brauchen wir uns darüber nicht zu entsetzen. König Peter kam nicht nach Ofen-Pest. Im weiten Donaureiche gilt sein kleines Land noch heute als quantité negligeable, dessen Erbschaft auch ohne Mühen einst die Habsburgkrone antreten wird. Hüten wir uns, den gleichen Gedanken unsrer Politik am Balkan zugrunde zu legen. Weitgehendste Emanzipation von Österreich bedeutet hier alles. — Beginnen wir sie mit dem Empfang Peter Kara-Georgewitschs in Berlin.

Große Berliner Kunstausstellung 1911.

Von Hermann Abeking (Charlottenburg).

II.

Das Porträt will im Ausstellungspalast nicht zur rechten Blüte gelangen. Conrad Kiesel vertritt die Schönfärberei einer alten Schule. Eine wenn auch flaue, so doch nicht geschmacklose Zeichnung ist dem Künstler nicht abzusprechen. Hugo Vogel häuft in seinem Bildnis „Frau Geheimrat Ravené" allzu farbige Stoffe und Blumen zu einem Prunkstück zusammen, so daß das Porträt als solches eigentlich zugrunde geht. Carl Schulte im Hofe trifft mit seiner matten, dünn zeichnerischen Malweise das Leben nicht. Er begnügt sich mit einem gobelinartig flachen Wandschmuck, dem er durch darübergelegtes Glas ganz den Charakter des Ölgemäldes nimmt. Die angestrebte Vornehmheit wird erreicht. Carl Bennewitz v. Loefen steht der Farbe ebenfalls zaghaft gegenüber. Er stimmt seine Frauengestalt in fließendem Gewande auf einen lichten Pastellton; der Erfolg ist ein zu weicher, der Lebenswahrheit fremder. Georg Ludwig Meyn entbehrt des feineren Geschmacks in Auffassung und Farbgebung. Seine „Frau Geheimrat G." zeigt einen allzu bäuerisch gesehenen dickflachen Kopf; in dem Bildnis der Frau Schauß ist eine apartere Nuancierung in Gelb versucht, die aber doch eine gewisse Bühnenmäßigkeit nicht verleugnen kann. Heinrich Hellhof gibt der „Exz. Generalleutnant von Behm" zu viel Zeichnung und zu wenig Farbe. „Mein Kind", ein kleines Dämchen in grünem Kleid, erfreut ebenfalls nicht durch besondres Feinvermögen. Ganz abzulehnen ist Adolf Hellers „Damenbildnis", das in unerträglicher Süßlichkeit einen hellblonden Kopf gegen einen schwarzen Hintergrund stellt. Walter Schnackenburg malt in gewollter Großzügigkeit eine auf einem grünen Sessel lehnende Dame mit braunem Hut und Muff. Genannte Arbeit, ebenso wie eine Zigeunerin in rot möchte sich dem spanischen Meister Zuluaga nähern, tötet jedoch durch einen diesem fremden seifigen Glanz das rechte Wohlbehagen. Sehr unzulänglich ist das lebensgroße Pastell von Arthur Ludwig Ratzka, eine steife Dame in Weiß — man beachte den herabhängenden Arm! — auf rotgepolstertem Lehnstuhle vor einem alten, schwarzbraunen Schrank. Sabine Reickes Pastell „Das grüne Kleid" gehen bei flottem Strich die Fleischtöne des Gesichtes ab. Ein ganz apartes Stück ist das Frauenbildnis von Marie v. Eickhof-Reitzenstein. Eintönig, doch tonstark auf schwarzem Hintergrund gemalt, gewinnt das rote Haar und die blauen Augen bei näherer Betrachtung Feuer und Leben. Ein gelbbraun gehaltenes Herrenporträt von Ivan Thièle enthält, besonders in der Hand, gute Qualität. Kurt Agthes „Freund-

Digitized by Google

Seeck" bewegt sich erfolgreich in altmeisterlicher Farbe. Ein Selbstporträt von Oskar Höppner zeichnet sich durch Tiefe, sonderlich durch die schön durchglühten Schattenpartien aus. Otto Heichert verrät ein Stück Familienglück durch sein Doppelbildnis „Meine Frau und ich." Die lachende Pose, in der der Künstler sich und seine junge Gattin wiedergibt, dokumentiert ebensowenig Geschmack wie die Zusammenstellung des weißen und des rotbraunen Teints, des gelben Hutes und des rosa Kleids. Eine gute schlichte Arbeit ist Alfred Hamachers „Meine Frau". Ernst Hugo Frhr. v. Stenglin läßt in seinem Bilde im Freien „Kammerherr v. Marschall und Gemahlin" das eigentliche Freilicht beiseite, erfüllt aber sonst mit den beiden Figuren im Jagdkostüm eine interessante Aufgabe.

Hans Looschen bringt eine feine Skizze in Gelb, in das sehr geschickt ein tiefes Schwarz gesetzt ist, vom Hofball. Tonig und kräftig ist des gleichen Künstlers Szene „Das Geschenk", eine Mutter und ein Kind, in Betrachtung einer Puppe versunken, deren Rot und Weiß einen farbigen Akkord in der dunklen Silhouette bildet. Alfred Mohrbutter läßt in seiner lyrischen Weichheit ein „Vorspiel" erklingen, das — ein Herr und eine Dame sind beim Musizieren einander gegenübergestellt — wohl die beabsichtigte Stimmung hervorbringen mag, als malerische Leistung sich aber allzusehr verflüchtet. Maximilian Schäfer kommt auch hier mit seinen Rotröcken „Hundeliebhaber" nicht über trockene Gegenständlichkeit hinaus. Franz Eichhorsts „Holzhauer", die über rotbraunes Laub durch den dünnen Wald heimwärts schreiten, tragen eingehend charakterisierte und individualisierte Züge. Max Fabian läßt seinen Zillenschiffer seine schwere Arbeit verrichten, unterstützt von den Armen seines Weibes, die den Rücken des Mannes im Vorwärtsstreben drängt. Breit, in den Schatten des Grüns getaucht, ist Erich Eltzes treffliches Bild einer Leserin, einer Dame in weißer Bluse. Carlo Wostry beleuchtet seinen weiblichen Akt „Die Pantoffel" durch die Glut des Kamins, die über das Fleisch gleitet und sich in der glänzend seidenen Fußbekleidung spiegelt. Otto Seeck versammelt die Rüdersdorfer Bergleute zur Morgenandacht, ein großes Aufgebot von Figuren, das etwas farblos, aber sicher zusammengehalten ist. Hermann Groeber skizziert breit und saftig eine Gruppe „Die Jäger", eine Mutter mit ihren Töchtern am sonnigen Gartentisch: „Aus der Sommerfrische". Hermann Göhler entlehnt Figürchen und Landschaft aus der Biedermeierzeit. Tief und tonstark in der malerischen Arbeit läßt er in Ausdruck und Bewegung der Gruppen einen gesunden Humor walten. Hell und freundlich breitet sich der „Berliner Kinderspielplatz" von Paul Harnisch vor uns aus. Eduard Kaempfer schildert eine Episode aus dem 70er Kriege „Die Mauer von Buzauval". Es handelt sich hier um eine Kampfszene, die Soldaten und Offiziere fast in Lebensgröße zeigt. Der illustrative Charakter läßt wiederum die Farbe den Kürzeren ziehen. Hugo Walzer drückt nicht gerade sehr philosophisch die soziale Unzufriedenheit der Masse durch ein Häuflein streikender Arbeiter aus. Friedrich Keller beschäftigt sich mit dem Motiv des Eisenhammers, das schon so viele Künstler in seinen Bann gezogen hat. Franz Staffen, der bekannte Illustrator Wagners, ist im Gemälde nicht immer glücklich. Er zieht auch die Farbe, die sich nun einmal keine Gewalt antun läßt, in den Kreis seiner bewußten Stilisation. Auch Franz Müller-Münster greift zur Übersetzung, wenn er seine „Walküren" in brausendem Ritt durch die Wolken stürmen läßt. Alois Metz läßt sich durch die Romantik des „heiteren Daseins", ein ziemlich ausdrucksloser Faun und nichtssagende Weiber, ebenso der „Romanze", ein nacktes ruhendes Paar, zu einem unwahren Gelb und auch sonstigen, dekorativ gemeinten Geschmacklosigkeiten verleiten. Ernst Pfannschmidts „Kreuztragung", der Christus sinkt allzu wehklagend unter einem allzu leichten Kreuze zusammen, kann nicht überzeugen. Ein Triptychon von Hans Koberstein „Verloren" schlägt das alte Thema vom verlorenen Sohne, ins Heutige übertragen, an. Die Auffassung hebt sich weder hervor, noch ist der malerische und kompositionelle Wert ein besonderer. Paul Paeschke malt sehr amüsant einen „Rummel an der Gotzkowskybrücke", Schaubuden und Karusselle in lichtem Bunt, Hedwig Behnisch eine „Garbenbinderin", von einer echten dunstigen Mittagssonne bestrahlt. Richard Müller erregt an Hand des predigenden Mönches mit dem, was er selbst für seine Ausführungen hält, das aber in Wirklichkeit nur eine in das Maßlose gesteigerte Übermodulation von Holz und Leder ist, allmählich Mißbehagen und Ekel. Ferdinand Dorsch verleiht seinem „Lampionfest", jungen Mädchen im Biedermeiergewande, breiten Strich und kräftige Farbe. Noch ansprechender mag die gedeckte Tafel „Der Speisesaal" sein, der eine gewisse dem Künstler eigene Robustheit vermeidet und nur den tonigen Werten folgt.

Auf dem Gebiete des Interieurs ist August v. Brandis wohl der stärkste unsrer lebenden Künstler. Er beherrscht die Farbe souverän, er häuft sie rücksichtslos zu größter Dicke, verliert aber nie die Zeichnung und das zarteste Feinempfinden, ja er gelangt gerade hierdurch zu einer Gesamteinheit, die kein Detail, trotzdem es vorhanden, einzeln reden läßt. Die Luft, das Flimmern der Dinge in dieser oder jener Beleuchtung, der impressionistische Eindruck eines raschen Blickes kommen so voll zur Geltung. Über dieses hinaus steht noch das Wunderbare, daß, je mehr man sich in die Werke des Malers

Digitized by Google

vertieft, diese an immer neuem Reize gewinnen, immer neue Entdeckungen ermöglichen. Das stets Interessierende muß den bleibenden Wert verleihen; der Besitzer eines Kunstwerks soll sich noch nach Tagen und Jahren desselben als einer stets frischen Offenbarung erfreuen. Das Stoffgebiet des Malers ist groß. Hier zeigt er eine Atelierecke, eine Dame im blaugrünen Kleid, die Gitarre in der Hand. Hinten verschwimmt warm ein gelbe Tischdecke, ein dunkles Sofa, eine rote Tapete. „Herbstsonne" blickt durch ein hohes Fenster, an dem eine weibliche Gestalt in einem lila Gewande steht, Herbstsonne spiegelt sich an den Wänden und gleitet über das metallene Geschirr auf weißgedecktem Tisch. Ein bäuerisches Stück ist ein „Offenes Fenster mit Blumen". Ein altmodischer Theesalon mit Porzellan und Gold, dann „Stimmungen in blau" mit einem prächtigen Ofen weisen in Wohngemächer einer schier vergangenen Zeit. Maximilian Schäfer ist auch im Interieur trocken und hart. Eine saubere Arbeit aus Holland leistet Wilhelm Müller-Schoenefeld. Sehr nett ist Max Rabes Bildchen „Der neue Hut", ein Mädchen bei der Anprobe vor dem Spiegel, das Rot, Rosa, Violett und Braun zu einem zarten Akkord zusammenfügt.

Der Dekorationsmalerei kommt eine Neuerung zugute, die die Kartons nicht wie sonst auf die Wand setzt, sondern sie in der berechneten Höhe in die Wand fügt. Max Friedrich Koch verleiht seinem „Ausritt zur Jagd von Schloß Grunewald unter Joachim II" die kräftige Kontur und frohe starke Farbe, die die Fernwirkung bedingt. Wilhelm Köppens „Mosaikbild in der Absis der Münchener Universitätsaula" ist eine reine Flächenstilisation, die hier im Entwurf leer erscheint, in der Ausführung gesehen vielleicht gewinnt. Ernst Pfannschmidt betont in seiner religiösen Szene bewußt frühmittelalterliche Härte und Buntheit. Fritz Boehle zeigt einen warmen Karton in vorherrschendem Gelb, in dessen Mittelpunkt ein mächtiger Stier steht. Chr. Speyers „Apokalyptische Reiter" vermögen dem oft gewählten Vorwurf keine neuen Seiten abzugewinnen. Gigantisch sind die zwei Atlanten von Hermann Prell, in ihrer Größe sicher ebenso wie Georg Sührigs Kartonfragment, ein weicher weiblicher Akt, anerkennenswerte Arbeiten. Gut und sicher, auch amüsant in der Mache, zeichnet Hans Koberstein die Entwicklung der Schreibkunst: „Der Gänsekiel" und „Die Stahlfeder". H. Arnolds lustige Legende zeigt harmlos fröhlichen Humor. Als Dekoration dürfte ihr eher das Wirtshaus als die Kirche geöffnet werden.

Andreas v. Baltheſſer.

Von **Richard Schaukal** (Wien).

Überflüssiges Nachwort des Herausgebers: Dandy, Literat und Snob. Eine Rettung.*)

I.

Meinem armen Freund Andreas Baltheſſer geht es, wie ich höre, schlecht. Er ist zwar an den Folgen der von ihm so hochgehaltenen gesellschaftlichen Konvention verschieden, lautlos, wie er gelebt hat. Ihm kann es also gleich sein, ob man ihm in deutschen Literaturlanden wohl oder weh will. Aber da ich denn einmal aus seinen Meinungen ein, wie es den Anschein hat, immerhin kurioses Buch gemacht habe, muß ich mich wohl für verpflichtet halten, dem Dandy und Dilettanten, wie ich, etwas gar zu deutlich und ahnungslos irreführend, meinen Andreas genannt hatte, den durch die Verhältnisse erzwungenen Epilog zu schreiben, beziehungsweise die versäumte Grabrede zu halten.

Zunächst möchte ich ein paar Worte über den Charakter des Buches sagen, zu dem unter meinen Händen ein so lebendiger Mensch geworden ist, wie ihn mein lieber Andreas, solange er noch in tadelloser Toilette sich des wechselnden Lichtes erfreute, vorgestellt hat.

Indem ich des, wie man in derlei Fällen zu sagen pflegt, allzufrüh Verstorbenen Leben und Meinungen andern, die ihn nicht persönlich gekannt haben, zu vermitteln unternahm, hatte ich dem Dilettanten von vornherein gewissermaßen Abbitte zu leisten, während ich mich doch im Stillen der Verzeihung des Dandys für versichert halten durfte.

Nun aber wird, so will mir dünken, das Buch, das ich als Verwalter und „Komponist" auf dem Gewissen habe, einigermaßen mißverstanden. Man sieht darin bald ein Theoretikum, bald eine Satire, bald ein anstößiges Bekenntnis, bald ein Feuilleton. Die es halbwegs ernst nehmen, bekämpfen die „darin ausgesprochenen Ansichten"; die es leicht befinden, beschweren sich über die fast pedantische Gewichtigkeit vielfacher Truismen (wie Beyle gesagt haben würde). Einige sind zufrieden, sogenannte literarische Einflüsse festgestellt zu haben. (Man hat, mit der unter Zeitgenossen üblichen Wertvergleiche ablehnenden Entrüstungsgebärde, vor allem Oscar Wilde zitiert, dessen glitzernde „Intentions" ich, die Anregung nutzend, daraufhin mit unbeschreiblichem Vergnügen endlich gelesen habe).

Das fragmentarische, in rasch einander ablösenden Auflagen vom niemals behaglich sich zurücklehnenden Exekutor stets aufs neue aus reichlichem Material ergänzte und hinwiederum um

*) Aus der unlängst erschienenen 6. Auflage des bekannten Buches.

Digitized by Google

dieses, jenes Stück gekürzte Büchlein wird von den meisten Referenten nach bewährtem Brauch als strenges Profil mehr minder flüchtig nachgezeichnet. Diese Inhaltsangaben enthüllen den Grundirrtum. Denn Balthessers Meinungen, die knappe Skizzen des Meinenden (in einigen Phasen seiner lautlosen Laufbahn) unterbrechen, sind kein ewig nach einer Seite starrendes „Profil", sondern ein körperlicher Mensch unter allen Schatten und Lichtern der Stunde, der Stimmung. Viel mag, wie gesagt, zu jener Profilanschauung der Untertitel beigetragen haben. Da stehts, lesbar jedem Leser: „Dandy und Dilettant". Ein Urteil. Eine Basis, auf der sich breit fußen läßt. Manche sind so freundlich gewesen, alsogleich zu verallgemeinern. Sie ernannten einen, der „einen Dandy und Dilettanten" vorzustellen beliebte, zum Typus. Und nun ward das Scheibenbild beschossen. Ob man oft ins Schwarze getroffen hat . . .? Jedenfalls war „der" Dandy aufgerichtet als flaches, buntes, weithin sichtbares Faktum. Ohne Bild und Scheibe: man war darüber einig, einen vor sich zu haben, der „den" Dandy zu mimen sich unterstanden hatte, und jedermann hatte der als Tatsache weitergegebenen Formel etwas vorzuwerfen. Man kannte ganz andre Dandies. (Ich bin ein ganz andrer Dandy, stand bisweilen kokett zwischen den Zeilen zu lesen.) Der da, der sich dazu aufgeworfen hatte, war überhaupt kein Dandy . . . Und nun ward gesagt, was zu einem richtigen Dandy gehöre usw. Demgegenüber erlaubt sich der Herausgeber, auf das Buch selbst zu weisen mit der höflichen Handbewegung: Nehmt, was da ist. Es ist einer da, redet und zeigt sich, — er ist ja jetzt ein Buch — der zuweilen wie ein Dandy, zuweilen wie ein unmittelbarer Mensch aussieht, einer, der seine Weltmaske manchmal tändelnd in der Hand hält, kurz einer, der an euch vorbei lebt, sich dreht, weggeht, kommt, aber gar keine Pflichten gegen eine streng aus Papier geschnittene Silhouette zu haben meint, die ihn „festhalten" soll. Dieses aus einem Allerlei gerüstete Buch ist nicht „vorn" Figur und hinten rohe Pappe und Querholz; es dreht sich, es will rund, das heißt von innen heraus erfaßt sein. (Was auch — mit Vergnügen sei es bestätigt — da und dort, nicht am geringsten Orte, nicht von unerheblicher Seite — womit beileibe nicht sogenannte kritische Fora gemeint sind, sondern bessere Menschen! — geschehen ist.)

Es ist ein Buch, entstanden aus Äußerungen, Impromptüs; es erneuert, notwendigerweise die literarische Technik seines Herausgebers in Anspruch nehmend, Situationen und (oft flüchtigste) Gespräche; es erzählt auch, erzählt sozusagen von verschiedenen Seiten aus; die „offenbar ironische Schilderung eines Augenzeugen" wird verwertet, Briefe werden offen hingelegt. Vielleicht ist manchmal ein Zug etwas breiter „ausgeführt", eine unbefangene Bewegung leicht verschnörkelt, im Geiste des mokanten, nicht zuletzt sich selbst bespöttelnden Freundes. Unvermittelt steht Ernst, sogar entrüsteter Ernst neben einem Bonmot, das nur als „Licht" aufgesetzt ist auf dieses niemals „fertig" gemachte Porträt aus abhebbaren, wenn man will, ineinandergeschobenen Ansichten . . .

Das Werk, das einen Unberechenbaren, einen Mannigfaltigen wiederzugeben versucht, hat selbst mit der Schablone brechen müssen. Es hatte keine Folge vorzustellen, sollte gegen seinen Charakter, den epischen, beständig ankämpfen, durfte unruhig sein, will niemals sich halten lassen. Nodier schrieb Bücher, die typographisch im Text mitspielten, Hoffmann, der leider heute auch schon auf den Literaten gelangt ist, ließ seinen Kater ein Manuskript Kreislers zerreißen, das dann, so wills die charmante Fiktion, unter die zu druckenden Bogen gerät . . . Mit solchen unliterarischen Outsidern weiß man bei uns nichts anzufangen. Wir sind erschrecklich in die papierne Literatur geraten. Daß ein Buch „zufällig" sein könne, launenhaft, eigenlebig, unvermittelt, daß es sich selbst gelegentlich mit einem Blick, einer Bemerkung streifen möchte, gegen sich selbst reden oder mit einer höhern Stimme, vielleicht sogar, parodistisch, in der Fistel sprechen, das ist nicht erlaubt. (Ich habe — das Beispiel liegt mir nah — vor Jahren einen „Reigen Verse" veröffentlicht: „Pierrot und Colombine", dem man, soweit man sich überhaupt in der Republik der gegenseitig garantierten Geister damit zu befassen beliebt hatte, allen Ernstes das zum Vorwurf gemacht hat, was erreicht zu haben sein Stolz war: Ironie der Melancholie, Nonchalance der Gravität, die Schönheitspflästerchen der Caprice . . .) Andre wieder, die sich gähnend verwöhnt gebaren, finden banal, was gar nichts anders als wahr, unverschämt wahr sein will, Kultur-Referat sozusagen. Wir wissen schon, daß dem so und so ist, sagen sie. Also wozu? Wozu? Bloß um einen zu zeigen, der so gewesen ist, das gesagt, das getan hat. Warum immer dem bloß Existierenden widersprechen? Warum immer „Inhalte" ausgießen, als ob es nicht bei künstlerischen Schöpfungen vorzüglich auf die Musik (marche des philistins, marche grotesque, rondo capriccioso usw.) ankäme? (Geistesverwandte mögen dieses Warum verzeihen. Wir Musikalischen wissen ja, warum es nach dem alten Kinderliedchen der Esel besser kann.)

Dies zum Charakter des — keineswegs sich als Muster gehabenden — mut- und eigenwilligen Buches.

Nun zum „Dandy" selbst, dem einmal also signalisierten und gleich auch stigmatisierten Herrn Andreas v. Balthesser. Zwei „Vorwürfe" soll mein guter Andreas sich gefallen lassen (ich, für ihn, will ihnen entgegnen): er sei ein Snob, und er sei ein Parvenü.

Digitized by Google

Dies festgestellt — es sind die zwei großen Kategorien der „gegnerischen“ Einwände — sei mir gestattet, die beiden Begriffe zu formeln. Was ist ein Parvenü, was ein Snob? Und — gegenüber — was ist ein Dandy? Ein Parvenü ist ein Mensch, der sich seiner Natur widersprechende Gewohnheiten (in den Gewohnheiten spricht sich der Lebensstil aus) anzugewöhnen bemüht ist und, kaum im Sattel (er kann darum noch nicht reiten), bereits verächtlich auf den Fußgänger hinabblickt. Ein Snob ist ein Mensch, der Gewohnheiten zu haben vorgibt, den Schein erschleicht und vor Urteilsunfähigen mit ihm prunkt. Der Parvenü macht krampfhafte, lächerliche Versuche, zu gelten. Der Snob tut so, als ob er wäre, wüßte .... Der Parvenü ist harmlos, kindisch, gewissermaßen bewußtlos, eigentlich ein Tropf. Der Snob ist bewußt, hat nicht nur, wie der Parvenü, Ziele, sondern Gründe. Er ist geschickt und nicht ohne kritische Gaben. Der Parvennü ist plump und unkritisch. Der Snob weiß um die schwanken Grundlagen seiner jeweiligen Pose, der Parvenü glaubt sich leicht sicher. Beide sind eitel, beide bald geschmeichelt.

Der Dandy übertreibt, stilisiert sich selbst, um der Form willen, nicht etwa aus Rücksicht auf ein — von vornherein als inkompetent mißachtetes — Publikum. Er lebt zwischen Spiegeln, aber sie zeigen ihn, seine Maske. Er sagt sich, redet nicht andern nach. Das sind die Grundsätze. Alles andre sind sekundäre Merkmale. Aber Andreas Balthesser selbst hat ja den Dandy paraphrasiert. (Definieren läßt er sich nicht.)

Neuland.

Von Dr. **Anselm Ruest** (Berlin).

Ein Buch „jüngstdeutscher Lyrik“, Neuland betitelt, hat Paul Friedrich herausgegeben. Es ist mit einem Vorwort von Julius Hart versehen und im Verlage Neues Leben, Wilhelm Borngräber, Berlin, erschienen.

Dämmen wir die Lust, gleich am Portal und an den äußeren Wänden des hier eingerichteten Hauses zu kritteln. Wer nicht ganz einfältig oder verlogen ist, der weiß, wie schwer es heute selbst dem Besten und Edelsten wird, ohne ein bißchen Flitter- oder Blendlicht auch nur das Auge auf sich zu ziehen — ja, und gesehen, bemerkt überhaupt muß doch vor allem etwas werden! Wir haben uns ganz und gar nur an das hier von fünfzehn jungen Dichtern Gegebene zu halten, ja, müssen ihnen sogar zubilligen, — denn auch Paul Friedrich, der Redaktor, konnte irren —, daß ihr wahrhaft Dichterisches, Künstlerisches rein zufällig diese schmale Tür nicht fand, sondern wohlgemut noch draußen in der Welt sich tummelt. „Musenalmanach auf das Jahr 1911“, nur dies ein Sammel- und Einführungswort von Julius Hart möchte ich für das Ganze in Anspruch nehmen, leider bleibt es nicht sein einziges, drückt er diesen Jungen sogar wieder ein Fähnlein in die Hand, das dem von 1879 auf ein Haar ähnelt, worauf angeblich wieder „kosmisches Empfinden“, „pantheistisch-monistisches Gott- und Naturgefühl“, „priesterliche Haltung“ u. dgl. m. als Losungsworte stehn sollen. Davon merkt man dann wenig (wenn nicht etwa von dem einzigen Text aller Kunst, Natur überhaupt, die Rede ist); und das klingt doch auch sehr irreführend in einer Zeit, wo noch Rilke und George dichten. Vielmehr könnte man sich wirklich an den ja neben dem Goethe-Schillerschen auch ständig einherlaufenden Vossischen Musenalmanach erinnert fühlen, wenn nicht der oder jener, wie gesagt, die Begriffshaft sprengen und an das Versprechen, lieber einzeln zu schauen und zu urteilen, doch wieder mahnen würde. Aber ernstlich: was haben denn hier überhaupt (wenigstens mit diesen Erzeugnissen) Gerda von Robertus, Fritz Stöber („Seit ich dich gesehn — Im glitzernden Ballsaal — Aus den wildbewegten Fluten — Der Tanzenden“ — weiß er auch, wozu er die Lyrik mißbraucht?? und mit dieser ganzen femininen Teigmischung von Claudius, Lenau und Schönaich-Carolath!!), Toni Schwabe („Und ist dein Mund vor Sehnsucht rot“!!) zu suchen? Fast würde ich zu dieser Liste auch Hans v. Günther und Kurt Hans Willecke setzen, nur daß da neben ganz Unbedeutendem noch irgend ein Vers, ein Ton klingt (bei G.: „Wachende, die ihr zum Aufgang geht“, — bei W.: „Der Priesterinnen Mund schweigt klein“ — überhaupt: „Die Priesterin“?), der vor übereiltem Urteil warnt; stark sind sie aber keinesfalls. Nun kommen die mit den freien Rhythmen, hm, das ist auch so ein Kapitel, hier fällt es nur oft so unsagbar schwer, zwischen Goethe, Arno Holz und — Neuland noch wirklich zu scheiden. Da sind z. B. Otto Borngräber und Oskar Maurus Fontana: „Gipfelentstürzte — Steintrümmer steigt er — stürmend hinan!“ (B.), nein, hier fällt ja überhaupt schon der Anlaß zum Unterscheiden fort, und wenn man obendrein im ersten Gedicht die alte Trauerweide wiederfindet, die sich sehnsuchttief über die Fluten neigt (was? Ophelia?) —, so weiß man eigentlich genug; und so ist das „Lied des Adam“ von Fontana im Grunde nur eine langgezogene Tirade („O Eva, meine Eva, — Warum mußte das geschehn?“ — usw.), bei der man bloß immer gern anstreichen möchte, wieviel Verse Goethes Prometheus spricht und wo der Byronsche Kain einsetzt. Und wie werden nun erst von all diesen die viel näheren und stärker einstürmenden Einflüsse der dichtenden Zeit selber verwunden, überwunden werden? Eben bei Fontana findet man auch folgende Verse:

Digitized by Google

Was wissen wir von uns, von allen andern?
Wir halten unsre Hände tiefverschlungen
Und blicken in die glanzbeseelten Augen — —

oder:

(Wo du nicht weißt) — —
Ob du nur Körper bist allein,
Und ob du klingst und ob du schon verklungen . .

Muß man da wirklich den Namen des Wiener Zauberers erst noch aussprechen? Wohl nicht. (Dagegen liegt in Fontanas „Dirnenlied", mit seinen gedämpften Gluten, schon etwas, besonders in der letzten Strophe.) Hofmannsthalisch ist auch Alfred v. Lieber, und soweit er es nicht ist, bleibt er kühl und abstrakt; etwas Hofmannsthal ist ferner in Ernst Schurs „Abend im Park", Rilkesches in Ernst Lissauers „Türen", Georgesches bei Felix Braun, andres noch bei andern — oder will und kann es mir einer ableugnen? Gut, gut denn, ich mußte doch vor allem (nach dem so vorliegenden Musenalmanach auf 1911) den wirklichen, noch nicht verlassenen Status der deutschen Dichtung in diesem Jahre feststellen, feststellen mithin, wie tief unsre angeblich vorletzten Ereignisse denn doch noch letzte (inklusive Dehmel, der vielfach zu spüren!) sein dürften, — jetzt will ich schließlich auch sagen, wo ich Keime, Ansätze, Brücken zu etwas Neuem, keineswegs Neuland selbst schon, zu finden geglaubt habe.

Dabei stehen sich wieder zwei Talente gegenüber, die den alten Zwieklang in aller Dichtung seit Homers Tagen forttönen könnten: ein so naiv-primitives, ursprüngliches, schlafwandlerisch-sicheres wie das Adolf Kramers, und ein so ausgesprochen romantisches, unerfüllt-sehnsüchtiges, darum die unendliche Sehnsucht oft auch erregendes wie das Arthur Silbergleits. Adolf Kramer hat eine junge Kraft, Bilder zu sehen und jung hinzustellen, daß man zuweilen betroffen schweigt und ganz still wird, denn man fühlt, innen ward eine Türe uns aufgetan. Wie wenn er die Ballade von der „Hochzeit zu Kana" schließt:

Und zeigt ihm auf den Bergeshöhn
Sein eignes Bildnis mächtig gehn.

Da wird der Blick wirklich mächtig, mächtig in eine Ferne gerufen, bis er Zeitloses, ganz, ganz Überirdisches schaut. Leider fehlen nicht die bei so blindgängerischen Talenten beinahe schon unvermeidlichen Geschmacklosigkeiten, so daß immerhin abzuwarten bleibt, ob das reiche Maß an Angeborenem bis zur Klassik sich läutert (höchster Fall: immer noch Goethe). Von Geschmacklosigkeiten wird sich in seinen Versen ein Silbergleit stets fernhalten; hingegen reicht hier und da der Anlaß seines Schaffens nicht in so urschlündiges Dunkel. Das ist erklärlich: als allgemeine Grund- und Seelenstimmung läßt sich ein so differenziertes, mystisch-religiöses Gefühl, dessen Silbergleit fähig ist, in dieser harten Welt und Zeit nicht halten. Aber Gott kommt zuweilen über ihn, wie über einen alten Propheten Israels, und dann singt er geradezu Unirdisches. Ich habe Silbergleits Vordichtungen anfangs mit allem Möglichen verwechselt; so kommt es auch jetzt noch vor, daß ihn nur Gottes Schatten narrt, das Abbild des Bildes — begreiflich für einen, den ungeheure Ekstasen noch in der Erinnerung ekstatisch anrühren müssen. In seiner „Säule" haben wir außerdem das interessante Beispiel einer Durchdringung von wohl hundert Kulturen, aus der sieghaft die jüngste, letzte bricht: „wen du nicht verläßt" (folgt das Angebetete) . . . ist ursprünglich eine Wendung des Psalters, auf geheimnisvollen Wegen ging sie durch Hellas (Sophokles), Rom (Horaz) zu Klopstock, Goethe, und nun dichtet wieder ein moderner Religiöser dieses Säulenlied dem neuen Gott von heute!

. . . Denn du wirst der hehrste Halt
Meinem stürzenden Gestein
Und den Pfeilern aus Basalt
Säule aller Säulen sein.

Silbergleit hat auch jetzt noch nicht alles von dieser gefährlichen, ofirschätzeumwerbenden Zeit überwunden: „Aus dem Geriesel zarter Spitzen . ." sagte man noch in den Jahren, die plötzlich eine „kosmetische Lyrik" (wie S. Friedlaender es nannte) entdeckt hatten. Silbergleit selbst ist viel, viel weiter . . .

Bleiben endlich Felix Braun, Kurt Walter Goldschmidt, Ernst Schur, Ernst Lissauer und Paul Friedrich selber, der Herausgeber. Alle diese kenne ich und kennt man anderswo von früher — ist es da mein subjektives Empfinden, daß sich in dieser Auswahl ihre länger bekannten Züge nicht einstellen wollen? Am besten wohl noch die von Braun und Goldschmidt. Braun hat nun leider, wie ich glaube, aus dem sicher segensvollen Bronnen der Klassiker einen kleinen Schluck zu viel genommen; so kommt es, daß er immer „schön" bleibt, aber es ist die Schönheit, um die ihn Kramer nicht beneiden wird. Goldschmidt fühlt, wie immer, nicht sicher genug, wo sich reine Reflexions- und Intuitions-Elemente bei ihm scheiden. Kein Zweifel, daß sich in unsrer gesteigerten Zeit auch jeder Gedanke in einer hochkünstlerischen Sprache ausdrücken läßt und dabei neue Reflexe ausstrahlt; aber G. prüfe einmal „Stimmungen" oder „Wünsche", wieviel bloße Füllzeilen man naturgemäß dann auch braucht, in denen keine einzige Seligkeit und Hingerissenheit atmet. G. leidet an zu hoher Bewußtheit, er kann nie ganz „unbewußt" werden; zum Beweise möchte ich anführen, daß im „Morgen" die letzten acht Zeilen ein sehr feines Gedicht für sich bilden könnten (mit irgend einem Imponderabile noch) — aber G. schildert gewissermaßen noch das Drum und Dran, den Grund &c. als Einleitung zur Schönheit. Das Geheimnis, wie ein „Gedanke" Gedicht wird, könnte Goldschmidt von Lissauer lernen: siehe „Der Kreis". Und doch ist auch Lissauer

Digitized by Google

nur so in das Sinnlich-Einzelne vertieft, daß er ihm Wundervoll-Einzelnes ablauschen kann — ohne All- und Welthintergründe zu schaffen. Bezeichnend dafür ist, daß er die Dinge klein, kleiner als sein Ich (!), nehmen muß: er weiß gar nicht, wie geschmacklos den heute Lebenden alle -chens und -leins anmuten müssen, selbst Sonne und Mond muß Lissauer etwas traulicher zu sich niederziehn — wo bliebe sonst die geliebte Welt Mörikes? Ja, die Sentimentalität — sie verdunkelt auch den wirklich Guten und Besseren wie oft die Augen! Oder durfte Paul Friedrich, sonst ein so knapper, fast epigrammatisch dichtender Lyriker („Hexenküche", „Der arme Kaspar und der Tod") ein so ganz in der wehmutsvollen Beschreibung steckengebliebenes Gedicht wie „Ein Sommertag" von sich aufnehmen? Aber wen wundert es, der seit längerem schon das Schaffen Ernst Schurs erblickt, das von geradezu beispielloser Ungleichheit ist, hier tausend Einflüsse (besonders auch Dehmels) verrät, dort fast zur Prosa herabsinkt, bis endlich ein Gedicht wie „die Fontäne":

Aus rundem Rachen steigt die Wassersäule
Posaunengleich empor und donnert,
Ruhlose Wucht, in blaue Luft geschleudert ...

an ein noch weit fernes, noch lange nicht ganz entdecktes Inselland deutscher Sprache erinnert; an eine Sprache, die in Worte meißelt, was griechische Hand in Marmor. Aber ich gestehe, das Problem, warum einer zweifellos ein Dichter ist und dennoch sehr häufig schlechte Verse verbrechen kann, „ist meinem Verstande zu hart".

Habe ich nicht von allen einzeln gesprochen? Ist einer draußen geblieben? Wenn auch — hier ist noch einmal die Zählsumme: Keime, Keime, Keime ... Und ich kann nichts dafür, wenn ich junges Gras für junges Getreide genommen habe; denn „das sieht einander immer ähnlich".

Drei Gedichte an die Entfernte.

Von **Albrecht Schaeffer** (Hannover).

I.

Du erfüllst mit Zärtlichkeit.
Auch die Ferne machst du fließend,
Duftend oder Blumen sprießend,
Lieblich wie ein Sommerkleid.

Alle Dinge müssen dienen,
Daß ich dich liebkosen kann.
Alle sehn mich golden an,
Und voll Glanz sind ihre Mienen.

Ganz verzaubert ist mein Haus,
Seine Aussicht, seine Enge;
Schweigt es drinnen, lockt es drauß:
Liebe Worte, holde Klänge,
Wie ein voller Blumenstrauß.

II.

Du bist es, die mich nie verläßt,
Du bist der Klang vom hellen Fest,
Der immer mit dem Wandrer geht,
Wohin der Wind der Nacht ihn weht.

Du bist des Morgens erster Gruß,
Du bist das reine Gold der Früh,
Im Grase mittags schleicht dein Fuß,
Du bist der Friede nach der Müh.

Und Sterne hast du tausendfach!
Und einen Odem so voll Duft;
Die langen Nächte lieg ich wach,
Und immer süßer wird die Luft.

III.

Dunkel und Stille sinken in den Wald.
Vor meinem Sitz erlischt das Abendglimmen.
Der Blick, zu Wipfeln aufgehoben bald,
Ruht droben aus zu langem Aufenthalt,
Wo Wolken rosenrot und feurig schwimmen.

Mir ist, als müßte irgendwo im Wald
Ein schöner Strom sich ohne Laut ergießen.
Vernehmlich werden Düfte mannigfalt,
Die fast wie Blumen rings um mich aufsprießen.

Ich höre noch, wie auch im Dunkel rinnt
Der Säfte Arbeit, die ohn Schlummer sind,
Und fühle einmal noch den Wind im Wald.

Und wie ihn meine Lippen sanft entließen,
Ist alles still, und alles ist verhallt.

Ich höre deine schöne Seele fließen.

.... daß auch viele Wasser sie nicht mögen auslöschen ....

Von **Traude Eichstaedt** (Charlottenburg).

III.

B., d. 30. Juni 19 . .
morgens 1/2 9.

Du Liebe,

die Sonne flutet golden durch meine Räume, so voll und warm und doch nicht so glutheiß, wie es später sein wird! —

Was für ein Singen und Freuen und Mitleben lag gestern in der Luft draußen im köstlichen Walde — das Empfinden des Kommens, Treibens und Mithelfens zum Schönsein! —

Dein Gesicht hatte gestern wieder etwas ganz besonderes, was sich fast nicht sehen, nur ahnen ließ. Es durchzieht die Seele leise fühlbar, so

Digitized by Google

als wenn Du selbst einen durchwanderst. Wann ist einmal der schönste Tag in unserm Zusammensein?

Jeder Tag ist schöner, jeden Tag bist Du schöner und lieber und jeden Tag habe ich Dich mehr lieb. Ich habe eine derartige Steigerung der tiefsten und besten Gefühle der menschlichen Seele früher nie für möglich gehalten. Ich möchte mit Dir weit draußen in der freien großen sonnigen Natur leben und immer nur um Dich bemüht sein.

Daß ich heute nicht sämtliche Briefe an Dich geschrieben habe, wundert mich eigentlich sehr. Mit Dir bin ich schlafen gegangen, mit Dir stand ich heute morgen sehr zeitig auf, — und jetzt sitzest Du mir gegenüber und schaust mich mit Deinen lieben großen Augen lächelnd, fragend und ein ganz klein wenig lieb an. Ich sehe Deinen roten herrlichen Mund und Dein liebes weiches Gesicht, — Du schönstes Weib meiner dreiunddreißig Jahre! —

Stets Dein G.

B., d. 2. Juli 19 . .

Du liebe Frau!

Es gibt seit gestern Abend nicht eine Minute, die nicht wenigstens einen Teil von sich zu einem Gedanken zu Dir hergeben mußte. —

Nimm meinen Dank Du für Deine lieben, lieben Seelenworte.

Du nennst mich einen großen Poeten und schreibst mir, daß Du glücklich bist, weil Dein Freund eine so feine Seele hat und „gar so meisterlich“ Dich verherrlichen könne.

Zeige mir den Mann, der im Umgang mit Dir nicht alle schöpferischen Quellen in sich entdecken würde, nicht alles, was gut und groß und wert ist. — — —

Wenn sich der müde Tag in die geöffneten Arme der schweigenden Nacht schmiegt, so singt meine Geige wohl in Gedanken an Dich ihre schwermütigen Weisen, — — ich habe ja längst begriffen, daß es hat Märtyrer geben können. —

Immer Dein G.

B., d. 6. Juli 19 . .

Meine liebe Esther,

mich hat der Mittwoch Abend stärker mitgenommen als Du vielleicht ahnst. Ich weiß, daß ich zweimal etwas unzart war. Immerhin lag es vielleicht ein wenig an Dir, daß Du mich durch das konsequente Beharren an Deiner Meinung dazu reiztest. Ich gebe zu, daß ich wieder derjenige war, der aus seiner Ruhe herausging, und bitte Dich nun aus meiner Schuldbeladenheit heraus und weil ich unter Deiner schmerzlichen Miene so sehr leide — verzeihe mir! Du weißt ja, wie ich nur Dich, meine Tätigkeit und eine Freude habe — Dir als guter Freund zur Seite stehen und nur Dir dienen zu dürfen.

Den ganzen Nachmittag werde ich das Gefühl nicht los, daß Du heute sehr traurig umhergehst. Ich sehe Dich immer noch auf meine Worte hin zusammenzucken und mich mit Deinen großen tiefen Augen erschreckt anschaun. Ein trauriges Anblicken, als ob Du fragen wolltest, war dies die einzig mögliche Antwort?

Mir ist zu Mute, wie einem Knaben, der in einem Nachen sitzt, in dem er lange, lange an einem schönen, grünen Ufer entlanggefahren ist. Er sah die Blumen, die grünen Wiesen, konnte aber nicht aussteigen, um Besitz davon zu nehmen, tröstete sich mit dem Nebenherfahren und war zufrieden und freute sich. Plötzlich erfaßte ihn der Übermut und er brach in lautes Schreien und Rufen aus: „Hallo, seht Euch vor, hört wie ich schreien kann! Hoh! Hoh!“

Ängstlich flatterten die Schmetterlinge — neigten sich die vollen großen Blütenkelche und leise schauerten die schlanken Blumenstengel.

Als der Knabe ein Ende weitergefahren war, tat es ihm leid, den holdseligen Frieden gestört zu haben. Er kehrte wieder um, damit er den Schmetterlingen und den Blumen sagen könnte, wie er es gemeint habe. Er wollte die zarten Blütenkelche küssen, damit sie sich öffnen und ihn mit ihren großen Blumenaugen wieder anschauen könnten.

Aber vergeblich fuhr er am Ufer entlang und suchte die Stelle, wo er so laut geschrieen, — es wurde Abend, immer noch suchte er. Im Dunkel der Nacht trieb sein Kahn abwärts, — er merkte es nicht. Er träumte von einer schönen, großen Blume, die ihn jetzt wieder mit ihren lieben Augen mildlächelnd anschaute. — Ruhig plätscherten die Wellen, und der Mond beschien den schlummernden Jungen. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Wann wird der kleine Schiffer wohl die blühenden Wiesen wiederfinden?

Lächle wieder zu Deinem sehr traurigen G.

B., d. 10. Juli 19 . .

Liebstes, Bestes,

ein langer Tag ist vorüber — ein Tag voll Arbeit und Müdigkeit.

Seit gestern morgen bin ich wieder in B. Die Fahrt von unserm Jagdrevier zur Bahnstation war so eigenartig, — ein altes, müdes Pferd, dunkler, zerrissener Himmel, einzelne schwere Tropfen, dann wieder pfeifender Wind — recht das Wetter und die Stimmung, an trauliche Zeiten und sonnige Stunden zu denken.

Der Tag selbst war prächtig, die Dina ist ein ganz vorzüglicher Hund. Geschossen haben wir diesmal nicht zu viel. Wenn ich still an meinem Stande war und wartete, oder morgens, als ich allein durch den Wald zog, durch die Sträucher pirschte, über die taufrischen Wiesen, die noch dampften, da hätte ich etwas drum

Digitized by Google

gegeben, wenn Du oder Ihr Beide bei mir gewesen wäret. —

So gerne wäre ich gestern abend noch zu Euch gekommen — aber das Gehenmüssen ist so schwer. —

Was für ein gewaltiger Besitz liegt doch in dem Bewußtsein: „Ich kann bei Dir bleiben, kann, wenn aller lieber Besuch fort ist, noch ein Stündchen, wenn der Mond scheint und laue, weiche Sommerlüfte durch das offene Fenster wehen, neben Dir, bei Dir sitzen bleiben!“ —

Seit einer Stunde habe ich wieder die eigenartigen Schmerzen — dieses Mal in Sehnsucht nach Dir — — —

Am liebsten hätte ich Dir heute morgen im Schlaf tausend Nelken und Veilchen über Deine Kissen gestreut, Deine Wangen und Augen leise gestreichelt und wäre glücklich fortgegangen, weil ich die ganze Zeit über an Deine Freude beim Aufwachen gedacht hätte.

Du einzige Frau! —

Dein G.

B., d. 12. Juli 19 . .

Meine Madonna,

Du mit Deinen frommen Händen kannst alles so weich mitteilen, daß es nicht wehe tut — ich soll Dir keine Briefe schreiben, die Richard kränken könnten! Du ehrlicher Mensch! Hast Du ihn alles getreulich miterleben lassen?

Und er weiß es doch schon lange von mir selbst, wie ich Dich im Herzen trage. Mir ist die Freundschaft dieses so selten guten und so vornehm denkenden Mannes zu kostbar und wertvoll, als daß ich ihm je das Bild zerstören möchte, das er sich von mir gemacht hat! Seiner Güte gegen mich und seinem beispiellosen Vertrauen zu mir verdanke ich ja alle die Stunden mit Dir. Ich bat ihn, meine ganze Eigenart, meine Freude an Dir, an Deiner Schönheit, Deiner geistigen Regsamkeit als Entschuldigung dafür anzusehen, wenn ich anders zu Dir spräche und Dir schriebe, als es sonst wohl ein Freund tun dürfe. Und versicherte ihm, daß der gute Katholik die Madonna nicht inbrünstiger und ohne Begehren anbeten und verehren könne, als ich Dich!

Bei diesem meinen Bekenntnis sah er mich so tief und still an, als wollte er im letzten Winkelchen meiner Seele lesen. Ich konnte den Blick ruhig aushalten. Dann nahm er meine beiden Hände und sagte in seiner ruhigen und doch so herzlichen Art: „Du bist uns beiden der liebe Freund. Esther hat in dir den Ritter ohne Furcht und Tadel bei all ihren kleinen Unternehmungen gefunden. Eure Neigungen sind in vielen Fällen die gleichen, geistig bist Du lebhaft wie sie und — was zur schnelleren Entwicklung Eurer Freundschaft beigetragen hat, — Du hast immer Zeit. Wie oft bin ich denn eigentlich zu Hause? Solch armer Arzt! Ich habe es Esther dankbar begrüßt, daß sie nun öfter jemand hat, mit dem sie fröhlich beisammen ist und all ihre kraufen Gedanken austauschen kann. Mit Frauen hat sie nicht viel im Sinn, Du weißt ja. „Du siehst also“, schloß er, „daß kein Grund vorhanden ist, ihr die Freude zu stören, und — hierbei lächelte er — Madonnen sind noch immer angebetet worden!“ — —

Damals gelobte ich mir, mich seiner würdig zu zeigen! —

Meine Augen werden mir heiß, wenn ich an manche Stunden denke, die Du mir, die Ihr Beide mir geschenkt habt. Durch sie habe ich Freude am Leben und Zufriedenheit in meine Tage bekommen. — Meine Zuneigung zu Dir ist im Laufe der Tage und Monate selbstverständlich intensiver geworden, aber Du hast sie stets so empfangen und verstanden, wie nur Du es mit Deinem klaren, reinen Herzen kannst.

Wieviel Schönes, Gutes und unendlich Liebes, was ich nie, nie vergessen werde, hast Du mir gesagt. Wie offen habe ich zu Dir gesprochen. Ohne Hehl, ohne Halt, ohne die kleinste Scheu. Mit einer von mir nie gekannten Freude an der Wahrheit habe ich Dir gesagt, wie es manchmal in mir aussah. Dann kam Deine liebe, weiche, gütige Hand mit leichtem, freundlichem Druck und scheuchte alle bösen Geister in wenigen Minuten davon. —

Laß mich weiterhin für Deine Freude leben und Dir in meinem Herzen einen Tempel bauen!

Unverändert Dein G.

R. i. M., d. 20. Juli 19 . .

Mein Gutes,

nun bin ich schon zwei Tage weit von Euch fort. Die Fahrt war heiß und der Zug ziemlich überfüllt. Ich sitze hier im Hotel. Altfriederizianischer Stil. Uralte, breite, ausgetretene Treppen, überall Bogenschwingen, runde Spiegel, Konsolen und Wandbekleidungen. Kleine Fenster zu verhältnismäßig großen, tiefen Zimmern.

Ich habe in einem Klubsessel, dessen breiter niedriger Sitz mich fühlbar liebevoll aufnahm, eine Zigarette nach dem Abendessen geraucht und dabei Deine jüngsten poetischen Schöpfungen gelesen — mit Andacht gelesen! Die beiden Skizzen haben mich nicht allein durch den zarten Hauch, der über den Gedanken liegt, sondern vornehmlich durch die Schönheit der Sprache entzückt. Es gibt Schriftsteller, die durchaus nicht arm an Gedanken sind, deren Sachen mich aber anmuten, wie schöne Frauen in lumpigem Gewande. Glaube nicht, Du Liebes, daß ich Dir gegenüber nicht objektiv genug bin. Im Gegenteil! Ich bin sogar sehr anspruchsvoll und erwartete, daß alles, was von Dir kommt, so ist wie Du — eigenartig, schön und interessant.

Digitized by Google

Wie hast Du mich nun wieder beschenkt, Du Reiche! —

Es ist 10 Uhr und morgen früh geht die Reise zum Strande der Ostsee weiter.

Der Mond steht voll über dem Marktplatz. Er ist nicht silbern — die Luft ist anscheinend feucht —, goldengelb steht er oben und schaut mich an und sieht wohl auch im gleichen Augenblick in Dein dunkles Zimmer. In weißen Kissen ruht lächelnd ein liebes Wesen, eine ewige Knospe, schwer und tief schlafend, vom langen Tage müde. — —

Ich grüße Dich in Erinnerung und im Gedenken an vergangene und kommende Tage. —

Dein treuer G.

G., d. 29. Juli 19 . .

Meine liebe Esther,

ich habe mir Euren sehnlichst erwarteten Brief heute nach dem Diner vom Postamt geholt und danke Euch Beiden herzlichst.

Es gefällt mir hier gut bis auf das — Alleinsein. — Wunderbarer alter Buchenwald zieht sich bis zur Düne. Der Strand ist vorzüglich; weicher, weißer Sand und weithin flaches Wasser. Die kleinen Kinder baden den ganzen Tag darin herum. Die Strandburgen haben fast durchweg meterhohe Ringmauern. Sie geben der ganzen Anlage etwas Abgeschlossenes, wenn nicht Abweisendes. Diese Art und diesen Charakter möchte ich eigentlich der ganzen G.er Gesellschaft zuweisen. Und doch mag vielleicht der größere, speziell jüngere Teil gerade den Wunsch ganz dicht unter der kühlen Maske tragen: komme doch zu uns heran — wir haben Gesellschaft sehr gern, wir dürfen es nur nicht so sagen. —

Ich habe gestern und auch heute schon gebadet und bin lange draußen herumgeschwommen. Lange liege ich regungslos auf dem Rücken, mein Körper rollt als Masse leise hin und her wie ein Boot ohne Steuer. Ein leichter Druck meiner unter dem Rücken verschränkten Arme gibt ihm wieder die richtige Lage. Langsam treibe ich so hin, bis ich an die Rückkehr denken muß. Eine flotte Viertelstunde bringt mir wieder den festen Boden.

Wie danke ich Gott, daß er mir einen so stählernen Körper und die Lust und Freude an jeglichem Sport gegeben. —

Mit dem Wetter bin ich aber noch gar nicht zufrieden, — es regnet, wenn auch nur ganz wenig. Im dichten Walde merkt man kaum etwas, es beeinträchtigt aber die Stimmung. Die See muß Sonne haben! —

Für heute bin ich mit herzlichsten Grüßen an Dich und Richard

Euer G.

Randbemerkungen.

Die Sprache wiedergefunden

hat die „Kreuzzeitung" zur elsaß-lothringischen Verfassungsfrage. Die Deutsche Tageszeitung hatte fortgesetzt tapfer ihr Sprüchlein von der „Morgengabe der Sozialdemokratie" Tag für Tag in die bekannte Musik des Knüppeldammes gesetzt und nichts verabsäumt an drohenden Beschwörungen. Aber die Deutsche Tageszeitung hat bekanntlich in der konservativ-agrarischen Presse das Vorrecht des enfant terrible. Sie darf sich gut und gern jedes Purzelbäumchen im Interesse des allein wahrhaften und echt preußischen Patriotismus leisten. Geht er schief, so hat es auch keine Not, denn Herr Oertel ist eben Herr Oertel, und man nimmt das nicht so genau. Das vornehme Organ des Herrn v. Heydebrand dagegen hält sehr auf unverbrannte Finger. Dixi et animam salvavi, sagt Herr Oertel und schlägt mit der Faust, wohin er gerade trifft. Und wenn es ihn selbst trifft, so ist seine biedere Seele nichtsdestoweniger salviert. Herr v. Heydebrand schlägt nicht mit der Faust — er hat einmal im vorigen Dezember schlechte Erfahrungen damit gemacht, als ihn der Kanzler ob solcher Manieren gründlich abfahren ließ, — er ist ein Grande an Gebärden. Seine Waffe ist der Dolch, und er gebraucht ihn nur, wenn er ganz sicher ist, daß der Stich sitzt. Weil er aber bei der elsaß-lothringischen Verfassungsreform diese Gewißheit nicht hatte, zog er es vor, es nicht dem Tiger gleich zu tun, der zu kurz springt und sich schämen muß. Er hüllte sich vielmehr in starres Schweigen. Dieses Schweigen eben war denen, die auf das Zustandekommen des Werkes hofften, der beste Beweis, daß ihr Hoffen nicht vergebens sein würde. Die Kreuzzeitung fand knapp den Raum, über die Kommissionsvorgänge kommentarlos zu referieren. Keine eigene Zeile widmete sie dem Entwurf in den kritischen Tagen, als Herr Oertel seine Krämpfe um die „Morgengabe" bekam. Aber jetzt hat sie die Sprache wiedergefunden. Denn jetzt ist die Zeit gekommen, nach Nackenschlägen für den Kanzler Umschau zu halten, und triumphierend hat die Kreuzzeitung den ersten entdeckt: die Gründung der elsaß-lothringischen Nationalpartei, konnte es anders kommen? — Heißt der Refrain, der sich fortab in den Spalten der Kreuzzeitung einbürgern wird. Bereits jetzt, wird kühn gerufen, ist der Beweis „vollgültig" erbracht, daß die Konservativen recht gehabt haben mit ihrem Einwande, die Reichsländer seien noch nicht „reif", da, meint denn die Kreuzzeitung, die Regierung und die andern Parteien, von „Dirksen bis David" (von „Liebert bis Ledebour" darf man ja nicht sagen) hätten so ganz und gar vergessen, daß es Lebewesen gibt, die Preiß, Wetterlé und Labroise heißen? Und daß Herr Blumenthal der Demokrat, ein Mann ist, der sich von diesen dreien nicht ausstechen läßt? Ob die „Nationalpartei" sich zugkräftig erweist, ist ja erst abzuwarten, selbst die Kreuzzeitung ist so loyal, es nicht zu hoffen, vorläufig ist nur ein Aufruf losgelassen worden, und daß die Herren, die ihre Namen darunter gesetzt haben, von heute auf morgen keine begeisterten Bethmannianer werden würden, hat kein Mensch gedacht. Vielmehr denken wir alle, daß sie der Regierung nach allen Koordinaten Knüppel zwischen die Beine werfen werden. Aber gerade dann erst soll ja die neue Verfassung ihre Wirkung beginnen, die Elsässer näher an den Reichsgedanken zu schmieden. Also mit dem „vollgültig" erbrachten Beweise sieht es kümmerlich aus. Die Kreuzzeitung hätte besser getan, noch etwas zu warten, bis sie die Sprache wiederfindet. Ihr Eifer ist allzu durchsichtig. O si tacuisses . . W.

* * *

Ido contra Esperanto.

Am Pfingstfeste, dem Feste der feurigen Zungen, gaben die Reform-Esperantisten, die Idisten, in Berlin einen Weltsprachen-Bund gegründet. Hie Ido, hie Esperanto geht das Kriegsgeschrei. Der Kongreß begann mit dem solennen Hinauswurf eines Esperantisten. Denn Amerika verträgt nur einen Entdecker, und grimme Eifer-

Digitized by Google

sucht frißt an den beiden Schwestern. Der Esperantist hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, wo zwei oder drei Idisten versammelt sind, zu erscheinen und Krakehl anzufangen. Der Idist vice versa. Denn des Esperantisten Ziel ist die „künstliche" Weltsprache, der Idist aber predigt die Rückkehr zum natürlicheren Küchenlatein. Progreso esas vivo, halto esas morto! Fortschritt ist Leben, Stillstand Tod, Friede den Völkern! Seid umschlungen Millionen! schmeißt den Esperantisten raus! — Der alte Jehova hat bei der Angelegenheit mit dem Turmbau zu Babel und der Sprachenverwirrung seine Leute doch gut gekannt. W.

* * *

Die Zukunft der neuen Türkei.

Mr. Burton, der Vorsitzende des englischen Balkankomitees, das einst aus Anlaß der „Armenian attrocities" gegründet wurde und jahrelang in voller Harmonie mit den bulgarischen Banden in Mazedonien arbeitete, hat kürzlich im englischen Unterhause der Londoner Regierung eine diplomatische Aktion gegen jene Banden angeraten und dadurch Sir Edward Goerz eine erwünschte Gelegenheit zu einer freundschaftlichen Kundgebung für die Jungtürken gegeben, wenngleich sich dieser formell auf den Vorschlag nicht einließ. Damit hat die englische Regierung nach langem Hin- und Herschwanken wohl zu verstehen gegeben, daß es endgültig mit der Politik Gladstones, von dem das Wort vom „unspeakable Turk" stammt, gebrochen hat und nun mit dauerndem Bestande der Türkei rechnet, dessen freundliche Erziehung zu einem Mittel britischer Weltpolitik die Staatsräson erheischt. Der Zeitpunkt, sich den Türken als Freund und Beschützer zu empfehlen, war nicht schlecht gewählt; denn gerade jetzt hat die neue Türkei Gelegenheit erhalten, mit zwei Dreibundmächten, Österreich und Italien, unangenehme Erfahrungen zu machen. Die Wiener Regierung trägt letzthin eine auffallend freundliche Gesinnung gegen Bulgarien zur Schau und benutzt jetzt den Aufstand der Mioditen, über die es ein „religiöses Protektorat" ausübt, um der Pforte vorzuhalten, daß sie fortwährend Situationen schaffe, die geeignet seien, „die Politik der Erhaltung der bestehenden Zustände unmöglich zu machen", und in Italien kokettierte neulich der frühere Minister des Auswärtigen, Herr Guicciardo, mit dem Antrag des republikanischen Abgeordneten Chiesa, der die Regierung bewegen sollte, „eine energische internationale Aktion für die Anwendung des Artikels 23 des Berliner Vertrages auf Albanien herbeizuführen". Obschon man Deutschland unmöglich die Rolle eines Vormundes für seine Verbündeten im Dreibunde in Balkanangelegenheiten zumuten kann, liegt es doch nahe, wie leicht es der englischen Diplomatie augenblicklich sein muß, Deutschland zu verdächtigen, es begünstige im geheimen österreichische oder italienische türkenfeindliche Bestrebungen, und auf diese Weise ihm im nahen Orient Wind aus den Segeln zu nehmen.

Will Deutschland an seiner traditionellen türkenfreundlichen Politik festhalten, so könnte es sehr wohl in Zukunft in die Lage geraten, gegenüber orientalischen Fragen eine Stellung einzunehmen, die am Vollplatz unangenehm empfunden würde; es werden sich solche Fälle sogar kaum umgehen lassen, wollen wir unsre Sympathien in der Türkei nicht schließlich völlig an England verlieren. Ob sich unter Umständen eine solche unabhängige Politik empfiehlt, dürfte vor allen Dingen davon abhängen, ob die Fortschritte, die die Türkei unter dem neuen Regime gemacht hat, die Entwicklungsfähigkeit dieses Staatswesens gewährleisten, es also einer Begünstigung würdig erscheinen lassen. Daß die Erhaltung der Türkei an und für sich im deutschen Interesse und dazu im Interesse ganz Europas liegt, ist leicht einzusehen. Es ist besser, daß europäisch orientierte Türken von Europa aus den Islam gegen Europa organisieren, und es ist besser, daß die Türken Konstantinopel besitzen, als daß es in den Händen etwa der Russen als Mittel diente, den Orient gegen den mittel- und westeuropäischen Handel abzusperren.

Die Jungtürken haben zwar lange nicht allen Erwartungen entsprochen, die auf sie gesetzt wurden, aber sie haben doch schon vieles geleistet. Handel und Verkehr sind durch die eingetretene Freizügigkeit wesentlich gefördert worden. Der Reisende, der von Serbien nach Saloniki fährt, ist in der Lage, erfreuliche Veränderungen festzustellen. Beim Überschreiten der Grenze hat er nicht mehr die Empfindung, Europa verlassen zu haben. Sein Gepäck wird nicht mehr auf dem Boden ausgestreut. In Uesküb hat er Gelegenheit gut zu speisen und in Saloniki steht ihm ein Hotel mit durchaus europäischem Komfort zur Verfügung, die Zahl der Reisenden ist außerordentlich gestiegen. Die Einnahmen der türkischen Bahnen waren im Jahre 1910 um 19,7 Prozent höher als im Jahre 1908 und um 25,5 Prozent höher als 1907. Die Bautätigkeit in Städten und Dörfern ist äußerst rege geworden. Die Handelsumsätze sind viel größer als früher. Die Zolleinnahmen haben eine wesentliche Steigerung erfahren, schon weil die früher üblichen Bestechungen aufhörten. Weiter spricht zugunsten des neuen Regimes die Inangriffnahme der Bewässerungsanlagen in Mesopotamien und im Wardartal. Unter ihm hatte das ottomanische Reich auch zum erstenmal ein Budget und eine parlamentarische Kontrolle der Einnahmen und Ausgaben des Staates. Das Volksschulwesen hat in der jüngsten Zeit einen kräftigen Aufschwung genommen. In 600 Städten wurden Elementarschulen neu gegründet.

Warum sollte Deutschland zwischen den europäischen Ostmächten und Westmächten, deren Interessen in orientalischen Fragen immer mehr auseinandergehen, nicht das Zünglein an der Wage bilden können, um sich durch eine Art schiedsrichterlicher Wirksamkeit gleichzeitig die Freundschaft der Türken dauernd zu erhalten, ohne sich der Möglichkeit zu berauben, gegebenenfalls auch österreichische Interessen tatkräftig zu unterstützen. Unmöglich kann unser Interesse am Dreibund soweit gehen, daß wir deswegen für jeglichen ferneren österreichischen Balkanabenteurer unsre Haut mit zu Markte tragen wollten. Das läge am allerwenigsten im Sinne Bismarckscher Staatsmaximen, dem bekanntlich orientalische Streitigkeiten auch nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert dünkten. O. C.

* * *

Die Chinesen in Indochina.

Wie den Japaner in der Mandschurei und den Russen in der Mongolei, so wird den Franzosen in Indochina die wirtschaftliche Rührigkeit des Chinesentums neuerdings sehr unbequem und läßt sie mit dem Gedanken spielen, den zurückweichenden eigenen Bestrebungen mit politischen Mitteln wieder Stoßkraft zu verleihen. Es wandern jährlich etwa 10000 Chinesen nach Indochina ein. In Annam sind sie noch selten, zahlreicher schon in Tongking; in Cambodscha gibt es ihrer 90000 und in Cochin-China mehr als 160000. Hier befinden sich sämtliche Länder in chinesischen Händen, und die Annamiten werden mehr und mehr aus allen Zweigen von Handel und Gewerbe ausgeschaltet. Die Chinesen zeigen sich aber nicht nur den Eingeborenen in den kleinen Unternehmungen überlegen, sondern auch den Franzosen in den großen. Sie verstehen sich ausgezeichnet auf kaufmännische, spekulative Geschäfte großen Stils und wissen besonders im Reishandel riesige Gewinne, oft auch auf Kosten der französischen Kolonisten, zu erlangen. Das Entschälen des Reises, das die bedeutendste Industrie in Indochina vorstellt, wie der Reis das bedeutendste landwirtschaftliche Produkt, geschah ursprünglich lediglich in Werken, deren Eigentümer und Leiter Franzosen waren; allmählich kam eine chinesische Konkurrenz auf, die inzwischen alle Unternehmungen dieser Art an sich gerissen hat.

Der Pariser „Temps" spricht von einer „chinesischen Gefahr" in Indochina und wirft der französischen Verwaltung vor, sie habe die chinesische Invasion bisher ermutigt, indem sie die Chinesen besser behandelte als die Eingeborenen und selbst besser als die Franzosen. In bezug auf Vorschläge zur Abhilfe ist das Blatt noch sehr

Digitized by Google

schüchtern; es möchte zunächst nur durch Kreditorganisationen und Schulen die Eingeborenen mit besseren materiellen und geistigen Waffen gegen das Chinesentum ausgerüstet wissen, um dadurch zugleich das gesunkene Prestige des französischen Elements wieder zu heben; die Schüchternheit aber dürfte sich in dem Maße verlieren, als es den Russen und Japanern vielleicht gelingt, aus der Haut des chinesischen Drachen Riemen zu schneiden. Dann dürfte man auch wieder mehr von Bestrebungen der Franzosen hören, ihren Kolonien durch Erschließung und selbständige Bearbeitung der reichen Südprovinzen Chinas, Kuangsi und Yünnan, erhöhten Wert zu verleihen und mit der Zeit über ganz Südchina eine Art Oberhoheit auszuüben. Otto Corbach.

* * *

Dank vom Hause Österreich.

Arma virosque cecinit, nämlich Fedor v. Koeppen, der das Prototyp eines „vaterländischen" Sängers war. Die Hohenzollern besang er und ihr Heer, Preußen und seine Krieger, Wrangel die vorhergehenden und die nachfolgenden Führer. Er war patriotisch, loyal, hielt sich von aller Kritik fern, er tadelte nie, sondern lobte immer, und wenn er lobte, lobte er überschwänglich. Der arme Teufel, was hat er damit erreicht? Dank vom Hause Österreich. In Armut ist er gestorben, und wieder muß, wie schon einmal, der Klingelbeutel für seine Witwe herumgehen. Fontane, der viel Größere, hat ja auch keinen Dank von dem „selbstsicheren" Geschlechte der Junker geerntet, nun man kann das immerhin noch verstehen, denn wenn sie ihn lasen, mußten sie schließlich erkennen, daß er sie genau zu beurteilen wußte, und sie kannten andrerseits sich selbst genug, um einzusehen, daß das Urteil nicht schmeichelhaft sein konnte. Aber Koeppen? Der war doch Fleisch von ihrem Fleisch, Blut von ihrem Blute, ein begeisterter Freund unsers Degen- und Schärpenadels, doch haben sie ihn in der Bredouille sitzen lassen. Nicht so viel haben ihm seine unzähligen Bücher eingetragen, daß seine greise Witwe auch nur das Notdürftigste ihr eigen nennen könnte. Jede kriegerische Tat hat er verherrlicht, zu feierlichen Armeefesten Verse gemacht, aber die Herren Kameraden haben die Verse gelesen oder auch nicht gelesen und die Bücher jedenfalls nicht gekauft. Könnte das einem französischen oder englischen Poeten passieren? Und dann noch eine alleruntertänigste Frage. Weiß man am Hofe, wie es um Koeppen, dem Dichter-Herold der Hohenzollern, stand und wie es um seine Witwe steht? Weiß man, daß man für sie die öffentliche Mildtätigkeit anruft? Weiß man, daß die Gattin des Mannes hungert, der die „Hohenzollern und das Reich" und das Epos von Kaiser Wilhelm I. geschrieben hat? Man kann es nicht wissen, sonst hätte sie längst ihre Pension. Koeppen war ja kein Genie, den Besten seiner Zeit hat er sicher nicht genug getan, den Hohenzollern aber wohl, sollten sie sich seiner nicht erinnern? Unmöglich, man hat ihn nur vergessen, weil die Schar der Lobhudler und Hofpoeten zu groß geworden ist, und bald wird sich erweisen, daß er nicht gearbeitet hat pour le roi de Prusse. M. P.

Die Revolution in der Architektur.

Der ehemalige Rittmeister v. Stavenhagen ist ein seltsamer alter Herr; er studiert nämlich Revolutionsgeschichte, eliminiert aber dabei alles Politische; für Politik hat Herr v. Stavenhagen nicht das geringste Interesse. „Die Einführung des Glases", sagte er mir früher schon öfters, „hat zur gotischen Zeit die kolossalsten Revolutionen im Hausbau erzeugt. Der Umstand, daß man eben das Glas plötzlich in verschwenderischer Fülle herstellen konnte, hat eigentlich ganz allein die großen gotischen Domfenster hervorgebracht. Wahrlich — Revolutionsmotiv ersten Ranges."

Der Rittmeister v. Stavenhagen besuchte mich vor Jahren sehr häufig des Schachspiels wegen. Zumeist

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. — Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ⁂ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

Mark 1000.– bar

für Aufnahmen mit Ernemann-Camera und Ernemann-Optik

Preisausschreiben

offen bis 30. Sept. 1911. Bedingungen und Katalog gratis.

Heinr. Ernemann A. G., Dresden 260

Digitized by Google

kamen wir aber gar nicht zum Spiel, denn wir debattierten immer sehr bald über die verschiedenen Revolutionsmotive. Obgleich das Thema stets außerordentlich friedlich war, gings doch bei diesen Debatten sehr heftig her. Ornamentik, Kunstgewerbe und Architektur wurden ganz besonders auf Revolutionsmotive hin geprüft, und wir fanden deren sehr viele.

Die Architektur spielte immer die Hauptrolle. Und oft genug sprachen wir über die Bedeutung des Glases in der Gotik.

Lange Zeit hörte ich nichts von dem alten Herrn. Aber vorgestern kam er in höchster Erregung zu mir und rief mir schon in der Türe entgegen:

„Also: von Amerika geht wieder die allerneueste Revolution aus; sie knüpft direkt an die Zeit der Gotik an; derartiges habe ich ja immer schon geahnt; wenn damals schon die leichte Herstellbarkeit des Glases alle architektonischen Formen verändern mußte — man denke nur an die kolossalen Fensterdimensionen der gotischen Dome! — so muß natürlich eine noch leichtere Herstellbarkeit des Glases — eigentlich alle Fenster immer größer machen. Und die Fenster wurden ja nicht nur zur Rokokozeit sehr groß — die modernen Schaufenster sind ja noch viel größer geworden. In einem modernen Warenhause spielen die Fenster eine derartige Rolle, daß man wohl behaupten könnte, manches Warenhaus zeige nur eine Fensterrahmenarchitektur — in dem, was nicht nur verlin Fenster- oder Glasarchitektur genannt werden müßte."

„Aber Herr Rittmeister", rief ich ungeduldig, „halten Sie sich doch nicht so lange mit der Einleitung auf. Was ist denn in Amerika passiert?"

„Einfache Abschaffung der Maurerarbeit", sagte er, während er sich setzte, „das Glas — die Fenster — haben allmählich von der ganzen Architektur Besitz ergriffen. In Amerika baut man heute nur noch backsteinlose Glaspaläste. Farbige Ornamentik ist das Modernste! Doppelte Glaswände überall! Zwischen den Glaswänden elektrisches Licht in Überfülle und Plätze für die Heizanlagen und für die Kühlanlagen. Das gotische Kathedralenfenster hat eben das ganze Gemäuer erobert — d. h. vernichtet. Das ist die kolossalste Revolution aller Zeiten. Natürlich ist sie schließlich wieder nur ein Resultat unsrer technischen Zeit, in der wir im Eisenbau erhebliche Fortschritte gemacht haben, die uns befähigen, auf alle Maurerarbeit zu verzichten. Die Kulturrolle der Schlosser und Klempner wird immer größer — und der Glaser schließt sich diesen als Ebenbürtiger an."

„Es ist doch nichtswürdig", erwiderte ich da, „daß uns die Amerikaner auch mit dieser Revolution wieder zuvorgekommen sind."

Paul Scheerbart.

August Sperls Bücher

Unter den Erzählern, die während der letzten Jahrzehnte bei uns aufgetreten sind, hat August Sperl sich in raschem und kühnem Vorgehen eine Stellung errungen, wie sie gleich angesehen nur selten einem seiner Genossen zuteil geworden ist. Seine Romane und Erzählungen sind Kunstwerke in jedem Sinne, wie denn ihr Urheber das freie dichterische Schaffen auch da betätigt hat, wo es sich nicht um die Darstellung der geschichtlichen Vergangenheit, sondern um die des frisch pulsierenden Lebens der Gegenwart handelt.

Bei der **Deutschen Verlags-Anstalt** in **Stuttgart** sind erschienen:

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. Billige Ausgabe. 12. Aufl. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

„Ich rechne dies Buch zu den besten Erzählungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche, die wir haben. Warmherzig ist dies Bild aus der Zeit der Rekatholisierung der Oberpfalz im Dreißigjährigen Krieg geschrieben. Aber nicht sentimental. Schlimm wär's, wenn man so etwas unbewegten Herzens erzählen könnte! Fromm ist's auch geschrieben, aber mannhaft fromm und nicht erbaulich-phrasenhaft. Vor allem aber: ich kenne sonst kein Buch, das uns die seelischen Leiden, mit denen die Evangelischen unter solchem Glaubenszwang zu kämpfen hatten, so glaubhaft geschichtstreu zur Wirkung brächte wie dies. Auch unter Sperls übrigen Romanen ragt Hans Georg Portner nicht unbedeutend hervor. Ausgezeichnete Familienlektüre für evangelische Häuser. Wenn auch andere es lesen wollten, — um so besser!"

Pastor Lic. Dr. M. Schian in der „Christlichen Welt".

Richiza. Roman. 6. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit. 5. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

Kinder ihrer Zeit. Geschichten. 4.—5. Tausend. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte. 5. Auflage. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts. Geheftet M 8 50, gebunden M 10.—

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Abel, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 26. Berlin, den 24. Juni 1911. 40. Jahrgang Band 79.

Die Macht des Hansabundes.

An die große Tagung des Hansabundes hat sich, wie unter guten Feinden üblich, ein lebhafter Streit geknüpft über ihre Bedeutung, über Wert oder Unwert, „glänzenden Erfolg“ oder „schmähliches Fiasko“. Wir sind ja, wenigstens in einem Teil unserer Presse, auf ein Niveau gelangt, wo man ohne Übertreibungen amerikanischen Stiles nicht mehr auskommt. Was den einen eine überwältigende Erinnerung geworden ist, war den andern ein fast bemitleidenswerter Versager. 15 000 Anwesende hat ein allzu optimistischer Berichterstatter angeblich gezählt. Die „Deutsche Tageszeitung“ beruft sich auf das untadelige Zeugnis der „Graudenzer Geselligen“, die nur 4000 nennt, und schreibt in barmherziger Verwunderung: „Wir verstehen es immer noch nicht so recht, daß bei all den günstigen Vorbedingungen, der Riesenreklame (und der notorischen Anwesenheit von zwei Redaktionsfendlingen Herrn Oertels) die Versammlung einen so kläglichen Besuch aufweisen konnte. Es ist lustig, solche für die Qualität ihrer Schreiber so bezeichnenden Dinge zu lesen. Und lustig ist auch die schlecht verhehlte Wut, die sich in Ausdrücken, wie Feinde der Wahrheit, Deserteure des Bürgertums, systematische Fälschung, Unehrlichkeit, für deren Maß kein Ausdruck zu scharf ist, nicht genug tun kann. Nicht lustig freilich ist, daß es Bevölkerungsschichten gibt, die durch langjährige Unterweisung in der Lektüre solcher plumpen Verdrehungskünste dahin gebracht sind, sie mit gläubig offenstehendem Munde zu lesen und zu glauben. Aber das ist nun einmal so Brauch der Welt, und also muß man dem notgedrungen seinen Gang lassen. Jedes Wort dagegen wäre in den Wind geworfen. Man muß sich ungeachtet der Form aus der Polemik des Gegners die Mittelpunkte heraussuchen, wenn sie ihren ungewollten Zweck erfüllen soll, uns zu positiv zu fördern. Suche die Stellen, an denen der Gegner sich schützt, und du weißt, wo du ihn getroffen hast. Oder noch besser — denn die Finte ist die beliebteste Verteidigung —, sieh zu, wo dein Gegner Finten schlägt, dann weißt du, wo du ihn in Wirklichkeit zu treffen hast. Das Geheimnis entscheidender Stoßkraft liegt darin, auf Finten *nicht* hereinzufallen.

Die Feinde des Hansabundes haben sich an zwei Dinge geheftet, die gleicherweise bezeichnend sind für sie selber und für den Wert des Hansabundes. Sie greifen ihn an bei seiner Stellung zur Sozialdemokratie und bei der Tatsache der widerstreitenden Interessen, die er beherbergen will. Es ist dem Hansabunde ja schon an der Wiege gesungen worden, daß seine Idee den Todeskeim in sich selber trage, weil es unmöglich sei, Großindustrie und gewerblichen Mittelstand, Welthandel und Detaillisteninteresse, Prinzipalität und Angestellte unter einen Hut zu bringen. Sicher ist viel Wahres an dieser Unmöglichkeit. Wenn man nämlich den Ausgleich dieser widerstreitenden Interessen untereinander als den ersten Zweck des Hansabundes faßt und seinen Kampf gegen die konservativ-agrarische Übermacht im Staate als Begleiterscheinung. Umgekehrt aber liegen die Dinge, genau umgekehrt, und damit zerfällt die angebliche Unmöglichkeit in sich zusammen. Das bewiesen zu haben in zweijähriger schwerer Arbeit und einer Konzentration des Zieles, wie der Hansa-Tag sie an sich trug, das war das Imponierende, unter dessen Eindruck wir alle die Demonstration des 12. Juni mitgemacht haben. Hansabund und Bund der Landwirte, es liegt ja so nahe, sie auf einer Stufe einander vergleichend gegenüberzustellen, und doch ist nichts falscher als das. Die „Deutsche Tageszeitung“ hat herausgefunden, es müsse doch ein gewisser Unterschied sein in der Stärke und Macht der Idee hüben und drüben. Der Bund der Landwirte verfüge eben über die Einheitlichkeit der Interessen, die im Hansabunde fehle. Da haben wir es so deutlich wie möglich gesagt: der *Interessen*, im rein wirtschaftlichen Sinne nämlich. Natürlich ist der Bund der Landwirte nichts weiter als die nackteste, wirtschaftliche Interessenvertretung. Sollte der Hansabund in dieser Beziehung mit ihm konkurrieren, wären seine Chancen, die „Macht und Stärke seiner Idee“ allerdings schlecht gestellt. Aber eben das will er nicht. Er hat es so klar wie möglich herausgestellt, er will keine Sonderinteressen anerkennen, welche es

Digitized by Google

auch seien. Denn das ist nicht seine Aufgabe. Seine Aufgabe ist, über den differierenden Wirtschaftsinteressen seiner Glieder das gemeinsame politische Interesse zu vertreten, die Gleichberechtigung des gewerblichen Bürgerstandes bei Gesetzgebung und Verwaltung. Obwohl er selber keine politische Partei ist, will er in allen Parteien diesen Gedanken stützen und begünstigen, und so helfen, ihn zum Siege zu bringen. Dieser Gedanke aber ist so übermächtig und so elementar in seiner Dringlichkeit und Aktualität, daß er über alle Interessen hinweg den Gewerbestand zusammengeführt hat, zu einem einheitlichen Stande erst gemacht hat und machen wird. Naturgemäß stellt sich als Nebenwirkung — und auch Mittel zum Zweck — die vermittelnde Arbeit ein zwischen den eigenen Gliedern. Das kann nicht ausbleiben. Aber der Bund als solcher bleibt dabei nur ehrlicher Makler und seine beste Leistung ist die Schaffung einer a priori versöhnlichen Stimmung. Über alle drohenden Differenzen und allen Rückfall in die Ohnmacht der alten Zersplitterung wird ihn immer wieder die große Idee des gemeinsamen Rechtes an dem bisher ihnen allen verweigerten Gute der staatlichen und politischen Gleichberechtigung hinüberheben. Diese Idee — der realistische Egoismus der Agrarier mag darüber lachen — wird mächtiger sein als die einheitliche Interessenvertretung der Bündler, die von Natur ihre Stoßkraft im Tagesleben verlieren muß, nachdem sie ihre Zwecke erreicht hat. Darum muß nur das ferngehalten werden, daß man im Hansabunde eine nackte Interessenvertretung sieht. Der Idealismus, nicht der verstiegene, sondern der maßvolle, sichere, gerechte, der die Idee der Gleichberechtigung und der gleichen Betätigung auf seinen Schultern trägt, ist eine zeitgeschichtliche Erscheinung, ausgelöst nach langem Schlafe durch die Hybris der Agrararistrokraten. Er wird sich den Hansabund zum siegreichen Träger wählen, solange der Hansabund jene Konzentration auf das eine, wirklich nicht blasse, sondern konkrete und erreichbare Ziel der bürgerlichen Staatsbetätigung, die er jetzt so glänzend bewiesen hat, sich bewahrt. Das haben uns gerade auch die Gegner bewiesen, die ihn mit der Finte gegen seine innere Schwäche als Interessenvertretung irre machen wollen an seiner wahren Aufgabe.

Damit hängt das andre, die Stellung zur Sozialdemokratie, eng zusammen. Hier hat vor allem die Kreuzzeitung eingehakt. Alles andre würdigt sie keiner Notiz, es ist, als hätte sie nur die wenigen, beiläufigen Bemerkungen gehört, die Rießer über diesen Punkt am Schluß des Tages sagte. Er soll damit „endlich“ die wahren Ziele des Hansabundes enthüllt haben: Schrittmacher der Sozialdemokratie zu sein. Wieder dieselbe Sache. Rießer hat gesagt, man suche mit der Sammlungspolitik gegen die Sozialdemokratie bei den zaghaften Gegnern der agrardemagogischen Politik die Front allmählich zu verschieben. Den Kampf um die staatliche Gleichberechtigung aber habe das Bürgertum nicht gegen die Sozialdemokratie zu führen, sondern gegen die Konservativen Heydebrandt-Hahnscher Richtung. Mache es mit diesem Kampfe ernst, so werde sogar die Sozialdemokratie zu positiver Mitarbeit herangezogen. Naturnotwendig nämlich. Oder hat etwa nicht der seit anderthalb Jahren geführte Kampf gegen Rechts die Sozialdemokratie des Reichstags „gemäßigt“? Unverkennbar. Es ist bei ihr zwar keine zugestandene Bekehrung, sondern eine Mäßigung aus Klugheit. Aber solange sie anhält, solls uns doch gleich sein, aus was für Moral sie erfolgt, und wenn diese äußere Mäßigung wirklich entgegen allen Gesetzen der Psychologie nicht auch die staatlichen Instinkte der sozialdemokratischen Deutschen allmählich wecken und beeinflussen sollte, nun, so wird vielleicht eine Zeit kommen, wo wieder der vornehmste Feind links steht. Heute aber steht er rechts. An dieser Konzentration des Zieles kann nur der irre werden, der, wie Rießer sagte, Angst hat vor seiner eignen Kurage und der sich einfangen läßt von den Finten der Kreuzzeitungsleute, die wohl wissen, daß viele immer noch wieder darauf hereinfallen. Aber gerade auch hier zeigt wieder die Finte, wo das um seine Gleichberechtigung kämpfende Bürgertum seine Augen nicht haben soll, wenn es sich die Stoßkraft der Einigkeit erwerben und erhalten will. Der Titel „Deserteure des Bürgertums“ im Munde der Deutschen Tageszeitung ist ein Ehrenname für jeden, dem er gilt. Befindet er sich doch — wenn die Deutsche Tageszeitung ehrlich wäre, würde sie das zugestehen müssen — in der Gesellschaft seines Kaisers, der ja das bedeutsamste Gesetzeswerk des Jahres, die reichsländische Verfassungsreform, als „Morgengabe“ aus den Händen der positiv mitarbeitenden Sozialdemokratie huldreichst anzunehmen sich trotz der Oertelmänner nicht geniert hat. Mag die Deutsche Tageszeitung doch den Kaiser einen Deserteur nennen, wenn sie es wagt! Sie hat ja Mut genug mit dem Munde und braucht nur die in feinere Worte gekleideten Unverschämtheiten ihrer parteioffiziösen Idealgestalten in ihr „bodenständigeres“ Idiom zu übersetzen. Aber der Hansabund hat auch hier von seinen Gegnern den Fingerzeig erhalten, daß er auf dem rechten Wege ist. Seine Macht ruht nicht in der wirtschaftlichen Profitgier seiner Mitglieder, noch auch in der Mitarbeit der Sozialdemokraten, sie ruht in der Idee eines neuen Deutschland, in dem sich das Bürgertum seinen Platz an der Sonne, nicht mehr und nicht weniger, zu fordern gewillt ist. Sie ruht in der Tatsache, daß die Zukunft auf den Schultern der gewerblichen Produktion stehen wird, und sie wird sich durchsetzen in der sichern und konsequent verfolgten Erkenntnis, daß der einseitigen Ausnutzung der Vormacht-

Digitized by Google

stellung des ultrakonservativen und überagrarischen Konzerns in Gesetzgebung und Verwaltung „endlich und dauernd“ ein Ende gemacht werden muß.

Der französische Anarchosozialismus.

Von **Otto Corbach** (Charlottenburg).

Der große Fehlschlag, den die Anarchosozialisten vom Allgemeinen Arbeitsbunde (Confédération Générale du Travail oder C. G. T.) mit dem Eisenbahnerstreik im vorigen Jahre erlebten, scheint der Werbekraft ihrer Theorie des syndicalisme révolutionnaire oder antiparlamentaire noch wenig Abbruch getan zu haben. Darauf läßt z. B. die Wirkung ihrer Aufforderung schließen, das Gesetz vom 5. April 1910 über die Altersrenten der Arbeiter und Bauern zu boykottieren. Während der Kongreß der geeinigten sozialistischen Partei in Nimes, der im Februar des vorigen Jahres stattfand, nach eingehender Diskussion beschlossen hatte, daß die Fraktion für das Gesetz stimmen soll, einigte sich die C. G. T. auf ihrem Kongreß in Toulouse im letzten Oktober auf eine Agitation gegen das Gesetz. Die sozialistischen Deputierten befolgten mit der einzigen Ausnahme Jules Guesdes, der allein seinen grundsätzlichen Widerspruch aufrecht erhielt, den Beschluß ihres Kongresses, indem sie für die Vorlage stimmten. Die Massen der Versicherungspflichtigen aber haben sich dadurch nicht im geringsten abhalten lassen, auf die Syndikalisten zu hören. Trotz aller von der Regierung herausgegebenen volkstümlichen Belehrungen über die Vorteile des Gesetzes und trotz der Inanspruchnahme der Bürgermeisterämter und der Volksschullehrer zu dieser Aufklärung, blieb die Anmeldung für die Listen der Versicherten so geringfügig, daß die Regierung den am 3. Mai abgelaufenen Termin um 15 Tage verlängern mußte; aber auch mit der Verlängerung erreichte sie noch nicht einmal eine Beteiligung von 10 Prozent, so daß die Listen nun von Amts wegen ergänzt werden müssen. Die Ausführung des Gesetzes, das nicht schlechter, eher besser ist als das deutsche Vorbild, erscheint jedoch überhaupt auf das ernsteste gefährdet. Und wenn es schließlich den vereinten Bemühungen der Regierung und der sozialistischen Parlamentarier gelänge, die Abneigung der Volksmassen gegen die ihnen zugedachte Wohltat zu überwinden, so lehrt doch der vorläufige Erfolg der syndikalistischen Agitation gegen das Gesetz ein für allemal, wie bitter wenig Vertrauen gerade die niederen Volksschichten zu den von ihnen gewählten Parlamentariern noch besitzen und wie tief dagegen der revolutionäre Syndikalismus im französischen Volksempfinden wurzelt.

Das Gesetz betreffend die Retraites ouvrières et paysannes vom 5. April 1910, das mit dem 3. Juli 1911 in Kraft treten soll, sieht Versicherungszwang für alle Erwerbstätigen vor, die unter 3000 Franken Jahreseinkommen beziehen. (Männer zahlen jährlich 9 Frs., Frauen 6 Frs. und Jugendliche 4,50 Frs.). Wer unter 5000 Frs. jährlich verdient, kann sich versichern, unter Staatszuschuß. Zu der Altersrente tragen bei: Versicherte, Arbeitgeber und Staat; die Arbeitsrente wird fällig mit 65 Jahren, kann bei früherer Arbeitsunfähigkeit in Invalidenrente umgewandelt werden, übersteigt aber nie die Summe von 360 Frs. jährlich. Gegen dieses Gesetz, das in manchen Punkten noch günstiger für die Arbeiterschaft ist als das deutsche, wird von syndikalistischer Seite u. a. eingewandt, man wisse durch die Finanzskandale der letzten Jahre, daß die Riesensummen, die durch die ersten Arbeitnehmer- und Arbeitgeberbeiträge zusammenkommen, einzig und allein die Begierde der Machthaber anstacheln würden: „Es würde damit gehen wie mit der Milliarde der Orden, dem Kirchengut und dem Kultusbudget. Sollten die Parlamentarier diese Fonds aber selbst respektieren (was nicht bewiesen ist, siehe die Erhöhung der Diäten), so brauchten nur durch irgendwelche Krisen Geldnöte zu entstehen, und die Regierung würde ihre Hand auf den Notpfennig des Volkes legen.“ In der syndikalistischen Zeitung „La guerre sociale“ aber heißt es gar: „Arbeiter — am Vorabend der großen Krisen, deren Einsatz eure Befreiung ist, werdet ihr dem Staat keine Waffen geben, die er gegen euch wenden kann. Die Milliarden der Arbeiterversicherung wären in seiner Hand der gefährlichste Kriegsschatz, den je ein Staat besaß.“

Man erinnere sich, daß im Jahre 1907 bei einem Aufstande der südfranzösischen Winzer einige französische Regimenter infolge der antimilitaristischen Propaganda revolutionärer Syndikalisten meuterten, und daß bei dem großen, von den Syndikalisten entfachten Poststreik im März 1909 die Genossenschaft Pariser Polizisten 800 Franken zum Streikfonds beisteuerte; dann wird sich jeder eine ungefähre Vorstellung davon machen können, wieviel zersetzende Arbeit auf solche Weise während der letzten Jahre der französischen Republik gewidmet worden ist.

In so ziemlich allen Berufsständen ist der revolutionäre Syndikalismus bereits vertreten. Syndikate von Lehrern, Technikern, Schauspielern usw. haben sich dem Allgemeinen Arbeitsbunde angeschlossen, sogar einige Hundert Ärzte in Paris, Lille, Lyon, Rouen und Reims, die das „Syndicat de médicine sociale“ bilden. Auch diese anarchosozialistischen Ärzte haben dem Staate den Krieg bis aufs Messer erklärt. Der Staat, sagen sie, „der die Ärzte zu unterdrücken sucht, indem er sie gegen niedrige Gehälter bureaukratisiert, der auf allen Seiten Krankenkassen gegen sie organisiert,

Digitized by Google

der Unterstützungen auf ihre Kosten begünstigt ... lehrt die Arzneikunde, wie er alles lehrt: schlecht. Er „verwaltet“ den ärztlichen Unterricht wie er die Postmarke verwaltet: er dogmatisiert, er schafft eine „offizielle Medizin“ wie er eine offizielle Kunst und Moral geschaffen hat. Er zentralisiert, hierarchisiert, verteilt Tressen und, wenn er dem einen Privilegien gibt, so geschieht es auf Kosten der großen Mehrzahl .... Der Staat lehrt die Ärzte das Handwerk, das sie nährt, schlecht und er verhindert sie — weil er ein Monopol ausübt — es anders zu erlernen.“ Man predigt deshalb den Kampf gegen den Staat als Organisator der Kassen und Versicherungen, zur Aufrechterhaltung und Erhöhung der Honorare, zur Abwehr der Bureaukratisierung und den Kampf gegen den staatlichen Unterricht. Die Organisation der Arzneikunde soll den Ärzten gehören müssen, wie die Werkstatt den Industriearbeitern und die Erde den Bauern.

Das ist überhaupt das charakteristische Merkmal aller französischen revolutionär-syndikalistischen oder anarchosozialistischen Bestrebungen, daß sie die ganze proletarische Bewegung statt auf sozialistische Dogmen auf die nackte Tatsache der Gewerkschaft aufbauen wollen. Gegenüber dem künstlichen und gebrechlichen Parteisozialismus entwickelt sich immer mehr der „Sozialismus der Institutionen“ wie Lagardelle sich ausdrückt. Man sieht in der Gewerkschaft die Zelle der neu sich bildenden sozialistischen Gesellschaft und in der Zusammenschließung der einzelnen Gewerkschaften zu Föderationen, die ihren Mittelpunkt in den Gewerkschaftshäusern (den Bourses du travail) finden, die Form, in der sich die künftige Gesellschaft aufbauen werde. Sorel, der Haupttheoretiker des revolutionären Syndikalismus, nennt die „Arbeiterbörsen“ geradezu „Verwaltungen der sich bildenden Arbeitergesellschaft“.

Die französische Regierung verkennt die Gefährlichkeit der syndikalistischen Bewegung keinesfalls. Sie hat mehr Furcht vor ihr wie vor dem ganzen übrigen Sozialismus in Frankreich. Lange Zeit glaubte sie ihr dadurch am besten entgegenwirken zu können, daß sie immer neue kleine Beamtenstellen schuf. Man meinte, daß Leute, deren Existenz ganz vom Staate abhängt, diesem auch von ganzer Seele und mit allen Kräften dienen würden. Aber gerade in der Beamtenschaft mehren sich die offenen oder geheimen Anhänger des Syndikalismus unheimlich rasch. Das Gebäude der dritten Republik ist morsch und kann zusammenbrechen, ehe man sich dessen versieht: „Seit bald vierzig Jahren“, schrieb kürzlich Georges Guy-Grand in der „Revue Bleu“, „haben wir zum drittenmal die Republick, eine Republik, die Bestand gehabt hat. Und heute ist alle Welt enttäuscht. Bei dem Bourgeois, dem Beamten, dem Arbeiter, dem Bauern hört man nur bittre Worte; jeder beklagt sich über seine Lage und beschuldigt die Republik, ihre Versprechungen nicht gehalten zu haben. Im ganzen Lande scheint das Gefühl eines ungeheuren ideellen Bankerotts vorzuherrschen. Und um so größer die Hoffnung war, desto trauriger ist das Erwachen.“

Große Berliner Kunstausstellung 1911.

Von **Hermann Abeking** (Charlottenburg).

III.

Die Düsseldorfer Künstlerschaft und die Münchener Künstlergenossenschaft stellen geschlossen aus. In ersterer ist die Landschaft gut vertreten. Franz Kiederich steht mit einem feinen braun und violetten „In der Ernte“ voran, Wilhelm Hambüchen malt schwer und kraftvoll „Fischerboote in der Brandung“, Richard Klingen sehr leuchtend „Vor Sonnenuntergang“, Fritz v. Wille eine graublaue, allzu wattige Weidenpartie „Am Niederrhein“. Heinrich Hermanns gibt einen „Blick auf Leer“ in Gelb, Maximilian Klein-Diepold eine rosige „Märzsonne“. Vorzüglich sind Jakob Thiesens „Pappeln“, auch äußerst amüsant in der Wahl des Vorwurfs. Das Porträt „Architekt Prof. Wilh. Kreis“ von Fritz Reusing ist bei der übertriebenen Länge des Oberkörpers entschieden mißglückt. Joseph Hansen zeigt einen guten Halbakt in Braun. Max Stern schildert eine Szene „Auf dem Ananasberg“, Besucher des Gartenrestaurants, lichtvoll und koloristisch stark. Hermann Emil Pohles Mönch „In brünstigem Gebet“ ist farbig zu grau und im Ausdruck mehr gesucht als überzeugend.

Die Münchener sind teilweise in älteren Anschauungen stehen geblieben. Das einst so gefeierte Prunkstilleben in seinem gehäuften Glanz vertritt Karl Thoma-Hösele, gleich diesem Georg Fischer-Elpons mit „Languste und Hummer“. Ein Riesen-Tierstück ist der „Pfau und Indian“ von L. Adam Kunz, das völlig einer vergangenen Zeit anzugehören scheint. Moderner, munter und gut sind Franz Gräffels „Enten im Weiher“. Hermann Koch weist in den „Namen von Frauenwörth“ Alter und Jugend in der gleichmachenden Tracht. Humoristisch ist das Aquarell von Heinrich Rettig „Massenquartier“, ein Kind, das der Anzahl seiner Puppen ein gemeinsames Lager in einem Sessel bereitet. August Kühles Skizze „Die Schweden kommen“ enthält ebenfalls durch die versteckten, nur scheu um die Ecke lugenden Hausbewohner lustige Werte. Das Porträt vertritt Carl Langhorst mit der „Gattin des Künstlers“, eine glatte Arbeit ohne großen eigenen Wert, noch ungünstiger Albert Schröder mit dem „Hofschauspieler Basil“, einem Uniformstück in rötlicher Beleuchtung. Er-

Digitized by Google

wähnenswert sind die Landschaften von Leopold Schönchen „Der Schlepper", graugrün und schlicht, dann von Eugen Ludwig Hoeß „Erstes Grün am Schneerande". Die Atelierecke von Paul W. Ehrhardt ist ein ansprechendes Kabinettstück.

Auch Elsaß-Lothringen tritt wieder als Gruppe auf. Heinrich Beecke liebt eine grau-schwarze Farbe, der er in breitem Auftrag einen gewissen Reiz abgewinnt. Unter den Bildnissen hebt sich eine Dame in schwarzem Haar, eine Ballerina im Trikot, hervor. Heinrich Ebel zeigt wieder seine bäuerische Naivität. Emile Schneider malt ein gutes weiches Selbstbildnis. Lothar v. Seebach erhebt in seiner „Bildhauerwerkstätte" den roten Stein zu einer hübschen farbigen Note. Fernand Schultz-Wettel gibt in den kleinen Studien „Vor der Kapelle", „Mädchen aus Geispoldsheim" besser, als in dem ausgeführteren „Elsässische Bäuerinnen am Prozessionswege", zarten Duft und koloristische Feinheit, die an farbige Radierungen gemahnt. Paul Leschhorn und Georg Daubner verleihen ihren Landschaften sichere Zeichnung. Der bereits als Maler genannte Lothar v. Seebach ist noch weit mehr als Zeichner zu schätzen. Seine leichten Bewegungsskizzen „Schmetterlingsjagd", ein Knabe im vollen Laufe, dann „Gespann im Felde", Pferde bei der Arbeit, vereinigen Kohle und Aquarell zu sehr lebendiger Wirkung. Lika Morowzka versucht sich bei dekorativer Stilisation in dekadenten und märchenhaften Stoffen. Das intime Können fehlt, das allein diese Dinge prickelnd gestalten kann.

Die Schweizer Künstler haben sich dieses Mal ebenfalls zu einer Kollektion vereinigt. Fast ihnen allen ist eine Primitivität zu eigen, die entweder Hodler folgt oder demselben Boden wie dieser entsprossen ist. Fritz Burger, den wir als gewandten Routinier auf dem Gebiete des Porträts kennen, schließt sich seinen Landsleuten, und, was erstaunen muß, auch der von ihnen vertretenen Richtung an. Der Kopf seines „Dr. Klutmann" ist geschickt aus roten und grünen Flecken zusammengesetzt. An sich würden wir uns dieser Auffassung wohl kaum entziehen; andrerseits stimmt es bedenklich, daß ein Künstler, der es doch wirklich nicht nötig hat, sich auf einem Gebiete tummelt, das eigentlich nur den ganz schweren, fast möchte man sagen, technisch wenig begabten, aber stark zur Produktion drängenden Talenten vorbehalten ist. So ist der Erfolg — zwei Stilleben in gleich primitiver Arbeit treten noch hinzu — doch ein gewisses Mißtrauen, das man dem Salonmenschen, der fast allzu gut den Naturburschen spielt, entgegenbringt. Alexandre Blanchets „Der Strand" ist bei klassischer Auffassung der Figuren schmutzig und weich, Edmond Billes „Die Meinen", eine Kinderschar beim Blumenpflücken im Freien, ist bunt und roh. Wir haben hier zwei Extreme, in denen sich die Schweizer leicht zu bewegen scheinen. Gut sind Ernest Bielers Altmännerköpfe, der Küster, der Holzfäller, der Korbflechter. Das Hauptgewicht ist auf die Zeichnung gelegt, die das Material, Tempera und Aquarell gut zum Ausdruck bringt. Die Gesamtwirkung wird durch eigenartige Rahmen unterstützt. Der junge Bauer von Frieda Liermann ist bei rosa Farbe ebenfalls zeichnerisch ansprechend. Max Buri: „Die beiden Freundinnen" sind hart und fest, sonst ein rechtes Beispiel kulturfernen bäuerischen Empfindens. Raphy Dallèves setzt seinem großen Aquarell „Frühling" eine hölzerne Schlichtheit voran, die des Malerischen entbehrt, als Technik aber — nur müßte eben ein viel größeres Feinvermögen der Abstimmung walten — einen gangbaren Weg weist. Sigismund Righini häuft in einem Familienbild unmögliches Blau auf Teppich und Wand. Ein stimmungsvolles Biedermeierbild „Der Brief" läßt Joachim v. Bülow in bewußter Trockenheit entstehen. Die „Unterhaltung" von Josse Gooßens ist eine breite, schöne tonige Arbeit von malerischem Wert. Ganz auf das Helldunstige geht Friedrich Karl Ströher in seinem schlafenden Mädchen und dem weiblichen Rückenakt aus, die eigentlich nur in rötlichem und grünlichem Weiß nuancieren. Sehr zart ist auch Adèle v. Fincks „Stille Stunde". Als Landschafter sind Edmond Bille und Carlo Böcklin zu erwähnen, welch letzterer in eine allzu dünne Farblosigkeit geraten ist.

Ludwig II. von Bayern in der Literatur und die Literatur über ihn.

Von Professor Dr. L. Fränkel (Planegg, Oberbayern).

I.

Kaum ein zweites Ereignis auf dem Felde der inneren Politik, soweit dabei die kitzlige Frage hineinspielt, ob und in welchem Maße Vorkommnisse im Herrscherhaus beim Entscheid über das Geschick des Volkes im modernen Staate mitreden dürfen, hat in unserm Zeitalter berufene und mehr noch unberufene Federn ähnlich in Bewegung gesetzt, wie der plötzliche tragische Abschied des vielumstrittenen Bayernkönigs Ludwig II. aus seinem sprunghaft verlöschenden Erdendasein vor einem Vierteljahrhundert, im Juni 1886. Durch unausgesprochene oder wenigstens unausgeglichene Gegensätze und Konflikte hindurch hatte dieses Leben, gleichsam vom Nimbus des Märchens umwoben, ja häufig von einer gewissen Mystik umflossen, längst unnormalem, vielleicht gewaltsamem Abschlusse entgegengetrieben. Es muß wohl für immer ein unerledigter Streitfall zwischen Psychologen und Psychiatern, zwischen Seelenforschern und Seelenärzten bleiben, was für Keime der

Digitized by Google

endgültigen Geistesgestörtheit etwa in dem rasch ins Getriebe der Tagesbegebenheiten hineingerissenen Achtzehnjährigen gewurzelt haben könnten. Aber zwischen den Zeilen eines so lebenserfahrenen Geschichtskenners wie Leopold Ranke, dessen Einsicht in dauerndem Studium der Welthistorie geschult war, läßt sich schon über den Throndebütanten gar mancher Hinweis auf spätere Geschehnisse lesen: „Er ist, was er sein kann; der gute Wille seines Vaters beseelt auch ihn. Er hat die volle Lieblichkeit und Anmut der Jugend, der es einen eigenen Reiz verleiht, daß eine unbestimmte, hoffnungsvolle, jedoch nicht leichte Zukunft über ihr schwebt."

Gewiß steckten von jeher genug Anknüpfungspunkte, dies höchst ungewöhnliche Fürstenleben nachzuzeichnen, in dem, was davon bekannt, was nur angedeutet, was unbekannt war, wenn auch früher gerade die Undeutlichkeit vieler bedeutsamer Einzelheiten angereizt haben mag, sich in das Hörensagen zu vertiefen. Faßt man heute, wo die 41 Jahre jenes Erdenwallens ein volles Vierteljahrhundert zurückliegen, den Inhalt als Ganzes ins Auge, welch lockender Stoff scheinbar für objektive Widerspiegelung, allerdings eine arg schwierige Aufgabe! Lohnend scheint es zunächst, einem solchen Dasein in den Verästelungen seines Vorschreitens, in den Zusammenhängen mit den Zufällen und den unerbittlichen Notwendigkeiten der politischen Entwicklung nachzugehen. Doch da heißt es, wenn anders eine ernste Teilnahme und nicht bloß flüchtige oder krankhafte Neugier befriedigt werden soll, wie sie sich durch zwei Generationen dem unseligen Ludwig II. an die Sohlen geheftet, ein Gesamtbild hinsetzen, wo nur einzelne Farben, manche sogar nur matt und verwaschen, verfügbar sind, und wo die meisten Züge der Physiognomie erst des Ausmalens harren. Bald erkennt man: da winkt der selbstschöpferischen Literatur bequemerer Spielraum als der wissenschaftlichen. Was hilft es der kunstmäßigen Biographie, ihre Methodik zu tummeln, wo ihr Rüstzeug schier jeden Augenblick zu versagen droht, weil eben zu viel aufs psychologische Konto entfällt. Es widerspricht doch eigentlich dem Ziele des strengen Historikers, klaffende Lücken der Überlieferung zu ergänzen, wo die Archive aus Gründen der Staatsräson noch lange nicht reinen Wein einschenken dürfen. Daher begreift sich die Abneigung der zunftmäßigen Geschichtsschreibung gegen den Versuch einer solchen Darstellung leicht, und so hat die „freie", die belletristische Schriftstellerei von jeher entschieden die Vorhand, die mannigfachen Zweifel im Werden, Sein und Ausgang Ludwigs II. zu lösen.

Es liegt natürlich keineswegs in der Absicht unsrer heutigen Umschau, die beinahe zahllosen Lebensskizzen des seltsamen Mannes hier Revue passieren zu lassen, zumal sie ja großenteils nur ein Sensationsbedürfnis decken wollen und, wie leicht ersichtlich, meistens jedes sachlichen Wertes entbehren. Immerhin verdient da etwas nicht allein als literar-, sondern als kulturhistorisches Kuriosum Aufmerksamkeit: im sogenannten technisch-naturwissenschaftlichen Zeitalter, zugleich in der Ära, die den Aufstieg der Sozialdemokratie, besonders in deutschen Landen, zu beträchtlicher numerischer und moralischer Macht sah, grassierte für eine ausgesprochen romantische Fürstenpsyche ohne offenkundige, humanitäre oder ökonomische Teilnahme am Wohle der niederen Klassen in weitesten Bevölkerungsschichten bis in die untersten hinein eine fast abgöttische Begeisterung und, daraus entspringend, kaum stillbarer Lesehunger nach Schilderungen der Erlebnisse des einsamen Kronenträgers. Nachweislich sind unter den an bestimmte öffentliche Persönlichkeiten der neuesten Vergangenheit angelehnten Erzeugnissen der Schundliteratur diejenigen über Ludwig II. von Bayern am heißhungrigsten verschlungen worden und konnten auch zeitweise durch den Wettbewerb derer aus dem Meyerlinger Todesabenteuer des Kronprinzen Rudolf von Österreich nicht in den Schatten gestellt werden. Welchen lammsgeduldigen Prüfer dieser verwerflichen „Literatur"-Gattung überrascht es, daß, von Vorgängen des Alltags ganz abgesehen, selbst klare geschichtlich-politische Tatsachen verdreht, aufgebauscht, fabelhaft ausgeschmückt, direkt gefälscht wiederkehren? Daß und wie stark die Kolportageschmiererei sich des „interessanten" Königs bemächtigte, muß eben als sehr charakteristisch registriert werden. Neben diesem mehr literar-psychologischen Gesichtspunkt aber rückt ein weitergreifender den Einfluß, welchen solch umfängliches Ausschlachten aufregender Einzelheiten, wie sie Frau Fama, oft am Leitseile pseudo-politischer Spekulation, überallhin verbreitete, in tausend- und abertausendfältig gedruckten, hunderttausendfach gelesenen und noch übertreibend weitergetragenen „Geschichten" auf die Stimmung leichtgläubiger Volksteile ausgeübt hat.

Bis heute fehlt jeder Ansatz dazu, einmal die geschichtliche und halbgeschichtliche Literatur über den König zu überblicken. In gedrängter Kürze, soweit es ein breiteres Publikum anziehen kann, geschehe das hier. Da uns Ludwig II. doch immer voran als greifbare Gestalt der deutschen Gegenwart angeht, fragen wir zunächst nach den Schriften, die sein Leben möglichst photographisch getreu wiedergeben, wenigstens wiedergeben wollen. Die Versuche, die da ohne Forscherabsicht Bainville — nicht einmal seines Landsmannes F. Bac noch zu erwähnendes jüngstes, krauses Ludwig-Buch würdigt ihn der Benützung —, dann der bekannte Romanzier A. E. Brachvogel, der Vater der Paraderolle Narciß, in seinem Geschäftsunternehmen „Die Männer der neuen deutschen Zeit", I., u. a. früher darboten, gehen über das zur Hand liegende Material nicht hinaus. Nachdem

Digitized by Google

sich die Aufregung und der Tratsch über den Tod und die daranhängenden Begebenheiten einigermaßen gelegt hatten, traten Friedrich Lampert mit einem ziemlich ausführlichen „Lebensbild“ (München 1890), ferner des Königs bekannter Privat-Dramatiker Karl v. Heigel — nicht etwa dessen gleichnamiger Bruder, der ausgezeichnete Historiker K. Th. v. Heigel — mit einem „Beitrag zu seiner Lebensgeschichte“ (Stuttgart 1893), der memoirensüchtige Rückert-Spezialist, Hofrat Konrad Beyer, mit einem „Charakterbild nach Mitteilungen hochstehender und bekannter Persönlichkeiten und nach andern authentischen Quellen“ (1897) auf. Dazu kommt Hans Steinbergers wohlgemeintes altbayrisches Volksbuch „Ludwig II. von Bayern, der Romantiker auf dem Königsthrone“ (Prien 1906, mit 6 Tafeln), das, der besten Absichten voll, ebensowenig beanspruchen darf, die Anforderungen der Historiker zu befriedigen wie jene Vorgänger. Dies vermag nur, obwohl in engem Rahmen, der vortreffliche Abriß Theodor Bitteraufs, Geschichtsprofessors an der Münchener Universität und der Königl. Bayerischen Kriegsakademie, von 1910. Wenn Bitterauf auch nicht offiziell spricht, so wird die Aufnahme seines knappen Artikels in die von der „historischen Kommission bei der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften“ herausgegebene „Allgemeine Deutsche Biographie“ kaum ohne grundsätzliche Billigung des Inhalts erfolgt sein. Nachdem vor wenigen Jahren Bearbeiter und Erscheinungszeit dieses Artikels sogar bei der Redaktion des großartigen Nationalwerks noch nicht feststanden, ist er nun soeben vor Torschluß im letzten (55.) Bande Seite 540—555 hervorgetreten. Der heikle Stoff erscheint da in denkbar objektivster Fassung. Tatsachen getreu, wenn auch ohne sonderliche Enthüllungen, gibt Bitterauf ein festes Gerippe des Lebenslaufes, der Entwicklung des zwiespältigen Wesens, der politischen Beziehungen Ludwigs, wobei er überall hell beleuchtende Äußerungen des Konterfeiten sowie schlagende Urteile aus autoritativem Munde (L. Ranke, Bismarck) einstreut. Nicht vergessen sei die Charakteristik, die der Niederländer G. Hulsman in seinen „Karakters en Ideeën“ (Haarlem 1903), Seite 1—62 entwirft.

Andreas v. Balthesser.

Von **Richard Schaukal** (Wien).

II.

Aus der Diskussion über das Buch geht mir, dem pflichtbewußten Beobachter seiner Wirkung, zweierlei zur Charakteristik der Feinde meines lieben Andreas hervor:

Erstens: es gibt erstaunlich viele literarische, aber nicht weltgebildete Menschen (was ich gewußt hatte), die (was ich noch nicht gewußt hatte) den Dandysme als ein erlauchtes Hochziel ästimieren und, mögen sie nun selbst nicht „so weit“ sein, wenigstens die Schranken um das Heiligtum hüten: neue Kronenwächter, ein nicht minder kraß „literarisches“ Konventikel innerhalb der lieblichen Gemeinde. Zweitens: es gibt viele Kurzsichtige, die den Snob mit dem Dandy, den Dandy mit dem Gecken, den Weltmann mit dem Arrivierten verwechseln. Jene erfinden sich aus ihrer Not den literarischen Dandy, eine nur auf dem Papier existente Homunkulusbildung. Sie sind sehr stolz auf Eigenschaften, die mein Andreas verächtlich befindet (was sie gar nicht einmal merken, sonst würden sie sie nicht gegen ihn, den arroganten Weltmann, ins Treffen führen). Diese, die Kurzsichtigen, schimpfen meinen Andreas einen Snob, weil er, der einen jungen Herrn aus einer sehr deutlich sich abhebenden Gesellschaftsschicht vorstellt, Zustände und Dinge beim Namen nennt, die ihm gewohnt sind, woraus sie blindwütig folgern, daß sie ihm, der eben beobachtet, gut beobachtet, sich und andern zusieht, neu seien!

Nunmehr verstatte man dem Herausgeber, ein paar biographische Einzelheiten nachzutragen, die für das Werk „künstlerisch“ ohne Belang, aber zur bessern Beurteilung seines wehrlosen Gegenstandes vielleicht nicht ganz nebensächlich sein möchten. Ich bemerke, daß ich dem Wesen des Buches, das von Andreas Balthesser ein paar flüchtige Skizzen entwirft, damit nichts Neues hinzufüge (die Urteiler könnten sonst sagen: „Ja, jetzt kommt er! Aber das steht nicht drin!“), sondern einerseits bloß herausschäle, was ich als nicht oder nicht klar erkannt, ja als übersehen erachten muß, anderseits, mir selbst zur Genüge, durch ein paar Details zur Charakteristik meines „Helden“ allzu rasche Verallgemeinerer in ihrer Bequemlichkeit zu stören beabsichtige.

Es scheint mir, vielleicht irr ich hierin, und Irren ist so unmenschlich, wenn es Wehrlose angeht — es scheint mir, als wäre es nicht eben pietätlos, außerhalb der sozusagen gerahmten Porträtskizze noch einige Amateurmomentaufnahmen herumgehen zu lassen, die der Darstellung zugrunde gelegen haben könnten. Denn ein Porträt ist ja doch eine Fälschung. Es ist da und kann sich nicht mehr gegen sich selbst verteidigen. Und wenn man lange vor einem Porträt gestanden hat, schneidet es unterweilen eine böse Fratze.

Zum Biographischen also: Andreas v. Balthesser hat sich niemals als „Aristokraten“ ausgegeben.

Er hat sich in Kreisen bewegt, die ihn niemals bezweifelt, niemals ihn zu bezweifeln Grund gehabt haben. Er gehörte zu denen, die keines sozialen Kommentars bedürfen. Er selbst aber war einer, der beständig kommentierte. Es war seine unnatürliche Natur, zu kommentieren.

Digitized by Google

Ich muß von Andreas wahrheitsgemäß aussagen, daß er ein Mensch war, der sich selbst kaum je ganz zu Gefallen gelebt hat. Er war ein sein Empfinden schädigender Denker. Man nahm ihn als einen kalten und geistreichen Beobachter; aber er war ein warmer Sentimentaliker und erstaunter Zuhörer. Man hat ihn liebenswürdig und offenherzig genannt; er aber hat die Menschen aus Überzeugung und Temperament verachtet. In der breitern Öffentlichkeit galt er freilich als arrogant.

Er hatte das mit sich selbst kokettierende Malheur, immer wieder überlegen zu sein. Er fühlte sich — und nicht aus Anmaßung etwa, sondern ganz berechtigterweise — sogar den Menschen überlegen, die er so zu lieben imstande war, daß er sich ihnen hätte völlig unterordnen wollen. Er hatte, als „heimlich berühmter Autor" auch eine Gemeinde, von Snobs natürlich.

Seine literarische Betätigung beschränkte sich auf einige lyrische und lyrisch-dramatische Gedichte, die bei Leuten, denen er ganz unumwunden seine Achtung versagte, eben aus Snobismus nicht nur großen Anklang fanden, sondern geradezu helle Begeisterung erweckten. Ich schätze seine Verse mehr als Ausdruck denn als Eindruck. Sie sind mir merkwürdig, weil er merkwürdig gewesen ist. Und das gilt im Grunde von jedem Dichter. Oder sind etwa die Verse von Albert Träger merkwürdig? Es schien fast, als hätte er seine Verse schon mit der gebührenden Verachtung für ihr leider ausschließlich literarisches Publikum durchtränkt. Seine Bekannten aus der Welt wußten größtenteils gar nicht, daß er „schriebe". Ein oder der andre feingebildete Standesgenosse wußte es und schätzte ihn darum nicht minder als Freund und Klubgefährten. Aber wo immer mein Andreas auf „Kollegen von der Feder" traf, ward er nervös. Wenn er mit ihnen sprach, nahm sein Wesen eine Färbung an, die Eingeweihte lächelnd gewitterhaft, elektrisch nannten. Er gefiel sich alsdann, zumal würdelosen literarischen Snobs gegenüber, in oft verletzenden Paradoxen. Aber er schonte sich selbst keineswegs. Indem er sein Schriftstellertum, das er wie einen Schönheitsfehler ertrug, „ausübte", rächte er sich an ihm: er stilisierte seine wenigen Versebücher, stellte sie fast heftig von sich weg und versuchte, dieses unsympathische „Andre" (dieses „Schneuzen", wie er es nennt) durch forcierte Unbefangenheit, nachdem er ihm gegeben hatte, was sein war, zu überwinden. Er wollte sein Autortum nicht wahr haben. Aber er ließ keinen Unbefugten daran rühren. Dazu war ihm die Kunst, deren Opfer er sich fühlte, zu hehr. Daher die Zwitterstellung, darin er sich nicht allzu behaglich befand, wie aus manchem unmittelbaren Aphorismus hervorgeht. Einer, der bewußt lebt, ist nicht „ganz". Andreas gebrauchte das Dandytum wie ein Korsett. Der Dandy war ihm Bedürfnis, Notwehr. Er liebte seine Freunde aus der „Welt". Viele davon „nur" wie Hunde, Vögel, solide Geräte. Er liebte gar nicht die Schriftsteller. An ihnen fand er sich immer an sich erinnert, was ihm nicht angenehm war. Er rächte sich an den Schriftstellern dafür, daß ihn sein Schriftstellertum immer wieder um die herrliche Kultur der Selbstverständlichkeit brachte. Daß er wußte, wie herrlich diese Kultur, die einzig wahre, ist, nahm er sich nicht übel. Er hätte nicht so scharfsinnig sein dürfen, wie er war, sich so zu vergessen. Er schmähte sein Bewußtsein nicht. Es nahm ihm nichts von seiner Leichtigkeit. Und er sah auch jede schöne Frau vor dem Spiegel sich schmücken. („Literaten" schwärmen von naiven, törichten Jungfrauen. Andreas „schwärmte" — ein Wort, das er haßte, wie den Anblick von Zugstiefeletten — nur von „Damen".) „Neu"? Ihm war alles „neu". Alles oder nichts. Er gab immer gern zu, dies und jenes nicht zu wissen. In der „Welt" braucht man sich dessen durchaus nicht zu schämen. (Literaten meinen, man müsse, „wenn schon . . .", alles wissen!) Mein Andreas war, seit er „in die Welt ging" (die Anführungszeichen sind für die Malitiösen), ein aufmerksamer, ein Lernender gewesen. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß alle stets lernen müssen. Er sah auch innerhalb der „Welt" Gecken, Dandies, Snobs (die Snobs innerhalb der „Welt", die Snobs, die „es nicht nötig hätten", sind eine Spezies, die man überlegenen Literaten nicht so einfach zeigen kann; es fehlen da zu viele Vorbedingungen).

Er hat sehr oft unzweifelhafte Aristokraten „unmöglich" befunden. Er hat Leute abgelehnt, die manchen als vollendet hätten gelten mögen. Er war sehr arrogant innerhalb seines gewohnten Kreises. Neue Ankömmlinge prüfte er auf Herz und Nieren. (Ich weiß, wie er mich geprüft hat!) Literaten stellen sich die Sache so furchtbar „großartig" vor. Man ist z. B. Oskar Wilde (höher gehts nicht). Da „sieht" man einfach gewisse Dinge nicht. Es ist unmöglich, meinen Literaten, daß einem etwelche Dinge auffallen. Oho, sagen die Literaten. Es fällt ihm auf. Oho . . .! Und sie lächeln pfiffig. Aber diese Pfiffigkeit ist sehr voreilig. Man sieht gewisse Dinge auch ganz oben. Man spöttelt dort gern über Selbstverständlichkeiten: „Honoratioren", „Röllchen" &c. &c. Der vollkommene Weltmann wäre kein „Spiegel", nähme er nicht alles auf, alles. (Aber er wirfts mit mokantem Reflex zurück. Es haftet nicht.)

„Einen" Andreas v. Balthesser glauben etliche, die ihn „verurteilen", gekannt zu haben. Ich erlaube mir zu meinen, daß sie gründlich irren. Sie haben irgendwelche Surrogate gekannt, aus literarischen Kreisen (schreckliche Surrogate). Die binden sie nun an den Pfahl und schleudern den Tomahawk. Man begreift das. Es zuckt einem in der Hand. Man würde ganz gern auch ein scharfblinkendes Beil schleudern . . .

Digitized by Google

Bleibt doch ein armseliges Vergnügen. Da beschreibt jemand irgend einen dummen Laffen, der ihm irgendwo, an einer Hoteltafel etwa, auf die gereizten Nerven ging. Er meint (Kapitel: blutige Ironie), es dürfte wohl Andreas Balthesser gewesen sein. Ich durchforsche im Geist rasch mein Buch. Ich bins Andreas schuldig. Wo, um Gottes willen, ist eine Spur von diesem aufgelegten Laffen, dieser Spottgeburt aus zweiter Hand, wie sie in großen und kleinen Städten fad, blöd und talmischwitzend wimmeln? Sollte etwa gar der Brief, auf den mein guter Andreas — er war doch oft ein Kind! — so stolz gewesen ist, zu solchem Mißgriff die Handhabe geboten haben, der niemals abgesandte Brief an die Gräfin K.? Ich kann hier meinen Andreas beim besten Willen nicht einmal um Verzeihung bitten, daß ich ihn so unverantwortlich kompromittiert habe; ich habe den Brief immer nur amüsant gefunden, keinen Augenblick daran gezweifelt, daß, wer immer ihn läse (so verliert man die Perspektive!), ihn als die spaßhafteste Ironie der Pose, zuletzt vielleicht der Pose des Briefschreibens überhaupt, also stilistisch schätzen müßte. — Im Gegenteil: zu grob erschien mir dieser Brief als Beispiel, gar zu „angelegt", gar zu deutlich. (Er hebt sich ja zum Schlusse selbst auf; was ein wenig nach Attrappe schmeckt.)

Noch ein Zug zur Charakteristik meines verewigten Freundes fällt mir ein; er sei — in seinem Geiste — den Manen eines andern willkürlich Natürlichen, unnatürlich Unwillkürlichen — Henri Beyle — geweiht: Er war einmal — ich weiß es von ihm selbst — mit einer bezaubernd schönen jungen Person, nachdem er ihr einigemal in Gesellschaft begegnet war, auf einem Ball beisammen. Sie, der er wohl eine nicht mehr kontrollierbare Neigung eingeflößt haben mochte, denn er war ein seltsam hübscher Kerl, nahm ihn plötzlich so bestimmt in Beschlag, daß er, ohne grob zu sein, nicht anders denn gefügig sich erweisen konnte. Und sie gefiel ihm auch ausnehmend. Nachdem sie einen Tanz um den andern ausgeschlagen hatte, vorschützend, daß sie von Andreas, ihrem Partner, für diese Stunde abhänge, ließ sie sich von ihm in eine Loge geleiten und rückte mit glänzenden Augen so nah, als irgend möglich, an ihn heran. Da sah er an ihrem Kinn ein Haar — sie war damals sechsundzwanzig Jahre alt — und ihm ekelte so vor ihr, daß er sie nicht nur nach einer mühsamen Konversation an dem Abend völlig im Stich ließ, sondern auch von nun an jeder Gelegenheit, sie wieder zu sehen, auswich, so zwar, daß er sie von dem Tag ab gar nicht mehr gesprochen hat . . .

. . . . daß auch viele Wasser sie nicht mögen auslöschen . . . .

Von **Traude Eichstaedt** (Charlottenburg).

IV.

G., d. 4. August 19 . .

Meine liebe Esther,

hätte ich meine Korrespondenz am Sonnabend eine halbe Stunde später zur Post gebracht, so hätte ich eitel Sonnenschein melden können. Der bisher vom Lande her wehende SSO., der mir auch von Binz und Lohme her als Regenbringer bekannt ist, hatte sich über Mittag gedreht und alles graue und regenschwere Gewölk in das mecklenburgische Land hineingejagt, weiter, südlicher, vielleicht auch bis zu Dir, um Dir zu sagen, daß es mich hier unter blauem Himmel zurückgelassen habe. —

Ich verbringe den Tag, um ihn zu verbringen, und wundre mich, wo die Stunden bleiben.

Ich denke an Dich mehr als Du glaubst. Ich mache keinen Schritt ohne Dich, und ich sehe keinen Baum, keinen Weg, keinen Durchblick nach der See, ohne Dich neben mir zu sehen. —

Ich habe wohl noch nie einen so herrlichen Sonnenuntergang gesehen wie gestern abend. Fast im Norden, statt Nordwesten über Dänemark, wollte die Sonne versinken. Doch immer mehr blauschwarze Wolkenballen umfaßten sie, gruben sich darunter hin, um sie zu heben und zu halten, sie gleichzeitig einhüllend und mit einem durchsichtigen Schleier überziehend.

Ob die massigen, dunklen, nächtigen Wolken wohl neidisch auf das helle Tagesgestirn waren, ob sie es vielleicht erdrücken wollten, wie mit schweren, atemberaubenden Tüchern?

Langsam sank sie blutrot tiefer und tiefer, mit ihrem Licht noch lange die Wolkenkuppel goldig färbend, gleichsam erzählend von ihrem Tode. —

Ich saß noch lange auf einer Bank oben auf der Düne — einsam und nicht fröhlich. —

In stetem Gedenken
Euer G.

G., d. 10. August 19 . .

Meine Freude,

die Nacht naht — und dann der junge Tag ist der letzte, der mich von Dir trennt.

Innigen Dank für Deinen lieben Brief; er hat mir den ganzen Tag ertragen helfen. Deine Briefe bringen Dich mir für die Zeit des Lesens näher. Um so schmerzlicher ist dann stets nach kurzer Freude die Trennung.

Bald kommt die Heimfahrt zu Dir, zu Euch! Wie habe ich sie vermißt, unsre stillen Stunden im Dämmerschein des verglimmenden Tages! —

Heute nacht hatte ich einen kurzen, seltsamen Traum: Ich sah Dich aus der schon fliehenden Finsternis der Nacht mir, der lange im Dunkel,

Digitized by Google

dann in ungewisser Dämmerung Deiner am Wege geharrt hatte, entgegenkommen. Ich sah das immer siegreicher werdende Morgenrot Dich golden umfließen und Dich noch tausendmal schöner werden lassend.

Ich sah Dich still und ruhig, ernstfeierlich und gesenkten Antlitzes zu mir heranschreiten.

Ich hatte Ritterrüstung an, mein Roß, lose am Zügel, bin ich niedergeglitten, den Helm in der Erwartung Deines Kommens vom Haupte nehmend. Segnend fühlte ich Deine Hände auf meinem Scheitel und küßte knieend Deine kleinen Füße. —

Du wirst mir immer die Königin bleiben, was auch sein mag, — ich immer Dein einsamer Ritter.

— — — — — — — — — — —

Auf Wiedersehn morgen um diese Stunde!

Dein G.

B., d. 26. August 19 . .

Liebste Esther,

eilends bin ich heute aus der Fabrik heimgekehrt, um vor Deiner Ankunft bei mir da zu sein.

Das Haus ist geschmückt zum Empfange für Dich, Du Liebliche!

Frau Larros hat Kuchen und Küchelchen gebacken und ist in Erwartung des unerhörten Ereignisses (d. h. für sie) ganz verstört. Die alte treue Seele! Wir beide sind noch einmal treppauf und treppab gewandert, ob auch nirgends die kleinste Unordnung sei.

Die Marechal Niel auf dem blitzenden Teetisch neigen in süßer Melancholie ihre fast aufreizend und doch so zart duftenden Blütenkelche, und der Strauß Veilchen, der Deine Brust schmücken soll und neben Deinem Teller liegt, sendet in schweren Wellen den Duft und Zauber des Frühlings zu mir herüber.

Ich schließe die Augen und sehe mich schon neben Dir sitzen und Deiner lieben leisen Stimme lauschen. Und ich sehe Deine Freude an allem, was ich an Schönheit und Eigenart in mein einsames Heim getragen habe. —

Jeder Schritt lockt mich ans Fenster. — — Wie schwer liegt mir die Erwartung heute auf der Seele — ich warte — warte — Komm doch — komm!

Ich war so glücklich, als ich gestern nach Tisch Deine lieben Worte mit der Zusage für heute bekam. — —

Soeben habe ich noch das Ave Maria für Dich auf den Flügel gestellt. Du singst es mir heute mit Deiner frommen Stimme, ja? — —

Frau Larros fragt mich auch schon, ob die gnädige Frau heute wohl noch kommen wird. — — Hurrah — nun klingelt es, ich fühle Dein Kommen.

Ich habe heute ein Fest bei mir —

Dein Festgeber.

Lanx satura aus Bayern.

Unser Schiller schrieb einst vor etwa 100 Jahren in seiner schönen Zuversicht: „Die Kultur soll den Menschen in Freiheit setzen und ihm dazu behilflich sein, seinen ganzen Begriff zu erfüllen. Sie soll ihn also fähig machen, seinen Willen zu behaupten; denn der Mensch ist das Wesen, welches will“. Wie weit wir es in dieser Kultur gebracht haben, dafür gibt es neuerdings bei uns ein Schock Belege. Wieviel wohl in allen deutschen Landen?

Zunächst aus München. Da redete man jüngst in der Stadtschulkommission über die von einer Kommission besorgte Neuauflage der Liederbücher für die Münchener Volksschulen. In der Debatte beanstandete Domkapitular Hartl die Aufnahme des „Annchen von Tharau“; das Lied gehöre als Liebeslied nicht von Zwölfjährigen gesungen. Als darüber abgestimmt wurde, erhoben sich nur einige von den geistlichen Mitbrüdern zögernd zugunsten des Antragstellers, die andern blieben schmunzelnd sitzen. So ist das „Annchen von Tharau“ gerettet. Hoffentlich sind ins neue Liederbuch nicht wieder die Verballhornungen der alten Sammlung herübergenommen, wo man las:

„Ach, wie so schön mags sein,
Wo, wie ein Fichtenhain,
Zitronen stehn“.

(Zitronen wie Fichtenhaine!!). Wo man in Goethes „Frühzeitiger Frühling“ die drei letzten Strophen strich; heißt es doch in einer der schlimmsten:

„Saget, seit gestern, Liebliche Schwestern,
Wie mir geschah, Liebchen ist da!“

Weiteres aus der sonnigen Pfalz! Ein sinniger Kaplan, dem der Religionsunterricht offenbar zu wenig Gelegenheit bietet, sein volles Herz auszuschütten, oder dem der Stoff beizeiten ausging, fügte seinem Unterricht in der höheren Töchterschule zu Ludwigshafen „Staatsrechtslehre“ ein und verzapfte an 12jährige Mädchen folgende Weisheit: „Der Papst ist die Sonne und der Kaiser der Mond; dieser bekommt sein Licht von der Sonne — also vom Papst, sonst könnte ja der Mond, der Kaiser — nicht leuchten; deshalb steht der Papst auch über dem Kaiser“. Man sollte dem Manne einen Lehrstuhl der Logik einräumen; denn seine Beweisführung ist glänzend.

In Zweibrücken fand am 27. Mai eine Berufungsverhandlung statt, die in mehr als einer Hinsicht interessant war. Der Bürgermeister und 7 Gemeinderäte hatten gegen ihren Pfarrherrn Fridolin Schuler von Martinshöhe (bei Hamburg) Privatklage wegen verleumderischer Beleidigung gestellt. Während der Gemeindewahl war nämlich ein anonymes Flugblatt den Leuten unter die Haustüre geschoben worden, in denen es unter andern Verdächtigungen hieß: „Wüstlinge, die der Ehre der Frauen schon zu nahe getreten“; „Traurige Vergangenheit“; „Profit in die eigene Tasche“ u. dgl. In der ersten amtsgerichtlichen Verhandlung hatte der ehrsame Pfarrer hoch und teuer versichert, er wisse von dem Flugblatt nichts, kenne natürlich auch die Verfasser und Verbreiter nicht. Als aber nun die Berufungsverhandlung begann, was tat der fromme Knecht Fridolin? Er entschloß sich zu einem Vergleich, indem er zugab, der Urheber jener Schmähschrift gewesen zu sein, und die darin enthaltenen Beleidigungen bedauernd zurücknahm. Bernhard Brigl hat wieder einmal recht bekommen: „Die Politik verdirbt den Charakter“.

Randbemerkungen.

Die Stellung zur Sozialdemokratie

ist für die Konservativen das Schibboleth des Tages, nach welchem sie die Geister scheiden. Wenigstens stellen

Digitized by Google

sie sich so und machen ein Geräusch dabei, als gäbe es auf der weiten Welt keine Frage von Belang neben dieser. Man begreift das vollkommen. Denn hier ist das einzige Mittel geboten, die Schwankenden und Zögernden vom Kampfe gegen die Übergriffe der extremen Rechten abzulenken und zurückzuhalten. Sobald die Parteien des Liberalismus die Front nach rechts als die aktuellere und dringlichere ihrer beiden von Natur gebotenen Fronten erkennen, versteht sich von selbst, daß sie, rein äußerlich betrachtet, vorübergehend die gleiche Front haben wie die Sozialdemokratie, die von Natur lediglich nach rechts kämpfen kann. Bleibt man im Bilde und denkt sich etwa den Liberalismus gegen rechts vorrückend, hinter sich die am linken Flügel stehende Sozialdemokratie, so hat es ja dann allerdings einen trügerischen Schein der Berechtigung, die Liberalen als „Schrittmacher der Sozialdemokratie“ zu bezeichnen, und es ist kein Wunder, daß eine Partei, die so unbedenklich in der Wahl ihrer Mittel ist, wie die extreme Rechte sich dieses Schlagwort ausgiebig zu Nutze macht. Aber der Schein seiner Berechtigung ist eben nur ein Trug. Denn faktisch ist ja die symbolische Gruppierungsweise von „links“ und „rechts“ als ein Auseinanderstreben nach zwei Seiten gedacht, als ein Ziehen am entgegengesetzten Strang. Im Bilde des Kampfes dagegen müßten die Extreme sich einander am nächsten befinden, und die Front der Liberalen gegen rechts würde höchstens hinter den Sozialdemokraten marschieren, nicht aber ihren Schrittmacher spielen. So dienen schiefe Bilder dem Volksbetruge. Die Lügenhaftigkeit der Phrase vom Schrittmachertum wird am besten darin klar, daß die Sozialdemokratie sie selber ebenso willkommen heißt, wie sie den fanatischen Konservativen willkommen ist. Kann sich doch gerade jetzt erst die extreme Linke mit einem Schein des Rechtes hinter dem Liberalismus verstecken und so für ihre Harmlosigkeit Propaganda machen. Überall wo durch Zufall die Sozialdemokratie mit dem Liberalismus zusammengegangen ist, sagt sie mit Berufung auf die Rechte: Seht, wir tun ja nur, was auch die Bürgerlichen wollen. Die Rechte aber ruft mit Berufung auf die Sozialdemokratie entrüstet: Seht, die Liberalen sind in Wahrheit die reinen Sozialdemokraten! Und was das Kläglichste ist, die Regierung kann sich trotz allen Willens, über den Parteien zu stehen, nicht dazu aufraffen, auch hier Unparteilichkeit und Gerechtigkeit zu markieren. Die alte Angst vor den Konsequenzen des parlamentarischen Wesens und seiner notwendigen Eigentümlichkeiten läßt sie nicht los. Sie sitzt ja zwar selber im Glashause, denn praktisch akzeptiert auch sie, wie jüngst bewiesen, die sozialdemokratische Mitarbeit. Aber um Gottes willen, nur das nicht eingestehen, lautet ihr mutiger Wahlspruch. So hat sie sich durch die konservativen Drohungen denn wirklich dahin bringen lassen, auf einmal gleich drei feierliche Ableugnungen vorzunehmen, noch bevor der Hahn oder der Heydebrand zum dritten Male gekräht hatte. Daß der Kaiser eine Unterredung mit Macdonald gewünscht habe und daß Bethmann mit Franck gesprochen, wird nach Befehl abgeschworen. Und zum Überfluß noch die Hansabundrede Rießers zum Anlaß genommen, der Rechten tröstlich zu versichern, daß auch der Regierung die Stellung des Hansabundes zur Sozialdemokratie nicht ganz koscher erscheine. Die Regierung sollte wirklich den Hansabund und die Überagrarier ihre Sache allein ausfechten lassen, oder aber konsequent Partei ergreifen. Mit der versteckten und furchtsamen Liebedienerei vor Herrn v. Heydebrand wird sie die Gegensätze nicht überbrücken, sondern die Summe des Mißtrauens nur vermehren. Die Pointe der politischen Situation ist die, daß die Front nach links gegenwärtig nicht die dringlichere ist, sondern die andre, die nach rechts. Alles andre, ob die Sozialdemokratie erziehbar sei oder nicht, ist nebensächlich. Da aber die Leute theoretische Abstecher und Meinungsäußerungen zu dieser Nebenfrage offenbar aus Furchtsamkeit oder Böswilligkeit mißverstehen, sollte man sie sich lieber schenken und immer nur das Eine, Positive, betonen, was Not ist. Damit übrigens auch diese Zeilen nicht „mißverstanden“ werden, sei ausdrücklich betont, daß wir die Sozialdemokratie nicht für erziehbar halten, wenigstens nicht durch die jetzigen politischen Kämpfe. Was die Jahrhunderte aus ihr machen werden, wissen die Götter. W.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

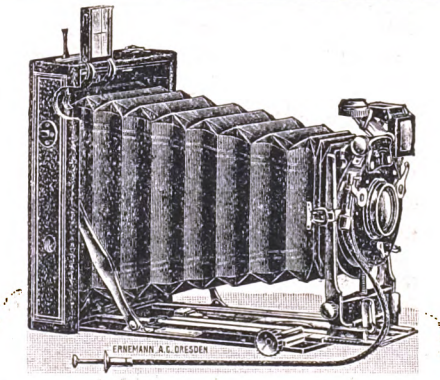
Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ∴ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —



ERNEMANN Cameras

und Objektive genießen Weltruf! Sie sind erstklassig und preiswürdig! Illustrierter Katalog kostenlos!

Verlangen Sie Beteiligungs-Bedingungen zum 1000 Mark Preisausschreiben 1911

Heinr. Ernemann A. G., Dresden 260

Digitized by Google

Wer hat Recht?

Der Tarifbruch bei Scherl hat selbstredend eine sozialpolitische Debatte über den Wert der Tarifverträge entfesselt. Denn die Gelegenheit zu sagen: Da seht ihr, was das Zeug wert ist, war für die grundsätzlichen Gegner der Tarifverträge zu günstig. An sich würde eine Disziplinlosigkeit von 37 Arbeitern nichts gegen den Wert der Tarife beweisen. Standen sie doch im Gegensatz zu ihren eigenen Obmännern und Vorständen. Bedenklich aber ist allerdings die Beobachtung gewesen, daß die Drucker der andern beteiligten Verlage das Einspringen für tarifbrüchige Kollegen als Streikbrecherarbeit bezeichneten und daß selbst die Redaktion des „Vorwärts" sie darin begünstigt hat. Denn offenbar wider besseres Wissen schrieb der „Vorwärts", Ullstein und Mosse hätten die „direkte Unwahrheit" gesagt mit der Behauptung, ihre Zeitungen hätten nicht erscheinen können, weil ihre Leute sich weigerten, die Scherlschen Blätter herzustellen. Nur „die Streikarbeit" hätten sie ja verweigert. Ullstein und Mosse hätten also ihre Lieferung rein freiwillig eingestellt. Diese Deduktion ist nichts andres als selber eine direkte Unwahrheit und damit — auch abgesehen von dem akzeptierten Ausdruck „Streikarbeit" — eine direkte Begünstigung der Tarifbrecher. Ullstein und Mosse *konnten* in der Tat ihre Blätter nicht erscheinen lassen, weil ihre Leute die „Streikarbeit" verweigerten. Denn sie hatten sich vertragsgemäß mit Scherl solidarisch erklärt. Da saß der Haken. Weiter schrieb der „Vorwärts": Das Solidaritätsgefühl der Arbeiter (mit den Tarifbrüchigen!) trete man mit Füßen, aber dieses Solidaritätsgefühl der Unternehmer preise man entzückt, und sprach von „Krokodilstränen über den geschändeten Tarifgedanken". Allerdings, wenn der Tarifgedanke selbst den geistigen Führern der Arbeiterschaft so wenig wert ist, wie soll man da von der Masse Disziplin verlangen! Die sozialdemokratische Arbeiterschaft darf sich nicht wundern, wenn ihr geliebtes und geheiligtes Leiborgan in dieser Weise die bürgerlichen Parteien direkt *zur Verachtung und Geringschätzung ihres Niveaus* erzieht. W.

* * *

Das „einige" Italien.

Die nationalen Festlichkeiten in Italien haben eine versöhnungsduselige Stimmung hervorgerufen, die in den letzten Tagen ein etwas seltsam geratenes Kind zeitigte. Der Präsident der römisch-katholischen Gesellschaft hat eine Adresse an den Papst gerichtet, in der er um den Segen der Kirche bittet. Selbstverständlich willfahrte der XIII. Leo dieser an sich überflüssigen Bitte, und zwar in einem eigenhändigen Schreiben; aber er tat noch ein Übriges, indem er in die üblichen katholischen Lamentationen ausbrach und mit den „unfehlbaren" Worten schloß: „auch er bitte Gott, daß er die Tage der Drangsal kürze und alle jene bekehre und unter die Fittiche seines Erbarmens nehme, die die katholische Kirche bekämpfen". Wenn der gute Leo XIII. trotz seiner Unfehlbarkeit hier doch nur nicht fehl geht ... Es soll nämlich die Mehrzahl der Gegner der römisch-katholischen Kirche aus überzeugten und selbstbewußten Männern bestehen, und unter diesen wieder soll es gar nicht wenige geben, die sich auch nicht den Pfifferling daraus machen, sich unter die päpstlichen Fittiche des göttlichen Erbarmens verkriechen zu können; im Gegenteil, sie sollen sogar froh sein, der „himmlischen" Bruthitze und Dunkelheit zur freien, frischen Luft und zum hellen, klaren Licht des Tages entronnen zu sein.

* * * L. K. F.

August Sperls Bücher

Unter den Erzählern, die während der letzten Jahrzehnte bei uns aufgetreten sind, hat August Sperl sich in raschem und kühnem Vorgehen eine Stellung errungen, wie sie gleich angesehen nur selten einem seiner Genossen zuteil geworden ist. Seine Romane und Erzählungen sind Kunstwerke in jedem Sinne, wie denn ihr Urheber das freie dichterische Schaffen auch da betätigt hat, wo es sich nicht um die Darstellung der geschichtlichen Vergangenheit, sondern um die des frisch pulsierenden Lebens der Gegenwart handelt.

Bei der **Deutschen Verlags-Anstalt** in **Stuttgart** sind erschienen:

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. Billige Ausgabe. 12. Aufl. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

„Ich rechne dies Buch zu den besten Erzählungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche, die wir haben. Warmherzig ist dies Bild aus der Zeit der Rekatholisierung der Oberpfalz im Dreißigjährigen Krieg geschrieben. Aber nicht sentimental. Schlimm wär's, wenn man so etwas unbewegten Herzens erzählen könnte! Fromm ist's auch geschrieben, aber mannhaft fromm und nicht erbaulich-phrasenhaft. Vor allem aber: ich kenne sonst kein Buch, das uns die seelischen Leiden, mit denen die Evangelischen unter solchem Glaubenszwang zu kämpfen hatten, so glaubhaft geschichtstreu zur Wirkung brächte wie dies. Auch unter Sperls übrigen Romanen ragt Hans Georg Portner nicht unbedeutend hervor. Ausgezeichnete Familienlektüre für evangelische Häuser. Wenn auch andere es lesen wollten, — um so besser!"

Pastor Lic. Dr. M. Schian in der „Christlichen Welt".

Richiza. Roman. 6. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit. 5. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

Kinder ihrer Zeit. Geschichten. 4.—5. Tausend. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte. 5. Auflage. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts. Geheftet M 8 50, gebunden M 10.—

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Abel, Berlin. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google